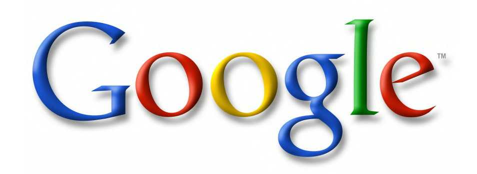
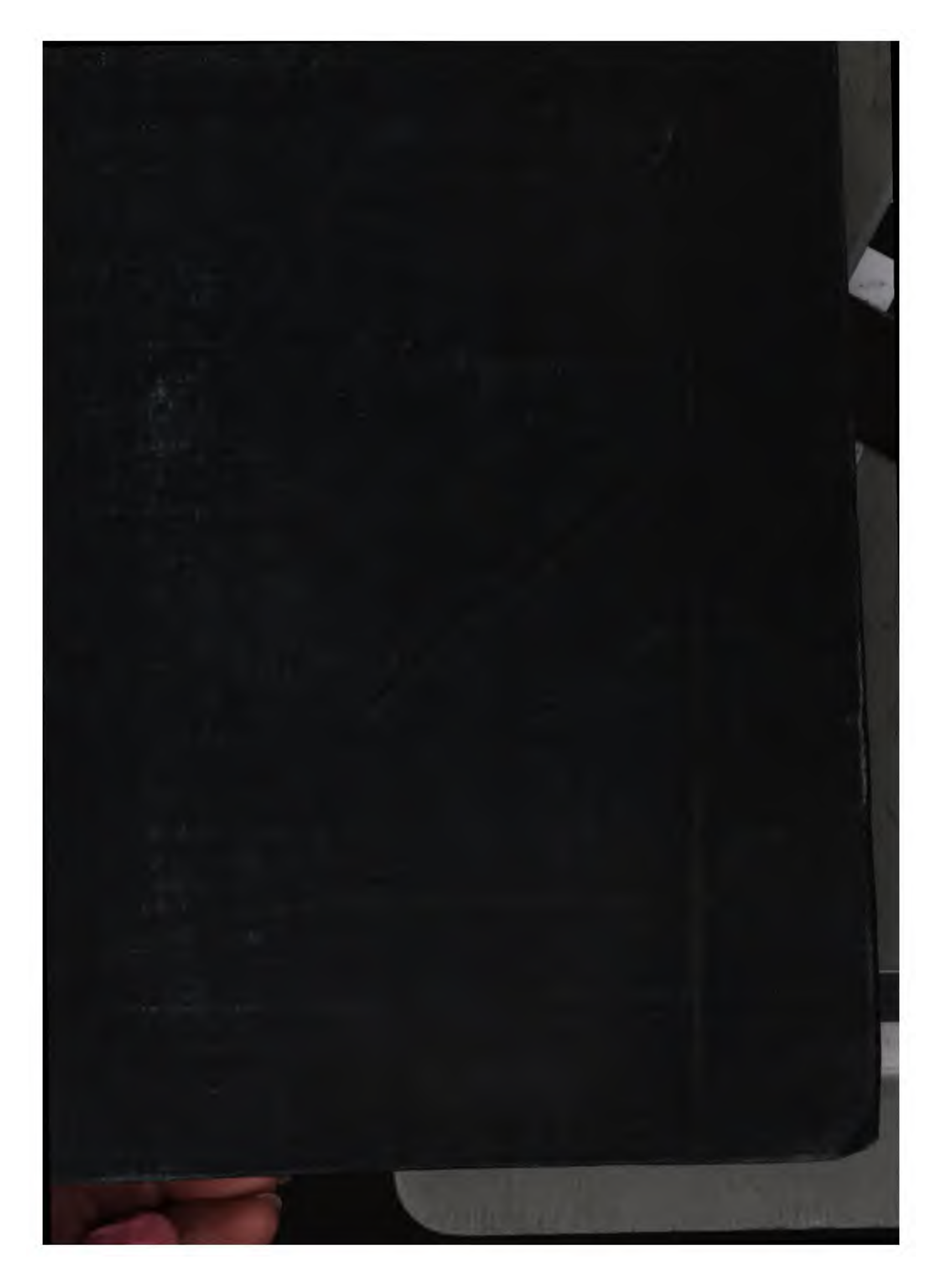
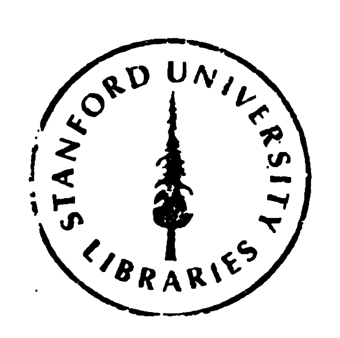





STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Mehr nicht erschienen Selten!

Diesch 2383
Nicht bei [illegible]

Die

Wiener Boten.

Deutsche Wochenschrift

für

Politik und Literatur.

Herausgegeben unter Mitwirkung mehrer Publicisten

von

Kolisch, Gritzner, Franck und Engländer.

1. Jahrgang.

Erster Band.



Leipzig,
Druck von Otto Wigand.
1849.



Einleitung. — Plan der Zeitschrift.

Aus der Heimath vertrieben, werden wir in diesen Blättern getreu unsrer Ueberzeugung, den Kampf fortsetzen, den wir dort unter günstigeren Verhältnissen begonnen, wir bleiben auf der Seite des Rechtes, ob es unterdrückt oder siegreich, und wir werden zeigen, daß die Gefahr, die unser Leben bedrohte, nicht vermocht hat, uns einzuschüchtern, oder unsere glühenden Gefühle für die mißhandelte Freiheit zu schwächen; wir werden aber auch zugleich beweisen, daß wir trotz den an unserer Parthei geübten Gräuelthaten keinem persönlichen Hasse oder blutigen Rachegelüsten Raum geben, daß wir bei jedem Angriffe und Widerstande den humanen Standpunkt als den höchsten erachten, und diesen werden wir bei dem Kampfe für die große, heilige Sache, dem wir alle unsere Kräfte widmen, nie aus dem Auge verlieren, ohne uns von den schmerzlichen Erinnerungen beirren zu lassen.

Es wird eine unsrer Hauptaufgaben sein, die deutschen Provinzen Oestreichs für Deutschland, dem sie nun ein für allemal durch Sprache, Sitte, Sympathie angehören, zurückerobern zu helfen. Wir halten die Lösung dieser Aufgabe in unserm Vaterlande für unumgänglich nothwendig zum Bestande der Freiheit, denn in Oestreich steht die Freiheit mit dem Deutschthume in innigstem Zusammenhange. Indem wir uns hier auf denjenigen Standpunkt stellen, auf den uns der Gang der jüngsten Geschichte als den jetzt richtigen gewaltsam hineinreißt, nämlich auf den Standpunkt der Nationalitäten — denken wir an keine Oberherrlichkeit der einen oder anderen und bleiben aller Deutschthümelei fremd. Wir betrachten die Magyaren als unsere Mitkämpfer, als unsere Bundesgenossen, weil wir beide dieselben Feinde haben: den Absolutismus und das ihm scheinbar dienende Slaventhum. Wir hassen die Slaven nicht, die lächelnd dem Falle Wiens zusahen, und im Geiste schon den Deutschen als ihren Heloten erblickten.

Wenn wir aber ihre stumpfsinnige Verblendung bedauern, in der sie vermeinen, in den Trümmern d e u t s c h e r Freiheit werde die s l a v i s c h e Freiheit Wurzel fassen, und nicht einsehen, daß jene eiserne Hand die i h r e r Hilfe bedurfte, um u n s das Theuerste zu entreißen, über kurz oder lang auch sie zermalmen werde — so müssen wir sie doch als unsere Feinde betrachten, und werden ihnen als solchen mit aller Macht entgegentreten. Uebrigens halten wir den Zeitpunkt nicht mehr für sehr fern, wo die j e t z t siegestrunkenen Slaven begreifen

werden, daß auch sie so gut wie wir die Betrogenen sind, sie werden es erkennen, daß nur die Verbindung der Völker ihnen Heil bringen kann, und sie werden uns die Hand bieten, damit wir gemeinsam die herrschende Politik paralysiren. —

So wie wir es schon früher gethan, werden wir fort und fort für die Unabhängigkeit und Einigung Italiens einstehen, das ja nach demselben Ziele ringt, wie Deutschland. —

Wie Ungarn betrachten wir Frankreich als den natürlichen Bundesgenossen Deutschlands. Wir werden die Entwickelung des demokratischen Prinzipes dort mit Vorliebe verfolgen, weil Deutschland, sagen wir es offen, von Frankreich viel gelernt hat, und noch viel lernen wird. —

Wir werden die Sache der Menschheit, die Sache der **Freiheit** vertreten, in welcher Sprache sie immer zum Ausdrucke kommt; aber unerbittlich werden wir gegen alle kämpfen, die **Freiheiten** wollen und sie auf Kosten Andrer monopolisiren möchten, und wir werden diesen Feinden überall mit offenem Visire entgegentreten, mögen sie in den Spalten der Times oder des österreichischen Lloyd, unter der Firma des Panslavismus oder des spezifischen Spießbürgerthums zu finden sein, unter dem vergilbten Panniere des „historischen Rechtes," oder unter den farblosen Gestalten des Centrums. — —

Wir haben es nicht nöthig, uns hier für eine bestimmte Staatsform zu entscheiden, weil mit dem Namen nichts gesagt ist, und unterlassen es deshalb, in dieser Beziehung ein Schlagwort zu wählen, aber wir werden die Lüge bekämpfen, wo wir sie treffen, wir werden für die Wahrheit eintreten, von woher sie auch immer kommen möge, und sollten wir sie in den Hütten vermissen, so werden wir sie am Throne suchen.

Wir erkennen, daß die gegenwärtigen gesellschaftlichen Zustände durch und durch krankhaft sind; das immer auffallender hervortretende Mißverhältniß zwischen Arbeit und Erwerb schmerzt uns tief, denn unser Herz ist in sofistischen Frasen und dyplomatischen Trostgründen noch nicht erkaltet. Wir glauben, je weiter der Pauperismus seine dürren Arme in die Gesellschaft streckt, um so drohender tritt die zum modernen Popanz gebrauchte Anarchie in furchtbarer Wirklichkeit der ruhigen und humanen Entwickelung entgegen, und der behäbige Bürger der die Armuthsfrage wegleugnet, weil er sie nicht sehen will, haucht **selbst** dem Popanze Leben ein. Es muß in dieser Beziehung ein neuer Rechtszustand geschaffen, der deutsche Pfahlbürger muß seiner traurigen Verblendung entrissen werden und einsehen lernen, was ihm und uns allen frommt, wenn die Sache unserer verrosteten und längst überlebten, gesellschaftlichen Verhältnisse nicht einen Weg nehmen soll, den wir selbst nicht wünschen.

Endlich wollen wir zu Gericht sitzen über die zahllosen Entstellungen und absichtlichen Verläumdungen, die durch ihren Gifthauch die großen Ereignisse der jüngsten Vergangenheit, namentlich in unserer blutig entwaffneten Vaterstadt umnebeln. —

So wollen wir kämpfen nach unserer Ueberzeugung offen und ehrlich wie wir es gewohnt sind, für eine gute Sache, die, wenn auch wir vielleicht unterliegen sollten, siegen wird und siegen muß, weil sie eben **gut** ist.

Leipzig, im December 1848.

Die Redaktion.

Der österreichische Reichstag.

Es ist die trübseligste Volksvertretung, die derzeit in Kremsier ihr Schattenleben fristet, und die jetzt so wenig ihre Ohnmacht zu erkennen scheint, wie sie ehemals ihre Macht erkannt.

Die Majorität dieser Reichsversammlung gehört ihrer Ueberzeugung und Fähigkeit, ihrem tiefinnersten Wesen nach der vergangenen Zeit an, sie hat deren Dogmen in ihr Blut und Leben aufgenommen; wie kann man von ihr erwarten, daß sie sich, so schnell und plötzlich für die neue Zeit, ihre Nothwendigkeiten und Gesetze metamorphosirt! Sie war und ist der bei weitem schwächere Theil der Regierung, anstatt der stärkere, überlegene zu sein, als das Ergebniß des Sieges über den andern.

Mangel an politischer Bildung und Einsicht, wie er in einem Staate natürlich ist, wo dem Bürger Unterlassung politischen Redens und Denkens zur ersten und Hauptbedingung des Wohlstandes gemacht wurde. — Unredlichkeit und Bestechlichkeit, welche die Basis und die Pfeiler des alten österreichischen Staates bildeten — und endlich Inconsequenz, welche mit dem Mangel an einem fertigen, sittlichen Grundprinzip im nothwendigen Zusammenhange steht, machen den Charakter der österreichischen Kammer aus. Die Wahlen der Volksvertreter wurden meist nach der alten Norm vorgenommen, es wurde an die Vertrauensmänner der alte Polizeimaßstab angelegt.

In Wien selbst, wo die Freiheitsbewegung begann, und mit der Schnelligkeit des Gedankens sich fortbildete, wurde in den Bezirken, wo das wohlhabende Bürgerthum, zu welchen auch die höhere Bureaukratie zu rechnen ist, den Ausschlag gab, ein Leopold Neumann, ein Neuwall, ein Baron Wessenberg gewählt! —

Die Czechen behielten bei den Deputirtenwahlen lediglich ihre Nationalität, an der sie kranken, im Auge.

In Galizien haben bethörte Bauern ihre eigene Sache verrathen, sie haben sich selbst, folglich blutige Verräther der eigenen Freiheit, zu Abgeordneten, und den Grafen Stadion zu ihrem Oberhaupte, zum Wegweiser in der Kammer gewählt.

Einige polnische Deputirte, die von ihrem Volke, ihrer ruhmwürdigen Vergangenheit halber, gewählt wurden, bildeten den demokratischen Gipfelpunkt der Kammer; sie brachten die bedeutendste Fähigkeit und eine abgeschlossene, fertige, politische Einsicht mit, die in Gefahren und blutigen Kämpfen sich gebildet, den rechten Haß und die rechte Liebe erzeugt hat. Smolka, Zemialkoffki, Ubitzki, Borkofski, Fedorowich, Sierakofski, sind tüchtige, wackere Kämpen für die Rechte und die Freiheit des Volkes, die ihre brennenden, nationalen Wehen der höhern Nothwendigkeit unterzuordnen wissen.

Der Majorität der Kammer fehlt es an einer festen Ueberzeugung, an dem staatsmännischen Scharfblick, und an der subtilen, politischen Empfindlichkeit, wie sie sich im Wiener Volke findet, so daß sie weder zu erforschen noch zu errathen im Stande war, was der Moment verlange, was der Moment gebiethe; daher das haltlose, inconsequente Herum-

tappen in der Kammer, das einer streng konsequenten, unverrückbaren, auf jedem Wege zum Absolutismus hinarbeitenden Regierung sehr zu Statten kommen mußte.

Der österreichische Reichstag ist weder republikanisch, noch konstitutionell, noch absolutistisch gesinnt, das Letztere in so ferne nicht, als er sonst seine Existenz wegleugnen, aufheben müßte. Selbst Borrosch, eine Zeit lang Führer der Opposition, ist Anhönger einer politischen Vernunftreligion, der die Logik fehlt und die keine bestimmte entschiedene Richtung verfolgt. Die größere Zahl im Reichstage ist vielleicht mit dem schwebenden, elastischen Ausdruck: freisinnig zu bezeichnen; das heißt: sie hat erkannt, hie und da sogar leise ausgesprochen, der alte Staat sei fehlerhaft, ohne daß es ihr aber im Entferntesten beigekommen wäre, den Urgrund der Uebel an diesem Staate ermitteln, antasten oder gar aufheben zu wollen; sie schloß vielmehr mit heiliger Scheu die Augen, sobald ein Finger auf diesen Urgrund hinzeigte.

Eine große Zahl im Reichstag mag es wohl fühlen, daß sie mit ihrem Wissen und Können nicht in die neue Schöpfung tauge, und kann daher eine radikale Umgestaltung der Dinge, wie nothwendig, wie unerläßlich sie auch sei, nicht zulassen, viel weniger hervorrufen.

Der Konstitutionalismus, den man nach Gefallen zäumen kann, wurde zum beliebten Steckenpferde aller Partheien, auf welchem jede nach ihrer eignen Weise zu reiten sich anstellte oder wirklich ritt. Es ist kein Einziger in der Kammer, dessen Verlangen und Wirken über die konstitutionelle Regierungsform hinausreichte und dennoch gab es Uneinigkeit, Konflikte, Spaltungen; ein Beweis, daß die Reaktion in der Kammer soviel als möglich zum Absolutismus drängte.

Es hat die Gelegenheit gar nicht lange auf sich warten lassen, welche es unwiderleglich ergab, daß die Mehrheit der österreichischen Kammer mit ihrem Verlangen nnd Wirken hinter der konstitutionellen Regierung zurückblieb, weder die Form noch das Wesen derselben begriff, ja ihre Hauptaufmerksamkeit, anstatt auf die freie Entwickelung der von ihnen vertretenen Völker, auf die Erhaltung des österreichischen Gesammtstaates richtete, ohne Rücksicht auf die verwerflichsten, allen Begriffen von freier Entwickelung entgegenstreitenden Bedingungen, unter welchen allein diese unnatürliche Zusammensetzung möglich ist.

Die Kammer arbeitet für den Fortbestand des österreichischen Staats und folglich der Freiheit der Völker entgegen. Der Reichstag zu Wien hätte können, wäre er wirklich konstitutionell gesinnt gewesen, das vom Volke beabsichtigte Resultat der Oktoberrevolution auf friedlichem, parlamentarischem Wege erzielen und das entsetzliche Blutvergießen, den Fall der heldenmüthigen Stadt Wien, die entwürdigende Gamaschenherrschaft, die Lähmung des Volksgeistes, den traurigen Rückfall der vorangedrängten Verhältnisse im ganzen Staate verhindern. Die Majorität der Kammer hat aber im Gegentheile all die redlichen Bemühungen der Linken, dem Volke sein Recht, dem demokratischen Princip seine Geltung zu sichern, vereitelnd, die Revolution aufgestachelt, sie hat das Volk, das sich von seinen Vertretern verrathen sah, aus seinem Frieden, dem es sich hingegeben, gewaltsam gerissen, sie hat die Erbitterung dadurch gesteigert, daß sie die eindringlichsten Wahrheiten, die sie für die Sache des Volks gewinnen sollten, zurückwies, und die Regierungsgewalt bei jedem Uebergriff unterstützte.

Anstatt daß Bach, der Hofadvokat gegen das Volk, das Vertrauen der Kammer sogleich verloren hätte, als er am 2. September die Souveränität des Volks negierte, als er die Demokratie in Wien verläumdete, fand er die Unterstützung derselben und Borrosch verpuffte seine scharf geschliffenen Interpellationen, ohne durch die stumpfe, hämische Stupidität eines Jonak, Trojan, Furcher, des Herrn von Tinnfeld oder durch die tückische Selbstsucht eines Mayer (Cajetan), Helfert, Doliak, Lassen, bringen zu können. Das Ministerium Doblhoff wurde von der Kammer gehalten, trotz dem Minister Schwarzer, über dessen Karakter selbst das bürgerliche Leben den Stab gebrochen, der nicht einmal gehaßt, sondern nur verachtet wurde, dessen erste That Bürgerblut kostete; — das Ministerium wurde gehalten, trotzdem es gewagt, die von der Kammer anerkannte Mai-Revolution auszustreichen, indem es die preußische Vereinbarung in die österreichische Kammer zu schmuggeln gewagt, trotz Latour, der am dreizehnten September unwiderleglich bekundete, das er nach dem Blut des Volkes Gelüsten trage und der offenbar die Bajonette als oberstes Recht anerkannt wissen wollte.

Was die Kammer zu verhüten vermocht, und im Interesse der Dynastie mit Hintansetzung ihrer Würde unterlassen, brach herein: die Revolution und die Gegenrevolution des Oktobers. — Die Stimme des Volkes sprach im Sturme für sein unveräußerlich Recht; die Reaktion mit ihren Söldlingen antwortete mit Blut.

Die armselige, muthlose Kammer stand schüchtern und unschlüssig zwischen den zwei Gewalten, weil sie ihre Macht und ihre Sendung, ihre Pflicht und Aufgabe nicht erkannt, weil sie ihre Bedeutung, das Gewicht ihrer Entscheidung nicht begriffen.

Sie hatte es in trostloser Unfähigkeit, im selbstsüchtigen Diensteifer für die Dynastie dem Volke überlassen, sich für den Konstitutionalismus der Tyrannei gegenüber ins Feld zu stellen.

All das Walten und Wirken des Reichstages lag plötzlich, wie eine ausradirte Nulle vor ihm; aber er blieb vermöge seines Ursprungs, vermöge seines Wurzelns so ehrwürdig, daß sich die empörten Volkselemente vor ihm beugten, von ihm Ordnung und Gesetz, Maß und Leitung verlangten. — Die allmächtig gewordene Lüge nennt diese vertrauende Fügsamkeit, dieses friedliche Begehren — Anarchie. Der Reichstag zu Wien blieb in den gewaltigen großen Momenten eben so schwach und klein, wie er es sonst gewesen.

Der Reichstag hat unumstößlich dargethan, daß er weder zu siegen noch zu fallen verstehe, und da diese zwei Künste unerläßlich für diejenigen sind, die derzeit das Volk vertreten wollen, so ergiebt sich hieraus, daß die österreichische Kammer untauglich sei.

Die Bewegung des 6. Oktobers zuckte wie ein Blitzstrahl in die Reichsversammlung zu Wien, so daß sie galvanisch belebt wurde und den Sieg des Volkes, an dem sie weiter keinen Theil hatte, als daß sie ihn entflammen geholfen, auf Augenblicke mitfühlte.

Der Reichstag zu Wien hat es nicht eingesehen, daß die Volksbewegung vom 6. Oktober nichts als ein kühner Griff in die Speichen der Contrerevolution gewesen, die sich organisirt und befestigt hatte und zu arbeiten angefangen.

Der Reichstag hat die Erscheinungen oberflächlich betrachtet und deren innere eigentliche Bedeutung, deren Zusammenhang und Ursache außer Acht gelassen, sonst hätte ihm wohl bei den erstem Symptomen des Kampfes klar werden müssen, von welcher Seite der

Mehr nicht erschienen

Selten!

Diesch 2383

Nicht bei [illegible]

Die

Wiener Boten.

Deutsche Wochenschrift

für

Politik und Literatur.

Herausgegeben unter Mitwirkung mehrer Publicisten

von

Kolisch, Gritzner, Franck und Engländer.

1. Jahrgang.

Erster Band.



Leipzig,
Druck von Otto Wigand.
1849.



Einleitung. — Plan der Zeitschrift.

Aus der Heimath vertrieben, werden wir in diesen Blättern getreu unsrer Ueberzeugung, den Kampf fortsetzen, den wir dort unter günstigeren Verhältnissen begonnen, wir bleiben auf der Seite des Rechtes, ob es unterdrückt oder siegreich, und wir werden zeigen, daß die Gefahr, die unser Leben bedrohte, nicht vermocht hat, uns einzuschüchtern, oder unsere glühenden Gefühle für die mißhandelte Freiheit zu schwächen; wir werden aber auch zugleich beweisen, daß wir trotz den an unserer Parthei geübten Gräuelthaten keinem persönlichen Hasse oder blutigen Rachegelüsten Raum geben, daß wir bei jedem Angriffe und Widerstande den humanen Standpunkt als den höchsten erachten, und diesen werden wir bei dem Kampfe für die große, heilige Sache, dem wir alle unsere Kräfte widmen, nie aus dem Auge verlieren, ohne uns von den schmerzlichen Erinnerungen beirren zu lassen.

Es wird eine unsrer Hauptaufgaben sein, die deutschen Provinzen Oestreichs für Deutschland, dem sie nun ein für allemal durch Sprache, Sitte, Sympathie angehören, zurückerobern zu helfen. Wir halten die Lösung dieser Aufgabe in unserm Vaterlande für unumgänglich nothwendig zum Bestande der Freiheit, denn in Oestreich steht die Freiheit mit dem Deutschthume in innigstem Zusammenhange. Indem wir uns hier auf denjenigen Standpunkt stellen, auf den uns der Gang der jüngsten Geschichte als den jetzt richtigen gewaltsam hineinreißt, nämlich auf den Standpunkt der Nationalitäten — denken wir an keine Oberherrlichkeit der einen oder anderen und bleiben aller Deutschthümelei fremd. Wir betrachten die Magyaren als unsere Mitkämpfer, als unsere Bundesgenossen, weil wir beide dieselben Feinde haben: den Absolutismus und das ihm scheinbar dienende Slaventhum. Wir hassen die Slaven nicht, die lächelnd dem Falle Wiens zusahen, und im Geiste schon den Deutschen als ihren Heloten erblickten.

Wenn wir aber ihre stumpfsinnige Verblendung bedauern, in der sie vermeinen, in den Trümmern deutscher Freiheit werde die slavische Freiheit Wurzel fassen, und nicht einsehen, daß jene eiserne Hand die ihrer Hilfe bedurfte, um uns das Theuerste zu entreißen, über kurz oder lang auch sie zermalmen werde — so müssen wir sie doch als unsere Feinde betrachten, und werden ihnen als solchen mit aller Macht entgegentreten. Uebrigens halten wir den Zeitpunkt nicht mehr für sehr fern, wo die jetzt siegestrunkenen Slaven begreifen

werden, daß auch sie so gut wie wir die Betrogenen sind, sie werden es erkennen, daß nur die Verbindung der Völker ihnen Heil bringen kann, und sie werden uns die Hand bieten, damit wir gemeinsam die herrschende Politik paralysiren. —

So wie wir es schon früher gethan, werden wir fort und fort für die Unabhängigkeit und Einigung Italiens einstehen, das ja nach demselben Ziele ringt, wie Deutschland. —

Wie Ungarn betrachten wir Frankreich als den natürlichen Bundesgenossen Deutschlands. Wir werden die Entwickelung des demokratischen Prinzipes dort mit Vorliebe verfolgen, weil Deutschland, sagen wir es offen, von Frankreich viel gelernt hat, und noch viel lernen wird. —

Wir werden die Sache der Menschheit, die Sache der Freiheit vertreten, in welcher Sprache sie immer zum Ausdrucke kommt; aber unerbittlich werden wir gegen alle kämpfen, die Freiheiten wollen und sie auf Kosten Andrer monopolisiren möchten, und wir werden diesen Feinden überall mit offenem Visire entgegentreten, mögen sie in den Spalten der Times oder des österreichischen Lloyd, unter der Firma des Panslavismus oder des spezifischen Spießbürgerthums zu finden sein, unter dem vergilbten Panniere des „historischen Rechtes,“ oder unter den farblosen Gestalten des Centrums.——

Wir haben es nicht nöthig, uns hier für eine bestimmte Staatsform zu entscheiden, weil mit dem Namen nichts gesagt ist, und unterlassen es deshalb, in dieser Beziehung ein Schlagwort zu wählen, aber wir werden die Lüge bekämpfen, wo wir sie treffen, wir werden für die Wahrheit eintreten, von woher sie auch immer kommen möge, und sollten wir sie in den Hütten vermissen, so werden wir sie am Throne suchen.

Wir erkennen, daß die gegenwärtigen gesellschaftlichen Zustände durch und durch krankhaft sind; das immer auffallender hervortretende Mißverhältniß zwischen Arbeit und Erwerb schmerzt uns tief, denn unser Herz ist in sofistischen Frasen und dyplomatischen Trostgründen noch nicht erkaltet. Wir glauben, je weiter der Pauperismus seine dürren Arme in die Gesellschaft streckt, um so drohender tritt die zum modernen Popanz gebrauchte Anarchie in furchtbarer Wirklichkeit der ruhigen und humanen Entwickelung entgegen, und der behäbige Bürger der die Armuthsfrage wegleugnet, weil er sie nicht sehen will, haucht selbst dem Popanze Leben ein. Es muß in dieser Beziehung ein neuer Rechtszustand geschaffen, der deutsche Pfahlbürger muß seiner traurigen Verblendung entrissen werden und einsehen lernen, was ihm und uns allen frommt, wenn die Sache unserer verrosteten und längst überlebten, gesellschaftlichen Verhältnisse nicht einen Weg nehmen soll, den wir selbst nicht wünschen.

Endlich wollen wir zu Gericht sitzen über die zahllosen Entstellungen und absichtlichen Verläumdungen, die durch ihren Gifthauch die großen Ereignisse der jüngsten Vergangenheit, namentlich in unserer blutig entwaffneten Vaterstadt umnebeln. —

So wollen wir kämpfen nach unserer Ueberzeugung offen und ehrlich wie wir es gewohnt sind, für eine gute Sache, die, wenn auch wir vielleicht unterliegen sollten, siegen wird und siegen muß, weil sie eben gut ist.

Leipzig, im December 1848.

Die Redaktion.

Der österreichische Reichstag.

Es ist die trübseligste Volksvertretung, die derzeit in Kremsier ihr Schattenleben fristet, und die jetzt so wenig ihre Ohnmacht zu erkennen scheint, wie sie ehemals ihre Macht erkannt.

Die Majorität dieser Reichsversammlung gehört ihrer Ueberzeugung und Fähigkeit, ihrem tiefinnersten Wesen nach der vergangenen Zeit an, sie hat deren Dogmen in ihr Blut und Leben aufgenommen; wie kann man von ihr erwarten, daß sie sich, so schnell und plötzlich für die neue Zeit, ihre Nothwendigkeiten und Gesetze metamorphosirt! Sie war und ist der bei weitem schwächere Theil der Regierung, anstatt der stärkere, überlegene zu sein, als das Ergebniß des Sieges über den andern.

Mangel an politischer Bildung und Einsicht, wie er in einem Staate natürlich ist, wo dem Bürger Unterlassung politischen Redens und Denkens zur ersten und Hauptbedingung des Wohlstandes gemacht wurde. — Unredlichkeit und Bestechlichkeit, welche die Basis und die Pfeiler des alten österreichischen Staates bildeten — und endlich Inconsequenz, welche mit dem Mangel an einem fertigen, sittlichen Grundprinzip im nothwendigen Zusammenhange steht, machen den Charakter der österreichischen Kammer aus. Die Wahlen der Volksvertreter wurden meist nach der alten Norm vorgenommen, es wurde an die Vertrauensmänner der alte Polizeimaßstab angelegt.

In Wien selbst, wo die Freiheitsbewegung begann, und mit der Schnelligkeit des Gedankens sich fortbildete, wurde in den Bezirken, wo das wohlhabende Bürgerthum, zu welchen auch die höhere Bureaukratie zu rechnen ist, den Ausschlag gab, ein Leopold Neumann, ein Neuwall, ein Baron Wessenberg gewählt! —

Die Czechen behielten bei den Deputirtenwahlen lediglich ihre Nationalität, an der sie kranken, im Auge.

In Galizien haben bethörte Bauern ihre eigene Sache verrathen, sie haben sich selbst, folglich blutige Verräther der eigenen Freiheit, zu Abgeordneten, und den Grafen Stadion zu ihrem Oberhaupte, zum Wegweiser in der Kammer gewählt.

Einige polnische Deputirte, die von ihrem Volke, ihrer ruhmwürdigen Vergangenheit halber, gewählt wurden, bildeten den demokratischen Gipfelpunkt der Kammer; sie brachten die bedeutendste Fähigkeit und eine abgeschlossene, fertige, politische Einsicht mit, die in Gefahren und blutigen Kämpfen sich gebildet, den rechten Haß und die rechte Liebe erzeugt hat. Smolka, Zemialkoffki, Ubitzki, Borkofski, Fedorowich, Sierakofski, sind tüchtige, wackere Kämpen für die Rechte und die Freiheit des Volkes, die ihre brennenden, nationalen Wehen der höhern Nothwendigkeit unterzuordnen wissen.

Der Majorität der Kammer fehlt es an einer festen Ueberzeugung, an dem staatsmännischen Scharfblick, und an der subtilen, politischen Empfindlichkeit, wie sie sich im Wiener Volke findet, so daß sie weder zu erforschen noch zu errathen im Stande war, was der Moment verlange, was der Moment gebiethe; daher das haltlose, inconsequente Herum-

tappen in der Kammer, das einer streng konsequenten, unverrückbaren, auf jedem Wege zum Absolutismus hinarbeitenden Regierung sehr zu Statten kommen mußte.

Der österreichische Reichstag ist weder republikanisch, noch konstitutionell, noch absolutistisch gesinnt, das Letztere in so ferne nicht, als er sonst seine Existenz wegleugnen, aufheben müßte. Selbst Borrosch, eine Zeit lang Führer der Opposition, ist Anhönger einer politischen Vernunftreligion, der die Logik fehlt und die keine bestimmte entschiedene Richtung verfolgt. Die größere Zahl im Reichstage ist vielleicht mit dem schwebenden, elastischen Ausdruck: freisinnig zu bezeichnen; das heißt: sie hat erkannt, hie und da sogar leise ausgesprochen, der alte Staat sei fehlerhaft, ohne daß es ihr aber im Entferntesten beigekommen wäre, den Urgrund der Uebel an diesem Staate ermitteln, antasten oder gar aufheben zu wollen; sie schloß vielmehr mit heiliger Scheu die Augen, sobald ein Finger auf diesen Urgrund hinzeigte.

Eine große Zahl im Reichstag mag es wohl fühlen, daß sie mit ihrem Wissen und Können nicht in die neue Schöpfung tauge, und kann daher eine radikale Umgestaltung der Dinge, wie nothwendig, wie unerläßlich sie auch sei, nicht zulassen, viel weniger hervorrufen.

Der Konstitutionalismus, den man nach Gefallen zäumen kann, wurde zum beliebten Steckenpferde aller Partheien, auf welchem jede nach ihrer eignen Weise zu reiten sich anstellte oder wirklich ritt. Es ist kein Einziger in der Kammer, dessen Verlangen und Wirken über die konstitutionelle Regierungsform hinausreichte und dennoch gab es Uneinigkeit, Konflikte, Spaltungen; ein Beweis, daß die Reaktion in der Kammer soviel als möglich zum Absolutismus drängte.

Es hat die Gelegenheit gar nicht lange auf sich warten lassen, welche es unwiderleglich ergab, daß die Mehrheit der östereichischen Kammer mit ihrem Verlangen nnd Wirken hinter der konstitutionellen Regierung zurückblieb, weder die Form noch das Wesen derselben begriff, ja ihre Hauptaufmerksamkeit, anstatt auf die freie Entwickelung der von ihnen vertretenen Völker, auf die Erhaltung des österreichischen Gesammtstaates richtete, ohne Rücksicht auf die verwerflichsten, allen Begriffen von freier Entwickelung entgegenstreitenden Bedingungen, unter welchen allein diese unnatürliche Zusammensetzung möglich ist.

Die Kammer arbeitet für den Fortbestand des österreichischen Staats und folglich der Freiheit der Völker entgegen. Der Reichstag zu Wien hätte können, wäre er wirklich konstitutionell gesinnt gewesen, das vom Volke beabsichtigte Resultat der Oktoberrevolution auf friedlichem, parlamentarischem Wege erzielen und das entsetzliche Blutvergießen, den Fall der heldenmüthigen Stadt Wien, die entwürdigende Gamaschenherrschaft, die Lähmung des Volksgeistes, den traurigen Rückfall der vorangedrängten Verhältnisse im ganzen Staate verhindern. Die Majorität der Kammer hat aber im Gegentheile all die redlichen Bemühungen der Linken, dem Volke sein Recht, dem demokratischen Princip seine Geltung zu sichern, vereitelnd, die Revolution aufgestachelt, sie hat das Volk, das sich von seinen Vertretern verrathen sah, aus seinem Frieden, dem es sich hingegeben, gewaltsam gerissen, sie hat die Erbitterung dadurch gesteigert, daß sie die eindringlichsten Wahrheiten, die sie für die Sache des Volks gewinnen sollten, zurückwies, und die Regierungsgewalt bei jedem Uebergriff unterstützte.

Anstatt daß Bach, der Hofadvokat gegen das Volk, das Vertrauen der Kammer sogleich verloren hätte, als er am 2. September die Souveränität des Volks negierte, als er die Demokratie in Wien verläumdete, fand er die Unterstützung derselben und Borrosch verpuffte seine scharf geschliffenen Interpellationen, ohne durch die stumpfe, hämische Stupidität eines Jonak, Trojan, Furcher, des Herrn von Tinnfeld oder durch die tückische Selbstsucht eines Mayer (Cajetan), Helfert, Doliak, Lassen, bringen zu können. Das Ministerium Doblhoff wurde von der Kammer gehalten, trotz dem Minister Schwarzer, über dessen Karakter selbst das bürgerliche Leben den Stab gebrochen, der nicht einmal gehaßt, sondern nur verachtet wurde, dessen erste That Bürgerblut kostete; — das Ministerium wurde gehalten, trotzdem es gewagt, die von der Kammer anerkannte Mai-Revolution auszustreichen, indem es die preußische Vereinbarung in die österreichische Kammer zu schmuggeln gewagt, trotz Latour, der am dreizehnten September unwiderleglich bekundete, das er nach dem Blut des Volkes Gelüsten trage und der offenbar die Bajonette als oberstes Recht anerkannt wissen wollte.

Was die Kammer zu verhüten vermocht, und im Interesse der Dynastie mit Hintansetzung ihrer Würde unterlassen, brach herein: die Revolution und die Gegenrevolution des Oktobers. — Die Stimme des Volkes sprach im Sturme für sein unveräußerlich Recht; die Reaktion mit ihren Söldlingen antwortete mit Blut.

Die armselige, muthlose Kammer stand schüchtern und unschlüssig zwischen den zwei Gewalten, weil sie ihre Macht und ihre Sendung, ihre Pflicht und Aufgabe nicht erkannt, weil sie ihre Bedeutung, das Gewicht ihrer Entscheidung nicht begriffen.

Sie hatte es in trostloser Unfähigkeit, im selbstsüchtigen Diensteifer für die Dynastie dem Volke überlassen, sich für den Konstitutionalismus der Tyrannei gegenüber ins Feld zu stellen.

All das Walten und Wirken des Reichstages lag plötzlich, wie eine ausradirte Nulle vor ihm; aber er blieb vermöge seines Ursprungs, vermöge seines Wurzelns so ehrwürdig, daß sich die empörten Volkselemente vor ihm beugten, von ihm Ordnung und Gesetz, Maß und Leitung verlangten. — Die allmächtig gewordene Lüge nennt diese vertrauende Fügsamkeit, dieses friedliche Begehren — Anarchie. Der Reichstag zu Wien blieb in den gewaltigen großen Momenten eben so schwach und klein, wie er es sonst gewesen.

Der Reichstag hat unumstößlich dargethan, daß er weder zu siegen noch zu fallen verstehe, und da diese zwei Künste unerläßlich für diejenigen sind, die derzeit das Volk vertreten wollen, so ergiebt sich hieraus, daß die österreichische Kammer untauglich sei.

Die Bewegung des 6. Oktobers zuckte wie ein Blitzstrahl in die Reichsversammlung zu Wien, so daß sie galvanisch belebt wurde und den Sieg des Volkes, an dem sie weiter keinen Theil hatte, als daß sie ihn entflammen geholfen, auf Augenblicke mitfühlte.

Der Reichstag zu Wien hat es nicht eingesehen, daß die Volksbewegung vom 6. Oktober nichts als ein kühner Griff in die Speichen der Contrerevolution gewesen, die sich organisirt und befestigt hatte und zu arbeiten angefangen.

Der Reichstag hat die Erscheinungen oberflächlich betrachtet und deren innere eigentliche Bedeutung, deren Zusammenhang und Ursache außer Acht gelassen, sonst hätte ihm wohl bei den erstem Symptomen des Kampfes klar werden müssen, von welcher Seite der

Angriff gemacht wurde, um welche bedeutende Alternative es sich in diesem Kampfe handelt, er hätte die Ueberzeugung gewinnen müssen, daß ihm keine andere Wahl geblieben, als sich entweder, eine Leiche, freiwillig selbst zu begraben, oder mit dem festen Entschluß, die Stelle einzunehmen, die ihm gebührt, an der Spitze des Volkes, und an dieser Stelle zu siegen oder zu fallen.

Die unerwartete Flucht des Kaisers am 7. Oktober, nachdem er in der Nacht am 6. einer Deputation der Kammer die Versicherung gegeben, den Wünschen des Volks und seiner Vertreter sich zu fügen, hätte den Reichstag über den wirklichen Stand der Dinge aufklären und die folgenden Ereignisse vorhersehen lassen müssen. Die vom Kaiser zurückgelassene Proklamation, welcher der Minister Kraus die Kontrasignatur zu verweigern für seine Pflicht hielt, konnte wohl für einen hingeschleuderten Fehdehandschuh gelten, der einen Kampf auf Tod und Leben mit der Freiheit ankündigte. Dieses Dokument konnte unmöglich einen Zweifel an der Absicht des Hofes übrig lassen. Darauf die Ankunft des Banus Jelachich des nach dem Ausspruche Latours „nicht österreichischen" Feldherrn auf österreichischem Gebiete, der weder den Reichstag, noch ein Ministerium anerkennen wollte, — das Säumen des Kaisers mit der Bildung des zugesagten volksthümlichen Ministeriums — die beschimpfende gänzliche Nichtachtung der Erklärungen und Bestimmungen des Reichstages von Seiten des Hofes, — die hartnäckige Zurückweisung jeder Ausgleichung und Vermittelung — die fortdauernde Benutzung der Kontrasignatur Wessenbergs, des in der That unverantwortlichen und nur dem Namen nach verantwortlichen Ministers bei den kaiserlichen Proklamationen und Edikten ꝛc. waren wohl Eingriffe in die Rechte des Volkes und seiner Vertreter, waren ausgesprochene Uebertretungen der allgemeinen konstitutionellen Gesetze, waren Demonstrationen so volksfeindlicher ungesetzlicher Natur, daß es die Volksvertreter in der Reitschule wohl einsehen mußten, es sei nicht an der Zeit, auf Gesetz und Recht zu pochen und die That als einen zahmen Vogel in den konstitutionellen Käfig zu sperren, es habe sich gegen die unberechtigte Gewalt die berechtigte zu rüsten, es habe gegen die unberechtigte Gewalt Recht. Sie mußten es wissen, in der Reitschule, daß die konstituirende Reichsversammlung, in ihrem Recht angetastet, die Pflicht habe, da sie nur durch und für das Volk besteht, alle Mittel zu ihrer Vertheidigung aufzubieten. Wenn es die bevollmächtigten Volksvertreter nicht sind, welche Gewalt, welche Behörde ist es wol, die den Uebergriffen der Krone in einem konstitutionellen Staat entgegenzutreten die Aufgabe und das Recht hat!?

Es ist wahr, daß der konstituirenden Kammer nur gesetzgebende Gewalt verliehen ist, ebenso wie der Krone mit ihren Räthen nur die Exekutivgewalt zusteht. Diese beiden Gewalten machen die Regierung aus und halten einander die Wage, und, wenn die Exekutivgewalt ausartet, das Gleichgewicht der konstitutionellen Regierung zerstört, eine Revolution macht, dann ist es ganz naturgemäß, die Aufgabe der konstituirenden Versammlung für die Herstellung des zerstörten Gleichgewichts zu arbeiten, und in dem Falle exekutiv aufzutreten. Sonst wäre es der Krone möglich, die Vollendung des Verfassungswerkes zu verhindern, und den Absolutismus neben den Volksvertretern einzusetzen. Die Diktatur wäre ja sonst nicht beschränkt und mithin zur Aufhebung der bestehenden Kammer ermächtigt.

Die konstituirende Versammlung hat das Recht der Interpellation über jede Staatsangelegenheit; sie führt von ihrem Entstehen an die Controlle über jede Regierungsmaßregel, und die verantwortliche Exekutivgewalt ist von ihr abhängig. So wie eine Volksvertretung ins Leben gerufen ist, beschränkt sie die Macht der Krone, woraus sich ganz logisch ergiebt, daß, sobald von Seiten der Krone Nichtachtung dieser moralischen Beschränkung eintritt, die Versammlung gehalten ist, derselben materiellen Nachdruck zu geben, indem sie das Volk aufruft, das von ihr doch repräsentirt wird und von welchem ihr die Verpflichtung aufgelegt wurde, seine Rechte und Freiheiten zu wahren. So wie sie es allein nicht mehr im Stande ist zu thun, muß sie die Verpflichtung zurück in die Hand des Volkes legen.

Und der Reichstag zu Wien, hat, als die Contrerevolution des Oktobers hereinbrach, sich geweigert, die Völker alle, mit denen er doch eins, aufzurufen, damit sie die ihr verliehene, von der Krone mißachtete moralische Kraft durch die materielle unterstützen! — Ein Beweis, daß sich der Reichstag mehr als eine der Regierung untergeordnete Behörde, denn als eine Volksvertretung betrachtet habe.

Der Reichstag zu Wien hat auf diese Weise die Revolution, die in seine Hände gelegt wurde, damit sie als Grundlage des neuen Staates gesetzlich würde, verspielt, oder verspielen geholfen, sie wurde von der Reaktion zertreten, weil sich der Reichstag fürchtete, illegal zu werden, wenn er die berechtigte Revolution der unberechtigten Contrerevolution entgegenstellen würde.

Der Reichstag hat dazu beigetragen, daß die Contrerevolution den Sieg errungen, er hat nicht daran gedacht, daß der Erfolg seine That stempeln werde, daß wenig oder viel Widerstand ihn im Falle des Mißlingens gleich kompromitire, daß ihn, da er ein Mal gegen die Reaktion aufgetreten, nur der günstige Ausgang vor harten Angriffen schützen könne. Seine Halbheit hat ihn moralisch getödtet. Der General Cordon hat ihm mit Verachtung die Thüre des Sitzungssaales zugeschlagen.

Die Krone findet es nicht einmal der Mühe werth, die armselige Majorität, die in Wien zurückgeblieben war, in Anklagestand zu versetzen; sondern begnügt sich ganz einfach damit, daß sie die vollkommen rechtskräftigen Wiener-Beschlüsse durch die Majorität in Kremsier für null und nichtig erklären ließ.

Der Reichstag wollte Wien vertheidigen, da er wol einsah, daß der Fall Wiens, der Fall der Demokratie, aller Volksfreiheit des österreichischen Staates sein würde, und war so beschränkt zu unterscheiden zwischen dem Volke von Wien und den Völkern der Provinzen, die er doch eben so wie Jenes zu vertreten hat. Welche Verkehrtheit! welche Unklarheit der Begriffe, das Volk von Wien bei seiner Vertheidigung zu unterstützen, das Naheliegende zu dieser Vertheidigung aufzubieten, und anderseits nicht alle Kräfte, alle Mittel zu diesem Zweck zu erschöpfen. Welch ein Wahnsinn das Schwert halb aus der Scheide zu ziehen, wenn man mehr als sein Leben bedroht sieht.

Der Reichstag muß sich vor dem Worte: Landsturm entsetzt haben, es ist sonst kein Grund einleuchtend, warum er das Ansinnen diesen aufzubieten, so einstimmig, so entschieden zurückgewiesen habe.

Wir möchten den Wiener resp. Kremsierer Reichstag fragen, ob denn der Unterschied zwischen einem Land- und einem Stadtsturme gar so groß sei? und ihm zugleich bedeuten, daß er jetzt, weil besiegt, ungesetzlich gehandelt habe, daß aber die Gesetzlichkeit seiner Schritte, und, wenn er das Aeußerste gethan hätte, im Falle seines Sieges gar nicht in Frage gestellt worden wäre. — vae victis! — Er hätte nach Möglichkeit bemüht sein sollen für die Gesetzlichkeit seines Verfahrens zu sorgen.

Was hätte dem Reichstage Schlimmeres geschehen können, wenn er den Landsturme und die Ungarn zur Hülfe Wiens aufgeboten hätte, als daß es ein Rieger wagen darf, ihn des Hochverrathes anzuklagen. Am härtesten trifft den Reichstag der Vorwurf, daß er sich von der Hofparthei, die für ein Schlechtes, Verwerfliches einsteht, an Muth und Kühnheit hat übertreffen lassen.

Der Kaiser Ferdinand hat sich nicht einen Augenblick besonnen, den Banus Jelachich mit den Kroaten die fremden Schaaren mit dem fremden keinem Ministerium untergebenen Führer auf das österreichisch deutsche Gebiet zu berufen, hohnsprechend dem deutschen Volke, der deutschen Sache, dem Völkerrechte, den konstitutionellen Gesetzen; der Reichstag aber hält sich auf diese blutige Herausforderung nicht zur Abwehr im Verhältniß zum Angriff berechtigt und kann sich nicht entschließen, das Anerbieten der Magyaren anzunehmen. Es galt Revolution um Revolution, Recht um Unrecht.

Der österreichische Reichstag hat sich als unfähig gezeigt, die Völker zu vertreten. Von der einen Seite wird er angeklagt, von der andern verachtet und verhöhnt. —

Schuselka, der im Oktober der permanente Berichterstatter der permanenten Reichstagskommission geworden, hat in den Tagen der Gefahr mehr Kraft und Schärfe entwickelt, als er unter den normalen Verhältnissen an den Tag gelegt; und, obgleich er derjenige war, der sich so vorsichtig auf dem legalen Tanzboden herum getummelt und ängstlich bedacht war, ihn ja nicht zu überspringen, so kann man doch ihm nicht den Vorwurf der Halbheit, der Unentschiedenheit, der Gespensterfurcht vor Ungesetzlichkeit machen. Schuselka mußte diese gezogene Grenze beobachten, weil er Gefahr lief, durch einen kräftigen Beschluß die Kammer zu sprengen, die beschlußfähig zu erhalten seine erste Politik bleiben mußte, um in Wien einen Mittelpunkt der Provinzen zu haben, um nicht die Verhältnisse gänzlich der Anarchie und Gesetzlosigkeit von oben preiszugeben, damit alle Völker Oesterreichs betheiligt seien bei den Gewaltthätigkeiten der blutbefleckten Aufrechterhalter der Ordnung, Ruhe und Sicherheit.

Erkennen die Völker Oesterreichs auch jetzt noch nicht, welche Absichten der Hof mit ihren Freiheiten habe, dann muß man sie zu den Todten werfen und sie eben so beklagen, wie verurtheilen. —

Schuselka hat unter den bestehenden Verhältnissen das Seinige gethan; sein Verdienst ist anzuerkennen, wenn auch kein Erfolg seine Bemühung krönen konnte. Er hat durch seine Standhaftigkeit in den Oktobertagen manchen harten Vorwurf, der seine unmittelbar vorhergehende Parlamentswirksamkeit getroffen, vergessen gemacht. Er sprach sogar besser in den verhängnißvollen Tagen, als früher, vielleicht, weil er da des Effektes gewiß war, den er sonst durch leere Redensarten zu erhaschen sich anstrengte.

Schuselka braucht, wie es scheint, eine mächtige Anregung, damit er seine Vorzüge, seine Mannheit und seine Kraft herauskehre, und bildet in dieser Hinsicht einen Gegensatz mit Löhner. —

Dieser Abgeordnete blüht nur in der schönen Jahreszeit, bei günstigem Wetter, im Sonnenschein; sowie ein Sturm naht, erkrankt er und liegt darnieder; ein großer bedeutender Moment macht ihn klein, aller Funktionen unfähig und hebt sogar seine Rednergabe auf.

Löhner ist nur dort an seiner Stelle, wo er sich sicher weiß, mithin in unseren Tagen gar nicht zu brauchen. Er spricht nur dann kühn, wann zu sprechen keine Kühnheit von Nöthen, er hat Muth, wann kein Muth erforderlich. Unsere Zeit wird und muß ihn trotz seiner schönen Befähigung bei Seite schieben; denn sie braucht Männer und er ist kein Mann. — Der kranke Kossuth wird gesund, so wie das Vaterland seine Kraft, seine Thätigkeit in Anspruch nimmt, er vergrößert sich mit der Last, die er zu tragen hat; der gesunde Löhner wird krank, so wie das Vaterland in Gefahr geräth und ihn braucht. — Löhner ist kein Kossuth. —

Am 6. Oktober Abends, da das Volk den momentanen Sieg feierte, hat Löhner seine letzten Anträge, die bekannten, bezüglich der Adresse an den Kaiser, gestellt. Seine nachfolgende Sendung an die Majestät ist unglücklich ausgefallen, man hat den Deputirten seine Mißliebigkeit am Hofe fühlen lassen.

Der Volksvertreter, der Führer der demokratischen Linken, war von da ab wie ein geknicktes Blümchen. Deutsche Eichen aber müssen im Sturme rauschen oder brechen. Wir kennen genau das Gewicht der Ereignisse in den ernsten Tagen, wir kennen sie so genau, daß uns das Urtheil zusteht, ob ein Mann das Recht hatte, sich unter dieser Last ängstlich zu beugen, oder ob er die Pflicht hatte aufrecht zu bleiben und dem Druck Trotz zu bieten.

Borrosch mit seiner kränklichen Vermittelungstheorie hat die Einwirkung der demokratischen Wiener Luft mit seiner unvollständigen konstitutionellen Formwissenschaft in Verbindung zu bringen gesucht.

Er hat seiner Verehrung für die Wiener Bewegungen und seinen Lehrsätzen genügen wollen und hat weder Diesen noch Jenen genügt. Er hat sich bald hierher bald dorthin geneigt, je nach den waltenden Umständen und nach den Einwirkungen der Ereignisse, ohne dabei, zu seiner Ehre sei es gesagt, auf sich und sein persönliches Gedeihen Rücksicht zu nehmen.

Borrosch ist ein Humanist, ein guter Bürger, sogar ein Mann; aber ein schlechter oberflächlicher Politiker. Borrosch hat sich in der Konstitutions-Theorie derart verrannt, daß er über die Form der konstitutionellen Regierurg ihr Wesen und ihren Zweck übersieht. Er faßt ganz besonders den erblichen, traditionellen Thron als unentbehrlichen Theil der konstitutionellen Regierungsform mit einem possierlichen Gefühlspathos auf, der gegen seine demokratischen Ideen grell absticht. Die aus so verschiedenen Elementen enzyklopädisch zusammengesetzte Politik bringt nicht selten den ehrenhaften redlichen Mann Borrosch in den Verdacht der Inkonsequenz und macht seinen Einfluß in Momenten der Entscheidung,

da eine kühne rücksichtslose That von dem Gesetz der Nothwendigkeit geboten wird zu einem schädlichen.

Im Oktober hätte dieser Fall eintreten können, wäre der Einfluß des Abgeordneten für Prag von Bedeutung gewesen; er war es aber nicht, und die ganze Verantwortung für die Vergehen des Reichstages fällt auf die Gesammtversammlung und keineswegs auf ihre Führer. Borrosch hat sich als Mann bewährt, er hat seine humanistische Doktrin dann noch unumwunden ausgesprochen, als Jelachich und Windischgrätz mit 100,000 Bajonetten drohten. Borrosch ist zu bewundern; sein patriarchalischer Glaube an die Menschlichkeit des Kaisers wurde auch dann noch nicht erschüttert, als Kanondonner und Feuersäulen sehr eindringliche Argumente dagegen lieferten. Das mittelalterliche Manifest des Fürsten Windischgrätz vom 23. Oktober, in welchem von der Stadt Wien die Auslieferung von Geißeln verlangt wurde, hielt der vertrauende Borrosch für eine „Schreckrakete", er konnte sich nicht überreden, daß es mit dieser Forderung ernst gemeint sein könne.

Es charakterisirt den Mann, beweist die Unklarheit seines Denkens, das Festhalten an Formen, aus welchen ihm das Wesen entschlüpft ist, daß er am 24. Oktober, als die Kammer das Beginnen des Fürsten Windischgrätz für ungesetzlich, der Volksfreiheit und dem Throne für schädlich erklärte, und der Antrag gestellt wurde, daß man bei Mittheilung dieses Beschlusses den Minister Wessenberg übergehe, weil es gegen die Würde der Kammer sei mit diesem zu verhandeln, daß Borrosch sich gegen diesen Antrag erhob mit dem Bemerken, Wessenberg habe nicht aufgehört, verantwortlicher Minister zu sein und der Kammer stehe konstitutionell das Recht nicht zu, ihn zu desavouiren. Der konstitutionelle Borrosch übersah, daß die Verantwortlichkeit des Ministers, der die kaiserl. Vollmacht des Fürsten Windischgrätz kontrasignirte, in der Festung Ollmütz durch Bajonette von der Kammer geschieden, ein leerer Wahn, eine Täuschung sei: — — —

Von besonderer Wirkung waren die Oktoberereignisse auf den Altbureaukraten Pillersdorf. Dieser Mann, groß gezogen in blinder frommer Verehrung für das allerhöchste Kaiserhaus ist durch den Verlauf der Begebenheiten, durch die Ungesetzlichkeiten der Krone dahingebracht worden, mit der Krone zu brechen. Pillersdorf hat in der Kammer, freilich so zart als nur möglich, den Minister Wessenberg als einen Verräther erklärt. Pillersdorf, der absolutistische kaiserliche Beamte von ehemals und mit ihm die treuen Anhänger der Krone, die einen Theil des unbeweglichen Zentrums ausmachten, stimmten, von dem Unrecht des Hofes durchdrungen, für das Volk. Wenn Pillersdorf, der bedächtige Organisator, der seine politischen Ideen administrativ zu behandeln gewohnt war, dem das früher Bestandene zur Unterlage seiner Fähigkeiten und Kenntnisse seines politischen Lebens und Wirkens nothwendig war, wenn Pillersdorf das Verfahren der Reaktion mißbilligte, dann mußten es Alle thun, die nicht ihre Ueberzeugung einem Sonderinteresse aufopferten; die Majorität der Kammer blieb in Wien zurück.

Pillersdorf wurde durch sein gewiß nicht allzudespotisches Gewissen zum Anschluß an die Volkssache gezwungen, und spräche für diese nicht der redliche Sinn, der freie klare Gedanke, man müßte sich auf dieses Zeugniß hin von einem Manne der Stabilität, wie Pillersdorf, für sie erklären.

Die revolutionäre Regierungsgewalt hat sich nicht darauf beschränkt, Brand und Zerstörung in die Häuser der Wiener Bürger zu schleudern, das Blut würdiger Männer, gegen das Gesetz zu vergießen, sie hat die Rechte des Volkes nicht nur eventuell mit Kanonen niedergedonnert, sondern prinzipiell in dem Reichstag vernichtet. Der Oesterreichische Reichstag als solcher ist todt; denn es besteht faktisch über ihm eine höhere Instanz. — Und was ist eine Volksvertretung mit einer höhern Instanz? — Seine Beschlüsse, die nach Form und Wesen Gesetzeskraft haben, werden umgestoßen, seine Erklärungen durch oberherrliche Machtsprüche zu Lügen gestempelt.

Der Reichstag hat in beschlußfähiger Versammlung wiederholt erklärt, es herrsche in Wien keine Anarchie, sondern Ruhe und Ordnung und im Volke daselbst der Geist der Gesetzlichkeit. Allein der von Wien entfernte Kaiser erklärte in seinen Edikten, daß in Wien Anarchie herrsche und schickte, um eine kleine Fraktion daselbst zu bekämpfen 100,000 waffengeübte Soldaten, — Helden, wie Windischgrätz und Jelachich an der Spitze derselben.

Der Reichstag erklärte das Verfahren des Fürsten Windischgrätz vor Wien für ungesetzlich, der Feldmarschall jedoch behält die unumschränkte Vollmacht weiter, erklärt sein Thun für gesetzlich, und die im Sinne des Reichstages sich ihm Widersetzenden für Hochverräther — und mordet deren Führer.

Die wiederholt ausgesprochenen Versicherungen des Kaisers Ferdinand, die Errungenschaften des Volkes unangetastet zu lassen, waren wiederholt ausgesprochene Unwahrheiten, sie waren ein Hohn; denn nebst Anderen ist die Grundlage der konstitutionellen Staatsverfassung: Die Volksvertretung, in der That aufgehoben.

Die Versammlung in Kremsier ist nicht beschlußfähig, da man ihre Beschlüsse umstoßen kann und sie nur dann eine Geltung haben, wenn sie zufällig mit dem allerhöchsten Willen übereinstimmen. Diese Versammlung besteht aus einer Anzahl terrorisirter Bürger, die dazu da sind, das Volk mit einem eiteln Gaukelspiel abzufinden. Für den Fall, daß diese Versammlung es wagen sollte, irgend ein Stückchen Selbstständigkeit blicken zu lassen, wird sich wol ein General Cordon finden, der den Abgeordneten wieder die Thüre des Sitzungssaales zuschlägt. Damit in der Reichsversammlung zu Kremsier sich ja keine Stimme zu Gunsten des Volkes erhebe, ist übrigens durch das redliche Wirken des kaiserlichen Bevollmächtigten zu Wien gesorgt, der durch Exempel zeigt, wie er solche Stimmen zu ersticken versteht. Die Linke wird noch zur großen Vorsorge durch einen Anklagestand, der im Hintergrunde in Bereitschaft steht, in Schach gehalten.

Das Ministerium, dessen mit allgemeinen Phrasen umwickeltes Programm dem ewig getäuschten Volke einiges Wohlgefallen abgelockt, beweist vollkommen, daß die Volksvertretung durch den Reichstag ein Gaukelspiel, dessen Beseitigung von größerem Nutzen wäre, als dessen Fortbestehen. Das Ministerium hat für das Vergehen des Fürsten Windischgrätz, dessen Schritte der Reichstag vom Anfange her für ungesetzlich erklärte, die Verantwortlichkeit übernommen. — Das Ministerium kann das wagen, ohne seinen augenblicklichen Sturz, seine Versetzung in Anklagestand herbeizuführen! Es giebt keinen

österreichischen Reichstag. Es besteht eine von den Volksvertretern unabhängige, unverantwortliche Staatsgewalt.

Von einem konstitutionellen Oesterreich träumen die Thoren.

Die Dynastie hat den Konstitutionalismus ausgestrichen und die Alternative gestellt: ob Absolutismus, ob Republik.

K.

Ungarn und die österreichische Dynastie.

Der Krieg, welcher gegenwärtig in Ungarn geführt wird, muß die Theilnahme des politischen Denkers um so gebietender in Anspruch nehmen, als es sich in demselben nicht nur um das Schicksal eines edlen, tapfern, aufstrebenden Volkes, sondern zugleich um die vorläufige oder vielmehr zeitliche Lösung der vielverwickelten österreichischen Frage handelt. Ungarn wurde immer als eine Existenzbedingung eines mächtigen maßgebenden Oesterreich betrachtet und mehr als einmal hat Ungarn über das Schicksal Oesterreichs entschieden. Die junge, reizende Königin Maria Theresia trat einst hilfesuchend und vertrauensvoll unter ihre Ungarn und diese haben ihr das Erbe Karls des VI. rückerkämpft, ohne seither einen andern Dank dafür zu erndten als Einschränkung ihrer Freiheiten und Rechte. Ungarn theilt mit Polen das Schicksal einer unglücklichen Vorherbestimmung, es scheint dazu bestimmt zu sein, in der eisernen Umarmung Oesterreichs zu verbluten. Und in der That gleicht die Liebe, mit welcher Oesterreich Ungarn an sein Herz drückt, der Umarmung jener todtbringenden eisernen Jungfrau, von der die grauenvolle Sage geht. Betrachtet man den Gang der neusten Ereignisse, so wird man allerdings geneigt, das Schicksal der Magyaren mit dem der Polen zu vergleichen. Wie diese hat Ungarn den Deutschen gegen den Islam gedient; gleich Polen hatte Ungarn Wahlkönige; Beide sind kräftige, edle, tapfere Völker, sie haben vereint manche glorreiche Epoche durchgemacht, und wie einst die Polen, so scheinen jetzt die Magyaren durch die Politik der Könige dem Untergange geweiht zu sein. Man müßte die Augen absichtlich schließen, wollte man nicht klar sehen, daß die neusten Maßregeln des österreichischen Cabinets direkt darauf hinarbeiten, Ungarn nicht nur seine neusten Märzerrungenschaften, sondern auch seine seit Jahrhunderten besessenen Rechte und Freiheiten zu rauben und es der Reihe der übrigen österreichischen Provinzen gleichmäßig einzuverleiben. Die magyarische Nationalität ist durch das österreichische Cabinet zum Tode verurtheilt worden und dieses Urtheil soll nun durch Windischgrätz vollzogen werden. Nichts kann merkwürdiger sein, als die stufenweise Entwicklung, durch welche die Magyaren im Verlaufe von wenigen Monaten unmerklich und ohne es zu ahnen zu Rebellen herangereift sind, welche mit Feuer und Schwerdt vertilgt werden müssen. Im März waren sie noch ganz unschuldige, artige Leute, denen man in Wien entgegen jubelte, und Kossuth empfing den Tribut der dienstbaren österreichischen Residenzstadt, für seine anregende Mitwirkung an der Volkserhebung des kaum

erwachten Oesterreich. Der Kaiser bewilligte den Ungarn ein eigenes abgesondertes Ministerium (selbst der Kriegs- und Finanz-Minister waren nicht ausgenommen), und nur der Minister der auswärtigen Angelegenheiten sollte im Hoflager des Kaisers residiren. Aus diesen Concessionen folgte naturgemäß die Bildung eines abgesonderten ungarischen Heeres und auch die Finanzverwaltung Ungarns war nun durch die Zugeständnisse des Kaisers von der Oesterreichs thatsächlich getrennt. Ein Föderativ-Verhältniß war an die Stelle des früheren engeren Verbandes getreten und Alles wäre gut abgelaufen, wenn nicht die Partizipation Ungarns an der Abtragung der österreichischen Staatsschuld und die Heeresfrage (rücksichtlich Italiens) eine querelle allemande herbeigeführt hätten; denn es wurde nun allerdings über Dinge gestritten, welche, da der Kaiser Ferdinand nie als unmündig erklärt worden war, durch das kaiserliche Wort schon abgemacht und erledigt waren. Der Kaiser hatte aber die Vollmachten, welche er von seinen Umgebungen erhalten, weit überschritten und es handelte sich um nichts Geringeres, als das Geschehene wieder ungeschehen zu machen. Die Verlegenheit war groß; aber wenn die Gefahr am höchsten gestiegen, ist bekanntlich die Hilfe am nächsten. Ein unternehmender, galanter, slavischer Glücksritter stürzte sich wie Curtius in den Schlund dieser Verlegenheiten und kam wunderbarer Weise mit heiler Haut davon, denn es passirte ihm weiter nichts Unangenehmes, als daß er im Vorbeigehen und auf ganz kurze Zeit provisorisch durch den Kaiser für einen Hochverräther erklärt wurde, was damals nicht viel sagen wollte, denn das Windischgrätz'sche Standrecht war noch nicht in die Mode gekommen und die Hochverräther jener Zeit wurden somit noch nicht im Stadtgraben erschossen. Aus dem kroatischen Hochverräther wurde, wie durch Zauberei plötzlich mein lieber getreuer Jellachich, und durch eine wunderbare Verwandlung waren nun mit einem Male die Magyaren, weil sie auf der Erfüllung des kaiserlichen Wortes bestanden, Rebellen. Die Oktoberrevolution in Wien wurde als die Rechnungsprobe dieses Hochverrathes betrachtet, und man behauptete ohne Weiteres, daß sie durch ungarisches Geld gemacht worden. In der That aber ist diese Behauptung eben so verläumderisch und märchenhaft, als die zur Zeit der großen französischen Revolution aufgestellte Vermuthung, als habe der Convent, der nicht einmal seine Truppen verpflegen konnte, durch Ausstreuung ungeheurer Summen in allen Ländern für die Republik Anhänger geworben. Es ist Thatsache, daß der Agitator Tausenau die wenigen Gulden, welche er zur Reise nach Ungarn bedurfte, von einem Freunde borgen mußte, es ist Thatsache, daß die Märtyrer der Oktoberbewegung im Stadtgraben nächst dem Neuthore in Wien als Bettler gestorben sind, und daß die Flüchtlinge, welchen es gelungen ist, sich der blutigen Hand des Fürsten Windischgrätz zu entziehen, nun in der Fremde mit Armuth und Verlegenheit kämpfen. Dr. Becher, von welchem insbesondere behauptet wurde, er sei durch bedeutende Summen gewonnen worden, ließ noch in der Nacht vor seiner Hinrichtung den edelmüthigen Freund, der ihn bei der Führung seines Zeitungsblattes „der Radikale" mit Geld unterstützt hatte, in seinen Kerker rufen, um der nun unmöglich gewordenen Rückzahlung wegen seine Verzeihung zu erbitten.

Wir wollen einen Blick auf die früheren Schicksale Ungarns werfen, um daraus zu entnehmen, in wie ferne es der österreichischen Dynastie zu Danke verpflichtet ist.

Die Ungarn hatten schon im 13. Jahrhundert, in der Zeit, da sie ein großes mächtiges Reich bildeten, das verfassungsmäßige Recht, sich ihren Königen zu widersetzen, wenn sie die Verfassung verletzten, und dieses Recht wird ihnen nun bestritten, und die goldene Bulle wird ihnen weggeläugnet, trotz der Worte: „Et in jujus decreta jurabant reges."

Die Leidensgeschichte Ungarns beginnt erst mit seiner Unterwerfung unter Oesterreich. Der zweihundertjährige Alp hat schwer gelastet auf der Brust dieses edlen, entwickelungsfähigen, tapfern und freiheitsliebenden Volkes. Die Ungarn, die (nebenbei sei es gesagt) auch von andern Völkern, namentlich von den Franzosen (z. B. unter Ludwig I. von Anjou,) Gesittungseinflüsse erhalten, verdanken Oesterreich dagegen fast nichts als die Hemmung ihrer Entwicklung. Mohacs wird in der Leidensgeschichte Ungarns unvergeßlich sein und der Rácoczy, diese Marseillaise der Magyaren, wird zugleich die unsterbliche Elegie auf ihre Leiden bleiben.

Kaiser Franz befleckte die ersten Jahre seiner Regierung mit dem Blute der besten Männer Ungarns. Die großen Ideen der französischen Revolution hatten sich damals Bahn gebrochen in dieses zukunftvolle Land und wenn auch die horribilis pestifera conjuratio, wie die Bewegung in Ungarn damals in den Untersuchungsakten bezeichnet wurde, einen Mann von zweideutigem Rufe an der Spitze hatte, so bleibt es doch gewiß, daß ein edler echt demokratischer und uneigennütziger Aufschwung, der keinen andern Fehler hatte, als daß er ein fast nur theoretischer war, durch Blutgerüst und Einkerkerungen auf geheimem inquisitorischem Wege niedergedrückt wurde. Wenn ein freisinniger Mann damals sagte: „Man muß dem Volke alle seine Rechte zurückgeben, bevor es sie selbst wieder nimmt," so hatte er freilich nicht geahnt, daß er für eine Wahrheit geköpft werden würde, durch die er jetzt der Dynastie eine denkwürdige Lehre gegeben haben würde, und welche dem Fürsten Windischgrätz und Consorten vielleicht die Reue erspart hätte, die sie einst, gleich jenem Rémath, fühlen werden, der nicht sterben konnte, weil er rings um sein Sterbebett nur Blut sah.

Die Politik des Kaisers Franz, im Gegensatze zu der Maria Theresiens und Leopolds, war in Ungarn stets eine perfide. Maria Theresia machte die letzten Spuren der Leibeigenschaft in Ungarn verschwinden, der Adel gab den Verordnungen der Königin Gesetzkraft und nur Croatien, dasselbe Croatien, das jetzt unter der Maske der Loyalität unter der Leitung eines Jellachich mit panslavistischen Gelüsten den Thron zu stützen vorgibt, widersetzte sich damals den humanen Institutionen Maria Theresiens. Leopold vermählte seine Klugheit mit den guten Absichten Josephs, dessen Mißgriffe in Ungarn nicht in seinem großen Herzen wurzelten. Aber auch Leopold regierte zu kurze Zeit, um Ungarn wesentlich zu nützen. Zu den merkwürdigsten historischen Thatsachen zählt gewiß die begeisterte Liebe, welche Maria Theresia, und der glühende Haß, welchen Joseph in Ungarn zurückgelassen. Die Magyaren wissen aber noch jetzt nicht, daß ihnen die Erstere Ketten von Rosen um den Hals geschlungen, um sie an den österreichischen Hof zu fesseln, während Joseph ihnen mit eiserner Faust Verbesserungen aufdrang, die er wenigstens für solche hielt; wenn auch eingestanden werden muß, daß die ungarische Politik Josephs die Achillesferse seiner eben so kurzen als ruhmvollen Regierung war. Er sah dies später selbst ein, versöhnte die Ungarn, und starb zu früh, um die Früchte dieser Versöhnung zu erndten.

Mit Kaiser Franz aber, der den Reichstag in Preßburg nur dann einzuberufen pflegte, wenn er Geld oder Soldaten brauchte, — mit Kaiser Franz beginnt die falsche Politik, welche Ungarns Sympathie für die österreichische Dynastie mehr und mehr erkalten machen mußte. Wortbrüchigkeit, Treulosigkeit, Scheinversprechungen und Täuschungen, dies waren seit Franzens Thronbesteigung die Grundsätze der österreichischen Politik Ungarn gegenüber; und wenn auch die Findigkeit und politische Fingerfertigkeit des Palatins Joseph die üblen Folgen dieses Verfahrens gewandt zu mildern vermochten, so blieb doch am Ende immer Mißtrauen und Unzufriedenheit als Facit zurück. Wer erinnert sich nicht der verfassungswidrigen Gewaltthätigkeiten, womit dieser Regent, vom Jahre 1820 ab, ohne den Reichstag zu berufen, Geld und Rekruten durch königliche Commissaire und Bajonette erzwang? Vom Jahre 1832 an wirkte in Ungarn die hemmende Hofpartei, Alles hintanhaltend und vernichtend, was das Volk anstrebte, alle liberalen Anstrengungen der Patrioten paralisirend, das Gift der Bestechung und Demoralisation dem unglücklichen Lande einimpfend. Trotz der Hindernisse, welche die Regierung entgegenstemmte, brachte der im Jahre 1836 geschlossene Landtag den Bauern schon wesentliche Erleichterungen, wie z. B. das Auswanderungs- und das Verkaufsrecht; traurige Rechte, welche aber wenigstens als Ausgangspunkte künftiger Reformen gelten konnten. Die eben so schmachvollen als erfolglosen Experimente der Regierung in Siebenbürgen (1836—1837) werden als ein Schandmahl der österreichischen Politik in den Traditionen des ungarischen Volkes fortleben.

Unter dem Einflusse der Regierung hat die Magnatentafel am Reichstage von 1843 den von einer Commission seit dem Jahre 1839 ausgearbeiteten vortrefflichen Criminalcodex verworfen, welcher auf die Grundsätze der Humanität gestützt, die Todesstrafe und die körperlichen Züchtigungen aus Ungarn für immer verbannen sollte, ein Elaborat, von welchem einer der ersten Juristen Deutschlands (Mittermayer) gesagt hatte, daß es musterhaft sei. Auch das Bankprojekt scheiterte an dem Regierungssysteme; denn eine Politik, welche in Wien unter dem Namen „Nationalbank" eine Pfründe für die Spekulation der Geldaristokratie geschaffen hatte, würde sich durch dieses Zugeständniß einer Inkonsequenz schuldig gemacht haben. Die Regierung versuchte endlich, durch sogenannte Administratoren das bekannte österreichische Kreishauptmannssystem in Ungarn einzuführen, was so viel sagen wollte, als die Munizipalverfassung Ungarns vernichten, und schon in jenem Versuche, der vor einigen Jahren gemacht, als die letzte verzweifelte Anstrengung der metternichschen Politik betrachtet werden konnte, mußte der besonnene Beobachter die Vorboten eines Staatsstreiches erkennen, der gegenwärtig in Ungarn geführt wird.

Es ist, Dank sei es den Zeitungskorrespondenzen einiger erbärmlichen Satelliten der Regierung (z. B. eines Zedlitz in der augsburger allgemeinen Zeitung) in ganz Deutschland noch jetzt die Meinung verbreitet, als habe es die österreichische Regierung in Ungarn immer mit dem Volke gegen den Adel gehalten, und als hätten ihre guten Absichten nur an dem Widerstande der ungarischen und siebenbürgischen Aristokratie gescheitert. Diese freche Lüge wird durch alle Thatsachen widerlegt und Ungarn wie Siebenbürgen haben in ihren Reichstagen nur solche Anstrengungen aufzuweisen, welche von der Oppositionspartei für das Volk gemacht wurden. Die grundherrlichen Rechte sind in Ungarn zuerst

und am wirksamsten durch die Berechtigten selbst bekämpft worden. Man vergesse nicht, daß die Oppositionspartei schon auf dem Landtage von 1841 auf 1843 in Siebenbürgen die Vertretung des Bauernstandes vorgeschlagen hatte. Ungarn hat das große Verdienst, trotz einer allgemein angenommenen Wahlverwandtschaft seiner alten morschen Verfassung mit der Englands, dennoch, während seiner politischen Entwicklung, fortwährend den Blick nach den Vorkämpfern der Freiheit gewendet, immer Frankreich im Auge gehabt zu haben. Mag man den Ungarn mit Recht oder Unrecht in tausend Beziehungen Talent absprechen, — den politischen Instinkt kann man ihnen doch nicht wegläugnen und sie hatten fast zu allen Zeiten hervorragende Persönlichkeiten, welche die vestalische Flamme der Vaterlandsliebe nicht verlöschen ließen. Wirft man ihnen Ueberschätzung ihrer nationalen Individualität, Mangel an philantropischer Weltanschauung vor, so bedenke man, daß der Patriotismus, dieses natürliche Erglühen für die Volksfamilie, die Grundlage jedes philantropischen Aufschwunges ist. Wen die heilige Flamme der Vaterlandsliebe nie erwärmt hat, der spreche mir nicht von philantropischen Gefühlen. Der weitere Kreis bedingt den engeren und so wenig der schlechte Familienvater ein guter Staatsbürger zu sein pflegt, ebensowenig mag man die Weltbürger unter den gleichgiltigen Staatsbürgern suchen. Man thut den Ungarn, die noch in den Achtzigerjahren fast ganz mittelalterlich aussahen, großes Unrecht, wenn man sie beschuldigt, seit dem Tode Josephs nichts Anderes angestrebt zu haben, als ihren nationalen Widerstand gegen die österreichische Macht, als die Aufrechthaltung ihrer Privilegien. Eine, wenn auch nicht zahlreiche, aber um so ausgezeichnetere Fraktion vertrat seither stets in Ungarn mit Wort und That die demokratischen Ueberzeugungen, ja es läßt sich nicht leugnen, daß die Freiheitsideen Frankreichs sonderbarer Weise dort gerade bei der Aristokratie zuerst Eingang fanden. Die Ungerechtigkeit des Adelsinstitutes war in Ungarn gemildert durch die Kriegspflichtigkeit der Adeligen, die sich selbst bewaffnen und verpflegen, die auf ihre Kosten Krieger in's Feld stellen mußten. Der ungrischen Aristokratie muß es aber zur Ehre nachgesagt werden, daß sie zuerst das Bedürfniß der Reform fühlte und seit der Zeit, als ihre Kriegsleistungen aufgehört, auch an der politischen Umgestaltung des Vaterlandes und an Herbeiführung eines Rechtszustandes gearbeitet hat. Wofür die Tököli's, die Nádasdy's, die Bathiany's des 16. und 17. Jahrhunderts mit Wort und Schwert gekämpft, für dasselbe streitet auch die gegenwärtige Opposition in Ungarn, denn in diesem Lande ist die Opposition, Oesterreich gegenüber, immer das Volk selbst gewesen. Kann man den Magyaren mit Recht einen Vorwurf machen, so ist es gewiß der, daß sie, durch die Versprechungen und heuchlerischen Captationen des Kaisers und des Palatins sich allzuoft hinreißen ließen, von ihren gerechten Weigerungen am Reichstage abzustehen, wodurch sie nichts erreicht haben, als daß die Hofpartei an der Stelle der verdienten Anerkennung und Sympathie ihnen Geringschätzung widmete. Brauchte der Kaiser Geld, so sprach er von der bekannten Hochherzigkeit, von der oft bewiesenen Aufopferung seiner getreuen Ungarn; brauchte er Soldaten, so sprach er von dem anerkannten Heldenmuthe der tapfern Magyaren. Und die guten, ehrlichen Ungarn waren gerührt und bewilligten Alles, und die Bauern mußten dann leisten, was die gerührten Edelleute zugesagt, und wenn die magyarischen Helden nicht Ordre parirten, so ließ ihnen der kaiserliche Rittmeister oder Hauptmann fünfundzwanzig Stockstreiche appliziren. Der

ungarische ewig wiederkehrende Propositionen- und Postulatenprozeß war ein Perpetuum mobile, ein Kreis, immer auf sich zurückkehrend, das Bild der Ewigkeit, — ein Verdauungsproceß, der nur mit dem Tode endet. Die österreichische Regierung hat stets dafür zu sorgen gewußt, daß die ungarischen Patrioten zu arbeiten hatten, ohne vorwärts zu kommen.

Wenn Kaiser Franz schon im Jahre 1825 mit den Worten: „es sind Dinge vorgegangen, die nicht hätten geschehen sollen, und die nicht wieder vorkommen werden“ — wenn der Kaiser schon damals mit diesen Worten den Ungarn gegenüber ein „pater pecavi“ aussprach, so hinderte dies doch nicht, daß die Uebergriffe der Regierung von Landtag zu Landtag wuchsen, ja daß zuletzt kein Mittel zu elend und erbärmlich gefundeu wurde, um der Sache der konservativen Partei zu dienen. Man hat im Jahre 1832 den Staatsschatz und die Salzmagazine geöffnet, um die Wahlen zum Landtage zu verfälschen und andrerseits die Ernennung liberaler und redlicher Deputirter zu hintertreiben. In dieser Zeit tauchte der bis dahin wenig gekannte Kossuth auf und riß durch seine vortrefflich geschriebene Zeitschrift, die, um die Censur zu umgehen in Abschriften cirkulirte, alle Patrioten zur Bewunderung hin. Kossuth bezahlte seine Freisinnigkeit und seine Vaterlandsliebe mit mehrjährigem Kerker, und die Regierungspartei hatte später Ursache diese Einkerkerung zu bereuen, denn in der Einsamkeit des Gefängnisses, nur mit ernsten Studien beschäftigt, reifte der geniale Advokat zum großen Staatsmanne und Redner, zum ersten Agitator Ungarns heran. Man kann, ohne sich der Uebertreibung schuldig zu machen, kühn behaupten, daß Kossuth den ersten Männern des Jahrhunderts beizuzählen ist. Wenn Kossuths und anderer Patrioten Gedanken und Gesinnungen, trotz des Censurzwanges, schnell in ganz Ungarn verbreitet wurden, so kann dies zum Theile durch die Congregationen erklärt werden, durch welche die politischen Gedanken schnell in allen Pulsadern des Landes cirkulirten. Diese Congregationen waren gewissermaßen das, durch das politische Bedürfniß erzeugte Surrogat für die freie Presse, welche die Regierung hintanzuhalten wußte.

Seit seiner Befreiung aus dem Kerker hatte Kossuth auch in dem durch ihn gestifteten Organe „Pesti Hirlap“ auf sein Volk mächtig eingewirkt, und wie sehr die Regierung das Genie Kossuths fürchtete, das zeigt auch der Umstand, daß sie durch eine Intrigue, zu welcher sich der Buchdrucker Landerer herbeiließ, dem großen Publicisten seine Waffe, nämlich sein zeitschriftliches Organ aus der Hand zu spielen wußte. Der wichtigste Landtag Ungarns war ohne Zweifel der letzte, in welchem Kossuth für die Oppositionspartei den glänzendsten Sieg feierte und zugleich den ersten Anstoß zur Märzrevolution in Wien gab. Die berühmte Rede, in welcher er mit hinreißender Gewalt darlegte, wie Ungarn erst dann die wahre und dauernde Garantie für seine Freiheit haben werde, wenn auch die übrigen Bestandtheile der österreichischen Monarchie die Segnungen einer Constitution empfangen haben würden, — diese Rede gehört zu dem Besten und Größten, was je von der Tribune aus gesprochen worden.

Und wen hatte die Regierung diesem seltenen Geiste, diesem merkwürdigen Manne entgegenzusetzen? — Einen Jellachich und Bajonette. Jellachich hat im Grunde ein Spiel

gespielt, das schon früher unter Leopold versucht worden, er hat nichts anderes gethan, als jene illyrische Demonstration nachzuahmen, welche einst, geleitet von griechisch-slavischen Bischöfen, dem bedrängten Kaiser gegen die neuentworfene ungarische Charte zu Hilfe kam. Die projektirte neue Charte, die damals an die Stelle der Carl'schen pragmatischen Sanktion treten sollte, hatte viel Aehnlichkeit mit den jetzigen Forderungen der Ungarn, nur herrschte ein wesentlicher Unterschied, der darin bestand, daß der ehrliche Leopold jene 22 Artikel nicht angenommen hatte und ihre Annahme verweigerte, während Kaiser Ferdinand in neuester Zeit die in Rede stehenden Zugeständnisse mit seinem kaiserlichen Worte besiegelt hatte, und sie nun, durch den Empörer Jellachich mitgerissen, durch eine perfide Hofpartei irregeleitet und durch eine mittelalterliche Soldateska umstellt, selbst um den Preis seiner Abdankung wortbrüchig zurückzunehmen bewogen wurde. Was jetzt durch die Regierung auf schnöde Weise angetastet wird, war schon durch Leopold gewährleistet, nämlich die Unabhängigkeit Ungarns von den andern Staaten der Monarchie und die Verzichtleistung auf das Regieren durch Edikte oder andere willkürliche Akte, wie solche in neuester Zeit allerdings in den Manifesten des Kaisers Ferdinand gesehen werden mußten. Aber die Strafe für die Wortbrüchigkeit der Dynastie wird nicht ausbleiben und sie wird vielleicht einst von einer Seite kommen, von welcher sie der Hof und seine Rathgeber am wenigsten erwarten. Ein Abgeordneter, Namens Jeszerniczky sprach in der früher erwähnten illyrischen Angelegenheit nachstehende denkwürdigen Worte:

Aus Rußlands Hintergrunde werden einst Völker kommen, verbrüdert mit diesen, und alle vereinigt, werden den kaiserlichen Thron bis in die Grundfesten erschüttern." Die Rathgeber der Krone mögen diese drohenden Worte nicht vergessen.

Die kroatische Bewegung der neuesten Zeit ist eine künstlich hervorgerufene. Antipathieen und Gereiztheiten, die schon schlummerten, wurden absichtlich wieder wachgerufen, der schon seit mehren Jahren abgeschlossene und friedlich beigelegte Sprachenkampf wird nun von der Regierung als Vorwand und Stachel aus der Rüstkammer ihrer verwerflichen Mittel hervorgeholt; die Regierung spricht von der Gleichberechtigung der Nationalitäten, von der Befreiung der slavischen Stämme vom ungarischen Joche und dergleichen mehr. — — — Wie erbärmlich muß eine Fiktion erscheinen, welche durch die einzige Betrachtung in nichts zerfällt: daß alle diese slavischen Stämme an den Landtagen in Ungarn vertreten sind, daß sie völlig und ausnahmslos in jeder Beziehung den Magyaren gleichgestellt sind. Das Verfahren der österreichischen Camarilla, den Ungarn gegenüber, mit den Floskeln von Gleichberechtigung und Befreiung ꝛc. mit dem ganzen heuchlerischen Apparate von Phrasen, erinnert lebhaft an jene kotzebuesche Schauspiel-Figur, welche, trotz ihrer Erbärmlichkeit beständig die Worte im Munde führt: „Ich bin ein ehrlicher Mann."

Nein! Das Verfahren gegen die Ungarn ist nicht ehrlich! Es ist wortbrüchig, perfid, grausam! Der Genius der Menschheit wendet sich weinend ab von diesem fluchwürdigen Kriege, und wenn Ungarn auch unter den Streichen der Gewalt fällt, so werden die Drachen-

zähne, welche eine ungerechte und wortbrüchige Politik gesäet, nur zu bald aufgehen und Ströme Blutes werden das mit Füßen getretene Recht sühnen. Der Weg, welchen die neueste Politik der Dynastie eingeschlagen, führt direkt nach dem — Chaos.

F.

Die Ministerialpolitik und die Lage der Dinge in Oestreich.

I.

Die Wiege des jetzigen Ministeriums in Oestreich steht auf dem Grabe der Freiheit. Wien mußte erliegen und die Militärherrschaft ihre Schreckensfahne entfalten, damit dieses Ministerium ernannt werden konnte. Diese Minister sind die Schweißtropfen der Contre-Revolution, in ihnen demaskirt sich die konstitutionelle Heuchelei, sie bilden den Niederschlag der Reaction. Da sie aus einer siegreichen Contre-Revolution hervorgegangen sind, so bringen sie als ihr erstes Bestreben mit sich, die Revolution zu endigen. Die gegenwärtigen Minister Oestreichs haben sich die Aufgabe gestellt, der revolutionären Gährung der Volkskräfte ein Ende zu setzen und das neue Oestreich in der Retorte der Kabinetspolitik gar zu kochen. Sie haben sich gleich bei ihrem Auftreten auf die große Masse jener Spießbürger gestützt, welche die ganze Aufgabe des Staates und der Gesellschaft in dem guten Gang der Geschäfte gelöst erblicken und indem sie die Revolution Anarchie genannt, die Bekämpfung der Letzteren versprochen. In ihnen gipfelt sich daher jener Theil der Staatsbürger, welcher dem Berufe des Staates, der sich bloß durch stete Bewegung erzielen läßt, dadurch entgegentritt, daß sein ganzes Streben blos auf Ruhe und Ordnung gerichtet ist. Das neue Ministerium will zu einer Zeit, in welcher keine feste Gestaltung eines Staates erzielt werden kann, den provisorischen Zustand endigen. Es will organisirend auftreten und indem es die Bewegung tödtet, will es zugleich belebend wirken.

Zuvörderst stellten sich also die neuen Minister der Revolution oder um den Ausdruck des ministeriellen Wörterbuches zu gebrauchen, der Anarchie feindlich entgegen. Da sie von diesem Standpunkt aus stets von einer organischen Entwicklung der Dinge reden, so sollten sie doch auch bedenken, daß eine Jahrhundert lange Geschichte des Drucks und der Verdummung sich nicht in rascher Weise ins Gegentheil umschnellen läßt. Wie kann man von einer Geburt verlangen, daß sie ohne Wehen vor sich gehe, wie will man ein neues Haus bauen, ohne daß das alte vorerst vollständig eingerissen werde? Diejenigen, welche zerstören, meinen es in gewisser Hinsicht mit dem neuen Aufbau ehrlicher als Jene, welche die radicale Veränderung aus Bequemlichkeit aufschieben und Alles blos übertünchen wollen. Eine gewiße Anarchie ist ein geschichtlich nothwendiger und unvermeidlicher Zustand jeder großen Uebergangsepoche und zwar nicht nur als Dünger der Zeit, sondern als das Aufwallen der Masse, bevor sie kristallisirt und gegen eine geschichtliche

Nothwendigkeit eifert nur der Kurzsichtige. Wie kann ein so seltsamer Staat wie der östreichische, welcher seit dem März nur scheinbar fortbesteht und dessen Zerbröckeln nur durch Compression verhindert wird, wie kann eine Monarchie, die aus so widerstrebenden Elementen zusammengesetzt ist, in eine neue, compakte Form gebracht werden, ohne daß dies mit Zuckungen verbunden wäre? Die Anarchie in Oestreich ist die Pubertätskrankheit eines gesunden Organismus. Während sie in anderen Staaten als Verwesung auftritt, stellt sie sich in Oestreich als das gewaltige Empordringen einer tüchtigen, wenn auch rohen Volkskraft dar. Mancher Staat kann sich auf friedlichere Weise umgestalten, für Oestreich ist nur diese krampfhafte Lösung möglich.

Das Ministerium will jedoch diese revolutionäre Entwicklungsweise endigen und hat dabei sowohl an Diejenigen, welche für ihre aristokratischen Vorrechte, als an denen, die für die hohen Course ihrer Papiere Sorge tragen, natürliche Verbündete. Wir haben nun zu prüfen, auf welche Weise das Ministerium das Staatsleben in Oestreich leiten, und mit welchen Mitteln es zu seinem Zweck gelangen wolle? Die Minister schreiben ihre Devisen auf eine schwarzgelbe Fahne, sie lauten Gleichberechtigung der Nationalitäten und Erhaltung der Gesammtmonarchie. In Bezug auf den ersten Punkt erhalten sie noch an den Slaven einen Stützpunkt ihrer Politik, welche, da sie in der Mehrzahl sind, bei einer gleichen Berechtigung der Nationalitäten das Uebergewicht erhalten müssen. Aber die Slaven befinden sich dabei in einem traurigen Irrthum, den sie bald werden einsehen müssen: die Regierung will nicht Oestreich slavisch, sondern sie will die Slaven östreichisch machen. In dieser Veröstreichung, wenn man mir diesen Ausdruck gestattet, liegt die ganze Politik des Kabinets der nationalen Frage gegenüber. Die Nationalitäten sollen sich bis zu einem gewißen Grade entwickeln dürfen, allein stets nur auf dem Boden ihres Bewußtseins als Oestreicher, gleichsam als gemeinschaftliche Livree-Träger desselben Herrn. Dieses Streben des Ministeriums, das Oestreicherthum zu befestigen, erklärt seine Stellung dem Reichstag gegenüber. Dieser soll die Bandfabrik sein, welcher für die ganze Monarchie die schwarzgelben Bänder liefert. Nur auf diese Weise begreift man, warum die Regierung nach den Oktober-Ereignissen den Reichstag nicht auflöste, wie man es vielfach besonders nach dem Vorgang des preußischen Königs erwartet hatte. Zwei Motive waren es, welche die östreichische Regierung dabei leiteten und weder die Scheu vor einem extremen Schritt noch die Achtung vor der Volkssouveränität sind hierbei zu vermuthen. Obwohl eigentlich blos das zweite Motiv zu unserer jetzigen Betrachtung über die Politik des Ministeriums und der Nationalitäten-Frage hierher gehört, so wollen wir doch im Vorbeigehen auch das erste anführen. Zunächst war es die Ueberzeugung des Ministeriums, es müsse auch nach den früheren ständischen Einrichtungen sodann seine Steuer-Forderungen an die Provinzialstände richten und bei diesen wird es jetzt nicht so leicht gehen, die Steuern bewilligt zu erhalten, als bei dem allgemeinen Reichstag, auf welchem, wegen nationaler Eifersüchtelei leichter eine Majorität zu Gunsten ministerieller Vorlagen erzielt werden kann. Deshalb war es auch gerade der Finanzminister, welcher kürzlich, den Zeitungen zufolge, der Befürchtung einer etwaigen Auflösung des Reichstags entgegensetzte, „die eigenthümlichen Verhältnisse der Monarchie würden dies nicht zulassen.“ Der zweite Grund, der uns hier vorzüglich interessirt, liegt darin, daß in dem Fortbestand des

Reichstags auch der Schein eines Zusammenhalts der Monarchie liegt. Man glaubt eher an die Integrität des Kaiserstaats, wenn man die Vertreter aller Provinzen in einem Saal erblickt, es ist leichter ein gemeinschaftlicher Brennpunkt für die einzelnen Länder-Bestandtheile gefunden und wenn es derselbe Boden ist, auf dem die nationalen Tendenzen sich bestreiten müssen, so ist der Knoten für dieselben leichter geschürzt. Bei der vorhandenen Centrifugalkraft der einzelnen Elemente Oestreichs wäre der jetzige Zeitpunkt zu gefährlich für die Integrität der Monarchie geworden, wenn mit dem Wegfall des Reichstags auch nur kurze Zeit der Spiegel der Nationalitäten und ihr sinnlich wahrnehmbarer Vereinigungspunkt weggefallen wäre. Weit gefehlt, daß das Ministerium daran dachte, den Reichstag aufzulösen, wünscht es sogar denselben durch Vertretung der übrigen Nationalitäten in Ungarn auf demselben zu erweitern. Das Ministerium ist auch der Föderirung der Nationalitäten abgeneigt und huldigt mehr dem Centralisations-Gedanken. Deßhalb hat es auch schon angefangen, ein Gemeindegesetz in diesem Sinne vorzulegen, das, so viel man davon vernimmt, die Selbstständigkeit der Comunen nicht zuläßt. Die Slaven scheinen nun auch zur Einsicht zu gelangen, daß das Ministerium alle Nationen Oestreichs in Oestreicher zu verwandeln sich bemühe. Wenigstens kann eine slavische Opposition, wenn dieselbe Correspondenzen zu Folge sich wirklich vorbereitet, keinen anderen Grund haben.

Durch das bisher Angeführte ist es wohl klar, auf welche Weise das Ministerium die Gleichberechtigung der Nationalitäten durchführen will: sie soll eine gleiche Schwarzundgelbwerdung (selbst die Sprache scheint sich gegen diesen Begriff zu sträuben) der verschiedenen Nationalitäten sein. Mit einem Worte, in Oestreich, in welchem Staate zumeist von nationaler Berechtigung die Rede ist, soll eigentlich gar keine Nationalität existiren oder eine Nationalität soll die andere paralysiren und Alle im Oestreicherthum ersticken. Möchten doch die Slaven, welche am Meisten das Schwarzgelbthum stützen, bald einsehen lernen, daß die deutsche Demokratie ihre nationalen Bestrebungen liebevoll achtet und ihr Feind bloß im Oestreicherthum liegt, welches das selbstständige Hervortreten einer Nationalität nicht zulassen kann. Also die ganze Politik des Ministeriums in der Nationalitäten-Frage liegt darin, daß es alle Nationalitäten der Monarchie zu dem gleichen Stolz berechtigen will, sich als Oestreicher zu fühlen.

Mit dieser Betrachtung der Ministerialpolitik in Bezug auf die verschiedenen Nationalitäten der Monarchie fällt eigentlich der ministerielle Plan hinsichtlich der Integrität der Monarchie, was das zweite Stichwort seines Programmes ist, zusammen. Das Programm Stadions, so entschieden es abgefaßt scheint, läßt doch die Constituirung Oestreichs so provisorisch als nur immer möglich erscheinen. Es scheint, das Ministerium hat, da der Absolutismus sich so wenig wiederherstellen läßt, als der Mensch in den Mutterleib zurückgedrängt werden kann, noch durchgehends kein Bild von dem künftigen Oestreich. Es will „die Bundespflichten gegen Deutschland aufrecht erhalten." Soll der Ausdruck „Bundespflichten" an den seligen Bundestag erinnern? Oder sind die Bestimmungen der Verträge von 1815 damit gemeint? Wie paßt aber dann die trotzige Hinzufügung dazu „Oestreich werde sich von keinerlei Einfluß von Außen her (damit ist Frankfurt gemeint) in irgend einer Hinsicht beschränken oder zu irgend etwas bestimmen lassen?" Also Oest-

reich erkennt Bundespflichten an, aber wenn die Centralgewalt des deutschen Bundes ihm irgend eine Bundespflicht auferlegt, so schüttelt es sie trotzig ab. Oder sind mit dem Versprechen, die Bundespflichten zu halten, die Truppen gemeint, welche Oestreich in Deutschland stationirt und die jede Volkserhebung niederhalten sollen? Wahrlich in diesem Bund stehen alle Potentaten zu einander und es sollte uns nicht überraschen, wenn der Czar von Rußland heute oder morgen von Bundespflichten zu reden anfängt, die er gegen Rußland hat.

Bei dieser Gelegenheit ließe sich auch noch erörtern, ob das österreichische Kabinet wirklich die Absicht habe, Oestreich von Deutschland zu isoliren. Zunächst huldigt das Ministerium in diesem Punkt der fortgeerbten östreichischen Regierungspolitik, die Dinge gehen zu lassen, wie sie gehen, und abzuwarten, was dabei herauskomme. Das Ministerium wird hier von seinem divinatorischen und organisirenden Geiste verlassen, es läßt diesen wichtigen Punkt in der Schwebe und sagt in seinem Programm, beide Staaten müßten sich zuvörderst abgesondert konstituiren, bevor über ihre gegenseitige Stellung zu einander etwas bestimmt werden könne. Bestimmt verspricht das Ministerium nur ein später abzuschließendes Schutz- nnd Trutzbündniß Oestreichs mit Deutschland. Als wenn ich eine Geliebte verstöße und ihr verspräche, künftig doch ihr guter Freund zu bleiben! Das Herz für Deutschland schneidet diese Phrase aus dem östreichischen Staatskörper heraus und verspricht dafür einen diplomatischen Tractat an dessen Stelle zu legen. Ein Schutz- und Trutzbündniß hieße nichts anders als: Oestreich soll so weit zu Deutschland in freundschaftlichem Verhältnisse stehen, als es den Krämerbuden zum Vortheil gereicht, und als es dadurch leichter wird, die Freiheit der Völker zu unterjochen. Ein Schutz- und Trutzbündniß reichte nur so weit, als der Egoismus langte. Aber wenn die Politik Oestreichs wirklich dahinginge, von Deutschland getrennt zu bleiben, so könnte der Schwerpunkt Oestreichs nur im Slaventhum liegen, und wozu sollte dann ein slavisches Oestreich ein Schutz- und Trutzbündniß mit Deutschland abschließen? Eher würde der Einfluß Rußlands, der bei einem isolirten Oestreich früher oder später sich dennoch daselbst geltend machen würde, es zu einem Bündniß Oestreichs mit Rußland gegen Deutschland bringen. Wäre ein von Deutschland getrenntes Oestreich möglich, so würde die ganze Weltlage, das europäische Gleichgewicht dadurch bedroht sein. Allein diese Lostrennung Oestreichs von Deutschland ist nicht möglich; Oestreich fände keinen Schwerpunkt, der in seinem eigenen Inneren liegt, und wenn der Zerfall gehindert würde, so könnten seine politischen Kämpfe nicht endigen. Der abstrakte Begriff des Oestreicherthums kann nicht in das Volk übergehen; er vereinigt sich erst mit dem Nationalitätsgefühl der einzelnen Völker Oestreichs und hat nur eine dynastische Grundlage. Staaten können aber nicht mehr fortbestehen, wenn sie bloß durch einzelne Persönlichkeiten einer Dynastie und nicht durch eine das ganze Volk beseelende Idee zusammengehalten werden. Die Minister werden daher bald das Halt- und Leblose des beabsichtigten Oestreicherthums kennen lernen, sie werden die Bürgerkriege in Oestreich nicht überwältigen können, und da ein freies Oestreich nicht auf blos dynastischer Grundlage fortbestehen kann, so werden sie nach und nach zu einem Grade des militärischen Terrorismus genöthigt werden, wo sich dieser selbst vernichtet. Deßhalb wird Oestreich nothgedrungen, soeben mit Deutschland auf das

Innigste sich zu verbinden, sowie die Krankheit sich an das Leben anschließen möchte. Allein das jetzige Ministerium will nicht auf die Personalunion eingehen, sondern bloß den gesammten Ländercomplex: Oestreich mit allen seinen Wirren, Händeln und Ungerechtigkeiten Deutschland anschließen. So wünschenswerth manchem Politiker ein Deutschland wäre, das eine so weite Ausdehnung besäße, so widerstreitet anderer Seits, ohne daß es des Beweises bedürfte, eine so weitgehende Vereinigung Oestreichs mit Deutschland allen vernünftigen und demokratischen Ideen, und würde Deutschland in eine solche Wirrniß hineinziehen, daß kein Deutscher dafür stimmen kann. Das Ministerium fände freilich in einer totalen Vereinigung Oestreichs mit Deutschland den besten Kitt für die losen Bestandtheile der Monarchie, allein das wird die deutsche Politik nicht von ihrem richtigen Standpunkt abbringen. Keinesfalls kann aber Oestreich ohne Deutschland bestehen, so spröde es auch jetzt thun mag. Was Oestreich an Freiheit und Bildung hat, ist ihm von Deutschland gekommen, hier fließen ihm auch noch ferner die besten Quellen, und das Deutschthum bildet auch noch in seinem Inneren das einzige vermittelnde und lösende Element. Deßhalb schielt das östreichische Ministerium wohl auch auf den deutschen Kaiserthron und möchte ihn wahrscheinlich sehr gerne für Franz Joseph gewinnen, wenn nicht so manches nationale Hinderniß entgegenstände. Auf jeden Fall wird sich die separate Lebensfähigkeit Oestreichs noch schwer zu erproben haben.

II.

Was die Verfolgung der angeführten Tendenzen betrifft, so wird das Ministerium aus mehreren Gründen dabei zur Reaktion gedrängt. Zu übersehen ist jedoch nicht, daß diese Reaktion theilweise selbstständig aus den vorhandenen unreinen Gliedern der östreichischen Staatsgesellschaft sich entwickelt. Wir waren im März verblendet genug, ein n e u e s Oestreich als das Resultat unserer Revolution anzunehmen. Wir wähnten, ein Staat, der mit eisernem Conservatismus und fest gegründeter ständischer Gliederung Jahrhunderte hindurch fortbestand, könne durch einen einzigen Stoß eine ganz neue Gestaltung bekommen. Wir übersahen, daß jede Revolution und die unsrige zumeist bloß negativ sei, wir vergaßen im Taumel des Freiheitsjubels, daß wir bloß eine Negation des Metternich'schen Staatsprinzipes gesetzt, aber noch keine positive Umänderung der Staatselemente errungen hatten. Der alte Staatskörper hatte sich heuchlerisch mit den neuen Phrasen wie mit einem veränderten Wortkleid umhüllt, aber es war derselbe ungesunde und unnatürliche Staatsorganismus geblieben. Wenn wir gewähnt, daß die früheren, finsteren Mächte des Staates überwunden seien, so reißen die Thaten Windischgrätz das Mäntelchen weg, mit welchem sich die Fäulniß dieses Staates aus Scham und Schrecken vor einigen Monaten verhüllt. Durch die jetzt in Oestreich angewendeten Regierungsmaßregeln steigen die Geister der Vergangenheit wieder empor, die unsittliche unwillkührliche Basis dieser Monarchie zeigt sich unverändert, die Schminke wird weggewaschen.

reich erkennt Bundespflichten an, aber wenn die Centralgewalt des deutschen Bundes ihm irgend eine Bundespflicht auferlegt, so schüttelt es sie trotzig ab. Oder sind mit dem Versprechen, die Bundespflichten zu halten, die Truppen gemeint, welche Oestreich in Deutschland stationirt und die jede Volkserhebung niederhalten sollen? Wahrlich in diesem Bund stehen alle Potentaten zu einander und es sollte uns nicht überraschen, wenn der Czar von Rußland heute oder morgen von Bundespflichten zu reden anfängt, die er gegen Rußland hat.

Bei dieser Gelegenheit ließe sich auch noch erörtern, ob das österreichische Kabinet wirklich die Absicht habe, Oestreich von Deutschland zu isoliren. Zunächst huldigt das Ministerium in diesem Punkt der fortgeerbten östreichischen Regierungspolitik, die Dinge gehen zu lassen, wie sie gehen, und abzuwarten, was dabei herauskomme. Das Ministerium wird hier von seinem divinatorischen und organisirenden Geiste verlassen, es läßt diesen wichtigen Punkt in der Schwebe und sagt in seinem Programm, beide Staaten müßten sich zuvörderst abgesondert konstituiren, bevor über ihre gegenseitige Stellung zu einander etwas bestimmt werden könne. Bestimmt verspricht das Ministerium nur ein später abzuschließendes Schutz- und Trutzbündniß Oestreichs mit Deutschland. Als wenn ich eine Geliebte verstöße und ihr verspräche, künftig doch ihr guter Freund zu bleiben! Das Herz für Deutschland schneidet diese Phrase aus dem östreichischen Staatskörper heraus und verspricht dafür einen diplomatischen Tractat an dessen Stelle zu legen. Ein Schutz- und Trutzbündniß hieße nichts anders als: Oestreich soll so weit zu Deutschland in freundschaftlichem Verhältnisse stehen, als es den Krämerbuden zum Vortheil gereicht, und als es dadurch leichter wird, die Freiheit der Völker zu unterjochen. Ein Schutz- und Trutzbündniß reichte nur so weit, als der Egoismus langte. Aber wenn die Politik Oestreichs wirklich dahinginge, von Deutschland getrennt zu bleiben, so könnte der Schwerpunkt Oestreichs nur im Slaventhum liegen, und wozu sollte dann ein slavisches Oestreich ein Schutz- und Trutzbündniß mit Deutschland abschließen? Eher würde der Einfluß Rußlands, der bei einem isolirten Oestreich früher oder später sich dennoch daselbst geltend machen würde, es zu einem Bündniß Oestreichs mit Rußland gegen Deutschland bringen. Wäre ein von Deutschland getrenntes Oestreich möglich, so würde die ganze Weltlage, das europäische Gleichgewicht dadurch bedroht sein. Allein diese Lostrennung Oestreichs von Deutschland ist nicht möglich; Oestreich fände keinen Schwerpunkt, der in seinem eigenen Inneren liegt, und wenn der Zerfall gehindert würde, so könnten seine politischen Kämpfe nicht endigen. Der abstrakte Begriff des Oestreicherthums kann nicht in das Volk übergehen; er vereinigt sich erst mit dem Nationalitätsgefühl der einzelnen Völker Oestreichs und hat nur eine dynastische Grundlage. Staaten können aber nicht mehr fortbestehen, wenn sie bloß durch einzelne Persönlichkeiten einer Dynastie und nicht durch eine das ganze Volk beseelende Idee zusammengehalten werden. Die Minister werden daher bald das Halt- und Leblose des beabsichtigten Oestreicherthums kennen lernen, sie werden die Bürgerkriege in Oestreich nicht überwältigen können, und da ein freies Oestreich nicht auf blos dynastischer Grundlage fortbestehen kann, so werden sie nach und nach zu einem Grade des militärischen Terrorismus genöthigt werden, wo sich dieser selbst vernichtet. Deßhalb wird Oestreich nothgedrungen, soeben mit Deutschland auf das

Innigste sich zu verbinden, sowie die Krankheit sich an das Leben anschließen möchte. Allein das jetzige Ministerium will nicht auf die Personalunion eingehen, sondern bloß den gesammten Ländercomplex: Oestreich mit allen seinen Wirren, Händeln und Ungerechtigkeiten Deutschland anschließen. So wünschenswerth manchem Politiker ein Deutschland wäre, das eine so weite Ausdehnung besäße, so widerstreitet anderer Seits, ohne daß es des Beweises bedürfte, eine so weitgehende Vereinigung Oestreichs mit Deutschland allen vernünftigen und demokratischen Ideen, und würde Deutschland in eine solche Wirrniß hineinziehen, daß kein Deutscher dafür stimmen kann. Das Ministerium fände freilich in einer totalen Vereinigung Oestreichs mit Deutschland den besten Kitt für die losen Bestandtheile der Monarchie, allein das wird die deutsche Politik nicht von ihrem richtigen Standpunkt abbringen. Keinesfalls kann aber Oestreich ohne Deutschland bestehen, so spröde es auch jetzt thun mag. Was Oestreich an Freiheit und Bildung hat, ist ihm von Deutschland gekommen, hier fließen ihm auch noch ferner die besten Quellen, und das Deutschthum bildet auch noch in seinem Inneren das einzige vermittelnde und lösende Element. Deßhalb schielt das östreichische Ministerium wohl auch auf den deutschen Kaiserthron und möchte ihn wahrscheinlich sehr gerne für Franz Joseph gewinnen, wenn nicht so manches nationale Hinderniß entgegenstände. Auf jeden Fall wird sich die separate Lebensfähigkeit Oestreichs noch schwer zu erproben haben.

II.

Was die Verfolgung der angeführten Tendenzen betrifft, so wird das Ministerium aus mehreren Gründen dabei zur Reaktion gedrängt. Zu übersehen ist jedoch nicht, daß diese Reaktion theilweise selbstständig aus den vorhandenen unreinen Gliedern der östreichischen Staatsgesellschaft sich entwickelt. Wir waren im März verblendet genug, ein n e u e s Oestreich als das Resultat unserer Revolution anzunehmen. Wir wähnten, ein Staat, der mit eisernem Conservatismus und fest gegründeter ständischer Gliederung Jahrhunderte hindurch fortbestand, könne durch einen einzigen Stoß eine ganz neue Gestaltung bekommen. Wir übersahen, daß jede Revolution und die unsrige zumeist bloß negativ sei, wir vergaßen im Taumel des Freiheitsjubels, daß wir bloß eine Negation des Metternich'schen Staatsprinzipes gesetzt, aber noch keine positive Umänderung der Staatselemente errungen hatten. Der alte Staatskörper hatte sich heuchlerisch mit den neuen Phrasen wie mit einem veränderten Wortkleid umhüllt, aber es war derselbe ungesunde und unnatürliche Staatsorganismus geblieben. Wenn wir gewähnt, daß die früheren, finsteren Mächte des Staates überwunden seien, so reißen die Thaten Windischgrätz das Mäntelchen weg, mit welchem sich die Fäulniß dieses Staates aus Scham und Schrecken vor einigen Monaten verhüllt. Durch die jetzt in Oestreich angewendeten Regierungsmaßregeln steigen die Geister der Vergangenheit wieder empor, die unsittliche unwillkührliche Basis dieser Monarchie zeigt sich unverändert, die Schminke wird weggewaschen.

So kann das Ministerium den Versuch mit einem isolirten Oestreich zu experimentiren, nicht anders durchführen, als durch die illiberalsten Staatsmittel. Das Gefühl überwallt in uns, wenn wir in dieser Hinsicht das jetzige Oestreich, das Produkt ministerieller Verblendung, betrachten! Viel ist seit Kurzem in Oestreich geschehen, wovon man nur mit Abscheu reden kann!

Man wollte nicht so plump und gewaltsam das gegebene Versprechen zurücknehmen, und ließ dem Kaiser die Krone ablegen als ob er damit auch seine Verpflichtungen weglegen könnte. Der Kaiser mußte sich wie Karl V. lebendig in seinen Sarg legen, damit man dabei versuchen könne, die Freiheit zu begraben. Ein Kind wurde auf den Thron gesetzt, damit die Völker Oestreichs denken sollten, auch sie seien noch unreife Kinder. Aber das Gold der Krone ist heiß, es erhitzte das Gehirn des jungen Monarchen und das erste Wort, das er den Vertretern des östreichischen Volkes zurief, war, er wolle die Verfassungs-Urkunde, welche sie ausarbeiten würden, prüfen. Also was die östreichischen Völker, die Jahrhunderte hindurch nach der Freiheit geseufzt und endlich für dieselbe gestritten und geblutet, zur Wahrung dieser kostbar errungenen Freiheit einsetzen wollen, das soll erst der Prüfung unterzogen werden, ob es nicht allerhöchstes Mißfallen erregt. Wahrlich dieses eine Wörtchen, das der neue Kaiser mit seiner jugendlichen Sopranstimme ausgesprochen, fällt als ein schriller, fürchterlicher Mißton durch alle Länder der weiten Monarchie und ruft Allen, welche die neue gewaltige, große Zeit und alle ihre herrlichen Früchte erstreben wollen zu: Wir, die wir nur in der Fäulniß der alten Zeit leben können, wollen Euch gewaltsam von den Pforten des neuen Jahrhunderts zurückdrängen. Deßhalb wurden Windischgrätz und Jellachich zur Abdankung Ferdinands hinzugerufen, es sollte damit angedeutet sein, daß nach diesem Kaiser die Militärgewalt in Oestreich herrschen solle. Oestreich soll nach dem Willen der jetzigen Machthaber daselbst von nun an, nicht wieder ein Polizeistaat, sondern es soll ein Militärstaat werden.

Die Machthaber erkennen, daß sich Oestreich nicht wieder ganz im alten Styl rekonstruiren lasse, es kann nicht so arg werden wie ehedem, aber es muß ärger werden. Diejenigen, welche jetzt durch ihre Uebermacht in Oestreich die Regierung in der Hand haben, fühlen, daß jener naive, patriarchalische, zahme, beaufsichtigende Polizeistaat Metternichs sich nicht repetiren lasse, sie wissen, es sei eine revolutionäre Zeit gekommen, der Schrecken müsse herrschen und sie wollen, daß er nun einmal auf ihrer Seite herrsche. Deßhalb starren die offenen Schlünde der Kanonen den freiheitsbegeisterten Wienern von den Basteien entgegen und wenn, mitten unter den Henkern, welche sich Richterkleider angezogen haben, mitten im Leichengeruche der Geschlachteten einem Manne scheu ein halbwegs freisinniges Wort im Gespräch entwischt und das lauernde Spionengezücht es verräth, dem grinst sogleich den nächsten Tag aus den traurigen, blutbefleckten Spalten der Wiener Zeitung ein Erlaß des Militär-Commando heraus, daß das Standrecht zwar aufgehoben sei, aber doch so oft wieder in Anwendung gebracht werden könne als es „Seiner Durchlaucht“ beliebe.

Nicht das Standrecht ist aufgehoben, wohl aber ist jedes Recht in Oestreich aufgehoben. Standrecht! Welch ein Hohn liegt darin, daß gerade in dem Wort, welches die Herrschaft der rohesten, schändlichsten Gewalt bezeichnet, auch das Wort Recht vorkommen

muß. Diese Gattung von Recht macht es möglich, daß unter dem Scheine der Gesetzlichkeit Männer, die für Freiheit und Deutschthum gestritten, als Hochverräther hingerichtet wurden, nach diesem Begriffe von Recht konnte ein unverletzlicher deutscher Volksvertreter, einer der edelsten Männer, erschossen werden, dieses Recht gestattete, zwei Schriftsteller zu tödten, deren ganze Bewaffnung in der Feder bestand. Nur ein solches Recht ist weit genug, um den Mord eines Menschen, der im Wirthshaus eine mißfällige Aeußerung gethan, gesetzmäßig erscheinen zu lassen, bloß wenn man dieses Recht proclamirt, kann man einen Menschen erschießen lassen, welcher einen Theil einer Pistole versteckt hatte, und dabei den keuschen heiligen Namen der Göttin der Gerechtigkeit frevelhaft im Munde führen. Dies Alles enthält das schreckliche, eiskalte Wort: S t a n d r e c h t.

Also Oestreich soll von nun an militärisch regiert werden. Der neue Kaiser erscheint stets in Militär-Uniform, in seiner Ansprache bei der Thronbesteigung berücksichtigt er hauptsächlich das Militär und seine ersten Regierungsmaßregeln sind militärische Beförderungen und Ordensverleihungen. Im früheren Polizeistaat Oestreich wurde den Spionen und Polizeidienern heimlich von der Regierung Geld zugesteckt, jetzt huldigt die Regierung dem Prinzip der Oeffentlichkeit. Draußen in Schönbrunn hart an den Mauern der mit Blut befleckten Stadt Wien, auf der Unglück und Elend schwer lasten, stellt sich der Fürst Windischgrätz vor seine Truppen hin und belohnt jeden Soldaten eigenhändig dafür, daß er so trefflich auf freiheitsglühende Bürger gezielt und mit solcher Virtuosität Bürgerblut vergossen. Auf den frischen Gräbern, der für die Freiheit Gefallenen, stehen die Soldaten und Fürst Windischgrätz tritt von Einem zum Andern und Jedem gibt er eine Medaille und Geld. Geld für Bürgerblut, das ist Sündenlohn, Judasbeute! Und um die Wiener Bürger mit tyrannischer Wollust auf diese öffentliche Belohnung ihrer Unterdrücker aufmerksam zu machen, donnern während der gräßlichen Scene freudig die Geschütze. In der Tasche aber trägt der Fürst Windischgrätz die unbeschränkte Vollmacht des Kaisers, die ihm gestattet, gegen die Völker Oestreichs zu unternehmen, was er wolle. O unglückliches Oestreich!

Nichts ist fürchterlicher, als wenn die Bewaffnung des Staatskörpers gegen sein eigenes Innere sich wendet und die Zeugungskraft der Gesellschaft zu deren Selbstschändung mißbraucht wird. Darum ist diese Militärherrschaft so entsetzlich, weil sie gegen die Natur ist, eine krankhafte Entfeßlung eines Elements der Societät Alles überfluthet, und jene Macht des Staates, die nur dienen soll, zu herrschen anfängt. Alles, was von einer solchen Herrschaft ausgeht, muß daher auch unnatürlich und widersinnig sein. Mit Kartätschenkugeln will man die Völker zur staatlichen Einigung treiben, durch Hinrichtungen will man Anhänglichkeit an die Dynastie erzeugen, und indem man das Herzblut der Menschen vergießt, will man zugleich ihre Herzen mit Liebe erfüllen? Und wie weit kann dieser Weg, wenn er einmal betreten wird, führen! Ich will es nicht glauben, was eine Zeitung meldete, daß der junge Kaiser sich selbst an die Spitze der Armee, die gegen Ungarn operirt, stellen wolle. Allein welch ein Staatsleben muß vorhanden sein, damit nur solche Gerüchte gedeihen können!

Bei dieser Lage der Dinge kann man das Regierungssystem eigentlich nicht nach den Persönlichkeiten, die das Ministerium bilden und nach ihrem ausgesprochenen Programme

beurtheilen, sondern die Staatsgewalt steht auf der Spitze eines Bajonnets und die Postamente der Monarchie sind Kanonen. Zwar erklärt das Ministerium auf eine Interpellation Schuselka's, daß es sich für die Maaßnahmen Windischgrätz verantwortlich mache, und daß die Militärgewalt in seinem Einverständniße handle. Allein der Rückblick in die nächste Vergangenheit, in welcher die Heerführer das konstitutionelle Staatsprincip als nicht existirend betrachteten, macht es nur zu wahrscheinlich, daß sie auch jetzt bis zu einem gewissen Grade willkürlich handeln. Sollte das aber nicht der Fall sein, dann ist der Frevel um so größer, daß man die Devisen der Freiheit im Munde führt und dabei den Tyrannen spielt.

Doch der Jesuitismus dieses Ministeriums zeigt sich am deutlichsten in dessen Programme, auf das wir noch zurückkommen müssen.

Welch ein Geklingel von liberalen Tiraden, jedes zweite Wort des Programms ist Freiheit! „Das Ministerium will sich an die Spitze der Bewegung stellen." Bei einem Ministerium, das aus einer siegreichen Contre-Revolution hervorgegangen ist, erregt eine solche Phrase dieselbe Empfindung, wie Essig, der in eine offene Wunde gegossen wird. „An die Spitze der Bewegung!" Doch wohl nur der jetzigen Bewegung? Denn jetzt bewegt sich in Oestreich Alles abwärts! Doch was schaden Phrasen? Verspricht ja das Ministerium in einem Athem mit der Freiheit auch „Repressivmaßregeln" in Bezug auf die Presse, Gesetzvorlagen über das Associationsrecht und die Nationalgarde, eine Fremdenbill und andere organische Gesetze. Das heißt mit anderen Worten; Ich will mir alle Mühe geben, daß du dich so frei als möglich bewegen kannst, und dazu will ich dir den Mund knebeln, die Hände abhauen, die Füße binden und die Augen ausstechen. Das Ministerium „hofft", daß die Versammlung bald das Verfassungswerk zu Ende bringe. Es drückt aber diese „Hoffnung" wohl nur deßhalb aus, um hinzufügen zu können: „damit es dasselbe der Sanktion Seiner Majestät unterbreiten könne." Also das ist des Pudels Kern! Die Sanktion schlüpft hier so unbefangen mit, als wenn sie schon eine ganz bekannte Sache wäre. War doch früher bei dieser constituirenden Versammlung nie von einer Prüfung der Verfassuug die Rede, und wurde von der Krone gegen den letzten Paragraph der Geschäftsordnung keinerlei Einsprache erhoben. Jetzt auf einmal wird aus einer konstituirenden Versammlung ohne alle Zauberkünste eine vereinbarende Versammlung gemacht. Dieses recht artig klingende Wörtlein macht die konstituirende Versammlung, die bisher aus Vertretern des souveränen Volkes bestanden, zu einer Gesellschaft von bezahlten Beamten, welche eine Verfassungsurkunde auszuarbeiten haben, die, wenn sie gènant sein sollte, von „Seiner Majestät" verworfen wird. Dieses einzige Wörtchen verwandelt den Boden der Revolution in einem loyalen Boden, bringt den Begriff der Unterthänigkeit im Vorhinein wieder in das Staatsleben und reißt die Leichen der Märzopfer aus ihren Gräbern, um sie zu verhöhnen. Sobald Oestreich auf den Vereinbarungsstandpunkt gedrängt wird, von dem bis jetzt keine Rede war, hat der Absolutismus sich blos mit dem Blute der Revolution geschminkt, und das Geschick der Völker ist wieder dem Belieben der „Majestät" anheimgestellt: O, das preußische Staatsrecht mit der Vereinbarungs-Theorie findet in Oestreich guten Anklang!!

So ist die Politik der Minister Oestreichs beschaffen und nur durch solche Mittel läßt sie sich durchführen. Ob aber die gewaltige Zeit solche Zwecke und solche Mittel zuläßt, muß uns schon die nächste Zukunft lehren. E.

Briefe.

I.

Wien, Ende December.

Motto. Who governs England? the King.
Who governs the King? the duc of Buckingham.
Who governs the Duc? the Doctor Lamb.
Who governs the Doctor Lamb? — the devil:
(History of England: Charles I.

Die Glieder der Kette, welche Englands Regierung zu Karl des Ersten Zeiten umschlang, hatten unter Ferdinand in Oesterreich zwar andere Namen; die Kette war aber sichtlich und fühlbar vorhanden und wenn es die letzte Handlung des abgetretenen Kaisers war, dem neuen vor allen Zeugen im Saale zu Olmütz Windischgrätz und Jellachich mit den Worten zuzuführen: „Hier hast Du die Grundpfeiler Deines Thrones", so erblicken wir darin zwar ein schlechtes Kompliment für die anwesenden Minister, aber keineswegs die Befreiung von jenen vielbesprochenen Banden kaiserlicher Liebe, die Ferdinand mit dem österreichischen Volke verknüpft hat, wie den Herrn mit seinem Hunde, den er nicht gern entlaufen läßt. Wie dem aber auch so oder anders sein möge, der neue Herr ist da, ohne daß ein Zeichen vorliegt, daß das alte System geändert sei, kein Akt der Gnade, der Versöhnung schmückte den Regierungsantritt Franz Josephs, des achtzehnjährigen, die Militärdiktatur herrscht nach wie vor, und wird ein politischer Märtyrer nicht hingerichtet, so fließt die Begnadigung auf 12 Jahre Kettenstrafe aus der Gnade des Windischgrätz und nicht aus der des Regenten, welchem in konstitutionellen Staaten allein das Recht der Gnade vorbehalten zu sein pflegt. Thatsächlich regiert also der neue Kaiser so wenig, als es der alte gethan. — Diese Wahrnehmung macht keinen guten Eindruck. So roh und blutdürstig ein Theil unserer Schwarzgelben genannt werden kann, so wenig wollte ein andrer und zwar der größere etwas mehr, als die Wiederherstellung der gesetzlichen Ordnung und vermißt diese jetzt so bitter als je. Das Ministerium Wessenberg, Latour, Bach ꝛc. hatte die gesetzliche Ordnung aufgehoben, indem es gegen den Willen des gesetzlichen Körpers und der bekannten Majorität des Landes gegen den Sinn der März und Mai Verträge zwischen Kaiser und Volk handelten. Wo der Vertrag, die Uebereinkunft,

das Gesetz aufhört, da tritt das Naturrecht mit seiner Bestien Lehre vom Rechte des Stärkeren in die Schranken. Dieses Recht des Stärkeren war es, welches das Volk am 6. Oktober zu der gräulichen Justiz gegen Latour trieb, dieses Recht des Stärkeren ist es, welches heute der Rache zur Seite steht, denn nur die Rache bestimmte die Opfer, deren Blut nicht einmal von der Mauer der Bastei abgewischt wird.

Daß dies nicht gesetzliche Ordnung sei, das hat der Wiener doch schon gelernt, wenn auch die Blätter, welche jetzt erscheinen dürfen, mit der Unwissenheit sich breit machen und den Belagerungszustand als den einzigen, richtigen bezeichnen, indem sie dem alten Herrn in London noch den Vorwurf nachschicken, daß sie unter seiner Verwaltung niemals jenen Genuß gehabt.

Welden, den Niemand als einen Demagogen betrachten wird, fand doch diese Art politischer Anschauungsweise für sein über sieben Schuh Länge vertheiltes Nervensystem zu stark und kündiget an, daß er solch antikonstitutionelles Geschreibsel künftig unterdrücken werde. Wir sehen gar nicht ein, warum Windischgrätz nicht auch diese Redakteure wegen Landesverrath durch Versuch zur Umstürzung der konstitutionellen Verfassung kriegsrechtlich erschießen läßt. Sein Richterschwert scheint kein zweischneidiges zu sein! Die Redakteure lügen übrigens nicht — sie haben sich niemals so wohl befunden als jetzt. An's Lesen ist der Wiener gewöhnt, die auswärtigen Blätter sind zu theuer, er kauft also auch die Dummheiten, welche jene Herren drucken lassen, findet er auch keine Nahrung für seinen Geist, so findet er doch welche für seinen Aerger. Ueberdies zwingt die Langeweile Viele zum Lesen und endlich kann man Makulatur nicht so wohlfeil kaufen, als einzelne unsrer Journale, die wie z. B. der Lloyd $2^1/_2$ ungeheure Bogen täglich, kraft ministerieller Munificenz um 2 Kreuzer den Abonnenten zu Theil werden läßt. Der Wiener ist unzufriedener als je. Niemals hat die Demokratie so viel Anhänger gehabt, als jetzt. Man hat nicht vergessen, daß selbst da, als die Demokraten die Macht hatten, jede Ansicht gesprochen und gedruckt werden durfte, man weis, daß, selbst als das Recht des Stärkeren von ihnen geübt wurde, ein einziger Mann ihrer Rache fiel und dieser eine nur in der ersten Aufregung und so zu sagen in der Hitze des Kampfes, man hat so schwarzgelb, als man gewesen sein mochte, nicht verkennen können, daß Privateigenthum, welches schutzlos während der Oktobertage in Wien geblieben, ja in Häusern befindlich war, welche die Mobilgarde besetzt gehalten, unverletzt und unbeschädigt wieder von dem Besitzer angetroffen wurde, während das kaiserliche Militär kein Schloß respektirte, seine Plünderungslust zu befriedigen. —

An Demokraten haben wir mehr, als je. Windischgrätz hat mehr für die Demokraten gewirkt, als hundert demokratische Vereine im Stande gewesen wären. Der Humor findet sich allmählig auch in die gegenwärtige Lage. Der Unterdrückte wird witzig. Die Wiener erzählen sich: „Neun Monate haben wir Wehen gehabt, jetzt haben wir einen Buben gekriegt!"

Das Ministerium ist sehr thätig. Bei einer Beurtheilung müssen wir aber seine Administration von der politischen Fähigkeit trennen. Was die Erstere anbetrifft, so sind

Stadion, Bruck und selbst Bach, Leute, die wohl Etwas zu Stande bringen können. Merkwürdig ist nur, mit welchen Leuten Bruck z. B. sich umgiebt. Als Unterstaatssekretair hat er einen Hofrath Bunkäfer einen Zopf aller Zöpfe ernannt, der von jeher gerade denjenigen Reformen am meisten Feind war, welche Bruck vorzunehmen beabsichtigte. Als Ministerialrath soll Bruck unter Anderem auch einen gewissen Löwenthal ernennen wollen, der den Namen als Redakteur des österreichischen Lloyd zwar hergegeben hat, aber nicht 10 Zeilen korrekt zu schreiben vermag. — Die politische Fähigkeit möchte ich dem neuen Ministerium geradezu absprechen, denn der Plan zur Centralisirung aller Völker Oesterreichs auf einem Reichstage mit 14 Sprachen scheint uns eben so abenteuerlich als unausführbar. Er ist auch nicht allein gegen das Vernunfts-, sondern auch gegen das vielbeliebte historische Recht, auf welches die Dynastie selbst ihre Pläne zu bauen pflegt. — Von allen Portefeuillen scheint uns das Auswärtige in den unfähigsten Händen. Fürst Schwarzenberg hat sich zum Unterstaatssekretair den ehemaligen Consul in Leipzig: Alexander Hübner ausersehen, der ja nicht mit F. Hübner — dem bekannten früheren Agenten der Lloydschen Dampfschifffahrtgesellschaft und späteren Redakteur der noch verbotenen Allgemeinen Oestreichischen Zeitung, — zu verwechseln ist. Alexander Hübner heißt eigentlich Joseph Schwabenhäferl und verdankte seine Carrière einer gewißen Sorgfalt für die Hunde der Madame Metternich.

Die Armee ist nun in voller Thätigkeit gegen Ungarn. Das Wetter ist den Magyaren sehr ungünstig. Es ist trocken und kalt. Einige Tage Schnee und Regen würde die Wege so zugerichtet haben, daß die Kaiserlichen nicht von der Stelle kommen könnten. Bis jetzt haben die Magyaren noch kein Treffen angenommen, sondern einfach die unbefestigten Orte verlassen und die Nahrungsmittel mitgenommen oder zerstört. Es ist dies eine wenig tröstliche Aussicht für die Wiener, welche Brot und Fleisch beinahe zu doppelten Preisen bezahlen müssen; und für den Finanzminister, welcher mit Mühe 50 Millionen von den verlangten 80 Millionen vom Reichstage erhalten wird. Wer an Oestreich borgen will, haben wir bisher noch nicht in Erfahrung gebracht, wir bedauern aber, daß wir noch kein anderes Finanzsystem in Thätigkeit haben als das, unsere Schulden zu vermehren.

II.

Kremsier den 18. Dezember.

Ich beginne den Cyklus meiner Reichstagskritiken von der Eröffnung des Tages in Kremsier.

Die Lesung der Reichstag Protokolle vom 28., 29. und 31. Oktober wird verworfen, (bei welcher Gelegenheit der Czeche Rieger abgeschmackte Phrasen von „terrorisirtem Reichstage“, vom „ritterlichen Helden Jellachich“ u. dgl. reproduzirt), und somit ist das Recht, eine konstituirende Kammer zu vertagen und zu verlegen, der Krone feierlich

zugestanden. Dieser Akt der Selbstschändung eröffnet auf eine würdige Weise den Reigen der Erbärmlichkeiten, welche den Weg des k. k. Kremsierer Reichstages bezeichnen. Das neue Ministerium erklärt sich verantwortlich (das kann es wahrlich ohne Gefahr thun!) und entschlossen, jeden verfassungswidrigen Einfluß ferne zu halten; sein Ziel sei die ungeschmälerte Erhaltung der dem Volke zugesicherten Freiheit. Neben diesen bekannten Redeblumen, deren sich auch das preußische Ministerium Brandenburg und jedes andere bedient, schleichen „Repressiv Gesetze über den Mißbrauch der Presse", „Regelung des Vereinsrechtes" „Umgestaltung der Nat. Garde" rc. — wie Giftpflanzen mit; nebenbei fehlt es nicht an Weihrauch für das tapfere, ruhmgekrönte Heer, und einige Integritäts Blitze verbreiten über das Ganze hinlängliche Beleuchtung. Wie fernen Donner hört man etwas von Bundespflichten, wobei ich mich, nebenbei gesagt, an einen gewissen Sommer in Karlsbad erinnerte. Schließlich noch bekannte Floskeln von Gleichberechtigung der Nationalitäten. —

Für dieses Programm dankt Schuselka, und versteigt sich zu zwei Interpellationen, in deren einer er sogar wagt, die Ermordung Blums eine „politische Taktlosigkeit" zu nennen. Reichliches Zischen begleitet diese Worte, und bezeichnet kurz und deutlich die Ansichten der Kammer über Frankfurt und ihre Simpathieen für die Demokratie. Diese Interpellationen beantwortet später das Ministerium zur hohen Zufriedenheit der Kammer mit der pikanten Neuigkeit, daß die betreffenden Reichsgesetze dem östreichischen Ministerium noch nicht zu Ohren gekommen seien. Schuselkas Antrag, diese Antwort, sowie die andere im Betreff der Militärdiktatur, die das Ministerium ohne weitere Umstände in Abrede stellte, in Druck zu legen, und der Prüfung der Kammer zu unterbreiten, wird verworfen. —

Dem vom Ministerium verkündeten im Namen der h. Dreieinigkeit stattgefundenen Thronwechsel jubelt die Kammer pflichtschuldigst entgegen, ohne an den drei gewichtigen Wörtchen „von Gottes Gnaden" Anstoß zu nehmen. Neumann und Mayer erschöpfen sich in Vorschlägen zu Deputationen und Dankadressen an den alten und den neuen Kaiser. Alles wird mit Rührung angenommen. Ja, Lhotta beantragt sogar, die ganze Kammer solle sich nach Ollmütz begeben. — Baron Kulmer tritt ohne Portefeuille in das Ministerium, und es erhebt sich nicht eine Stimme im Reichstage gegen die Zulässigkeit eines Ministers ohne Portefeuille in das verantwortliche Ministerium eines konstitutionellen Staates!

Kraus legt seinen Budget Anschlag vor. Er vertuscht ein Defizit von 61 Millionen mit zu machenden Einnahmen von Italien und Ungarn; nennt die östreichische Staatsschuld aus dem naiven Grunde gering, weil Frankreich und England noch größere Schulden hätten; spricht von vielen Steuern, die einzuführen sind, und von Wenigen, die aufzuheben wären. Des Pudels Kern sind die verlangten 80 Millionen, welches Begehren er hauptsächlich damit motivirt, daß er mit den am 21. August erhaltenen 20 Millionen fertig sei. — Bei dieser gewichtigen Geldfrage schien sich die Kammer einen Augenblick an ihre heiligen Pflichten gegen das unter der Last der Steuern und den Bedrängnissen des Bürgerkrieges seufzende Volk zu erinnern, und brach in Murren aus. Aber als der wackere Ziemialkofski diesem Murren Worte gab, und sagte, er wundre sich, daß nun auf einmal die

Kammer Geld bewilligen solle, nachdem man ihr fort und fort vorwerfe, daß sie nicht schleunig genug die Constitution berathe, und jede andere Berathung ihre Berechtigung überschreite; Blut sei bereits genung geflossen; Geld habe man auch bezahlt; wie es mit der Freiheit stehe, wisse man nicht. Man wolle Geld bezahlen, aber wissen wofür. — Da erschrack die Kammer über ihre eigene Kühnheit und ging über Ziemialkofskis Antrag zur Tagesordnung über. Hier war es wieder der „legale" Borrosch, der deduzirte, daß man kein Recht zum Verweigern habe, höchstens könne man Bedingungen stellen.

Die Ansprache des Kaisers, „die Kammer möge die Constitution schnell beenden, und ihm zur Prüfung und Sanktion unterbreiten" übergeht die Kammer, ohne über diese hochwichtigen Worte, die aus der Constituirenden Kammer eine vereinbarende machen, und an die Stelle der Mai-Errungenschaften das kaiserliche Veto setzen, auch nur eine leise Bemerkung zu wagen.

Neben diesen Ereignissen, die leider mehr als hinlänglich die antideutsche Gesinnung und kriechende Unterwürfigkeit des Kremsierer Tages bethätigen, schleppt sich, ein lebendiges Zeugniß seiner Unfähigkeit obendrein, eine breite, Inhaltsleere Berathung über die Geschäftsordnung hin. —

Von diesem Reichstage hat das Volk Nichts zu erwarten. — —

III.

Paris den 18. Dezember.

Bonaparte ist soviel wie Präsident von Frankreich; aber es ist nicht derselbe, der seinen Namen auf die egyptischen Pyramiden geschrieben und die Pharaonen verzagen gemacht, es ist nicht derselbe, der die Schlacht bei Marengo geschlagen, dem die Sonne von Austerlitz gelacht, der so lange vorwärts drang, bis er über die Beresina zurückgegangen, zurück und immer zurück, und sich auf einem einsamen Eiland, wie im Zauber verloren; es ist nicht derselbe, der die französische Bourgeoisie verrathen, zertreten, der ein Abgott des französischen Volkes gewesen und zuletzt nicht die Erlaubniß erhielt, lediglich für Frankreich zu fallen; er ist nicht derselbe, aber er hat das Glück, seinen Namen zu tragen und wird Präsident von Frankreich. Er ist nicht derselbe, aber wer ist er? Bis zu diesem Augenblicke war er eine alltägliche Persönlichkeit, seine Vergangenheit ist gänzlich ohne Bedeutung; er war nicht im Stande, trotz der Unterstützung, die ihm sein Name gewährte, sich ernstlich geltend zu machen. Ein paar tolle Streiche sind Alles, die man von ihm erzählen kann, und dennoch wählt ihn Frankreich zu seinem Präsidenten, Frankreich, das über einen Ledru-Rollin, einen Lamartine, einen Louis Blanc und Raspail zu verfügen hat. Frankreich hat ihn gewählt mit Uebergehung Cavaignacs, dem die Kammer am 28. November die Erklärung zu Füßen gelegt, daß er sich im Juni um das Vaterland verdient gemacht, und wunderbar, dennoch hat Frankreich dem Napoleoniden kein Kompliment gemacht, da es ihn zum Präsidenten wählt; er ist nichts als der einzig mögliche

Vereinigungspunkt der Parteien, er wird als ein brauchbares Werkzeug für die verschiedenen Tendenzen angesehen: er scheint so unpassend und unfähig, daß ihn Alle zu benutzen hoffen, und diesem Umstande verdankt er die Wahl zum Päsidenten, ein ruhmreiches Vorrecht? Einige wollen sich diese Wahl aus gewissen Scenen auf dem Vendôme-Platze erklären, wo man, wenn es dunkel wurde, Haufen von Männern in zerrissenen Blousen sehen konnte, die das Hôtel des Präsidenten in spe umstellten, und wie verstohlen den Ruf: Vive l'Empereur à bas Cavaignac hören ließen, wo auch einige Gewaltthätigkeiten gegen Personen vorgekommen, die ein günstiges Wort für den Helden der Junitage sprachen; wie irrthümlich; diese und ihres Gleichen sind nicht maßgebend in Frankreich, die Junitage lieferten den Beweis, sie wählten Louis Napoleon, weil sie hofften, daß er für sie sein werde, Monsieur Thiers wählt ihn, weil er glaubt, daß er gegen sie sein werde. Die Legitimisten hoffen durch ihn dem Herzog von Bordeaux und die Orleanisten dem Grafen von Paris den Weg zum Throne zu bahnen. Nur einige alte Paladine des Kaisers in der Invalidenkirche, mit dem sie lebten und starben, wählten ihn, weil er den Namen trägt, der sie beherrschte, weil sie durch ihn erinnert werden an jene ganz aus der Mode gekommenen Haare von Anno 5 und 9. Es konnte dem armen Napoleon kein größer Unglück widerfahren, als zum Präsidentnn von Frankreich gewählt zu werden. Welche Partei soll seine Stütze sein? Denn Allen zu genügen ist unmöglich. — Das Spießbürgerthum hat jedenfalls eine Schlappe erlitten. Allein es faßt sich und fügt sich drein. Das Spießbürgerthum vereinigt sich mit allen Resultaten. uud die Zuckerbäcker gehen damit um, eine besondere Gattung von Eis Glace à la Napoleon zu taufen, und das wird den neuen Präsidenten populär machen. In den Salons ist man mit der Wahl zufrieden, die Pariser Damen finden den Abenteurer viel interessanter, als den plumpen General, der immer bleibt, wie er ist, und nach Blut riecht. Paris ist viel heiterer, als es seither gewesen, es athmet auf, als ob ihm ein Stein vom Herzen gefallen wäre. Sollten die Worte des deutschen Dichters Anwendung finden:

„Besser ein verhaßtes Müssen, als eine bittre Wahl."

Der Verkehr wird immer lebendiger, und in den Straßen Saint-Denis, Saint-Martin gedeiht wieder, was die Franzosen nennen Il petit commerce.

Die längsten Gesichter bemerkt man in der Kammer, die durch die Wahl Napoleons ein Mißtrauensvotum von dem französischen Volke bekommt, und die es fühlen muß, daß sie sich in so kurzer Zeit überlebt hat.

Ueber die Ansprache des Generals Lamoriciere an das Militär, welche die Aufforderung zur Anerkennung des neuen Präsidenten euthält, moquirt man sich hier ein Erkleckliches, nnd man meint, da Louis Napoleon so viele Millionen Wähler für sich hat, braucht er den Herrn Lamoriciere nicht. Das Journal des debat wird nachgerade altersschwach; es beklagt Lamartine, daß er so tief gesunken und so wenig Stimmen bei der Präsidentenwahl bekommen; als Grund dieses Sturzes meint das Journal, das schon eine Brille von Nöthen hätte, ist die Theilnahme des poetischen Staatsmaunes an der Februarbewegung zu betrachten, es will den Franzosen einen starken Hang zu Purpurmänteln einreden.

Lamartine konnte nicht gewählt werden, weil sich das Spießbürgerthum vor Concessionen nach unten fürchtet, weil er für die Socialisten zu wenig Socialist, und sie sich von ihm eben nur kleiner Concessionen zu versehen hätten und weil er für die verschiedenen Kronparteien als Held des Februar gar keine Aussicht bietet.

Von den Journalen, die für Cavaignac fochten, zeichnet sich der National durch seine würdige Haltung aus, ohne seiner Ueberzeugung etwas zu vergeben, ehrt er den Willen der Nation; er kündigt es der Partei für das Königthum in ernsten Worten an, daß sie sich arg getäuscht sehen werde. In der That ist die Verblendung dieser Partei unbegreiflich. Kann denn das Königthum in Frankreich einen bessern Vertreter finden, als es in Louis Napoleon gefunden? Es wäre nicht zu Grunde gegangen, wenn es bestehen könnte. —

Es ist sehr die Frage, ob die Republik gesicherter wäre durch den Präsidenten Cavaignac, als durch den Präsidenten Louis Napoleon.

Cavaignac ist ein Republikaner, nichts mehr und nichts weniger als ein conservativer Republikaner, Einer von den Eisernen, die nicht eine Spanne weiter weichen von der Stelle, auf die sie gestellt sind, weder vorwärts noch rückwärts, weder rechts noch links. Ein Mensch, der in einer Form verknöchert, sich selbst nicht weiter entwickelt, als bis zu einem gewissen Grade, bei dem er fest verharrt, und auch dem Staatsorganismus, den er zu regieren hat, keine Entwicklung zuläßt, die über die von ihm festgestellte Grenze hinausreicht, ein höchst beschränkter Staatsmann, der nach Patronen regiert, ohne Empfänglichkeit für den lebendigen Geist und dessen Forderungen, die sich in jedem Leben und am allerentschiedensten im Staatsleben geltend machen. Ein republikanischer Tyrann, der aber von dem Bestehenden tyrannisirt wird und jedes Bedürfniß des Gewordenen übersieht oder gar unterdrückt, dem wie immer gearteten Umschwung abhold und entgegen wirkend, und natürlich am allerweitesten davon entfrrnt ihn selbst hervorzubringen, ohne geistige Zeugungskraft, ein steriler Schwerstein, der gut zum Niederhalten zu verwenden ist, und der, wenn er diesem Zwecke gedient hat, weggeschleudert werden muß, und es auch leicht kann, weil er nirgends wurzelt, weil er niemals mit der innern Kraft des Staatslebens in Zusammenhang gekommen.

Das besitzende Bürgerthum und sein General Cavaignac sind sehr im Irrthum über die Februar-Bewegung. Sie glauben daran, daß diese für die Republik, für die republikanische Regierungsform gemacht worden sei. Es ist dem aber nicht so, sie war blos gegen das constitutionelle Königthum und dessen Consequenzen gerichtet, sie war gegen den fortwährenden Hader zwischen der obersten Gewalt uud den Rechten des Volkes, bei welchem die Erstere immer Recht behielt. Diese Bewegung stammte aus dem Bewußtsein der Franzosen von fortdauernden und neuen Mißverhältnissen in der Gesellschaft, die unberücksichtigt geblieben oder vermehrt wurden. Man wußte nirgends in Frankreich, daß aus der konstitutionellen Monarchie eine Republik werden sollte, aber man wußte überall, es wußte jeder Franzose, daß Louis Philipp mit seinem Regierungsapparat über Bord geworfen werden müsse.

Die Einsetzung der Republik war eine Zufälligkeit, vorausgesetzt, daß man die Unmöglichkeit eines Königs und der sogenannten konstitutionellen Regierungsform für eine Zufälligkeit betrachtet.

Die Revolution vom Februar war gegen den Stillstand gerichtet, welcher der gesellschaftlichen Entwickelung aufgelegt wurde. Wäre Louis Philipp auf dem Wege der Reform vorwärts statt rückwärts gegangen, so hätte er dem Volke die Revolution, sich selbst den Sturz erspart. Cavaignac brächte, bliebe er Präsident, die jetzige Regierungsform aus Unfähigkeit dahin, wohin Louis Philipp die frühere aus Unredlichkeit gebracht hat.

Mit der Republik allein ist Frankreich nicht gedient, und mehr zu bieten vermag der arme General nicht, der sich sein Leben hindurch mehr mit Kanonen als mit dem Bedürfniß der Gesellschaft beschäftigt, und daher sich bereitwilliger finden läßt, Kanonen als den Socialismus in Anwendung zu bringen.

Für die Partei, die den Herrn von Cavaignac in und außer den Kammern hält, wäre Herr von Cavaignac das größte Unglück gewesen; denn sie wäre früher oder später mit ihm, durch ihn gefallen, und da diese Partei nicht den Ehrgeiz besitzt, herrschen zu wollen sondern bloß gesichert sein will nach oben und nach unten, da diese Partei gerade diejenige ist, die jede Bewegung, jeden Betrug, jede Geschäftsstockung, überhaupt jede Störung im Staatsmechanismus bezahlt, so wäre es für sie besser, wenn ein Mann an die Spitze der Regierung käme, der kein Cavaignac aber auch kein Louis Napoleon, sondern ein Talent, das auf dem Wege der Reform zu befriedigen versuchte und verstünde, was sonst eine Revolution zu Stande bringen wird und muß. Cavaignac brächte die Republik in Gefahr, weil ein Volk gewöhnlich von einer Regierungsform die Sicherstellung vor einer verfehlten Regierung fordert und Jene mit Dieser verwirft. Cavaignac hat noch mehr durch seine äußere als innere Politik seine Unzulänglichkeit bewiesen, und wenn man ihm die Junithaten verzeihen und sie der Nothwendigkeit oder dem Fehler eines Andern zur Last legen wollte, wenn man ihm nachzusehen bereit wäre, daß er lediglich mit und für das sogenannte solide Bürgerthum regiert, so müßte man ihn für die Stellung verurtheilen, welche er Frankreich den auswärtigen Fürsten und Völkern gegenüber einnehmen läßt, wobei er nur seine Sympathie, der des französischen Volkes entgegengesetzt, vorwalten läßt. Und wenn es auch eine Fabel ist, daß der französische Conseilpräsident dem rothen Fürsten Windischgrätz nach dem Sturze Wiens seine Zustimmung und seinen Glückwunsch ausgedrückt, so hat es doch mit der Moral dieser Fabel seine Richtigkeit, und die Interpellation des Monsieur Ledru-Rollin, die an der französischen Nationalversammlung wirkungslos vorübergegangen, weil sie sich an die Kanonen Cavaignacs anklammern zu müssen glaubt, wird einst von dem französischen Volke mit größerem Nachdruck wiederholt werden. Und es wird für Herrn von Cavaignac sehr schwer zu antworten sein.

Wen auch der katholische Montalembert die Sendung der 3500 nach Civitta vechia gut katholisch auslegt und überzeugt ist, daß der Conseilpräsident an dem Kirchenfürsten mehr die Kirche als den Fürsten im Auge gehabt, und diese Sendung Frankreich zur Ehre gereiche, so wissen wir doch recht gut und mit uns ein großer Theil von Frankreich und Herr von Cavaignac selbst, daß dem ehrenwerthen General die Erhebung eines Volkes und dergleichen Verfügungen desselben, wie zu Rom, sehr unliebsam sind, und daß der ehrenwerthe General bei solchen, wenn auch entfernten Vorfällen ein geheimes Gelüste verspürt, mit seinen erprobten Kanonen gegen das Volk einzuschreiten.

Der Herr General ist nun einmal versöhnlicher gegen die Uebergriffe einer Regierung, als gegen Gewaltsamkeit eines Volkes, es liegt einmal in seiner Natur, daß er mit dem Blutvergießen Radetzky's in Mailand, des rothen Fürsten in Wien Nachsicht hat, nnd die Ermordng Rossi's, die von dem Volke ausgegangen, unverzeihlich findet. Diese Neigung liegt im militärischen Blute des Herrn von Cavaignac. Der Herr General hat seine naiven Augenblicke und ein solcher war es, als er es in der Kammer aussprach, daß Mailand und Rom von einander getrennt betrachtet werden müssen. Daß Cavaignac nicht Präsident geworden, ist ein Glück für ihn und für Frankreich.

Der Gemeinderath vor und nach dem Falle Wien's.

Der Gemeinderath von Wien, als er im October eingesetzt wurde, sollte im Wesentlichen den an seiner Unpopularität gestorbenen Gemeindeausschuß ersetzen, dessen entschlummerndes Haupt noch einige Zeit im Schooße des Ministeriums Dobblhof auf unschädliche Weise seine Siesta hielt. Zu den allgemein verbreiteten Irrthümern gehört noch jetzt die Meinung, als sei die Bewachung des Stadtvermögens die wesentlichste und fast einzige Aufgabe der Munizipalbehörde und somit wurden auch bei der Bildung dieses neuen Gemeinderathes in Wien sowohl die indirekten Wahlen als auch der bekannte Census, der den Besitz in den Vordergrund stellte und ihm die so genannte Intelligenz oder vielmehr das Honoratiorenthum zur Seite gibt, dem Wahlakte zu Grunde gelegt. Die Resultate dieser Wahlen waren die leicht voraus zu sehenden. Den Kern des Gemeinderathes bilden die Repräsentanten des Spießbürgerthumes und die mit denselben wahlverwandten frommen, kopfhängenden und gutgesinnten Leute, wie z. B. der Verfasser der Mariensagen und andere mit der Bigotterie des Hofes kokettirende Leute. Eine kleine Fraktion des Gemeinderathes ging aber wunderbarer Weise wirklich aus der Intelligenz hervor und neben den Pfahlbürgern nahmen sich Männer wie Wessely, Freund ꝛc. ꝛc. sonderbar genug aus. Aus dem Gesagten geht sattsam hervor, daß die Majorität des neugewählten Gemeinderathes aus Stagnationsmännern besteht und daß der Einfluß der wenigen Vertreter der Intelligenz und des Fortschrittes nur ein sehr geringer sein kann.

Die schärfste und überzeugendste Kritik des Gemeinderathes können wir dadurch liefern daß wir ihn selbst redend und handelnd einführen, daß wir seine moralische Haltung im Oktober, derjenigen, welche er im Dezember angenommen gegenüberstellen und auf diese Weise die Charakterlosigkeit dieser Versammlung von behäbigen und jeder Begeisterung baaren Egoisten der allgemeinen Geringschätzung preisgeben.

In der vom Gemeinderathe am 19. October an den Kaiser durch eine Deputation abgeschickten Adresse heißt es unter Anderen:

„Die Stadt mußte sich auf das Aeußerste gefaßt machen, die Bürger sich bereit halten, durch ihre volle Kraft vielleicht ihre Lebenserhaltung zu erkämpfen. Eine Erweiterung der Defensivmaßregeln bis an ihre letzte Gränze war die letzte unabwendbare Folge dieser nur zu wahrscheinlichen (soll heißen begründeten) Befürchtungen.

Dies war die Veranlassung daß ein Theil der Nat. Garde mobil gemacht, und in das vom Grafen Auersperg im Belvedere verlassene Lager verlegt wurde.

Wenn nun Wien beschuldigt wird, daß in seinen Mauern Anarchie herrsche, so kann nur erwiedert werden, daß in Wien die Ordnung und die Ruhe einer belagerten Stadt zu finden sei. — Auch in diesen drückenden Verhältnissen hat sich der erprobte Sinn der Bürger Wiens für Aufrechthaltung der gesellschaftlichen Ordnuug bewährt, und es sind, wenige Fälle ausgenommen, keine Störungen dersel-

ben vorgekommen, welche in irgend einem Verhältniß, zu der Lage, zu der Aufregung stünden, in welche Wien versetzt worden war.

Wird die Zurückführung eines von den Bürgern Wiens nicht minder, als von E. M. gewünschten friedlichen Zustandes angestrebt, so sind vor Allem die Ursachen zu beseitigen, welche der Anlaß des gegenwärtigen Zustandes waren, und nicht minder die Grundlagen anzubahnen, welche für alle Folge die Bürgschaft gegen die Rückkehr ähnlicher Ereignisse zu biethen vermögen.

Der Bürger allein ist im Stande, eine bürgerliche Ordnung herzustellen, sie im Sinne der Freiheit auszubilden. Sobald störende feindliche Elemente mit Gewalt der Waffen nicht nur Ordnung, sondern auch Freiheit herzustellen sich anmaßen wollen, ist die Wirksamkeit des Bürgers geschlossen."

Hierauf wird Beseitigung der drohenden Stellung des Militärs, allg. Amnestie und Bildung eines volksthümlichen Ministeriums verlangt.

Welche Worte gibt es, um den moralischen Ekel zu bezeichnen, der sich jedes Ehrenmannes bemächtigen muß, wenn er die Adresse liest, welche derselbe Gemeinderath einen Monat später (25. Nov.) an den Feldmarschallieutnant Jellachich erließ. Dieses Muster elender Kriecherei und des verächtlichsten Servilismus lautet:

„Eure Excellenz!"

„Der Gemeinderath der Stadt Wien erfüllt nur eine tiefgefühlte Pflicht, indem er Euer Exzellenz den Ausdruck seiner innigsten Bewunderung, seines wärmsten und aufrichtigsten Dankes entgegenzunehmen bittet.

Ihr rasches Erscheinen vor den Mauern Wiens in einem Zeitpunkte der härtesten Bedrängniß, als unsere Stadt den Gräueln der Anarchie zu verfallen drohte, hat es allein möglich gemacht, den Ausbrüchen ungezügelter Partheiwuth ein baldiges Ziel zu setzen und unser gesammtes Vaterland vor dem Umsturze aller rechtlichen Ordnung, vor dem unvermeidlichen Zerfalle zu bewahren.

Im Vereine mit den übrigen Führern unseres tapfern Heeres gelang es Euer Excellenz, dieser schwergeprüften Stadt die Segnungen des Friedens wieder zu geben und Oesterreich vor dem Untergange zu retten, in den es der Uebermuth einer fanatischen Partei zu stürzen drohte.

Das Schwert, das Eure Exzellenz zum Schutze einer unterdrückten Völkerschaft, für die Gleichberechtigung aller Nationen, die das gemeinsame Band unseres Vaterlandes seit Jahrhunderten so ruhmvoll umschlungen hält, ergriffen, Sie haben es für die Herstellung der gesetzlichen Ordnung, aus der allein die wahre Freiheit erblühen kann, mit gleichem Ruhme geführt. Genehmigen E. E. rc.*) F.

An die Wiener.

Fern von Euch, mit denen wir von früher Jugend an Freud' und Leid, vom Kinderspiele an bis zum blutigen Freiheitskampfe, getheilt, fern von der Heimath, verbannt und geächtet, drängt es uns mächtig, den mannichfaltigen Gefühlen, die uns durchzittern, Worte zu geben und sie an Euch zu richten. Wir wollen wieder einmal der Stimme des Herzens so recht freien Lauf lassen, wie es die Söhne Wiens gewohnt sind und wie sie es in fremdem Lande nicht verlernen können. Hier im Herzen Norddeutschlands drängt es uns, einen Gruß in unsere heimathlichen Berge zu senden, wo er vielleicht ein Echo findet. —

Der Jubel, mit dem Ihr die Freiheit begrüßt, ist nun verstummt, und die Sorgfalt, mit der Ihr sie gehegt und gepflegt, ist Euch zum Verbrechen gemacht. Die Söhne reißt man Euch aus den Armen und sendet sie auf die blutgedüngten Schlachtfelder von Ungarn und Italien, und den letzten Nothpfennig, den rauhe Zeiten in Eurem Sacke gelassen, nimmt man Euch, um ihn in den nimmer-

*) Eine ähnliche Adresse erging auch später an den Fürsten Windischgrätz.

satten Schlund der Kriegskassen zu schleudern. Preßfreiheit und Volksbewaffnung, die heiligen Errungenschaften der Märztage, liegen zertreten vor Euren Füßen, und den Lorbeer Eurer Märztage hat Euer junger „Herr von Gottes Gnaden" zu entblättern geruht. Der „souveräne konstituirende Reichstag hat von nnn an nur mehr unterthänige Vorschläge zu machen, die dann der Monarch nach Gutdünken annehmen oder zurückweisen wird. Ueber dem tapferen, gefallenen Wien lagert eine düstere Schreckensherrschaft, und auf einem beim Bierglase gesprochenen, unüberlegten Worte steht — der Tod. Wo deutsche Lieder klangen, gellt wildes „Zivio"; die schwarzgelbe Fahne weht von der Spitze des grauen Stefansthurmes; aufgeblasen schreitet der Spießbürger in stolzem Selbstgefühle durch die Straßen und freut sich der ersehnten Rückkehr — manches seiner besten Kunden! Nun ja, die Ruhe ist hergestellt; eine gespensterhafte Ruhe!

Aehnliches ist auch anderwärts geschehen, nirgends aber ward der Sieg so mißbraucht und mit so zahllosen Verbrechen gefeiert, als in Oesterreich. Die Völker schweigen und ihre Kraft scheint gebrochen, aber sie ist es nicht. Vielleicht schon mit dem nächsten Frühlingshauche werden sich die Völker wieder erheben, und Ihr, Männer Oesterreichs, werdet wieder voranstehen, wie in diesem Jahre, und die Manen der blutigen Opfer von heute werden die Fahne tragen; es wird ein ernster Tag anbrechen „dies irae, dies illa," die Völker werden sich zu Gerichte setzen; ihre verhöhnten und geschändeten Gefühle werden jene Großmuth, die ihnen so übel gelohnt ward, verlernt haben, und ihre Herzen werden in der rauhen Zeit vom Herbste bis zum Frühlinge erstarrt sein. —

Wir sehen diese Zeit herankommen, gleichviel, ob wir sie wünschen oder nicht. —

Keine Ursache bleibt ohne Wirkung. —

Der Frevelthat folgt früher oder später die Rache. — —

Oesterreich, der blutig zusammengeknetete Völkercomplex, hat keine Lebensfähigkeit mehr in sich, und unter den galvanischen Versuchen des achtzehnjährigen Experimenteurs zuckt es vielleicht noch einmal zusammen, um dann für immer auseinander zu fallen. —

Bis dahin aber, armes Wien, wirst Du manches ertragen müssen; Du mußt geduldig zusehen, wie derselbe Gemeinderath, der vor zwei Monaten noch mit der Demokratie buhlte, nun vor Deinen Albas sich im Staube windet, und ihnen Adressen „im Namen Wiens" darzubringen wagt, für die man Euch verachten müßte, wüßte man nicht, daß sie nur das elende Machwerk des Ausschusses von Wien sind; Ihr müßt Euch gefallen lassen, daß ein paar Fabrikanten aus der Vorstadt an die wenigen tüchtigen Männer des Reichstags, die ein Herz für das Volk und eine unerschrockene Zunge haben, abermals „im Namen Wiens" Mißtrauensvota richten, weil sich ihr Kramladen unter der Aegide der Freiheit nicht ganz so gut rentirte, als vorher; dies und anderes müßt Ihr Euch gefallen lassen, es darf Euch nicht beirren, wenn dieser oder jener Eurer Söhne oder Brüder wegen einem unvorsichtigen Worte zu zwölfjähriger Scharzarbeit in Ketten verurtheilt wird; Ihr dürft Euch nicht stören lassen, wenn dann und wann bei Nacht und Nebel ein paar Schüsse im Stadtgraben knallen — — —

Ihr müßt dies alles ertragen, weil Ihr es nicht ändern könut, aber schreibt all das auf, auf eine große Tafel, und schreibt die Namen derer dazu, die jetzt übermüthig in Euren Wunden wühlen, — schreibt dies und mehr noch auf mit glühenden Buchstaben, damit Ihr nichts davon vergesset. — Schreibet Alles auf die eine große Rechnung, sie wird schon bezahlt werden.

Diejenigen, die da gekommen, um Euch von der Anarchie und dem Terrorismus zu befreien, welche die radikale Partei über Euch verhängt habe, haben erst die Anarchie in Eure Mauern verpflanzt, denn Ihr wißt recht wohl, daß Eure Proletarier das Eigenthum unverbrüchlich heilig hielten, obwohl in den Oktobertagen die Thüren Eurer Wohnungen offen standen, und die Hallen der Bank und die Juwelen der Schatzkammer keinen andern Schutz hatten, als die unerschütterliche Redlichkeit der sogenannten Anarchisten. Ihr wißt recht wohl, daß keinem Bürger ein Haar gekrümmt ward, wenn auch mancher zur Proscription reif gewesen war. Dagegen bezeichnen die Schritte Eurer Befreier Plünderung und Mord. — Dieses Joch müßt Ihr um jeden Preis abschütteln, und Ihr dürft den rechten Zeitpunkt nicht vorübergehen lassen. Wien muß wieder an der Spitze der deutschen Bewegung stehen, denn es liegt in keiner Stadt Deutschlands mehr Thatkraft als in Wien. Es ist

keine Schande, im Kampfe gegen die Uebermacht zu unterliegen. — Wien ist groß gefallen. — Schande aber wäre es, die Ketten, wenn man sie abschütteln kann, noch einen Augenblick länger zu tragen. —

Vertraut auf die Wahrheit der Sache, für die wir zusammen gekämpft und zusammen kämpfen werden, und laßt Euch nicht entmuthigen durch das Blutgericht in Euren Mauern; keines Sterblichen Arm ist allmächtig. Die Wahrheit muß siegen, sie wird es hier, sie wird es dort. —

G.

Rückblicke.

Die Majorität in dem deutschen Reichsparlamente hat gegen die Linke possierliche Repressalien gebraucht: dafür daß diese für Auflösung Posens aus dem deutschen Verbande gewesen, nickt Jene zur traurigen Losreißung Oestreichs willfährig mit dem Kopfe. Oestreich hat sich für die Absonderung von Deutschland zuerst in „Cechischer" Sprache vernehmen lassen; weil aber ein Gekrönter diese verdolmetschte, hat sie das deutsche Parlament verstanden.

Wenn auch sonst nichts im Belagerungszustand gedeiht, so sind es die Mißtrauensvota, sie vermehren sich im geraden Verhältnisse mit den Hinrichtungen, den schönsten Blüthen der Soldatenherrschaft; diese Wahlverwandschaft ist leicht erklärlich; wo keine Kugeln anzuwenden sind operirt man mit Wahlmännern. So ein Mißtrauensvotum im Belagerungszustande erzeugt, wie es an Füster Goldmark und Bauernschmidt gerichtet wurde, ist ein Vertrauensvotum des Volkes.

Die §. §. 1. 2. 3. der deutschen Verfassung sind von der östreichischen Regierung zurückgewiesen; aber die dadurch in Aussicht gestellte Hegemonie Preußens bringt das östreichische Kabinet in eine unbehagliche Stellung zwischen der Paulskirche und Slowanska Lipa.

Nach Gagern, dem neuen deutschpreußischen Ministerpräsidenten sollen die Verhältnisse zwischen Oestreich und Deutschland in einer heiligen Bundeslade aufbewahrt den Kabinetten überantwortet werden. Sie sind auf den gesandschaftlichen Weg gewiesen.

Herr von Schmerling ist Präsident — eines konservativen östreichischen Klubs, der bei der Wahl des Reichsoberhauptes sich in eine Mesalliance mit der Linken einlassen will.

Der neue Censor in Wien ist Feldmarschallieutenant Welden. Die Repräsentanten der jetzigen Presse werden gut militärisch in Reihe und Glied gehalten und bekommen Parole und Losung.

Die erste Nummer der ostdeutschen Post ist erschienen. Herr Kuranda beruft sich auf die Vergangenheit, um seine Gegenwart zu entschuldigen.

Von den Hunderttausend Soldaten, welche nach Wien geschickt wurden um „eine kleine anarchische Fraktion" daselbst zu unterdrücken, haben die gewerbfleißigsten nebst dem Lob der Tapferkeit Medaillen erhalten.

Der Herr Feldmarschall Windischgrätz hat für die Aula in besonderer Berücksichtigung ihrer großen allgemeinen anerkannten Verdienste im März zu verordnen geruht, daß die Glieder derselben, der glorreichen östreichischen Armee und wäre es auch nur als Fuhrknechte, eingereicht werden.

Sämmtliche Wirthe von Wien wurden in einer Konferenz offiziell zu Polizeidiensten aufgefordert.

Der Reichstag zu Kremsier bewilligt dem Ministerium fünfzig Millionen; der Reichstag zu Kremsier kann der Regierung nichts abschlagen. —

Mit hergebrachter Uebertreibung verkünden Bulletins das siegreiche Vordringen der östreichischen Armee in Ungarn: Es versteht sich von selbst, daß die kaiserlichen Bayonette von den Gutgesinnten überall mit Jubel begrüßt werden, wie das schon so gebräuchlich. —

Die preußischen Deputirten der Linken irren als Geächtete umher, der hochnothpeinliche Prozeß schwebt über ihrem Haupte; der König aber kauft persönlich in bürgerlicher Kleidung die Weihnachtsgeschenke für seine Lieben ein; das ist die preußische Vereinbarung. —

Wrangel ist in Berlin so sehr beschäftigt, daß in Schleswig-Holstein Alles beim Alten bleiben muß. So gedeiht die deutsche Sache.

Der heilige Vater hat die Weihnachten außer Rom zugebracht, dafür dürfte sich das Volk daselbst eine provisorische Regierung eingesetzt haben. —

Das römische Volk wünscht die Rückkehr des Papstes als geistlichen, aber nicht als weltlichen Oberherrn. —

Zuchi leitet den Bürgerkrieg zwischen Bologna uud Rom ein. —

Rußland bleibt in den Donaufürstenthümern festgewurzelt und unterbindet die Lebensader Oestreichs, das nach dieser Richtung hin keine Bayonette hat. —

Das deutsche Volk und sein Parlament.

„Für König und Vaterland“ lautet die alte deutsche Devise; der König geht dem Vaterlande voran; für eine Person mehr als für Hunderttausende, für Millionen; man glaubte an die Möglichkeit solchen Wahnsinns nicht, hätte man in der lichten, aufgeklärten Gegenwart nicht die leibhaftesten Beweise vor Augen. Für den winzigsten Fürsten im Reiche, für das Scheinrecht des letzten Gekrönten, für den Hof zu Vaduz wird mehr gethan, als für das gesammte Deutschland, für das große deutsche Volk, das ehrwürdig durch sein Unglück und seine Tugend, das dem Fremden Achtung abzwingt durch seine geistige Kraft, durch seine Treue und Redlichkeit.

Das deutsche Volk hat keine andere als eine Culturgeschichte, seine Thaten haben sich in den Kabinetten verloren, wie der Rhein im Sande; die Früchte seiner schönsten Kämpfe wurden von jeher verdiplomatisirt; — die uralten Deutschen aus der Mythenzeit mögen ausgenommen sein; denn zu den Zeiten des Cheruskerfürsten gab es keine diplomatischen Corps.

Anno 1815, da Deutschland seine ganze Kraft entfaltet, da es die glorreiche Probe von seinem Todesmuth abgelegt und die Berechtigung, frei zu sein, durch das Blut seiner besten Söhne nachgewiesen, hat Deutschland durch seine riesigen Anstrengungen nichts weiter gewonnen, als daß es die einheimische Tyrannei befreite.

Der deutsche Bund und die heilige Allianz waren die Früchte dieses Kampfes; wie bitter und giftig diese gewesen, weiß jeder deutsche Mann, der nicht in irgend einer Hofgunst geschwelgt, der sich nicht selbst erniedrigt hat, der das Herz für sein Volk und dessen Recht nicht mit seinen Diensten verkauft.

Nach und nach äußerst langsam hat das deutsche Volk das Uebel seiner Lage begreifen gelernt, nur nach und nach, denn man hat ihm durch Polizei und Censur das Denken schwer gemacht, man hat auf seine Unzufriedenheit harte Strafen gesetzt, man hat den leisesten Widerstand gegen das Unrecht als gegen die Ordnung und Sicherheit erklärt, und die Literatur, welche das deutsche Volk von dem wirklichen Sachverhalt unterrichtete, wurde in den Schulen als die liederliche Literatur bezeichnet*). Es sind das alte Geschichten, die fast Jedermann weiß; es sind das alte Uebel und Schäden, die hier berührt werden, aber sie sind noch nicht verschmerzt.

Die Literatur, die unbestochene kühne, die den Schmerz des Volkes hinausschreit in die Welt und sich weder von weichen Sammthändchen, noch von harten Eisenhänden den Mund verhalten läßt, wird wieder von honorirten Professoren die liederliche genannt, Ruhe, Ordnung und Sicherheit ist wieder das Feldgeschrei privilegirter Schergen und Mörder. Die heilige Allianz ist wieder geschlossen, ein Schutz- und Trutzbündniß gegen die Völker, und die deutschen Volksvertreter mit ihrer Centralgewalt könnten es für-

*) So z. B. vom Professor Fiker auf der Universität zu Wien.

wahr nicht hindern, daß der Kosake sein Pferd mit der blutigen Welle der Donau, in der sich der Stephansthurm spiegelt, tränke.

Der Bundestag ist in dem deutschen Reichsparlamente verjüngt auferstanden, Herr Gagern-Bellinghausen führte bis jetzt, da er Reichsminister geworden, den Vorsitz. Doch nein, der edle Gagern ist preußischer, aber nicht österreichischer Bundesgesandter und erweist sich nur, wo es die ausgesprochene Stellung zuläßt, gegen die österreichische Krone gefällig.

Das deutsche Reichsparlament hat die Hauptfunction des Bundestags übernommen, welche darin bestand, die Bundesstaaten im Interesse der Fürsten zu überwachen und der die Einheit Deutschlands dahin verstanden wissen wollte, daß die Entfernung eines Einzelstaates aus dem deutschen Geleise nach vorwärts gehindert werden müsse.

Anstatt sich auf die Kraft des deutschen Volkes zu stützen, in Gemäßheit seines Entstehens, hat sich das deutsche Parlament von vornherein auf die zwei Großmächte, auf den Kaiser von Oesterreich und den König von Preußen gestützt, mit dem Czaren von Rußland als Strohmann. Der Umkreis dieses Parlamentes bewegt sich um eine Axe von 38 Graden, deren äußerste Pole die preußische und österreichische Regierung ausmachen.

Anstatt eine imposante Reichsgewalt zu schaffen und für die Ordnung und Sicherheit des Volkes zu sorgen, haben sie eine Reichsohnmacht zu Stande gebracht und für die Ruhe und Sicherheit der Kronen gewirkt.

Anstatt die letzte historische Ueberlieferung des deutschen Volkes, als die einzig giltige zu betrachten, weil sie doch als die letzte die frühern mit ihr nicht zu vereinbarenden aufhob, haben sie die letzte von den frühern unbrauchbar gewordenen, zur Revolution drängenden wegwischen lassen.

Es ist ein langes Sündenregister, das man füllen kann, wenn man die Fehler, Inconsequenzen, volksfeindlichen Schritte im Interesse der Höfe, die schiedsrichterlichen Urtheile und Beschlüsse des deutschen Parlaments den Völkern und Regierungen gegenüber aufzählt; aber diesem Parlamente kann weder geholfen noch geschadet werden; es hat ein Mal eine Partei für und eine andere gegen sich; für sich diejenige, welche dem Irrthum Raum giebt, daß ein revolutionäres Parlament den Kampf auf den Straßen hervorrufe, während der Fall umgekehrt. Der Kampf im Parlamente ist ein Ableiter für den auf der Straße, und die Fanatiker der Ruhe sollten bemüht sein, die Männer des raschesten Fortschritts in die Kammern zu bringen.

Wir wollen dem Frankfurter Parlament sein Verhalten in der letzten Zeit, den Bewegungen von Wien und Berlin gegenüber, nicht vorwerfen; denn wer rechten mit einer bloßen Absicht, mit einem leeren Wollen, und das Frankfurter Parlament hat ja seinen Einfluß derart selbst vernichtet, daß er nichts mehr wiegt auf der Wage der deutschen Politik. Und daß die Versammlung in der Paulskirche es dahin gebracht, ist ihr erstes und größtes Verbrechen. Hätte sie sich die Entscheidung vorbehalten zwischen Völkern und Fürsten, und stimmte sie auch aus Schlechtigkeit oder aus Ueberzeugung für diese, man könnte es ihr weit eher verzeihen, als daß sie die Entscheidung selbst aus den Händen gegeben. —

Ueber alle Interessen hinweg und zunächst hatte das Frankfurter Parlament die Aufgabe, die deutsche Einheit zu gründen und zu wahren. Ist diese Versammlung doch in

einem Augenblicke nationalen Aufschwungs in Deutschland entstanden; war es doch eine begeisterte allgemeine Erhebung, wie Anno 1815, die Anno 1848 den lange Zeit getragenen Gedanken zur Verwirklichung, wenigstens zum Anfang der Verwirklichung brachte. Die kostbare Erreichung des März legte das deutsche Volk als seinen Schatz in die Hände seiner Vertreter, damit er ja nicht verloren gehe beim Rückfall der gesteigerten Begeisterung, bei der Rückkehr der erhöhten patriotischen Stimmung in das alltägliche Geleise des bürgerlichen Thuns und Denkens.

Die deutsche Reichsversammlung hat aber den ihm anvertrauten Schatz verschleudert, sie hat dasjenige respektirt, was umgestürzt werden mußte; sie hat nicht nur keine einzige von den Barrieren umzureißen unternommen, die das Innere des deutschen Reiches theilen und durchkreuzen; sondern hat einem Waffenstillstand die Zustimmung gegeben, der im Interesse einer deutschen Krone geschlossen wurde, und der dem gesammten Volke zur Schande und zur Erniedrigung gereichte, sie hat den neuen Ministerpräsidenten ruhig angehört, als er es ausgesprochen, daß er die vielen Millionen Deutsche in Oesterreich von dem deutschen Bundesstaat losgerissen und aufgegeben haben will.

Der arme Venedey merkt jetzt erst, wahrlich sehr spät, die undeutsche Neigung der Versammlung, welcher er angehört, und erklärt, daß er da nicht länger bleiben wolle, wo ein solcher Beschluß gefaßt werden könnte; Venedey wird wohl, wenn er Wort hält, aus dem Parlamente treten müssen. Denn dieses wird dem Verlangen der österreichischen und zugleich preußischen Regierung nicht entgegen zu handeln versuchen und kann es auch nicht.

Es wäre nicht zu begreifen, wie es kam, daß die Versammlung in der Paulskirche gegen Ruge gewüthet, der dem italienischen Volke den Sieg über die österreichischen Bajonette gewünscht, und anderseits eine Vorlage des Ministeriums hinnimmt, welche die Absicht ausspricht, das deutsche Oesterreich den barbarischen Uebergriffen der Slaven preiszugeben, — man könnte das nicht begreifen, wenn man nicht eben die Wichtigkeit, welche die dynastischen Interessen vor denen des Volkes in diesem Parlamente erlangt haben, kennen würde. Wer aber diese seltsame Hinneigung einer Volksrepräsentation bemerkt hat, der findet Consequenz in der Inconsequenz. Dort wie hier soll die österreichische Dynastie Recht behalten.

Hätte das Frankfurter Parlament — nur vom nationalen Standpunkt betrachtet — die Sendung erfüllen wollen, mit welcher es von dem Volke betraut wurde, so wäre es vor Allem beflissen gewesen, eine materielle Reichsmacht zu gründen, die Alles, was der deutschen Kraft und Einheit hindernd entgegenwirkt, aufzuheben oder zu entkräften im Stande war. Sie hätte eine ihr untergeordnete Militärmacht gründen müssen, die das Schwert in die Wagschale der Völkergeschicke werfen könnte. Dann hätten sie schlichten und richten können, dann wären Reichscommissarien, die zu Windischgrätz und nach Olmütz geschickt wurden, nicht zum Gespötte der Leute geworden, die sich fragen: Und wenn die Belagerung Wiens den Herren Welcker und Mosle nicht recht gewesen wäre, was hätten sie gethan? — Dann hätte der Beschluß der Reichsversammlung, daß für die Ermordung Blums Windischgrätz Genugthuung geben soll, nicht so homerisches Lachen in der ganzen civilisirten Welt erregt, dann wäre es nicht geschehen, daß slavische Horden in eine deutsche Stadt, die für die deutsche Sache sich erhob, aus Feuerschlünden Tod und Ver-

beerung schleuderten. Das deutsche Parlament hätte gerichtet zwischen dem Fürsten und dem Volke, dann war das deutsche Parlament die höchste Instanz und die Könige auf ihren Thronen mußten sich vor ihm beugen, wie es sich jetzt vor den Königen beugt.

Statt dessen, was hat die deutsche Reichsversammlung gethan? sie hat einige Tausend Bundestruppen auf die Beine gebracht, die gegen Volksbewegungen in den kleineren Reichen einzuschreiten haben — die Großmächte bombardiren auf ihre eigne Faust.

Die Centralgewalt kann nicht mediatisiren; denn die Hände sind ihr gebunden und die Bürger der kleinen Residenzstädte kommen mit Petitionen und bitten um Fortbestand der selbstständigen Throne, weil sie aus der Verschwendung der Höfe Gewinn ziehen, und sich daran nicht kehren, daß das Volk diese Verschwendung zu bestreiten habe, dem es zu Gute käme, wenn sie aufhörte. Und was wäre auch für das deutsche Reich durch das kärgliche Mediatisiren gewonnen? vorläufig nichts, als daß ein löbliches Beispiel gegeben würde, und daß von dem langen Wege zur deutschen Einheit einige Zoll zurückgelegt würden.

Trotz all der mehr als hinlänglich bewiesenen dynastisch reaktionären Richtung, die das Frankfurter Parlament von seinem Entstehen bis jetzt ununterbrochen verfolgt, wartet das deutsche Volk, das Volk der Illusionen, doch wieder mit Spannung auf die Entscheidung über die österreichische Frage und auf die Wahl des Reichsoberhauptes, als ob von Frankfurt noch ein günstiges Resultat zu erwarten wäre.

Die entstandenen Transaktionen in dem Reichsparlamente rühren wie bekannt nur von einer augenblicklichen Rivalität zwischen den Dynastien Preußen und Oesterreich her, welche beide für die Reichsobergewalt candidiren. Und in der That sind all die Vorschläge, Anträge, Pläne in Bezug auf das Reichsoberhaupt eitel Reden ohne Bedeutung. Die Frage lautet: Ob der Kaiser von Oesterreich, ob der König von Preußen. Die Frage muß so lauten, weil man zu Frankfurt von dem Reichsoberhaupt die Centralgewalt erwarten muß, anstatt, daß man sie ihm übergeben könnte. Das Frankfurter Parlament hat dafür gesorgt, daß ein Reichsoberhaupt der Anerkennung Oesterreichs und Preußens bedarf, wenn es mehr als eine Comödienfigur sein soll. So bleiben die deutschen Angelegenheiten ganz wie bisher. Die österreichische oder preußische Regierung hat die Suprematie, und beide verbinden sich, weil sie einander wechselseitig bedürfen — und das ist die deutsche Centralgewalt. So wie der Anschluß Oesterreichs an Deutschland, wird auch jede andere deutsche Angelegenheit fortan dem „gesandtschaftlichen Uebereinkommen" anheimgegeben. — So hat das deutsche Parlament mit der ihm anvertrauten Revolution gewirthschaftet!

Indem wir auf diese Weise das Wirken des deutschen Reichsparlaments ohne Leidenschaft, die allerdings durch die Vereitelung der schönsten heiligsten Hoffnung erzeugt werden muß, beleuchtet, haben wir uns auf den nationalen Standpunkt gestellt, um auch denjenigen, deren politisches Glaubensbekenntniß mit dem unsrigen nicht übereinstimmt, denen aber die große deutsche Sache am Herzen liegt, die vielfach in Schutz genommene Majorität der deutschen Reichsversammlung im rechten Lichte zu zeigen.

Deutschland ist durch seine Vertreter entweder in den Zustand der Revolution oder der Unwürdigkeit zurückgeworfen, und gerade jenes Bürgerthum, das immer den Still-

stand oder Rückschritt, so wie deren Vertreter begünstigt, könnte sich am meisten zu beklagen haben, wenn das deutsche Volk sich wieder erheben muß, um ein Deutschland nachzuweisen. Die Linke hat es ehrlich mit dem Volke gehalten, sie ist für jetzt mit dem Volke selbst geächtet! nun ja sie steht und fällt eben mit ihrer Sache. K.

Wien und die Provinzen.

Das Wort Oesterreich hat gar keinen höhern Sinn, es bedeutet den zufälligen Complex von Ländern, welche eine despotische Politik durch eine eiserne Hand zusammenzuhalten wußte, und von Nationalitäten, die durch gar keine innere Verwandtschaft sich einander näherten und sich auf keine Weise verständigen konnten. Wien, in dem alle Nationalitäten des Reiches vertreten sind, bietet daher mikrokosmisch ein Bild desselben; die Haltungslosigkeit und Zufälligkeit des Ganzen wiederholt sich hier im Kleinen. In Wien finden wir nicht den Gipfelpunkt eines nationalen Lebens, denn Wien hat gar keine ationale Färbung, es war bisher der neutrale Boden, auf welchem die Dynastie die verschiedenartigen Nationalitäten der Monarchie beherrschte. Durch den Zufall, daß gerade Wien die Residenz des Kaisers und den Vereinigungspunkt der höchsten Behörden bot, wurde Wien eine große Stadt, ohne wie die Hauptstädte anderer Reiche den elektrischen Condensator des Kaiserthums abzugeben. Wien wurde eine große Stadt, aber keine Hauptstadt, keine Capitale. Nach der Märzrevolution steckte Wien eine schwarzrothgoldne Fahne aus, und wurde in diesem Augenblick eine deutsche Stadt. Die nichtdeutschen Provinzen Oesterreichs standen von nun an in gar keiner Beziehung, am wenigsten im Abhängigkeitsverhältniß zu Wien. Seit dem revolutionären 15. und 26. Mai, an welchen Tagen Wien den „innigsten Anschluß an Deutschland" forderte, konnte Wien nur mehr für sich Revolution machen. Die Provinzen standen abseits und die Prager Blätter blickten selbst den 15. Mai, welcher die octroyrte Verfassung zu nichte gemacht, und die freie Constituirung errungen hatte, deswegen scheel an, weil eine Bewegung in Wien maßgebend für die ganze Monarchie gewesen war. In dem Provinzialbewußtsein lag dunkel die Forderung, Wien gedemüthigt, entseelt zu sehen. Da man einen Einfluß des deutschen Wien abwehren, ja sich selbst wegstreiten wollte, so konnte man selbst eine Niederlage der Freiheit in Wien nicht als einen Schlag, den die Freiheit in Oesterreich erlitten, betrachten. Es war für die Bestrebungen der Provinzen Oesterreichs eine Nothwendigkeit, daß Wien früher oder später vernichtet werde. Nach dem 15. Mai, an welchem Tage Wien es durchgesetzt hatte, daß die Völker Oesterreichs sich selbst frei constituiren sollten, hatte Wien seine Rolle für die Provinzen ausgespielt. Jede weitere Bewegung mußte ziellos sein. So erblickten wir am 26. Mai eine mächtige aber resultatlose Aufbauschung der politischen Elemente, Barrikaden, Zurückdrängen des Militärs, aber keinen Kampf, keinen Sieg. Solche revolutionäre Tage wiederholten sich im August und September sehr häufig.

Diese revolutionären Zustände suchten die Provinzen stets auf eine bloß lokale Bedeutung herabzunöthigen, so daß es ihnen dann leicht war, über Anarchie zu klagen. Das unglückliche Wien fühlte jedoch, wie es durch die slavische Riesenschlange immer enger und enger zusammengeschnürt werde, und lehnte sich, von einem dunkeln Bewußtsein getrieben, dagegen auf, wobei dann immer die Czechen höhnisch den Wienern zuriefen: Was wollt Ihr denn eigentlich?

Hierbei sind stets die nichtdeutschen Provinzen gemeint. Aber auch den deutschen Provinzen gegenüber befand sich Wien von Anfang an in einem schiefen Verhältniß. Während in Wien die Sonne heiß brannte, war in diesen Provinzen kaum das Licht der Dämmerung verbreitet. Die publicistische und rhetorische Agitation war hier nur äußerst schwach vorhanden, und während Wien von allen politischen Leidenschaften bewegt, lebhaft aufzuckte, konnten die Bürger der Provinzialstädte die unruhigen Wiener nie recht begreifen, und da ihre geringe politische Bildung sie das Provisorische und Gewagte der österreichischen Zustände nicht fühlen ließ, so wünschten sie nur, in Wien möge endlich einmal Ruhe eintreten, damit die Geschäfte besser gingen. So war Wien nur äußerst schwach auch mit den deutschen Provinzen verbunden. Der Kaiser flüchtete sich in eine deutsche Provinz; die Aristokraten, Geistlichen und Beamten hetzten die Gemüther unaufhörlich gegen das „rebellische" Wien. Unzählige Flugblätter, in denen Wien beinahe wie eine Räuberhöhle dargestellt wurde, verwirrten wenigstens die Ansichten und lockerten das Band zwischen Wien und den Provinzen. Die Tyroler waren nicht die Einzigen, welche sich erboten, gegen Wien zu ziehen und die Stadt zu züchtigen. Wiens Stellung zu den Provinzen wurde daher täglich verwirrter, es schälte sich ganz aus Oesterreich heraus und stand ganz isolirt da. Nur Brünn und Gratz sympathisirten mit Wien, und diese drei Städte beschickten sich gegenseitig mit sehr zahlreichen gemischten Deputationen und veranstalteten sogenannte „Verbrüderungsfeste". Die Provinzen, in denen die historische Erinnerung ehemaliger Selbstständigkeit dunkel erwachte, welche in der Decentralisirung die Freiheit suchten, und von eigenthümlichen Sonderinteressen getrieben wurden, die nicht in Wien zu erledigen waren, konnten nicht von einer Wiener Erhebung mitgerissen werden.

So begann Wien seine Octoberrevolution, mit Nothwendigkeit aus nationalen, politischen und socialen Motiven dazu hingedrängt, allein stehend, chaotisch in den Elementen und verwirrt im Bewußtsein, vergiftet durch inneren Verrath und umstrickt von äußerer Uebermacht. Die Revolution begann als Demonstration, als Revolte, wurde als Nothwehr gegen Auersperg und Jellachich fortgesetzt und endigte mit bestimmter antidynastischer Richtung. Wien wurde unterjocht; allein auch jene Provinzen, welche mit der unglücklichen Stadt sympathisirten, bemitleideten sie gleichsam nur wie eine f r e m d e Stadt. Man erzählte sich in den Provinzen bloß, W i e n sei gefallen, und wußte nicht, daß man von dem eigenen Falle rede. Dies zeigt uns auch klar, daß statt eines kräftigen, lebendigen Staatsorganismus, bloß ein loser Verband die einzelnen Bestandtheile dieses Reiches zusammenhalte. Von einer Gemeinsamkeit in der Erstrebung des Staatszwecks kann keine Rede sein, da die Provinzen in Bezug auf Bildung, Nationalität und materielle Interessen sich so verschiedenartig gegenüberstehen. Es giebt kein Oesterreich, sondern bloß Provinzen in Oesterreich, was sich jetzt um so heller zeigt, als Wien nicht mehr den Punkt

abgiebt, durch den alle Fäden des Staatslebens gehen. Da diese Provinzialeifersucht kein Centrum der Staatsthätigkeit zuläßt, und ein solches erst als Blüthe eines geregelten Staats zu Stande kommen könnte, so ist es bedeutsam, und charakterisirt den taumelnden, schwankenden Zustand vollkommen, daß die höchsten Centralbehörden sich jetzt, wo der Staat aus einander zu gehen drohte, in ein kleines mährisches Städtchen flüchten mußten. Ein Oesterreich könnte nur als kosmopolitischer Staat zu Stande kommen, und wenn als geistige Grundlage des neuen Oesterreich die Gleichberechtigung der Nationalitäten gefordert wird, so ist dies falsch und sollte vielmehr heißen: das Aufgeben aller Nationalitäten und das Aufgeben in die reine Menschheitsidee. Es ist rührend, zu bemerken, wie die Völkeregoismen sich jetzt schärfer als je sondern, um sich, zum kosmopolitischen Gedanken gesäubert, wieder zu vereinigen. Insofern ist Oesterreich der Spiegel der nächsten Zukunft Europa's; ganz Europa muß bald ein Oesterreich werden und ein allgemeiner Völkercongreß, welcher dann zu Stande kommen wird, wenn jedes einzelne Volk seine Staatsform zersprengt hat, wird dann auf dieselben Schwierigkeiten stoßen, wie jetzt der Reichstag in Kremsier. Es ist falsch, den Fötal-Zustand, in welchem sich die Menschen innerhalb der Grenze der Nationalität befinden, als einen nothwendigen Ausfluß der Individualisirung zu betrachten, welche das oberste Gesetz der Natur bildet, und die Humanisirung eine abstracte, leblose Theorie zu nennen. Oesterreich aber scheint berufen, den Auflösungsproceß aller Nationalitätsbeschränktheiten vorzubereiten, und im Kleinen abzumachen, da in ihm germanische, slavische und romanische Stämme, worunter auch sogar ein asiatisches Volk, sich bekämpfen und die Weltgeschichte überhaupt ihre großen Veränderungen erst in einem kleineren Kreis vornimmt. Dies ist die höhere Bedeutsamkeit der Stellung der österreichischen Provinzen zu einander und zu Wien, und nur so aufgefaßt, kann man sich mit der Verblendung, welche so heftige Bürgerkriege hervorgerufen, aussöhnen.

E.

Preußen und Oesterreich.

Die Sonne deutscher Freiheit ist, nachdem ihr Glanz in Wien erbleicht war, mit den letzten Wochen des Jahres 1848 in Preußen untergegangen. Oder kann da noch von Freiheit die Rede sein, nachdem diejenigen, die das Volk gewählt, um seine Rechte gegenüber den Ansprüchen der Krone zu vertreten, um maßloser Allgewalt und Willkür, wie sie aus vergangenen Jahrzehnten und Jahrhunderten bis in das Jahr 1848 hineinragte, endlich eine Schranke zu ziehen — nachdem die Volksvertreter, sagen wir, von Haus zu Haus gejagt, aus Berlin hinausgeworfen worden, und endlich in Brandenburg ihr Todesurtheil empfingen, und das Volk dieß Alles ansah, ohne den schnöden Griff in seine heiligsten Heiligthümer zu fühlen, ohne darob an seiner „imposanten Ruhe“ und seiner zweideutigen Heldenrolle, die es auf dem unblutigen Schlachtfelde des „passiven Widerstandes“ spielte, irre zu werden; nachdem die Vorläufer der Constitution, welche ja

die Volksrechte verbürgen soll, Auflösung der Volkswehr, Unterdrückung des Vereinsrechtes und der Preßfreiheit, Verhaftungen und Inquisition sind? — Nein, da kann von Freiheit nicht die Rede sein; doch ja, wenn es recht gut geht, wird man davon reden dürfen, aber auch nur reden.

In Wien flog das Schwert binnen 8 Monaten sechs Mal aus der Scheide und kehrte seine Spitze gegen das Unrecht. Wien hat es besser als Berlin begriffen, daß man mit einem Gegner, dessen letztes Wort in jedem Streite Kanonen sind, nur mit blanker Waffe fertig werden kann, daß es größer sei, besiegt zu fallen, als geschmeidig den Nacken unter das Joch zu legen, — Wien kämpfte mit antikem Heldenmuthe noch am 31. Oktober, als bereits alles verloren und nichts mehr zu gewinnen war, es kämpfte für seine Ehre.

Wir wollen Berlin nicht verdammen, weil es kälteren Blutes war, und den Kampf mied, wo es nicht zu siegen hoffte, aber gewiß ist, daß das Dahinsiechen der Volkserrungenschaften in Preußen für das Gedeihen der Freiheit im Allgemeinen eine weit empfindlichere Schlappe ist, als die Niederlage des kämpfenden Volkes in Oesterreich. Die Demokratie hat in Preußen einen großen Theil ihrer Jünger verloren, denn alle Halbschwankenden hat die anscheinende Mäßigung der Krone entwaffnet, die diese um so leichter entwickeln konnte, als sie es ja nur mit einem passiven Widerstande, d. h. mit einem Gegner zu thun hatte, der sich Alles gefallen läßt.

In Oesterreich geht die Wunde, so breit und klaffend sie auch scheint, nicht tief. Eine Wunde verharscht eher, als ein siecher Körper genest. — In Oesterreich hat sich die Zahl der Demokraten, als eben so vieler spezifischer Feinde der Dynastie, durch die übermüthige Grausamkeit der letztern unglaublich vermehrt, und insoferne Anhänger werben das Hauptziel jeder Agitation ist, gestaltet sich jene physische Niederlage zu einem moralischen Siege. Lassen wir die Sache reifen, ohne morgen schon die Früchte pflücken zu wollen. Was der kalte Winter nicht vermag, thut vielleicht die Märzsonne. —

Die Dynastie in Oesterreich hatte es mit einem entschlossenen und sehr aktiven Widerstande zu thun, sie fand unter dem rauhen Klange der Waffen weder Zeit noch Gelegenheit, das beliebte Gaukelspiel von Wohlwollen und Mäßigung fortzusetzen; im heißen Kampfe entfiel ihr die Larve, und Tausende, die an die Larve geglaubt, hat das nackte Antlitz enttäuscht. —

Die Provinzen Preußens haben theilweise mehr Energie entwickelt, als die Hauptstadt, aber die vereinzelten Anstrengungen, die durch eine Erhebung der Residenz zu einem gemeinschaftlichen Schlage organisirt gewesen wären, mußten der um so besser organisirten Contrerevolution erliegen. Uebrigens waren diese Anstrengungen auch kaum der Rede werth. Die Provinzen Sachsen und Rheinpreußen haben einige revolutionäre Versuche gemacht, aber gefällte Bayonette und eine entsprechende Dosis von dem neuerfundenen Reagens „Belagerungszustand" erstickten sie schleunigst. Am meisten hoffte man in Berlin nnd in ganz Deutschland von Breslau; Breslau nannte sich ja immer den Heerd der Demokratie, und Breslau machte seit langem schon ein so gewaltiges Geschrei von seiner thatkräftigen Gesinnung, daß man es füglich für das deutsche Sparta halten mußte. Was that aber Breslau, als die Krone dem Volke seine vielbeschwatzten und besungenen Errungenschaften ohne viele Umstände aus den Händen nahm, und sagte: „Du bist noch nicht

reif, und viel zu dumm und ungeberdig, als daß Du eine Constitution entwerfen könntest, wir werden Dir etwas Freiheit oktroyren, wie es nach unserem allerhöchsten Ermessen für Deine Bildungsstufe eben genug sein wird?" Was that Breslau?

Breslau hielt Clubs, deklamirte viel von „Freiheit", „letztem Blutstropfen" u. s. f., sandte Aufrufe in die Provinz, sich zum Kampfe zu rüsten; und als die Provinz sich wirklich rüstete, da rüstete sich Breslau auch, und — erhob sich wie Ein Mann — — gegen sein kampflustiges Proletariat! Schlesien, Preußen nnd Deutschland hatten sich bitter getäuscht in der allzeit getreuen Anhängerin der Demokratie. Je kühner die Reaktion hervortrat, um so tiefer sank Breslau. Breslau war die erste Stadt, welche eine Dankdeputation an den König sandte für die gnädigst erlassene Constitution, und Breslau's Magistrat und Stadtverordnete, die sich wenig Tage vorher für die Nationalversammlung erklärt hatten, wallfahrteten nach Potsdam, um den Saum des königlichen Purpurs zu küssen, und in ihren katzenjämmerlichen Mienen die Sühne für ihr Freiheitsräuschchen darzubringen. Heutzutage nimmt bereits eine liberale Zeitung Breslau's keinen Anstand, zu sagen: „Es ist uns eine Verfassung oktroyrt worden, deren Annahme durch die Kammern nicht vieles Mäkelns bedarf; die Dankdeputationen an den König haben es bewiesen. Wählen wir also Männer in unsere Kammern, die keine Wortklauber und Haarspalter sind, sondern die ein ehrlich gesprochenes Wort ehrlich hinzunehmen verstehen, Männer, die sich verpflichten, in den Kammern nicht viel Umstände zu machen, und die Verfassung, wie sie ist, zu sanctioniren, damit wir wenigstens fix und fertig sind, wenn die Franzosen oder die Dänen kommen!"

Wir können uns hierbei der Randglosse nicht enthalten, daß Frankreich den Preußen schwerlich eine schlechtere Verfassung als der gute König oktroyrt haben würde. — Uebrigens herrscht in der Provinz Schlesien im Allgemeinen tüchtige Gesinnung und nur die Bourgeoispolitik Breslau's verhinderte eine kräftige Erhebung der Provinz.

In der großen Masse Preußens hatte aber leider die unglückliche Idee des passiven Widerstandes, die gleich den Abderiten zu einer historischen Lächerlichkeit werden wird, Wurzel gefaßt, und deßhalb konnten die vereinzelten Erhebungen, wenn auch Schlesien beigetreten wäre, nicht erfolgreich sein. Das Land ist weit hinter seinen Vertretern zurückgeblieben. Die schwangen die Fahne und trugen sie kühn voran: als sie sich aber, wie es galt die Bresche zu stürmen, nach dem Volke umsahen, stand dieses zaghaft in weiter Ferne und — gab sie preis. — Wir können diese Handlungsweise nicht anders als mit dem Namen „Corruption" bezeichnen.

Ganz anders war und ist es in Oesterreich. Hier sahen wir eine Stadt, die über kaum erst ins Bewußtsein getretene und anerkannte Volksrechte eifersüchtig und mit gerechtem Mißtrauen wachte, die mit einem tückischen und kampfgerüsteten Gegner, mit dem bloßen Schwerte in der Hand, parlamentirte. In dieser Stadt aber sahen wir zugleich einen Reichstag, der, statt an der Spitze zu stehen, weit hinter dem immer vorwärts ringenden Volke zurückblieb, und sich am schwächsten zeigte, als die Gefahr auf das höchste gestiegen war. Und diesen Reichstag hielt Stadt und Volk heilig, weil es ihn ja selbst gewählt; es hielt ihn heilig, obwohl es zu einer Zeit gewählt hatte, wo seine so unglaublich rasch gereiften politischen Begriffe noch in den Kinderschuhen schwankten. Von Tag

zu Tag flehte Wien dringender, der Reichstag möge den Landsturm aufrufen; aber der Reichstag schwieg, und wagte es nicht, als die Krone keck in die Gesetzgebung griff, von dem unveräußerlichen Rechte der Nothwehr Gebrauch zu machen, und die Executive zu ergreifen. Er rief den Landsturm nicht, obwohl dieser von weit und breit in Adressen und Deputationen erklärte, daß er nur auf den Wink des Reichstages, aber auch nur auf seinen Wink harre, um sich zu erheben. — Diesen Wink aber gab der Reichstag nicht! es schien ihm ja nicht der legale Weg, und der mußte natürlich eingehalten werden, wenn auch die Freiheit darüber zu Grabe ginge! Sie fühlten nichts davon die schläfrigen Männer mit dem staubigen Paragraphen-Herzen, daß eine neue Epoche über die Welt hereinbricht, sie sahen die Reaktion noch immer nicht deutlich genug; sie sahen die blutigen Flammen nicht, die an die Historie vom alten Rechte hinanzüngeln, — und schlugen in verschimmelten Pergamenten nach, ob sie wohl auf legalem Boden seien, während draußen die Kanonen donnerten. Tausende von Bürgerleichen mögen ihnen nun den Vorwurf ins Antlitz stieren: „Warum habt ihr unsere Bundesgenossen nicht gerufen, als es noch Zeit war?“ und das standrechtliche Blei im Herzen manches biedern Deutschen, und ihr eignes Geschicke mag ihnen nun, was sie zur rechten Zeit nicht begreifen wollten, klar machen, mit wem sie es zu thun hatten und haben. —

Richtiger urtheilte und handelte das Volk, trotzdem aber vergaß es, wie gesagt, die Achtung nicht, die es sich selbst in seinen Vertretern schuldet.

Die Mäßigung, die das Volk Wiens in seiner Kraft nicht vergaß, ist der Maßstab für seine Bildungsstufe.

Wien ist aber so ziemlich der Ausdruck der deutschen Provinzen Oesterreichs (mit Ausnahme des ultramontanen Tyrol) und die Sympathieen derselben zeigten im Oktober die Zuzüge aus Brünn und Linz, Gratz und dem platten Lande überhaupt. Die deutschen Provinzen Oesterreichs mit Wien im Herzen bilden eine durch den Kampf gegen slavische Uebergriffe sich immer inniger verbindende Masse, die Bestimmung und Willen deutlich fühlt, deutsch zu sein. Oesterreich, wie wir hier seine Grenzen zogen, hängt mit all seinen Fasern an Deutschland, und, in seiner wesentlich demokratischen Färbung, trägt es sich durchaus nicht mit Suprematie-Gedanken, wie sie Preußen, und zwar ein Theil der preußischen Demokratie, mit Vorliebe hegt.

Dem ächten Demokraten mag es ziemlich gleichgiltig sein, ob der deutsche Kaiser von Wittelsbach oder Hohenzollern, Zähringen oder Habsburg stammt, wenn er es überhaupt mit ansehen muß, daß inmitten des 19. Jahrhunderts ein neuer Kaiser geboren wird. — —

Jedenfalls glauben wir, daß Deutschlands Freiheit unter Hohenzollern'scher Vormundschaft am Allerübelsten bestellt ist, so laut auch unsere süßen Einheitsschwärmer das Gegentheil in die Welt posaunen. Nur Verräther oder Schwachköpfe können aber glauben, daß eine Einheit, die ein Fürst über uns verhängen soll, den Keim des Volkswohles in sich tragen werde.

Was wir von da herab, sagen wir es offen und ungeschminkt, erlebt haben, berechtigt uns durchaus nicht, aus diesen Händen die Entwickelung volksthümlicher Freiheit zu

erwarten. Wir sind es nun einmal nicht im Stande, uns für die Idee zu begeistern, oder sie überhaupt nur aufzunehmen, daß man die Einheit des zerrissenen Deutschland durch die Erschaffung eines 35. Vierunddreißiger erkaufen könne und solle.

Wir müssen uns jetzt schon gegen den Kaiser-Embryo empören.

Während sich unter einem deutschen Volksparlamente die deutschen Völker, wenn sie frei sind, von selbst zu einer spaltungslosen, imposanten Masse zusammenschmelzen werden, durch die Macht der gegenseitigen Sympathien, welche Niemand in Abrede stellen kann, der es gehört, wie mächtig die Schläge, die z. B. Wien getroffen, am Rhein und an der Spree wiederhallten und umgekehrt, — während also die deutschen Völker längst einig sind, wird es keinem unserer Gesalbten gelingen, die übrigen von Gottes Gnaden für die Eine Sache zu gewinnen, und der deutsche Reichsapfel ist jetzt bereits zum Erisapfel unter ihnen geworden. Völker haben, als solche, mehr Herz als Kopf, und sie sympathisiren mehr als sie berechnen; ein Fürst ist aber in der Regel nichts anderes als ein Geschäftsmann en gros, der stets nur Familie, Haus und Hof im Auge hat, und bei jedem Worte, das er ausgiebt, bedacht ist, was er dafur einnimmt. Die Völker treiben philanthropische Gefühlspolitik, die Kronen kalteigennützige Diplomatie. — Diese Wege gehen offenbar auseinander, und es ist uns vor der Hand noch nicht klar, ob und wie man diese Wege im Interesse der Einheit combiniren könne.

Freilich, Ein Mittel ist da, dieses Problem zu lösen, und dieses Mittel heißt „Militärgewalt.“

Diese wird die deutschen Völker ohne Zweifel gründlich hindern, ihre von der Diplomatie etwa abweichenden politischen Begriffe zur Geltung zu bringen, und es wird Einigkeit herrschen. Die Russen sind ja einig und die Chinesen auch. — Zu diesem Zwecke dürfte nun der trefflich organisirte Militärstaat Preußen, der die widerspenstigen Elemente im eignen Lande so musterhaft niederzuschlagen wußte, die besten Dienste leisten. Wir geben es zu, daß in diesem Sinne die preußische Krone die deutschen Völker, wenigstens vor der Hand, unter Eine Decke bringen wird, wie es aber mit den übrigen Herren Deutschlands gehen wird. —

Das Eine ist klar, daß wir, auf diesem Wege, im besten Falle, wohl zur Einheit, nicht aber zur Freiheit gelangen, und dann sind wir, wenn es gut geht, bis im März 1849 netto beim März 1848 angelangt.

Nun ist es aber noch ein Hauptgrund, der uns, wenn wir schon von Hegemonie sprechen, am Entschiedensten gegen die projectirte preußische Hegemonie auftreten heißt. Dieses Project führt nothwendig die Ausschließung der deutschen Provinzen Oesterreichs aus dem deutschen Verbande mit sich. Die 6 Millionen Deutschösterreichs sind aber ein Bestandtheil Deutschlands, den dieses schmerzlich vermissen wird, den es nicht dem drohend über Deutschland hereinhängenden Panslaventhume opfern darf, ohne an seiner eigenen Ehre und Lebenskraft schwer zu sündigen. Wenn auch Deutschösterreich vielleicht nicht eine verhältnißmäßige Masse concreten Wissens in sich aufnehmen konnte und aufgenommen hat, wie das außerösterreichische Deutschland, so lebt doch dort ein glühendes demokratisches Fühlen und Wollen, das mit der Begeisterung für das deutsche Gesammtvaterland innig verwoben ist.

Und den dankbaren Segen von 6 Millionen biedern Deutschen, die mit euch, die für euch kämpften und blutend fielen, wollt ihr verschachern für das unschmackhafte Linsengericht Gottesgnädiger Einheit? G.

Die Grundrechte und der österreichische Reichstag.

Wenige Tage vor den Oktoberereignissen hatte der Constitutionsausschuß dem Reichstage den Entwurf der Grundrechte vorgelegt. Er proklamirte darin die heiligen unantastbaren Menschenrechte, sicherte die Unverletzlichkeit der Person und des Eigenthums, setzte die Gleichheit vor dem Gesetze fest, schaffte den Adel ab und rief den Millionen Oesterreichern zu: In diesen Rechten sollt Ihr nicht gekränkt werden. Und die Druckschrift, welche diese Grundrechte enthielt, war noch feucht von der Presse, da flogen schon die Kartätschenkugeln gegen die Wiener, weil sie es gewagt hatten, das Netz, welches sie zu umstricken begann, zu zerreißen. Jeder der Paragraphe dieser freisinnigen Grundrechte sollte mit Kanonenkugeln in den Grund geschossen werden, Windischgrätz sollte ihren Commentator bilden.

Und nun geht die Reichsversammlung in Kremsier wieder an die Berathung der Grundrechte, aber der Oktober hat den Constitutionsausschuß zweifelhaft gemacht, ob der Mensch wirklich diese heiligen, unantastbaren Rechte besitze, jetzt wurde dem Reichstage daher ein anderer Entwurf vorgelegt. Der Reichstag in Kremsier ist sehr gelehrig; er hat seinen Entwurf überarbeitet. Mit dieser freiwilligen Ueberarbeitung hat sich die Versammlung im erzbischöflichen Palast ihre Grabschrift verfaßt; sie hat damit kund gegeben, daß ihre Anschauung von den Menschenrechten sich nach dem Barometer richte, und in einer Dezemberwitterung kühler ausfalle als im September. Durch diese freiwillige Aenderung des Entwurfs hat der Reichstag sich als unfähig erklärt, die Rechte der Oesterreicher zu schützen, und indem er der Regierung damit zuruft: er sei froh, wenn er nur diesen Entwurf durchbringe, giebt er dieser die Macht, auch diesen abgekürzten Entwurf noch mehr zu verkürzen. Der Reichstag hat durch diese Veränderung ausgesprochen, daß die angebornen Menschenrechte vor dem Oktober zahlreicher gewesen seien als jetzt, er hat damit gezeigt, daß er nicht einmal den Muth habe, in den Kampf zu gehen, sondern sich im Vorhinein ergebe. Der Reichstag hat uns nun bewiesen, daß wir von ihm gar nichts zu hoffen haben. Aber wir fügen hinzu, daß uns das nicht überraschte, und daß wir von einer Reichsversammlung, die ihre Entrüstung über die Verbrechen gegen Wien gar nicht ausdrückt, den Mord Blums blos eine „Taktlosigkeit" zu nennen wagt, und nach solchen gewaltigen Vorgängen nichts Anderes zu thun weiß, als furchtsame Adressen zu schreiben und sich durch eine neue büreaukratische Geschäftsordnung die Fesseln selbst anzuschmieden, nichts Anderes erwartet haben. Ein Reichstag, der die Hinrichtungen in Wien stillschweigend ansehen kann, ohne daß die Majorität, die durch ihre Beschlüsse die Thaten sanctionirte, um deren Willen so viele

Männer durch „Pulver und Blei“ enden mußten, sich als mitschuldig erklärt, und als geistige Urheber ebenfalls hingerichtet zu werden verlangt, ein solcher Reichstag, der sich wie eine Heerde vererben läßt, ohne daß er bei der Abdankung befragt würde, ein Reichstag, der sich unter Bauern schicken läßt, um dort fern von den Einflüssen des Lebens zu berathen, konnte nur auf diese Weise handeln. Von einem solchen Parlament hat die Regierung nichts zu befürchten und wir brauchen nicht zu besorgen, daß die Minister Oesterreichs das Beispiel Preußens befolgen würden. Der Reichstag in Kremsier ist sehr stolz, wenn er befürchtet, die Regierung werde ihn auflösen. Die Nationalversammlung in Berlin bestand aus Männern, welche lieber fielen, als sich fügten und kühn der Regierung den Handschuh hinwarfen, wenn sie auch wußten, daß sie unterliegen müßten. Der Reichstag in Kremsier hingegen arbeitet hübsch folgsam ein Pensum aus, das Stadion dann corrigiren soll. Wären die Völker Oesterreichs jetzt nicht geknebelt, sie müßten diesen veränderten Entwurf zerreißen und ihren Vertretern zurufen: Unsere Rechte sind nur gewaltsam unterdrückt worden, aber sie sind dieselben geblieben. Doch die Männer, die in Kremsier sitzen, haben nicht die Kraft, die Größe dieses Gedankens zu erfassen, sie sind ein Spielzeug der Regierung geworden.

Ganz abgesehen von der Veränderung, die der Entwurf erlitten, ist diese Proklamirung der Grundrechte, welche jetzt in Kremsier zunächst geschehen soll, ein frevelhafter Hohn, den die Versammlung den Völkern Oesterreichs zufügt, sie ist eine lächerliche Comödie, welche auf Kosten des Volks aufgeführt wird. In demselben Augenblick, in welchem in Wien alle Menschenrechte mit Füßen getreten und die schändlichste Willkürherrschaft sich befestigt, proklamirt der Reichstag in Kremsier, der nichts gegen diese Metzeleien zu unternehmen wagt, die Grundrechte der Oesterreicher. Dem Reichstage in Kremsier ist es nur um ein Stück Papier zu thun, er will ein Kapitel der Verfassung niedergeschrieben haben; es kümmert ihn aber nicht, wie es in der Wirklichkeit zugehe. Er will seine Eitelkeit befriedigen, indem er mit liberalen Phrasen über die gewaltige Menge von Rechten debattirt, welche den Oesterreichern zukommen, und überredet sich, während er in Wahrheit gar nichts für diese Rechte gethan, solche herrliche Grundrechte dem österreichischen Volke erobert zu haben. Der Reichstag, welcher arm an Macht ist, will sich mit diesem Entwurf selbst betrügen, er ist wie ein Bettler, der sich sein Elend dadurch wegträumen will, daß er von Schätzen schwadronirt, die er besitzt. Der Reichstag stellt sich mit diesem Entwurf vor die Oesterreicher gerade so höhnisch hin, als wenn einem Manne, der in einem engen Käfig schmachtet, in langer Rede von der Freiheit vordeklamirt würde, die er besitze. Windischgrätz trägt eine unbeschränkte Vollmacht bei sich und der Reichstag proklamirt die Grundrechte. Aber vielleicht hat die Kremsierer Versammlung, ohne es zu wollen, die Völker Oesterreichs mit diesem Entwurf zur Revolution entzündet. Der Reichstag hat nämlich damit indirect ausgesprochen, welche Rechte das österreichische Volk besitze und daß sie alle von der Regierung verhöhnt werden.

Der Moment, in welchem die Versammlung an die Grundrechte geht, wirft auf diese selbst ein ironisches Licht. Das französische Volk deklarirte seine Menschenrechte als die Tyrannei im Lande vollständig gebrochen und die ganze Welt seine Kraft anzuerkennen gezwungen war. Die nordamerikanischen Staaten dachten nicht an die Comödie, Men-

schenrechte zu einer Zeit zu verkündigen, wo das brittische Krämerjoch sie noch drückte, und erst als sie wirklich frei waren, kündigten sie der Welt diese Freiheit an. In diesen Deklarationen lag aber auch deßwegen die volle Würde und Kraft von Völkern, die sich ihre Freiheit errungen, jedes Wort dieser Erklärungen der Menschenrechte hatte seine Garantie in der Freiheit des Volkes. Aber der österreichische Reichstag hat seinen ursprünglichen Entwurf gezähmt, hat ihm Zähne und Krallen ausgebrochen und unterzieht ihn unter Zagen und Beben der Berathung. Nichts ist widriger, als wenn Sklaven, die nicht an ihre Befreiung denken, von Freiheit zu reden anfangen, ja die Freiheit in ein System zu bringen suchen. Der österreichische Reichstag, welcher den Mangel aller Thatkraft an den Tag legte, hat sich durch diesen Entwurf lächerlich gemacht. Da er auf der anderen Seite nicht dessen Freiheitsideen gemäß handelte, so sind alle diese Phrasen nur leere Prahlerei, und da er die Freiheit der Völker im Stich gelassen, so ist diese nachträgliche Erklärung der Menschenrechte nichts anderes als eine Vorlesung über den Muth, welche ein Feigling hält, der aus der Schlacht entflohen.

Aber die Regierung hat auch gehörig dafür gesorgt, diese Erklärung der Grundrechte als eine bloße Carricatur erscheinen zu lassen. In demselben Augenblicke, in welchem die Vertreter der Nationen Oesterreichs Diesen weitläufig ihre zahlreichen Rechte nachweisen, verspottet sie das Ministerium dadurch, daß es sich einen Credit von achtzig Millionen Gulden bewilligen läßt, der keinen andern Zweck hat, als die Völker Oesterreichs zu unterjochen. Auf der einen Seite bringt die Reichsversammlung die Rechte, welche die Oesterreicher besitzen, auf ein Papier, und auf der anderen giebt sie der Regierung Mittel an die Hand, diese Rechte zu unterdrücken. Es ist ein trauriges Geld, was hier bewilligt wurde, der Schweiß und das Blut des Volks, die Freiheit der Ungarn und unsere eigene Freiheit klebt daran. Es wäre besser, der Reichstag würde nicht so viel von unseren Rechten reden und sie lieber schützen.

Was den Entwurf selbst betrifft, so werden wir noch darauf zurückkommen, wenn er die Debatte durchgemacht haben wird. Ohnehin wird nicht viel davon übrig bleiben, und bei der kaiserlichen „Prüfung“ kann vielleicht auch noch Manches überflüssig gefunden werden. Wenn man diesen Entwurf durchgeht, so könnte man beinahe glauben, nirgends bestehe eine so große Freiheit als in Oesterreich. Es ist kein Recht, das uns hier nicht gewahrt erscheint, und dennoch wie sehr contrastirt damit die Wirklichkeit! Ueberdies steht bei jedem wichtigen Recht, z. B. was die Association, Presse, Gemeindeverfassung u. s. w. betrifft, als vorsichtiger Pförtner der Zusatz: „Nachträgliche Bestimmungen würden diese Rechte erst regeln.“ Bei einer solchen Regelung kann die Freiheit selbst leicht entschlüpfen. Auch sind manche Rechte ganz illusorisch gewährt. So ist zwischen der Phrase: „Die Wissenschaft ist frei“ und der ausdrücklichen Verleihung der „Unterrichtsfreiheit“, derselbe Unterschied wie zwischen der „Aufhebung der Censur“ und der „Preßfreiheit“. Ein Reichstag, welcher achtzig Millionen Gulden zur Führung eines Krieges bewilligt, dem blos eine dynastische Tendenz zu Grunde liegt, sollte sich schämen, über die Grundrechte des Volkes zu debattiren, denn jeder einzelne Satz muß ihn daran erinnern, wie sehr er dieselben verrathen. Doch die Debatte selbst, die wir noch einer Kritik unterziehen werden, wird auch nichts Anderes als eine Fortsetzung des Verraths sein. E.

In Wien und in Kremsier.

Wien, der Brennpunkt edler demokratischer Bestrebungen in Oesterreich, ist gefallen; das ist hinreichend bekannt; deutsche Journalartikel kriechen wie gewisse Fliegen auf dem großen Heldenleichnam herum und saugen Nahrung aus den verschiedensten Theilen desselben.

Es ist kläglich dieses Herumschnüffeln und Herumtasten, dieses Absprechen und Klugthun, diese Zurechtweisungen und Vorwürfe, der gefallenen Größe gegenüber. Wien unter den Händen der Kroaten war nicht so zu bedauern, als der Jungen, die es mit ihrer Schöngeisterei, mit ihrer vorlauten Unwissenheit beschimpfen. Die Lügen, von gedungenen Federn über die Oktobervorfälle geschrieben, sind nicht so ekelhaft, als die aufgedunsene superkluge Betrachtung, das unleidlich affektirte Feilschen mit dem Verdienst, diese jämmerliche Sympathie, die so matt ist, daß sie jeden Augenblick den Geist aufzugeben droht, und deren Abhängigkeit von dem Erfolg aus jedem Nerv, aus jeder Faser zu erkennen ist. Es mag hingehen, daß „der österreichische Courier", „die Geißel", „Schild und Schwert", der „österreichische Correspondent", sich jetzt breit machen, das große Wort führen während des Belagerungszustandes, da der Widerstand beseitigt ist. Denn man weiß wie unbeachtet, wie vergessen sie waren, als der Redlichkeit und der Begeisterung das freie Wort gegönnt war. Blätter so ganz und gar ohne Talent, so augenscheinlich ohne Gesinnung, was verschlagen die? Die Geister, die von diesen beherrscht werden, sind nicht zu gewinnen, nie zu gewinnen gewesen für die Sache der Wahrheit und des Rechts. Diese Organe machen fürwahr keine Proselyten, sie erweitern nicht den Kreis der Schlechtigkeit, sondern schmeicheln nur den Neigungen des Trosses, der sich entweder für ein Diplom oder für eine Pfründe, für ein Amt oder für den selbsterworbenen Geldsack, an eine Gewalt verkauft, wie ungesetzlich, wie blutig sie auch sei. Aber die vermittelnden Organe, mit dem überlegenen Calcul, die in ihrer Weisheit das Gras wachsen hören, die Feigen, die dem Kampfe ferne bleiben und ihn dann richten, und die über Helden, welche für ihr Heiligthum zu sterben bereit waren oder starben, die sie mit ihrem untergeordneten Naturell unmöglich begreifen können, ihr besonnenes Urtheil, wie sie es nennen, abgeben — die sind fürchterlich. Sie sind noch schrecklicher, wenn sie entschuldigen, als wenn sie anklagen. Ein Correspondent in der allgemeinen Zeitung rechtfertigt sich bei der Geißel, daß er an dem für seine Ueberzeugung gefallenen Becher die musikalische Bildung gelten ließ. Armer Becher, Du bist den Tod des Märtyrers gestorben; aber Du hast sie nicht versöhnt, die dürren Wucherer der Geschichte, sie schmähen Deine Vergangenheit, sie schöpfen Verwürfe aus entfernten Zeiten. Doch tröste Dich, Bessere als die werden Deine Würdigkeit anerkennen, und siegt erst die Sache, für welche Du gefallen bist, dann treten Ovationen an die Stelle der Schmähungen. Dieselben Zungen, die Dich jetzt verdammen, werden Dich preisen; denn sie dienen nur dem Glück und dem Erfolg. Die „ostdeutsche Post" wirft der Wiener Jugend „Unreife und Selbstüberschätzung" vor. Armselige Ueberlegenheit der Reife, die der Liberale von ehemals, Herr Ignatz Kuranda, sich anmaßt. Er mag wohl die Zeit zu benützen verstehen — für sich; er benützt aber sich nicht

für die Zeit, wie es die Jugend in Wien gethan, die sich hingegeben, hingeopfert. Die staatsmännische Klugheit, zu der sich Herr Kuranda hinauflügen will, macht keine Revolutionen, sie kritisirt sie blos. Herr Kuranda hat durch dieses Urtheil zweifach gesündigt, erstens dadurch, daß er Trägern von Ideen, wie sie durch die Maibewegung lebendig geworden, „Unreife und Selbstüberschätzung" vorwirft, und zweitens, daß er diese Vorwürfe zu einer Zeit macht, da sie eine allmächtige Dictatur mit Wohlgefallen aufnimmt, zu einer Zeit, da er die entgegengesetzte Ansicht, ein Lob der Aula, nicht aussprechen dürfte. Es ist überhaupt unglaublich, wie leicht Herr Kuranda mit der Freiheit zu schreiben abzufinden ist. Eine mehr als halbe Beschränkung, wie sie ein Edikt des F.-M.-L. v. Welden bestimmt, ist für die Tragweite des freien Gedankens in Herrn Kuranda hinreichend. Mit philosophischer Resignation beschließt Herr Kuranda, während des Belagerungszustandes unter dem Einfluß einer fürchterlichen Controlle sein Blatt erscheinen zu lassen, und Manches, welches zu berühren nicht rathsam sein dürfte, — zu verschweigen. Von einer materiellen Seite betrachtet, hat der umsichtige Redakteur der ostdeutschen Post vielleicht recht. Er speculirt auf die Gegenwart und nicht auf die Zukunft. Herr Kuranda kommt sehr häufig auf seine Vergangenheit zurück, da es unleidlich und wenig ergiebig war, unter der Aufsicht des Grafen Sedlnitzky zu redigiren und er den Vortheil eines fremden Bodens aufsuchte. Mit dieser Vergangenheit brüstet er sich, um sein Recht zu beweisen, gegen die Gegenwart aufzutreten.

Die vormärzlichen Volksdiplome sind aber jetzt außer Giltigkeit, sogar in Mißcredit gerathen, und sie können durch ein geschicktes Verfahren nicht zu Ehren gelangen. Man wird Herrn Kuranda wohl fragen, ob er in diesem Augenblicke nichts anderes zu tadeln wußte, als die ohnehin geächtete, mißhandelte, heldenmüthige Jugend, die das Kühnste gewagt, das Beste gewollt und das Rechte gefühlt. Er wird freilich antworten, er dürfe nicht anders; allein diese Antwort wird als eine zweite Anklage und nicht als eine Entschuldigung gelten. Die leisen geschliffenen Vorwürfe in der ostdeutschen Post und ähnlichen Blättern sind viel empörender, als die Denunziationen in der Geißel und im österreichischen Courier.

Den Anschuldigungen der Gemäßigten liegt die widersinnige Ansicht zum Grunde, es habe die Partei des Fortschrittes die Gräuelthaten, die blutige Reaktion in Wien zu verantworten. Wie sie das Gedächtniß, wie sie die Gelehrsamkeit verläßt, wenn Erinnerungen und Erfahrungen dazu dienen könnten, ihre Lieblingsaussprüche zu entkräften. Die Revolution von Anno 1830 in Paris, für die sich all die Patrioten von damals begeistert zeigten, weil sie nicht nöthig hatten für sie etwas zu thun, hatte sie vor der Oktoberrevolution noch etwas voraus als das Gelingen? Ist sie nicht auch von der Jugend und der Armuth gemacht worden, wie zu Wien? Ist es die Schuld der Wiener Bewegung, daß ihr Windischgrätz, der keine andern Götter, als Kriegsgewalt und Despotie ehrt, dessen Stumpfsinn dem Volke nichts zuerkennt, als Sklaverei, entgegentrat, statt des Herzogs von Ragusa, der doch ein Mensch, ein Franzose gewesen, der Karl dem X. nur darum gedient, weil er nicht zum zweiten Male verrathen wollte, der den Artilleristen nicht gestattete eine Kanone in der Straße „Rohan" spielen zu lassen, und einem jungen Offizier des 6. Garderegiments, der einige Kugeln auf den Quai Voltaire werfen wollte, und ihn um

die Bewilligung dazu anging, die Worte zornig zurief: „Wollen Sie denn die ganze Stadt von Grund aus zerstören?“ Kann die Wiener Bewegung dafür, daß dem Feldmarschall Windischgrätz mehr als 100,000 Mann Soldaten zu Gebote standen und dem Marschall Marmont nur 7000, daß die 100,000 sich bereitwillig mißbrauchen ließen für die Zwecke des Adels, sich durch falsche Vorspiegelungen täuschen ließen, und sich gegen ihre eigenen Brüder, gegen ihre eigenen Rechte stellen, und im Unverstand zertreten, was sie selber erheben und zu Menschen machen soll, während die französischen Soldaten mit widerstrebendem Herzen und weinenden Augen den Befehlen ihrer Vorgesetzten folgten und ein Theil von ihnen zu dem Volke überging, das gegen die Mißachtung der Charte sich erhoben? —

Die Jugend und die Armuth haben in Wien Anno 1848 wie in Paris Anno 1830 gekämpft; die Bourgeoisie hat dort wie hier zugesehen, den Ausgang abgewartet, um aus dem Siege, auf welcher Seite er auch sei, Nutzen zu ziehen, sich der Vortheile desselben zu bemächtigen. Dasselbe Mißtrauen gegen die edeln hochherzigen, vollkommen uneigennützigen Proletarier von Seiten der wohlhabenden Bürger dort wie hier.

Die Hofblätter erweisen wie die Hofschranzen durch ihre Angaben ihrem Herrn schlechte Dienste, indem sie das Angenehme, gern Gehörte auftischen, führen sie das Urtheil des Machthabers irre und erzeugen gewaltsame Umwälzungen.

Die Beschränkung der Presse bewirkt, was sie verhindern soll: die Revolution. Hätte Metternich den Kampf der Gedanken zugelassen, so hätte sich schon früher als nothwendig erwiesen, was sich im März und im Mai durch materielle Gewalt Geltung verschaffen mußte. Die ruhige Entwickelung Sachsens mitten unter Revolutionen ist der beste Beweis für diese Behauptung.

In Oesterreich dürfen jetzt wieder nur die Hoflakaien sprechen, das freisinnige Ministerium hat faktisch die Censur eingeführt, und das ist schlimm, schlimm für die, welche Vortheil davon erwarten.

Daß der Fürst Windischgrätz bombardirt, zertrümmert, brennt, sengt und mordet, ist ganz begreiflich, daß aber dieser eiserne Feldmarschall lügt, daß er zugleich mit der Gewalt die Lüge wirken läßt, dünkt uns im höchsten Grade auffallend. Braucht der Fürst Windischgrätz, mit der unbeschränkten Vollmacht von zwei Kaisern versehen, an der Spitze von 100,000 Bayonetten einen künstlichen Vorwand, braucht er einen Schein von Recht, um der Bevölkerung von Wien die Scenen im Stadtgraben vorzuführen? Hat er nöthig, die nur allzu ehrliche Demokratie zu verleumden? Warum immer von einer kleinen anarchischen Fraction in Wien sprechen, und auf der andern Seite Medaillen den Tapfersten von 100,000 Soldaten vertheilen, denen es gelungen diese kleine Fraction zu besiegen? Warum nicht offen sein und der Revolution ihre gewiß gute Absicht lassen?

Gleich nach dem Einzug des Militärs in die Stadt verkündete eine Proklamation des Fürsten, daß die Proletarier den einen Theil des Burggebäudes in Brand gesteckt, ob es gleich eine ausgemachte Thatsache und vom Schreiber dieser Zeilen zu beweisen ist, daß eine Granate, vom k. k. Militär geschleudert, dieses Feuer verursachte.

Will der Fürst dadurch die besitzenden Bürger für sich gewinnen? unnöthige Mühe! Die gehören ihm, so wie er gesiegt hat, und fallen von ihm ab, wenn er unterliegt, was

er auch immer für Proklamationen erläßt. Und die Andern, die ein Mal schon ihr Leben eingesetzt für die Freiheit, die der Wahrheit ins Auge geschaut, die kennen den Werth dieser Worte und werden durch solche Proklamationen und durch die in Gang gebrachten Dankadressen erbittert, aber nicht getäuscht.

Die Mode gewordenen Dankadressen sind ohne Bedeutung, sowohl für die eine als für die andere Partei; sie sind das Ergebniß der Furcht, wie das Jubelgeschrei und das Tücherschwenken, mit welchem siegreiche Truppen in einer besiegten Stadt empfangen werden. Hat doch die ehrenwerthe Bürgerschaft auf der Landstraße, das Deutschthum verleugnend, ihre unerschütterliche Sympathie für die Horden der Kroaten, welche geplündert, gemordet, geschändet haben, in einer Adresse ausgesprochen.

Diese feile Niederträchtigkeit des Spießbürgers hat sich zu allen Zeiten bewährt. Zu Paris schon damals, als die Engländer siegreich daselbst einzogen und den verliebten Prinzen aus dem Hause Valois vor sich herjagten, dann Anno 1814 und 1815 als vornehme Frauen Banquiers und Procuratoren Alles aufboten, um die fremden Sieger glänzend zu empfangen. Der russische Kaiser Alexander wurde zu Paris in den Theatern wie Jellachich zu Wien mit Vivats empfangen. Wie Windischgrätz Anno 1848 wurde Napoleon Anno 1809 von huldigenden, im Staube kriechenden Bürgern zu Wien als Retter begrüßt.

Die Adresse der Bankdirektoren jedoch ist ohne Beispiel. Sie haben in derselben das Wiener Proletariat denunzirt, verleumdet, sie haben in ihrer erbärmlichen Niedrigkeit dem militärischen Dictator ein Stück Rechtfertigung auf Kosten der ehrenhaftesten Leute hingereicht. Sie haben eine Gefahr für die Bank dargestellt, die von den Proletariern hergerührt haben solle, ohne den leisesten Grund für solche schwere Anklage — und diese Schamlosigkeit ist neu.

Besäße ich Schätze, wahrlich ich wollte sie eher den Wiener Proletariern, als den Bankdirectoren anvertrauen.

Der zu Kremsier tagende Reichstag muß wohl einverstanden sein mit den fortdauernden Maßnahmen in Wien; denn er hat dem Ministerium einen unbedingten Credit von 80,000,000 Gulden, mithin das reellste Vertrauensvotum gegeben, nachdem sich das Ministerium für Alles, was Fürst Windischgrätz übt, verantwortlich erklärt.

Somit billigt der Reichstag die Fortdauer des Belagerungszustandes, die ungesetzlichen Hinrichtungen, die Verhaftungen, die eingeführte Censur, kurz den exceptionellen Zustand, wie es die Diplomatie nennt, auch die geheimen Hinrichtungen, deren eine Unzahl stattgefunden, wie uns aus authentischen Quellen bekannt.

Herr Schuselka will Minister werden und hat sich für die Creditertheilung ausgesprochen; es kann nicht anders sein, als daß es ihm nach einem Staatsamt verlangt; was könnte ihn sonst in solchen Widerspruch mit sich selbst bringen, wie konnte er ein Ministerium unterstützen, das die Schritte des Fürsten Windischgrätz zu verantworten hat? — wie könnte er im Dezember verleugnen, wozu er sich im Oktober bekannt!

Borrosch, der gelehrte, der supergelehrte, hat sich bei Gelegenheit der Creditfrage dahin geäußert, daß dem constituirenden Reichstage das Recht der Verweigerung nicht zusteht, bevor die Verfassung dieses Recht nicht zuerkannt. O über die Klügler mit ihren

subtilen Theorien, die ohne Berechtigung sind und von welchen sie dennoch tyrannisirt werden. Ist es dem Herrn Borrosch nicht in den Sinn gekommen, daß mit dem Recht der Bewilligung das Recht der Verweigerung im Zusammenhange steht, daß ferner der eventuelle Beschluß einer constituirenden Kammer, wenn er von der Verfassung unabhängig ist, eben das Prinzip für den betreffenden Punkt der Verfassung festsetzt. Wenn eine constituirende Versammlung einen Credit verweigert, erkennt sie der Kammer eben das Recht dieser Verweigerung auch in der Verfassung zu. Herr Borrosch sollte nicht so gelehrt sein.

Herr Jonak sprach auch, natürlich im Interesse des Ministeriums. Herr Jonak war von jeher der gottseligen Ueberzeugung:

„Doch der Segen kommt von oben."

Die Polen kämpften wieder wacker und allein für das Volk. Die deutsche Linke wird in dem Verhältniß schweigsamer, als die Rechte redseliger wird. Die Arme läßt jetzt Alles geschehen; sie fürchtet sich vor den Windischgrätz'schen Mißtrauensvoten.

Borkowski und die andern demokratischen Polen sprachen flammende Worte der Wahrheit; sie blieben, wie natürlich, wirkungslos auf die Kammer, die das Ministerium Windischgrätz unterstützt.

Borkowski hat mit geistreicher Schärfe das Verhältniß der Regierung zur Kammer und zum Volke auseinander gesetzt und daraus die Notwendigkeit abgeleitet, diesen immensen Credit zu verweigern, er hat die subtilen Vergleiche des Finanzministers zwischen Oesterreich und den andern Ländern auf ihre Unhaltbarkeit zurückgeführt, er hat alle Gründe vollkommen entkräftet, die für den Credit vorgebracht wurden; man beklatschte seine Rede und — stimmte für den Antrag des Herrn Wiser, den ein heiliger Schauer befällt, wenn er das Wort Minister aussprechen hört und der völlig verschwindet vor der kaiserlichen Majestät.

Possierlich ist es, daß der Pole Sierakowski die deutscheste Gesinnung, den naiven Glauben an die Einheit Deutschlands in der Kammer an den Tag gelegt. Zu den Einschränkungen im Staatshaushalt hat er die „Aufhebung der Gesandtschaften bei den deutschen Höfen und Besorgung von deren Geschäften durch die Gesandten in Frankfurt bei der Centralgewalt" gezählt. Ach wären die deutschen Völker erst zu dieser Ersparniß gekommen, dann stünde es freilich besser um ihre Finanzen.

Es ist doch was Herrliches um einen constitutionellen Staat wie Oesterreich. Die Staatsschuld wird vermehrt, damit die Regierung im Geschäft der Unterdrückung ja nicht gestört werde, Blut wird vergossen in Strömen, Rechte werden zertreten, die Gesetze werden verhöhnt, und die solche Saat ausstreuen, erwarten eine segensreiche Ernte!

K.

Portraits.

Die Oktoberbewegung in Wien, und insbesondere die Vertheidigung der Stadt, haben die bunten Gruppen der verschiedenartigsten und contrastirendsten Persönlichkeiten zusammengewürfelt. Männer, von denen man früher nichts gehört, tauchten plötzlich auf und spielten, so gut es ging, ihre Rollen; Andere, von denen man vordem zu viel gehört, verschwanden in der Stunde der Gefahr.

Ich will eine Reihe von Skizzen geben, welche kurze, mit wenigen Strichen entworfene Bilder jener Männer vor das Auge führen sollen, und beginne mit einer Persönlichkeit, welche nicht nur durch die Wichtigkeit ihrer Stellung, sondern auch durch den Gegensatz, welchen sie, neben Anderen stehend, gebildet, zu ernster Betrachtung auffordert.

I.

General Bem.

Ein bekannter, durch andere Revolutionen zum öffentlichen Character gewordener Kämpfer, ist Bem doch ein räthselhafter Mann, an dem es eben das Wunderbarste ist, daß über seinem Nennwerthe noch der Schleier des Geheimnisses liegt. Niemand weiß über ihn verläßliche Auskunft zu geben; wer neben ihm gefochten, wer ihn im Kugelregen gesehen, der lobt seine Tapferkeit, und glaubt an ihn; wer aber sein Wirken als General mit prüfendem Auge betrachtet, der stößt auf Widersprüche, auf unbegreifliche Irrthümer, — der wird versucht, an der Verläßlichkeit desselben Mannes zu zweifeln, dessen Tapferkeit und Kaltblütigkeit zu bewundern er immer Gelegenheit gehabt.

Der General Bem hat den ersten Keim des Mißtrauens in Wien dadurch gelegt, daß er in seinem Hauptquartier im Belvedere, und später auf verschiedenen Punkten den Versuch gemacht, alle slavischen Elemente aus den verschiedenen Mobilcorps auszuscheiden, und sie in ein abgesondertes slavisches Corps zu vereinigen. Handlungen, deren Zweck und Richtung nicht erklärlich sind, pflegen Mißtrauen zu erregen, und es ist in der That nicht begreiflich, welcher Vortheil für die gute Sache aus der Absonderung der Slaven von den übrigen Freiheitskämpfern hervorgehen konnte. Wo man den guten Grund vermißt, unterschiebt man leicht den schlechten — und so wollten Viele in dem Wirken des General Bem separatistische Zwecke sehen. Angenommen, der Letztere hätte, durch Nationalgefühl, Stolz oder Racendünkel verführt, die slavischen Kämpfer für die tapfersten, für die verläßlichsten gehalten, — welcher Grund konnte, selbst unter dieser irrthümlichen Voraussetzung, vorliegen, um sie aus den Reihen der deutschen Freiheitskämpfer auszusondern? Mußte es, bei der gedachten Annahme, nicht sogar wünschenswerth erscheinen, das vermeintlich bessere Element in alle Reihen zu vertheilen?

Bem ist ein Mann von ungefähr 60 Jahren, klein, anscheinend schwächlich, mit Wunden bedeckt, den nationalen polnischen Schnitt in dem blassen und eingeschrumpften

Gesichte; sein Auge hat etwas Stechendes, er ist jähzornig, und doch vor dem Feinde kaltblütig, ruhig überlegend, fast etwas umständlich, aber sehr entschieden. Werden seine Befehle nicht pünktlich vollzogen, oder glaubt er dieß wenigstens, so würde er in Zorn ausbrechen, ja er ließe vielleicht den vermeintlichen Schuldigen sogleich standrechtlich erschießen, wenn er die Macht dazu hätte. So wollte er in Wien einen unerschrockenen, für die Freiheit glühenden Mann, der sich um die Vertheidigung Wiens große Verdienste erworben (schon in der ersten Zeit des sich bereitenden Kampfes hatte er bei 8000 Kämpfer gesammelt), ohne weitere Umstände erschießen lassen, weil er eine Maßregel ergriffen hatte, welche der General für unzweckmäßig und eigenmächtig hielt, während sie doch eine unvermeidliche war. Bem hat den Ruf, ein ausgezeichneter Artilleriegeneral zu sein, und so mußte denn die einleuchtend unzweckmäßige Aufstellung und Verwendung der Geschütze bei der Vertheidigung Wiens den Sachverständigen Mißtrauen einflößen. Ich selbst war als Vertheidiger der Taborbrücke an der großen Donau in dem Falle, für den rechten Flügel meines Mobilcorps die Bestimmung der etwaigen Rückzugslinie beim General Bem zu erfragen, weil mir die Aufstellung der Kanonen so unzweckmäßig schien, daß ich auf ein längeres Halten der Position nicht hoffen konnte. Bem sah ein, daß ich mich bei dem für die kommende Nacht erwarteten Angriff durch einen viermal überlegenen Feind nicht würde halten können, und bestimmte mir noch spät Abends die hinter mir liegende Eisenbahnbrücke als Rückzugslinie für meinen rechten Flügel. Der feindliche Angriff erfolgte in dieser Nacht nicht, und eine Recognoscirung verschaffte mir am nächsten Morgen die Ueberzeugung, daß die Eisenbahnbrücke hinter mir zerstört war. Es ließen sich also nur zwei Fälle denken: Entweder wußte der Leiter des Kampfes einen so wichtigen Umstand nicht, — oder er hatte mich, mit dem rechten Flügel meines Corps und sammt den dazu gehörigen Kanonen dem Untergange weihen wollen.

Zum Mißtrauen gegen den General Bem in Wien trug noch ein Umstand viel bei. Ein polnischer Spion wurde an der Taborbrücke aufgefangen, bei dem eine Depesche gefunden wurde, die allem Anscheine nach an den Feldmarschall Windischgrätz gerichtet war. Ich selbst hatte diesen jungen Polen als verdächtig erkannt, weil er durchaus den Uebergang über die Brücke, an deren anderem Ende Windischgrätz mit seinen Truppen und Kanonen stand, erzwingen wollte, und trotz meiner Vorstellungen, daß schon seit zwei Tagen Niemand mehr durch das feindliche Lager gelangen könne, auf seiner dringenden Bitte bestand. Ich ließ ihn verhaften, und nach genauer Durchsuchung fand sich im Futter des Oberrockes eingenäht ein vom General Bem unterzeichnetes Schreiben ohne Adresse, das also anfing: „Euer Excellenz!" „Wir erwarten Sie unter den Mauern Wiens &c." und dessen ganzer Inhalt höchst zweideutig und offenbar zu doppeltem Gebrauche geschrieben schien. An demselben Abende wurden mehre Mordversuche auf meine Person gemacht, deren Einer darin bestand, daß ein berittener Pole, unter dem Vorwande, als habe er mir eine wichtige Depesche vom Hauptquartier zu übergeben, mich zu später Abendzeit auf die Straße rufen ließ, und dann im Augenblicke, als ich das überreichte Papier besah, ein geladenes Pistol auf mich anlegte. Beide Verhaftete wurden in's Hauptquartier gebracht, und die Untersuchung über sie vor dem Kriegsgerichte geführt. General Bem leugnete nicht, daß das Schreiben von ihm, und betheuerte, daß es an

Kossuth und nicht an Windischgrätz gerichtet gewesen; ein Vorwand, der dadurch ganz unwahrscheinlich wurde, daß ein an Kossuth gesandter Bote unter den vorliegenden Verhältnissen auch nicht die entfernteste Hoffnung haben konnte, durch das am jenseitigen Ufer befindliche feindliche Lager zu gelangen. Man vermuthete allgemein eine slavische Verschwörung, zu deren Ausbruche meine Ermordung das Signal sein sollte. General Bem wurde von Vertrauensmännern umgeben, und konnte selbst durch die bei allen Gelegenheiten bewiesene persönliche Tapferkeit das Vertrauen der Wiener Freiheitskämpfer nicht mehr ganz erringen. Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß der durch Mißtrauen umstellte Mann, die Gefahr aufsuchend, sich überall voranstellte und, (wie z. B. im Prater und in der Leopoldstadt) eine an Tollkühnheit grenzende Bravour entwickelte. Sehr wünschenswerth würde es jedenfalls sein, daß die jenes vielleicht unverdiente Mißtrauen erregenden Umstände genau aufgeklärt, und so alle Zweifel an der Verläßlichkeit und Redlichkeit eines Mannes verbannt werden möchten, der die Achtung und Anerkennung seiner Mitkämpfer als tapferer und kaltblütiger Krieger in so hohem Grade zu erwerben verstand.

F.

II.

Füster.

In jenen heitern, sonnenhellen Tagen, als noch die lebensfrohen und thatkräftigen Jünglinge der Aula an der Universität in Wien fröhlich aus- und einschwärmten, so daß das Gebäude zwischen den beiden Bäckerstraßen beinahe das Bild eines Bienenstockes gewährte; in jenen Tagen des Glückes, da der Sitz der Musen noch nicht von einer rohen, wilden Soldateska entweiht wurde, — in jener Zeit der Freiheit und Hoffnung, sah man öfter des Tages einen großen stämmigen Mann, mit blassem Gesichte, einen Mann, dessen Züge ein wenig an die Martin Luther's erinnerten, wie sie uns durch Lukas Kranach überliefert worden sind, — aus dem Conviktgebäude schräg über den Universitätsplatz nach der Aula eilen. Die Kleidung dieses Mannes war ziemlich abenteuerlich; er trug, keck nach einer Seite gedrückt, den federgeschmückten Calabreser auf dem Kopfe, sein schwarzer Rock war ein Mittelding zwischen der akademischen Legionsuniform und der geistlichen Tracht, meist trug er eine Brille, sein Gang war, trotz ziemlicher Wohlbeleibtheit, stets eilig, und Schweiß bedeckte fast immer seine Stirne. Freundlich, fast burschikos, drückte er im Vorbeigehen rechts und links die Hände der Studenten, welche sich in Gruppen um ihn drängten, seinen Worten aufmerksam lauschten, und ihn so recht wie ein bemoostes Haupt zu verehren schienen. Der Mann war Füster, der, bis dahin Religionsprofessor an der Universität, nun als muthiger Mitkämpfer in den März- und Maitagen, einstimmig mit dem Titel eines Feldpaters der akademischen Legion bezeichnet wurde. Füster genoß an der Universität eine bedeutende Popularität, und der Einfluß, welchen er auf die Jugend übte, machte ihn bei den Männern des alten Regime verhaßt. Als Theologe war er nun vollends seinen orthodoxen Standesgenossen ein furchtbarer Dorn im Auge. Er glaubte an die Nothwendigkeit religiöser Reformen, machte kein Geheimniß daraus, daß

er das Cölibat verwerfe, und sprach oft ganz unumwunden seine feste Ueberzeugung aus, daß es keinen einzigen, im wahren Sinne des Wortes, keuschen Priester gebe.

Wahrhaft rührend war Füsters Verhältniß zu den Proletariern; er schlichtete ihre Streitigkeiten, half ihnen, wo er nur immer konnte, mit Rath und That, und so kam es denn, daß diese armen Leute scharenweise zu ihm wallfahrteten. Ich selbst habe es gesehen, wie ein altes Mütterchen auf dem Universitätsplatze Füstern weinend um den Hals fiel und ihn küßte. In den September- und Oktobertagen wirkte er wunderbar auf die Massen durch seine Feldpredigten am Glacis.

Auf der Aula als Redner beliebt, ist Füster als Deputirter der äußersten Linken, wenn auch von redlichem Streben beseelt, dennoch von geringer parlamentarischer Fähigkeit, ob es gleich nicht in Abrede gestellt werden kann, daß er auch auf dem Reichstage bei mehren Gelegenheiten durch die Kräftigkeit und Leidenschaftlichkeit seiner Worte zur Begeisterung hingerissen, wie z. B. nach der ersten Flucht des Kaisers von Wien nach Innsbruck, wo Füster in einer donnernden Rede auf Ludwig den XVI. von Frankreich und sein Schicksal hinwies. Eben so kräftig und wirkungsvoll waren die Worte, welche er bei Gelegenheit der Judensteuer-Aufhebungsfrage sprach.

Der eigentliche Wirkungskreis Füsters war indessen an der Universität, bei der Jugend, die ihn hochverehrte, und auf sein Wort hin jeden Augenblick durchs Feuer zu gehen bereit war. Ob ihm dieser Wirkungskreis jemals wieder werden soll? — — Lebhaft steht es noch in meiner Erinnerung, wie ich einst nach einem Straßenkampfe den robusten, geweckten, kreuzfidelen Priester mit seinen Freunden, den jungen Legionären, in der Studentenkneipe traf. Die Zeit war damals kurz gemessen, man hielt das Gewehr mit der rechten beim Fuß und in der linken Hand den Humpen. Die Studenten saßen in malerischen Gruppen um Füster herum, ihre jungen schönen bärtigen Gesichter, in denen man die freudigsten Verheißungen für die glückliche Zukunft zu lesen glaubte, die schön geformten Calabreserhüte mit den wallenden dunkeln Federn, die einfachen blauen Legionsröcke, die blinkenden Gewehre, — dies Alles gab ein schönes, kriegerisches Bild, und ich konnte die Bemerkung nicht unterdrücken, daß die Gruppe lebhaft an Wallensteins Lager erinnere; worauf mir Füster lachend erwiderte: „Ich hoffe nicht, daß Du mich mit dem Kapuziner vergleichen willst!“ Und diese Stunden der Freiheit und des Kampfes sind nun entschwunden, die braven hoffnungsvollen jungen Männer sind theils getödtet, theils verbannt, theils als gemeine Soldaten in die Regimenter gesteckt, — aber wie es auch immer sei, wir Legionäre werden unseres wackeren Feldpaters, des guten Füster, stets mit Liebe und Rührung gedenken.

F.

Aus dem Tagebuche eines Flüchtlings.

Zu Wien waren die letzten Kanonenschüsse um 5 Uhr Nachmittags am 31. Oktober verhallt; über die Trümmer des Burgthores drangen die wilden Horden in die besiegte Stadt mit dem rachedürstenden Rufe: Aula, Aula! — Alles floh und warf Uniformen und Waffen von sich. Ich eilte nach Hause. Die Straße, in der meine Wohnung liegt, fand ich ganz menschenleer, nur am Ende derselben, wo ein Haus in Flammen stand, so wie an meinem Hause, in dem der Speicher brannte, war man mit Löschen beschäftigt. Eine Bombe und eine Rakete waren in mein Haus geflogen und die letztere hatte ihren Zweck redlich erfüllt. Von ersterer besitze ich heute noch ein Stück, und beschwere damit meine Briefe, die ich aus Wien erhalte. — An der Straßenecke schleuderte ich den Stürmer mit den Abzeichen der Studentenlegion von mir und eilte an den Löschenden vorüber in meine Wohnung. Hier suchte ich einen staubigen Cylinder hervor, den ich einst bei Bällen und Soireen benützt, vertauschte den blauen Studentenrock mit einer alten grauen Jacke, und hüllte mich in einen Mantel. Meine junge Frau reichte mir zitternd eines um das andere; ich drückte die weinende an mein Herz, warf noch einen schmerzlichen Blick auf die treue Uniform, und trat wohl zum letzten Male über jene Thürschwelle. Im Hofe waren die übrigen Hausbewohner versammelt, alles fanatisch schwarzgelb, worunter sich eine Familie von bekanntem, ja berüchtigtem Namen befand. Ich staune heute noch, daß sie mich nicht als gute Prise betrachteten, da sie mich doch in meiner ziemlich mangelhaften Verkleidung gleich erkennen mußten. Der Schreck über das kaum gelöschte Feuer mochte wohl der Grund ihrer Toleranz gewesen sein. Ich rief den Hausmeister, damit er mir das Thor öffne, das meine schwarzgelben Hausgenossen vor ihren lieben Brüdern und Freunden, den Kroaten, schließen zu lassen für gut befunden. Der Hausmeister hinkte nachlässig heran, und er, der sich in den Tagen der Freiheit vor verächtlicher Unterwürfigkeit nicht zu fassen wußte, schlug mir das Hausthor mit einem hämischen Grunzen hart an meinem Rücken zu. Ich eilte die Straße hinab, an deren Ende es noch lichterloh brannte, und sah mich scheu nach allen Seiten um, ob mir kein Rothmantel auf der Spur sei. In den Straßen lag Alles voll Gewehre, Säbel, Pistolen und Uniformen aller Art. In der Wollzeile standen namentlich unter dem Schwibbogen der Universität, lange Reihen von Gewehren, die prächtigsten Kammerbüchsen darunter. Die Wollzeile herab, die von den Scherben der beim Bombardement zertrümmerten Fenster glitzerte, schallte wildes Geschrei und Bajonette blitzten. Es kam eine Abtheilung Militär gezogen, die nach Belieben alles zusammenfing, was ihr begegnete, und ein paar hundert Unglückliche, zumeist Proletarier, auf die Universität hinuntertrieb. Ich drückte mich in die Ecke eines Thores und entging glücklich den Argusaugen der vorüberbrausenden wilden Jagd.

Als die letzte Uniform unter dem Schwibbogen verschwunden war, trat ich hervor und eilte flüchtigen Schrittes durch Seitengäßchen meinem Ziele zu. Ich mußte den Platz „der Hof" durchschneiden. So wie auf allen Straßen und Plätzen waren auch hier die ersten Stockwerke mit Lampen und Kerzen erleuchtet, weil man schon seit einigen Tagen,

seit Zerstörung des Gasometers, auf diese Beleuchtung angewiesen war. Der unheimliche Kerzenschein, einige Bivouakfeuer, und die, die ganze Stadt überstrahlenden Flammen der Kaiserburg und Augustiner Kirche ließen mich ordnungslos zusammengewürfelte Soldatenhaufen und hie und da einige Gruppen von Bürgern unterscheiden, die sich im Gefühle ihrer vorschriftmäßigen Schwarzgelbheit, unter dieser unheimlichen Gesellschaft behaglich fühlen mochten. Wirrer Lärm schallte mir entgegen. Ich trat hinaus und warf einen Blick nach dem Kandelaber, an dem wenig Wochen vorher ein Minister hing. Er war nicht mehr, d. h. der Kandelaber. Ein großer Kreis von den Soldaten des Regimentes Latour umschloß die Stelle, der Sohn Latours hatte eine mittelalterlich fanatische Ansprache gehalten, die wir jedoch den Gefühlen eines Sohnes für jenen unglücklichen Vater zu Gute halten mußten, — der Kandelaber ward umgerissen, und der unschuldige Träger eines Gemordeten ward unter gellendem Gejohle mit Aexten in die kleinsten Splitter zerschmettert. Ich wandte mich von diesen Ausbrüchen einer kindisch thörichten Wuth ab, und ging an dem bürgerlichen Zeughause vorüber, wo eben die bärenmuthige Bürgergarde, die durch ihre seit mehr als 30 Jahren gnädigst privilegirte Existenz und ihre loyale Gesinnung ein Anrecht auf eine zuvorkommende Behandlung zu haben vermeinte, ohne viele Umstände nach Hause geschickt ward. In einem Gäßchen traf ich zwei elegant gekleidete Herren, die lachend fortschlenderten. Als ich an ihnen vorüberging, frug mich der eine ziemlich barsch „wohin?“ „Nach Hause,“ war meine kurze Antwort, und ich wickelte mich bis über die Nase in meinen Mantel, da ich wußte, daß ich leider von sehr Vielen gekannt war. Sie aber ließen mich nicht aus, und erzählten mir auf eine für mich höchst unbehagliche Weise von ihren Racheplänen gegen das verfluchte „Demokraten-Gesindel,“ von Proskriptionslisten und Galgen, und überraschten mich mit der angenehmen Neuigkeit, daß ich ihnen so bekannt schiene. Ich hatte schon einige Grobheiten auf der Zunge, als ihre Aufmerksamkeit durch einen am Ende des Gäßchens gebildeten Menschenknäuel von mir abgelenkt ward. Ich verschwand eiligst und gelangte mit Riesenschritten an meinen Bestimmungsort. Dieser bestand in einer abgelegenen Wohnung, die meinem Vater und mir in den letzten Tagen als Versteck angeboten worden. Wir hatten Beide, sowohl er, der trotz seinem Greisenalter unermüdlich unter der Fahne, der Fahne der Revolution gedient, als ich nicht daran gedacht, uns früher um einen Zufluchtsort umzusehen. In jener Wohnung traf ich bereits meinen Vater; unser Hausherr, ein griesgrämiger, dicker Alter, holte uns Käse und Bier, und, erschöpft, wie wir waren, vergaßen wir dabei für einen Augenblick das über uns schwebende Damokles-Schwert Der Alte machte ein mürrisches Gesicht, und erst, nachdem ich ihn dazu gebracht, seine Feldzüge in den deutschen Befreiungs- (resp. Unterjochungs-) Kriegen zu erzählen, und ihm mit aller nur erdenklichen Aufmerksamkeit and Bewunderung zugehört, thaute er etwas auf, versank jedoch bald wieder in seine knurrige Barschheit. Wir merkten bald, daß der Alte bis über die Ohren schwarzgelb, und zu seiner Zähmung Geld die einzig wirksame Zauberformel sei. Beide sind und waren wir damit höchst sparsam gesegnet und sehnten uns umsonst nach den uns so freigebig angedichteten ungarischen Schätzen. Der Alte legte sich zu Bette. — Wir aber schmiedeten Pläne zu einer möglichst baldigen Flucht, und setzten den Versuch zu dieser auf den kommenden Morgen fest, weil wir das Unhaltbare unserer Lage deutlich sahen, und

im Voraus wußten, daß uns der alte Brummbär bei der ersten Ankündigung von Hausdurchsuchungen, Standrecht 2c. hinauswerfen, wo nicht gar angeben werde. Mein Vater legte sich matt und halb krank in das noch vorhandene Bett, ich auf den Boden, wickelte mich in meinen Mantel und stellte erspießliche Betrachtungen darüber an, wie man die Revolution hätte führen sollen; worauf ich mit der Ueberzeugung einschlief, daß der legale Weg, wie wir ihn fortwährend im Auge gehalten, jedenfalls der schlechteste sei. —

Am Morgen des 1. machte sich mein Vater verabredeter Maßen auf den Weg. In einer Stunde sollte ich nachfolgen. Nach einer qualvollen halben Stunde, die mir unendlich schien, kam mein Vater zurück. An dem Ausgange der Vorstadt auf das Glacis war er bereits auf das Militär gestoßen, das alles streng abgeschlossen hielt. Er gab dennoch den Versuch nicht auf, verlangte den Hauptmann zu sprechen und ward an den eben heranreitenden General gewiesen, dem er sich als einen Bürger aus der Umgegend vorstellte, der seit geraumer Zeit von seiner Familie getrennt, nun gerne nach Hause möchte. Er hatte kaum geredet, als er an der Seite des Generals einen Mann erkannte, den wir früher und noch im Oktober häufig gesehen und für einen Gesinnungsgenossen gehalten hatten. In diesem peinlichen Momente flüsterte mein Vater jenem entschlossen zu: „Sie sind des Todes, wenn Sie mich verrathen!“ Er schwieg. — Der General, der inzwischen eine Art Legitimation meines Vaters gelesen hatte, wies diesen mit rauhen Worten ab, und er eilte, ohne sich weiter umzusehen, in die Stadt zurück. — Den Tag über stöberte ich in der staubigen Bibliothek unseres Hauswirthes, die aus Gebetbüchern und einigen Kotzebue'schen Romanen bestand. Ich las Letztere eifrig durch, ohne am Schlusse auch nur eine Ahnung von dem Gelesenen zu haben. Der Tag schlich dahin, der Abend kam. — Wir hatten inzwischen erfahren, daß sowohl die Stadtthore als auch die Linienwälle auf das Schärfste besetzt seien, daß man nur mit von der Munizipal- und von der Militärbehörde unter vollständigem Signalement ausgestellten Passirscheinen die Stadt verlassen könne, und es war somit vor der Hand an eine Flucht nicht zu denken. Der alte Brummbär wurde mit jeder Stunde unverdaulicher. — Mein Vater hatte sich mit trüben Ahnungen zu Bette gelegt, ich blieb auf und blätterte in einer alten Legende. Bei jedem Geräusche trat ich an das Fenster und blickte verstohlen durch eine Spalte des Ladens. Es war etwa 9 Uhr Abends, ich glaubte unten Säbelklirren zu hören, da sah ich wieder hinaus, warf einen Blick in die gegenüberliegende Wohnung, und sah zu meinem Schrecken einen Soldaten in voller Uniform zur Thüre hinausgehen, bis wohin ihm die ganze Familie das Geleite gab. Ich vermuthete nichts anderes, als, die angekündigten Haussuchungen fänden nun in unserer Straße statt. Ich weckte schweren Herzens meinen Vater, dessen erschöpfte Glieder die Ruhe so dringend erheischten, und verkündete ihm, daß wir augenblicklich fort müßten. Wir eilten hinab, wo wir die Gasse leer fanden. Es schien uns aber nicht geheuer, und wir machten uns auf den Weg, um einen anderen Versteck aufzusuchen. Das war aber schwierig. Unsere Freunde waren alle in gleicher Gefahr, unsere Verwandten wollten nichts von uns wissen, und hatten uns jede Hilfe, um die wir sie im Laufe des Tages schriftlich angingen, rundweg abgeschlagen. Endlich fielen uns zwei hier anwesende Reisende ein, die wir gut kannten. Bei dem einen, der in einer der Hauptstraßen wohnte, sollte mein Vater bleiben, bei dem andern, der im Hotel Z. wohnte,

ich. Den Ersteren fanden wir nicht zu Hause, wir gingen in sein Zimmer und sandten die Magd in das Hotel Z. mit einem Briefe, worin ich unseren Freund beschwor, mich für ein paar Tage bei sich zu verbergen. Eine mit matten Ausflüchten verblümte abschlägige Antwort nebst einigen schaalen Beileidsfloskeln ließ mich zum ersten Male die Wahrheit fühlen, daß man im Unglücke weniger Freunde zähle, als man es im Glücke gewohnt war. Uebrigens verdanke ich doch, wenn auch nur mittelbar, diesem Manne meine Lebensrettung. Denn in derselben Nacht wurde das Hotel Z. von oben bis unten und so auch jenes Zimmer auf das Strengste durchsucht. — Ich blieb, und mein Vater ging, um noch einen anderen Versuch zu machen. Ich warf mich auf das Kanappe und brütete über meine mißliche Lage nach. Plötzlich weckten mich Klavierklänge, die aus dem anstoßenden Zimmer zu meinem, an Kanonendonner und wildes Feldgeschrei gewöhnten Ohre drangen. Die weichen Akkorde verbreiteten über mein Inneres eine lang entbehrte, wohlthuende Ruhe, und ich vergaß Flucht und Gefahren. Bald darauf kam unser Freund, der mich mit herzlicher Freude bei sich aufnahm. Ich schlief wie ein Gott, obwohl ich fortwährend von Ketten und Galgen träumte. Am frühen Morgen, es dämmerte erst, kam mein Vater, verabredeter Maßen, und brachte mir die Nachricht, daß er gestern auf Gerathewohl zu einer Familie gegangen, deren Vater er vor Jahren gekannt hatte. Dort wurde ihm bereitwillig ein Zimmer abgetreten, in dem er nun zu bleiben gedachte. Nachdem mich mein Vater und später auch mein neuer Beschützer verlassen hatten, ging ich mit der Magd ein Gespräch ein, das mir bald die frohe Ueberzeugung gab, daß diese eine purpurrothe Republikanerin sei. Ich zögerte nun nicht, mich ihr als Mitglied der Legion zu entdecken, was sie ohnehin bereits vermuthet haben mußte, begab mich unter ihren geneigten Schutz und bat sie um geeignete Fürsprache bei ihrer Herrschaft. Später trat ich in die Küche, um mich bei meiner Gönnerin bezüglich meiner Verproviantirung zu erkundigen. Da traf ich eine ältliche Dame, die, wie ich gleich darauf sah, die Eigenthümerin der Wohnung war. Ueberrascht erkannte ich in ihre eine ehemalige Freundin meiner Mutter, die ich aber seit Jahren nicht mehr gesehen hatte. Sie kannte mich nicht. Ich erzählte ihr meine traurige Lage und bat sie um Schutz. Meine Sprache klang ihr bekannt, sie frug mich um meinen Namen. Ich nannte ihn. Meine frühere Ueberraschung ging nun auf sie über. Sie wurde freundlich, ja herzlich, konnte aber eine gewisse Befangenheit, die die Nennung meines geächteten Namens, der sich unter den von Windischgrätz geforderten 12 Geiseln befand, in ihr hervorgebracht, nicht ganz verbergen.

In meine intermistische Wohnung zurückgekehrt, fand ich eine Geschichte der englischen Revolution vor; ich las sie durch, und zog die Lehre daraus, daß es uns an einem Cromwell gefehlt habe, und daß man nicht einen spießbürgerlichen Gemeinderath oder eine ausgetrocknete Mumie von Reichstag — wohl aber einen Cromwell oder Mirabeau, Washington oder Lafayette haben und an die Spitze stellen müsse, wenn eine Revolution durchgeführt werden soll. — Aus meinen Betrachtungen weckte mich Trompetenschall und einige Vivat Rufe von der Straße herauf. Ich trat an das Fenster, hob einen Zipfel des Vorhanges auf, und sehe Jellachich, Auersperg und einen zahlreichen Generalstab, gefolgt von einer Schaar der berüchtigten Rothmäntler mit ihren Messern, Pistolen und langen Flinten, die Straße herabreiten. Es war der Triumphzug, den der vor Kurzem vom Kaiser

Aus dem Tagebuche eines Flüchtlings.

Zu Wien waren die letzten Kanonenschüsse um 5 Uhr Nachmittags am 31. Oktober verhallt; über die Trümmer des Burgthores drangen die wilden Horden in die besiegte Stadt mit dem rachedürstenden Rufe: Aula, Aula! — Alles floh und warf Uniformen und Waffen von sich. Ich eilte nach Hause. Die Straße, in der meine Wohnung liegt, fand ich ganz menschenleer, nur am Ende derselben, wo ein Haus in Flammen stand, so wie an meinem Hause, in dem der Speicher brannte, war man mit Löschen beschäftigt. Eine Bombe und eine Rakete waren in mein Haus geflogen und die letztere hatte ihren Zweck redlich erfüllt. Von ersterer besitze ich heute noch ein Stück, und beschwere damit meine Briefe, die ich aus Wien erhalte. — An der Straßenecke schleuderte ich den Stürmer mit den Abzeichen der Studentenlegion von mir und eilte an den Löschenden vorüber in meine Wohnung. Hier suchte ich einen staubigen Cylinder hervor, den ich einst bei Bällen und Soireen benützt, vertauschte den blauen Studentenrock mit einer alten grauen Jacke, und hüllte mich in einen Mantel. Meine junge Frau reichte mir zitternd eines um das andere; ich drückte die weinende an mein Herz, warf noch einen schmerzlichen Blick auf die treue Uniform, und trat wohl zum letzten Male über jene Thürschwelle. Im Hofe waren die übrigen Hausbewohner versammelt, alles fanatisch schwarzgelb, worunter sich eine Familie von bekanntem, ja berüchtigtem Namen befand. Ich staune heute noch, daß sie mich nicht als gute Prise betrachteten, da sie mich doch in meiner ziemlich mangelhaften Verkleidung gleich erkennen mußten. Der Schreck über das kaum gelöschte Feuer mochte wohl der Grund ihrer Toleranz gewesen sein. Ich rief den Hausmeister, damit er mir das Thor öffne, das meine schwarzgelben Hausgenossen vor ihren lieben Brüdern und Freunden, den Kroaten, schließen zu lassen für gut befunden. Der Hausmeister hinkte nachlässig heran, und er, der sich in den Tagen der Freiheit vor verächtlicher Unterwürfigkeit nicht zu fassen wußte, schlug mir das Hausthor mit einem hämischen Grunzen hart an meinem Rücken zu. Ich eilte die Straße hinab, an deren Ende es noch lichterloh brannte, und sah mich scheu nach allen Seiten um, ob mir kein Rothmantel auf der Spur sei. In den Straßen lag Alles voll Gewehre, Säbel, Pistolen und Uniformen aller Art. In der Wollzeile standen namentlich unter dem Schwibbogen der Universität, lange Reihen von Gewehren, die prächtigsten Kammerbüchsen darunter. Die Wollzeile herab, die von den Scherben der beim Bombardement zertrümmerten Fenster glitzerte, schallte wildes Geschrei und Bajonette blitzten. Es kam eine Abtheilung Militär gezogen, die nach Belieben alles zusammenfing, was ihr begegnete, und ein paar hundert Unglückliche, zumeist Proletarier, auf die Universität hinuntertrieb. Ich drückte mich in die Ecke eines Thores und entging glücklich den Argusaugen der vorüberbrausenden wilden Jagd.

Als die letzte Uniform unter dem Schwibbogen verschwunden war, trat ich hervor und eilte flüchtigen Schrittes durch Seitengäßchen meinem Ziele zu. Ich mußte den Platz „der Hof" durchschneiden. So wie auf allen Straßen und Plätzen waren auch hier die ersten Stockwerke mit Lampen und Kerzen erleuchtet, weil man schon seit einigen Tagen,

seit Zerstörung des Gasometers, auf diese Beleuchtung angewiesen war. Der unheimliche Kerzenschein, einige Bivouakfeuer, und die, die ganze Stadt überstrahlenden Flammen der Kaiserburg und Augustiner Kirche ließen mich ordnungslos zusammengewürfelte Soldatenhaufen und hie und da einige Gruppen von Bürgern unterscheiden, die sich im Gefühle ihrer vorschriftmäßigen Schwarzgelbheit, unter dieser unheimlichen Gesellschaft behaglich fühlen mochten. Wirrer Lärm schallte mir entgegen. Ich trat hinaus und warf einen Blick nach dem Kandelaber, an dem wenig Wochen vorher ein Minister hing. Er war nicht mehr, d. h. der Kandelaber. Ein großer Kreis von den Soldaten des Regimentes Latour umschloß die Stelle, der Sohn Latours hatte eine mittelalterlich fanatische Ansprache gehalten, die wir jedoch den Gefühlen eines Sohnes für jenen unglücklichen Vater zu Gute halten mußten, — der Kandelaber ward umgerissen, und der unschuldige Träger eines Gemordeten ward unter gellendem Gejohle mit Aexten in die kleinsten Splitter zerschmettert. Ich wandte mich von diesen Ausbrüchen einer kindisch thörichten Wuth ab, und ging an dem bürgerlichen Zeughause vorüber, wo eben die bärenmuthige Bürgergarde, die durch ihre seit mehr als 30 Jahren gnädigst privilegirte Existenz und ihre loyale Gesinnung ein Anrecht auf eine zuvorkommende Behandlung zu haben vermeinte, ohne viele Umstände nach Hause geschickt ward. In einem Gäßchen traf ich zwei elegant gekleidete Herren, die lachend fortschlenderten. Als ich an ihnen vorüberging, frug mich der eine ziemlich barsch „wohin?" „Nach Hause," war meine kurze Antwort, und ich wickelte mich bis über die Nase in meinen Mantel, da ich wußte, daß ich leider von sehr Vielen gekannt war. Sie aber ließen mich nicht aus, und erzählten mir auf eine für mich höchst unbehagliche Weise von ihren Racheplänen gegen das verfluchte „Demokraten-Gesindel," von Proskriptionslisten und Galgen, und überraschten mich mit der angenehmen Neuigkeit, daß ich ihnen so bekannt schiene. Ich hatte schon einige Grobheiten auf der Zunge, als ihre Aufmerksamkeit durch einen am Ende des Gäßchens gebildeten Menschenknäuel von mir abgelenkt ward. Ich verschwand eiligst und gelangte mit Riesenschritten an meinen Bestimmungsort. Dieser bestand in einer abgelegenen Wohnung, die meinem Vater und mir in den letzten Tagen als Versteck angeboten worden. Wir hatten Beide, sowohl er, der trotz seinem Greisenalter unermüdlich unter der Fahne, der Fahne der Revolution gedient, als ich nicht daran gedacht, uns früher um einen Zufluchtsort umzusehen. In jener Wohnung traf ich bereits meinen Vater; unser Hausherr, ein griesgrämiger, dicker Alter, holte uns Käse und Bier, und, erschöpft, wie wir waren, vergaßen wir dabei für einen Augenblick das über uns schwebende Damokles-Schwert Der Alte machte ein mürrisches Gesicht, und erst, nachdem ich ihn dazu gebracht, seine Feldzüge in den deutschen Befreiungs- (resp. Unterjochungs-) Kriegen zu erzählen, und ihm mit aller nur erdenklichen Aufmerksamkeit und Bewunderung zugehört, thaute er etwas auf, versank jedoch bald wieder in seine knurrige Barschheit. Wir merkten bald, daß der Alte bis über die Ohren schwarzgelb, und zu seiner Zähmung Geld die einzig wirksame Zauberformel sei. Beide sind und waren wir damit höchst sparsam gesegnet und sehnten uns umsonst nach den uns so freigebig angedichteten ungarischen Schätzen. Der Alte legte sich zu Bette. — Wir aber schmiedeten Pläne zu einer möglichst baldigen Flucht, und setzten den Versuch zu dieser auf den kommenden Morgen fest, weil wir das Unhaltbare unserer Lage deutlich sahen, und

im Voraus wußten, daß uns der alte Brummbär bei der ersten Ankündigung von Hausdurchsuchungen, Standrecht 2c. hinauswerfen, wo nicht gar angeben werde. Mein Vater legte sich matt und halb krank in das noch vorhandene Bett, ich auf den Boden, wickelte mich in meinen Mantel und stellte erspießliche Betrachtungen darüber an, wie man die Revolution hätte führen sollen; worauf ich mit der Ueberzeugung einschlief, daß der legale Weg, wie wir ihn fortwährend im Auge gehalten, jedenfalls der schlechteste sei. —

Am Morgen des 1. machte sich mein Vater verabredeter Maßen auf den Weg. In einer Stunde sollte ich nachfolgen. Nach einer qualvollen halben Stunde, die mir unendlich schien, kam mein Vater zurück. An dem Ausgange der Vorstadt auf das Glacis war er bereits auf das Militär gestoßen, das alles streng abgeschlossen hielt. Er gab dennoch den Versuch nicht auf, verlangte den Hauptmann zu sprechen und ward an den eben heranreitenden General gewiesen, dem er sich als einen Bürger aus der Umgegend vorstellte, der seit geraumer Zeit von seiner Familie getrennt, nun gerne nach Hause möchte. Er hatte kaum geredet, als er an der Seite des Generals einen Mann erkannte, den wir früher und noch im Oktober häufig gesehen und für einen Gesinnungsgenossen gehalten hatten. In diesem peinlichen Momente flüsterte mein Vater jenem entschlossen zu: „Sie sind des Todes, wenn Sie mich verrathen!“ Er schwieg. — Der General, der inzwischen eine Art Legitimation meines Vaters gelesen hatte, wies diesen mit rauhen Worten ab, und er eilte, ohne sich weiter umzusehen, in die Stadt zurück. — Den Tag über stöberte ich in der staubigen Bibliothek unseres Hauswirthes, die aus Gebetbüchern und einigen Kotzebue'schen Romanen bestand. Ich las Letztere eifrig durch, ohne am Schlusse auch nur eine Ahnung von dem Gelesenen zu haben. Der Tag schlich dahin, der Abend kam. — Wir hatten inzwischen erfahren, daß sowohl die Stadtthore als auch die Linienwälle auf das Schärfste besetzt seien, daß man nur mit von der Munizipal- und von der Militärbehörde unter vollständigem Signalement ausgestellten Passirscheinen die Stadt verlassen könne, und es war somit vor der Hand an eine Flucht nicht zu denken. Der alte Brummbär wurde mit jeder Stunde unverdaulicher. — Mein Vater hatte sich mit trüben Ahnungen zu Bette gelegt, ich blieb auf und blätterte in einer alten Legende. Bei jedem Geräusche trat ich an das Fenster und blickte verstohlen durch eine Spalte des Ladens. Es war etwa 9 Uhr Abends, ich glaubte unten Säbelklirren zu hören, da sah ich wieder hinaus, warf einen Blick in die gegenüberliegende Wohnung, und sah zu meinem Schrecken einen Soldaten in voller Uniform zur Thüre hinausgehen, bis wohin ihm die ganze Familie das Geleite gab. Ich vermuthete nichts anderes, als, die angekündigten Haussuchungen fänden nun in unserer Straße statt. Ich weckte schweren Herzens meinen Vater, dessen erschöpfte Glieder die Ruhe so dringend erheischten, und verkündete ihm, daß wir augenblicklich fort müßten. Wir eilten hinab, wo wir die Gasse leer fanden. Es schien uns aber nicht geheuer, und wir machten uns auf den Weg, um einen anderen Versteck aufzusuchen. Das war aber schwierig. Unsere Freunde waren alle in gleicher Gefahr, unsere Verwandten wollten nichts von uns wissen, und hatten uns jede Hilfe, um die wir sie im Laufe des Tages schriftlich angingen, rundweg abgeschlagen. Endlich fielen uns zwei hier anwesende Reisende ein, die wir gut kannten. Bei dem einen, der in einer der Hauptstraßen wohnte, sollte mein Vater bleiben, bei dem andern, der im Hotel Z. wohnte,

ich. Den Ersteren fanden wir nicht zu Hause, wir gingen in sein Zimmer und sandten die Magd in das Hotel Z. mit einem Briefe, worin ich unseren Freund beschwor, mich für ein paar Tage bei sich zu verbergen. Eine mit matten Ausflüchten verblümte abschlägige Antwort nebst einigen schaalen Beileidsfloskeln ließ mich zum ersten Male die Wahrheit fühlen, daß man im Unglücke weniger Freunde zähle, als man es im Glücke gewohnt war. Uebrigens verdanke ich doch, wenn auch nur mittelbar, diesem Manne meine Lebensrettung. Denn in derselben Nacht wurde das Hotel Z. von oben bis unten und so auch jenes Zimmer auf das Strengste durchsucht. — Ich blieb, und mein Vater ging, um noch einen anderen Versuch zu machen. Ich warf mich auf das Kanappe und brütete über meine mißliche Lage nach. Plötzlich weckten mich Klavierklänge, die aus dem anstoßenden Zimmer zu meinem, an Kanonendonner und wildes Feldgeschrei gewöhnten Ohre drangen. Die weichen Akkorde verbreiteten über mein Inneres eine lang entbehrte, wohlthuende Ruhe, und ich vergaß Flucht und Gefahren. Bald darauf kam unser Freund, der mich mit herzlicher Freude bei sich aufnahm. Ich schlief wie ein Gott, obwohl ich fortwährend von Ketten und Galgen träumte. Am frühen Morgen, es dämmerte erst, kam mein Vater, verabredeter Maßen, und brachte mir die Nachricht, daß er gestern auf Geradewohl zu einer Familie gegangen, deren Vater er vor Jahren gekannt hatte. Dort wurde ihm bereitwillig ein Zimmer abgetreten, in dem er nun zu bleiben gedachte. Nachdem mich mein Vater und später auch mein neuer Beschützer verlassen hatten, ging ich mit der Magd ein Gespräch ein, das mir bald die frohe Ueberzeugung gab, daß diese eine purpurrothe Republikanerin sei. Ich zögerte nun nicht, mich ihr als Mitglied der Legion zu entdecken, was sie ohnehin bereits vermuthet haben mußte, begab mich unter ihren geneigten Schutz und bat sie um geeignete Fürsprache bei ihrer Herrschaft. Später trat ich in die Küche, um mich bei meiner Gönnerin bezüglich meiner Verproviantirung zu erkundigen. Da traf ich eine ältliche Dame, die, wie ich gleich darauf sah, die Eigenthümerin der Wohnung war. Ueberrascht erkannte ich in ihre eine ehemalige Freundin meiner Mutter, die ich aber seit Jahren nicht mehr gesehen hatte. Sie kannte mich nicht. Ich erzählte ihr meine traurige Lage und bat sie um Schutz. Meine Sprache klang ihr bekannt, sie frug mich um meinen Namen. Ich nannte ihn. Meine frühere Ueberraschung ging nun auf sie über. Sie wurde freundlich, ja herzlich, konnte aber eine gewisse Befangenheit, die die Nennung meines geächteten Namens, der sich unter den von Windischgrätz geforderten 12 Geiseln befand, in ihr hervorgebracht, nicht ganz verbergen.

In meine intermistische Wohnung zurückgekehrt, fand ich eine Geschichte der englischen Revolution vor; ich las sie durch, und zog die Lehre daraus, daß es uns an einem Cromwell gefehlt habe, und daß man nicht einen spießbürgerlichen Gemeinderath oder eine ausgetrocknete Mumie von Reichstag — wohl aber einen Cromwell oder Mirabeau, Washington oder Lafayette haben und an die Spitze stellen müsse, wenn eine Revolution durchgeführt werden soll. — Aus meinen Betrachtungen weckte mich Trompetenschall und einige Vivat Rufe von der Straße herauf. Ich trat an das Fenster, hob einen Zipfel des Vorhanges auf, und sehe Jellachich, Auersperg und einen zahlreichen Generalstab, gefolgt von einer Schaar der berüchtigten Rothmäntler mit ihren Messern, Pistolen und langen Flinten, die Straße herabreiten. Es war der Triumphzug, den der vor Kurzem vom Kaiser

selbst als Rebell geächtete Kroatenhäuptling in der Hauptstadt hielt. Er sah herauf, es schien mir, als hätte sein Blick mich getroffen, meine Hand zuckte — ach, wo waren meine guten Pistolen!

Ich sah einige Tücher schwenken, und hörte da und dort vereinzelte Vivats — — ich wandte mich ab, wie die Töchter Noahs, die die Schande ihres Vaters nicht sehen wollten. — — Nach einigen Stunden kam die Magd uud sagte mir, sie hätte in dem dritten Stockwerke des Hauses einen vortrefflichen Versteck für mich gefunden, und dieser sei auch dringend nothwendig, da man jeden Augenblick die Haussuchung gewärtigen müsse. Oben angelangt, fand ich niemand anderen vor, als eine Magd. Die Herrin, eine adelige und ultraschwarzgelbe Dame, war im Oktober verreist, und wurde erst in mehren Tagen zurückerwartet.

Als ich mich nun um den Versteck erkundigte, erfuhr ich, daß es damit noch sehr problematisch aussehe. Es war nämlich in einer Kammer ein Wandschrank vorhanden, der mit einer kaum bemerkbaren Tapetenthüre verschlossen war. Zum Ueberflusse stand vor demselben ein großer Kleiderschrank. Das Mißliche jedoch war bei der Sache, daß der Wandschrank, in dem die alte Dame ihr Silberzeug und anderes Geräthe verwahrt hatte, zugeschlossen war, und sie den Schlüssel mitgenommen hatte. Ich wanderte durch die elegant möblirten Zimmer und drang sogar bis in das Boudoir der edlen Dame vor. Aber es war kein Plätzchen zu finden, das mir nur annähernd die Verborgenheit jenes Wandschrankes bot, der mir leider verschlossen war. All mein Sinnen und Trachten war auf jenen Wandschrank gerichtet, und ich beschwor meine neue Protektorin, mir zu erlauben, daß ich ihn aufbreche. Um keinen Preis! Endlich vereinbarten wir uns dahin, sämmtliche im Hause vorhandene Schlüssel zu versuchen. Man brachte mir mehr als ein Dutzend Schlüssel. Ich versuchte den ersten, den zweiten u. s. f., und siehe — der allerletzte, ich wollte ihn schon entmuthigt liegen lassen, schloß auf. Der Wandschrank bestand aus vier übereinander liegenden Fächern, die mit Büchern, Wäsche &c. angefüllt waren. In dem untersten Fache, das nicht mehr als etwa 3 Schuhe im Gevierte maß, befand sich das Silberzeug; dieses wurde herausgeräumt, und ich kroch in den Käfig, wo ich mit gebücktem Kopfe, die Kniee an der Nase — Platz fand. Vor mich ließ ich ein Madonnenbild stellen, das gerade in den Raum paßte, und vor dieses etwas Wäsche legen, so daß man, selbst wenn der Schrank entdeckt und geöffnet ward, das Bild füglich für die Hinterwand des unteren Faches halten konnte. Zu mir nahm ich einen Laib Brod, eine Flasche Wasser und noch ein unaussprechliches Gefäß. Die Tapetenthüre ward zugeschlossen und der Kleiderschrank vorgerückt. Mein Aufenthalt war kein beneidenswerther. Es war pechfinster, und die wenige frische Luft, die der kleine Raum enthielt, bald consumirt. Es begann mir zu schwindeln; jedoch ging das vorüber, und ich war fest entschlossen, hier auszuharren, bis ich von der Möglichkeit zur Flucht Nachricht bekäme. Obgleich mich die Glieder heftig schmerzten, pries ich mich glücklich, und ich suchte mir die Zeit damit zu vertreiben, daß ich aus der Brotrinde Buchstaben und Figuren schnitzelte, und sie dann aß. Trotzdem verstrich sie mir ungeheuer langsam, was ich daran bemaß, daß die Magd alle halbe Stunden an den Kasten klopfte und mich frug, wie es mir ginge. Vier Stunden hatte ich so zugebracht, als ich den Kasten wegrücken und meine Thüre aufschließen hörte.

Ich vermuthete nichts anderes, als die Untersuchungskommission. — Es war jedoch nur die Magd, die mir nach einigen Umschweifen eröffnete, daß sie es nicht weiter wagen könne, mich hier zu behalten, da ihr Bruder, dem sie die Sache anvertraut, gesagt habe, daß überall auf das sorgfältigste untersucht, und sie im Betretungsfalle auf 20 Jahre in das Zuchthaus gesteckt würde. So unangenehm es mich überraschte, daß abermals ein fremder Mensch um meinen Aufenthalt wußte, so wünschte ich doch zu bleiben, und ich stellte ihr vor, wie es kaum möglich, mich hier zu finden, und daß es ja lächerlich sei, anzunehmen, man werde eine alte Dienstmagd auf 20 Jahre in Ketten werfen; ich bat sie, zu bedenken, daß mein Kopf auf dem Spiele stehe. — Alles vergebens, ich mußte fort. Ich kroch endlich hervor, und stieg hinab in das Zimmer meines Freundes, wo ich von meiner ehemaligen Hauswirthin mit verlegenen Mienen empfangen ward. Ich fühlte, daß mein Unglück bereits lästig zu werden begann. — Es war Abend geworden. Ich warf meinen Mantel über, drückte den Cylinder tief in das Gesicht und ging mit langen Schritten durch die mir wohlbekannten Gäßchen der jetzigen Wohnung meines Vaters zu. Einige Male, wenn ich Niemanden in der Nähe bemerkte, blieb ich stehen, sog die frische Nachtluft mit offenem Munde ein, und sah sehnsüchtig zu den am reinen Himmel glänzenden Sternen hinauf. Meinen Vater traf ich zu Hause, der mir die Nachricht brachte, daß meine Wohnung in der verflossenen Nacht von einem Dutzend Kroaten von 11 bis 2 Uhr Nachts durchsucht, meine Papiere und mein übriges Eigenthum aus den Kästen gerissen, mehre werthvolle Gegenstände geraubt, und meine arme Frau auf das roheste behandelt worden, ja daß man sie, da sie sich standhaft weigerte, meinen Aufenthalt anzugeben, als Geißel fortschleppen wollte. Ich wollte augenblicklich nach Hause, meine Frau nach Kräften zu trösten, und wollte die Nacht über zu Hause bleiben, da ich glaubte, man werde diese Nacht nicht wieder kommen. Mein Vater hielt mich jedoch ab, und so ward mein Leben zum zweiten Male gerettet, denn die wilde Bande kam auch d i e s e Nacht in meine Wohnung, fahndete mit demselben Eifer auf mich, und ließ keine Mauerspalte undurchstöbert. — Ich kehrte zu meinem Freunde zurück, und brachte die Nacht dort zu. — Mein Vater, der tiefbekümmert all seine Sorgfalt und Aufmerksamkeit nur auf mich verwandte, hatte mir einen falschen Knebelbart mitgegeben, den ich jedoch, da ich seit langer Zeit einen solchen in Wirklichkeit getragen, und ihn erst den Bedrängnissen der letzten Tage geopfert, mit vieler Sorgfalt in einen mächtigen Schurrbart umwandelte, den ich mir mit Gummi festklebte. Mit einer aus verschiedenen Ingredienzien zusammengebrauten Sauce bräunte ich mein Gesicht und färbte Haupthaar und Augenbrauen, dem Schnurrbarte entsprechend, mit Cosmetique. In dem Passe eines Freundes, den ich mir verschafft hatte, befand sich im Signalement als ein besonderes Kennzeichen eine neben dem Munde befindliche Narbe. Ich riß mir mit dem Federmesser eine leichte Wunde in die Wange, die schnell verharschte. Obwohl noch immer sehr kenntlich, dachte ich nun ernstlich an die Flucht, und, obschon Stadtthore und Linien fortwährend abgeschlossen waren, schien mir ein Hoffnungsstrahl zu leuchten. Mein Freund hatte nämlich seine Papiere zur Abreise nach zahllosen Bemühungen erhalten, und er war entschlossen, morgen Wien zu verlassen. Darauf baute ich meinen Plan. Es mußte ein mir ähnlicher Fiaker gefunden werden, dieser mußte sich die nöthigen Passirscheine holen, um meinen Freund hinauszufahren. Er sollte bestochen

werden, in der Dämmerung hierher zu kommen, hier die Kleider mit mir zu wechseln und mich so an seiner Stelle entweichen zu lassen. — Jene Vorbereitungen und diese Pläne füllten den Tag aus. Abends erschien meine Hauswirthin, und erklärte mir mit verlegenem Gesichte und obligatem Schmerze und tiefem Bedauern, daß sie die Nacht schlaflos zubringen würde, wenn ich hier bliebe, und daß sie mich dringend bitten müßte, wenigstens bei Nacht diese Wohnung zu meiden. Ich stotterte in der Verzweiflung ein paar halbwegs artige Redensarten, und — was blieb mir übrig — ging — ohne zu wissen, wohin. — Ich grollte der ganzen Menschheit, und es wäre mir an meinem Leben nicht mehr viel gelegen gewesen, wenn ich nicht an meinen alten Vater und meine unglückliche Frau gedacht hätte. Ich strich geraume Zeit über Straßen und Plätze, und spatzierte trällernd an Militärposten, Piquets und Bivouacks vorüber, als ob ich der schwarzgelbste Cavalier Wiens wäre. Da fällt mir die Wohnung eines alten Bekannten ein, die Hoffnung lacht mir wieder — ich eile hin, und — finde Alles verschlossen; den Hausmeister frage ich: „wo ist Herr N.?" „Er ist verreist." — —

Ich schlendere gedankenlos auf den Stephansplatz, betrachte mir hier die lärmenden Soldatengruppen und blicke wehmüthig den grauen Stephansthurm hinauf, der ins Türkenlager geschaut, der die Pest überlebt, der die Franzosen einrücken gesehen — und dennoch so finster auf die schauerlichen Gräuel herunter sah, die in unsern Tagen der Alba Oesterreichs zu seinen Füßen übt. Die schwarzgelbe Fahne flatterte oben. — Ich wende mich schmerzlich bewegt um, und — schaue in ein mir wohlbekanntes Freundes-Antlitz. Nachdem er mich erkannt, und ich ihn um Unterkunft angegangen, bot er mir freudig sein altes Zimmer an, das er, in eine neue Wohnung gezogen, heute noch besitze. Dieses Zimmer lag in dem ersten Stockwerke eines Hauses, das sich hart an der Universität befindet. Unmittelbar neben dem Thore stand ein Posten, die Universität war mit einer großen Masse Militärs besetzt. Wir schritten unbefangen vorüber, und ich nahm Besitz von dem Zimmer. Die Fensterläden ließ ich offen, stellte vorschriftmäßig ein Licht an das Fenster, und fühlte mich in der nächsten Nähe meiner Verfolger am aller sichersten. Trotzdem verhinderte mich der Schritt der Patrouillen und das fortwährende Säbelgeklirre der ab- und zugehenden Offiziere lange am Schlafen, und jedesmal fuhr ich auf, und vermeinte das unheimliche Geräusch auf meiner Stiege zu vernehmen. — Vor Tagesanbruch mußte ich fort, da das Zimmer heute von dem Nachfolger meines Freundes bezogen ward, und ich begab mich wieder in meine alte Wohnung. —

Im Laufe des Vormittags stattete ich meiner Wirthin einen Besuch ab, wobei ich sie verlegener als je fand. Sie zeigte mir die Proklamation Windischgrätz's, welche über das Verbergen von Waffen und Personen handelte, und sagte mir rund heraus, daß sie es nicht wage, mich ferner zu beherbergen. Zu ihrer Ehre muß ich gestehen, daß sie wirklich in fortwährender Todesangst schwebte, und bei jedem Knarren der Thüre einen Rothmantel witterte. Ich versprach ihr, heute Nachmittag ihre Wohnung für immer zu verlassen, womit ich sie einigermaßen beruhigte. Mein Vater, ohne Bart ziemlich unkenntlich, war fortgegangen, um einen Fiaker zum erwähnten Zwecke aufzufinden. Er kam nach einem verunglückten Versuche zurück. Inzwischen erschien der Neffe meiner Hauswirthin, ein junger Mann von radikaler Gesinnung, der heute zum ersten Male seit der

Beschießung die Stadt betrat, bei mir, begann von der Gefahr und Angst zu sprechen, die ich über seine Tante brächte, und, obwohl es ihm von ihr und mir aus recht wohl bekannt war, daß ich durchaus nicht wußte, wo ich mich hinwenden sollte, forderte er mich auf, doch ja bald möglichst dies Haus zu verlassen, und wollte sogar, daß es gleich geschehe. Erst als ich ihm vorstellte, daß jetzt am hellen Tage fortgehen nichts anderes hieße, als mich geradezu den Händen meiner Henker überliefern, und binnen 24 Stunden einen alten Vater und ein armes Weib um einen Sohn und Gatten ärmer machen, — modificirte er sein Verlangen dahin, daß ich bei einbrechender Dämmerung auf jeden Fall fort ginge, und forderte hierauf sogar mein Ehrenwort. Ich verschloß die Gefühle der Entrüstung und Verachtung, die mich diesem Manne gegenüber beschlichen, der sich einen Demokraten nannte und nennt, in meine Brust, antwortete mit einer kalten Danksagung für die seitherige Aufnahme, und — gab mein Wort. Als sich nach einigen alltäglichen Redensarten von Bedauern, Entschuldigung &c. die Thüre hinter ihm geschlossen hatte, erwachte in mir erst recht lebhaft das Bewußtsein meiner verzweiflungsvollen Lage; ich war es müde, den Menschen zur Last zu fallen, und nach einem schweren Seufzer, der meinen beiden Lieben galt, gelangte ich zu dem Entschlusse, mich morgen selbst der Militärmacht zu übergeben. Dieser Entschluß gab mir eine gewisse Ruhe, insofern ich nämlich der Sorge nach einem Verstecke und der Furcht vor Entdeckung enthoben war. So saß ich auf'm Kanapee und starrte das Stück blauen Himmel an, das die sorgfältig zugezogenen Vorhänge sichtbar ließen, in ungeduldiger Erwartung, ob denn die Sonne noch nicht hinuntersänke, damit ich aus diesem Hause ginge, dessen Boden mir unter den Füßen zu brennen schien.

Da flog die Thüre auf, mein guter Vater trat athemlos herein, und forderte mich auf, ihm unmittelbar zu folgen, es sei Alles zur Flucht bereit; die Stadtthore seien eben geöffnet worden; ein Fiaker erwarte mich vor dem Thore, dieser werde mich in die Vorstadt fahren, und mir dort den Weg weiter zeigen.

Die Liebe zum Leben erwachte wieder mächtig, ich sprang klopfenden Herzens auf, umarmte meinen alten Vater, schlug meinen Mantel über, warf noch einen Blick in den Spiegel nach meinem Schnurrbarte und folgte den raschen Schritten des Voraneilenden. Am Stadtthore erblickte ich Soldaten und Munizipalwache, ich wußte recht gut, daß es da an sogenannten „Spitzeln" nicht fehle, und kannte nur zu wohl den Scharfblick dieser verworfenen Individuen. Ich zögerte einen Augenblick — mein Vater war bereits ziemlich weit voraus — eine größere Menschenmasse drängte sich gegen das Thor, ich stürzte mich hinein und — hatte in wenig Sekunden das Thor hinter mir. Draußen, einige Schritte abseits, stand der Fiaker mit der mir bezeichneten Nummer. Ich drückte zitternd vor Schmerz und Freude die väterliche Hand, und beschwor meinen Vater, mit mir zu fliehen. Er wies meine Bitten entschieden zurück, versprach mir aber, morgen in dem Oertchen *** mit mir zusammenzutreffen — es war keine Zeit zu verlieren, ich sprang in den offen gehaltenen Wagen, und fort rollte ich der Linie zu. In einem der Linie nahe liegenden Gäßchen bog der Kutscher ein, hieß mich aussteigen und hier auf ihn warten. Nach wenigen Minuten kehrte er zurück, und hieß mich ihm auf dem Fuße folgen. An der Linie angelangt, kroch er gebückt auf den Erdwall, der hier einen einspringenden Winkel bildet, an dessen äußeren Enden zwei Militärposten auf und nieder gingen. In dem

Momente als sie uns wieder den Rücken wandten, erhob sich mein Führer und sprang in den Graben hinab; ich, einst fleißiger Turner, sprang nach, ohne vorher über die nicht unbeträchtliche Tiefe Bedenken zu hegen. Rasch eilten wir auf der andern Seite des Grabens hinauf, und, ohne ein Wort zu wechseln, folgte ich, gedeckt von dem Gebüsche, meinem Führer bis auf die Landstraße. Jetzt erst sah ich mich um, die Posten schritten nach wie vor auf und nieder, und ahnten nichts von dem Opfer, das ihnen entgangen. — —

Dieser 4. November wird mir nie aus dem Gedächtnisse schwinden. —

Meinem unbekannten Freunde und Retter drückte ich die schwielige Hand, und legte die wenigen Banknoten dazu, die ich von meiner schmalen Baarschaft für den Augenblick entbehren konnte.

In einer an der Straße gelegenen Kneipe tranken wir noch ein Glas Bier zusammen, und ich schied mit dem Versprechen, meine Dankbarkeit zu beweisen, wenn mich einst das Glück in günstige Verhältnisse versetzt, ein Versprechen, das ich redlich halten werde. —

G.

Briefe.

I.

Wien, am 6. Januar 1849.

Das Ministerium hat gegen die Ansicht des Constitutionsausschusses protestirt und will nicht dulden, daß in den österreichischen Grundrechten die Souverainität des Volkes anerkannt werde.

„Das Volk ist nicht souverain im constitutionellen Staate“ schrie neulich am Ende eines langen Artikels der Lloyd so laut, als zweifle er selbst, daß Jemand seine Argumente für richtig halte.

Das Volk ist aber souverain, und es giebt keine Gewalt, die wo anders ihren Ursprung hat als im Volke. Der Stammbaum des ältesten Fürstenhauses reicht nicht weiter als zu irgend einem Raubritter, und wenn es auch wahr ist, was zur Zeit Maximilians I. behauptet, von einzelnen schlechten Christen aber bestritten wurde, daß die Herrn von Habsburg directe aus Noah's Kasten abstammten, so wäre dies eben auch nur der Ursprung, den sie mit allem übrigen Volke, mit dem auserwählten und anderem theilten.

Die Griechen und selbst die Römer in den ersten Zeiten waren so klug, die Fürstenfamilien von göttlichem Vollblut, oder von göttlicher Unzucht mit Sterblichen abzuleiten, das Christenthum machte einen Strich durch diese Idee, und selbst ein späterer Versuch, den Papst als den Kanal der göttlichen Gnade und des göttlichen Willens aufzustellen, ist offenbar nicht mehr zu wiederholen, nachdem so manche Fürsten auch ohne den Papst ihr

Glück gemacht, die göttliche Gnade und der göttliche Wille also mindestens nicht ein ausschließliches Monopol der Regie zu Rom ist. Fehlt aber der vernünftige sowohl als der vielbeliebte historische Boden, nachzuweisen, daß die Fürsten von anderer Abkunft als der menschlichen seien, und haben Kirche und Dynastieen sich glücklicherweise selbst bereits um alle den Credit gebracht, der auf Täuschungen beruhte, so müssen wir wirklich erst von den Ministern das Argument erwarten, durch welches sie der Gewalt einen andern Ursprung geben wollen als das Volk. —

Wir glauben über das Zeitalter der Fabeln hinaus zu sein, wir wissen, daß jeder vernünftige Fürst keinen andern Stolz hat, als den, durch die Kraft und den Willen, durch den Arm und die Herzen eines großen Volkes zu regieren, wir würden es nur bedauern können, wenn die Minister ihren Einfluß mißbrauchten, um die Ansichten unsers jungen Monarchen auf Irrwege zu leiten.

Wenn man als Volk nichts Anderes ins Auge faßt, als jene braunen, halbgekleideten, halbverhungerten, zu Raub und Mord bereiten Gestalten, welche mit der Anarchie ziehen, und uns fragt, ob wir solch ein Volk souverain machen möchten, so weisen wir auf die Fürsten von Nero bis Don Miguel, und fragen, in welcher Klasse der Menschen scheußlichere Verzerrungen der göttlichen Natur vorgekommen sind? Wir fragen: wollt ihr den Dynastieen wieder das Vorrecht der Willkür zuerkennen? — Das Vorrecht der Willkür ist aber da, wo die Gewalt eine andere Basis hat als den Willen des Volkes, d. h. den Willen der Majorität des Volkes. Das Vorrecht der Willkür, wie immer man es heißen, wie immer man es verbergen mag, in Wahlumtrieben, in Unverantwortlichkeiten, in Veto's, in Kammerauflösungen &c. das Vorrecht der Willkür, es wird nicht durch einen Constitutionalismus beseitigt, der in Abrede stellt, daß das Volk souverain sei. —

Wir gestehen übrigens gern, daß auch wir gegen die Worte Bedenken tragen, „das Volk ist souverain" — „alle Gewalt geht vom Volke aus" — unserer Ansicht nach müßte es im Grundgesetze heißen: „die Majorität des Volkes ist souverain" — „alle Gewalt geht von der Majorität aus!" —

Wir finden, daß im Sinne der Versöhnung der Parteien kaum ein anderer Ausdruck gewählt werden kann, das Prinzip der Volkssouverainität ist darin anerkannt, in der Anerkennung selbst liegt aber die Begränzung, und die Majorität — ohne sie wird die Dynastie doch nicht regieren wollen?

II.

Wien, den 7. Januar 1849.

Wien bereitet sich zum Fasching vor; tanzen doch die Wilden um ihre offenen Gräber herum, warum sollen die Wiener nicht auf dem Grabe ihrer Freiheit tanzen? Aber selbst für die Freude wurde eine Censur eingeführt und es wurde strengstens vorgeschrieben, in welchen Lokalitäten und bis zu welcher Stunde man lustig sein dürfe, darüber hinaus fängt der Hochverrath an. Wie die Wiener jetzt nur noch an Lustbarkeiten denken können, fragen Sie? Warum nicht; griechische Schriftsteller erzählen von einem Tyrannen, der

es so arg trieb, daß am Ende das ganze Volk zu lachen anfing. So ist der Tanz der Wiener auch nur eine Revolution, die revolutionären Gedanken sind ihnen in die Beine gefahren und wenn Windischgrätz nur wüßte, was sich ein Wiener jetzt beim Tanze denke, er würde die Musikanten standrechtlich behandeln lassen. Nach welchem Grundsatz die Militärcensur den Tanzboden ausgewählt und warum in einigen Gasthäusern Bälle gehalten werden dürfen, in den anderen nicht einmal „Soireen" ist nicht recht zu begreifen. So wurde z. B. Herrn Daum, dem Eigenthümer des Elysiums, der wegen seiner servilen Gesinnung unter den Bürgern verhaßt ist, trotz allen möglichen Versuchen nicht gestattet, in seinen großartigen, unterirdischen Räumen Belustigungen zu veranstalten. Der zweite große Saal, Odeon, ist im Oktober bis auf den Grund abgebrannt und zerstört worden, ein dritter berühmter Tanzsaal auf der Landstraße, zur goldnen Birn, ist ebenfalls gesperrt. Solche Lappalien muß ich Ihnen schreiben, wenn ich Ihnen das einzige jetzige Tagesgespräch in Wien wiedergeben soll. Alles Reden hat aufgehört, ja die Leute fürchten sich sogar vor Blicken, und so leben in Wien lauter Stumme und lauter Horcher und der letzteren noch dazu sehr viele freiwillige, die nicht von der Polizei bezahlt werden. Wien verblutet sich schrecklich!

Täglich erfahren wir hier nur die traurigsten Eindrücke, beinahe hätte ich geglaubt, das Lächeln verlernt zu haben, wenn ich nicht gestern Abend im Gasthaus Mühe gehabt hätte, das Lachen zu unterdrücken.

Ich bemerkte nämlich einige Soldaten, die von mehreren Anwesenden über den Krieg in Ungarn befragt wurden. Die Soldaten waren eben an diesem Tage aus Preßburg gekommen, woher sie Marodeurs und Kriegsgefangene eskortirt hatten. Die armen Leute sahen ganz herabgekommen aus, klagten über ihre vor Kälte ganz geschwollenen Ohren und sagten, die ganze Armee habe durch den Frost entsetzlich gelitten. Die lustige Anekdote, von der ich aber sprach, ist folgende: Der Soldat erzählte den Einzug des Fürsten Windischgrätz in Preßburg, der an der Spitze der Generalität und mit einem großen Gefolge in die Stadt ritt. Auf dem Platze standen, wie der Soldat erzählte, in einer langen Reihe gegen zweihundert kleine weißgekleidete Mädchen mit Rosen und Blumen und hinter den Kindern standen deren Schwestern und Mütter mit emporgehobenen, gefaltenen Händen, und wie der Fürst vorbei ritt sangen alle Mädchen ein Lied, das dem Soldaten sehr gefallen hatte. Stellen Sie sich mein Erstaunen vor, als nun der Soldat und seine Kameraden die Arie dieses Liedes zu singen anfingen und ich Arndt's deutsches Vaterlandslied erkannte. Also hatten die Ungarn, in der Meinung, daß ein ungarisches Lied dem Fürsten mißfallen würde, das in Wien so streng verpönte deutsche Vaterlandslied, unsere Revolutionshymne, ihm vorgesungen und ihn damit durch die ganze Stadt gleichsam verfolgt. Dabei versicherten die Soldaten, daß Windischgrätz durch diesen Empfang nicht aufgeheitert wurde, sondern sehr trotzig vor sich hin geblickt habe.

Einige Nächte hindurch wurde hier die seltsamste Patrouille gesehen. Vierzig Soldaten begleiteten eine Kanone, und führten sie durch alle Vorstädte als Schreckbild herum. Da dieses sehr lächerlich ist, so wurde es wieder eingestellt, und Einige, die in Wirthshäusern erzählten, sie gesehen zu haben, wurden arretirt und es wurde ihnen bewiesen, daß sie sie nicht gesehen. — Die ganze Landstraße ist in Aufregung wegen eines gewissen

Schöninger, Hauptmann beim ersten Bürgerregiment, der zu dreijährigem Festungsarrest verurtheilt wurde, weil er im Oktober eine Pistole mit sich herumgetragen und sie einigen Leuten, die sich am Kampfe nicht betheiligen wollten, in drohender Haltung zeigte. Alle Welt weiß, daß dieser Schöninger nichts weniger als radikal gesinnt ist, und vielleicht muß nun wegen bloßer Denunziationen und Feindschaften ein verheiratheter Mann und Vater von acht Kindern auf die Festung!

Mehr wüßte ich Ihnen beim besten Willen von Wiener Neuigkeiten nicht zu berichten. Alles was Wien und Oesterreich betrifft, wird jetzt außerhalb unserer Mauern entschieden. Das Ministerium hat nun die Slaven, welche sich schon bereit hielten, die Früchte der Oktoberrevolution zu genießen, ebenfalls von sich gestoßen, indem es dem Hauptpunkt des slavischen Programms zuwider, in der Note an Gagern erklärte: Oesterreich gehöre zu Deutschland und werde seinen Platz im deutschen Staatenbunde zu behaupten wissen. Die czechischen Deputirten sehen nun, daß sie vergeblich um den Preis eines von Deutschland isolirten Oesterreichs das Ministerium gestützt, und so viel man hört, wird dadurch beinahe die ganze Rechte zur Linken übergehen. Dies dürfte die Auflösung des Reichstags zur Folge haben, aber der Reichstag darf jetzt auch keinen anderen Willen haben, als aufgelöst zu werden, sein gedrücktes, ohnmächtiges Fortleben, seine furchtsame Existenz könnte ihn sonst bald verächtlich machen. Das Ministerium will ihm auch, wie es scheint, eine Gelegenheit geben, einigermaßen mit Ehren zu fallen. Stadion hat nämlich den §. 1 der nun zur Berathung kommenden Grundrechte, welcher lautet: Alle Staatsgewalt geht vom Volke aus, angefochten. Die Versammlung, die eben nur eine Tochter der Revolution ist, hörte ihre Mutter mit starrem Stillschweigen verleugnen, sie, deren ganze constituirende Thätigkeit gar keinen Sinn hätte, wenn sie nicht eine Consequenz der Volkssouverainetät wäre, sah diese Volkssouverainetät mit kalten, glatten Worten im Vorhinein aus dem Verfassungswerk drängen, und es gab keinen einzigen Mann in der Versammlung, welcher den Muth hatte, gegen diese Verhöhnung des März und Mai zu protestiren. Wahrlich dieser Reichstag ist welk geworden, er hat keine andere Aufgabe mehr, als zu fallen. Er muß freiwillig fallen, wenn er nicht die Energie besitzt eine freie Verfassung zu erobern. Nicht durch Vertreter des Volks, sondern durch dieselbe blutbefleckte Regierung, welche die edelsten Männer erschießen ließ, soll uns diese Scheinconstitution, hinter welcher der Absolutismus bequemer seine Taschenspielerkünste vollführen kann, aufgedrängt werden. Denn wahrlich eine Constitution, die auf dem jetzigen Staatsboden Oesterreichs aufgeführt wird, kann nichts Anderes werden als eine spanische Wand, hinter welcher die Regierung ihre Gaukeleien treibt. Wir Oesterreicher sind durch die unglücklichen nationalen Wirrnisse in einen Abgrund gerathen. Deutschland mindestens möge sich hüten nicht mitgerissen zu werden. Ein Stückchen Papier — die letzte Note Schwarzenberg's an Gagern — hat das österreichische Ministerium mit Vogelleim bestrichen und will damit das große herrliche Volk der Deutschen fangen! So lächerlich die Tendenz dieser Note ist, auch Deutschland um seine Revolution zu bringen und die Constituirung Deutschlands von der Verständigung mit den Fürsten, d. h. von den Fürsten selbst abhängig machen zu wollen, so könnte es doch vielleicht Einige geben, welche durch die beigefügte Erklärung: Oesterreich wolle bei Deutschland bleiben, geblendet werden könnten. Diesen diene zur

Erklärung dieser Note: daß nach dem Plane unseres Ministeriums nicht Oesterreich, sondern die österreichische Regierung bei Deutschland bleiben soll. Das frühere Programm unserer Minister wurde dadurch nicht widerrufen, Oesterreich soll ganz unabhängig von Deutschland bleiben, allein das Bleigewicht der österreichischen Kabinetspolitik soll wie von jeher den Aufschwung Deutschlands niederhalten, der sonst leicht der österreichischen Reaktion gefährlich werden könnte. Ferner sollen Oesterreichs Händel, seine dynastischen Interessen, Deutschland zur Last fallen. Oesterreich will auch von Deutschland weiter nichts als die deutschen Reichstruppen, und will dafür nichts bieten als ein Deficit, von dem über 43 Millionen officiell eingestanden sind. Wahrlich, die Vortheile, die Oesterreichs Regierung Deutschland durch diese perfide Note bietet, sind zu groß, Deutschland wird sich gewiß beeilen, davon Gebrauch zu machen. Durch diese Note darf das Ministerium Gagern nicht stürzen, denn dieses Bleiben Oesterreichs ist noch weit schlimmer als die gesandtschaftliche Trennung, welche Gagern im Gefühle seiner Ohnmacht und in der Anhänglichkeit an die Hohenzollern, aussprach. Die Spitze, auf welche Deutschlands Zustände gebracht sind, ist noch mehr Schwindel erregend geworden, es hüte sich vor dem Falle! ***

III.

Olmütz, den 6. Januar 1849.

Es giebt keinen Absolutismus mehr; es ist aber nicht die unterthänige Volksversammlung zu Kremsier, es ist nicht das Ministerium, nicht die Bureaukratie, nicht die Aristokratie, nicht die haute banque, von denen der allerhöchste Wille abhängt, sondern es ist die Uniform, oder besser gesagt: es ist das goldene Portepée, das dem Hofe imponirt. Was gilt ein Minister im Vergleich zu einem Lieutenant! Gewiß tanzt die neue Kaiserinmutter mit irgend einer Militärcharge den ersten Centre danse im Fasching. Was gilt die Bureaukratie, die ehemals allmächtige? Hat sie retten können, als die Tradition Gefahr lief, um ihre Heiligkeit, um ihre Geltung gebracht zu werden? sie konnte es nicht! Der Degen ist Alles. Die Bureaukratie versteht nur noch Hascherdienste; sie schmeichelt sich freilich, daß ihre Zeit wieder kommen werde, wenn die rohe Gewalt nur erst ihre Schuldigkeit gethan hat, und man für diese selbst Damm und Schranken braucht. Die Bureaukratie schmeichelt sich, daß doch wieder ein Staatsrath, ein Hofkriegsrath oder Kriegscommissäre u. s. w. nothwendig werden, und daß die Kanzlei wieder zu Ehren kommt, wenn man die Allmacht des Degens wird unterwerfen müssen. Die Bureaukratie weiß es recht gut, daß man Alles für die höchsten Zwecke benützt, daß man aber die Maschinen zurückschiebt, so wie sie ihre Dienste geleistet haben, so wie man sie nicht mehr arbeiten zu lassen braucht. Diesen Voraussetzungen kann man auch nicht entgegentreten; denn es ist gewiß, daß das Königthum wie der Gott des alten Testamentes keine andere Macht neben sich duldet. Allein wann wird die Zeit kommen, da man der Militärmacht wird entrathen können? Das ist die Frage. Italien, Ungarn, Galizien lassen sich nicht anders als durch eiserne Wände halten; die Armee wird also unentbehrlich sein, so lange ein Kaiserthum

Oesterreich besteht. Wie unverzeihlich verrechnet sich das besitzende merkantilische Bürgerthum, wenn es seine Privatvortheile, die doch ewig seinen Handlungen zur Richtschnur dienen, durch den Fortbestand des alten Oesterreichs gewahrt glaubt.

Solche Armeen, wie diese drei Provinzen sie nothwendig machen, zu erhalten, nimmt den Staatsschatz wohl mehr in Anspruch, als ihm dieser Verband bietet. Auch nicht vom niedersten Standpunkt aus betrachtet ergeben diese Eroberungen und Unterdrückungen einen Vortheil für den Staat.

Man rechne noch dazu die fortdauernden Erhebungen, Revolutionen, Kriege, die nie aufhören können bei Völkern, die gegen ihren Willen mit Verletzung ihres Rechtes in eine unnatürliche Vereinigung gezwungen werden.

Diejenigen, welche auf das alte Oesterreich rechnen, und sich den Beweis für ihren Kalkul aus der Vergangenheit holen, die begehen den Fehler, daß sie einen wichtigen neuen Faktor: Das erwachte Bewußtsein der Völker, die neue Ueberzeugung, die sich geltend macht, außer Acht lassen.

Für den österreichischen Staat giebt es keinen Frieden und keine Freiheit. Ihr wißt es, meine Freunde, daß ich keiner Partei angehöre. Ihr habt mich stets den „Passiven" gescholten, und in Wahrheit, mir fehlen Thatkraft und Leidenschaft, um mich an den Bewegungen der Zeit zu betheiligen. Ich bin ein ruhiger Zuschauer bei dem geschichtlichen Drama, das sich so großartig tragisch abspielt. Ich kann nur klatschen oder zischen, mitspielen kann ich nicht. Vielleicht ist auch mit meinem unbefangenen Urtheil gedient. Ich würde selbst dieses nicht der Oeffentlichkeit hinzugeben wagen, wenn ich nicht wüßte, daß in mir, dem besonnenen kaiserlichen Beamten, Niemand den Correspondenten für die Wiener Boten suchen werde. — —

Soviel ich mit Gewißheit behaupten kann, herrscht Angst am Hofe, und der Siegerstolz ist nichts als äußerer Firniß. Der Weg, den man eingeschlagen, bietet keine Beruhigung. Ich gestehe, daß wenn ich den jungen Kaiser dahin fahren oder schreiten sehe in der kleinen Stadt, von der aus alle Völker dieser unglücklichen Monarchie beherrscht werden, kann ich mich eines Bangens nicht erwehren; denn ich weiß, daß dieser junge Mann — der Ausdruck würde mir auf der Conduitenliste hart angerechnet — daß dieser junge Mann Kämpfe zu bestehen haben werde, denen er nimmermehr gewachsen ist. Mit Gewalt wird keine Finanznoth geschwichtigt.

Der Nationalitäten-Fanatismus kann den Dingen morgen eine ungünstige Wendung geben. Hunger und Armuth fürchten sich nicht vor Batterien.

Jetzt ist wieder die Favoritenwirthschaft im Gange. Gnaden werden ausgetheilt in Massen und die Protection im Palaste ist wieder die alma mater des Glückes und der Wohlfahrt, wie unter Metternich. Ich will Ihnen den Lebensgang eines Mannes skizziren, der jetzt seine Carrière so glorreich fortsetzt, wie er sie begonnen.

Der, bei dem denkwürdigen Thronentsagungsacte Kaiser Ferdinands als Protocollführer fungirende Hr. Alexander Hübner, k. Legationrath und bisheriger General-Consul in Leipzig, führt weder diesen Geburts- noch Familiennamen, die er beide usurpirt hat, und erhielt in der Taufe den Namen Joseph Schabenheferl. Als Schwiegersohn des k. Regierungsraths von Pilat, dem Gründer und Protecteur des einstens so berüchtigten

österreichischen Beobachters, kam Herr Joseph Schabenheferl, ohne auch nur die, in der vormärzlichen Zeit strenge und unerläßlich zum Eintritte in den Staatsdienste geforderten juridischen Studien zu besitzen, einzig und allein durch die allgewaltige Protection der Fürstin Metternich, deren entschiedener Liebling er in Kürze wurde, in die Staatscanzlei. Bald darauf wurde er als Attaché der k. k. Botschaft in London zugetheilt, kehrte aber schon nach einigen Monaten unter die schützenden Flügel seiner hohen Gönnerin in die Staatskanzlei zurück. Von diesem Augenblicke an blieb er stets in der Nähe des Staatskanzlers, und wurde dessen unzertrennlicher Begleiter auf allen Reisen, namentlich zu den beiden Krönungen Kaiser Ferdinands in Prag und Mailand, und auf den so berüchtigt gewordenen Ausflügen nach dem Johannisberge. Von dort wurde er, während dem letzten Aufenthalte des Fürsten daselbst, als Legationssecretär nach Lissabon geschickt; allein auch von dort kehrte er bereits nach sechs Monaten, mit einem portugiesischen Orden geschmückt, in die geliebte Staatskanzlei zurück, und wurde nun, in Rücksicht seiner zwar bis jetzt unbekannt gebliebenen Verdienste zum Legationsrath befördert, und zum General-Consul in Leipzig, und k. k. Geschäftsträger bei den Fürsten Schwarzburg-Sondershausen und Rudolstadt mit einem Gehalte von 6000 Fl. CM. ernannt. Diese Stelle wurde aber gleichsam nur als eine Sinecure ihres Trägers betrachtet, und Herr Joseph Schabenheferl zu anderwärtigen vertrauten Sendungen der Metternich'schen Diplomatie verwendet. So wurde er im Sommer 1847, und zwar diesmal sogar unter einem dritten, uns aber unbekannt gebliebenen Namen, nach Paris geschickt, wo er diplomatische Polizei, oder richtiger gesagt, polizeiliche Diplomatie trieb. Im Spätjahre darauf kam er zu G. Fiquelmont nach Mailand, wo er ähnliche, eben nicht sehr ehrenhafte Geschäfte trieb, und bei dem Ausbruche der Revolution von den dortigen Behörden, bis nach den Siegen Radetzky's gefangen gehalten wurde. Herr Joseph Schabenheferl besitzt gar keine Studien, wenige Kenntnisse, aber viel persönliche Gewandtheit, und eine, beinahe bis zur Niedrigkeit reichende Geschmeidigkeit, die ihm auch ohne Zweifel die Thüren des Heiligthumes des neuen Minister-Präsidenten-Cabinettes geöffnet hat. Herr Joseph Schabenheferl, kann gleich einem Jarke, Hurter, Hügel, Humlauer und Consorten, als der Ausdruck und verkörperte Prototyp der jesuitisch-metternich'schen Politik betrachtet werden, deren gehorsamster und eifrigster Diener er stets war. S.

IV.

Paris, den 5. Januar 1849.

Die entgegengesetztesten Parteien haben sich in der Wahl des Präsidenten der französischen Republik vereinigt, und es ist bereits offenbar, daß sich alle in ihm getäuscht haben. Louis Napoleon scheint, so viel ihm auch fehlen mag, Verstand genug zu haben, um einzusehen, daß er sich gerade derjenigen Partei in die Arme werfen müsse, die ihn zurückgewiesen, daß er diejenige Partei versöhnen müsse, die gegen ihn am meisten Opposition gemacht; d. i. die republikanisch-gemäßigte Bourgeosie, die von der Kammer repräsentirt wird. Und während die Parteiblätter des Präsidenten alle ihre Taktik aufbieten,

um die Kammern im Volke zu entwurzeln und die Auflösung derselben zu bewirken, sucht sie Napoleon zu gewinnen, sich durch sie zu befestigen und tritt, um nicht lange nachdenken zu müssen, in die deutlich genug markirten Fußtapfen seines provisorischen Vorgängers des Bürgergenerals Cavaignac.

Der Ton der ersten Worte beim Antritt seiner Regierung fiel wie Musik auf die überraschten aufathmenden Herzen der soliden Volksvertreter, und mit Frohlocken öffnen sie dem reuigen Kinde die väterlichen Arme. Sie freuen sich über die Täuschung der Parteien und ihre eigene. Sie sehen sich mit Vergnügen des Kampfes mit der Regierung enthoben, der um so schwieriger würde, als sie zu gleicher Zeit dem Volke die Stirn zu bieten haben.

In ihrer Freude verschmerzen sie ihre Niederlage bei der Wahl, und den Verlust ihres Vertrauensmanns, der sich nach ihrem Ausspruch im Juni um das Vaterland verdient gemacht, und sieht dem nenen Ministerium die zweifache Ungesetzlichkeit nach, die es beging, durch die Vollmachtertheilung an Changarnier. Ledru Rollin hat diesen Schritt gut angegriffen, Odillon Barot schlecht vertheidigt, und doch behielt dieser Recht. Die Kammer ging einfach zur Tagesordnung.

Die Oppositionsblätter, die den General Cavaignac begünstigen, sind in der größten Verlegenheit; sie haben nicht dasselbe Vertrauen, wie die Kammer, und können den Präsidenten nicht fassen, ohne sich Blößen zu geben. Sie laviren und warten ab, — der National benützt die Zeit, um die Volksvertreter gegen die vielen Angriffe zu vertheidigen.

Die Papiere stünden hoch, wenn die Herabsetzung des Zolles auf das Salz die Börsenspeculanten nicht beunruhigte. Die Kaufmannswelt, die mit der Börse im Zusammenhange steht, ist sehr unzufrieden mit der Kammer wegen der Maßregel, die an das Budget erinnert, welches Goulburn, Kanzler der Schatzkammer im Jahre 1830, dem Unterhause vorlegte, in welchem sich die denkwürdige Zusammenstellung findet: Nothwendigkeit, die Taxen herabzusetzen und — Deficit. Die Kammer hat in diesem Augenblicke die sonderbarste Stellung; sie wird von allen Seiten angegriffen und behält doch die größte Macht.

Wer stützt sie? — —

Die Veränderungen im Ministerium machen wegen der geheimnißvollen Ursache großes Aufsehen. Die zwei Minister Malleville und Bixio sind verschiedener, politischer Farbe; der erste ist Royalist, der zweite Republikaner, welcher Grund kann auf diese Beiden gewirkt und sie zum Austritt aus dem Ministerium bewogen haben? Die Amnestie, zu der sich Napoleon verpflichtet haben mag, soll den Zwiespalt zwischen dem Oberhaupte und den Räthen der Regierung hervorgebracht haben. Diese Voraussetzung ist eine sehr natürliche; denn gegen die beabsichtigte Amnestie können sich leicht all die Parteien, aus denen das Ministerium zusammengesucht ist, erheben. Es ist übrigens gewiß, daß dieses Ministerium der Unmöglichkeit früher oder später zerstiebt.

Solche bunte Zusammensetzungen geben kein Ganzes, das respectabel aussieht. Odilon Barrot, der Karl X. bis Chérbourg das Geleite gegeben, der auf den Befehl Orleans die entthronte Familie der Bourbons über die Grenze schreckte, um dann an den Stufen des neuen Thrones, anbetend hinzusinken, ist kein Mann für heute. Er hat geholfen,

Völker von nun an nicht nach diplomatischen Kniffen, sondern nach naturgemäßen Grundlagen sich in die Staatsform bringen werden. Oesterreich, dessen Staatsbau bisher in einer Paralysirung der verschiedenen Nationalitäten begründet war und dessen Inwohnerschaft, statt in einem freien Staatsbürgerthum zu bestehen, blos als Maschine von der Regierung benutzt wurde, will sich nun ebenfalls anders gestalten. Die Nationalitäten wollen sich geltend machen und die einzelnen Räder der Maschine sind zum Bewußtsein gekommen. Was nun die Slaven betrifft, so sind sie dabei in einem doppelten Vortheil, indem sie nicht nur bedeutend in der Ueberzahl sind, sondern auch durch den größeren Druck, den ihre Nationalität bisher erfahren hatte, eine erhöhtere Spannkraft erhielten, als die übrigen Nationalitäten der Monarchie. Die Slaven sind außerdem bei dem Werke der Befreiung ihrer Nationalität nicht wie wir Deutschen durch die Erbsünden irgend einer geschichtlichen Vergangenheit gehindert, und können mit den kräftigen, wenn auch ungebildeten Elementen ihres Volkes leicht operiren, da sie fast tabula rasa finden. Da sie noch dazu durch ihre geographische Zerstreuung und durch die Verschiedenartigkeit ihrer Dialekte in dem Strome ihrer Entwickelung Dämme finden, so ist ihr Drang nach Einigung und Zusammenhang mit größerer Nothwendigkeit begründet und deswegen kräftiger, so wie auch wegen der vielen Hindernisse mit mehr List erfüllt. Hierzu kommt auch, daß sie in vielen Punkten der Kultur in Bezug auf nationale, eigene Production ganz zurück sind und dem entfernteren Ziele rascher, aber auch naiv und praktisch zustreben, dabei alle Bildungsquellen deutscher Wissenschaft zur leichten Benutzung frei und offen haben, die Resultate der Forschung leichter ins Leben übersetzen, nicht so sehr auf grillenhafte Nebenwege sich verirren, von manchem fremden Kapital sogleich sich die Zinsen aneignen und selbst, was die Mittel angeht, ihrer spröden Sprache die terminologische Biegsamkeit abquälen werden. Wenn daher der Kampf des Slaventhums mit dem Germanenthum, der schon einmal in der Geschichte einen großen Abschnitt gemacht und ohne dessen Wendung Europa sicher eine ganz andere Gestalt angenommen hätte, jetzt sich zu erneuern scheint, so darf man sich nicht verhehlen, daß die Slaven in ihrem nationalen Pathos nicht nur innerlich berechtigt, sondern auch äußerlich gekräftigt auftreten. Bis jetzt ist ihr Nationalitätsgedanke blos ein literarischer geblieben, doch eher als man denkt wird derselbe ins Volk übergegangen und die Flocke zur Lawine geworden sein. Dies wird sogar um so gewisser geschehen, als die nationale Erhebung in geistiger Hinsicht mit den politischen Bestrebungen, von welchen unser Jahrhundert durchdrungen ist, Eins ist, und die Geltendmachung des Individuums nur in einem größeren Kreise erzielt, wie denn auch das Nationalgefühl erst dann in der Geschichte auftrat, als das politische Bewußtsein sich regte. Die nationale Erhebung der Slaven erhält mithin einen um so lebendigeren Inhalt, als sie mit der politischen zusammenfließt.

In dieser letzteren Beziehung wird sie einen geschichtlich begründeten Einfluß auf die Lage der Dinge nehmen. Es hat nämlich dieser Kampf des Slaventhums mit dem Germanenthum schon im Jahrhundert der Völkerwanderung begonnen und das ganze Mittelalter hindurch gewährt. Nothwendig muß daher das Slaventhum, wenn es sich jetzt wieder zu regen beginnt, gerade jene Fesseln sprengen, von denen es früher einmal gefettet wurde, und dadurch muß es zum Theil unbewußt durch seine nationale Tendenz der Freiheit

dienen. Nur das dynastische Prinzip war es, wodurch das Slaventhum einst gebrochen wurde und gegen dieses wird es sich nun bei seinem Erwachen naturgemäß wenden. Die österreichische Dynastie hat sich nur durch Besiegung der Slaven befestigt und nur durch die Erhebung der Slaven wird sie einmal gestürzt werden. Rudolf von Habsburg, der Stifter der jetzigen Dynastie Oesterreichs, mußte Ottokar, König von Böhmen, stürzen, um seinen Thron zu sichern, und diese Narbe ist der faule Fleck der österreichischen Politik geblieben. Aber selbst auf Deutschland kann diese Rückwirkung nicht ausbleiben, hat sich doch auch die preußische Dynastie durch Knechtung der Slaven in Preußen einst ihre Macht erworben. Solche Combinationen, die aus geschichtlichen Motiven hergeleitet werden, haben immer, wenn auch ihr Anknüpfungspunkt noch so ferne liegt, einen festen Kern und mahnen stets an die Nemesis der Geschichte, welche unbemerkt die Zeiten verknüpft.

Die Bestrebungen der Slaven haben also zum Theil eine politische, zum Theil eine nationale Richtung. Was die erstere betrifft, so ist sie deswegen nicht von dem wahren Geist der Zeit und der Möglichkeit durchdrungen, weil sie separate Staatsgedanken vollführen will. An und für sich widerstreitet dieser Plan dem Berufe unseres Jahrhunderts, der, was übrigens hier zu begründen uns zu weit führen würde, dahin geht, die Staatsgränzen zu zerstören. Die Slaven, welche eine Staatsform zersprengen sollen, wollen einen neuen Staatsorganismus erzielen. Ist dieser Bauplan schon abstrakt der destruktiven Mission unserer Epoche zuwider, so ist er unter den gegebenen Verhältnissen noch dazu eine politische Unmöglichkeit. Der Hauptpunkt im Programm des ersten Slavencongresses lautete nämlich in Bezug auf das Verhältniß Oesterreichs zu Deutschland: „Wir Slaven können uns nie dazu hergeben, die Souverainität der österreichischen Monarchie dadurch zu vernichten, daß wir entweder uns selbst oder einen andern Theil der Monarchie einem fremden Staat einverleiben." Von diesem Staatsgedanken, welcher nicht nur die Czechen, sondern auch die Deutschen in Oesterreich von Deutschland trennen will, sind die Slaven bisher noch nicht abgekommen. Sie wollen der entschiedenen Centrifugalkraft, die in unserem Zeitalter liegt, zuwider ein Oesterreich organisiren, in welchem den Slaven das numerische Uebergewicht bliebe und das zu einem Slavenreich führen sollte. Die Slaven, welche zunächst nur ihre Befreiung erstreben sollten, haben durch einen Sprung über das Jahrhundert hinaus schon Herrscherideen und Organisationspläne, sie sind noch im Gefängniß des Staates Oesterreich und wollen innerhalb desselben sich ein Reich gründen. Das deutsche Volk brauchte nicht so sehr dem slavischen an Bildung überlegen zu sein, der geistige Succurs, welcher bei jeglicher Constituirung Oesterreichs stets von Deutschland aus hinüberwehen und der slavischen Agitirung entgegen wirken wird, müßte nicht so bedeutend sein, und die Slaven, welche in einem gegebenen, auf geschichtliche Bedingungen gegründeten Staat der Geschichte entgegen handeln wollen, brauchten sich nicht so sehr in Widerspruch mit sich selbst zu setzen und dennoch würde dieser Plan slavischer Herrschaft nicht gelingen können. Das Slaventhum kann nicht herrschen, so lange sein Hauptkern unfrei ist; die Russen müßten erst frei geworden sein, wenn überhaupt eine slavische Herrschaft möglich werden sollte. Die Slaven in Oesterreich fühlen die Knute der russischen Slaven mit, ohne es zu wissen, und das Hinderniß der gewaltigen Entwickelung ihrer Nationalität liegt in Rußland und nicht in Oesterreich. Ebenso könnten auch die Deutschen in Oesterreich

zu keinem freien Gedanken gelangen und nicht mit solcher natürlichen Nothwendigkeit die Hegemonie daselbst führen, wenn Deutschland geknechtet wäre. Bevor nicht das Slaventhum selbst frei geworden, werden die Slaven nirgends gebieten können, nur das Freie kann herrschen und dieser magnetische Zusammenhang der Stämme ist tief begründet. Die Slaven Oesterreichs müßten daher auch in ihrem Nationalitätsinteresse mehr die Idee der Freiheit als die Idee der Nationalität zu verwirklichen streben, weil das Slaventhum als solches desto mehr Hoffnung auf Geltendmachung hat, je mehr die politische Freiheit sich auf Erden ausbreitet. Statt dessen gehen die Slaven in Oesterreich jedoch den verkehrten Weg, das Pathos ihrer Nationalität macht ihre Führer zu politischen Jesuiten, die lieber ihre Freiheitswünsche verrathen und preis geben, als von ihren nationalen Bestrebungen das Kleinste nachlassen. Die Häupter der Slaven, Hawliczeck, Palachky, Rieger, Claudy u. s. w., lassen die Freiheit in Oesterreich gerne vernichten, wenn sie nur Hoffnung haben auf deren Ruinen das Banner ihrer Nationalität aufpflanzen zu können. Aber die Bestrebungen der Nationen mißglücken stets, wenn sie nicht einen sittlichen Gehalt und auch eine sittliche Form haben. Die Heuchelei der Loyalität und gutgesinnten Unterthänigkeit, welche die czechische Partei zu Gunsten ihrer nationalen Absichten geübt, ist daher auch mit einem kläglichen Resultat belohnt worden. Das Ministerium hat einige Slaven zu hohen Anstellungen gebracht, allein wenn die Slaven hierin einen Sieg ihrer Nationalität erblicken, so täuschen sie sich, selbst wenn die Minister alle Slaven in Oesterreich zu ihren Beamten und Dienern machen würden, so wäre dies noch kein nationaler Triumph. Aber wenn Stadion in Galizien nochmals eine Theilung Polens vornimmt und die Ruthenen von den Polen sondert, so schmeichelt dies dem slavischen Nationalgefühl, weil selbst einzelnen Stämmen der Slaven eine solche Genugthuung zu Theil wird, daß sie zur ausschließlichen Pflege ihres Idioms privilegirt werden, während in Wahrheit diese Maßregel, so wie jede andere, die scheinbar nur das Nationalgefühl befriedigen soll, blos von dem Grundsatz „divide et impera“ diktirt ist. Aber leider sind nun einmal die Führer der Slaven in Oesterreich von diesem Wahn geblendet, daß sie selbst die Freiheit der Nationalität opfern wollen. Deshalb war auch der Congreß, welchen die Slovanska lipa kürzlich in Prag abhielt, von diesem beinahe ins Kindische ausartenden Nationalitätstrotz durchtränkt. Oder ist es nicht fast kindisch, wenn auf diesem Congresse in Bezug auf eine deutsche den Zollanschluß an Deutschland betreffende Zuschrift eines Herrn Leitenberger beschlossen wurde, denselben in czechischer Sprache abzuweisen und dabei unter größtem Jubel der Versammlung hinzugefügt ward, da derselbe nicht czechisch verstehe, so müsse er sich um einen Uebersetzer umsehen. Wahrlich solche Aeußerungen des Nationalgefühls sind eine Kindertrompete, welche Männer zum Kampfe entflammen soll. Mit Betrübniß las ich, mit welchen Dingen dieser Slovanska-lipa-Congreß, welcher den zweiten Slavencongreß vorbereiten sollte, jetzt im Angesichte der gewaltigen Ereignisse der Zeit, neben den Leichen des Oktobers, während der Militärherrschaft eines Windischgrätz, in dem Momente, wo Oesterreichs Minister die Revolution verleugneten und die Fesseln der Freiheit zu schmieden begannen, sich beschäftigte! „In den Provinzialschulrath möge die Regierung Czechen hineinziehen, in Wien möge an die Stelle des czechischen Gottesdienstes, den früher die Liguorianer daselbst abhielten, eine böhmische Kirche eingerichtet werden, eine slavische Nationalgarde-Uniform

möge vorgeschlagen werden," dergleichen kleinliche Anträge wurden mit Slava-Rufen und begeistertem Zivio begrüßt! Wohl mögen die Männer, die auf diesem Congresse saßen, diese und ähnliche Dinge als die kleinen Samenkörner betrachtet haben, aus welchen ihre Nationalität sich entfalten müsse. Allein es ist traurig, zu sehen, wie durch das Bestreben nach der Befreiung der Nationalität die politische Freiheit, ohne welche diese ebenfalls nicht gesichert werden kann, nicht vertheidigt wird. Freilich ist der slavischen Nationalität eine geraume Zeit hindurch ein großes Unrecht widerfahren, sie hat einen großen Druck erlitten. Doch vielleicht war dieser nothwendig, um sie aufzuwecken; jedenfalls hat sie auch diesen Druck nicht von dem deutschen Volk erfahren und hätte es in dem Berufe der slavischen Nation gelegen, früher zum Selbstbewußtsein zu gelangen, so wäre dieses trotz aller Hindernisse schon früher erwacht.

Zum Glück wird das slavische Volk trotz aller möglichen Agitation seiner blos vom nationalen Fanatismus beseelten Führer nicht von dieser Fiktion erfüllt und wenn denselben die beabsichtigte Aufwiegelung auch gelingen sollte, so wird das aufgerüttelte Volkselement sicher eine ganz andere Richtung einschlagen. Politische und sociale Umwälzungen sind es, die das Volk will, und durch diese erfolgt die Sicherung der Nationalität von selbst. Dies erkennen auch die polnischen Deputirten, und streben lieber die Freiheit an, als daß sie ein Glück darin fänden, die Knechtschaft wenn auch in der allerinnigsten Vereinigung mit ihren Stammgenossen theilen zu können. Eine bloße Einigung, um im Kerker blos in der nationalen Sprache sprechen zu können, ist kläglich und die Tyrannei deswegen ertragen zu wollen, weil man sich im Familienzirkel mit allen Stammverwandten befinde, ist eines großen Volkes unwürdig. Nicht die Regierung war es, sondern die slavischen Agitatoren, welche den kroatisch-magyarischen Krieg durch ihre nationale Hetze entzündeten und welche Früchte nun auf dem Grabe der magyarischen Freiheit wachsen, ob dort wirklich die Wiege der slavischen Einigung stehe, darüber können die Slaven nun selbst nicht im Zweifel sein. Wo sind die Vortheile, welche ihre Nationalität durch Knechtung der Magyaren und Deutschen erlangt? Man wird ihnen gestatten, die slavischen Farben zu tragen, allein nur in dem Sinne als sie ebenfalls die Livreefarbe der Regierung ist.

Doch vielleicht mußte es so kommen, vielleicht mußte das edle Volk der Magyaren besiegt werden, damit in der gleichen Knechtung der Grund zur Versöhnung und die Einigung zum Kampf für die Freiheit liege. Vielleicht mußte erst Alles in Oesterreich zu Scherben geschlagen werden, damit kein nationales Flickwerk, kein auf Eifersüchteleien begründeter Staatsbau, sondern ein naturgemäßes, neues Ganze erstehe. Bereits fangen die Czechen an einzusehen, daß sie auf dem Wege, den sie betreten haben, unwillkürlich zur Vernichtung der Freiheit mißbraucht werden. Sie haben einen Protest gegen die Verleugnung der Volkssouverainität, welche das Ministerium in dem Augenblicke ihnen zurief, als der Reichstag an die Berathung der Grundrechte gehen wollte, niedergelegt. sie haben sich dieser Einmischnng der Regierung, diesem Commandiren der Richtung in der constituirenden Thätigkeit entgegengestellt. Geschah dies auch nicht auf hinlänglich energische Weise, indem sie blos gegen den formellen Uebergriff des Ministeriums protestirten, ohne die Erklärung abzugeben, daß sie mit dem Grundsatz der Volkssouverainität stehen und

fühlen wollen, waren sie auch zunächst durch die Note Schwarzenberg's an Gagern, welche Oesterreich eine deutsche Macht nannte, zu dieser Opposition gereizt, so kann diese selbst doch nur der Freiheit zu Statten kommen. Die große Kraft, die in dem slavischen Volke liegt, wird sich jetzt in der nächsten Zukunft zeigen, die Slaven werden es sein, die in dem neuen Kampfe für Freiheit in Oesterreich das Meiste beitragen werden. Wohl konnte der Ultra-Czeche Rieger einst im Reichstage rufen: Nur so lange wir Slaven wollen giebt es ein Oesterreich! Die Slaven werden aufhören, sich zum Schemel der Regierung zu machen, sie werden erwachen und alle ihre Kraft den politischen Bestrebungen widmen. Durch nichts werden die Slaven die Völker Oesterreichs mehr bewegen, ihre Nationalität zu achten, als wenn sie ihnen die Freiheit erringen.

Nur diesen Sinn kann der nächste Slavencongreß haben, der im Frühjahr zusammentritt. Wollte er sich wieder in die Sonderung der Nationalitäten einlassen, sollte er den jetzigen Moment nicht anders verstehen und nicht erkennen, daß jetzt blos die Gier nach Freiheit die Gemüther der Völker durchzittern dürfe, denn wird uns diese Verbissenheit in den nationalen Gedanken ein Beweis sein, daß die Slaven noch nicht berufen seien, in das große Werk des Jahrhunderts einzugreifen. Im März des vergangenen Jahres vergaßen wir Alle, weß Stammes wir seien, wir hörten nur das Rasseln unserer Ketten und verstanden diesen Ton, wenn wir auch verschiedene Sprachen redeten. Jetzt ist der Moment wieder gekommen, wo wir uns nicht in nationale Träume einspinnen dürfen, sondern einzig und allein von den Gefahren, welche die Freiheit bedrohen, durchdrungen sein müssen. Schiffbrüchige fragen sich nicht, ob das Wrack blos Männer von gleicher Nationalität trage, sie steuern in gemeinsamer Hast und Angst dem rettenden Hafen zu. Laßt uns erst Alle frei werden, Ihr Slaven, dann sollt Ihr sehen, ob das deutsche Volk des Gedankens fähig ist, eine andere Nationalität knechten zu wollen, und der Slave soll dann am Busen des Deutschen rufen müssen: Vergieb mir, Bruder, ich habe mich geirrt!

Betrachtungen beim Falle Ungarns.

I. Die Ursachen.

Es ist ein charakteristisches Merkmal der Kabinetspolitik, daß sie fast zu allen Zeiten und überall auf die Leidenschaften und Schwächen der Völker rechnend, nur ausnahmsweise, und in Augenblicken der Gefahr an den moralischen Werth, an den Aufschwung derselben appellirte. Unwissenheit, Eigennutz, Racendünkel, Vorurtheile aller Art, Bigotterie, Nationalgehässigkeiten ꝛc. . . dies sind die Faktoren, welche, durch die Regierungen bei den Völkern gehegt und gepflegt, gleich exotischen Pflanzen künstlich erhalten, der absoluten Macht der Fürsten ihren Fortbestand sichern mußten. Nur in Ausnahmsfällen, wenn die Regierungen in Bedrängniß geriethen, appellirten sie an die edleren Elemente des Volkes, wie z. B. in Deutschland in den Jahren 1809 und 1813.

Es ist erklärlich, daß die Fürsten klug genug sind, dieses gefährliche Experiment nur für die äußersten Fälle aufzusparen und die Tugend der Völker nicht zu sehr wachsen zu lassen, denn mit ihr wächst auch das Bedürfniß nach Freiheit. Wenn der staatskluge Baron Fain in seinem Manuscript von 1813, von dem allgemeinen Aufschwung in Deutschland gegen Napoleon's Kriegsmacht sprechend, die Frage stellt: „Ob wohl die deutschen Fürsten Meister bleiben werden über eine Bewegungskraft, die sie aus dem Arsenal der Revolution genommen?" so ist er offenbar in so ferne im Irrthume, als die deutschen Fürsten damals die Bewegungskraft nicht aus dem Arsenal der Revolution, sondern aus der natürlichen naiven Unverdorbenheit und Kräftigkeit des deutschen Volkes genommen hatten. Die Fürsten sind übrigens gar wohl Meister geblieben über jene Bewegungskraft, und trotz aller wohlklingenden Versprechungen gelang damals die neue Knechtung der Völker vollständig. Allein der Zweifel, welchen Baron Fain in jener Frage ausgesprochen, enthält doch etwas Wahres: Nach jedem tugendhaften Aufschwunge eines Volkes bleibt ein Stück Selbstgefühl und Erkenntniß der eigenen Kraft zurück, was für die Fürsten höchst unbequem ist, die dann die Mühe haben, dem Löwen wieder die Nägel an den Tatzen zu beschneiden.

Wenn die Fürsten also aus begreiflichen Ursachen an die edleren Elemente im Volke nur ausnahmsweise appelliren, so wenden sie sich, wie schon gesagt, um so lieber und häufiger an die Leidenschaften und Schwächen desselben.

Der österreichischen Regierung war das Nationalgefühl der Ungarn stets ein Dorn im Auge, und es lag daher immer in ihrer Politik, die slavischen Stämme in Ungarn gegen die Magyaren zu hetzen. Dort wurde immer Oel in die Flamme gegossen und wären z. B. Graf Draskovich und H. Gaj nicht mehr und nicht weniger als ächte slavische Patrioten gewesen, der Erstere hätte nicht ein Kreuz und der Letztere nicht einen Brillantring vom österreichischen Hofe bekommen.

Man ging so weit, daß man sogar, um die Slaven in Ungarn gegen die Magyaren zu hetzen, auf dem Lande Volkskalender zu verbreiten suchte, worin man den slavischen Bauern ankündigte, die Ungarn würden über sie herfallen und ihnen, wie die Türken pflegten, die Zunge ausschneiden.

Wie sehr es den Fürsten darum zu thun ist, jedes edlere Volkselement zu erdrücken, das beweist eben der ungerechte, unmenschliche Krieg, welcher gegenwärtig gegen Ungarn geführt wird, in schlagender Weise. Welcher gerechte Vorwand kann für diesen großartig organisirten Krieg in Ungarn angeführt werden? Haben die Ungarn revoltirt? War in Ungarn Anarchie? Haben die Ungarn irgend eine Forderung gestellt, welche sie zu stellen nicht vermöge ihrer alten Constitution berechtigt gewesen wären? oder haben sie wohl gar ihr Territorium überschritten? — Nichts von Allem. Ungarn war ruhiger und glücklicher als je, denn es hatte sogar die ihm gleich Blutegeln gegen die Constitution aufgesetzten königlichen Commissäre wieder glücklich abgeschüttelt; die Munizipalverwaltung war demnach wieder hergestellt und selbst das ganz depravirte Städtewesen war auf das Zweckmäßigste reorganisirt. Die Ungarn hatten von der österreichischen Regierung nichts verlangt, was ihnen nicht schon früher durch ihre Könige desselben Stammes gewährleistet

worden war, und weit entfernt, ihr Territorium zu überschreiten, hatten sie nichts gethan, als ihre Gränzen gegen die hereinbrechenden bewaffneten sengenden und mordenden Schaaren vertheidigt. Und darum Rebellen?! Die österreichische Regierung (d. i. Fürst Windischgrätz) sagt freilich, daß der Kampf nicht gegen das ungarische Volk, nicht gegen die guten Bürger, daß er nur gegen Kossuth und Consorten geführt werde. Diese allerhöchste Heuchelei erinnert an eine ähnliche der Quadrupel-Allianz, welche auch erklärt hatte, daß sie nicht gegen Frankreich, daß sie nur gegen Napoleon zu Felde ziehe. Fürst Windischgrätz und der Olmützer Hof übersehen, daß Kossuth jetzt Ungarn ist, wie damals Napoleon Frankreich war.

Fürst Windischgrätz und der Olmützer Hof übersehen aber noch weit mehr, — sie verkennen ihre Zeit, und das ist das Schlimmste. Sie glauben noch in den Tagen jener Wiener Congreßpolitik, jenes europäischen Gleichgewichts- und Gravitationssystems zu leben, welche durch die neuesten Revolutionen für immer begraben worden sind.

Die drei Hauptprinzipien des Wiener Congresses waren bekanntlich:

1) Die Legitimität (von Gottes Gnaden).
2) Die Christlichkeit.
3) Das Völkerrecht.

Die Legitimitätsidee hat in jüngster Zeit großen Schaden gelitten, denn bekanntlich begann nach den März- und Maitagen sogar der österreichische Ferdinand das „von Gottes Gnaden“ von seinem Titel wegzuschneiden und nannte sich ganz einfach einen constitutionellen Kaiser, was sehr zweckmäßig war, weil ohnedies Niemand mehr an diese Gnade glaubt, und es nur allzu gewiß ist, daß die Zeit gekommen, da die Fürsten, wenn sie regieren wollen, sich wohl werden bequemen müssen, dies von Volkes Gnaden zu thun.

Die Christlichkeit, wie sie der Wiener Congreß als Grundlage des Staatenverbandes feststellte, ist verschwunden, das wird Niemand in Abrede stellen, denn selbst das Frankfurter Parlament hat ja bekanntlich in seinen Grundrechten Religionsfreiheit als Prinzip dekretirt, ja sogar der Kremsierer Reichstag hat in seinem Entwurfe der Grundrechte für Oesterreich die Gleichstellung der Confessionen ausgesprochen.

Was bleibt also von jenen Grundlagen, wie sie der Wiener Congreß festgesetzt, noch übrig?

Das Völkerrecht.

Ein inhaltschweres Wort, dieses Wort „Völkerrecht“, das der Wiener Congreß damals neben der Legitimität und Christlichkeit mithinken ließ. Das Wort „Völkerrecht“ hatte nun freilich durch seine Zusammenstellung mit den Worten „Legitimität“ und „Christlichkeit“ eine ganz eigenthümliche Bedeutung, und hieß nicht viel mehr, als: „Fürstenrecht“; seit aber die beiden Begleiter des Wortes in den Hintergrund getreten sind, ist dasselbe wieder in seine Rechte eingesetzt worden und es wird sich fortan wirklich und wahrhaftig um die Rechte der Völker handeln, wenn sich auch im gegenwärtigen Augenblicke die Fürsten bemühen, gegen den Zeitstrom zu schwimmen. Sie mögen zusehen, daß sie dieser nicht erfasse und sie mit sich fortreiße, sie mögen zusehen, daß sie in demselben nicht untergehen.

Der Wiener Congreß, der es vor Allem verstand, schöne Worte zu machen, hatte anerkannt, daß alle Staaten, ohne Unterschied ihrer Macht oder Größe, gleich seien vor dem Rechte. Der große Völkercongreß, der sich durch Revolutionen ankündigt und vielleicht weniger schöne Phrasen machen dürfte, wird vor Allem dekretiren, daß die Rechte aller Völker, ohne Unterschied der Größe und Macht, gleich seien, mögen sich diese nun gruppiren, wie sie wollen. Und die Völker werden sich, wenn sie sich gegenseitig gleiches Recht zugestehen, nach ihren Bedürfnissen und ihrem Vortheile, ja nach ihren Sympathien gruppiren. Auf diesem großen Völkercongresse wird nicht davon die Rede sein: von dem einen Staate ein Stück wegzuschneiden und es einem andern anzukleben, damit das Gleichgewicht zwischen den fünf Hauptmächten Europa's hergestellt werde; denn das Gleichgewicht der Völker wird in der Gleichberechtigung Aller, in ihrer vollen nationalen Befriedigung und Entwickelungsfreiheit liegen. So werden sich z. B. die sprachverwandten Slaven zusammenfinden, aber die von gewissen Seiten begünstigten panslavistischen Bestrebungen werden in der Demokratie untergehen, aus dem einfachen Grunde: weil sie Ausgeburten des Absolutismus sind. Die Politik wird sich vereinfachen, die spitzfindigen Combinationen und Calculs der ehemaligen Kabinette werden zum Kinderspotte werden, und der Freihandel wird die internationalen Beziehungen erleichtern.

Nichts wird einst komischere Wirkung machen, als die Erinnerung an jene blut- und fleischlosen Combinationen der alten Diplomaten, die von den maßgebenden geographischen Gränzen, vom europäischen Gleichgewichte, von der Gravitation u. s. f. ... sprachen und Alles berücksichtigten und in Rechnung zogen, außer die Völker selbst, die sie nur mit dem nebenbei hingeworfenen Worte: „Völkerrecht" abspeisen zu können glaubten. Unter allen Diplomaten jener Zeit ist wohl nicht Einer, der nicht auf seinem Sterbebette, wenn er anders Gewissen hat, in der letzten Beichte bekennen müßte, daß der „Völkerrechtsknochen", den der Wiener Congreß den europäischen Völkern zugeworfen, nichts Anderes gewesen sei, als eine Fiktion, die allen Fürsten diente. Aber solche Fragen pflegen die Beichtiger nicht zu stellen.

Am deutlichsten geht die Unnatürlichkeit und Geschraubtheit der früheren diplomatischen Kniffe aus dem im Jahre 1839 erschienenen Werke eines russischen Hofrathes*) hervor, der die deutsche Zwanzigbogenfreiheit um 8 Druckbogen überschritt, um den deutschen Nichtpreußen und Nichtösterreichern, mit allerdings geistreichen und ächt diplomatischen Argumentationen zu beweisen, daß Rußland die natürliche Schutzmacht für die kleineren deutschen Staaten sei.

Um nun wieder auf das Völkerrecht zu kommen: Wie verträgt sich mit diesem der Krieg in Ungarn?

Ich muß bei Beantwortung dieser Frage vor Allem die Ueberzeugung aussprechen, daß Diejenigen, welche diesen fluchwürdigen Krieg eingeleitet haben (denn Kaiser Ferdinand war es nicht), dem alten Gleichgewichts- und Gravitationssysteme angehören, daß sie offenbar noch die in dem Wiener Congresse gebraute Kabinetspolitik handhaben, bei welcher das Völkerrecht nur so nebenher lief.

*) Die europäische Pentarchie. Leipzig, Verlag von Otto Wigand. 1839.

So wie nach jenen Prinzipien das europäische Gleichgewicht durch die Gravitation des gegenseitigen Eigennutzes erhalten und die Differenz durch die Zuwage der schutzbefohlenen kleineren Staaten (europäischen Einfluß) ausgeglichen werden sollte, so hat auch Oesterreich seine innere Gleichgewichtspolitik, die ganz einfach darin besteht: daß alle Provinzen in gleichem Maße geknechtet und in Contribution gesetzt, daß die eine durch den Nationalhaß der andern bewacht werden. Dieses Gleichgewichtverhältniß war nun freilich schon seit mehren hundert Jahren durch Ungarn gestört, welches seine eigenen freieren Institutionen und vor Allem keine Kreishauptleute hatte. Allein der Umstand, daß die Magyaren auf ihren Landtagen stets bereitwillig Geld und Soldaten für die österreichischen Zwecke votirten, stellte das Gleichgewicht so ziemlich wieder her; denn man weiß ja, daß Geld und Soldaten die beiden schwachen Seiten aller absoluten Regierungen sind. Der März störte aber dieses innerösterreichische Gleichgewicht auf allzu empfindliche Weise, indem er die gemeinschaftliche Kasse, bei welcher nun freilich Oesterreich im Vortheile gewesen war, aufhob, die Hoffnung auf eine Kreishauptmannswirthschaft für immer benahm, und die Bewachung durch den Nationalhaß vereitelte, indem er Ungarn ein eigenes Heer gab. Ich bekenne, daß ich erschrak, als Kaiser Ferdinand den Ungarn diese Concessionen durch sein legitimes, christliches, kaiserliches Wort ertheilte; nicht als ob ich dieselben den Magyaren nicht gegönnt hätte, — nein, — ich erschrak blos, weil ich so viel Glück für unmöglich hielt, so lange es Fürsten giebt, — weil ich bei mir dachte: Wenn die Völker die Früchte einer wohlfeilen einheimischen eigenen Administration, einer selbstüberwachten Gebahrung und der Sicherheit vor fremdartigem Militärzwang selbst genießen sollten, — wozu gäbe es dann Throne und Hofkanzleien und Kreisämter und getreue Jellachiche rc. —? So dachte ich, und glaubte darum nicht an das Glück der armen Magyaren, obgleich ihnen dieses durch das legitime, christliche, kaiserliche Wort verbürgt schien. Ich habe mich leider nicht getäuscht. Ungarn wurde mit den Rosen der jungen Freiheit geziert, gleich einem Opferstiere, der geschlachtet werden soll. Der edle heldenmüthige asiatische Stamm, der mit seiner nationalen Eigenthümlichkeit wie ein einsamer Felsblock zwischen slavische und deutsche Völkerschaften hineingeschleudert schien, soll von der Erde vertilgt werden, der Fels soll gesprengt und die Gegend planirt werden, der breite Strom der Slaven soll sich nach Ungarn ergießen, um sich dort gemächlich auszubreiten und auch das deutsch-österreichische Kreishauptmannsystem soll sich dort für alle Zeiten festsetzen.

Dieser Gedanke lag vielleicht nicht ursprünglich in dem Plane der Machthaber, er entwickelte sich erst mit dem so unerwartet raschen Erfolge, mit dem wunderbaren Gelingen, das selbst durch die Elemente begünstigt schien. Die eigentlichen Motive zum großen Eroberungszug nach Ungarn scheinen mir folgende gewesen zu sein:

1) Die Finanzverlegenheit.
2) Der Wunsch, den Schwerpunkt der österreichischen Macht zu verschieben.

Ueber das erstgenannte Motiv werde ich wohl wenig Worte zu verlieren haben. Die Güterconfiscationen in Ungarn sprechen zu deutlich für diese Anschauungsweise, als daß in dieser Beziehung irgend ein Zweifel obwalten könnte. Das zertretene Ungarn, welches

sich geweigert einen Theil der österreichischen Staatsschuld zu übernehmen, wird nun die ganze Staatsschuld, oder wenigstens den größten Theil derselben in der Gestalt einer Kriegsentschädigung tragen müssen. Die großen Güter des Adels und der Geistlichkeit werden fiskalisch gemacht werden, und wenn auch der Tyrann von Wien, Baron Welden, in der k. k. priv. Wiener Zeitung glauben machen möchte, das Land der Magyaren sei auf 100 Jahre verdorben und verwüstet, so weiß man doch sehr wohl, daß ein Agrikulturstaat seinen Werth und seine Ergiebigkeit nicht so schnell und auf so lange Zeit einbüßt. Der mit Leichen gedüngte Boden Ungarns soll die österreichische Staatsschuld decken, wenn auch fürs Erste nur als Hypothek. Wollte man die wirklichen Opfer einwenden, welche die österreichische Regierung durch die Erhaltung eines so mächtigen Kriegsheeres zu bringen genöthigt ist, so würde ich darauf erwidern, daß die imposante Stellung, welche Oesterreich einnimmt, nicht durch den ungarischen Krieg hervorgerufen worden ist, und daß auch das in Ungarn verwendete Heer durch dieses unglückliche Land besoldet wird.

Was nun den Wunsch der Regierung betrifft, den Schwerpunkt der österreichischen Macht mehr nach Osten zu verschieben, so ist derselbe ebenso natürlich als augenscheinlich. Nicht nur die Ungewißheit der italienischen Verhältnisse, sondern auch die deutschen Angelegenheiten rechtfertigen diese Voraussetzung. Wien hat für deutsche Einigung gefochten und auch Ungarn hat seine Sympathien für diese Einigung klar an den Tag gelegt. Der aufrichtige und innige Beitritt der österreichischen deutschen Bestandtheile zur deutschen Centralgewalt mußte aber nothwendig die Zersetzung des österreichischen Ländercomplexes in ein bloßes Föderativ-Verhältniß zur Folge haben und nur dadurch, daß die Regierungsgewalt den Schwerpunkt der österreichischen Macht durch die Gewalt der Bajonette mehr nach Osten verschob, konnte sie hoffen, sich, an die Südslaven gelehnt, dort eine Kraft zu schaffen, welche dem österreichischen Anschlusse an die deutsche Centralgewalt mit Erfolg entgegenwirken könnte. Die für die Sache der Militärdespotie begeisterten schwarzgelben Wiener Spießbürger, deren Sympathien nur durch den eigenen Vortheil bestimmt werden, sind beschränkt genug, um nicht einzusehen, daß der Sieg in Ungarn und das Gelingen der an diesen geknüpften Folgerungen der Regierung, Wien zu einer Provinzialstadt machen würde. Dieser Sieg würde nun allerdings auch den von der österreichischen Regierungsgewalt beabsichtigten Zweck erfüllen; wenn sich die Völker noch in demselben Zustande befänden, in welchem sie der Wiener Congreß gefunden, wenn sie nicht inzwischen herangewachsen, gereift wären, wenn sich das Bewußtsein ihrer Rechte nicht inzwischen klar ausgebildet hätte, — wenn mit einem Worte die Todesstunde der alten Kabinets- oder Gleichgewichtspolitik und die Geburtsstunde einer neuen, frischen, lebenskräftigen Völkerpolitik nicht geschlagen hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Protest.

Das Ministerium Schwarzenberg Stadion hat so derb auf den versteinerten österreichischen Reichstag geschlagen, daß es einen Funken gab, aber freilich nur einen kümmerlichen verlöschenden Funken. Wahrlich aus dem erzbischöflichen Schlosse zu Kremsier wird diese Flamme nicht herausschlagen, die hinbrausen wird durch die Lande. Es giebt noch so arglose Leute, die sich über die Majoritätsäußerung der österreichischen Kammer freuen, es gibt ehrliche Leute, die auf diesen Schatten einer Volksvertretung noch irgend eine Hoffnung bauen, die noch irgend glauben, der von der Regierung eingeschlagene Weg führe zu einer constitutionellen Verfassung. Hätten wir den moralischen Tod dieser Kammer nicht bereits aus frühern Symptomen erkannt, — wir haben ihn auch in diesen Blättern schon angekündigt, — so würde uns ihre Regung in den letzten Tagen von ihrem Lebensende überzeugt haben.

Wie aber ist es möglich, diesem Reichstage noch eine Lebensfähigkeit zuzumuthen? — Diesem Reichstage, der einem Ministerium 80,000,000 bewilligt, das eben schon thatsächlich bewiesen, was es jetzt blos ausgesprochen, daß es die Souverainität des Volkes nicht anerkennt, nein, daß es nicht einmal anerkennt, daß die Staatsgewalt von dem Volke ausgeht. Die Thaten, die um den Reichstag her geschehen sind, die Antworten des Ministeriums auf die Interpellationen, die Gesetze und Erlässe mußten dem Reichstage die Gedanken der Regierung und seine eigene Nullität klar machen; sie waren ihm auch klar: denn er hat kein lautes Wort zu sprechen gewagt, er hat sich geduckt und gefügt, und thut es auch jetzt noch, wie einer der nicht leben kann und nicht sterben will. Welche Opposition haben diese 198 Abgeordnete gemacht, wie schüchtern war der Protest, wir entschuldigen die Anklage, wie schonend gaben sie ihr Mißfallen zu erkennen, wie leise traten sie auf, diese Volksvertreter, aber nicht gegen den Angriff auf das heiligste, natürlichste Recht, das durch jede Revolution des Volkes von vorn herein nachgewiesen wird, sie verfochten nicht den von der Regierung gestrichenen obersten Grundsatz einer volksthümlichen Verfassung, sie thaten lediglich, nachdem sie's lange bedacht, Einspruch gegen die Zeit und die Art, überhaupt gegen die Form der ministeriellen Erklärung. „Das erbliche monarchische Recht erscheint in der Staatsform der constitutionellen Monarchie eine geheiligte unveräußerliche Quelle der obersten Gewalt," sprach Stadion unter andern schönen Dingen; und was wurde darauf erwidert? anfangs nichts. Herr Borrosch, der als Redner für den ersten Paragraphen eingeschrieben war, trat sein Wort an Herrn Szabel ab und dieser stellte den Antrag, die Berathung der Grundrechte vom 4. auf den 8. zu verschieben. Dieser Antrag wird mit Beifall angenommen und nach 4 Tagen hat sich diese Majorität gebildet, die einen zahmen Protest gegen das Verfahren des Ministers Stadion zur Welt gebracht. Herr Pinkas, der den Antrag zu protestiren gestellt, verwahrt sich feierlich dagegen, als wäre diese Gegenerklärung ein Mißtrauensvotum für das Ministerium. Herr Schuselka, der offenbar nach allen Richtungen hin seine Möglichkeit zu erhalten sucht, spricht von einem Angriff auf die Ehre der Versammlung, von einem zertrümmerten Boden der Discussion, von der Ver-

dächtigung, die in den Worten des Ministers lag, als billigte die Commission und der Reichstag die Frevel des Oktobers von anno 1848, aber kein Wort für das eigentlich angetastete Recht. Herr Schuselka, der feine Chargencandidat, erklärt, daß er gegen die übrige Wirksamkeit des Ministeriums nichts einzuwenden habe und fällt vom Abgeordneten Fischhof, welcher dem Ministerium offen die Sünden vorhält, und somit von der Linken förmlich ab. Der Abgeordnete Grdlov ist frech genug, der Linken eine Insult zu sagen, ohne daß er zur Ordnung gerufen wird. — Der zahme Protest, wie gesagt, wird angenommen; aber selbst diese armselige Demonstration wäre wahrscheinlich nicht erfolgt, wenn nicht die Czechen mit dem Ministerium wegen gewisser deutscher Neigungen, die es in der letzten Zeit blicken ließ, bedenklich schmollten.

Der Reichstag weiß, woran er ist, und er weiß, daß er nur lispeln dürfe, denn spräche er laut und kräftig, wie es einer Reichsversammlung zusteht, so würde er gänzlich aufgelöst und eine Verfassung oktroyrt. Der Reichstag hält seine Mäßigung und Zurückhaltung für politisch, wir aber bedauern den Irrthum dieser Volksvertreter. Es wäre die Pflicht des Reichstages gewesen, mit aller Entschiedenheit gegen die Erklärung Stadion's aufzutreten, auf die Gefahr hin aufgelöst zu werden, damit die Dinge in Oesterreich klar werden und zur Entscheidung kommen. —

Es giebt keinen Reichstag, es verschwinde auch der Schein, als gebe es einen. Die Lüge schadet im Staatsleben, und dieser Reichstag ist eine Lüge. In Preußen hat die Festigkeit der Nationalversammlung Offenheit in die Maßregeln der Regierung gebracht, die Versammlung in Kremsier sollte auch so wie die preußische zu Werke gehen. Sie ist als constituirend zusammengekommen und hat doch keine Stimme mehr, insoferne sie nicht ein Echo der Regierung. Der Reichstag thue seine Pflicht und werde aufgelöst. Besser eine Verfassung wird ohne ihn als mit ihm oktroyrt. Man könnte leicht das Fortbestehenlassen des Reichstages einer Rücksicht für das Volk zuschreiben und es ist nicht gut, daß man sich hierüber täusche.

Was uns betrifft, schreiben wir den neuerlichen Vorfällen in Kremsier gar keine Bedeutung zu; uns hat die Erklärung Stadion's nicht, sondern vielmehr die Ueberraschung der Kammer überrascht. Es ist die vollkommenste Consequenz in diesem Schritt der Regierung, uns hat auch der Protest der Kammer nicht erfreut; denn wir erwarten nicht einmal jene Folge, die allgemein befürchtend vorausgesetzt wird: nämlich Auflösung der Kammer. Man läßt sie ruhig fortbestehen; sie genirt ja nicht. Haben doch Nero, Caligula, und die andern römischen Kaiser aus Spaß den Senat fortbestehen lassen, das ehrwürdigste Institut aus den Zeiten der Republik. Solche Formen läßt der Absolutismus gerne bestrafen, um sie herabzuwürdigen.

In Oesterreich ist die alte liebe Ordnung wiedergekehrt, die Regierungsgewalt ist absolut, das Volk hat bei der Abspielung des Staatsdrama's nichts zu thun, als müßig hinter den Coulissen zu bleiben und zu warten, bis man es bei irgend einem feierlichen Aufzug verwenden kann, auch allenfalls dabei zu sein, wenn irgend einer von seinen wärmsten Freunden aus seiner Mitte auf Befehl des ersten Helden erschossen wird.

Nie ist einem Menschen mehr Unrecht geschehen, als dem armen Metternich, der zum Sündenbocke des allverbreiteten Systems gemacht wurde. In diesem Oesterreich kann nur

ein Metternich regieren, ob er den Namen Stadion, Schmerling, Schwarzenberg oder Bach bekommt, das bleibt sich gleich. Oder regiert jetzt etwa ein anderer Geist, als unter dem verschrieenen Fürsten. Wäre unter Metternich im gleichen Falle was Anderes geschehen, als unter Stadion? nichts, als daß weniger Grausamkeiten verübt worden wären, und daß man dem Militär keine gar so große Macht verliehen hätte. Der Neigung Metternich's entsprach mehr die Verurtheilung zu schwerer Haft, als zum Tode. Ein Todesurtheil verursachte dem nervösen Diplomaten vielleicht kleine Alterationen, die er verwenden mochte.

Dieselbe Corruption, dasselbe Polizeiwesen, dieselbe Willkür und Ungerechtigkeit bei Besetzung der Aemter, dieselbe Preisverleihung an die willenlose Unterwürfigkeit, dieselbe Vertheilung von Ungnade und Gnade findet auch jetzt statt wie früher. Dasselbe Netz um das freie Wollen und Denken wird auch jetzt nach dem März, wie vor dem März, gewoben und es kann nicht anders sein.

Nur so kann ein Fürst diesen österreichischen Staat regieren, oder gar nicht. Können nach dem März die vormärzlichen Mittel ausreichen, diesen Staat zu erhalten? Wir halten es für unmöglich. Die österreichische Regierung hat sich jetzt eine Aufgabe gestellt, die kaum eine menschliche Macht zu lösen vermag.

Was früher Mittel zur Unterdrückung war, die Nationalitätenverschiedenheit, wird eine unüberwindliche Schwierigkeit für die Regierung. In ganz Deutschland kann der reaktionäre Zustand Dauer gewinnen, nur in Oesterreich nicht. Da ist der Bestand der zusammengezwängten Verhältnisse nicht denkbar. Angewendete Gewaltsamkeiten wie in Oesterreich können kein Staatsleben begründen. Besser als der Reichstag arbeitet daher die Natur der Dinge für die Freiheit der Völker in Oesterreich. Dieser Staat wird die Vergangenheit versöhnen, indem er der deutschen Entwickelung fördernd voraneilen wird, wie er früher hemmend hinter ihr zurückgeblieben.

Ludwig Kossuth.

Große Erscheinungen sind dem gemein Denkenden Räthsel, und er sucht deren Lösung in der Tiefe, wo er heimisch, statt in der Höhe. Weil er große Motive von Handlungen nicht faßt, sucht er kleine heraus, die ihm geläufig sind und schiebt sie unter. Und so kommt es, daß die große Bestrebung nicht nur den natürlichen Widerstand in der niedern Berechnung der Menge findet, sondern noch überdies Anfechtungen, Mißdeutungen und Verdächtigungen ausgesetzt ist.

Wie vielfach wurde Kossuth, der erste Magyare, von Magyaren angeklagt. Sie konnten es nicht voraussetzen, daß solche Liebe, solche Hingebung, solche Aufopferung, ohne eigensüchtigen Zweck, ohne ehrgeizig selbstische Absicht möglich sei. Wie konnten sie auch glauben, daß von einem Menschen mit Fleisch und Blut, wie sie, ihr Höchstes zum Niedersten, ihr Niederstes zum Höchsten gemacht werde. Sie, die das Vaterland hingeben für das Stück Brod, das sie essen, für die Fetzen, in welche sie sich kleiden, für das

Feuer, an dem sie sich wärmen; wie sollen sie fassen, daß ein Mensch alles das und noch mehr, weil ihm mehr erreichbar, das Leben selbst opfernd hinwirft für sein Volk. Sie begreifen ihn nicht und verlachen die Thorheit, die sich selbst vergißt. Es ist schwer, ein großer Mann zu sein. Der niedere Verdacht, der Kossuth getroffen, fällt zurück auf seine kleinen Gegner. So groß wie seine Thaten, sind deren Motive, so edel wie sein Wirken, ist seine Selbstverleugnung; sein Heldenthum ist von reinem Golde, keines weist die Weltgeschichte auf, das eine schwierigere Probe überstanden.

Was hätte die österreichische Regierung geboten für die Dienste Kossuth's in ihrem Interesse, ja nur für die Herabstimmung seines rücksichtslosen Patriotismus, seines flammenden Eifers für die Sache seines Volkes? was hätte die österreichische Diplomatie dafür geboten, daß diese Zunge, welche Armeen bewaffnet, stumm geblieben wäre für die Unthätigkeit der Gedanken, die zu besiegen 200,000 Bajonette erforderlich sind? Gewiß, so viel als gemeiner Ehrgeiz nur fordern kann, so viel als hinreicht, den kühnsten Wunsch eines Menschen zu sättigen, der auf sein eigen Heil bedacht ist. Frieden, Sicherheit, Ruhe, Reichthum, Glanz, Titel, Orden, auszeichnende Handschreiben und wie sie alle heißen, die allerhöchsten Gaben wären dem Magyaren Kossuth zu Theil worden, ohne daß er sogar den patriotischen Nymbus seiner Nation gegenüber einzubüßen gebraucht. Wie leicht wäre es dem großen Redner gewesen, Zugeständnisse, als dem Vaterlande heilsam, darzustellen, um die Rolle des Banus Jellachich zu spielen, und wie gerne hätte man ihm geglaubt, da den Ungarn auf diesem Wege ein blutiger Kampf erspart gewesen wäre. Kossuth hätte die kriegerische Lust der Magyaren nicht erzeugt und sie wäre nicht gewesen; er hätte die Begeisterung für ihre Rechte nicht geweckt und sie wären schlummernd geblieben. Was wählte er statt dieser bequemen Gewinnste, statt dieser glatten freundlichen Bahn, auf welcher er für sich ein glänzendes Ziel gefunden hätte? den dornigen klippenvollen Weg doppelter Gefahr, er lud mit heroischer Entschlossenheit die fast zweifache Verantwortung seiner Partei und seinen Gegnern gegenüber auf sich. Kossuth macht und führt den Krieg; denn er gehorcht nur einem leitenden Gedanken, und dieser gehört seinem Volke, seinem Vaterlande. Kossuth steht und fällt im eigentlichsten Sinne des Wortes mit der Freiheit der Magyaren. Wenn sein Vaterland kein Rom, sondern ein Karthago, das seinen Hannibal verbluten läßt, weil er nichts zahlen will, so ist es nicht die Schuld des Helden. Er ist ein Washington ohne Amerikaner, und noch mehr, weil eben ohne Amerikaner. Der Schauplatz seiner Thaten macht seinen Unstern; dafür aber ist nicht er, sondern das Schicksal verantwortlich. Und wenn ihn Thoren, deren Orakel: der Erfolg, verurtheilen, so wird und muß ihn die Geschichte preisen und verherrlichen; aber zugleich beklagen, daß er keinem Volke angehörte, welches ihm die Wage gehalten.

Kossuth's Größe hätte können ein effectvolleres Piedestal haben, als an den ungarischen Verhältnissen; bei günstigeren Umständen hätten Siegestrophäen, ein jubelndes beglücktes Volk Freiheitshymnen zu seinem Ruhme gesprochen, während jetzt nur eingeäscherte Städte, Wittwen und Waisen, verarmte Bürger, zertretener Segen und Wohlstand, Ruin seine Größe verkünden; das ist sein Unstern; allein das Zeugniß für sein Heldenthum bleibt sich gleich. Kossuth hat die Größe der Gefahr, der er sein Vaterland

und sich entgegengeführt, nicht übersehen; er hat sie genau gekannt und ermessen; er hat ihr Trotz geboten. Sein Losungswort war Freiheit oder Tod, und es war keine hohle Phrase, wie sie im demokratischen Verein zu Breslau in der Stadt gehört wird, er hat es besiegelt durch die That. Wie genau er den Feind seiner großen Sache gekannt, bewies er schon, als er am 15. März in Wien war, und mit dem Warnungsruf den Jubel des leichtgläubigen Volkes unterbrach: „Traut nicht dieser Regierung; sie verspricht, wenn sie muß, und bricht, wenn sie kann, habt ihr eure Freiheit nicht garantirt, so ist sie nicht."

In der berühmten Prophezeihung, die in dem Kossuth hirlap abgedruckt war, kommt folgende Stelle vor, die es bezeichnet, wie der ungarische Finanzminister den bevorstehenden Verzweiflungskampf aufgefaßt.

— „Die Frauen aber zwischen Veßprim und Weißenburg sollen graben ein großes Grab, in diesem wollen wir den ungarischen Namen, die ungarische Ehre, die ungarische Nation — oder unsere Feinde begraben, und auf diesem wird entweder die Schandsäule des ungarischen Namens stehen mit der Aufschrift: So straft Gott die Freiheit, oder, der ewig grüne Baum der Freiheit, aus dessen Zweigen die Stimme Gottes erschallen wird, wie sie Moses aus dem brennenden Dornbusch erschollen: Der Ort, den du betrittst, ist heilig, so lohne ich die Tapferkeit. — Freiheit, Ruhm, Wohlsein, Glückseligkeit den Magyaren."

Kossuths Leben war ein beständiger Kampf. Zuerst mit der Bedrängniß der Armuth, dann mit der Ungerechtigkeit, mit der Tyrannei, mit einem gebrechlichen Körper, der sich sträubte, dem gewaltigen Geiste zu dienen.

In einem kleinen Dorfe der Zempliner Gespannschaft stand seine Wiege; im Jahre 1806 hat er das Licht der Welt erblickt, in welcher er eine schwierige Aufgabe zu lösen bekommen oder vielmehr sich selber stellen sollte; er stammt von adeligen Eltern ab; es hat aber mit dem kleinen Adel in Ungarn, wie bekannt, nie viel zu bedeuten gehabt; er bildete ehemals nur den Uebergang von Leibeignen zum Magnaten. Unter Kämpfen mit Noth und Entbehrungen vollendete Kossuth die juristischen Studien in Pesth; auch seiner Jugend war der Mehlthau nicht erspart, der ihre Blüthen knickt und ihre Entfaltung hemmt. Schon der junge Mann hatte an dem Schicksal seinen Lehrmeister, und es lehrte ihn überwinden, eine Uebung, in der es der gelehrige Zögling später zur großen Fertigkeit gebracht. Kossuth kämpfte so lange mit drückender Armuth, bis einige Deputirte ihm die Geschäfte, die sie für ihre Comitate zu besorgen hatten, übertrugen. Nun hatte er Brod und eine Thätigkeit, und gab sich dieser und seinen Lieblingsstudien hin. Wer es weiß, wie Armuth bindet und lähmt, der wird begreifen, was eine solche Befreiung zu bedeuten habe. Kossuth's Talente traten auffallend hervor und gewannen die besondere Aufmerksamkeit der mit ihm in Verbindung getretenen Deputirten, und sie übertrugen ihm die Besprechung der Reichstagsverhandlungen in der von ihnen neu gegründeten lithographirten Zeitschrift. Wie kühn und gewandt trat der junge Publicist den Uebergriffen und dem Unrecht der Regierung entgegen; welche Theilnahme fanden die ersten Kampfversuche des jungen Ritters für die Freiheit seines Volkes. Die Opposition freute sich über diesen unerwarteten Fund, — die Regierung erschrak — und ach, wie gefährlich ist eine erschreckende Regierung. Die lithographirte Zeitung wurde fortwährend confiscirt, und die

Regierung drang darauf, daß sie wie Drucksachen der Censur unterworfen würde. Kossuth vermehrte seine Schreiben und ließ Manuscripte hinausflattern in das Land.

Die scharfsinnigen Auseinandersetzungen und die flammenden Worte der Begeisterung die drohende Zusammenwirkung des klaren Verstandes und der heftigen Leidenschaft, die Kopf und Herz des Lesers bemeisterten, erregte großes, allerhöchstes Mißfallen. — Die erschrockene Regierung war auf einen Zufluchtsort für den jungen Publicisten bedacht, und überwies ihn einer schweren Haft. Der junge Mann hatte die Wahrheit auszusprechen gewagt, und die Wahrheit gilt bei der Despotie immer für Hochverrath. Welche Haft den jungen Kossuth aufgenommen, ist unbekannt; denn er wurde in dieselbe und aus derselben mit verbundenen Augen geführt. Verbundene Augen, das ist's, was eine ungerechte Regierung anwenden muß.

Eine allgemeine Amnestie gab dem Rebellen, wie es in der Hofsprache heißt, die Freiheit. Die Leiden im Kerker haben seinen Körper verwüstet; aber zugleich die Flammen des Hasses geschürt, des Hasses gegen eine Gewalt, die außer sich selbst nichts anerkennt.

Kossuth trat aus dem Kerker in die Schranken für sein Vaterland; durch Wort, Schrift und That hat er das Möglichste gewirkt für sein Volk. Er stand in seinem Vaterlande als Kämpfer Allen voran; denn Keiner kam ihm gleich, weder an Kraft, noch an Muth, weder an Entschlossenheit, noch Energie. Er mußte Diktator werden, da die Gefahr zu solcher Höhe herangewachsen war, wie in der letzten Zeit; nur er konnte es werden; denn er ist der Erste im Königreich Denn seine Kraft nährt das Vertrauen des Volkes, und das Vertrauen des Volkes stählt seine Kraft. An Kossuth sieht man, wie Könige wurden, wie Könige werden dürfen.

Kossuth verehrt einen Gott und keinen neben ihn, und diesem opfert er Alles, sich und Andere, Grundsätze und Prinzipien, Menschen und Werke, selbst das Recht und das ewige Gesetz. Und dieser Gott ist sein Vaterland. In der Liebe zum Vaterlande wurzeln seine Tugenden und seine Laster.

Um dieses zu erhalten, zu kräftigen, hat er tyrannisirt, um dieses frei zu machen und zu erhalten, hat er die Freiheit Anderer unterdrückt, um dieses zu beglücken, hat er das Glück Anderer mit Füßen getreten. Er kannte keine Rücksicht, wenn es galt, diesem zu dienen, das ist sein Verbrechen und tragisches Geschick an diesem Auflehnen gegen das heilige Gebot des Rechts geht, es geht sein Vaterland zu Grunde. Er wollte magyarisiren, um die Magyaren zu kräftigen, und hat sie geschwächt, untergraben; er wollte die slavischen Völker in Ungarn gewaltsam an die Magyaren heranreißen, um zu verhindern, was jetzt beschleunigt hereingebrochen. Er that unrecht, aber er that es nicht für sich; er erkannte die Gefahr, in der sein abgerissenes Vaterland schwebte, und griff nach jedem Mittel, um es zu retten; es gelang nicht! Denn es konnte nicht gelingen, eben so wenig wie es dem Kaiser Joseph gelang, die österreichische Monarchie zu germanisiren, der es wohl auch voraussehen mochte, daß durch die Nationalitätenverschiedenheit dieser Staat auseinander trümmern müsse, und der auch die Feindseligkeiten weckte, die er aufheben wollte.

Kossuth wollte Ungarn um jeden Preis groß machen, und in diesem Streben finden all' seine Vorzüge und Fehltritte ihren Commentar; er vereinigte die Parteien im In-

nern des Landes, wenn auch dabei das rein demokratische Prinzip nicht zur Geltung kam; er erkannte die Nothwendigkeit dieser Vereinigung, und fügte sich der einzig möglichen Bedingung; er begnügte sich mit halben Concessionen des Adels, und brachte es in der That dahin, daß der Adel in Verbindung mit dem Volke für die magyarische Sache auftrat, und daß die Revolution weder an Schwierigkeiten scheiterte, wie Anno 30, noch wie Anno 46 in Polen.

Wie lächerlich klingt der Vorwurf, den eine ungestüme Partei dem ungarischen Staatsmanne gemacht, daß er kein echter Demokrat sei; sie übersieht es in ihrem schönen Eifer, daß der getadelte Mann sein Vaterland nach Außen hin frei machen mußte, bevor er an die innere radikale Umgestaltung gehen konnte; daß er im Innern jeden Kampf vermeiden mußte, bevor er nach Außen hin bestanden war. Kossuth konnte und durfte nicht anders; erst ein festgestelltes, gesichertes Ungarn, und dann die kräftige Durchführung zeitgemäßer Prinzipien.

Kossuth war gezwungen, bei seinem Werk der Reorganisation Rücksicht zu nehmen.

Kossuth hat, um den diplomatischen Künsten, die fortwährend unter Metternich, wie unter Doblhoff, sein Vaterland mit verderblichen Netzen umspannen, Stand zu halten, selbst diplomatische Künste angewendet, und als er Schmähungen gegen die Aula, gegen das constitutionelle Ministerium, das den Kaiser nicht ein Mal in der Burg seiner Ahnen zu schützen vermag, öffentlich ausgesprochen, geschah es nur zu dem Behuf, um das ungarische Volk vor der Gemeinschaftlichkeit des W. Ministeriums zurückzuschrecken und sie zur unerschütterlichen Bewahrung ihrer selbstständigen Regierung Verfassung und Verwaltung zu vermögen, weil er die Gefährdung der Freiheit in der Gemeinschaftlichkeit des Ministeriums erblickte, weil er überhaupt, weil er den Erreichungen durch die Märzbewegung keinen Bestand zutraute und zu befürchten stand, daß Ungarn, unter demselben Ministerium wie die übrigen Provinzen, derselben Reaction wie diese anheimfallen würde, während die Losgerissenheit Ungarns einige Garantien für die Freiheit zu bieten vermag. Am 3. August sprach Kossuth im Unterhause die Worte, die seine Voraussicht darthun: „Ich aber sage, wenn es dem Wiener Ministerium je gelänge, in Folge eines von Gott verhängten Fluches, — doch wird auch da die Nation ein Wort d'rein zu sprechen haben, ich sage, **wenn** es ihm gelänge, — denn selbst auf die Beschlüsse der Vorsehung üben die Beschlüsse der Nationen ihren Einfluß — wenn es, sage ich, dem österreichischen Ministerium je gelänge, die Verwaltung des ungarischen Kriegs- und Finanzwesens an sich zu reißen, und vielleicht auch noch das Departement des Handels, was würde davon die Folge sein?

Das vielleicht, daß die österreichische Nation constitutionell und frei bliebe? Nein! sondern die Folge davon wäre, daß man Oesterreich durch ungarische Truppen im Joche erhalten würde, — oder um eine bessere Disposition zu treffen, Böhmen und Galizien durch ungarisches Militär, welches, da es in den Händen des Wiener Ministeriums sich befände, nicht von ungarischem Geiste und Gefühle beseelt wäre; mit galizischen und böhmischen Soldaten würde man Oesterreich im Zaume halten; mit österreichischen Ungarn, mit kroatischen Siebenbürgen, mit siebenbürgischen Kroatien, und in Folge dieser Centralisation hätten wir dann eine gemeinsame Sklaverei, schlimmer als ehedem.

Möge dies jeder constitutionell gesinnte Oesterreicher einsehen, um es ganz zu begreifen, daß die Wiederherstellung jenes alten Verbandes und des alten ungesetzlichen Verfahrens nur das Grab der österreichischen Verfassung und Freiheit sein würde. —

Daß dieser Kalkul ein mächtiger, ist nicht zu bestreiten, daß er durch Umstände, wie die slavische Coalition mit der Regierung zu Schanden geworden, ist ein Ereigniß, das von einem Menschenauge kaum vorherzusehen war.

Sicher ist, daß Kossuth jene Liebe und Verehrung für die Wiener Freiheitskämpfer, deren er sie im März versichert, auch dann bewahrt hat, als er im Interesse seines Landes das Gegentheil ausgesprochen. Wer, dem Kossuths Leben und Wirken bekannt, könnte auch daran zweifeln? Die Klemme, in welche man das arme Land der Magyaren brachte, die Machinationen, die man gegen dasselbe in Anwendung brachte, mußten wohl den edeln Patrioten zu der verzweifelten Gegenwehr treiben, die weiter nichts im Auge behält, als die Gefahr und Rettung. In der bedenklichen Lage war es, daß Kossuth die Theilnahme Ungarns an der österreichischen Staatsschuld und die Abstellung von Soldaten für den Krieg in Italien zugestand, um die unglückselige Katastrophe von seinem Vaterlande abzuwenden. Er hatte früher gegen diese Contributionen gesprochen, indem er sich auf den Standpunkte des Rechtes stellte, er sprach jetzt für dieselben; denn er stellte sich auf den Standpunkt der Nothwendigkeit. Eine sträfliche unfruchtbare Politik; eine Freiheit, für die man zahlen muß, noch dazu solches Sündengeld zahlen muß, ist keine. „Jenem Netze der alten Politik, die von der österreichischen Regierung, nach den März- und Mai-Schauern mit aller Energie in Aufnahme gebracht wurde, war auf diesem Wege nicht zu entgehen. Und Kossuth hat, durch diese Verleugnung heiliger Grundsätze zweifach gefehlt: mit dem Herzen und mit dem Kopfe; dennoch kann man mit ihm nicht rechten; denn er hat für sein Vaterland gerungen; man kann nicht mit ihm rechten; denn es ist mir zu klar, wie nothwendig die Abwehr gewesen. — Ein unermeßliches Unglück hat ihn und sein Land erreicht. Wenn man sagen kann, daß in gewissen Fällen, ein Fehler ein Verbrechen sei, so kann man in diesem Falle sagen, das Verbrechen sei ein Fehler gewesen.

Was soll man von dem Talente dieses Mannes sagen; es ist so riesig, wie dessen Streben. Als Staatsmann, Redner und Publicist gleich ausgezeichnet, hat er in allen drei Eigenschaften, die sich wechselseitig unterstützten auf die Regenerirung Ungarns mit dem mächtigsten Erfolg hingearbeitet.

Er hat sein Vaterland durch die Macht seines Geistes gehoben und getragen. Bei aller Leidenschaft besonnen, bei aller Gluth der Seele klaren, durchdringenden Geistes, bei allem Fanatismus in der Hingebung an die Offenbarungen der Vernunft praktisch, vereint er in sich die zwei einander entgegengesetztesten Talente zu agitiren und zu organisiren, er ist der Mann für alle Zeiten und alle Verhältnisse, er schafft und leitet die Bewegung, und ist Finanzminister, er hat empörend und ordnend zugleich gewirkt, er hat das nationale Bewußtsein im Volke mit fortdauernder Thätigkeit genährt und ein starkes Ungarn dadurch angebahnt, daß er eben durch dieses Bewußtsein die Leibeigenschaft der untern Klassen und die mit ihr verbundene dumpfe Willenlosigkeit aufgehoben, und den Stolz des Magnatenthums zu Concessionen bewogen, er hat auf dem Wege der Reform alles Störende für eine große Entwicklung beseitigt, das Feindselige im Innern versöhnt, das Erschlaffte geweckt, das

Versunkene erhoben, das Uebergreifende eingedämmt; er that, was ein Mensch nur thun konnte.

Er war die Seele des neuen Lebens, der neuen Entwickelung in Ungarn. Er hat mit dem Muth des Helden, der seinen großen Gedanken als Einziges und Höchstes anerkannt, den Krieg heraufbeschworen, ohne auch nur einen Augenblick vor den Opfern zurückzuschrecken, den ein so schwerer Krieg erheischen würde, ohne sich vor dem Zweifelhaften des Ausganges beirren zu lassen. Er hat den Krieg entzündet, er hat die Kräfte desselben geschaffen. Und in diesem Augenblicke, da Niederlage auf Niederlage die unglücklichen Kämpfer für ihr Recht und ihre Freiheit getroffen, da die meisten wichtigen Punkte von dem Feinde genommen sind, ist der Muth Kossuths unerschüttert, und er hält aus mit der treuen Schaar, und facht ihren Muth an zur Fortsetzung des verzweifelten Kampfes; denn er giebt die Sache nicht verloren, die nach seiner Ueberzeugung nicht verloren sein kann, nicht verloren sein darf. „Und schlagen wir den Feind nicht bei Raab, schlagen wir ihn bei Ofen, schlagen wir ihn nicht bei Ofen, schlagen wir ihn bei Szegedin, wir müssen siegen. —

Was Kossuth als Redner vermag, übersteigt alle Vorstellungen; es giebt in Ungarn keinen Widerstand gegen die Macht seines Worts, er überzeugt die Verständigen, er gewinnt die Schwankenden, er bekehrt den Abtrünnigen, er bezwingt die Feindseligen, er entflammt das Alter, er begeistert die Jugend, er belebt und vernichtet, sein Wort ist allmächtig, er zaubert Krieger aus dem Boden, er reißt ganze Scharen in den Tod hinein. Er ist der Abgott des Magyarenvolkes, das sich in ihm mit all' seinen Vorzügen und Fehlern repräsentirt sieht. Der Instinkt des Volkes erkennt das große heilige Streben seines Vertreters. Das Volk der Magyaren und Kossuth verstehen sich wechselseitig, sie stehen im innigsten Rapporte. Selbst die Frauen und Kinder der Magyaren verehren in Kossuth den Heiligen des Landes.

Randglossen zu Dahlmanns Neujahrsgabe.

Während sich in Preußen von Tag zu Tag die despotischen, mit keiner konstitutionellen Regierungsform vereinbarlichen Uebergriffe mehren, und die Vertreter der Krone bereits so weit gegangen sind, die Vertreter des Volkes in die Zuchthäuser zu stecken, giebt es Stimmen, ja viele Stimmen, welche jetzt schon Friedrich Wilhelm als deutschen Kaiser ausrufen. Unter diesen, oder, wenn man will, in ihren vorderen Reihen sehen wir auch Dahlmann, und wir können nicht umhin, seine „Neujahrsgabe," die er dem deutschen Volke „zur Beherzigung" übergeben, etwas näher zu betrachten.

Die Neujahrsgabe beginnt mit einer Aufforderung an das deutsche Volk, heutzutage mehr denn je auf die Wahrung seines alten Ruhmes der „Gewissenhaftigkeit" bedacht zu sein. So richtig und anerkennenswerth diese Moral für alle und jede Zeit ist, so meinen wir aber doch, daß sie gerade heutzutage etwas unpassend angebracht sei, und Gewissenhaf-

tigkeit weniger dem Volke, als vielmehr seinen von Gott bestellten Führern einzuschärfen wäre. Diese Gewissenhaftigkeit erwartet der Deutsche von seinem Reichsoberhaupte, nicht aber, wie die Neujahrsgabe meint, eine Macht im Staatenkreise, die der Größe des deutschen Volkes würdig ist. Wenn nun das deutsche Volk wirklich groß dasteht, wozu muß es dann von einer entsprechenden Macht beherrscht werden? Diese Macht, die vielleicht mit dem Worte Zuchtruthe am Richtigsten bezeichnet sein dürfte, wäre doch nur dann am Platze, wenn es dem Volke eben an Größe, an Macht gebräche; und selbst dann könnte Niemand, der es mit dem Volke redlich meint und sich nicht selbst betrügen will, in dem Augenblicke mit Vertrauen auf die preußische Krone blicken, wo sie sich dem Volke geradezu gegenüber gestellt und nur zu deutlich bewies, wie wenig Lust sie fühle, Rechte des Volkes neben den ihrigen bestehen zu lassen, und sie zu achten.

Die Mahnung: „bei dem Mächtigen suche Schutz,“ ist einem Schwächlinge gegenüber anwendbar, nicht aber im Angesichte eines Volkes von mehr als 30 Millionen, das seine scheinbare Entkräftung oder, besser gesagt, die Zersplitterung seiner Kraft und daraus folgende Wirkungslosigkeit im Völkergetreibe eben jenen Mächtigen verdankt. Das deutsche Volk hat nicht Noth, Schutz zu suchen, weit näher liegt es ihm, Gerechtigkeit zu verlangen, mit der es so sparsam gesegnet wird.

Es ist gewiß, daß der König von Preußen eine imposante Macht repräsentiren wird, wenn sein Scepter bis an den Bodensee reicht, ob es aber zum Glücke des deutschen Volkes beitragen werde, wenn Friedrich Wilhelm ein mächtiger Herr geworden, scheint uns nach der Art und Weise, wie er Preußen beglückt, sehr zweifelhaft. Der preußische Reichstag wird dann schwerlich in dem deutschen Parlamente aufgehen, wie Dahlmann prophezeiht, wohl aber dürfte das Umgekehrte stattfinden. — Ja der Geschichtsforscher Dahlmann legt sogar eine Lanze für die Erblichkeit, für das Prinzip ein, die deutschen Kaiserscepter für ewige Zeiten in die Hände der Hohenzollern zu legen. Weiß die Geschichte auch nur von einem Volke zu erzählen, daß durch erbliche Herrscher beglückt und nicht vielmehr in Verwirrung und Revolution gestürzt worden wäre?

Wie veraltet die Begriffe sind, denen Dahlmann huldigt, ersieht man klar aus der deutschthümelnden Phrase: „Dränge heute die geflügelte Kunde an den Rhein, Frankreichs Scharen wälzten sich feindselig heran, würde nicht da ein Schrei, durch ganz Deutschland schallend, mahnen, uns um den Adler Preußens zu scharen? Wie die deutschen Fürsten mit den Präsidenten der Republik zurechtkommen werden, wissen wir nicht, wohl aber wissen wir, daß sich nach Freiheit ringende Völker nicht hassen und bekriegen, und es dürfte doch im 19. Jahrhundert eine ziemliche Anzahl Deutscher geben, die sich, wenn sie schon erobert werden sollen, am Ende lieber von der jugendlichen Republik, als von dem altkonstitutionell überfirnißten Militärstaate erobern lassen, denen es klar ist, daß das höchste Prinzip — Freiheit heißt, und daß die Völker, wenn sie frei sind, ohne Zweifel auch einig sein werden, daß aber andererseits Einigkeit noch lange nicht Freiheit mit sich bringe. —

Dem Einwurfe, daß dem Begriffe des Bundesstaates die Erblichkeit des Oberhauptes widerstreite, begegnet Dahlmann damit, daß man leicht die Niederlage eines Begriffes verschmerzen könne, wenn Deutschland dabei nur glücklich wird. Insofern hat derselbe auch

vollkommen Recht; aber er hat eben deßhalb Unrecht, wenn er wenig Zeilen später die 6 Millionen deutscher Oesterreicher verleugnet, und kalt aus der Umarmung der deutschen Brudervölker hinausstößt, — um sein Prinzip aufrecht zu erhalten. Die Neujahrsgabe endet mit einem vertrauensvollen Aufrufe an die deutschen Fürsten, der Einheit des Vaterlandes ihre Sonderinteressen zum Opfer zu bringen, und ihre Verheißungen dem Volke zu erfüllen. Obschon dies nun so beiläufig hingeworfen scheint, so mußte Dahlmann doch wissen, daß auf Erfüllung dieses Erfordernisses seine ganze Theorie beruht, und daß sie dieser nicht als Schlußsatz, sondern als Voraussetzung diene, welche aber, wie Dahlmann aus der Geschichte der Dynastien längst ersehen haben mußte, noch nie zur Wahrheit geworden ist und nie werden wird. —

Das politische Mißtrauen.

Die bürgerliche Gesellschaft, welche bisher wenigstens einen scheinbaren Halt und Zusammenhang besaß, wird jetzt in allen ihren Fugen lose, ihr fester Boden beginnt — sich zu zerbröckeln und es scheint als müsse der Schöpfung eines wahren nationalen Gemeinsinns ein Auseinanderfahren in lauter partikulare Egoismen, wie es jetzt Statt findet, vorangehen. Während in einem gesunden Staatsorganismus jeder einzelne staatliche Bestandtheil zur Harmonie des Ganzen gezwungen wird, findet jetzt die Lebensäußerung des Staates auf elementare Weise Statt, jedes einzelne Rädchen der Staatsmaschine bewegt sich ohne Verbindung mit den übrigen Rädern, die entgegengesetztesten Mächte des öffentlichen Lebens sind wach geschrien und stieren sich nun verwundert, zweifelhaft und mißtrauisch an. Während auf der einen Seite das Volk, welches Jahrhunderte lang in seinem Pflanzenschlaf ausgeharrt, erwacht mit seinen ungelenken, riesigen Gliedern sich rührt und in dem schrecklichen Lichte, das die Feuerbrände der Zeit verbreiten, sich scheu umsieht, stehen auf der entgegengesetzten Seite die Machthaber, erschreckt über geschichtliche Mächte, deren Existenz sie bisher nicht kannten, und sehen voll Bangigkeit und Entsetzen in die ungewisse Zukunft. Man denke sich einen Thürmer, der sich ängstlich hinablehnt und gierig lauscht, was die Menge am Fuße des hohen Thurms zu ihm hinaufschreit, nichts von ihrem Begehren hört als ein dumpfes Gebrüll, und weil er Jahre lang auf seiner einsamen, abgesperrten Höhe zugebracht, die Sprache des Volkes nicht versteht und man wird ein Bild davon erhalten, auf welche Weise der Staat sich jetzt gipfelt und wie die Spitzen der Gesellschaft sich gegen sie selbst zu wenden drohen. Die übrigen Elemente des Staates aber haben sich aus ihrer großen Theils unnatürlichen Verbindung losgerissen, das Gleichgewicht des Staates ist verschwunden und man bemüht sich vergeblich, dem schwankenden, ungewissen Zustande ein rasches Ende zu geben. Es soll sich eben eine neue Ordnung der Dinge herausbilden — und dabei fühlen alle Theile, daß es nicht beim Bilden bleiben könne, die Besitzenden und Bevorrechteten fürchten dadurch zu verlieren und sträuben sich dagegen, die übrigen Bestandtheile der Gesellschaft befürchten zum Theil ein gewaltsames

Zurückdrängen in den früheren Zustand, zum Theil wollen sie die Harmonie des Ganzen nicht mehr durch ihre großen Entbehrungen bewirken lassen, und auf diese Weise erzeugt sich nach allen Richtungen hin ein Mißtrauen, welches man als eines der vorzüglichsten, charakteristischen Merkmale unserer Zeit bezeichnen kann. Das Erdbeben, welches den europäischen Staatenbau erschüttert, schreitet noch in geheimnißvoller Tiefe fort, Alles oscillirt und ist in steter Bewegung erhalten, die natürliche Folge ist daher ein allseitiges Mißtrauen. Wir Alle stehen an der großen Retorte der Zeit und blicken mißtrauisch auf das Brodeln und Gähren in derselben. Die „Mißverständnisse", welche die Bewegung in Paris und Berlin eingeleitet haben, und welche auch an anderen Orten sich wiederholen, stehen in tiefem Zusammenhange mit diesem allgemeinen Mißtrauen.

Da das Mißtrauen als einer der allgemeinen Faktoren der Bewegungen und deswegen als ein geschichtliches Moment sich herausstellt, so hat es, wie jede geschichtliche Erscheinung, nothwendig eine Licht- und Schattenseite. Die Carricatur des politischen Mißtrauens äußert sich in der Gespensterseherei und dem wilden Heere der Gerüchte, welche vom Tage wie Blasen aufgeworfen werden. Hieran knüpft sich jedoch auch die gute Seite des Mißtrauens. Das Mißtrauen ist die Tugend der Revolution, die Mündigkeitserklärung der Völker, der Zunder der Begeisterung. Das Mißtrauen ist eine Mahnung für die Fürsten, ein Sporn für die Völker, das Feldgeschrei des Kampfes, die Permanenz der Bewegung, der Gährungsstoff der Entwickelung. Sobald ein Volk anfängt mißtrauisch zu werden, erwacht es zur Selbstständigkeit, durch das Mißtrauen werfen wir einen Blick in die bodenlose Tiefe des Volksgeistes, auf die riesige Kraft einer Nation. Alles was ein Volk im Stande ist, zeigt es drohend in seinem Mißtrauen; bei einem Einzelnen ist das Mißtrauen kleinlich, ja bisweilen feige, ein Volk spricht all seinen Trotz und seine Krafe in seinem Mißtrauen aus. Ist das Vertrauen der Völker der höchste Lohn, so ist ihr Mißtrauen die bitterste Strafe. Der Staat beginnt zu zittern, die Geschichte bereitet eine neue Phase vor, wenn Völker zum Mißtrauen kommen.

Hat das Mißtrauen als Boden der Bewegung seine großen Lichtseiten, so fehlen ihm doch nicht die Schattenseiten. Gerade das Ungewisse des Mißtrauens ist es, was wohl die geistige Bewegung aber auch den leeren Tumult wach erhält. Der schmutzige Bodensatz der Gesellschaft kann nur in der Atmosphäre des Mißtrauens aufsteigen. Das Mißtrauen hindert ferner nicht selten jede Formation, auch die gute, sie macht jeglichen Abschluß, jedes Ziel unmöglich, und diese Hetze treibt uns dann nur zu leicht über das Ziel hinaus, dorthin, wo die reguläre Staatsthätigkeit unmöglich zu werden anfängt und die Barbarei der Gewalt beginnt. Das Mißtrauen nutzt ab, überreizt, erschlafft, durchhöhlt alle Grundlagen des Verkehrs, isolirt, hebt allen Reiz zur friedlichen Thätigkeit auf, brennt die Wurzeln des Wohlstandes aus und verscheucht die Künste und Wissenschaften. Das Mißtrauen hält zur schrecklichen Röthe der Zeit noch die Fackel hin, und fügt dem Donner noch die Trommel hinzu.

Wenn alle Parteien genau ihr Mißtrauen abwägen würden, so käme in den meisten Fällen eine Ungleichförmigkeit im Verhältniß, ja eine Grundlosigkeit heraus. Jede Partei berechne genau, was die Gegenpartei im Stande ist, und gewiß wird dann jede fortwährende Aufregung, welche deshalb zu beklagen ist, weil sie der Freiheit so viele Jünger

entfremdet, aufhören. Allerdings ist das Mißtrauen die Brücke eines Uebergangszeitalters und der Brütwinkel einer neuen Zeit, auch hat die patriarchalische, blinde Form des Staates aufgehört, allein drängen wir nicht durch ein ununterbrochenes Mißtrauen alle Innigkeit und Biederkeit aus der Gesellschaft. Wohl erinnern sich die Völker, was die Machthaber an ihnen verbrochen, allein sie mögen sich auch daran erinnern, daß ein erwachtes Volk nicht mehr eingeschläfert werden könne. Endlich seien wir zu stolz, um ein Mißtrauen zu hegen, denn jedes Mißtrauen gegen die Fürsten ist auch ein Mißtrauen gegen die Kraft des Volkes.

Briefe.

I.

Wien, am 8. Januar 1849.

Der Belagerungszustand dauert in seinem ganzen Umfange fort, und wir genießen unter seinem wohlthätigen Schutze jene Ruhe, welche man die Grabesruhe zu nennen pflegt. Finden auch in den letzten Tagen keine Hinrichtungen durch Pulver und Blei mehr statt, so haben die willkürlichsten, meistens auf anonyme Angebereien begründeten Verhaftungen und Ausweisungen noch wie früher ihren ungestörten Lauf, und die Allgemeine Augsburger Zeitung hat vollkommen der strengsten Wahrheit gemäß berichtet, wenn sie gesagt, daß das Märtyrerthum und Spionirungssystem der niedrigsten Art, selbst zur Zeit der allmächtig herrschenden Sedlnitzki'schen heiligen Hermandad nicht in so schmachvoller und umfassender Weise betrieben wurde, wie jetzt. Jene Elenden aber, welche von schnöder Geldgier, ekeln Servilismus und selbst Privatrache, mit einem Worte, von der niedrigsten, alle menschlichen und moralischen Gefühle verletzenden Leidenschafen angetrieben, ihre blutgierigen Hyänenblicke lauernd bis in das Innerste des vertrautesten Familienlebens richten, um einige unbedachtsamer Weise, und im Unmuthe im engern Kreise vermeintlicher Freunde gesprochenen Worte der Mißbilligung gegen die Maßregeln der herrschenden und regierenden Militärgewalt zu erhaschen, und auf eine Weise auszubeuten, die oftmals die Freiheit, Ehre und Existenz ganzer Familien in Frage stellt, scheinen in ihrem tollen Wahne, an den bis zum Tage des jüngsten Gerichtes fortdauernden Belagerungszustande zu glauben, und gänzlich die unerbittliche Nemesis zu vergessen. Man darf überzeugt sein, daß am Tage der Aufhebung des Militärgesetzes, in der öffentlichen Meinung ein förmlicher und ungeheuer Ausbruch in Wort, Schrift, und wie wir ernstlich besorgen, auch in That, gegen jenes heillose Heer von Angebern, welche so vieles Unheil und so blutige Thränen hervorgerufen, statt finden werde. Diese schändlichen Späher, die in ihrer Denunciationswuth und Habsucht, oftmals, ja meistens gänzlich unbegründete Beschuldigungen gegen unbescholtene Männer vorbrachten, haben allein die Gefängnisse in so

unerhörter Weise gefüllt, da ein von der höchsten militärischen Behörde ausgegangener Befehl leider auch Verhaftungen auf anonyme Anzeigen verfügte. Trieben es doch diese Elenden so weit, daß drei sehr ehrenwerthe kaiserliche Hofräthe, als sie vom Ban Jellachich, bei welchem sie gespeist hatten, zurückkehrten, von den Polizeischergen auf offener Straße ergriffen, in Fiaker geworfen und in Haft gebracht wurden, in welcher sie eine ganze Nacht zubringen mußten. Dieses Mißverständniß wäre allerdings ergötzlich, wenn nicht das köstlichste Gut des Menschen, die göttliche Freiheit, an drei hochachtbaren Männern auf die gröblichste Weise verletzt worden wäre. Diese Verworfenen, die Pest der menschlichen Gesellschaft, das traurigste, und wie es beinahe scheint, das unvertilgbare Vermächtniß der Metternich-Sedlnitzkischen Verwaltung, werden aber wohlthun, gleich lichtscheuen Nachtvögeln in ihre frühern, unheimlichen Schlupfwinkel zu flüchten, um der so tief gekränkten und in gerechter Weise empörten Bevölkerung Wiens, die Gelegenheit zur Selbstgenugthuung zu entziehen; ein Vergehen, welches zwar nie zu rechtfertigen, aber unter den obwaltenden Verhältnissen jedenfalls erklärter sein würde. Und wie viel des Unheils auch geschehen, so ist durch das wahrhaft aufopfernde, gemäßigte, ja freisinnige Verfahren der Central-Commissions-Beisitzer Hr. Felsenthal, Festenburg, Seemann, und vor Allem des menschenfreundlichen und hochherzigen General-Auditors Linhart, der selbst in den ersten Tagen der furchtbarsten reactionären Aufregung, mit unerschüttlicher Strenge nur die gesetzliche Bahn verfolgte, doch noch des Unglückes mehr verhütet worden, und Vieles, schwer zu Beklagendes wäre unterblieben, wenn nicht ein Mann, wie der Regierungsrath Freiherr von Kuffa, den verderblichsten Einfluß auf den Civil- und Militärgouverneur FML. Welden geübt hätte. Die Zutheilung dieses Koryphäen der absolutistischen Partei zur Central-Commission, war vielleicht das größte Unglück, welches Wien betroffen, und hat wohl mehr Schmerz und Thränen, als irgend eine Maßregel während dem Belagerungszustande hervorgerufen. Hochmüthig und arrogant, und deshalb schon in seinen früheren Amtsverhältnissen von seines Gleichen gemieden, von seinen Untergebenen aber gehaßt, bot ihm seine nunmehrige exceptionelle Stellung die günstigste Gelegenheit dar, seinen unbegränzten Haß gegen die Märzbewegung an den Tag zu legen, und in der willkürlichsten Verfolgung der ehrenhaftesten Persönlichkeiten und Körperschaften, seinen glühenden Haß gegen die gesetzliche Freiheit zu befriedigen. Wir könnten manche Curiosa über sein Wirken mittheilen, allein der tiefe Ekel, welchen wir über das ominöse Treiben desselben empfinden, gebietet uns ferneres Stillschweigen über einen Mann, der, mit dem Fluche der ganzen Bevölkerung Wiens beladen, die ein einstimmiges, verdammendes und unwiderrufliches Urtheil über ihn gefällt, sich wahrlich glücklich schätzen darf, wenn es ihm nach Aufhebung des Belagerungszustandes durch augenblicklichen Rücktritt aus dem Staatsdienste gelingt, sich den entehrendsten, ja schimpflichsten persönlichen Mißhandlungen zu entziehen. Die reactionären Blätter halten sich zwar, seit der ihnen durch den Civil- und Militärgouverneur zugekommenen Warnung, die jedoch, wie es die ministerielle Presse unverholen mittheilt, der Feder des „freisinnigen und kräftigen“ Stadion entflossen, mehr in Schranken, und die ostdeutsche Post bewegt sich ziemlich frei; allein was soll man denken, wenn plötzlich, wie ein Blitzstrahl am heitern Himmel, das Morgenblatt des Lloyds vom 31. December, welches unter dem speciellen Schutze

eines Ministers erscheint, dem Volke geradezu und herausfordernd den Fehdehandschuh entgegenschleudert, und ihm kühn zuruft: nein, das Volk ist nicht souverain! und drohend die in Kremsier versammelten und lammsfromm gewordenen Abgeordneten ermahnt, ja in ihren Beschlüssen bescheiden zu bleiben! Der entschiedenste Tory würde über diese gänzliche und unbedingte Ableugnung des Prinzipes der Volkssouverainität, die sich in speciellen Fällen, und jedenfalls bei der Ausübung des Wahlrechtes bewahrheitet, bedenklich werden, das ganze englische Volk aber, über eine in dieser Weise, namentlich durch ein anerkanntes, ministerielles Organ ausgestoßene und einschüchternde Drohung gegen das Parlament, mit einer Entrüstung erfüllt werden, welche sich wohl in der Zertrümmerung der Pressen eines so freiheitsfeindlichen Blattes entladen könnte. Dergleichen schwer zu tadelnde Versuche auf die öffentliche Meinung rufen aber stets die entgegengesetzte Wirkung, als sie bezwecken, hervor, und säen unter den Gemäßigteren ein Mißtrauen, welches nur zu bald der Regierung und dem Volke gleich bittere Früchte tragen dürfte.

Darum thut es vor Allem Noth, in der ganzen Nation Vertrauen und die Ueberzeugung zu erwecken, daß das Ministerium offen und redlich den Weg des gemäßigten constitutionellen Fortschrittes ohne Rückhalt gehen, und dem, in Wiens glorreichen Märztagen unwiderruflich zu Grabe getragenen absolutistisch, aristokratisch, bureaukratischen System entsagt habe; denn was Oesterreichs Völker verlangen, es ist nicht allein die starre, leblose constitutionelle Form; es ist die Gleichberechtigung Aller zu Allem, die Berücksichtigung der in ihren Bedürfnissen so verschiedenartigen Nationalitäten des Gesammtreiches, die Aufhebung der, alle provinziellen Interessen zerstörenden Centralisation, und vor Allem die gänzliche Umgestaltung der so heillosen alten Bureaukratie, welche krampfhaft an den alten Formen der vormärzlichen Tage sich klammernd, gleich einem Hemmschuh, den unerläßlichen Fortschritt der Zeit in seinem unaufhaltsamen Laufe zu hindern sich bemüht. Die Aufgabe des Ministeriums ist daher eine große, ja unermeßliche.

Wird es aber in seiner gegenwärtigen Zusammenstellung im Stande sein, derselben zu genügen? wir müssen es leider bezweifeln. Graf Stadion, der Minister des Innern, besitzt zwar die, im parlamentarischen Leben wünschenswerthe Gabe der Rede nur wenig, allein ein höherer Geist, ein klares Erkennen unserer Zeit und ihrer Anforderungen belebt ihn, und er vereinigt in seltener Weise die umfassendsten Kenntnisse mit der entschiedensten Willenskraft; darum haben bis jetzt auch nur in seinem Departement gründliche Verbesserungen in den administrativen Einrichtungen und ernstliche Veränderungen in den bureaukratischen Persönlichkeiten stattgefunden. Allein er steht vereinzelt, und in den anderen Zweigen der Verwaltung blüht noch immer die gute alte Zeit, gepflegt von den alten bureaukratischen Gärtnern. Nur der Justizminister Bach hat eine rühmliche Ausnahme gemacht, und in der Ernennung des Hr. Stelzhammer zum Unterstaatssecretär eine gute Wahl getroffen. In dem Handelsministerium ist ein Mann zum Unterstaatssecretär ernannt worden, welcher allerdings den schneckenförmigen Actenlauf der weiland k. k. Hofkammer, bei welcher er stets gedient, wohl kennen mag, aber schwerlich jene umfassenden Handelskenntnisse besitzen dürfte, um in diesem so hochwichtigen Zweige der Staatsverwaltung die Geschäfte leiten zu können. Und an der Spitze dieses Departements steht als Minister ein Mann, der als ein entschiedener Günstling Metternich's, wahrer constitutio-

neller Freiheit kaum hold sein dürfte. Im Kriegsministerium ist auch noch nicht ein einziges jener organischen Gesetze, welche die Beförderung der Offiziere und die Abschaffung oder Modificirung jener so mißbrauchten, und mit Recht so verhaßten Inhabersrechte betreffen, veröffentlicht worden, und der Minister des Ackerbaues hat bis jetzt noch gar kein Lebenszeichen gegeben. Dem Ministerium des öffentlichen Unterrichtes steht als Unterstaatssecretär ein Mann vor, der sich stets nur durch seine entschiedene reactionäre Gesinnung bemerkbar machte, und der Herr Minister der Finanzen ist ein Mann aller Parteien, wie er es während der traurigen October-Ereignisse genugsam bewies. Was endlich das Ministerium des Aeußern betrifft, so ist es noch immer die letzte Zufluchtsstätte, das unverletzliche Asyl der alten Metternich'schen Bureaukratie und aristokratischer Bevorzugung; nicht eine Veränderung hat in diesem so hochwichtigen Departement stattgefunden, und sämmtliche Vertraute des jesuitischen Staatskanzlers sind noch immer im Amt, Würde und Einfluß. Unmittelbar um die Person des Ministerpräsidenten befindet sich ein Mann, Herr Joseph Schabenhäferl, unter dem Namen A. Hübner bekannt, der als ein der meist bevorzugten Akolythen Metternich's und seiner berüchtigten Frau, eine wenig ehrenhafte Vergangenheit aufzuweisen hat, da seine Dienstleistungen stets mehr polizeilicher als diplomatischer Art, und in Leipzig wohlbekannt waren, und dessen Fertigung als Protocollführer auf der Thronentsagungs-Acte Kaiser Ferdinands, ebenso große Verwunderung als Entrüstung, unter allen Wohlgesinnten hervorrief.

In England würde bei den so bedächtlichen und formenstrengen Britten ohne Zweifel der Umstand, daß ein bei dieser so hochwichtigen Urkunde unterfertigter Zeuge, sich eines ihm nicht zukommenden Namens bediente, ernstliche Bedenken über die Gültigkeit derselben hervorrufen. Mit der Leitung des Ministeriums ist aber seit wenigen Tagen Baron Werner als Unterstaatssecretär betraut worden, ein Mann, der als Metternich's geheimster Gedanke betrachtet werden kann, und durch mehr als zwei Decennien der Referent der deutschen Angelegenheiten in der Staatskanzlei war, und aus dessen Feder alle jene Berichte und Instructionen an den berüchtigten Bundestagspräsidenten, Grafen Münch-Bellinghausen entflossen, welche Deutschland auf jene Stufe der Erniedrigung und Knechtung führten, auf welcher es bis in den Märztagen des nun verflossenen Jahres stand. Und dieser Mann, der seine jesuitischen Grundsätze zur Zeit des Sonderbundes offen zur Schau trug, sollte noch ferner in den Verhandlungen der Neugestaltung Deutschlands und dessen Anschlusses an Oesterreich verwendet werden können? Das hieße dem ganzen, gemeinsamen, großen Vaterlande Hohn sprechen. In Konstantinopel ist noch fortwährend Graf Stürmer, k. k. Internunzius, und wie er daselbst gerade in letzter Zeit zur Schmach und Erniedrigung Oesterreichs, sich jeder Mitwirkung an den Protestationen der Repräsentanten Englands und Frankreichs gegen die völkerrechtswidrigen Eingriffe Rußlands in den Donaufürstenthümern, entzog, haben uns die Londoner und Pariser Zeitungen zur Genüge berichtet. Und in dieser Weise sind beinahe alle unsere Gesandtschaftsposten besetzt, und der Herr Ministerpräsident hat noch nicht daran gedacht, sein specielles Ministerium mit neuen, der freiheitlichen Zeit entsprechenden Kräften zu stärken, und nur, wenn ein Volk sich würdig vertreten, und bei fremden Nationen geachtet und geehrt steht, wird es zur

eigenen Regierung Vertrauen fassen. Aus dieser so verschiedenartigen Leitung der einzelnen Zweige der Verwaltung leuchtet die geringe Homogeneität des Ministeriums hervor, und es ist nur zu wahrscheinlich, daß nach Aufhebung des Belagerungszustandes, der noch so manche unserer Verhältnisse verhüllt, eine Umgestaltung desselben erfolgen werde, als bereits Umtriebe verlautbaren, die beabsichtigen, Stadion durch Herrn von Schmerling zu ersetzen, und welchen wenigstens einige seiner Collegen nicht fremd sein dürften. Der Minister des Innern besitzt aber das Vertrauen aller wahren Freunde des Vaterlandes und constitutioneller Freiheit in so entschiedener Weise, daß ihn die öffentliche Stimme, so wie die Presse in einem solchen Falle nicht nur schützen, sondern mit ihrer unwiderstehlichen Macht an die Spitze des Ministeriums, als seiner eigentlichen Stelle, erheben würde. Möge er denn mit Männern seiner Gesinnung ein Ministerium bilden, und mit kräftiger und geübter Hand das Steuerruder des Staates leiten, um im Innern die von ihm beabsichtigten und bereits begonnenen Reformen durchzuführen, im Aeußeren aber Oesterreichs Ansehen und Würde auf die ihm gebührende Stufe zu erheben. Die Dankbarkeit seiner Mitbürger und unvergänglicher Ruhm werden ihm das große vollbrachte Werk lohnen, und wir prophezeihen ihm dann mit voller Zuversicht eine ministerielle Zukunft von Jahrzehenten, gleich einem zweiten Pitt *).

Jener Stern aber, welcher stets in so wunderbarer Weise über uns gewaltet, wird dann in neuer Kraft und nimmer erbleichendem Strahlenglanze fort in unsern Geschicken leuchten, und was den vielfältigen Stürmen und schweren Kämpfen, welche unser Vaterland, bevor es in den Besitz gesetzlicher Freiheit gelangt, überstehen mußte, wird gleich einem neuen Phönix, ein großes, mächtiges, einiges, freies Oesterreich erstehen.

N. S. Der seither von dem Minister des Innern in der Reichsversammlung, bezüglich dem §. 1 der Grundrechte gehaltene Vortrag, ändert in keiner Weise unsere wohlbegründeten Ansichten über dessen Freisinnigkeit, da wir zur Ueberzeugung gelangt sind, daß ihm dieser Schritt von der gegenwärtig herrschenden, höchsten und allmächtigen Militär-Autorität auferlegt wurde. Stadion's Austritt würde eben in diesem Augenblicke unbeschreibliche Verwirrung, und die verderblichsten Folgen für unsere jugendliche und schwache Freiheit hervorrufen.

II.

Prag, den 16. Januar.

Ja mit Sturmeseile kehren sie wieder die guten alten Zeiten! — Da sitze ich wieder an meinem Schreibtische, um ein freies Wort über Oesterreich, in einem außerhalb Oesterreichs erscheinenden Blatte sprechen zu können. Innerhalb der Gränzmarken meines Vater-

*) Unser ehrenwerther geistreicher Correspondent führt uns das Bild eines Ertrinkenden vor, der sich an einen Strohhalm faßt, um sich zu retten. So schlimm steht es mit der Freiheit und dem Recht in Oesterreich, daß er, obgleich ein Demokrat, für Stadion in die Schranken treten zu müssen glaubt, um nicht den geretteten Schein von Freiheit gänzlich versinken zu sehen. D. R.

landes fände ich kaum ein Journal, welches den Ton meiner freimüthigen Aeußerungen wiedergeben wollte. Ich schreibe an Sie, die von Ihrem Vaterlande politischer Meinungen wegen Verbannten, Geächteten. Den kühnen Wurf, mit welchem der Volkswille in Frankreich das Nest der Despotie zerstörte, hat man auch in unserem Vaterlande zu wiederholen versucht. Doch zu schwach war der erschlaffte, ungeübte Arm! Der Wurf traf wohl auch das Schwarze, ja das Allerschwärzeste, — und Metternich hatte aufgehört zu regieren — aber doch zu matt prallte die Kugel zurück, den ungeschickten Absender verwundend. Den Altmeister der verruchten, fluchwürdigen Dynastienpolitik haben wir wohl verloren, doch wer ersetzt nun seine Stelle? Wir können wie Goethe in seinem Faust ausrufen: Den Bösen sind wir los, die Bösen sind geblieben.

Unser Ministerium — wir wollen nicht ungerecht sein — es hat alle billigen Erwartungen reich erfüllt, die der denkende, beobachtende Mann von einem Ministerium Stadion zu hegen berechtigt war. Es hat sich bewährt — als vorzüglich gewandter Escamoteur der Volksfreiheiten. Die glänzenden Lichter eines scheinbar höchst liberalen Programmes wurden luxuriös vor dem Tische, hinter welchem das Ministerium agiren wollte, angezündet, um die Augen der den äußern Schein und Glanz liebenden Menge zu blenden, und von den flinken Bewegungen des Meisters abzuhalten. Und nun folgten die Staunen erregenden Kunststücke! „Hier sehen Sie, meine Herren, einen freisinnigen constituirenden Reichstag, und ich sage — eins — zwei — drei — allons von Wien nach Kremsier — und Sie erkennen das zahme, sanftmüthige Geschöpf nicht mehr. Der unförmliche Schwanz, den es hinten nachschleppt, und der die immer noch edle Gestalt bis zur Carricatur entstellt und zum Kinderspott macht, der ist die kaiserliche Sanction und Prüfung. Hier sehen Sie eine von Sr. Majestät garantirte, verbriefte und besiegelte Religionsfreiheit, dies ist doch etwas Reelles, wirklich Bestehendes, und ich sage — eins — zwei — drei — Deutschkatholicismus apage! — und sie ist spurlos verschwunden. Hier sehen Sie ein an der Sonne der März- und Maitage zum Manne, zur Selbstbestimmung herangereiftes Volk — und ich sage — eins — zwei — drei — Volkssouverainität vorbei! — und Sie sehen ein kleines unmündiges Kind, das wir väterlich bevormunden müssen, dem wir jeden Brei vorkosten, und nur, wenn wir ihn unschädlich finden, ihm dann zum Essen geben. Und Alles nur Geschwindigkeit, keine Zauberei!"

Ich könnte Ihnen noch vielerlei so interessante Zauberkünstchen mittheilen, so z. B. von dem unerschöpflichen Döblerportefeuille, welches für Jedermann eine hübsche Gabe, ein Sträußchen — und noch ein Sträußchen für die frechen Literaten, und noch ein Sträußchen für die übermüthigen Buben-Legionäre hat, aber — aufrichtig gestanden — mich ekelt es an, und darum breche ich ab. — Schmerzlich und empörend ist's aber, wenn das Ministerium offen und unverhüllt der öffentlichen Meinung, so wie den gerechten Anforderungen der Neuzeit Hohn spricht. Unsere Journalisten haben recht wohl den Spott herausgefunden, der in folgenden Worten der neuen Preßverordnung liegt: „um das Recht der Preßfreiheit unverkümmert zu erhalten." Doch war dies, obgleich die Ironie deutlich hervorblickt, noch scheinbar Angabe eines Grundes; bis endlich der Versuch, die Gemeindeordnung zu entwerfen, und in ihr dem alten berüchtigten Satze: Divide et impera! durch Classificirung und Theilung in Kasten, Geltung zu verschaffen,

dem Kurzsichtigsten die endliche Absicht des Ministeriums deutlich sehen ließ, bis in dem halboffiziellen Grundgesetzentwurf, mit dem der feile Helfert so ungeschickt debutirte, der Schwerhörigste den lauten, unversteckten Ruf: „Nach Rückwärts" unleugbar vernehmen mußte. Doch das Ministerium — fest entschlossen, sich nicht in die Kategorie der vormärzlichen Stillstandsministerien zählen zu lassen — blieb dabei nicht stehen, sondern ging noch weiter mit seiner beispiellos frechen Erklärung gegen den §. 1. Consequent sind seine folgenden Thaten, das Ministerialverbot gegen Kuranda's „ostdeutsche Post" (gewiß ein zahmes mäßiges Blatt, welches sich Vermitteln zu seiner Aufgabe gemacht), wahrscheinlich auch aus dem Grunde der unverkümmerten Preßfreiheit, endlich das Verbot des Deutschkatholicismus, zur genaueren Interpretation der Religionsfreiheit.

So gerathen nach und nach alle freien Institutionen, alle glorreichen Errungenschaften unseres März und Mai in Verfall, und auf den Ruinen wuchert schon üppig das frische Gras der Reaction. Wer ein scharfes Gehör hat, kann das Gras schon wachsen hören. — Und erlöse uns bald von dem Uebel! Amen! —

Unser Reichstag — difficile est, satyram non scribere! Nachdem er sich mit Gewalt zu der transcendentalen Höhe erhoben, ein ängstlich in warme Tücher der Loyalität gegen jeden Lufthauch eines Mißdeutens eingehülltes, bis zur Unkenntlichkeit vermummtes, reich überzuckertes Mißtrauensvotum zu erlassen, sinkt es von der ungewohnten Anstrengung erschöpft zurück, um — da es nicht leugnen kann, daß $1 \times 1 = 1$ ist — den mißliebigen Satz wenigstens so spät als möglich auszusprechen.

Und das Volk — ist bis zum Verzweifeln indolent. Es hat noch gar nichts zugelernt, es kennt die Buchstaben und weiß, daß b — a ba macht, aber bis zum Aussprechen kommt es doch nicht! Mit kindlicher Naivetät klammerte es sich hoffnungstrunken an die allgemeinen liberalen Phrasen des ministeriellen Programms, als ob es nicht gelernt hätte, wie man Phrasen verdreht und umkehrt. — Doch nun, wo es an dem Allen empfindlichen Ruck merken mußte, daß nun der Zug plötzlich angehalten werde, und es nun schnell zurückgehe — jetzt lamentirt es und ruft Wehe! über die Wühler und die fluchwürdigen Oktobertage, die die Reaktion hervorgerufen und möglich gemacht. —

Blödes, verblendetes, leichtgläubiges Volk. Durch Deine Indifferenz allein war die Reaktion nur möglich. Es sind noch immer die falschen Begriffe, die die Staatskarosse als das alte, schwerfällige Fuhrwerk malen, die einen sehr breiten, früher geebneten Platz bedarf, um mit ihren 6 Pferden und ihrem umfangreichen Kasten ohne Gefahr einlenken oder gar umwenden zu können. Die Staatskarossellenkekunst hat sich jetzt weit, weit vervollkommnet. Auf der schmalen Schiene ist nun zum Umkehren Raum genug. Nun ging es vorwärts, eine kleine Veränderung an der Maschine, ein kleiner Stoß und es geht schon auf derselben Bahn nach rückwärts, und wer früher oben an gesessen, der hat nun den Ehrenplatz eingebüßt, und sitzt nun gegenüber, rückwärts. Wenn die Regierung ernstlich zurück will, so macht es ihr Eure Gleichgültigkeit gar leicht und es bedarf dazu keiner Wühler, keiner Anarchie, sie kann die Ultra's entbehren, die sich einige Schritte zu weit wagen, denn sie braucht keinen Anlauf, um nach rückwärts zu kommen. —

Die Geschichte unserer Tage hat uns dies gar deutlich gezeigt. Wenden wir unseren Blick nach Preußen, wo Se. Majestät ganz offen und ungenirt am hellen Tage, vor den Augen seines erstaunten — doch hoffentlich gelehrigen — Volkes, auf ungesetzlichem Wege, ohne Oktobertage, seinen Staatsstreich gegenüber der gesetzlichen Haltung der Opposition, beging. —

Gestern brachten unsere Zeitungen uns die allgemeines Staunen erregende Nachricht von dem Erklären der ganzen Provinz Gallizien in den Belagerungszustand. Ist dies nicht eine treffliche Fortbildung der herrlichen Erfindung des Belagerungszustandes, dieses köstlichen Surrogates des Absolutismus? Wir werden bald die Geographie unseres Vaterlandes so studiren, daß wir es in zwei Theile theilen, Provinzen und Städte, die sich im Belagerungszustande befinden, und solche, die noch nicht in denselben gelangt sind.

Zum Schluß berichte ich Ihnen noch einen unübertrefflich schönen Spaß, einen kostbaren, unbezahlbaren Witz, der in unserer Slovanska lipa ausgesprochen ward: Das reine Slaventhum ist die reine Humanität! Erinnert dies nicht lebhaft an die Worte des Weltweisen: „Es ist nichts so albern, nichts so widersinnig, was nicht schon ein Philosoph gesagt und behauptet hätte.

Nächstens ein Mehreres über unsere Zustände. Mein Portefeuille ist sehr gefüllt.

P. H.

III.

Paris, den 6. Januar.

Es scheint in der That, daß Louis Napoleon Kaisergedanken hege. Einige Journale geben Warnungszeichen, viele Republikaner gerathen in Schrecken. Thorheit zu glauben, daß diese Art von Jugenderinnerung Frankreichs etwas mehr werden könne, als eben eine Jugenderinnerung. Die effektvolle Aufführung eines Drama's ohne ersten Helden ist überall, aber besonders in Frankreich ein Unding. Ein 18. Brumaire erfordert mehr als den Namen eines Napoleon.

Die Besetzung der höchsten Aemter, zu welchen größtentheils Männer des Louis Philipp verwendet werden, erregt besonders Mißfallen bei den Republikanern. Die vom Ministerium zusammengesetzte Kommission außerhalb der Kammer, zur Reorganisirung des primairen und sekundairen Unterrichts hat eine Interpellation des Herrn Dupont (de Brissac) veranlaßt. Es sind bei dieser Gelegenheit den Ministern heftige Worte gesagt worden. Zuletzt aber wurde über den ganzen Gegenstand zur Tagesordnung übergegangen.

Die buonopartistischen Journale machen fortwährend Angriffe auf die Kammer; sie wünschten, daß sie sich auflöste, damit bei den neuen Wahlen, die darauf erfolgten, die wohl eingeübten Umtriebe, wie bei der Präsidentenwahl, in Anwendung gebracht werden konnten. Ein Rundschreiben des demokratischen Vereins der Konstitutionsfreunde, der sich im Interesse der neuen Konstitution gebildet, erklärt, daß, „wenn die Kontrerevolutionären wagen sollten, die Nationalversammlung hindern sollten, das Konstitutionswerk zu vollenden, so würden sie sich überzeugen, daß die Republikaner alle für die Versammlung auftreten würden.“ Der „National“, der entschiedenste Vertreter der Republik, will, daß die Versammlung bis

zum April beisammen bleibe, und die organischen Gesetze, wie sie sich vorgesetzt, vollende. Jerome Buonoparte wird nun Wächter seines Bruders, des Kaisers. Changarnier an seiner Seite, wurde er den aufgestellten Invaliden als ihr künftiger Kommandant vorgestellt. Er sprach einige Worte und endete mit dem Rufe: Vive la France — warum nicht la republique, fragen die Oppositionsblätter. Die alten grauen Invaliden schwelgten in ihren zauberhaften Erinnerungen, weinten Thränen der Trauer und der Freude und riefen: Vive l'empereur. Es war rührend, die Grauköpfe mit den Narben und anderen erworbenen Ehrenzeichen zu sehen, wie sie auf Augenblicke jung wurden, als sie der Zeit des Ruhmes dachten, da sie Frankreichs Siege durch Europa und weiter trugen. Die alten Ritter des todten Kaisers glauben, es könne wieder so kommen, und wenn sie auch diese glorreichen Thaten nicht vollführen können, so werden sie sie doch sehen. — Louis Napoleon hat sich für die Aufrechthaltung des Friedens erklärt. Die Republikaner können ruhig sein. Dieser Mann wird viel eher eine Revolution als ein Kaiserreich zu Stande bringen. Man spricht von einem neuen Ministerium, in welches Cavaignac treten soll.

Rückblicke.

In Oesterreich hat das Ministerium des Innern zum Schutze der Preßfreiheit — Censur eingeführt. —

Die Kremsierer Minister protestiren gegen die Gagern'sche Auslegung ihres österreichischen Programm's. So kroatisch ist Olmütz doch noch nicht, daß es Frankfurt gerne preußisch sieht. —

Der erste Paragraph im Entwurfe der Kremsierer Grundrechte bestimmt, daß alle Macht vom Volke ausgeht. Der Graf Stadion widerlegt diesen Paragraph, indem er gegen denselben protestirt. —

Wenn es Nacht wird, fehlen auch die Fledermäuse nicht. Und in der That flattern aus einigen alten Kirchenthürmen — österreichische Bischöfe mit einer Denkschrift hervor, welche gegen die Bestimmung im Entwurfe der Grundrechte, daß es keine Staatskirche geben und die Kirche keinen Einfluß auf den öffentlichen Unterricht üben soll, ihren katholischen Protest einlegen. — Diese armen Grundrechte werden arg mißhandelt werden; denn die Machthaber, welche keinen Grund zum Recht haben, richten das Recht zu Grunde.

In dem Verfahren gegen die Oktober-Schuldigen ist unerhörte Milde eingetreten. Der Kaiser hat in Allerhöchster Gnade die Anwendung des Criminalcodex zugelassen. Auch die ordentliche Tortur soll — wie nun bestimmt verlautet — nicht wieder eingeführt werden. — Dagegen werden in Ungarn Güter, Frauen und Kinder der im Magyaren-Heere kämpfenden Patrioten confiscirt. —

Der Wiener Carneval hat lange zwischen Verbot und Zugeständniß geschwankt. Der Herr General Welden hat ihn anfänglich ganz verboten. Später hat er ihn wieder erlaubt und nur die Maskeraden untersagt. Welden will keinen Wiener auf die Redouten lassen; und das Ministerium ist damit zufrieden. Es meint, eben die Zeit der Maske sei glücklich überstanden. —

Der Carneval fängt in Wien laut Ukas des Generals Welden heuer erst am 14. Januar an. Die Wiener dürfen erst auf den Leichen der Magyaren tanzen. —

Patrouillen mit „fertigem Gewehre" und mit Kanonen durchziehen bei Nacht die Straßen Wiens. So hofft man das gewonnene Bewußtsein des Volkes auszumärzen? —

Auf das große Slavenreich wird mit allem Fleiße hingearbeitet. Die Serben, die in das südliche Ungarn eingefallen sind, haben sich ihre Weiber und Halbseligkeiten mitgebracht, um an die Stelle der Magyaren zu treten — sobald diese vernichtet sind. —

Fiume heißt nun in der österreichischen Hofsprache „Rieka", und der Vladika von Montenegro (jetzt Czernagura), der durch das russische Budget ernährte Räuberhäuptling, gegen den noch vor wenigen Jahren die lothringischen Soldaten im Felde standen, wird durch Herrn v. Jellachich mit dem Titel: „Erlauchter Herr" begrüßt. —

Die Vertreter des souverainen Volkes in Preußen werden verhaftet. Sie müssen sich nun selbst vertreten. —

Herr v. Duncker wird wieder in voller Polizei-Uniform auf den Bahnhöfen Berlins gesehen. Auch er ist den Berlinern ohne Vereinbarung octroyrt worden. —

Italien, Pius IX.

Die Betrachtung der italienischen Verhältnisse erregt ein Gefühl der Bangigkeit. Das Ringen nach Einheit und Macht, das schon mehrere Jahrzehnte in diesem Lande reich an Segen und an Fluch dauert, und das bei jedem politischen Impuls mit erneuter Heftigkeit beginnt, ohne das Ziel zu erreichen, der Kreislauf der Begebenheiten daselbst, die immer auf demselben Wege zu sich selbst zurückkehren. Diese Zersplitterungen einer großen Bestrebung in einem Reiche, wo eine Sprache gesprochen, ein Gedanke der Verbrüderung gehegt wird, wirken niederschlagend und entmuthigend auf die Zuversicht, die in dem Glauben an den gewissen Sieg einer großen heiligen Sache lebt und fordern eine tiefer eingehende Prüfung in die Ursachen der aller Voraussetzung spottender Ereignisse.

Italien ist jetzt in ähnliche Verhältnisse gerathen wie vor achtzehn Jahren, als es durch die Julirevolution in Frankreich an seine Pflicht und sein Recht gemahnt wurde, und das Bedürfniß nach der großen Nationalvereinigung so glühend, wie seine Sonne in ihm erwachte.

Es begann damals zu wogen in dem Völkerstrome, als über die Alpen herüber die Verkündigung der neuen Weltordnung wehte. E viva l'unita Italia scholl es in Lied und Spruch von allen Seiten des weiten Landes und die Verständigung flog vom Westen zu Osten, vom Norden zum Süden. Eine Verschwörung sollte am 7. Februar 1831 in Modena in dem Hause des edeln unglücklichen Menotti ausbrechen; der Ausbruch mußte sich übereilen, weil die Patrioten merkten, daß ihr Anschlag bekannt, und wurde durch herzogliche Soldaten unterdrückt. Opfer fielen für die Freiheit; allein die Freiheit war nicht gewonnen; ein oft sich wiederholendes Vorkommniß in der Geschichte, das Zeugniß giebt von der Macht des Irrthums, und doch wieder von der Allgewalt der Wahrheit, die immer ihre Apostel findet, — zuletzt ihre siegenden.

Es war am 3. Februar, daß die Patrioten in Modena unterlagen, am 5. erfuhr man, daß in Bologna die Empörung losgebrochen. Von Bologna wälzte sie sich über die ganze Romagna. Umbrien und Trasimenien erhoben sich, die weiß-roth-grüne Fahne wehte in Perugia, Spoleto, Foligno und Terni. Ancona ergab sich den Aufständischen. Marie Louise mußte fliehen. Denn auch in die Lande, wo sie herrschte, drang der Aufruhr. Auf die Höhen von Ottricoli, sehr nahe bei Rom, pflanzte die italienische Jugend die Nationalfahne; der Vatican erbebte vor diesem nahen Zeichen. In der That beabsichtigte die heranrückende Revolution, dem Papste seine weltliche Macht zu nehmen, um ihn und seinen geistlichen Einfluß aus dem Verbande mit der Tyrannei zu reißen und gegen sie zu wenden. Die Revolution scheiterte; ihre Träger wurden, wie immer im Falle der Niederlage, hinterlistig, verrätherisch geschlachtet. Treu- und Wortbruch wurde an ihnen begangen, man mißachtete eingegangene Verträge, die Sieger sprachen allen Menschen- und Völkerrechten Hohn. Ein Beispiel nur: Achtundneunzig Italiener hatten sich mit der in strenger Form ertheilten Einwilligung des Legaten mit regelmäßig vom französischen Consul visirten Pässen auf einem päpstlichen Fahrzeuge ein-

der Würde Frankreichs verbietet ihm jede Art von Rechtfertigung. Nichtsdestoweniger läßt sich der Unterzeichnete herbei, an die Beweise von Theilnahme und Besorgniß zu erinnern, welche die Regierung des allerchristlichsten Königs dem heiligen Vater gegeben hat, sobald sie von dem in Bologna ausgebrochenen Aufstande in Kenntniß gesetzt wurde, sowie an ihren mehrmals beurkundeten Willen, den Verträgen getreu zu bleiben, welche die weltliche Souverainität des heiligen Stuhles verbürgen."

Rom, den 29. April.

Saint-Aulaire.

Herr Casimir Perier, der Nachfolger Laffitte's, der Mann mit dem schlauen Ehrgeiz, der sich selbst eben so beherrschte, als er über Andere zu herrschen das brennende Verlangen hegte, Herr Casimir Perier sprach in der Kammer die denkwürdigen Worte aus:

„Das französische Blut gehört nur Frankreich an."

Eine trefflich ausgesonnene Phrase, in die man bequem die ganze Verworfenheit der Hofpolitik stecken konnte. Die Dinge nahmen sofort ihren natürlichen Lauf.

Noch nicht ein Jahr seit der letzten Revolution wurde die Abreise italienischer Flüchtlinge von Lyon, welche in ihr Vaterland reisen wollten, um ihren bedrängten Brüdern Hülfe zu bringen, durch Gensd'armen und Dragoner verhindert. Einige, die sich in Marseille einschiffen wollten, wurden sogar verhaftet. So weit ging der Bürgerkönig und sein dienstwilliges Ministerium in Verhöhnung von Rechten, deren Weihe durch das Blut der Julikämpfer noch so frisch war.

Herr von Metternich schickte ganz bequem seine Söldlinge in das römische Gebiet und ließ die Männer der Freiheit nach seinem Gutdünken morden oder in ewige Kerker schleppen. Das liebe europäische Gleichgewicht aber blieb beim Anblick dieser barbarischen Gräuel und Ungerechtigkeiten unverrückt. Das europäische Gleichgewicht! so nennen sie die Herrschaft der Mächtigen über die Schwachen, des verjährten Unrechts über das sich entwickelnde Recht. Das französische Volk sah seine glühendsten Sympathien so grausam schonungslos verletzt, es mußte des neuen Königs eigentliche Natur majestätischer Neigungen und Gelüste erkennen; allein es war erschöpft von den Anstrengungen der letzten Zeit, es hatte sich noch nicht erholt von der letzten Revolution; wie hätte es sich wieder in eine neue stürzen sollen; es ließ geschehen, was eben geschah; es nährte blos seine Entrüstung und sein Mißtrauen gegen den neuen Thron, den es selbst gebaut und der, als er fertig war, ebenso seine Urheber vergessen, wie der alte. —

Bei Allem, was seitdem in Italien vorgefallen und sich geändert, haben die Verhältnisse daselbst große Aehnlichkeit mit den damaligen; die gegenwärtigen Beziehungen zu Frankreich haben bis jetzt kein entschiedenes Gepräge.

Die Bewegung, die damals vor den Thoren Roms stehen geblieben, ist diesmal bis in den Vatican gedrungen, und der heilige Stuhl, insofern er auf profanem Boden steht, wankt und droht umzustürzen.

Pius IX., noch vor einem Jahre das Idol des italienischen Volkes, verkörperter Begriff der italienischen Einheit, dem Volksglauben ein Heiland, der dem Rechte Geltung, dem verdammten Bewußtsein Erlösung bringen sollte, tritt nun als Gegner auf gegen den Geist, den er genährt, den er vertreten, weil dieser Geist über die Begränzung hinwegsetzt,

in welche ihn der heilige Vater einzwängen will. Pius IX. war nicht der Stifter des neuen Aufschwungs in Italien, wie Viele irrthümlich geglaubt; sondern selbst ein Produkt jener wirkenden und treibenden Kräfte, die den alten Boden des europäischen Staatslebens aufwühlen.

Dem sei wie ihm wolle, Pius IX. hat seine Schuld bezahlt; er gehört zu denjenigen Erscheinungen, die von dem Geschick mißbraucht werden, und die es wegschleudert, nachdem es von ihnen genommen, was zu nehmen war, nachdem es sie und ihre Kräfte zur Genüge ausgebeutet. Pius IX. mußte selbst eine Zeit heraufführen helfen, die undankbar über ihn hinwegsetzt und ihm den Rücken kehrt, ja ihn begräbt, nachdem sie ihn benützt; es hat sich an ihm die uralte Lehre wiederholt, daß ein Mensch nur ein Werkzeug, wenn er auch glaubt, Meister zu sein, und daß man Demjenigen auch nicht ein Stückchen von der Wahrheit zeigen darf, dem man sie nicht ganz enthüllen will. Pius IX. steht zu spät im Bunde mit den Gewalten, die er bekämpft, er kann nicht mehr verderben, was er gut gemacht, er kann nicht mehr entheiligen, was er heilig erklärt, er kann nicht mehr verfinstern, was er gelichtet, und die Excommunicationen der Kardinäle erregen nur Lachen und Abscheu in Rom, und es wird ihnen eine Stelle angewiesen, die ihre Weihe nicht eben sehr vermehrt. Pius IX. hat selbst der Tyrannei die Sanction entrissen, was Wunder, wenn ihn die Römer nur als Priester und nicht als Fürsten gelten zu lassen entschlossen sind. Der Papst ist in Gaëta auf neapolitanischem Boden, eine schlimme Zuflucht für den Mann, der noch vor Kurzem der europäischen Bewegung Vorschub geleistet, eine Zuflucht von entscheidender Bedeutung.

Die Wiedereinsetzung des heiligen Vaters in seine weltliche Macht durch österreichische, spanische und neapolitanische Bajonnette und die Unterdrückung der Volkspartei ist der Akt, der zunächst zu erwarten steht. Natürlich werden von den Höfen, die in der Art einschreiten wollen, alle Hindernisse auf diplomatischem Wege beiseitigt.

Die Lombarden sind durch Radetzky geknebelt, sie können fürwahr den Römern nicht helfen, deren Hülfe sie vielmehr selbst bedürften.

Carlo Alberto la spada italiana, wie ihn das Volk im ersten Aufflammen ihres Nationalgefühls in dem dringenden Verlangen, einen Helden für seine große heilige Idee zu finden, einen Arm für den Kopf, den sie in Pius IX. gefunden zu haben geglaubt, ehemals genannt, — Carlo Alberto ist ein König und steht an der Spitze eines großen Heeres. Die Sardinier können von ihrem König nicht fordern, daß er nach dem Süden hin seine Waffen trage, bevor im Norden der Kampf ausgekämpft. Carlo Alberto wird in seiner angegebenen Eigenschaft zu zaudern, hinzuhalten, auszuweichen, Waffenstillstand zu schließen verstehen. Er hat es im Bunde mit den Lombarden hinlänglich bewiesen. Die Neapolitaner und Sicilianer sind noch von dem Entsetzen starr über den Verrath ihres Königs und das Blutbad, das der Würdige, nunmehr Beschützer seiner Heiligkeit, in seinem geliebten Reiche zur Aufrechthaltung der Ruhe angerichtet. England verkauft Alles, auch seine Neutralität, und es ist aus wohlverstandenen Gründen gar nicht freundlich gestimmt für eine unita Italia, ebensowenig wie für ein einiges Deutschland. Die Beherrschung der Meere ist für die Existenz Englands nothwendig, und solche Vereinigungen konnten dieser Herrschaft in den Weg treten.

Betrachtungen beim Falle Ungarns.

(Fortsetzung und Schluß.)

II. Wirkungen.

Ich habe in dem Artikel I. (im vorhergehenden Hefte dieser Wochenschrift) darzulegen versucht, wie die falsche Politik, welche den unglückseligen Krieg in Ungarn erzeugt hat, indem sie die gefährliche Waffe der Nationalitätsaufstachelung handhabte, aus jenem Gleichgewichts- und Gravitations-Prinzipe, das einst der Wiener Congreß ausgesprochen, hervorgegangen ist. Worauf ich bei der Entwickelung der Ursachen zum momentanen, durch eine veraltete, nicht mehr zeitgemäße Politik beschlossenen Falle Ungarns, hingewiesen habe. Dasselbe muß uns als Leitstern dienen bei der Besprechung der voraussichtlichen oder wenigstens wahrscheinlichen Wirkungen dieses blutigen Ereignisses. Die Regierungen mögen, wie gesagt, bedenken, daß alle diplomatischen Calculs, welchen die Voraussetzungen und Annahmen jener Theorie vom europäischen Gleichgewichte und von der Pentarchie als Prämissen dienen sollen, daß alle diese Calculs in ihren Folgerungen gegenwärtig grundfalsch sind, weil das seither erwachte politische Bewußtsein der Völker eben die Prämissen selbst verändert hat. Der Begriff der Schutzmächte, wie er folgerichtig in jenem diplomatischen Artefakte lag, hat aufgehört zu bestehen, die Völker wollen und werden sich nach ihren Bedürfnissen und Sympathien naturgemäß gruppiren und föderiren, die Gleichgewichtsidee wird durch die moralisch und rechtlich begründete nun zum Bewußtsein der Völker gelangte Gleichberechtigung aller Nationalitäten, und zwar ohne Rücksicht auf ihre Macht und Größe, gänzlich verschwinden, und die üblen Folgen jener falschen Calculs werden mit ihrem ganzen Gewichte auf die irregeleiteten Dynastien fallen. Die Natur rächt sich an allen Lügen, falschen Annahmen und Widersprüchen und solcher hat das Verfahren der Dynastien nur zu viele aufzuweisen. Lag in jener Gleichgewichtstheorie, in jener gegenseitigen eifersüchtigen Ueberwachung und Nivellirung der fünf europäischen Hauptmächte nicht die Annahme, daß nur die materielle Macht und nicht die Rechtsidee den ruhigen und ungefährdeten Fortbestand der Volksfamilien garantire? Die Mächtigen sollten sich möglichst die Wage halten, und die Unmächtigen als Schutzbefohlene wieder möglichst gleichmäßig unter sich theilen. Während man diesem Prinzipe, das ein ganz materielles war, im Staatenleben huldigte, befolgte man in der innern Staatsverwaltung fast in allen Ländern das entgegengesetzte, das ist: man strebte nicht nach Gleichgewichte, sondern begünstigte fast überall den großen Besitz zum Nachtheile des kleinen oder mangelnden. Während man den Sozialismus auch in seiner mildesten, in seiner einleuchtendsten Gestalt von Seite der Regierungsgewalten fast überall bekämpft, benützt man seine Prinzipien zu Gunsten der Militärgewalt in allen Kasernen, während man dem Volke beständig das Gespenst des Kommunismus als Vorwand zu seiner Knechtung vor die Augen führt, giebt man demselben Proletariate, das vor Kurzem noch, bewaffnet und

mächtig, das Eigenthum heilig hielt, von Seite der Regierungsgewalt das Beispiel der Plünderung, Zerstörung, gewaltsamen Requisition und gesetzwidrigen Güterconfiscation. Dabei vermeint man, durch brutale Unterdrückung der freien Presse die Erkenntniß der Wahrheit zu verhindern, man hofft noch immer, die nun erwachten Völker in der früheren Unmündigkeit zu erhalten, man meint, durch Verläumdungen einerseits, und groteske Apotheosen andererseits, den gesunden Sinn der Völker irre zu leiten; — — der Erfolg aller dieser Bemühungen liefert aber gerade die entgegengesetzten Resultate; die Völker sehen unter dem gleißnerischen Gewande der angewiesenen Ordnung, Ruhe und Sicherheit gar wohl den Pferdefuß der Tyrannei hervorschauen, und sie werden ihre Maßregeln darnach ergreifen. Die Völker wissen nun, daß die Regierungen, wo sie dieses Verfahren der Militäreinschreitung vorziehen, die Nationalitäten gegen einander ins Feld stellen, und so das Volk durch das Volk züchtigen und knechten lassen, ein Verfahren, das an jene serbische Gepflogenheit erinnert, die noch unter des Fürsten Milosch Herrschaft dort im Schwange war, und ganz einfach d a r i n bestand, daß auch die Popen und Mönche von der Mißhandlung durch Stockstreiche nicht ausgenommen waren, mit der einzigen Beschränkung, daß Popen und Mönche nur wieder durch Popen und Mönche geprügelt werden durften. Als man den Plan faßte, in Ungarn die Slaven gegen die Magyaren aufzustacheln, bedachte man nicht, daß sich die Slaven ihrerseits in der Folge nicht würden durch Illusionen abfinden lassen, und daß man durch ihre künstlich erzeugte Erhebung zugleich eine neue Revolution für die nächste Zukunft vorbereite, indem man den slavischen Völkerschaften eben dadurch Gelegenheit bot, ihre eigenen Kräfte zu messen. Ueberdies ließe sich, wenn man dies selbst allen Ernstes anstrebte, die einseitige Begünstigung einiger Nationalitäten, anderen minder begünstigten gegenüber, in einem Ländercomplexe, wie Oesterreich, nicht thatsächlich durchführen, und es muß früher oder später auch den momentan scheinbar begünstigten Provinzen in Kurzem klar werden, daß die mit ihrer Hülfe von der Regierungsgewalt beabsichtigte und wirklich versuchte Rückkehr zum Absolutismus, sie selbst mittreffe. Die Eifersucht und Gehässigkeit der verschiedenen Racen verschwindet naturgemäß, sobald sie Alle unter dem gleichen Drucke seufzen, die früheren Gegner werden Verbündete, sobald dasselbe Joch auf ihren Schultern lastet, sobald dieselbe Knute sie züchtigt. Ich sah einst im steyrischen Hochlande einen Bauer, der zwei heulende und knirschende Knaben an den Ohren gefaßt hatte und ihre Köpfe unbarmherzig gegeneinander stieß. Als ich dem Manne sein unbarmherziges Verfahren vorhielt und ihn nach der Veranlassung desselben befrug, gab er mir beiläufig folgende Antwort: „Diese beiden Bengel, meine Buben, haben Streit mit einander gehabt, und ich mag es nicht leiden, wenn zwei Brüder, die sich doch eigentlich lieben sollten, sich gegenseitig in den Haaren liegen; darum züchtige ich sie gleichzeitig, dadurch werden sie zu Leidensgefährten, und lieben sich wieder.“ Der Bauer hatte nicht ganz unrecht, denn bald darauf sah ich die beiden Knaben Arm in Arm ganz vertraulich im Walde lustwandeln, ich glaubte aber auch zu bemerken, daß sie gemeinsam gegen den Vater conspirirten.

Die ersten Symptome einer bevorstehenden Erhebung der Slaven gegen den Militärdespotismus und die absolutistischen Experimente der österreichischen Regierungsgewalt fangen schon jetzt an, sich zu zeigen. Die Annäherung der vorzugsweise aus slavischen

Elementen bestehenden Rechten an die Linke, auf dem Reichstage zu Kremsier, insbesondere die Rede des Abgeordneten Rieger, die Kundgebungen der demokratischen Partei in Böhmen — — — kurz überall sieht man die, wenn auch noch kleinen, Anfänge eines unvermeidlichen Umschwunges. Hätte sich die österreichische Politik unter den Süd- und Ostslaven seit Jahren Sympathien gehegt und gepflegt, wie es Rußland unablässig gethan, die Umwandlung der österreichischen Monarchie in eine slavische, wäre unter den gegenwärtigen Verhältnissen allerdings ein Ausweg, der zugleich zu einer Territorialerweiterung nach den Donaumündungen hin führen könnte. Allein Alles, was nach dieser Richtung hin durch die österreichische Regierung geschehen konnte, ist unterlassen worden, und bei den stammverwandten Serben, Illyriern, Bulgaren, Wallachen ꝛc. wird man nirgends Sympathien für Oesterreich finden. Kaiser Franz und sein Premier-Minister Fürst Metternich ließen den Gedanken niemals aufkommen, die österreichische Macht nach den Donaumündungen hin zu vergrößern und zu befestigen. Als Kara Georg (Czerny Georg), der serbische Häuptling, die Unterwerfung Serbiens durch seinen Gesandten Inyowitsch in Wien anbieten ließ, wurde diese entschieden zurückgewiesen. Man wollte bei dieser und anderen Gelegenheiten wohl einen Zusammenstoß mit der Türkei oder mit Rußland vermeiden; aber wie kommt es, daß die österreichische Politik, welche die ihr zu Gebote stehende Militärmacht mit so entschiedener Zuversicht und Vorliebe, zur Aufrechthaltung des Absolutismus im Innern der Monarchie geltend macht, vor jeder Collision, oder auch nur der Möglichkeit einer solchen, so ängstlich zurückbebt? Rußland wußte dagegen immer seinen Vortheil zu wahren, und selbst der Friede von Bukarest (1812) liefert hiervon ein Beispiel.

Wenn sich übrigens die, so eben verbreitete Nachricht bestätigen sollte, daß von der Bucovina aus 14,000 Mann zum General Bem gestoßen seien, um, mit seinem Armeekorps vereinigt, gegen die kaiserlichen Truppen zu kämpfen, so würde auch hierin ein Symptom für meine Prognose zu sehen sein. Diese Nachricht ist aber, wie gesagt, für jetzt nur als Gerücht zu betrachten, und ich lege deshalb weiter kein Gewicht auf dieselbe.

Sollte es in der That irgend denkbar scheinen, daß die slavischen Bevölkerungen der österreichischen Monarchie so sehr mit Blindheit geschlagen wären, daß sie die Uebergriffe der Militärmacht und des aalglatten Ministeriums, das übrigens auch für den Schein der Freisinnigkeit kaum noch Anstrengungen zu machen der Mühe werth findet, daß sie diese Uebergriffe gar nicht bemerken, und vor denselben nicht im eigenen Interesse erschrecken sollten? Wie? Die unkonstitutionelle Sprache der Minister, die brutale Fortsetzung des Belagerungszustandes in Wien, die Unterdrückung der freien Presse, die Entwaffnung der Volkswehr, das barbarische Schalten und Walten im besiegten Theile Ungarns, die Güterconfiscationen, die Verletzung zweihundertjähriger Verträge, der gewaltsame Umsturz der vom vorigen Könige beschworenen ungarischen Verfassung, die treulose Rücknahme der diesem Lande verliehenen und durch das königliche Wort zugesicherten Concessionen, die eben so eigenmächtige als gesetzwidrige Einsetzung von Kreishauptleuten, wie? diese und noch hundert andere Thatsachen, die anzuführen der Raum dieser Blätter nicht gestattet, wie? dies Alles sollte den slavischen Bevölkerungen Oesterreichs nicht als eine Bürgschaft für die muthmaßliche eigene Zukunft erscheinen?

Die czechische Demokratie wird es vor Allen sein, welche sich über die Absichten der Regierung nicht länger täuschen wird; dieselben Waffen, welche jetzt scheinbar zur Befreiung der slavischen Brüder in Ungarn gegen die Magyaren gerichtet sind, dieselben Waffen werden in Kurzem gegen die gerechten Anforderungen der österreichischen Slaven gekehrt sein. Und hat es denn der Minister Stadion nicht laut und vernehmlich genug ausgesprochen, daß das Princip der Volkssouverainität ein Eingriff in die Rechte der Krone wäre? Und wo blieben denn da die Grundsätze, welche schon vor vielen Monaten der Slavencongreß in Prag ausgesprochen? Nein, die Slaven glauben schon jetzt nicht mehr, daß es zu ihrem Heile führen könne, wenn sie so lange laviren, bis es entschieden, welches Feldlager das stärkere sei, und sich dann der mächtigeren Partei anschließen, um auf solche Weise mit leichter Mühe ihre Unabhängigkeit einzuschmuggeln. Nein, die Slaven wissen es sehr wohl, daß alle Völker sich gegenseitig natürliche Bundesgenossen gegen die Tyrannei sind. Sie wissen nun, daß sie sich dieser Letzteren selbst ans Messer liefern würden, wenn sie den Machthabern bei der Knechtung anderer Völkerstämme Beistand leisteten, und sich so ihrer eigenen Bundesgenossen beraubten. Und wären die Slaven verblendet genug gewesen, diese Wahrheit für einen Augenblick aus dem Auge zu verlieren, der Fall Ungarns, und die Weise, in welcher die siegende Macht gegen das besiegte Volk verfährt, müßte ihnen die Augen öffnen. Die Bomben des Fürsten Windischgrätz haben in Prag den Slavencongreß auseinandergesprengt; wer weiß, ob der Donner seiner Kanonen ihn nicht wieder zusammenrufen wird?

Eine der wichtigsten Folgen, welche der Fall Ungarns nach sich ziehen wird, ist jedenfalls die fortgesetzte Nothwendigkeit einer kräftigen militärischen Occupation dieses unglücklichen Landes. Der österreichische Besitz Ungarns wird fortan nur durch österreichische Uniformen und Bajonnette bezeichnet werden können; denn der Verband durch Sympathie, Verträge und parallel laufendes Interesse hat aufgehört; die Ebenen Ungarns müssen ein großes Feldlager sein, wenn Ungarn österreichisch bleiben soll. Die Nothwendigkeit dieser fortgesetzten Occupation in Ungarn macht neue großartige Truppenaushebungen, wie sie bereits decretirt sind, unvermeidlich, und diese neue Last, welche die österreichischen Völker, als Folge einer verwerflichen Politik trifft, wird wenig dazu beitragen, jene Zufriedenheit und Ruhe anzubahnen, welche den neuen absolutistischen Zuständen Dauer geben könnten. Die gegen Ungarn befolgte Politik wird einst von der Dynastie in gewitterschweren Tagen bitter bereut werden, und wenn ein Glied dieser irregeleiteten Familie einst in den alten ungarischen Landtagsakten blättern, und die schönen Bewilligungen von Geld und Soldaten zu österreichischen (oder vielmehr dynastischen) Zwecken lesen wird, so dürfte wohl ein durchlauchtigstes Thränchen in das allerhöchste Auge schleichen, eine Thräne wehmüthiger Sehnsucht nach der guten alten Zeit, da man noch die plumpste Diplomatie treiben konnte, ohne sich selbst und den Absolutismus zu Grunde zu richten. Diese Tage sind vorüber; die Folgen der Invasion in Ungarn werden es zeigen.

Franck.

Wiener Journale und Journalisten.

Seitdem Windischgrätz in Wien eingezogen, ist dort Alles still geworden, aus den Spalten der Journale tritt uns nicht mehr die Revolution entgegen und von den Mauern schreien nicht mehr aufstachelnde Plakate herab. Mit einem Male ist es still in der sonst so lärmerischen Stadt geworden und die ingrimmige Schreibweise hat sich so sehr geändert, daß Feldmarschall Welden den Journalen eine Weisung zukommen lassen mußte, daß sie nicht zu reaktionär schreiben sollen. Jetzt, wo in Oesterreich Alles verschüttet ist und man glauben sollte, nur einzelne Seufzer würden sich vernehmbar machen, sehen wir im Gegentheile ein literarisches Kriechergeschlecht sich erheben, auf den Ruinen der Freiheit herumtanzen und die Ketten mit ekelhaft unterthänigen Phrasen umwinden. Deßungeachtet ist die Betrachtung der österreichischen Presse nicht ohne Interesse und zwar nicht blos durch die Beleuchtung der Persönlichkeiten, welche sie vertreten, sondern auch durch die Erinnerung an die nächst vorhergegangene Phase dieser Presse und die Erörterung, in wiefern dieselbe Parteien vertrete.

Jene Würmer, die blos aus dem todten Leib der Freiheit hervorkommen und sich nur an demselben heranfüttern können, sind auch in Oesterreich ganz auf der Oberfläche. Welch ein Bedientengeschlecht, das jubelt, weil es den Fuß des Siegers auf dem Nacken fühlt! Sie sind nicht fähig, frei zu sein, und freuen sich der bequemen Gedankenlosigkeit und des stillen Schaffens, das die Knechtschaft gewährt. Zum Freisein gehört auch Talent, nicht Jeder kann die unbegränzte Göttlichkeit der Freiheit ertragen, das Thierische im Menschen hat einen Drang darnach, beherrscht zu sein und für versumpfte Naturen ist die reine Luft der Freiheit zu scharf; wer gar keine Idee erfaßt, schreckt auch vor der Idee der Freiheit zurück. Wahrlich nur so kann man es sich erklären, wie Menschen das Joch so stolz wie einen Orden ertragen und sich der Knechtschaft so freuen können, als wäre ihr Zittern ein Kampf gewesen. Weh der Partei, die blos solche Wortführer findet, wie die jetzigen Publizisten Wiens. Wenn ich je einer Partei angehört hätte, die, weil sie das Leben nicht begreift, Bewegung und Leidenschaft für Anarchie hält, weil sie keinen Begriff von dem geschichtlich Nothwendigen hat, sich dem Gang der Dinge entgegenstemmt und weil sie vom Gehalt der Zeit und ihrem großen Wendepunkt nicht erfüllt ist, an ein Unterhandeln mit den Fürsten und ein Abwägen der Freiheit denkt, so wird schon ästhetischer Ekel mich von dieser Partei trennen. Wir leugnen nicht, daß ehedem der Radikalismus manches Maßlose erzeugt habe, allein war der Ingrimm, den er aussprach, zu übertrieben, so konnte er doch in der Erinnerung an den schändlichen Druck, den die Fürsten seit Jahrhunderten gegen ihre Völker ausgeübt, begründet sein, und lag in der Anforderung an die Zeit ein Irrthum, so war es doch ein Irrthum des Herzens. Aber die jetzigen Vertreter der öffentlichen Meinung in Wien werden von gar keiner politischen Idee getrieben, ereifern sich nicht etwa für das Bestehende, sondern selbst der Conservative ist ihnen zu radikal, sie wollen gar nichts als Habsburg, Habsburg um jeden Preis, der Sphärenklang des Himmels klingt ihnen nicht so schön, wie „Gott erhalte unseren Kaiser.“ Also auch dieser Eifer für die Dynastie,

dieses Küssen des blutigen Thrones, geht nicht etwa aus dem Glauben hervor, das Wohl der Gesellschaft wurzele im Königthum, sondern es ist die hündische, ideenlose, blinde Anhänglichkeit, die alles Raisonniren haßt und nichts, gar nichts will, als getreten sein. Solche Fanatiker der Thierheit stellen sich nun vor die Leichen Jener, die kürzlich durch Justizmorde erschossen worden sind und begeifern sie mit Hohn, Robert Blum nennen sie einen Verbrecher, über Becher witzeln sie und heißen ihn einen schlechten Musikanten, „den die Kugeln ausgepfiffen," Jellineck rufen sie ins Grab nach „Judenbub", und in diesem Tone beschimpfen sie die Todten und denunziren die Lebenden. Sie machen die Polizei aufmerksam, an welchem Ort sich Jemand versteckt halte, und jubeln bei jeder neuen Verhaftung. Sie predigen Judenverfolgung und betteln um Verlängerung des Belagerungszustandes, ihr delikatester Ausdruck ist „Galgen", und ihr drittes Wort ist „rebellischer Lotterbube." Die Aergsten unter diesen rothen Royalisten sind Endlich, M. Koch, M. G. Saphir, Bäuerle, Raudnitz, Wurzbach, Seidlitz, Böhringer, Rosenthal, Löwenthal, Seyfried, Weyl, Bernard, Ebersberg, Weiß, Naske, Hofinger, Festetics, Herczeghy u. s. w.

Der Possierlichste unter diesen über die Knechtschaft Verzückten ist M. G. Saphir, der alt gewordene Bajazzo, dem es nicht gelang, die Revolution zu einem Wortspiel zu verrenken und der ihr deswegen grollt. Saphir hat die Freiheit nur gewünscht, weil es ihn ärgerte, daß ihm der Censor einige Angriffe auf Comödianten, die ihn nicht bestochen hatten, wegstrich, als das einzige Resultat der März-Revolution hatte er eine bessere Einnahme bei seinen sogenannten Wohlthätigkeits-Akademien gehofft. Nun kam die Sache anders, die Völker wurden nicht frei, um auf den „Humoristen" zu abonniren, und bekümmerten sich nicht um das Schmollen Saphirs. Dieser erschrak aber so sehr darüber, daß ihm ein Witz in der Kehle stecken blieb und seitdem will ihm der Witz nicht mehr heraus, er strengt sich gewaltig an, aber vergebens, der Witz ist ihm stecken geblieben. Vergebens kündigte er der Welt an, er wolle den Humoristen in einen „politischen Horizont" verwandeln und Aktien darauf annehmen. Vergebens sagte er jedem Aktionär die fünf folgenden Jahrgänge des Humoristen zu, welchem Versprechen gewiß die größte Bescheidenheit zu Grunde lag, vergebens witzelte er im Humoristen bald über die Radikalen, bald über die Konservativen, es wollte sich Niemand um den „politischen Horizont" kümmern. Da nun selbst die Plagiate aus Jean Paul und Abraham a Sancta Clara nichts mehr nützen wollten, und die Oktober-Revolution vollends alle Abonnenten-Jagd völlig unmöglich machte, so gerieth Herr Saphir in Zorn, er setzte sich in einen Fiaker und fuhr nach Baden, nächst Wien. In Baden war Herr Saphir wohlbekannt, kurz nach dem März, wo die Ungarn in Wien vergöttert wurden, war er dort stets in einem Attila und mit einem ungarischen Dolman erschienen und hatte daran erinnert, daß er in Ungarn geboren sei; im Sommer, wo das deutsche Vaterlandslied in Mode war, hatte er eine riesige schwarzrothgoldene Kokarde getragen und nun erschien er mit einem schwarzgelben Band, das ihm die ganze Brust bedeckte. Während des Oktobers sammelte Saphir Geldbeiträge für die kroatischen Horden, welche Wien bombardirten und in den Vorstädten die unmenschlichsten Grausamkeiten begingen und jetzt lebt er wieder in Wien und da er glaubt, Alles werde zum Alten zurückkehren, so hat er auch seinen „politischen Horizont" wieder „Humorist" genannt und sucht sich nun durch die schändlichsten Schmähungen der Radikalen ein Publikum

zu gewinnen, was ihm, da es kein inhaltsloseres Blatt als den Humoristen giebt, nicht gelingen will. Statt eines Programms hat er eine Zusammenstellung aller reaktionären Stellen gegeben, welche in seinem Blatte bisher enthalten waren!!

Einen blos komischen Effekt macht unter den Wiener Politikern Herr Bäuerle, der Redakteur der Theaterzeitung, welche bei der allgemeinen Umwandlung sich in einen „österreichischen Courier“ umgestaltet hat. Herr Bäuerle ist der letzte Alt-Wiener, mit all seiner gedankenlosen Gemüthlichkeit, der sich blos mit Theatern und Bällen beschäftigt. In seinen alten Tagen passirte diesem heiteren Lebemann nun das Unglück, daß eine Revolution ausbrach, welche Alle in Politiker verwandelte und auch ihn nöthigte, sich der Zeit anzuschließen. Er, der dreiunddreißig Jahre hindurch nur Notizen über das erste Auftreten einer Sängerin oder die Benefiz-Vorstellung einer Tänzerin geschrieben, sollte nun, was ihm so lange verboten war, Politik treiben; er, dem die Censur alle Zähne nach und nach ausgeschlagen, sollte nun bissig werden; er, der bisher seinen Stolz in der guten Meinung fand, welche die Regierung von ihm hatte, sollte nun den Rebellen spielen. Man kann denken, wie possierlich daher sich dieses Blatt zu einer Zeit gebehrdete, wo es, um gelesen zu werden, scharf auftreten mußte. Es war, als ob eine alte Matrone zum Tanz aufspränge. Mit welchem ekelhaften Betragen kriecht er nun in die alte, warme Pfütze zurück. Die unbequeme Verkleidung des Liberalismus wird abgeworfen, und in jeder Nummer, die jetzt erscheint, läßt er durch Kreaturen wie Bary, Naske, Koch, Raudnitz, die politische Niederträchtigkeit als das Evangelium des Staates predigen. Dieses Blatt billigt nicht nur die vorgefallenen Justizmorde, sondern es fordert unaufhörlich zu neuen auf, ja führt Jene namentlich an, die noch zu ermorden sind, damit jene Ruhe wieder eintrete, welche die Theaterzeitung zu ihrem Gedeihen braucht.

Damit der Leser einsehe, daß die jetzige Presse Oesterreichs in ihrer karrikirten Haltung dem Begriffe der Parteiung in keiner Weise entspreche, muß man selbst Herrn Seyfried erwähnen. Dieser hatte vor dem März den „Wanderer“ herausgegeben. Im Sommer taufte er sein Blatt in einen „Demokraten“ um und jetzt, wo man alle Demokraten erschießt, „wandert“ er wieder. Das Prädikat „Ritter von“ hatte er im Sommer abgelegt, jetzt hat er den Adel wieder als warmen Deckmantel aufgenommen. Auch dieses Blatt ist eine Sudelküche für die gemeinsten Schmähungen der liberalen Partei geworden und nur mit Ekel nimmt man eine so niedrige Spekulation wahr.

Ein Blatt, das eigentlich den Beisatz führen sollte: „zur Beförderung der guten Verdauung“ ist „Schild und Schwert“ herausgegeben von Quirin Endlich. Die Hauptrubrik dieses neuen Blattes ist „Juden-Kontrolle.“ In diesem Blatt wird Alles, was in der Welt Arges geschieht, auf das Klarste, als von Juden herrührend, nachgewiesen. Endlich hält die Welt für unvollkommen, weil Juden darin sind, er bekommt an einem Samstag Krämpfe, weil die Juden an diesem Tag sich nicht plagen, und hält die Schweine für die reinlichsten Thiere, weil sie nicht von Juden berührt werden. Endlich forderte vor einigen Wochen in seinem Blatte ausdrücklich dazu auf, die Juden zu plündern und auszujagen, so daß die Behörde diese Nummer confisciren ließ. Endlich stellt sich seinem eigenen Ausspruch zufolge jenen Staatsboden als den besten vor, der mit zahllosen Galgen besetzt wäre,

auf denen lauter Juden hingen. Und dieser Endlich war Präsident des konstitutionellen Vereins in Wien und sein Blatt ist von dieser Partei unterstützt!

Ein weiterer Stimmführer der öffentlichen Meinung in Wien ist Herr Böhringer, Redakteur der Geißel. Herr Böhringer wollte in der vormärzlichen Periode unter dem Joche der Censur nicht schreiben, sondern die Menschen durch sein Harfenspiel zur Freiheit begeistern; um vorzüglich auf die Schichten des Volkes zu wirken, ließ er seine Freiheitshymnen als Harfenspieler in Prater-Kneipen ertönen und da er doch auch leben wollte, so sammelte er nach jedem Stück, das er gespielt, Geld von den Anwesenden ein. Die böse Welt, welche diese Richtung der Freiheitspropaganda nicht verstand, nannte ihn im Wiener Jargon „Harfenist." Nach der Revolution zerschellte er seine Harfe und bemächtigte sich des freien Worts. Er begründete die „Geißel," worin er nicht etwa die Reaktionäre, sondern nach einer feineren Politik die Radikalen unaufhörlich beschimpfte, was keinen andern Grund hatte, als sie noch mehr aufzustacheln. Dieselbe Taktik eines Brutus befolgte er auch jetzt, ein Blick in die „Geißel" läßt die „neue preußische Kreuz-Zeitung" als ein republikanisches Blatt erscheinen.

Das Journal des österreichischen Lloyd nennt sich jetzt in närrischer Abbreviatur „der Lloyd." Es war ursprünglich ein Handelsblatt und ist es im Grunde noch geblieben, es handelt mit Reaktion, es verschachert seine Gesinnung, preist den Belagerungszustand, geifert gegen die Männer der Freiheit, ist ergrimmt über die Gegner des Ministeriums, kriecht in den schmuzigsten Kloaken des Schimpfs herum, wedelt um den Arbeits-Minister Bruck und hält Schmerling für einen großen Staatsmann. In letzter Zeit hat es sich ein Feuilleton beigegeben, dem leider Karl Beck seine schönen Kräfte widmet.

„Die Presse" findet ihr Vorbild in Emil de Girardin. Ihr Redakteur ist Dr. Landsteiner, welcher Girardin in Bezug auf Charakterlosigkeit und Reaktionsgelüste gänzlich, in Bezug auf Geist jedoch nicht ganz erreicht. Das Blatt französelt gewaltig, man sieht, daß der Redakteur Alles, was er niedergeschrieben, durch die Nase spreche. Dieses Journal bespült alle Zeitfragen mit erkünstelter Graçe und wäscht dabei den Schmuz ab. Es will seine Seichtigkeit für liebenswürdige Vornehmheit ausgeben und obwohl es seicht ist, so kann man doch im Schlamme seiner gemeinen Perfidie ersticken. Man sagt, daß es seinem Wedeln gelungen ist, von Stadion dotirt zu werden. Jedenfalls entspricht sein tückischer After-Liberalismus dem Wesen Stadions vollkommen. Der geistvolle tüchtige Hieronymus Lorm hat sich von diesem Blatt wieder abgewendet.

Kuranda's „Ostdeutsche Post" ist das einzige Blatt Wiens, welches wenigstens nicht noch reaktionärer ist, als die reaktionäre Regierung. Es fehlt dem Blatte jedes Pathos, jedes warme Eingehen in die Zeit, es ist mit kalter, herzloser Diplomatie geschrieben, fügt sich gutwillig den bestehenden Zuständen, kokettirt mit einem flachen, grundlosen Liberalismus, erschrickt vor der Revolution, allein es ist doch das einzige Blatt Wiens, das man jetzt in die Hand nehmen kann, ohne vor Scham zu erröthen. Wie tief muß eine Presse gesunken sein, wenn der Standpunkt Kurandas ihr gegenüber der oppositionelle ist! Der liebenswürdige, edle Kaufmann schreibt das glänzende Feuilleton der Ostdeutschen Post.

Die Wiener Zeitung ist das offizielle Blatt der Regierung, obschon es eigentlich jetzt blos Regierungsblätter giebt und der durch mancherlei fatale Erlebnisse berüchtigte, ehemalige

Theater-Rezensent Seidlitz in Olmütz den österreichischen Correspondenten als Organ der Hofpartei redigirt. Die Wiener Zeitung hat das Privilegium, daß die Regierung in ihr die offiziellen Erlässe proklamirt. Es ist das traurigste Blatt, welches theilnahmlos neben der Revolution hergeht und den jedesmaligen Machthabern sich wie eine Leiche zur Umarmung hergiebt. In diesem Blatt starrte im Februar des vorigen Jahres den österreichischen Völkern, welche durch die Lohe, die Louis Philipps verbrennender Thron geworfen, erwacht waren, der eiserne Ausspruch entgegen: Se. Majestät werde die bestehenden Institutionen zu erhalten wissen. In dieses Blatt schlüpften nach dem März nackte, republikanische Artikel und machten dort den Eindruck, als wären neugierige Proletarier in die Burg eines vertriebenen Regenten gedrungen. Dieses Blatt ist die Metze, welche im Oktober die Aula auf das Begeistertste pries und sie jetzt ein „Rebellennest" nennt. Dieses Blatt wird gänzlich vom Militär-Kommando diktirt. Seitdem uns aus diesem Blatt die Todesurtheile Blums, Bechers und Jellineks eiskalt angrinsten, hat es für uns einen Modergeruch und seine schreckliche Ruhe ist uns gespenstisch.

Noch drängen sich Prechtler, Bernard u. s. w. auf den öden Raum der Journalistik, auf welchem jetzt nur eine Partei erscheinen darf, um neue reaktionäre Blätter zu begründen. Der einzige Bodenstedt hatte Charakter genug, nicht unter dem Belagerungszustand und der Militärcensur redigiren zu wollen; er legte die Feder nieder und hat sich dadurch die Achtung jedes freien Mannes erworben.

Der Leser kennt nun die Männer, von denen die Jämmerlichkeit der jetzigen Wiener Presse herrührt, die gar keine Partei vertritt, sondern sich blos im Schmuz der Gesellschaft durch Schimpf und Spott Abonnenten zu verschaffen sucht. Die tiefste Verachtung brandmarkt die Namen dieser Männer, welche den Freiheitsmördern täglich ihr Kompliment machen und in das große Getöse der Zeit mit ihrer Castratenstimme Hymnen auf die Knechtschaft hineinquieken.

Engländer.

Die Mittel der Agitation.

Die Phrase von Deutschlands Einheit ist trotz der Centralgewalt und trotz der Nationalversammlung eine Lüge. Deutschland befindet sich vielmehr in vollständiger Auflösung, nicht blos in einzelne Theile, sondern in lauter chaotische Elemente.

Wenn wir hiefür nicht überall vielfache Beweise hätten, so genügte schon die Eine Thatsache: Daß wir keine öffentliche Meinung in Deutschland haben. Millionen Stimmen wirbeln durch einander in der Luft, ohne Zusammenhang, ohne Grundlage, oft ohne Sinn und Verstand, wenn wir die Kanonenschläge nicht für den letzten Verstand anerkennen wollen.

Und doch hatten wir zu Anfang dieses Jahres eine Einheit, wenn auch nur auf eine kurze Stunde; wir hatten auch eine einmüthige öffentliche Meinung, und durch diese allein war der Umschwung der Dinge in einer so kurzen Stunde möglich.

Nicht durch die Barrikaden, nicht durch Waffen, nicht durch den Opfertod einiger Hunderte wurde das Geschick entschieden; — es war die Eine öffentliche Meinung, welche die Machthaber richtete und ihnen den Arm lähmte, daß sie über sich ergehen lassen mußten, was über sie kam. Sie hatten damals dieselben Soldaten, die uns jetzt so kinderleicht im Zaume halten; dieselben Beamten, welche uns jetzt wieder behandeln, vielleicht auch denselben Willen im Bösen und Guten, dem wir jetzt schweigsam, nicht einmal zähneknirschend, gehorchen. Aber es war damals Eine öffentliche Meinung, Ein moralischer Zwang, Ein demokratischer Sinn überall — und darum gelang die Revolution; jetzt haben wir keine öffentliche Meinung, und darum machen wir nur — leicht unterdrückte, unnütze Emeuten, und tragen selbst die Schuld, daß die Entscheidung der brutalen Macht da überlassen bleibt, wo geistige Kraft und Festigkeit des Gemüths allein den Ausschlag geben sollten.

Liegt aber eine Wahrheit in diesen Worten, so müssen wir nach den Mitteln forschen, wie wir wieder zu einer Einheit der öffentlichen Meinung kommen, und dies wird uns erleichtert, wenn wir untersuchen: wie und warum wir diese Einheit verloren haben, und welches die Folgen dieses Verlustes sein werden.

Vor den Pariser Februartagen hatte die öffentliche Meinung in Deutschland überall einen gleichmäßigen, leichtverständlichen Inhalt. Man wußte, und ein Jeder, selbst die Blinden wußten, daß es nicht bleiben konnte, wie es war. Die ganze Nation in allen ihren Ständen nahm bestimmte geistige und materielle Rechte in Anspruch, wie dieselben in dem gewöhnlichen constitutionellen Programm, wenn auch mechanisch und äußerlich genug, enthalten sind. Man haßte eigentlich Niemand, als die Bureaukratie und verachtete den Bundestag. Die Bewegung ging mehr auf politische Reform als auf Revolution, und war dem Socialismus ebenso fremd, als einem durchgehenden Haß gegen die fürstliche Macht. Auch hatte die Aufregung ihren Sitz mehr in dem sogenannten dritten, als in dem vierten Stande, d. h. in dem kleinen Mittel- und dem Bauernstande. Der vierte Stand war zwar hinlänglich gedrückt und unzufrieden über schlechte städtische Einrichtungen, über den Einfluß des großen Kapitals, über ungeordnete gutsherrliche und falsch geordnete Hofkammerrechte; aber als Macht nahm er noch keinen Antheil an dem politischen Leben. Im Ganzen wollte man nur ein mäßigeres, natürlicheres Verhältniß zwischen Regierenden und Regierten. Allein diese Stimmung war in ihrer Bescheidenheit um so unerbittlicher, war unermüdlich, eisenfest, und wurde gesteigert durch einen Versuch in Preußen, eine von dem gewöhnlichen Programm abweichende Constitution einzuführen. Der Energie der Forderung kam nur die Oberflächlichkeit des Inhalts der Bewegung gleich; wer weiter sah und weiter wollte, war ein schweigsamer oder ein nichtverstandener oder ein verlorener Mann.

In diese Stimmung platzte, wie ein zerschmetterndes Geschoß die neue französische Revolution mit ihrem weit tieferen, rein demokratischen und — das Wort muß gesagt werden — religiös-socialen Inhalt. In wie viel Gräuel und Unsinn dieser Inhalt in Frankreich auch eingehüllt werden mochte und noch eingehüllt werden mag; — das unverwischbare Mene Mene Tekel Upharsin der Februartage läßt keine andere Deutung zu, als

daß, von nun an, alle äußere Macht, alle Herrschaft des Einen über den Andern zerbrochen, und daß aus dem Princip der Freiheit eine neue Staatsform geboren werden muß, in welcher der Friede und die Gerechtigkeit allein entscheiden, die äußere Kirche versinkt und der praktischen Religion einer werkthätigen Liebe zu Gott und zu dem Nächsten, Platz macht.

Dieser neue Inhalt, an welchem Jahrhunderte arbeiten werden, verbunden mit den in Deutschland bereits überall lebendigen Ideen gab der deutschen Bewegung die unglaubliche Energie, an 34 Punkten das zu vollbringen, was Frankreich immer nur in dem Einen Paris durchzusetzen nöthig hat. Die Haltung der Nation war kühn und gemäßigt zugleich: Eine demokratische Begeisterung ging durch das ganze Land; an Einem Tage fast geschah, was überhaupt geschehen konnte.

Allein bald zeigte sich, daß Deutschland nicht vorbereitet war auf einen völligen Sturz der Herrschaft und Gewalt überhaupt, und noch weniger auf die sociale Bewegung.

Die Gewalt, die Throne, die Bureaukratien, die Privilegirten erbebten zwar in ihren Grundvesten, das Militär war unnütz; allein verloren waren sie nicht. Einmal hat ihre Schwäche sie gerettet, zum andern die Unerfahrenheit des Volkes. Ihre Schwäche hat sie gerettet, weil sie schneller zurückwichen, als die wahre Demokratie sich in Personen und Ideen entwickeln und den leeren Raum einnehmen konnte. Als aber der erste Sturm vorüber war, und der Mangel eines jeden Regimens die Besitzenden ängstigte, konnte die Gewalt wieder in ihr altes Haus einziehen, aufgeputzt mit neuen Namen und neuen Stichwörtern. Die Unerfahrenheit des Volks hat sie gerettet, weil es nicht wußte, daß man mit der Gewalt nie transigiren kann. Noch trat die Ueberzeugung, daß Fürsten und Höfe das Haupthinderniß der Freiheit und Einheit seien, nicht als öffentliche Meinung auf; was die Mehrzahl bewegte, war im Grunde nur eine constitutionelle Sehnsucht, welche zwar, angeregt durch Frankreich, einen Augenblick über sich selbst hinausgegangen war, aber bald vor den Consequenzen ihres eigenen Thuns zurückschreckte und sich von neuem in die deutsche Bescheidenheit und Prinzenseligkeit hüllte.

Die sociale Bewegung aber zündete in Deutschland noch weniger, als die Mahnung des Weltgerichts, endlich die Gewalt zu zerbrechen. Die socialen Ideen klangen kaum in einzelnen tieferen Geistern der Nation an, wenn diese die edle Haltung auch der untersten Masse selbst in tief verderbten großen Städten betrachteten und auch hier die Menschlichkeit in gleicher Berechtigung erkannten. Allein auch diese Wenigen wendeten sich bald, zwar nicht von der Sache, wie die Besitzenden, aber von der wahnwitzigen Form ab, wie diese Ideen in Frankreich und auch bei uns geltend gemacht werden sollten. Doch reichte die sociale Bewegung wenigstens so tief auch in das deutsche Leben herein, daß sich der vierte Stand daran mit Einem Schlage zu einer politischen Geltung entwickeln konnte. Und diese Geltung, diese Erlösung wird dem vierten Stande bleiben, wenn auch seine Herrschaftsgelüste, die sich als Einfälle von Heimathlosen, als rohe Bauernbewegungen, als Anarchie in großen Städten und Fabrikorten äußerten, niedergedrückt wurden und stets niedergedrückt werden müssen. Denn die Herrschaft des vierten Standes ist keine Demokratie, welche letztere vielmehr allen Ständen gerecht werden muß, und die Furcht

vor einer solchen Herrschaft wird immer, wie jetzt in Deutschland, die wahre Freiheit hemmen und tödten.

Es giebt zwei geschichtliche Thatsachen, welche das lebendige Beispiel zu allen Ideen geben, die hier ausgesprochen sind, und mit welchen die Auflösung der öffentlichen Meinung in Deutschland wieder begann.

Den ersten Stoß erhielt die deutsche Einheit, als das Vorparlament zu schwach war und wegen der angeführten Gründe noch zu schwach sein mußte, um den Bundestag geradezu auseinander zu jagen und sich für permanent zu erklären. Von diesem Augenblick an war eine demokratische Centralregierung, welche allein die Einheit retten konnte, auf lange Zeit unmöglich. Diese Schwäche war die Wurzel aller Parteizwistigkeit.

Den zweiten Stoß aber erhielt die Einheit, sobald man so eilig zur Wahl eines Parlaments schritt. Damit war der Parteizwist ausgebildet, denn damit war das Regiment einer constitutionellen Mehrheit vorerst entschieden und mit ihm als einfache Consequenz die Reichsverwesung und Erhaltung der Einzelstaaten und Fürsten. Wen hätten die Deutschen auch wählen sollen? Demokraten gab es nicht — denn an was und wo hätten sie sich dem Volke zeigen und entwickeln sollen? — Die Bureaukraten waren in jenem Moment unmöglich; — die Aristokraten nicht minder; — das Volk kannte Niemand als die Namen der constitutionellen Opposition, der Liberalen aus den letzten zwanzig Jahren. Diese wurden gewählt.

Der demokratische volksthümliche Inhalt der Bewegung verschwand von nun an den Menschen immer mehr aus dem Gedächtniß und scheiterte mit der Zeit an der jetzt ganz unnützen Formfrage: Republik oder constitutionelle Monarchie. Es begann der Kampf der Parteien, das Volk selbst ging und geht leer aus.

Die Bewegung war einmal demokratisch und sollte nun constitutionell erzogen werden, sie lechzte nach einem großen Inhalt und wurde jetzt mit geistlosen Formeln abgespeist; was Wunder, daß sich der vierte Stand und mit ihm alle heimathlosen Elemente, das geistige und leibliche Proletariat, welche nur durch den demokratischen Inhalt der Bewegung eine politische Geltung erhalten hatten und nur in der Demokratie eine Erlösung hoffen konnten, sich gegen diese falschen constitutionellen Erziehungsmaximen, wenn nicht überall geradezu blutig erhoben, doch wenigstens in beständiger Aufregung blieben, welche Alles hemmt, und ohne zur Republik gelangen zu können, die feste Gründung der constitutionellen Monarchie vollends unmöglich macht.

Dagegen fühlten sich die Constitutionellen endlich in der Macht, nach welcher sie seit 30 Jahren gerungen hatten; sie waren gezwungen, sich gegen die Gewaltthätigkeit der andern Partei mit Gewalt zu schützen, und da sie für sich allein zu schwach waren, weil ihre Stütze und Partei — der sogen. Gebildete und Besitzende — sich nicht gern schlägt, es wäre denn allein zum Schutze des Eigenthums, so schlossen sie sich unwillkürlich und auf Kosten der eigenen Freiheit an die alte Macht, das Militär und die Büreaukraten an, und die alte Gewalt nistete bald in dem früheren Nest, nur ließ sie die Kukukseier jetzt von den Constitutionellen ausbrüten. Doch ahnten die Letzteren anfangs nicht, was sie jetzt, seit die heilige Allianz wieder in Blüthe steht und von drei Selbstherrschern erneut

beschworen ist, mit Händen greifen können: daß es nämlich nicht gut ist, mit vornehmen Herren Kirschen zu essen, und daß sie jetzt allein die Betrogenen sind.

Freilich wurden sie gewarnt, die Einen wie die Andern, aber sie achteten nicht darauf und erhitzten sich lieber an der Frage „Republik oder constitutionelle Monarchie," eine Frage, über welcher den Menschen gar die Wahl noch nicht frei gelassen ist, und welche nur durch ein Ereigniß entschieden wird, nie durch Worte und Verträge. Das Volk haben die Parteien ganz vergessen; denn was seither z. B. in der Nationalversammlung geschehen ist, war in keinem einzigen Punkte die freie Schöpfung eines großen und guten Geistes der Nation, sondern nur die ängstliche Geburt des Parteihasses. An jedem §. der Volksrechte und der Verfassung, selbst wenn er zu Anfang groß gedacht ist, zerren sie so lange rechts und links, bis eine Mißgeburt fertig ist und diese gehört dann dem Volke. Die Rechte und die Linke prätendirt, daß sie das Volk für sich habe, und doch hat die Letztere in ihrer Spitze nur die Sympathien der boden- und heimathlosen Elemente des vierten Standes, die in Einbildungen verstrickt, arme Opfer der Shrapnells werden; die Rechte aber hat nur für sich die Soldaten, einen Theil der früheren liberalen Kammeropposition und einen Theil unserer hoffnungsvollen juristischen Jugend.

Das Volk selbst wünscht die Rechte und die Linke möglichst bald nicht mehr zu hören und ist ganz verlassen — vielleicht verloren. Anstatt daß Bürger und Bauer, dritter Stand und vierter Stand, Besitzende und Arme zusammenhielten, um vereint eine neue Ordnung der Dinge zu erstreben, werden sie von den Parteien geradezu gespalten. Wer etwas zu verlieren hat oder Ruhe bedarf, um etwas zu gewinnen, wendet sich von den nutzlosen Emeuten der einen Partei und wird scheinbar ein Genosse der Macht und Gewalt; wer nichts zu verlieren hat, wird durch Mangel an Verdienst zur Verzweiflung getrieben und sieht im dritten Stand seinen Feind, statt ihn in der Gewalt zu suchen. Dritter Stand und vierter Stand werden sich blutlechzend gegenüberstehen, wenn man auf dem jetzigen Wege noch lange weiter geht.

Diese Thatsachen sind wahr — es gehört viel Blindheit oder viel böser Wille dazu, sie zu leugnen; die öffentliche Meinung ist zerrissen, nirgends ist Einmüthigkeit, nirgends ein klares Ueberlegen, überall Sondergelüste, Partei und Eifersüchtelei.

Man betrachte nur die Presse. Die Presse zeigt am besten, daß es keine öffentliche Meinung in Deutschland giebt, denn sie ist elender, zerstreuter, geistloser als je. Die Presse ist ganz in den Händen der Partei, so sehr, daß kaum Ein größeres Blatt in Deutschland genannt werden kann, welches den Namen eines volksthümlichen verdiente. Es ist mit der neuen Bewegung vielmehr die bodenlose Gemeinheit und Verworfenheit mit zum Durchbruch gekommen, welche in einem verborgenen Winkel des deutschen Gemüthes zu allen Zeiten gelauert hat. Alle wichtigen und großen Blätter sind in den Händen der Constitutionellen oder gar der Reaktionäre, und die ersteren lassen jetzt mit der vollen Ungerechtigkeit der Macht nur ihre Meinung gelten, nachdem sie 30 Jahre für eine freie Aeußerung jeder Meinung gekämpft haben; wir haben keine Censur der offenen Gewalt mehr, aber eine Censur der mittelmäßigen Köpfe, welche nichts so sehr hassen, als wenn sich ein individueller Geist will geltend machen. Die locale Presse aber und die fliegenden

Blätter und Plakate sind fast ausschließlich in der Hand unerfahrener Demagogen, welche sich selbst und Andere über ihren Geist, ihre Mittel und ihre Energie täuschen.

Ein ebenso trauriges Zeugniß von der Zerrissenheit der öffentlichen Meinung, wie die Presse, geben uns die Ständekammern, voran die Nationalversammlung. Wir fragen, wer in ganz Deutschland, selbst wenn er constitutionell denkt, sieht mit Vertrauen auf dieses Parlament und sein unfähiges Ministerium? Es hat sich allen Thatsachen gegenüber unfähig gezeigt; gegen Preußen — schwach; gegen Oesterreich — unmächtig; gegen Dänemark und Rußland — lächerlich; gegen Frankreich — eifersüchtig und ängstlich. In Italien und Ungarn giebt es die Interessen der Freiheit Preis; gegen die kleinen deutschen Staaten aber ist es brutal; da will es mediatisiren, terrorisiren, veranlaßt unnütze kostspielige Truppenmärsche, zeigt Kanonen und Haubitzen und zieht eine Reichssoldateska groß.

Kann Jemand in einem solchen Handeln den Willensausdruck des deutschen Volkes wieder erkennen? Und doch — Gott sei's geklagt, empört sich keine öffentliche Meinung gegen ein solches politisches Flickwerk! Niemand, fast Niemand protestirt, nirgends äußert sich Ein moralischer Zwang — man scheint zufrieden. Wir haben ja keine öffentliche Meinung; sie ist unterdrückt — und nicht durch Drohungen und Preßgesetze, wiewohl diese auch nicht werden lange auf sich warten lassen — nein, durch den Zustand völliger Auflösung und gänzlicher Unsicherheit, in welchem sich die deutschen Gemüther, ja der Verstand der Deutschen befindet. Wo die Steine schreien und das Blut am Boden schreit, da schweigt der deutsche Mund. Täuschen wir uns nicht; einen elenderen Zustand hat Deutschland noch nie erduldet; denn unter der Herrschaft der Parteien, der Rohheit und der Mittelmäßigkeit, geht auch das verloren, was wir früher besaßen, Credit, Erwerb, Ruhe und Genuß. Das Reichsministerium ist viel schwächlicher, handelt aber ebenso einfältig, wie der nächste beste Tyrann, wenn es erst Ruhe schaffen will mit der brutalen Gewalt und dann das Rechte thun; während die wahre Ruhe nur wird, wenn zuerst das Rechte geschehen ist.

Ebenso wenig Halt für eine öffentliche Meinung als die Nationalversammlung bieten die Versammlungen in den Einzelstaaten. Auch sie dienen nur dazu, die Verwirrung zu vermehren, sie sind weiter nichts als Werkzeuge einer chaotischen Auflösung. Wir wollen von Wien nicht reden, wo der Reichstag an seinem eigenen Thun erlag, an München nicht denken, wo sich die Offiziere jetzt schon auf den Belagerungszustand freuen, der nicht ausbleiben wird, sobald die Kammer einberufen ist und sich rührt. Wir wollen nur an das Beispiel von Berlin und Weimar erinnern. Der preußische Landtag war von Anfang an nicht mehr, als ein wirres Chaos von Stimmen, von denen keine die andere hörte, wie im Thurm zu Babel. Das einzige Merkmal dieses Chaos war, daß es gespalten war in eine gleichstarke Rechte und eine gleichstarke Linke, so daß die wichtigsten Fragen von dem Zufall abhingen, ob gerade die Rechte oder die Linke die Versammlung fleißiger besuchte. Die constituirende Versammlung konnte es jetzt zu keinem Resultat bringen, schon deshalb, weil die constitutionelle Frage um der eigenthümlichen Verhältnisse in Preußen willen, eigentlich Nebensache geworden war und es sich im letzten Grunde einzig darum handelte, ob für die Hohenzollern oder gegen dieselben. Die Versammlung

daß es nur Eine haltbare Stellung für sie giebt — als ständige Präsidenten der neuen Demokratie. Warum glauben sie vielmehr einen archimedischen Punkt außerhalb des Volkes behaupten zu müssen; warum glauben sie genug gethan zu haben, wenn sie auch noch einige constitutionelle Minister und Beamte in ihre Burg außerhalb des Volkes aufnehmen?

Die Demokratie reckt ihre Alles umfassenden Arme aus, sie ruft den Fürsten, sie will auch ihnen gerecht sein, wie dem Aermsten und Elendesten; — sie duldet aber nichts außerhalb von ihr selbst, sie kann es nicht dulden, und wird still oder laut, unterm Boden oder in offener Feldschlacht, jeden Götzendienst und jeden archimedischen Punkt zerstören. Diese Aufgabe ist die Lebensthätigkeit der Demokratie selbst; da kann nicht mehr von Willen, nicht mehr von Pietät, nicht von historischem Recht die Rede sein — nur von Unermüdlichkeit und einem ganz sichern schließlichen Resultat.

In der Haltung der Fürsten findet die öffentliche Meinung keinen Stützpunkt; vielleicht findet sie ihren Ausdruck in der neuen Büreaukratie. Diese besteht ja aus den Trägern der früheren liberalen Opposition. Die Lenker und beseelenden Kräfte der Verwaltung sind lauter neue Erscheinungen, oben angeschwemmt in der Märzsündfluth, und gestützt von der constitutionellen Majorität unserer trefflichen Parlamente. Diese „Liberalen,“ „Constitutionellen“ müssen am besten wissen, was nöthig ist zum Wohl des Volkes, denn sie behaupten aus dem Volke entsprungen zu sein; die alte Weisheit ist durch sie zu Schanden geworden, die neue Weisheit ist also wohl in ihnen geboren.

Sie sind aber weiter nichts, als wieder Büreaukraten geworden, sie haben die Macht gekostet und sind davon, wie von dem Kraute der Circe verwandelt worden aus wackeren Männern in unbedeutende Minister. Sie behandeln jetzt das Volk, dem sie doch Alles verdanken, wie die Früheren, — als Masse; sie operiren jetzt, wie die Früheren, mit denselben politischen Mitteln, mit Bajonnetten, Verboten, Belagerungszustand, Polizei und Denunciation. Von der alten Büreaukratie unterscheiden sie sich nur dadurch, daß sie noch mehr Rescripte erlassen voll freisinniger Phrasen, viel weniger Geschäftserfahrung und Billigkeit besitzen und die kleine Schlauheit statt der offenen Gewalt anwenden. Sie spielen die Minister und spielen sie herzlich schlecht; nach oben coquettiren sie mit den Worten „Pietät“ und „Recht der Krone;“ nach unten mit „den Volksrechten und Errungenschaften“ und fallen selbst in der Mitte auseinander, weil man nicht zwei Herren dienen kann: nicht der Demokratie und zugleich dem Fürsten, der sich noch außerhalb des Volkslebens stellt; sie sind im Gegentheil dem Ansehen der Fürsten gerade durch diese Zwitterstellung ebenso gefährlich, als der Freiheit und Entwicklung des Volkes. — Der beste Beweis aber, daß diese neue Büreaukratie nichts taugt, ist, daß sie nichts gethan hat. Denn was hat denn unser Reichsministerium Großes gethan? — Es hat Wien nicht geholfen, Preußen nicht gerettet, Baiern nicht bewegt; es geschieht nichts für Hebung des Credits, weil kein einziges Talent im Ministerium ist, welches eine finanzielle Erfahrung und einen weiten kühnen Blick hätte; der Handel, die Manufaktur, der Ackerbau warten vergeblich auf Zollschutz, Consulate, Ordnung, Erleichterung; die Associationen statt von Oben herab organisirt zu werden, werden im Stillen angefeindet, die Gesandtschaftsposten mit einer Taktlosigkeit besetzt, als wären sie Sinecuren, der Nepotismus der constitutio-

nellen Brüderschaft kann noch sprüchwörtlich werden. Das Einzige, was das Reichsministerium versteht, ist die schlangenhafte Art, womit es die constitutionelle Majorität des Parlaments zum Regieren und zu Beschlüssen, die eigentlich Sache des Reichsministeriums wären, veranlaßt, um so selbst der Verantwortung quitt zu sein, und die Schuld seiner Unfähigkeit dem Parlament aufbürden zu können. Der Fehler sind mehr, als der Handlungen, — es ist aber verboten, das Ministerium hart anzulassen. Und was haben denn die Einzelregierungen in acht Monaten gethan? In Oesterreich und Preußen haben sie der Camarilla die Thore offen erhalten, in Bayern Bierexcesse gedämpft und dabei das Ansehen der Regierung compromittirt, und in den kleinen Staaten die Hände in den Schooß gelegt oder die Republikaner verfolgt. Alle die Kleinen warten, bis das Reichsministerium handelt, d. h. bis die Blinden sehen und die Lahmen gehen, und sind auch da, wo der beste Wille, ja eine demokratische Neigung in diesem oder jenem einzelnen Minister herrscht, zu nichts gekommen. In Weimar z. B. haben sie 8 Monate zu einem unvollständigen provisorischen Gesetz über Geschwornengerichte gebraucht, und das Land wartet vergeblich auf eine demokratische Ordnung und Selbstständigkeit der Gemeinden, auf Vereinfachung der Behörden, auf Organisation der Associationen, auf Feststellung des Jagdrechts nach gesunden Principien, auf neue Organisation der Advocatur, auf die Verwandlung der Bürgerwehrspielerei in eine ernste Volksbewaffnung, auf Regulirung der Steuern, der Pensionen, Hoffammerrechte, der Civilliste, auf klare Einsicht in die Staatsfinanzverwaltung, die gar nicht möglich ist, so lange das System der indirekten Steuern die Regierung zu selbstständig macht u. s. w. Die Erlangung aller dieser und noch vieler anderer Bedürfnisse könnte längst eingeleitet, ja gewährt sein, — wenn die neue Bureaukratie sich von der alten unterschiede. Das Erwarten der organischen Gesetze der Reichsregierung ist eine schlechte Hinterthüre, zu welcher die Einzelstaaten nicht so oft ihre Zuflucht nehmen sollten, zumal in diesem Augenblick, wo der Schwerpunkt der Politik und Administration von der Centralgewalt gewichen ist, und bereits wieder in den Einzelregierungen liegt und so lange liegen muß, bis die öffentliche Meinung das ächt demokratische Programm nach und nach gefunden und zur allgemeinen Forderung erhoben haben wird. Die jetzige Reichsgewalt hat keinen Bestand, und die Einzelregierungen können sicher sein, daß sie mit derjenigen Centralgewalt, welche eine Zukunft haben kann, durchaus harmoniren, wenn sie die einzelnen Länder recht offen, ehrlich und ganz demokratisch organisiren.

Freilich die neuen Bureaukraten sind persönlich unschuldig, daß sie über Nacht unfähig geworden sind, daß man sie ebenso haßt und noch mehr mißachtet, als die früheren; daß sie immer, sobald das Reich der liberalen Worte aufhört und ein wirkliches Handeln erfolgen, eine Einrichtung vollzogen werden soll, die Ausführung den alten Kräften der alten Bureaukratie überlassen müssen. Freilich dies heißt: sie müssen sich wider Willen von der unentbehrlichen Minorität der alten Absolutisten in der Stille beherrschen lassen, weil die Letzteren allein gute Geschäftskenntnisse haben — allein sie sind persönlich unschuldig. Es wird einem Jeden so gehen, der sein Ministerium nicht damit beginnen kann, daß er alle guten Arbeitskräfte in ihren Stellen beläßt, aber mit den ächten politischen Mitteln das Zünftige, Handwerksmäßige, rein Formale der Bureaukratie zersprengt, die

Zunft der Juristen sprengt, die Zunft der Doctrinäre sprengt, und dem lebendigen Geiste und der unmittelbaren Behandlung der Dinge ihr Recht verschafft. Wer die Zunft nicht sprengt, wird von ihr aufgezehrt und assimilirt oder ausgeschieden und abgeschüttelt, und die Dinge selbst bleiben im alten Geleise, wie radikal auch der neue Minister handeln möchte. In so schwierigen Zeiten, sobald es sich um Organisation handelt, hat nur die Politik des Individuums, das in sich selbst eine Berechtigung fühlt, hat nur ein Fürst, der selbst regiert, oder ein Minister, der selbst produktiv und ein überlegener Geist ist, eine Aussicht auf Erfolg. Unsere neue Bureaukratie aber denkt gerade feindselig gegen Alles, was über das Gewöhnliche hervorragt, und ist deshalb selbst wieder ein Opfer der alten Zunft geworden. Ohne die alte Staatsmaschine zerstören zu können, haben es aber unsere neuen Bureaukraten durch ihre Weisheit dahin gebracht, daß die alte Staatsmaschine gerade das, was gut an ihr war, verloren hat, — die Energie, und daß sie in Schwäche und Auflösung versunken ist. Wenn irgend wer Schuld trägt, daß sich das Volk an die Anarchie gewöhnt, so ist es die Oberflächlichkeit der neuen Bureaukraten und ihre Improduktivität. Sie fordert die Fürsten gleichsam auf: zu dem Absolutismus zurückzukehren; und das Volk: sich zu empören; weil das Volk ein Recht hat, nicht ruhig zu sein, bis die richtigen Ideen der Zeit richtig ausgeführt sind, und weil ein Fürst glauben muß, dem Volke wohlzuthun, wenn er das alte Regiment wieder einführt, insofern das neue viel schlechter ist.

Unsere neue Bureaukratie arbeitet an der Auflösung und kann dem Volke zu keiner richtigen öffentlichen Meinung verhelfen, viel weniger als der Ausdruck einer solchen gelten.

Das einzige Element, welches bis jetzt in Deutschland nicht gewankt, sich nicht aufgelöst hat, sind die deutschen Heere. Dies kommt aber einzig daher, daß man von jeher verstanden hat, sie vom Volke loszutrennen, und daß man sie gelernt hat, sich selbst gerade als Gegensatz der öffentlichen Meinung zu betrachten. Unter diesen Umständen wird der Soldat immer Ordre pariren, sobald er einem Feind gegenüber steht, sei dieser Feind ein äußerer oder ein innerer. Zudem wissen die Offiziere, daß ihr Reich zu Ende geht, sobald die Demokratie siegt und der Soldatenstand als besonderer Stand und einziger Lebenszweck aufhört; damit weicht zugleich das letzte Privilegium des Adels.

Die Treue der Heere wird aber wanken, sobald man sie mißbraucht. Und man hat sie mißbraucht in Holstein, man hat sie mißbraucht in Wien, man will sie mißbrauchen in Berlin und man mißbraucht sie noch in Mitteldeutschland. Man führt sie hin, wo kein Feind ist, spazieren durch Schnee und Koth, wo kein Bürger die Hand wider sie hebt, sie müssen die Heimath verlassen, an fremde Kost sich gewöhnen und in schlechten Winterquartieren liegen — Alles umsonst. So etwas kann nur ein Ministerium verfügen, welches mit Blindheit geschlagen ist. Es kommt die Stunde, wo auch der Soldat fragen wird: Zu was? Denn ein Soldat, den man nicht zum Ruhme führt, der Polizeidienste thun muß, ist ein unglücklicher und wird ein unzufriedener Mann.

Deutschland ist nach allen Ecken und Enden in der Auflösung. Doch genug der Worte: Eine Thatsache genügt:

Ein Mitglied der Nationalversammlung ist zu Wien ermordet. Ermordet von der österreichischen Aristokratie als Gegenopfer für Lichnowski, ermordet von der

Camarilla zu Wien, um die Nationalversammlung zu sprengen, die Freiheit mit Füßen zu treten, Oesterreich loszulösen und den deutschen Namen zu verhöhnen.

Jedes Volk der Welt würde hierauf mit dem Schwerte antworten und wenn es sich allein zu schwach fühlte, würde es eine heilige Allianz der freien Völker, des Westens gegen den Osten, um Hülfe anrufen, zu einem Kreuzzug gegen den Absolutismus und die Barbarei.

Das arme deutsche Volk ist aber so sehr in der Auflösung, daß es sich nicht erhebt, ja nicht einmal überall diese seine Schmach fühlt, weil ein bettelhafter Parteihaß gegen Blums Persönlichkeit einen großen Theil verblendet; die Centralgewalt, die Reichsversammlung sind so schwach, daß sie Akten fordern, wo es keine giebt, daß sie Worte machen, wo es einzig und allein ein männliches Handeln gilt.

Nicht einmal über seine Schmach ist das deutsche Volk einig.

Die einzelnen Folgen einer so durchgehenden Auflösung des ganzen Lebens eines Volkes liegen außerhalb der menschlichen Berechnung, so sehr, daß wir nicht einmal ahnen können, was der morgende Tag bringt, geschweige was in dem Schooße der vielen Jahre liegt, welche durch die Entwickelung eines solchen Weltgerichts erfüllt werden.

In Deutschland können sich die Verhältnisse rasch entwickeln; sie können auch mit derselben Wahrscheinlichkeit langsam gehen; das Vaterland kann durch die Reaktion unterjocht werden oder eben so leicht durch blutige Anarchie und einen Kampf des dritten und vierten Standes; es kann im äußeren Krieg unterliegen oder mit einem Male durch das Erscheinen eines äußeren Feindes gekräftigt und vereinigt werden; es kann sich dem politischen Geiste eines neuen Cromwell fügen, kann aber auch durch eine demokratische Centralgewalt geleitet, oder nach wie vor durch 34 Fürsten und einen Bundestag und Kaiser beherrscht werden.

Sicher sind nur drei Punkte:

1) daß sich jetzt zwei ausgesprochene, nicht zu vereinigende, nur durch den Sieg der einen über die andere zu vertilgende Parteien gebildet haben, die dynastische und die demokratische. Die dynastische Partei hat vorerst in Oesterreich gesiegt, wird in Preußen siegen und in Bayern nicht nachgeben;

2) daß der seitherige Constitutionalismus ganz ausgespielt hat und nur noch ein Scheinleben führt; daß seine einzige Schöpfung, die Nationalversammlung und Centralgewalt, an dem Mißtrauen des Volkes und an der eigenen Schwäche erliegen wird;

3) daß der Schwerpunkt der entscheidenden Politik wieder in den Einzelregierungen und in ihrer dynastischen Verbrüderung liegt; daß dagegen ein Schwerpunkt der öffentlichen Meinung gänzlich mangelt.

Wenn man aber die einzelnen Folgen des falschen Weges nicht überblicken kann, auf welchen das deutsche Volksleben getrieben worden ist, so kann man das letzte Ziel sehr genau bestimmen: es ist eine neue Revolution des ganzen Volkes, der Bürger voran, eine Revolution des Ekels und der Verachtung.

Diese Revolution wird nicht blos gegen die Bureaukratien gehen, nicht blos gegen den Bundestag; sie wird nicht blos ein milderes Verhältniß von Regierenden und Regierten zu erobern trachten; sie wird die ganze Freiheit verlangen, alle Gewalt brechen, und damit beginnen, daß sie die Dynastien in ihren Grundfesten zertrümmert und zerstört. Dies um so unerbittlicher und rücksichtsloser, als sie sich nicht gegen diesen oder jenen Fürsten richtet, sondern gegen die Macht und die Fürsten überhaupt, als gegen die Pfeiler, an welchen sich nach den Märztagen der falsche Constitutionalismus, die falsche Politik, die Bureaukratie, die alte Lüge und Verdorbenheit der Höfe, die alte Gewaltthätigkeit, die Camarillen und die frühere Unfreiheit wieder haben aufrichten können. Ja selbst ein Fürst, ein Fürstenhaus, an dem das Volk mit Liebe hinge, wird ohne Thränen, ohne Mitleid in diesem Untergang verschlungen werden. — Was dann kommt? — Niemand kann es wissen, Niemand wird darnach fragen, weil Jeder das Bewußtsein hat, daß — was auch immer kommen mag, nichts kommen kann, was unerträglicher wäre, als der Tod, in welchen man uns wieder begraben will.

Es ist menschlich, es ist sogar Pflicht, sich diese Wahrheit zu gestehen, dieser Gefahr fest in das Auge zu schauen, mit sich selbst abzuschließen und auf Alles gefaßt zu sein, was nur die Thorheit der Menschen herbeiführt, und was das Schicksal, so blutig und schrecklich es sei, geschehen läßt, um die Menschen zu strafen und zu retten. Es ist menschlich, wenn diese Zeit kommt, in der Feldschlacht oder auf der Barrikade zu siegen oder zu sterben.

Es ist aber nicht mehr menschlich, diese Revolution herbeiführen zu wollen, so lange dem Menschen noch eine Wahl bleibt, so lange die Mittel noch nicht erschöpft sind, die in dem menschlichen Geiste und Gemüthe liegen, so lange noch ein Weg offen bleibt, um die Freiheit zu retten, ohne das Schwert gegen das Eingeweide des eigenen Volkes zu kehren. Denn kein Mensch darf sich zum Richter aufwerfen, am wenigsten zum Blutrichter, wenn schon das Schicksal oft die Menschen als Werkzeuge des Gerichtes verwendet. Wenn der, dem die Wahl noch gelassen ist zwischen dem Frieden und dem Schwert, zum Schwerte greift, so frißt ihn das Schwert.

Es ist gar mancher feste und in sich gefaßte Mann in Deutschland, welcher den kläglichen Zustand unseres nationalen Lebens schwer empfindet und die nahende Gefahr sieht, und doch scheinbar unentschieden und gebrochen dasteht, weil er vor dem Aeußersten zurückschreckt und die politischen Mittel und die Mittel des Gemüthes und Verstandes, welche uns noch zur Vertheidigung der Freiheit übrig bleiben, nicht kennt oder nicht daran glaubt. Aus solchen Männern besteht ein großer Theil der Linken unserer Parlamente; auch sie müssen mitten auf ihrem Wege stehen bleiben und rufen vergeblich das Volk auf, das Weitere zu thun. Ist doch das Volk innerlich gehemmt, wie sie selbst; es steht in dem Momente des höchsten Schmerzens, ein versteinerter Laokoon, und kann nicht vorwärts noch rückwärts.

Es ist nur ein Traum, wer jetzt an eine neue Erhebung des ganzen Volkes glaubt, wenn nicht äußere Ereignisse donnernd in die Welt eintreten; es fehlen dazu die rechten Führer und die rechte Grundlage. Die Explosion im März hat die Kraft erschöpft, und es bedarf erst einer neuen Füllung und eines ganz andern Inhaltes, bis eine neue erfolgreiche Erhebung kommen kann.

Die gebildeten Männer in Deutschland, welche eine politische Leitung des Volkes selbst übernehmen könnten, sind fast alle noch literarisch verfüttert und voll Ideenmacherei; das klare: Ja, ja; nein, nein des Gemüthes aber ist ihnen verloren gegangen, und darum können sie nicht reinpolitisch denken. Diese literarische Politik aber ist nicht viel mehr, als Dilettantismus und Virtuosenthum der Sprache — sie ist unsolid in ihrem Denken, ihren Kenntnissen und ihrer Menschenerfahrung. Und wo sich diese Männer selbst kennen, sich und das Volk; wo sie wissen, was Noth thut, da wissen sie nicht, daß eine Selbstbetrachtung nichts nützt, wenn wir uns nicht ändern; da kennen sie die Mittel nicht, um zu ihrem Ziele zu gelangen; ja sie halten ein Aufsuchen und Anwenden politischer Mittel und die unerschütterliche Durchführung eines gleichmäßigen Systems an verschiedenen Punkten für unmöglich oder pedantisch oder gar jesuitisch.

Die **Masse des Volkes** aber, eigentlich erst seit Monaten zu einem politischen Leben erwacht, kennt wie die Kinder für Alles nur Einen Grund und Eine Abhülfe, und denkt, ob sie nun die Ordnung oder die Bewegung haben will, nur an die Faust, weil sie sieht, daß die Faust die Hauptstütze des alten Regimentes ist. Sie ist deshalb immer geneigt, hier, für die sogenannte Ordnung dreinzuschlagen, dort, für die Aenderung unbedacht loszubrechen, ohne daß sie doch diesen Emeuten einen Zusammenhang zu geben vermöchte, theils weil es an demokratischen Kräften zur Leitung fehlt, theils weil die Masse selbst noch ganz unfähig ist, demokratisch, d. h. nicht durch Befehl von Oben herab geleitet zu werden. Denn soweit sind die Deutschen noch nicht, daß der Einzelne seine Lieblingsideen oder die Ansichten seines eigenen Kopfes opferte, um sich mit Andern zu vereinigen, ganz abgesehen davon, daß die Aufregung überhaupt jetzt bereits wieder, nachdem die ersten großen Momente der Märzbewegung vergessen sind, nur auf localen Schäden der einzelnen Stände ruht. Die Deutschen kennen den Gehorsam gegen den demokratischen Selbstherrscher, d. h. den freien Gehorsam gegen das Gesetz nicht, deshalb bringen sie es nie zu etwas Gemeinsamem, wenn sie nicht dazu beordert werden, sei es von einem absoluten Fürsten oder von einem tyrannischen Volkstribun.

Mit so schwachen Kräften und so zerstreuten Massen läßt sich keine Revolution machen, selbst dann nicht, wenn das Prinzip der Gewalt das richtige wäre, wenn die Deutschen ihre Führer in der Noth nicht so schnöde verließen. Darum wartet die Linke vergeblich auf eine neue Erhebung und die entschiedensten Bürger stehen unentschieden, weil mit einem Male der Weg aufhört und das Auge in eine leere Wüste blickt.

Deshalb ist in Vielen das Bedürfniß erwacht, sich umzuschauen, ob nicht vielleicht das seitherige Prinzip falsch war, ob nicht die seitherigen politischen Mittel die falschen sind, und sie haben gefunden, daß uns in Deutschland jetzt nichts hilft, als das Prinzip des Friedens und der gesetzmäßigen Agitation, mit andern Worten **eine Revolution der Geister und die Organisation der öffentlichen Meinung.**

Die Frage aber, durch welche **Mittel** die Einheit und Organisation der öffentlichen Meinung wieder erreicht werden solle, haben sie sich dahin beantwortet: daß dies nur möglich ist: einerseits durch **Bildung von Volksvereinen** — gegründet auf die Ideen des März, — durch einen systematischen engen Zusammenhang derselben und durch eine gleichmäßige Leitung in ganz Deutschland; — andererseits nur **durch Organisa-**

tion der Presse und Gründung eines literarischen Instituts, um dadurch die bedeutendsten geistigen Kräfte der Nation, welche eine demokratische Richtung haben, in Eine Wirksamkeit zu verbinden. Dr. Widmann.

Staat und Schule.

Die Verfassung eines Staates ist dessen Organismus, dessen Gliederung. Wie der menschliche Organismus, wie alles Vernünftige gegliedert sein muß, so verhält es sich auch mit dem Staatsorganismus. Wie bei dem menschlichen Organismus die Glieder ein harmonisches Ganze bilden, wie keins das andere hindert und aufhebt, so muß es auch bei der Gliederung des Staates sein. Der Organismus des Staates, seine Verfassung ist objectiv, insofern darunter die geschriebenen oder auf Gewohnheit beruhenden Gesetze verstanden werden, nach welchen der Staat regiert wird. Subjectiv ist eine Verfassung, insofern das Volk sich in dieselbe hineingelebt hat, insofern sie in das allgemeine Bewußtsein übergegangen ist, insofern Volk und Verfassung miteinander verwachsen sind, und das Volk gar nicht zu begreifen im Stande ist, in einem anderen Verfassungszustande leben zu können. Eine Verfassung im objectiven Sinne ist leicht gegeben, aber wenn sie nicht, wie der Körper von der Seele, von dem Geiste des Volkes lebendig durchdrungen ist, wenn das Volk nicht mit seiner ganzen Liebe, mit seiner ganzen hingebenden Aufopferung an ihr hängt, bleibt sie eine todte Form, eine, von keinem lebendigen Athemzuge, von keinem warmen Pulsschlage durchströmte und bewegte Masse. Jetzt, wo es sich darum handelt, Deutschland objectiv verfassungsmäßig zu gestalten, jetzt ist es von der höchsten Bedeutung, auch das Subjective ins Auge zu fassen, damit das Volk mit allen Fasern seines Herzens hineinwachse in die Verfassung, welche es sich selbst zu geben von der freigewordenen Zeit berufen ist. Das Volk, so lange in Unmündigkeit gehalten, soll jetzt an den öffentlichen Angelegenheiten des Staates Theil nehmen. Dazu bedarf es der Liebe des Volks zu seinen öffentlichen Einrichtungen, und diese ist bedingt durch seine Kenntniß derselben, durch Einsicht in den Organismus des Staates. Diese Einsicht kommt aber nicht über Nacht, sie ist das Resultat ernsten Fleißes, fortgesetzter Anschauung, ununterbrochener Uebung. Neben dieser Kenntniß muß die sittliche Erhebung Hand in Hand gehen; aus dem Vereine beider entspringt die wahre bürgerliche Tugend, entspringt die Aufopferungsfähigkeit für das große Ganze, entspringt der Muth, für Recht und Freiheit das Leben einzusetzen, entspringt die Kraft, das eigene Interesse zum Wohl des Staates auf dem Altare des Vaterlandes niederzulegen, die Kraft, den Einzelwillen der gesetzlichen Mehrheit ohne Murren unterzuordnen. Diese geistige und sittliche Kraft des Volkes zu wecken und zu stählen, ist zunächst Aufgabe der Jugendbildung, und in diesem Sinne muß unser gesammtes Volksschulwesen umgestaltet werden.

Im alten Rom lernte die Jugend die Gesetze der zwölf Tafeln und die niedergeschriebenen Grundsätze der rechtsprechenden Prätoren auswendig, und hörte zu, wenn die

Gesetzkundigen Rath ertheilten und Entscheidungen abgaben. Zur Zeit der Fremdherrschaft, als es galt, das nationale Bewußtsein, die nationale Begeisterung zu wecken, waren es Männer, wie August Wilhelm von Schlegel, welche das Lesen von Volks- und Heldenbüchern, welche das Lesen des Niebelungenliedes in den Schulen forderten. Unsere Zeit ist eine andere, eine größere geworden, unsere Zeit soll sittlich- und geistigfreie Männer bilden, sie soll das politische Bewußtsein durch alle Schichten der Gesellschaft tragen, sie soll schon von früh an die Keime dieses Bewußtseins in das junge Gemüth legen, sie soll schon in den Geist der Jugend den Grundstein legen zur Kenntniß der staatlichen Verhältnisse, zur Liebe und Hingabe an das Vaterland, damit auf dieser Grundlage die wahre echte Bürgertugend sich aufbaue zum Heil und Segen des Staates. Darum ist der Schule, darum ist dem Volksschullehrer ein schöner Wirkungskreis eröffnet, darum muß die Stellung beider eine andere, bessere werden. Beherzigenswerth sind die Worte Ledru-Rollins, die er als provisorischer Minister des Innern in einem Rundschreiben an die Volksschullehrer richtete, indem er sie aufforderte, sich als Candidaten bei den Wahlen zur Nationalversammlung zu melden: „Sie kennen am besten die Bedürfnisse der Landgemeinden, in denen sie geboren, von deren Leiden sie Zeugen sind, deren Noth sie nur zu sehr theilen. Ihr Stand, unscheinbar unter dem Königthum, wird im Freistaate einer der geehrtesten und geachtetsten sein." Schon haben sich auch bei uns gewichtige Stimmen für eine Verbesserung des Volksunterrichts, für eine Verbesserung der Lage der Volksschullehrer erhoben. Erfreulich in dieser Beziehung ist der jüngste Erlaß des preußischen Ministeriums der geistlichen, Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten. Der Minister erkennt darin die Nothwendigkeit einer Reorganisation des Schul- und Erziehungswesens als nächste Folge der Veränderungen auf dem Gebiete des Staatslebens an. „Je umfassender," heißt es in dem Erlasse, „die Betheiligung des Volkes im constitutionellen Staate an der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten ist, desto mehr ist das Heil der Gemeinden und des Staates von der geistigen und sittlichen Kraft des Volkes abhängig." Dabei ist es der vollsten Anerkennung werth, daß der Minister zunächst die Wünsche und Ansichten der Volksschullehrer selbst aus reiner Quelle schöpfen will. Es sind deshalb Kreis- und Provinzialversammlungen der Volksschullehrer, jener unter Vorsitz der Landräthe und Schulinspectoren, angeordnet, damit den Lehrern in diesen Conferenzen Gelegenheit gegeben werde, ihre Erfahrungen und Wünsche in Betreff des Volksschulwesens vorzutragen, und so ein sicherer Anhaltspunkt für die Gesetzgebung gefunden werde. Möchte auch Oesterreich diesem Beispiele folgen, und mag die Volksschule bald als eine wahre Bildungsstätte für jede tüchtige Bürgergesinnung und Tugend, für Liebe und Begeisterung zum Vaterlande dastehen.

W.

Der Republikaner.

Ein Theil unserer sonst ganz gebildeten Männer ist von taumelnder Beängstigung wegen des hochverrätherischen Beginnens einzelner verblendeter oder eigensüchtiger Empörer, die sich Republikaner zu nennen beliebt haben, so ganz und gar verblendet, daß sie alle wirkliche Republikaner, wie eine höllische, unheilschwangere Rotte, und republikanische Grundsätze wie ein furchtbares Gift blind verketzern, ja es wurde geäußert, man dürfe um Alles nicht Männer von republikanischen Grundsätzen in die deutschen Nationalversammlungen wählen, sonst habe man die Republik, ehe man sich's versähe!

So unreife Begriffe zu berichtigen, ist es daher gewiß an der Zeit.

Eine Staatsform kann niemals gemacht oder proklamirt werden, sie geht hervor aus der Weise des Volkes.

Wo rohe Kräfte walten, da kann nur ein diese Kräfte ordnender Alleinwille das einzig herrschende Prinzip sein. Die Mutter wird von dem unmündigen Säuglinge nicht Gesetze über ihr Verhalten oder Zustimmungen zu den Anordnungen erwarten, die sie zum Wohle des Kindes zu treffen hat.

Sind aber die Kinder theils herangereift, theils unmündig, so werden die Eltern die weiseren Kinder mit zu Rathe ziehen, wenn sie über diese oder die Familie beschließen, es wird sich auch der Einzelwille nicht durchführen lassen, namentlich sobald er unverständig ist, und etwa der Vater dem erwachsenen Sohne Kinderschuhe anmessen läßt. Die kleinen Kinder, die noch nicht gereift genug sind, werden gleichwohl unter der elterlichen Herrschaft und der Mitbestimmung ihrer verständigeren Geschwister stehen.

Sind Alle herangewachsen und sind sie verständig und gut, nun, dann werden vernünftige Eltern Alle hören und hören müssen, und wird zwar vor weisen Eltern die alte Ehrfurcht bleiben, aber die unbedingte Herrschaft, wo die Eltern für die Kinder denken und handeln, hört von selbst auf und kann der Natur nach nicht fortdauern.

So geht es denn auch theilweise mit den Völkern, nur, daß hier das natürliche Band der Verwandtschaft und des innigen Zusammenlebens und Aneinanderschließens fehlt.

So lange die Völker nicht von der Vernunft geleitet werden, wird der an Körperkraft oder bei Conflicten mit civilisirten Kräften der an Geist Hervorragendste, oder endlich der nach der Gewohnheit oder nach dem Rechtsbegriffe des Volkes an dessen Spitze Stehende, alle Gewalt unbedingt in sich vereinen, — absolute Monarchie, intelligente Despotie.

Bei fortschreitender Bildung werden dann Diejenigen die Gewalt mit dem Herrscher zu theilen anfangen, die an Geist hervorragen oder durch materielle Mittel sich eine höhere Stellung in der Gesellschaft gewonnen haben. Diese zusammen herrschen dann über den ungebildeten Theil, — beschränkte Monarchie.

Stehen die Ersten des Volkes in solchen Zuständen sich gleich, so werden diese herrschen, — aristokratische Republik.

Nimmt die geistige Bildung zu, werden Alle an Bildung und Tugend sich gleich oder kommen sie sich doch nahe, so entsteht die Volksherrschaft, — Demokratie.

Diese kann nun, wenn Elemente vorhanden sind, die nicht sich selbst beherrschen können, einen Einzelwillen an der Spitze haben, der den Gesammtwillen ausführt und nachdrücklich in Kraft setzt, — demokratische Monarchie.

Oder es bedarf auch dessen nicht, fast Alle stehen sich an geistiger und sittlicher Bildung gleich. Selbstherrschaft des ganzen Volkes, — demokratische Republik.

Diese erfordert ohne Zweifel nicht allein geistige, sondern auch hohe sittliche Bildung; denn nur da wird die demokratische Republik Bestand haben und sich halten, nur da wird sie das Gemeinwohl fördern, wo jeder Einzelne eines Zwanges nicht bedarf, wo er von selbst da ist, wohin das Staatsbeste und nicht sein Vortheil oder der seiner Standesklasse ihn rufen. Der wird zu allen Zeiten der beste Republikaner sein, der das, was dem Staate dient, genau geprüft hat und kennt, der sich selbst am besten beherrscht, dem das Gesammtwohl das Höchste ist, der tief durchdrungen von dem heiligen Sinne für das Rechts- und das höhere Sittengesetz, der Liebe zum Staate seine Eigenliebe, dessen Kraft und dessen Ruhm seinen Ehrgeiz und seine Ruhmsucht zum Opfer bringt, der der Herrschaft über Alle werth ist, aber ihr zu entsagen versteht, wo es das Beste des Staates fordert.

Um so zu handeln, muß der echte Republikaner seine Seele an Entsagung, seinen Körper an Entbehrung, er muß sich an Mühe und Arbeit gewöhnen, er muß im Nothfall Hunger und Kälte ertragen und sich mit Wenigem begnügen können; er muß nicht seine nächsten kleinen Bedürfnisse im Auge haben, sondern seinen Gesichtskreis erweitern und hinblicken zu den Besten und Edelsten, er muß so stark und fest in seinen Grundsätzen sein, daß ihm die Uebung der Tugend und die Entbehrung die Regel und das Natürliche ist, daß vor Allem Gesetz und Recht so tief in seine Natur geprägt sind, daß er keines äußern Antriebes bedarf, um den Gesetzen gemäß zu handeln.

Mit solchen vorherrschenden Grundsätzen schlugen die Griechen das zehnfach überlegene Heer der Perser, mit solchen wölbten die Römer den ungeheuren Bau eines Weltreichs, mit solchen siegten die Schweizer in vielen Schlachten über die zehnfach überlegenen und weitaus kriegsgeschulteren Feinde, mit solchen trat Holland gegen die spanische Weltmacht in die Schranken, mit solchen Eigenschaften gründeten die Nachkommen William Penn's und seiner edlen Genossen den nordamerikanischen Freistaat, mit solchen legten die römischen Dictatoren, mit solchen Washington die Herrschaft in die Hand des Volkes zurück. Diese Grundsätze sind es, welche die Christusreligion lehrt, diese, welche die weisesten Menschen aller Zeiten und aller Völker für die ihrigen anerkannt haben.

Nur völlige Unwissenheit oder fanatischer Schuldogmatismus oder einseitige Verkommenheit in engherzigen Systemen oder wohldienende Afterrederei kann zu dem seltsamen Ausspruche führen, daß Männer, welche solche Grundsätze in sich aufnehmen oder bereits verfolgen, dem Staatswohle gefährlich seien, sie sind vielmehr an und für sich die besten Bürger **jedes** Staates, und nur dem Gemeinwesen schädlich, welches mit jenen Grundsätzen des Christenthums und der Sittlichkeit im Widerspruche steht. Die Republikaner alter und neuer Zeit haben stets vorzugsweise solche Männer in ihren Reihen gezählt, nicht aber, weil die Form der Republik sie hervorgebracht hätte, sondern weil sich durch die Ueberzahl solcher Männer im Volke von selbst die Republik construirt.

Darum kann man auch nicht die Republik proclamiren oder gar mit Gewalt einführen wollen, denn ohne Republikaner möchte sie nie gelingen.

Der echte Republikaner, vertraut vor Allen mit den Verhältnissen seines Landes, dem Staatswohle treulichst dienend, wird nicht die Hand zum Bau der Republik heben, bis sie von selbst sich ergiebt. W.

Der bedrohte Besitz.

Mag man den Besitz aus dem Staate entwickeln, wie es die Griechen, wie es Rousseau und Montesquieu, wie es die Männer der Revolution von 1789 gethan, oder mag man ihn von dem Naturrechte herleiten, wie dies durch das römische Recht, wie es durch Locke und durch die Mehrzahl der deutschen Rechtsphilosophen geschehen ist, — so viel scheint jedenfalls durch die Geschichte aller Zeiten erhärtet zu sein, daß der Besitz nicht nur die Grundlage der Familie, sondern auch der mächtigste Stachel für die Entwickelung und Förderung aller menschlichen Fähigkeiten, für die fruchtbringende physische Thätigkeit und geistige Speculation ist. Nur auf den Höhen der Menschheit findet man jene einzelne Persönlichkeiten, welche in erhabener Uneigennützigkeit, durch den Genius getrieben, die Früchte ihres Geistes auf den Altar der Menschheit niederlegen, ohne des Spornes zu bedürfen, welcher die Massen zur Thätigkeit aufstachelt. Diese Letzteren können der Anregung durch die Hoffnung auf Besitz nicht entbehren, und wo diese Hoffnung fehlt, da bleibt die Gesellschaft in ihrer Entwickelung zurück. Die Resultate der Frohn- und Lehensverhältnisse, der Leibeigenschaft rc. . . entheben mich jeder näheren Erörterung dieser anerkannten Wahrheit, so wie es auch einleuchtend ist, daß nicht nur die Erwerbung, sondern auch die Erhaltung und Sicherstellung des zu hoffenden Besitzes Bedingungen jenes mächtigen Impulses sind, der die Menschen zur Entwickelung treibt. Indem ich diese bekannten Voraussetzungen nur kurzweg berühre, gehe ich sogleich auf die Bedeutung über, welchen die Legitimität des Besitzes (wenn ich mich dieses Ausdruckes bedienen darf), der politischen Bewegung der neuesten Zeit gegenüber, gewonnen hat, und will untersuchen, in wie ferne die Besorgnisse der Besitzenden, wodurch diese Letzteren zu reaktionären Anstrengungen angetrieben werden, gegründet sind, und ob in der Rückkehr zum alten Zustande Garantieen für das Privateigenthum zu finden sind.

Die Männer der Revolution von 1789 in Frankreich haben das Eigenthumsrecht auf den Staatsbegriff zurückgeführt, wie ihn die Griechen ausgebildet, und wie ihn Rousseau und Montesquieu in ihren Meisterwerken entwickelt *). Mögen nun auch diese Männer durch diese Zurückführung des Eigenthumsrechtes im Staate, auf die Platonischen Grundsätze, zu weit gegangen sein, so kann doch gewiß nicht behauptet werden, daß sie der

*) Rousseau: Contract social. — Montesquieu: Esprit des lois

gesetzgebenden und exekutiven Gewalt, also der Gesammtheit des souveränen Volkes, d. i. dem Staate selbst, gegenüber dem Privateigenthume, jemals mehr beschränkendes Recht eingeräumt haben, als sich das absolute Königthum zu allen Zeiten angemaßt. Ich will von den Börsenspeculationen eines Kaiser Franz von Oesterreich oder eines König Louis Philipp von Frankreich, welche bekanntlich krank wurden, um die Papiere fallen zu machen, und sodann, nachdem sie von diesen große Vorräthe gesammelt, wieder genasen, um den papiernen Börsedrachen wieder steigen zu machen, ich will von den gewissenlosen Finanzoperationen der meisten Regenten, ich will selbst von der offenkundigen Beraubung der österreichischen Eigenthümer durch das berüchtigte Wallis'sche Fininzpatent hier nicht sprechen, — dies Alles waren nur einzelne großartige Eingriffe in das Privateigenthum, wie sie freilich noch nie von irgend einem Proletarierthum zu fürchten gewesen, — aber auf das Prinzip der absoluten Gewalt von Gottes Gnaden will ich hinweisen, auf dieses Prinzip, unter dessen Flügeln die Legitimität des Privateigenthumes, die ja doch, wie unsere Rechtsphilosophen behaupten, im natürlichen Rechte wurzelt, zu allen Zeiten in Frage gestellt und gewissen Gefahren bloßgegeben war.

Die Absolutisten werfen es den französischen Revolutionsmännern vor, daß sie die Legitimität des Eigenthums an der Wurzel angegriffen hätten, sie sind empört, wenn St. Juste sagt: „Derjenige, welcher sich als Feind seines Vaterlandes bewiesen hat, kann in demselben nicht Besitzer sein;" sie schaudern vor dem Rechte, welches sich die Republik anmaßen wollte, die Güter ihrer Feinde zu confisciren; sie schaudern aber nicht vor dem Rechte, welches sich die absolute Gewalt, (z. B. Fürst Windischgrätz in diesem Augenblicke in Ungarn) anmaßt, die Güter der Patrioten zu confisciren.

Diese sogenannten Freunde der Ruhe, Ordnung und Sicherheit, die Anbeter der absoluten Gewalt, die egoistischen Verehrer jedes Zustandes, der ihren Bauch mästet, und ihnen gestattet, auf Kosten von Millionen ihrer Mitbürger in Ueppigkeit zu schwelgen, diese guten Bürger, wie man sie nennt, sehen den Besitz immer nur durch die Freiheit bedroht, und ignoriren die Geschichte, welche ihnen zeigt, daß das Eigenthumsrecht nie maßloser und frecher verhöhnt wurde, als durch den Absolutismus.

Ludwig XIII. von Frankreich hat in seinen Belehrungen an den Dauphin gesagt: „Alles, was sich im Bereiche unserer Staaten befindet, welcher Natur es immer sein möge, gehört mit gleichem Rechtstitel uns an. Sie müssen sich wohl überzeugt halten, daß die Könige absolute Herren sind, und natürlich über Alles, was sowohl die Kirchenmänner als auch die Weltlichen besitzen, das volle und freie Verfügungsrecht haben, um es bei jeder Gelegenheit als weise Haushälter zu benutzen *)."

Louvois sagt in seinem politischen Testamente: „Alle Ihre Unterthanen, wer sie auch immer sein mögen, sind Ihnen mit ihrer Person, mit ihren Gütern, mit ihrem Blute verschuldet, ohne ihrerseits das Recht zu irgend einer Forderung zu haben. Wenn sie Ihnen Alles zum Opfer bringen, was sie haben, so erfüllen sie nur ihre Pflicht, und geben Ihnen Nichts, da ohnehin Alles Ihnen gehört."

*) Oeuvres de Louis XIV. T. II. p. 93.

Im Begriffe des absoluten Königthums von Gottes Gnaden liegt also zugleich der Begriff, daß Alles dem Könige gehöre, daß er der oberste Eigenthümer alles Besitzes seiner Unterthanen sei. Daher die Abgaben zur Bezeichnung der Dienstbarkeit, wie sie üblich waren, daher die sogenannten fiskalischen Maßregeln, welche das Eigenthumsrecht beschränken, daher die Confiscationen ꝛc. . . .

Voltaire sagt eben so treffend als witzig in seinen kleinen Romanen *):

„Es sind verschiedene Bücher von verschiedenen Herren herausgegeben worden, welche, da sie eben Muße haben, den Staat am Kamine regieren. Die Einleitung zu diesen Büchern war die, daß die gesetzgebende und exekutive Gewalt durch göttliches Recht als Miteigenthümerin meines Grundstückes geboren, und daß ich ihr folglich mindestens die Hälfte von dem, was ich verzehre, schuldig sei. Die Riesenhaftigkeit des Magens jener gesetzgebenden und executiven Gewalt machte, daß ich mich bekreuzte. Wie wäre es, wenn diese Macht, welche an der Spitze der wesentlichen Ordnung der Gesellschaften steht, mein Grundstück ganz besäße? Dies wäre noch göttlicher als Jenes.“

Wir wollen sehen, wie sich der Eigenthumsbegriff der Griechen und Römer zu dem der socialen Revolution verhält, wie sie die neueste Zeit begonnen: In Griechenland wurde die Freiheit des Einzelnen und der Familie zu Gunsten der allgemeinen politischen Freiheit beschränkt, und dieses Prinzip erstreckte sich auch auf das Eigenthumsrecht. Plato sagte ausdrücklich: die Staatsbürger, welche sich in den Boden getheilt haben, möchten ja nicht vergessen, daß die Quote, welche dem Einzelnen zugefallen, eben so gut dem Staate gehöre, als ihm selbst. Plato hatte es als gesetzliche Norm ausgesprochen, daß jeder Einzelne mit seiner Person und seinem Eigenthume, der Familie, und diese wieder sammt ihrem Besitzthume dem Staate angehöre. Dagegen war es in Griechenland, wie Aristoteles lehrt, die Pflicht des Staates dem Staatsbürger hinreichenden Wohlstand zu sichern. Wurde nun in Griechenland der Staat gleichsam direkt verantwortlich gemacht für die gleiche Vertheilung der Güter, so verlangt dies die sociale Revolution unserer Zeit keineswegs, sie schließt die ungleiche Vertheilung der Güter nicht aus, sie ist weit entfernt eine Nivellirung alles Besitzes anzubahnen, sie strebt auch nicht den direkten Eingriff in das Eigenthum an. Die Aufgabe der socialen Revolution soll es vielmehr nur sein durch die Gesetzgebung indirekt darauf hinzuwirken, daß der abnorme Zustand des furchtbaren Abstandes in der Gütervertheilung mehr und mehr schwinde, und daß durch weise volksfreundliche Gesetze ein Zustand herbeigeführt werde, der es jedem Staatsbürger möglich mache, durch Arbeit genügenden Lebensunterhalt für sich und seine Familie zu erlangen. Nicht den Wohlstand soll der Staat jedem Einzelnen sichern, sondern nur die zu seiner und seiner Familie Erhaltung nöthige Arbeit. Hierdurch allein kann der wahre Schutz des Eigenthums dauernd gegründet werden, weil nur durch diese unabweisliche Fürsorge des Staates der fluchwürdige Krieg der Nichtbesitzenden gegen die Besitzenden mit Bestimmtheit hintangehalten wird, weil der traurige Fall der Nothwehr gegen den Hungertod nicht eintreten kann, der allein die gefürchteten Gespenster der Besitzenden wirklich verkörpern dürfte, weil mit einem Worte das Uebel auf diese Weise bei der Wurzel angefaßt wird. Plato war nicht

*) Siehe L'hòmme aux quarante écus.

Communist wie Phileas von Chalcedon, er wollte nicht die materielle Gleichheit der Güter, er vindicirte nur dem Staate (der Republik) das Recht der Ueberwachung und Herstellung einer moralischen Gleichheit in der Gütervertheilung, das heißt, nach Maßgabe von Tugend, Verdienst und Fähigkeit, wie er dies in seinen Gesetzen ausdrücklich sagt. So weit geht nun die sociale Revolution unserer Tage nicht, sie fordert nur für Alle die Möglichkeit der Existenz, ohne dem Ueberflusse oder dem Reichthum dadurch Schranken zu setzen.

Im alten Rom war das Eigenthumsrecht der Personen und Familien weniger durch den Staat beschränkt als in Griechenland, und nur in den Auflagen, wie z. B. in der vicesima des Augustus, bemerkte man das System einer allmäligen Rückführung des größeren Besitzes zum Staate. Die agrarischen Gesetze lieferten einen Beweis der Anstrengungen, welche in Rom gemacht wurden, um den kleinen Besitz, als das einzige Rettungsmittel des Staates, zu Ehren zu bringen und die Politik der Gracchen war gewiß die beste für Rom. Man würde übrigens sehr irren, wenn man, wie es einige Schriftsteller gethan, hierin Spuren des Communismus sehen wollte. Die Gracchen verlangten nicht die Vertheilung des Privatbesitzthumes (des ager privatus), sondern sie wollten, daß die ungeheuren Staatsgüter, welche das Volk mit seinem Blute erobert hatte, sie wollten, daß der ager publicus den Patriziern, welche sich denselben ungerechter Weise angemaßt, entrissen, und unter das Volk vertheilt werde. Die Gracchen wollten, daß dem Volke das werde, was ihm der Staat von rechtswegen schulde, die Gracchen wollten das Vaterland dem Untergange entreißen, der ihm durch das Patrizierthum und den großen Besitz bereitet war. Der Communismus aber war den Römern fremd, und wir müssen diesen vielmehr bei den ersten Christen suchen, welche ihn freiwillig praktisch geübt, um das römische Joch leichter zu tragen. Wie schön beleuchtet Paul Louis Courier in seinen politischen Pamphleten die Segnungen des kleinen Besitzes! Wohl nie hat ein Schriftsteller überzeugendere Worte gesprochen!

Die österreichische Regierung hat, ganz besonders in den letzten Jahren des Metternich'schen Regimentes, offenbar die großen Besitzer zum Nachtheile der kleinen begünstigt. So wurden z. B. die großen Stempel, welche früher bestanden hatten (wie die Hundertguldenstempel), weil sie die Reichen trafen, abgeschafft, das Mortuar aufgehoben, die Steuern auf Luxusweine herabgesetzt .. u. s. w. .... Nicht in Oesterreich allein, sondern fast in allen Staaten Europa's wird nicht nur das Entstehen des Proletarierthumes durch weise Gesetze hintanzuhalten unterlassen, sondern es wird dasselbe sogar durch Schutzzölle künstlich herbeigeführt. In wie ferne den Schutzzöllen, überall wo diese eingeführt worden, das Entstehen eines beängstigenden Proletariats auf dem Fuße folgte, — dies ausführlicher darzulegen, gestattet der Raum dieses Aufsatzes nicht; aber es ist eine Thatsache, welche nicht weggeleugnet werden kann und auf welche ich mich als solche wohl beziehen kann.

Da nun einerseits der Staat jedem einzelnen Staatsbürger den nöthigen Unterhalt nicht direkt garantiren kann, ohne die Nivellirung des Eigenthums als Prinzip hinzustellen, wie es die Communisten thun, oder wenigstens jener annähernden Nivellirungsidee zu huldigen, wie sie von den Griechen ausgebildet wurde (denn die Organisation der Arbeit wollte bisher nicht gelingen und bot, wie dies besonders Frankreich in jüngster Zeit bewährt hat, die ungünstigsten Resultate), da andrerseits nicht geleugnet werden kann, daß

neben der Gefährdung des Privateigenthumes durch den Absolutismus*) auch das Anwachsen des Proletarierthumes mit der Zeit, trotz dem in der unteren Schicht der Gesellschaft sich kundgebenden Rechtlichkeitssinne, dem größeren Besitze gefährlich werden könnte, so wird es sich darum handeln, das Eintreten jenes extremen Falles der Nothwehr, welche den Bruder vom Brette stößt, um das eigene Ertrinken zu verhindern, möglichst hintanzuhalten. Die größeren Besitzer werden sich, wenn sie der Wahrheit kühn in's Auge sehen, davon überzeugen, daß ihr Interesse mit dem der weniger oder gar nicht Besitzenden parallel geht, daß der Schutz ihres Eigenthumes gerade im Gelingen derjenigen Bestrebungen liegt, welche die Existenz aller Staatsbürger möglich zu machen suchen, sie werden also entweder von ihren reaktionären Appetiten abstehen, oder sich selbst die Grube graben müssen. Ich will diese kurze Abhandlung mit einer einfachen Aufzählung derjenigen Bedingungen schließen, an welcher meiner Meinung nach, der sichere und bleibende Schutz des Privateigenthumes geknüpft ist.

1) Vollkommene Hintanhaltung des Absolutismus durch die Volkssouverainität. Beseitigung der großen stehenden Heere 2c.
2) Freihandel. (Aufhören der Schutzzölle.)
3) Unterricht auf Staatskosten.
4) Darlehensanstalten für Gewerbe und Ackerbau.
5) Kolonisation im eigenen Lande (durch Ueberstedlung aus den übervölkerten Landestheilen nach den, wegen Mangel an Arbeitskräften noch nicht ganz urbar gemachten, oder an Gewerbsleuten Mangel leidenden.
6) Nöthigen Falles vom Staate organisirte Auswanderung.
7) Umgestaltung des Steuersystems.

Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß jeder dieser Punkte Gegenstand einer eigenen ausführlichen Abhandlung ist. Jede der hier angedeuteten wichtigen Fragen soll in diesen Blättern ihre Erledigung finden. Franck.

Portraits.

III.

Messenhauser.

Das Schicksal gleicht jenem riesigen Wegelagerer, der den Reisenden auflauerte und sie nach seinem Bette unter Qualen entweder ausdehnte oder abkürzte. Das Schicksal verfolgt freilich seine Zwecke bei dem grausamen Geschäfte und unterscheidet sich dadurch von dem

*) Der Bauer bezahlte bisher in mehren Provinzen Oesterreichs, nach einer sehr gewissenhaften Berechnung, an Abgaben und Lasten aller Art beinahe zwei Dritttheile seines Einkommens, so daß ihm nicht viel mehr als ein Dritttheil blieb.

Ungeheuer der griechischen Mythe. An Messenhauser, dem flimmernden schwärmerischen Schöngeist, hat das Schicksal seine Tyrannei nach beiden Richtungen hin geübt; es hat ihn kleiner und größer gemacht, als er ist. Er war durch den Zwang der Verhältnisse, — die gebietendste Bestimmung des sociellen Lebens — in die kaiserlich österreichische Militäruniform gesteckt worden; eine wunderliche Umhüllung für einen Busen, in welchem es von Neigungen und Gefühlen ungefälscht menschlicher Art wogt und wallt; dieser weiche empfängliche Mensch mit der flügge gewordenen Phantasie in die eiserne Reihe gestellt, mit der er gleichen Schritt zu halten von einem mächtigen Gesetze gezwungen ist, mußte sich zu einer eigenthümlichen Erscheinung ausbilden und sich sein inneres Leben gestalten, dessen er bedurfte und dem er um so sorgfältiger und hartnäckiger oblag, als es mit dem äußern im Widerspruche, ja nicht selten im Conflikte war. Messenhauser trieb Schriftstellerei, aber mehr zu seiner Befriedigung und zu seinem Vergnügen, als um den drängenden, schaffenden Gedanken zu genügen, um sich selbst in zusagender Form mitten unter Bilder zu versetzen, von deren Gegensätzen er in Wirklichkeit umgeben war. Er war eine Art Novellist, ohne eigentliches Talent für das Fach, ohne künstlerische Fähigkeit; er begnügte sich damit, eine Welt nur zu beleuchten, die seiner Wirklichkeit so ferne lag. Jede Schöpfungsgabe mangelte ihm; allein er besaß eine warme Sympathie für gewisse Ideen, Gestalten und Situationen. Er war ein Liebhaber von der Kunst, von der Poesie, von großen Ideen; aber er war doch kein Künstler, kein Poet, kein Denker; er besaß ein Herz und ein Auge, um zu lieben und zu schauen, und diese zwei Organe waren die eigentlichen Träger seines Charakters auf dem Gebiete der Literatur sowohl, wie auf dem Gebiete der Revolution, wo ihm eine große welthistorische Thätigkeit angewiesen wurde. —

Messenhauser war mit dem Regimente, zu welchem er gehörte, in Galizien stationirt gewesen, er wurde daselbst, ohne daß er sich auf scharfe Distinctionen einließ, für den Volkscharakter und für die Sache der Polen eingenommen. Die heiligen Kämpfe von Anno 30 und 46 zogen ihn an, er schrieb die Polengräber, die vor ungefähr einem Jahre bei Theodor Thomas in Leipzig erschienen; er hat mit vieler Liebe die Heldenscenen ausgestattet, er hat mit bunten Farben die Bilder gezeichnet, die seinen edeln Sinn angezogen; aber die große demokratische Idee des Jahrhunderts blieb dem Werke wie seinem Verfasser fremd.

Im März des verflossenen Jahres fühlte sich Messenhauser von der über die europäische Erde hinströmenden Volksbewegung so mächtig angezogen, daß er, um sich ihr anzuschließen oder vielmehr, weil er sich ihr angeschlossen, den Militärdienst quittirte. Dieser Schritt war der Empfehlungsbrief für Messenhauser bei der demokratischen Partei, auf die hin er in den heißen verhängnißvollen Tagen des Oktober an die Spitze der Wiener Bewegung gestellt wurde, die glorreich bleibt, und wenn alle Gemeinderäthe, Bankdirektoren und sonstigen Spießbürger von Europa dem Fürsten Windischgrätz und dem Baron Jellachich Dankadressen zustellen.

Messenhauser kam auf den großen Posten, er war zu klein für ihn; er liebte die Sache, für die er zum Kampfe berufen war; allein mit Liebe schlägt man keine Heere; er stattete seine neue große Situation prächtig novellistisch aus; allein er wußte den Helden nicht zu schaffen für diese Staffage; er hatte den edeln Ehrgeiz und die geziemende Werth-

schätzung für das nothwendige Heldenthum; allein es gebrach ihm an Kraft und Talent um dasselbe lebendig hinzustellen. Er begriff und ermaß die äußern Dimensionen großer Männer; allein die große Tugend, die mächtige Rücksichtslosigkeit, der unerschütterliche Geist fehlten ihm; er besaß nicht einmal jenes Ausharren in einer anstrengenden Thätigkeit, jene Unermüdlichkeit, jenes Aufgehen im Streben, wie es großen Männern eigen. In allen Anordnungen, Einrichtungen, in Plakaten und Reden sah man phantastische Außenwerk, der gewichtige Inhalt, der Kern fehlte. Ein guter Wille und ein unzulängliches Vermögen! Messenhauser hat nicht einmal die Bedeutung der Ereignisse begriffen bis zum 28. Oktober trug er sich mit der Meinung, daß die eingetretenen Mißverhältnisse auf gütlichem Wege ausgeglichen werden; daher die unverzeihliche Lauheit in den nothwendigen Vorbereitungen, daher die ängstliche Aufrechthaltung seines guten Einverständnisses mit dem Gemeinderath, um jeden Preis, selbst auf Kosten der Sache, die er mit dem Leben zu vertreten hatte. Messenhauser, oder vielmehr die Unzulänglichkeit seiner Fähigkeit trägt viel Schuld an dem Falle Wiens. Es war das größte Unglück für die Stadt, daß sich ihr Oberkommandant mehr zugetraut, als er im Stande war. Die Geschichte wird ihn verurtheilen, den Mann mit dem glänzenden Ende, wenn ihn auch seine Zeit- und Gesinnungsgenossen menschlich entschuldigen und sich versöhnen lassen durch den Tod, der ihn verklärt und der ein leuchtendes Licht selbst auf die Vergangenheit des Märtyrers für eine große heilige Sache wirft. — Kolisch.

Aus dem Tagebuche eines Flüchtlings.

(Fortsetzung und Schluß.)

Mein Retter hatte mich verlassen, ich sah ihm nach, sah auf die Stadt zurück, die in den letzten Strahlen der Abendsonne glänzte, — und wandte mich, um die ungewisse und unsichere Straße eines Flüchtlings zu verfolgen. Ich wanderte in weitem Kreise um die Stadt herum, um an die mir entgegengesetzte Seite, an die Donau, zu gelangen. Dort, in Nußdorf, wollte ich die vor wenig Tagen erst geschlagene Pontonbrücke passiren und die Eisenbahn zu erreichen suchen. In dem Oertchen Döbling, wo sich die Wege nach Nußdorf und dem Kahlenberge zu spalten, stand ich lange unschlüssig am Kreuzwege. Ich wußte, daß sich der Belagerungszustand auf 2 Meilen um die Stadt erstrecke, und, innerhalb dieses unheimlichen Zauberkreises befindlich, witterte ich hinter jedem Hügel ein Soldatenlager, hinter jedem Baume einen Posten, und konnte mich bei jedem Schritte des ewig wiederkehrenden peinlichen Gedankens nicht erwehren, daß er mich vielleicht gerade in die Hände Derer führe, denen ich entrinnen wollte. Der Gedanke war mir peinlich, nicht als ob ich den Tod als solchen gefürchtet hätte — ich wich ihm ja im Oktober nicht aus. Aber, nachdem mich die Kugeln des Oktobers verschont, sollte ich im November von Henkershand sterben, für eine verlorene Sache, — als ergötzliches Schauspiel für das fanatische Spießbürgerthum, das wir, als die Zügel Wiens in unsern Händen lagen

großmüthig schonten? Nein, der Gedanke konnte mir unmöglich Behagen erwecken, und ich spannte alle meine Sinne an, um mit der Vorsicht eines Indianers die Gefahr zu überlisten.

So stand ich nun am Kreuzwege. Vor mir der Kahlenberg mit den mir wohlbekannten schmalen Fußwegen, rechts die breite Heerstraße nach Nußdorf. Dort mußte ich über die hinten hinüberziehenden Gebirge auf weiten Umwegen an die Donau und über diese zu gelangen suchen, hier war ein Büchsenschuß nach Florisdorf, von wo die Bahn nach Breslau abgeht. Obwohl ich in meiner Verborgenheit keine Gelegenheit hatte, mich irgendwie von dem Stande der Dinge außer der Stadt in Kenntniß zu setzen, so ahnte ich doch, daß an der Eisenbahn die nöthigen Anstalten getroffen sein dürften, um die etwaigen Abfälle der Wiener Demokratie zu sammeln, und sie der von dem racheschnaubenden Windischgrätz diktirten Bestimmung zuzuführen. An dem Tage, als ich Wien verlassen, war noch kein offizielles Todesurtheil bekannt (Blum war an demselben Tage eingezogen), wohl aber wußte man, daß Hunderte von Studenten, Arbeitern und den unglücklichen zu uns übergegangenen Soldaten haufenweise in das Windischgrätz'sche Hoflager nach Hetzendorf hinausgetrieben worden, wo es viele Henker, aber keine Richter gab. Keiner von ihnen ist wiedergekehrt und wohl keiner sah die Sonne noch einmal aufgehen. —

Niemand wagt es heute in Oesterreich, den allmächtigen General anzuklagen, aber um seine Schlafstätte mögen in dumpfer Nacht die Manen der Gemordeten ziehen, die eine Hand in der klaffenden Wunde, die andere zum Schwure erhoben, nicht zu ruhen, bis die Rache auch ihn getroffen; das jammernde Gestöhne gattenloser Weiber und vaterloser Kinder dringt vielleicht in einsamen Nächten durch die Wächter und Häscher, mit denen er seine Gemächer umstellt, und stört ihn aus dem kurzen Schlummer, den er sich zur Erholung vom blutigen Tagewerke gönnt, und wenn er einst mit brechendem Auge die Hand auf das Haupt eines Kindes legen will, so wird sie sich blutig röthen und er wird sie bebend zurückziehen, um nicht zu verfluchen, was er segnen wollte.

Dies und Aehnliches zog durch meinen Sinn, als ich leichten Fußes dem Kahlenberge zuschritt. Ich hatte diesen Weg gewählt, da er mir der unbedenklichere schien, und ich hatte, wie ich später hörte, wohl daran gethan. Ich mußte an dem Hause vorbei, das eine mir verwandte Dame als Sommeraufenthalt bewohnt und wo ich in geselligem Familienkreise manche heitere Stunde zugebracht. Meine Schritte wurden langsamer, ich sah hinein, und etwas, wie Sehnsucht, wie Heimweh beschlich mich. Aber mein Ziel lag fern und ich hatte keine Zeit zu verlieren. An Gärten und Landhäusern vorüber war ich bald in Heiligenstadt, an dessen Ende ich in einen kleinen Laden trat und mich mit einem Stück Brod, mit einer großen Wurst, Zündhölzchen und einem sogenannten „Taschenfeutel“ versah. Dieses Messersurrogat werde ich als heilige Reliquie bewahren, und, obschon Spitze und Schneide daran längst nicht mehr zu unterscheiden sind, so benutze ich es doch fortwährend und schneide damit, so gut es eben geht. — Mit all diesen Gegenständen hatte ich mich deshalb versehen, weil ich die Nacht im Freien zuzubringen gedachte. —

Auf wohlbekannten Wegen stieg ich nun den Kahlenberg hinan, ich dachte an meine Kinderjahre, wo ich denselben Weg meinen Eltern voraussprang und jeden Schmetterling in Belagerungszustand erklärte, — ich dachte noch weiter zurück in die graue Vergangen-

heit, an die Tage, wo die Schaaren Sobiesky's, des kühnen Polenkönigs, über d
Rücken dieses Berges zogen und den Halbmond von den Mauern der beängstigten St
verscheuchten. So wie damals waren heute fremdländische Schaaren unter die Mau
der Stadt gerückt, um auf ihren Trümmern das Banner der rohen Gewalt aufzupflanze
so wie damals war es nicht Deutschland, sondern das Volk einer andern Zunge, das
unserer Hülfe heranzog; es fand sich wieder ein Sobiesky, er hieß Kossuth; aber diesn
siegte die Barbarei, und ein bittrerer Hohn wäre auf der Spitze des Stephansthurmes
Halbmond nicht gewesen, als die schwarzgelbe Fahne. —

Diese Gedanken wurden hin und wieder durch aufmerksames Lauschen unterbroche
mit dem ich jedes Geräusch verfolgte, das an mein Ohr schlug, und erstickten bald in de
Gefühle einer unbeschreiblichen Mattigkeit. Da ich keinen Reisesack oder etwas dergleich
mitnehmen konnte, so hatte ich meine nöthigsten Kleidungs- und Wäschestücke angezoge
Ich trug zwei Hemden, darüber eine Unterjacke, eine Weste, eine graue Jacke, ein
Frack, einen Ueberrock: zwei Unterbeinkleider, meine graue Uniformhose, darüber e
minder verfängliches Beinkleid, und über alles dies einen Mantel. Am Kopfe hatte
den bereits erwähnten Cylinder und in der Tasche, nebst ein paar Strümpfen, eine Mü
meines Vaters. In Schweiß gebadet schlug ich den Mantel zurück, hing den Hut an ein
Knopf meines Stockes und setzte die Mütze auf, die, obschon sie leichter war, den Na
theil hatte, daß sie mir immer auf die Nase herab fiel. Ungefähr in der halben Höhe d
Berges, außer Stande weiter zu gehen, setzte ich mich nieder, und sah durch die gra
Nacht in die weite Ebene hinab; leichte Nebelmassen lagerten über Wien, einige lic
Punkte blitzten daraus hervor und links deuteten da und dort mattglänzende Streifen d
Lauf der Donau an. Ich hatte in meinem Leben schon oft die Bitterkeit des Scheide
empfunden, und der Heimath und liebgewordenen Orten den Rücken gewandt — aber
schmerzlich wie diesmal hatte es mir noch nie die Brust zusammengepreßt, ich wußte j
daß mich mein Weg in die Verbannung führe — es zog mich mächtig zurück in die g
liebte Stadt, in der ich das Licht der Welt erblickte, unbekannt mit ihren Freuden u
ihren Kämpfen — in der ich vor wenig Monaten das Licht der Freiheit jubelnd begrüß
mit dem klaren Bewußtsein, daß diese der wahre Messias der Menschheit sei, und d
Kultur und Sitte mit ihr erstehe — und mit ihr fallen müsse.

Sie war gefallen.

Und, nun die wilden Horden fremder Länder jauchzend in die Straßen gezogen u
sich an dem stummen Schmerze der Gefallenen weiden, schien es mir, als ob sie ihr
flüchtigen Söhnen nachriefe, nun verlaßt ihr mich, weil ich euch kein Lächeln mehr
bieten, und nur Thränen habe? — —

Es zuckte mir das Herz und ich gab einen Augenblick dem tollen Gedanken Rau
zurückzukehren — da erwachte aber wieder mit aller Macht in der Brust des 23jährig
Jünglings die Liebe zum Leben mit ihrem ganzen Reize und ihren lockenden Hoffnunge
Ich sprang auf und vergaß für einige Minuten meine Erschöpfung. Nach wenigen rasch
Schritten bergan fühlte ich, der ich die schweizer und tyroler Berge auf und ab gewande
alle Kräfte schwinden. Jetzt erst fühlte ich, daß mich die Aufregung und Ueberspannu

der letzten Tage furchtbar angegriffen hatte. Ich schleppte mich den Weg, den ich noch vor Kurzem mit Freuden in fröhlichem Scherze hinangeritten, mühsam hinauf, und war immer öfter und öfter gezwungen Halt zu machen. Es begann zu regnen. Zuletzt verfehlte ich in der Dunkelheit noch den Weg und mußte ein gutes Stück wieder hinab. Tief in der Nacht, von Schweiß und Regen durchnäßt, ganz ermattet langte ich endlich auf dem Bergesrücken an. In dem Wirthshause sah ich Licht. Ich schlich um das Haus, machte einen weiten Kreis um den Hofhund, und spähte bei allen Fenstern hinein, um zu erforschen, ob Militär hier einquartiert sei oder nicht. Ich konnte nichts entdecken, als einen beim Scheine einer tiefabgebrannten Kerze schlafenden Knecht, neben ihm ein spielendes Kind. Trotzdem, besonders wenn ich meinen Anzug betrachtete, der in seinem Schnitte den Städter und in seiner Ordnungslosigkeit den Flüchtling nur zu leicht verrathen mochte, schien es mir nichts weniger als gefahrlos, zu so später Stunde in einem, 3 Stunden von Wien entlegenen Wirthshause ein Nachtlager zu verlangen. Aber ich war geistig und körperlich so erschöpft, daß sich ein gewisses Gefühl gänzlicher Gleichgültigkeit meiner bemächtigte, und ich trat in die Gaststube. Den Knecht, der sich dann als Kellner herausstellte, rüttelte ich aus dem Schlafe, warf verschiedene meiner Hüllen ab, und ließ mir ein Glas Bier geben, das ich auf einen Zug austrank. Das erquickte mich. Ich lebte wieder auf und begann zu bereuen, daß ich meinen Vorsatz, im Walde zu übernachten, nicht ausgeführt hatte. Ich war für Kellner und Kind der Gegenstand aufmerksamer Forschung, die von Seite des ersteren in die Frage überging: „Sie kommen wohl aus der Stadt?“ Ich antwortete mit „Nein, von Döblingen,“ und suchte das Gespräch auf Einquartierungen, Haussuchungen u. dgl. zu lenken. Bald hatte ich heraus bekommen, daß von den vielen schwarzgelben Gästen, die den Sommer hier zugebracht, und sich die Belagerung von hier aus mit Operngläsern betrachtet hatten, bereits Alles abgezogen, und außer den Wirthsleuten Niemand hier wohne. Mehrere flüchtige Studenten waren hier und in der Umgegend, und namentlich in Klosterneuburg unten, wo der Berserker Ebersberg hauste und Alles voll Militär sei, eingefangen worden. und noch gestern sei der Amtmann von Heiligenstadt hier oben gewesen, und habe das ganze Haus durchsucht. Diese Nachrichten waren natürlich nicht geeignet, mich sonderlich zu erheitern, ich ließ mir jedoch nichts merken, und, nachdem ich mich so hingeworfen um die Besatzung der umliegenden Orte erkundigt, ließ ich mir ein Zimmer geben. Nachdem mich der Kellner verlassen, verriegelte ich die Thüren, stellte Tisch und Kasten vor und recognoscirte die Gegend unter meinem Fenster, um bei dem ersten verdächtigen Geräusche durch dasselbe zu entweichen. Ich warf mich angekleidet in das Bette; nach wenig Minuten machten alle Erinnerungen, Befürchtungen, Pläne ꝛc. einer völligen Gedankenlosigkeit Platz und ich sank in einen tiefen Schlaf. Meine Thüre hätte zertrümmert, meine Meubles-Barrikade mit Sturm genommen und ich in Eisen geschlagen werden können, ohne daß ich von all dem etwas geahnt hätte. Erst gegen Morgen begann ich, zu meiner Qual, zu träumen. Ermüdet von einer geträumten endlosen Flucht, während derer sich jedem meiner Schritte ein neues Hinderniß entgegenthürmte und die Häscher immer näher rückten, erwachte ich mit Sonnenaufgang. Ich trat an das Fenster. Die Stadt lag so ruhig unten, sie war es, wie vor Jahren, und nichts verrieth die stürmischen Wogen der Revolution, die über sie hinweggebraust, und das

finstere Blutgericht, das sie im Schooße birgt. Noch einen Blick, einen langen, innigen Blick warf ich hinab auf die Vaterstadt, und sprach ein leises Lebewohl. Eine heiße Thräne rollte über meine Wange, ein heller Strahl der Morgensonne streifte über die Stadt, ich schlug das Fenster zu, und ging. — Ich bezahlte und eilte fort, ohne mich weiter umzusehen. Die Erkundigungen, die ich gestern über Klosterneuburg eingezogen, bestimmten mich, statt dort, wo die Landstraße hinaufgeht, den Weg über Weidling am Bache durch die Berge zu wählen. Am Bergesabhange unfern von Weidling hielt ich ein kurzes improsivirtes Frühstück. Rechts lag Klosterneuburg und ich konnte mich eines heimlichen Lächelns nicht erwehren, wenn ich mir dort Freund Ebersberg dachte, wie er Proscriptionslisten geschmiedet, und nichts ahnt, wie nahe von ihm einer seiner verhaßtesten Antipoden im Schooße der freien Natur gemüthlich frühstückt. — Wenige Minuten von Weidling sah ich drei Soldaten herauffommen; ich vermuthete mit vollem Rechte, daß der Soldat jetzt Polizeimann, Amtmann, Häscher, Richter, überhaupt Alles in Allem sei — und hielt es um so mehr für gerathen, mich hinter einem Strauche dem Gesichtskreise der Drei zu entziehen, als ich mir selbst gestehen mußte, daß mein Anzug ziemlich auffallend sei. — Ich trat in das Dörfchen, denn ich mußte mich um den Weg erkundigen, der mir nicht mehr ganz im Gedächtnisse war. Ich betrachtete Haus um Haus, keines schien mir ganz geheuer. An dem Garten des Müller-Wirthes vorbei, wo wir vor ein paar Monaten bei Weidlinger und Vöslauer Flaschen unter heiteren Toasten auf Freiheit und Liebe einen frohen Sommermittag verlebten, langte ich an einem der letzteren Häuschen an. Da trat ich denn hinein und bat um einen Trunk Wasser. Bereitwillig ward er mir geboten, und, nachdem ich gedankt und zugleich nach dem Wege gefragt, klopfte mir der alte Bauer, der seine hellgrauen Augen nicht von mir verwandte, auf die Achsel, und sagte: „Se san wohl aus der Stadt, epper a Student? Gott gesegne Se und alle Ihre Kameraden und beschütze Se, bis wieder a beßre Zeit kummt.“ — Diese schlichte Gesinnungsäußerung eines einfachen Bauers that mir wohl. Ich drückte ihm die harte Hand. Er rief seinen kleinen Buben und hieß ihn, mir den Weg zeigen. Ich freute mich des muntern Jungens, wie er (es war Sonntag) in seinen kurzen Lederhosen, weißen Strümpfen und blankgewichsten Schuhen neben mir herstolperte und mir von den Sonntagsfreuden seines lieben Weidling erzählte. Ich dachte mitleidig der Zeit, wo der unverdorbene Junge aus seiner ländlichen Zufriedenheit in die Kaserne und ihre rohe Sittenlosigkeit geschleudert und sein unbefangen gerader Sinn in der Corruption der sogenannten Disciplin untergehen würde. Solche Jungen waren ja die Soldaten auch, die heute kalten Blutes die mordende Kugel in das Herz der eigenen Angehörigen, und wenn es Bruder oder Vater wäre, senden, und in den heimathlichen Ort ungerührt die Brandrakete fliegen sehen. — Der Junge sprang aber lustig fort, ohne von meinen trüben Ahnungen berührt zu werden und nahm mit einem freundlichen „vergelt's Gott“ und freudestrahlendem Antlitze den zum Abschied gebotenen Groschen aus der Hand des armen Flüchtlings, den er als einen reichen und glücklichen Herrn anzustaunen schien. Er trabte vergnügt zurück, die Hand mit dem Groschen in der Tasche, daß er ja nicht entwische.

Das schmale Sträßchen, das sich durch die Berge windet, war ziemlich einsam, nur da und dort begegnete mir eine stattlich geputzte Dirne, welche, die Glocke klang herüber,

flüchtigen Schrittes zur Weidlinger Kirche eilte, um ja den Segen nicht zu versäumen, und durch ihr Säumniß den lieben Gott oder wohl auch den Allerliebsten zu erzürnen.

Ich sah mir einen Burschen mit einer Bütte auf dem Rücken nachkommen, der eine Soldatenmütze zu tragen schien. Ich verzögerte meine Schritte, um ihn an mir vorübergehen zu lassen. An mich herangekommen, gesellte er sich mit freundlichem Gruße zu mir, und wir waren bald in eifrigem Gespräche, und alle meine Verdachtgründe beseitigt. Der Bursche war aus einem Oertchen in der Umgegend Wiens und machte den weiten Weg in die Dörfer hier, um Milch zu holen, die er dann in die Stadt absetzte. Natürlich war nichts Anderes als die letzten Ereignisse der Gegenstand unseres Gespräches; er war ein leidenschaftlicher Anhänger der Studenten und erzählte mir, wie er von seinem dürftigen Erwerbe gespart und sich manchmal am Abende seiner sauren Tage das gewohnte Glas Bier versagt habe, um ein Sümmchen nach Wien auf die Aula zu schicken. Ich war gerührt und zögerte nicht, seine Frage, ob ich nicht etwa auch Legionär sei, zu bejahen. Er war sichtlich erfreut und bot mir mit schlichten, herzlichen Worten seine Hülfe an. Er bestätigte mir, was ich bereits eingesehen hatte, daß meine Fußpartie in den Bergen hier in Verbindung mit meinem städtischen Anzuge allerdings höchst verdächtig erscheinen müsse. Er rieth mir von meiner Absicht, über die österreichische Gränze zu entkommen, dringend ab, und meinte, daß ich lieber den Versuch machen sollte, bei einem Bauer in der Umgegend als Knecht einzutreten und dort eine Aenderung der Verhältnisse abzuwarten. Er betrachtete mitleidig meine Hände und meinte, daß es mir freilich ungewohnt vorkommen würde. Ich blieb bei meinem Entschlusse; er ließ es sich, trotz dem für ihn großen Umwege, nicht nehmen, mich bis an die Donau zu geleiten, und nur durch meine wiederholten Bitten konnte ich ihn davon abbringen, mit mir überzufahren und mich bis an die Eisenbahn zu führen. In einer kleinen Dorfkneipe mußte ich mit ihm einkehren, wir tranken frischen Weinmost und ich theilte die Rudera meiner Wurst brüderlich mit ihm. Die Kirche war eben aus, und die Bauern vertauschten den geweihten Boden mit der Wirthsstube, um die frommen Erinnerungen an die Predigt mit einem guten Trunke aufzufrischen. Ich rückte in die Ecke unter das alte, mit staubigen Blumen und dürren Palmzweigen geschmückte, Kruzifix und kritzelte mit meinem Taschenfeutel, anscheinend ganz unbekümmert um die Gäste, auf dem blankgescheuerten Tische. Mein neuer Freund, der ganz richtig errieth, was mich hier am meisten interessiren werde, knüpfte ein Gespräch über die Tagesbegebenheiten an, und ließ mich so die Urtheile der Bauern hören. Sie trafen alle so ziemlich in der Vermuthung überein, daß es um sie jetzt wohl noch schlimmer als vordem bestellt sein, und alle Versprochen- und Errungenschaften unter das alte Eisen geworfen werden dürften. Ein einziger opponirte und berief sich, als er mit seinen holprigen Beweisgründen ins Gedränge kam, auf den Richter und den Pfarrer als höchste Autorität, und ein einziger wagte es wieder, das bei diesem Citate entstandene ehrfurchtsvolle Schweigen, nachdem er sich vorher umgesehen, mit einem halbgemurmelten „No, der hat sich a schon geirrt" zu erwidern. — Bald drehte sich das Gespräch nur mehr um Wirthschaftsgegenstände und mit der Politik verschwanden auch wir aus der Wirthsstube, nachdem mein Begleiter trotz meinem Widerstreben nebst seinem auch mein Glas Most bezahlt hatte mit der Bitte an mich, ihm doch die Freude zu lassen, einen flüchtigen Studenten bewirthet

zu haben. Eine halbe Stunde hinter dem Dörfchen begegnete uns ein wohlgenährter Bedienter in gelbem, mit glänzenden Wappenknöpfen versehenem Tuchrocke, blendend weißem Halstuche, und gleicher Hemdkrause und Kamaschen. Nach einem herablassenden Gruße frug er meinen Gefährten nach dem Wege und kreischte mir hämisch entgegen: „Se kommen wohl aus der Stadt? Was machen denn die rebellischen Hunde? Jetzt werdens doch g'nung haben?" wobei er sein feistes Gesicht zu einem behäbigen Lächeln verzog. — Mein Begleiter zwinkerte mit den Augen, setzte ganz ruhig seine Bütte ab, wie auf ein Commando fielen wir über die übermüthige, schwarzgelbe Bestie her und walkten ihn weidlich durch. Nach diesem am Altare der Demokratie dargebrachten Sühnopfer verließen wir ihn fluchend und pustend, und sahen ihm lachend nach, wie er, die Rache des Himmels auf uns herabrufend, den Koth von seiner Livree putzte. Dieses Intermezzo mit dem entscheidenden Siege, den die gute Sache dabei davon getragen, stimmte mich sehr heiter, und die Haltung, die mein neuer Schildknappe dabei bewiesen, verscheuchte den letzten Zweifel an seinem reellen Charakter. An dem Ausgange des Thales bei Sct. André bogen wir rechts hinüber. Wir kehrten in mehren Bauernhäusern ein, wo mein Freund Milch zu holen hatte, und überall, selbst bei den ärmsten Bauern, denen die stiefmütterliche Laune des Schicksals kaum vergönnt, von der harten Arbeit ein paar Augenblicke zu Betrachtungen über die eigne Lage zu erübrigen, — fand ich eine bittere Verstimmung über den Ausgang des Kampfes. Alle kamen im Hasse gegen das Militärregiment und in trüben Besorgnissen vor der nahen Zukunft überein, und äußerten dies mit ungeschminkten Worten in der phrasenarmen, aber kräftigen Sprache des Bauers. Sie fühlten es alle, daß mit der Aula, mit Wien auch ihre Sache ein empfindlicher Schlag getroffen. Da und dort, aber doch weit seltner als es bei der Abgeschlossenheit und dem engen Ideenkreise unseres Bauers zu vermuthen stünde, traf ich völlige Theilnahmslosigkeit, nirgends aber Freude an dem Ausgange des Kampfes.

Alle diese kleinen Erfahrungen und Erlebnisse, die ich unter der Aegide meines neuen Freundes gemacht, machten auf mich einen angenehmen und wohlthuenden Eindruck, ich sah, daß die Demokratie hier noch kräftige Wurzel fassen werde und Zukunft habe, und daß es bisher lediglich an organisirender Thätigkeit der demokratischen Partei gemangelt habe.

In Greifenstein trennte ich mich mit einem dankbaren Händedrucke von meinem wackern Kameraden, der mir die heißesten Glück- und Segenswünsche auf die Reise mitgab.

Auf einem Kahne fuhr ich die Donau hinüber und schaute in die Wellen, die nach Wien, nach Ungarn hinunterschwimmen, wo die Würfel am eisernen Schlachtfelde noch im Rollen sind. Soll denn jener Kampf da unten, wenn die kaiserlichen Banner siegen, dann nichts Anderes gewesen sein, als ein Wellchen im Strome, das nur aufschäumte, um kurz darauf in der weiten Fluth spurlos zu versinken, als wäre es nie gewesen? — oder ist er die brandende Woge, die im Sinken noch den mächtigen Stamm vom Felsen reißt? — Die Zukunft wird antworten.

Am andern Ufer angelangt, wanderte ich gemächlich durch die Auen auf selten betretenen Pfaden die Donau entlang hinauf, und vertiefte mich in Plänen für meine weitere

Flucht. In einem weiter hinauf liegenden Dorfe hatte ich einen Freund, der dort mit seiner Tante wohnte. Dort wollte ich heute übernachten, und einige Tage verweilen, um mir die Ruhe zu verschaffen, deren ich, wie ich fühlte, dringend benöthigte. Hier in den Auen war weit und breit Alles ruhig, und in der Sicherheit der Einsamkeit fühlte ich so recht die Wonne, frei zu sein, wenn mir nicht immer wieder die leidige Gränze mit ihren Zöllnern und Polizisten als drohendes Gespenst vor die Augen getreten wäre. Als ich ungefähr in der Nähe jenes Dorfes zu sein glaubte, brach ich quer durch den Wald über Stock und Stein, bis ich auf der Landstraße und bald auch am Oertchen war. Die Sonne war gesunken, und, nach einer kurzen Rekognoszirung, schritt ich unter dem Schutze des nächtlichen Dunkels durch die leere Gasse wohlgemuth dem Hause meines Freundes zu. Ich traf Niemanden, als eine Magd zu Hause, setzte mich in die Wohnstube, und warf Mantel und Ueberrock ab, die mich so furchtbar belästigt hatten. Ich war sterbensmüde, und war bereits auf dem Stuhle entschlummert, als der Herr des Hauses eintrat. Erst, nachdem ich meinen Schnurrbart herabgenommen, erkannte er mich und hieß mich recht herzlich willkommen, obwohl ich dabei an dem gutmüthigen Manne eine gewisse Verlegenheit nicht verkennen konnte, die sich bedeutend steigerte, als ich meinen Vorsatz kundgab, einige Tage bei ihm in Verborgenheit zuzubringen.

Es schmerzte mich, auch hier die Erfahrung machen zu müssen, daß der Unglückliche in jeden Kreis ein Gefühl des Unbehagens bringt, um dessentwillen man ihn lieber scheiden als kommen sieht. Ich modifizirte mein Vorhaben zu dem Entschlusse, übermorgen fortzugehen, womit mein Freund auch ganz zufrieden gestellt schien. Er eilte gleich in Küche und Keller, und bald hatte ich im warmen Zimmer einen würzigen Rostbraten und eine gediegene Flasche Wein vor mir stehen. Mein ganzes Ich thaute bei diesem Anblicke auf, und ich versicherte zur großen Freude meines Wirthes, daß ich bei diesen Lucullischen Genüssen auch Flucht und Gränze, Windischgrätz und Standrecht total vergäße. Er warf lachend die Frage auf, ob wohl dem gestrengen Herrn Generale diesen Abend die Tafel so trefflich munde, wie mir. Nachdem ich das letzte Bein abgenagt und den letzten Tropfen verschluckt, steckte ich eine Cigarre an, und, in den bläulichen Rauchgestalten mein Horoskop für die nahe Zukunft suchend, schlief ich bald in seliger Vergessenheit ein, um eine halbe Stunde später, nach einer kurzen Unterbrechung, meinen Schlaf im Bette fortzusetzen. Ich war nicht im Stande gewesen, die Rückkunft der Tante abzuwarten, und überließ es meinem Freunde, sie mit der Bescheerung bekannt zu machen.

Erst als die Sonne längst schon in mein Bette schien, erwachte ich, und wurde nach kurzer Toilette, und nach mehren Tagen zum ersten Male gewaschen, von der Frau vom Hause mit unverhohlen freudiger Theilnahme empfangen. Der ganze Tag ward mit Erzählen und, was mir in meinem herabgekommenen Zustande die Hauptsache war, mit Essen und Trinken zugebracht. Ich ward, wie eine Martinsgans gestopft, und von den beiden Leutchen wie ein Schooßkind gehegt und gepflegt. Mit dem Körper lebte auch mein Geist wieder auf, ich fühlte mich wie neugeboren; der Drang nach erneuter Thätigkeit erwachte, und trotz der herzlichen und wahrhaft liebevollen Aufnahme, die ich gefunden, zog es mich mächtig fort. Es konnte ohnehin meines Bleibens nicht länger sein, da man auf die Verschwiegenheit der Mägde nicht unbedingt bauen durfte. Uebrigens waren der Tag

vorher in einem naheliegenden Bauernhofe 2 flüchtige Studenten eingezogen und von dort nach Wien abgeführt worden, und so hätten es meine Wirthsleute nicht gewagt, mich länger zu behalten.

Bei dem heitern Abendessen wurde beschlossen, daß ich Morgens lange vor Tagesanbruch, wo im Hause noch Alles schliefe, in aller Stille abziehe. Ich studirte noch die Landkarte, schrieb mir meine Route auf, und legte mich mit den besten Hoffnungen zu Bette. — Vor 4 ward ich schon geweckt. Die guten Leutchen waren bereits auf, und hatten mir eine warme Stube und eine ganze Sündfluth von Kaffee bereitet. Nun ging es an den Abschied. Ich konnte mich der Thränen nicht enthalten, und erst nach vielen Umarmungen und zahllosen Segenswünschen griff ich an die Thürklinke. Das Thor ward leise geöffnet, und die Beiden sahen mir, wie einem, den man seinen letzten Gang machen sieht, nach, bis ich an der Gassenecke war. Ich winkte noch einmal zurück, und eilte dann rasch fort. — Ich war zur rechten Zeit gegangen; da, wie auf der ganzen Flucht, schien mir der Himmel wohl zu wollen. Zwei Stunden nach mir, kurz nach Sonnenaufgang, erschien, wie ich seither erfuhr, Gensdarmerie und Militär in dem Hause meines Freundes, durchsuchte Alles, und forderte, unter Anwendung der rohesten Insulten meine Auslieferung. —

Als die Sonne aufging, hatte ich das Dörfchen längst schon aus dem Gesichtskreise verloren. Auf wenig betretenen Wegen steuerte ich von Ort zu Ort, wie ich sie mir aufgeschrieben, und frug an jedem nach dem Weg bis zum nächsten. Das weite, ebene Marchfeld, an seiner bergelosen Eintönigkeit, zu dieser Jahreszeit seines geringen natürlichen Schmuckes beraubt, zog mich wenig von meinen Betrachtungen ab. Beinahe Niemand begegnete mir, da und dort sah ich Bauern auf den Aeckern arbeiten. Ich konnte mich des Gedankens nicht enthalten, wie wenig doch diese Art von Thätigkeit, wenn sie (was bei dem ökonomisch gedrückten Zustande der Masse unseres Bauernstandes in der Regel nicht anders sein kann) alles andere Streben und Wollen absorbirt, mit den Fähigkeiten und der eigentlichen Bestimmung des Menschen im Einklange steht. Bei uns geht in der Regel der Bauer als Mensch in der Arbeit unter; in Amerika, wo die produktive Gesammtthätigkeit, die Arbeitssumme weit größer ist als die Oesterreichs, ist der Bauer politisch und sozial selbstständig. Eigentlich sind die sozialen Zustände dort bereits so weit, daß die Politik in den Hintergrund tritt. Und so muß es auch kommen, denn nicht die Feststellung und Regelung der Form, unter der die menschliche Gesellschaft zusammenleben soll, (und das ist ja der engere Begriff von Politik) ist der Hauptzweck des menschlichen Lebens, sondern das Leben und Weben unter der Aegide dieser Form; nicht das Bauen eines wohnlichen Hauses ist der letzte Zweck, sondern der höhere ist das Wohnen darin. — Nun, Windischgrätz, der Erlöser der Reaktion, ist gekommen, und der lös't alle politischen und sozialen Probleme mit Feuer und Schwert. Wenn nur der Endzweck, das Volksglück, dadurch realisirt wird! Dieses Ziel schien mir aber weit hinausgerückt, wenn ich jenen Bauer als Repräsentanten der sogenannten untern Klassen betrachtete, und im Geiste die Steuerziffern sah, die über sein Haupt heranzogen, wenn ich mich und meine ganze Partei, als Theil der gebildeten Klassen, betrachtete, und an das über uns schwebende Damokles-Schwert dachte. —

In den Dörfern, die ich passirte, sondirte ich überall, soweit es am Durchwege möglich ist, die Stimmung, und ich fand sie überall gleich, so wie jenseits der Donau. Erbitterung gegen den Kaiser, Mißtrauen gegen Alles, was von oben kommt, und Haß gegen das Militär äußerte sich bei Allen. — Gegen Mittag langte ich in Wolkersdorf an. Ich setzte mich in das Gasthaus, das an der belebten Poststraße liegt. Ich konnte hier unter den Vielen, die ab und zugingen, nicht auffallen, und vertiefte mich bald in einen dampfenden Braten, ohne mich von dem Erscheinen mehrer Soldaten, die sich im Zimmer nebenan niederließen, sonderlich zu beirren. Zur Zeit der Table d'hote verschwand ich, nachdem ich bezahlt hatte, da ich keine Lust hatte, mit dem Honoratioren Wolkersdorfs zusammen zu treffen, in den Hof, wo ich die Zeit bis zur Abfahrt des Postomnibus benutzte, um unter Hühnern, Gänsen, Kühen, Schweinen ꝛc., landwirthschaftliche Studien zu machen. Der Omnibus, der so reichlich mit Glasfenstern versehen war, daß man sich nirgends anlehnen konnte, und überhaupt nach der in Oesterreich üblichen Ansicht konstruirt schien, der Reisende müsse möglichst gequält werden, wurde mit ein paar dürren Kleppern bespannt, deren Sinn für das Stabilitätsprinzip unverkennbar war. Ich, der ich mir die Flügel der Windsbraut wünschte, wandte mich seufzend ab. Die Passagiere erschienen nach und nach, Alles ganz gemächlich und langsam. Ich hätte jeden einzeln durchprügeln mögen, ich war innerlich ergrimmt, aber es nützte nichts. Eine alte Jungfer, deren Namen ich vergaß, fehlte noch. Es wurde noch ein Weilchen gewartet. Endlich kam sie angewatschelt. Man stieg in den Rumpelkasten. Zehn Personen! — Wir fuhren ab. Heiliger Gott! ein Flüchtling und diese Schneckenpost! Mein Grimm wuchs. — Da ich aber nicht wagte, ihm Worte zu verleihen, und es überhaupt an einem geeigneten Objekte dazu fehlte, so versank ich nach und nach in stillen Gram, der sich in einen schlummerähnlichen Zustand auflöste. — Nach meinem Erwachen setzte ich meine Betrachtungen über die Reisegesellschaft, die ich schon vorher begonnen, fort. Sie bestand aus zwei, wie es schien, Gewerbsleuten, die aus Wien kamen. Dem einen war sein Haus an der Linie in Grund und Boden geschossen worden, und er bejammerte fortwährend diesen Verlust. Neben diesen saßen 2 gutgekleidete, junge Männer, die, wie sich später ergab, dem Arbeiterstande angehörten. Der eine, kurz und dick, hatte ein geistloses, mit rothem Schnurr- und Knebelbarte ausgestattetes Gesicht, und wendete den größten Theil seiner Aufmerksamkeit einer Porzelanpfeife zu, aus der er gräßlich stinkenden Tabak qualmte. Der andere war ein schlanker, schöner Bursche in schwarzem Sammetrocke mit vollem schwarzem Barte, blassen, interessanten Gesichtszügen, pechschwarzen, langen Locken und einem kecken Stürmer mit breitem Bande und deutscher Kokarde darauf. Der Demokrat war unverkennbar. Er war offenbar die angenehmste Erscheinung in dem kleinen Kreise. Neben diesem saß ein dicker, großer Mann mit feinster, nichtssagender Physiognomie, in schwarzem philisteriösem Anzuge, weißer Halsbinde, versehen mit einem beknopften spanischen Rohre und einer goldnen Tabaksdose, die er sehr häufig ans Tageslicht brachte, und mit ihrem Inhalte seine breiten Nüstern zustopfte. Wie sich aus dem Gespräche ergab, war er Professor oder gar Präfekt am Gymnasium zu Nikolsburg, wohin unsere Fahrt ging. Er kam eben von Wien, wo er nolens, volens die Revolution miterleben mußte, und erst gestern heraus durfte. Er erzählte von den grauenhaften Schreckensstunden, die er in

Wien während des Bombardements in einem Keller mit einer ganzen Familie erlebt, und wurde ihm lediglich bei der Erinnerung wieder ganz bang zu Muthe. Ihm gegenüber saß die alte Jungfer, ein verdorrtes Wesen mit bissigen Gesichtszügen, die zu den Honoratiorinnen Nikolsburgs zu gehören, und den Herrn Professor gut zu kennen schien. In der Ecke saß eine hübsche Dirne, die, wie sie verschämt gestand, dem Stande der Pfarrersköchinnen angehörte. Sie warf von Zeit zu Zeit Blicke nach dem schwarzen Jünglinge, zwischen dem und ihrem Herrn Pfarrer sie Vergleiche anstellen mochte. Hony soit, qui mal y pense. — Zwei andere Individuen, die ein unverbrüchliches Schweigen beobachteten, waren so in Mäntel und Pelze vergraben, daß ich an ihnen weiter nichts zu erkennen im Stande war, als daß sie dem männlichen Geschlechte angehörten. Ich war der Zehnte und zugleich stumme Beobachter.

Nächst dem Einen, der immer um sein Haus jammerte, und dabei ein Mal auf Windischgrätz und das andere Mal auf die Demokratie schimpfte und fluchte, war es hauptsächlich der schwarze Jüngling, der das Gespräch führte, das jedoch häufig abriß und in ein viertelstündiges und noch längeres Schweigen überging, während dessen nur das Rumpeln des Karrens und das Schmettern der Fensterscheiben die Selbstbetrachtungen der Gesellschaft störte. Ich hatte mich in der Beurtheilung des Jünglings nicht geirrt, er war ein feuriger Demokrat, und sprach mit beredter Wärme der Wienerbewegung, und namentlich der edlen, sittlich großen Haltung des Proletariates dabei das Wort, er schilderte dem gegenüber die empörende Grausamkeit des Windischgrätz'schen Soldatenpöbels, dem nichts heilig war, und vergaß nicht, da und dort einen kernhaften Fluch gegen das Schwarzgelbthum einzustreuen. Der Professor schnupfte viel, gab zu Allem seine volle Zustimmung, und bestätigte, wie er sagte, mit Vergnügen Alles, was jener in Bezug auf das Proletariat gesagt. Nur die alte Jungfer unternahm es ein paar Mal, eine Lanze für das „Prinzip Windischgrätz's" einzulegen, ward jedoch mit ihrem albernen Geschwätze unsanft aus dem Sattel geschleudert, worauf ich an ihren zornflammenden Augen, die in gewöhnlichem Zustande so glanzlos wie meine Reisestiefeln waren, mit wohlthuender Schadenfreude bemerkte, daß sie meine frühere Rolle, die des stillen Wüthrichs, übernommen habe. — Jedoch sollte meine Freude nicht lange währen. Die zwei jungen Männer stiegen bald aus, und nun begann sich der Herr Professor in seinem wahren Lichte zu zeigen. Er schwoll ganz dick auf, schnupfte ohne Ende und begann, da die Opposition verschwunden war, in den empörendsten Ausdrücken, als Gesindel, Lumpen und dergl., wie man sie allenfalls von seinen Schuljungen hätte erwarten können, gegen das Proletariat Wiens und die Demokratie im Allgemeinen zu geifern. Die alte Jungfer, die inzwischen vor Aerger ganz schwefelgelb geworden, akkompagnirte, überbot sogar den gelehrten Herrn mit einem Schwalle von Ausdrücken, die man zum Mindesten etwas unweiblich nennen mußte, und brach unbedingt über alle politischen und sozialen Prinzipien, die sich nicht unter das heilige „Prinzip Windischgrätz's" subsumiren lassen, den Stab. Mir ekelte vor diesem Zerrbilde eines Weibes. Die Beiden wurden immer aufgeregter und muthiger, es widersprach ja Niemand, und belferten und keiften sich in eine wahre Tigerwuth. Ich wickelte mich in meinen Mantel und stellte mich schlafend. Der komischeste Moment war mir der, als der Professor in der Aufzählung der Schandthaten, die im Schooße Wiens gereift, auch

meine Wenigkeit, den berüchtigten Redakteur der G . . . anführte, und hoch und theuer versicherte, ich sei an dem Tage seiner Abreise gefangen, und inzwischen hoffentlich bereits verdientermaßen erschossen worden. Diese pikante Neuigkeit erregte bei der schwefelgelben Xantippe Enthusiasmus, ich aber versank noch tiefer in meinen Mantel und aus seinen Tiefen konnte der aufmerksame Lauscher ein leises diabolisches Lächeln vernehmen.

Bald aber drängten sich mir ernstere Gedanken auf über die unermeßliche Summe von Thorheit und Verworfenheit, die die menschliche Gesellschaft verpestet. Wie ist es auch anders möglich, wenn in den Händen solcher Tröpfe, wie jener Professor, die hohe und heilige Aufgabe der Schule liegt. —

Nach geraumer Zeit erst ermüdete das Mundwerk der Beiden, die Nacht war hereingebrochen und ich entschlief in Wahrheit. —

Es war schon gegen 9 Uhr Nachts, als wir in Nikolsburg anlangten, und halb zerschmettert kroch ich aus dem Postkäfige, in dem ich kein Sterbenswörtchen gesprochen, aber kein Wort der Andern verloren hatte. Den Gasthof fand ich überfüllt mit Fuhrleuten, Hausirern u. dergl. Ich erquickte mein hungriges und durstiges Gemüth, und wollte einen Wagen nach der 6 Stunden entlegenen Eisenbahnstation Lundenburg miethen, um mit dem Nachtzuge noch fortzukommen. Um die paar Kreuzer für ein Bett zu gewinnen, log mich der Wirth, ein blonder Laffe mit stupidem Gesichte, an und behauptete, es ginge kein Nachttrain. Ich blieb, da ich, wenn ich zu Fuß gegangen wäre, doch zu spät kommen mußte, und setzte mich an einen Seitentisch, wo ich die ganze Gesellschaft so ziemlich vor mir hatte. Neben mir saßen 2 ehrbare Bürgersleute von Nikolsburg und ein, etwa 21jähriger Zögling des Nikolsburger Konviktes. Dieser sprach mit einer gewissen Salbung, und ward von den Bürgern mit ehrfurchtsvoller Scheu als gelehrter Herr behandelt. Er las auf ihre Bitten ein paar Brünner Zeitungen vor, und half ihrem dummen bürgerlichen Urtheile mit dem Lichte, dem Nikolsburger Konvikte entstammter, Weisheit herablassend nach. Der Jüngling befand sich in der Epoche jenes verschwommenen, ewig versöhnen wollenden Liberalismus, der, wenn er im politischen Kampfe zur Aeußerung gelangt, zur offenen Reaktion wird. Die Bürger mochten, besonders in den ihnen zumeist am Herzen liegenden Steuerfragen, weit gesundere Ansichten, als der Herr Docent, haben, aber der gewaltige Respekt vor ihm hinderte sie, dieselben gegen seine abgeschmackten und hinkenden Sophismen zu vertheidigen, die mich lebhaft an den Herrn Professor von heute erinnerten. Der Jüngling machte mir Spaß. Ich zog das dummste Gesicht und stellte mich sehr erbaut von seinen kunstreichen und mit lateinischen Brocken sattsam gewürzten Deduktionen. Das freute den Nikolsburger Braminen sehr, und ich bemühte mich wo möglich noch dummer und erbauter zu scheinen. Was ich wollte, gelang; er fühlte sich unwiderstehlich zu mir hingezogen, und ich erfuhr von ihm durch dann und wann, wie zufällig, hingeworfene Fragen Alles, was er über die Besatzung von Lundenburg (die allerdings sehr stark war, weil eine halbe Stunde davon bereits die ungarischen Truppen standen), über die Bewachung der Gränze u. s. f. wußte, ohne daß in ihm, — in seiner Seligkeit, einen Proselyten gemacht zu haben, der kein Nikolsburger Bürger war, — auch nur der leiseste Verdacht erwachen konnte. Als ich genug erfahren, stand ich auf und wollte zu Bette, aber mein überglücklicher Mentor wich nicht von mir, und sagte mir freund-

lich lächelnd, er werde, da es zu spät zum Nachhausegehen, sich das Vergnügen machen, bei mir zu schlafen, — und wirklich, ich mußte in dem übervollen Gasthause in Einem Zimmer mit ihm und einem Handlungsreisenden schlafen. Der Commis schnarchte. Er aber sprach unermüdlich über Astronomie, Communismus, Metaphysik, und mochte wohl noch lange geschwatzt haben, als ich schon längst entschlafen war. — Um 4 Uhr Morgens erschien der Hausknecht, um mich zu wecken. Ich machte mich in aller Stille davon. Mein guter Mentor mag sich wohl baß gewundert haben, als er bei seinem Erwachen das Nest leer und seinen Telemach verschwunden fand. —

Eine Art Leiterwagen, den der Unternehmer, der im Orte der „kleine Jude" heißt, Omnibus nannte, wurde mit Personen vollgepfercht; ich setzte mich neben den Kutscher, wo mich zwar weidlich fror, ich aber doch frische Luft athmete, und ich hatte wahrlich gut gethan, denn in meinem Rücken brachen sich Expektorationen Bahn, deren näherer Zeuge ich nicht hätte sein mögen. Nach einer dreistündigen Fahrt auf einer bodenlos versumpften Art von Straße, durch eine bis zur Ekelhaftigkeit öde Gegend, in der nur da und dort die Troglodyten-Wohnung der hier hausenden Slowaken (ein anderes Menschengeschöpf kann es hier nicht aushalten) einige Abwechslung bot, langten wir in Lundenburg an. —

Gritzner.

Briefe.

Wien, im Januar 1849.

Fast die ganze Monarchie ist nun im Belagerungszustand, und da die Slaven nun auch anfangen, die Minister zu belagern, so wird wohl auch bald Böhmen unter der schweren Belagerungsdecke schmachten. Wien erträgt seinen Belagerungszustand nicht mit der gottgefälligen Geduld und der passiven Widerständlichkeit Berlins. Die Volkswuth kocht innerlich fort, und man irrt sehr, wenn man wähnt, hier könne die Revolution einschlafen. Im Gegentheile beginnt nun auch der vulkanische Boden sich zu erweitern und der Geist der Wiener Bevölkerung sich außerhalb Wiens niederzulassen. Es ist rührend, wie täglich Bauern in die Stadt kommen und sich erkundigen, wo die Herren Studenten seien, welche ihnen stets durch Rath und That geholfen, jetzt gehe es ihnen wieder schlecht, die Obrigkeiten drückten sie, und nur die Studenten könnten ihnen helfen. Einige von diesen Bauern, die sich gar zu laut nach den Studenten erkundigten, wurden arretirt. Man sieht darin, wie lange es braucht, bis ein Ereigniß seinem geistigen Inhalte nach ins Volk dringt; jetzt erst fängt das Landvolk an, die Wiener Oktober-Revolution zu verstehen.

Ein düsterer Geist, ein stilles Brüten hat sich der hiesigen Bevölkerung bemächtigt. Da es für Sie von Interesse sein muß, zu erfahren, wie wir jetzt hier bei dem allgemeinen Mißtrauen und der Furcht vor Spionen leben, und welche Form unsere Socialität angenommen hat, so erlaube ich mir Ihnen eine kurze Schilderung unseres gedrückten und beengten öffentlichen Lebens zu geben, aus welchem Sie entnehmen sollen, daß die „bösen

Buben," von denen Welden spricht, nicht existiren und die Revolutionsriecherei ihre guten Gründe hat. Die Erbitterung des Volkes ist zu groß, als daß man es wagen könnte, den Belagerungszustand aufzuheben; das Proletariat ohne Verdienst, kein Geschäft, keine Arbeit, die Denuncianten in Furcht der Rache der Denuncirten, die nun entlassen, anheimzufallen, die Hausherren und Wucherer in Furcht vor den abscheulichen Katzenmusiken, der Gemeinderath in Furcht vor den zu unterstützenden Wittwen und Waisen und deren gerechten Ansprüche auf 200 Fl. und resp. 80 Fl. CM. Pension. Die Massen Hungriger und Arbeitsloser vom Bründelfeld und Prater, die sich kaum zurückhaltende Verachtung der untern Volksklassen dem Soldaten gegenüber und mehrere andere Anzeichen, geben einen Beweis, daß das Wiener Volk nur auf den Augenblick wartet, wo es wieder seine Freiheit erlangen wird. — Die „Gutgesinnten" bitten um Verlängerung des Belagerungszustandes, der Stadtcommandant einsehend, daß er mit einer kleinen Besatzung von 9—10,000 Mann gar Nichts ausrichten könnte, verschärft seine Maßregeln, droht, daß Alles um 11 Uhr zu Hause gehen soll, daß Niemand im Wirthshause aufrührerische Reden führen soll u. s. w. Besonders interessant ist jetzt ein Abend im Wirthshaus. — Einer sieht den Andern für einen Spion an, und wenn die Leute auch miteinander reden, so thun sie es in der Stille, damit Keiner von ihnen einen Zeugen habe. — Setzt sich Jemand zum Tische, so erfolgt eine augenblickliche Stille, welche noch mehr auffällt. — Natürlich muß der Gedanke entstehen: Dieser mit der „weißen Schnalle," oder Jener mit dem „lakirten Leder" auf dem deutschen Hut sind Demokraten oder Republikaner: warum würden sie denn auf einmal so still sein und Nichts mehr reden, so lange der Dritte beim Tisch sitzt? — Sitzt ein Dritter ängstlich beim Tisch und spricht auch nicht ein Wort vor lauter Furcht, damit es nicht heißen soll, er gehöre zu irgend einem Klub, so winken die Anderen mit den Augen, d. h. hütet euch, das ist gewiß ein Spitzl, und Alle sehen den Mann so lange an, von vorne, hinten und von der Seite, daß er es endlich merkt und ihm große Schweißtropfen auf der Stirne stehen, er nimmt sich ein Herz, will seinen Mitbürgern zeigen, daß sie von ihm Nichts zu befürchten haben, und sagt daher ganz freundlich: „No, a schene Geschicht, i bin nur neugieri, wie long dös no so dauern wird." — Er lauscht, welchen Eindruck dies auf die Andern hervorbringt, sieht sich um, ob Niemand hinter ihm steht und freuet sich seines großen Scharfsinns und seiner gewählten Worte, die ihm in keinem Falle schaden können. — Doch umsonst wartet er auf eine Antwort, — der Unglückliche hat gerade die Worte gewählt oder zufällig getroffen, die der Spitzl gebraucht. — Alles ist still, Alle sehen sich an, höchstens sagt Einer halblaut: A, so! — Natürlich müssen solche Scenen sehr viel beitragen, um den Glauben an Verschwörungen rege zu machen, um so mehr, als die wirklich sympathisirenden immer sehr leise und geheim sprechen. — Man verdoppelt daher die Vorsichtsmaßregeln, verbietet die Abhaltung von Tanzmusiken und Soireen an gewissen Plätzen, wo zu großer Andrang zu fürchten, man fährt mit Kanonen spazieren, verstärkt die Patrouillen, verbietet den Soldaten das Ausgehen, täglich ist die Hälfte Mannschaft in Bereitschaft, Alles ist in Erwartung der großen Dinge, die da kommen sollen oder schon geschehen sind. — Dort wurde geschossen, hier wurde ein Posten auf der Wache beim hellen Tage erstochen und noch viel andere Lügen, die von Minute zu Minute größer werden, es ist aber Alles nicht wahr. —

Es geschieht Nichts und wird auch Nichts geschehen, so lange der Belagerungszustand dauert; und auch nach erfolgter Aufhebung wird kein eigentlich politischer, sondern höchstens ein oder mehre sociale Kämpfe und Bewegungen stattfinden. — Damit man aber dennoch den Belagerungszustand nicht aufzuheben braucht, so werden, ich glaube nicht, daß ich mich irre, von der Militärbehörde selbst gewisse Komödien gespielt, um zu beweisen, daß es noch immer nicht an der Zeit sei, den Ausnahmszustand zu mildern. — So hieß es allgemein vorige Woche, daß in der Stadt auf dem Ballplatze ein Posten mittelst eines Messerstiches ermordet und todt gefunden wurde. Fiaker erzählten, daß eine Schaar Soldaten im Sturmschritt über den Michaeler-Platz gegen den Ball=Platz gelaufen, die Schäfler-Gasse abgesperrt, die ganze Herrengasse sei in Aufregung gebracht worden u. s. w., selbst ein Korporal versicherte mich, daß wirklich ein Soldat erstochen worden. — Ich gehe des andern Tags in die Stadt, gehe ins Kaffehaus, in alle dortigen Bierhäuser, frage die Kellner, Hausknechte, die Wirthe, die meine Bekannten sind, diese staunen, wissen von keinem Mord." — Neulich Abends war aber Alles in der furchtbarsten Aufregung in unserer Nähe, und wir glaubten endlich, daß doch etwas Wahres an der Sache wäre, denn auf einmal um 5 Uhr Abends fielen 4 Schüsse gerade von dem rothen Hause in der Nähe der Kaserne, es hieß sogleich im Kaffeehause, daß mehrere Soldaten verwundet oder todt seien, ich ging selbst zum rothen Haus hin, das Haus hat 4 Thore, alle waren besetzt, das ganze Haus mit seinen 6 Höfen vollständig mit Soldaten besetzt, alle Gänge durchsucht, die Kanäle, Keller, Böden, Zimmer, kurz Alles visitirt, die Rauchfänge, sogar die eisernen Ofenröhre herausgerissen, selbst dort, wo sie geheizt waren, 4 Menschen, die zufällig im Hause zu thun hatten, aber nicht ins Haus gehören, arretirt, und heute war eben ein Bekannter bei mir, der im rothen Hause wohnt, — der mir dies Alles erzählt, und auch weiß, daß nicht ein einziges Gewehr gefunden worden, und es kann auch keins gefunden werden, weil gewiß keins dort ist, es wird auch nichts Anderes sein, als aus der Kaserne wurde entweder auf Befehl oder auch aus Spaß von den Soldaten herausgeschossen, um wieder einen Vorwand zum liebenswürdigen Belagerungszustand zu finden, den man sicherlich bis 15. März hinausdehnen will. —

Den Eisenbahnbau durch den Sömmering hat man schon jetzt begonnen, um nur einen Ableitungspunkt für die revolutionär gesinnten Arbeiter zu erhalten. Es wird schon in den Vorarbeiten Hand angelegt. Im Ganzen werden 6—8 Tunnels von 800 bis 1000 Klafter Länge und jeder mit drei Durchstichen von Oben herab, um Rauchfänge zu erhalten, gebaut, und gehen durch das Reichenauer Thal und den Sömmering in einer Schlangenwindung mit einer Neigung von 1/2 Zoll pr. Klafter. In 5 Jahren muß der Bau vollendet sein. Der Ueberschlag beläuft sich auf 11 Millionen Gulden, und dürfte bei ungünstigen Verhältnissen auf 18 Millionen kommen. In den Tunnels können 600 bis 800 Menschen beschäftigt werden und außerhalb 3000. Wie viele Hungrige bleiben dessenungeachtet unbeschäftigt, und der Hunger ist der revolutionärste Raisonneur.

Ein Programm.

Von Adolf Franckel.

Von dem Unverantwortlichen sind wir an des Thrones Stufen
Unverantwortlicher Weise als Minister=Rath berufen.
Ja, wir fühlen uns berufen, diese Lande zu berücken — —
Meine Herren, ich will sagen: diese Lande zu beglücken.
Zu der Freiheit stehn wir gegen jeden Eingriff als Vertheid'ger,
Unerschütterlich nach unten, doch nach oben viel geschmeid'ger.

Wir sind etwas liberal zwar, doch besonnen und verständig,
Constitutionell von Außen, aber absolut inwendig,
Mit dem Volke wird gemeinsam der Monarch Gesetze geben;
Für den Vorschlag der Minister wird die Kammer sich erheben.
Die Vollziehung ist ein Recht der constitutionellen Kronen;
Viel Talent bewies die uns're kürzlich für Executionen.

Autonomisch werden alle Landestheile sich gestalten,
Doch centrale Bayonette wird das Militär behalten.
Seit der zugestand'nen Freiheit bleibt es wesentlich beim Alten,
Nur compacter, unantastbar soll es sich formell entfalten.
Um das Recht der freien Presse unverkürzt zu garantiren,
Lassen wir die Tagesblätter kriegsgerichtlich censuriren.

Volkswehr ist der Freiheit Leibwacht, schirmt die constitutionelle:
Der Soldat trägt die Muskete, und der Schneider führt die Elle.
Das Vereinsrecht schien uns immer nicht nur ganz und gar entbehrlich,
Sondern auch für die Minister höchst beschwerlich und gefährlich;
Doch gestattet sind Vereine im bedeckten Raum und friedlich:
Einige Vertrau'ns=Adressen sind mitunter gar zu niedlich. —

Die Regierung wurde vielfach der Parteilichkeit verdächtigt;
Alle Nationalitäten sind fortan gleich unberechtigt.
Alle Nationalitäten sind von nun an gleich geschätzet:
Nöth'gen Falles wird die eine auf die andere gehetzet.
Solch' ein Palliativ=Verfahren flickt für heute das Zerwürfniß,
Flickt die Großmacht, die bekanntlich für Europa ein Bedürfniß.

Höchst separatistisch wurde da und dort ein Ur=Recht rege,
Doch wir bleiben — wo es dienlich — auf dem Boden der Verträge.
Auf dem Boden der Verträge widerrufen die Kanonen,
Was man in der Angst versprochen den entfesselten Nationen.
Leider lassen sie nicht friedlich sich betrügen und versöhnlich,
Doch es wird die gute Sache glorreich siegen wie gewöhnlich. —

Wir sind offenbar nothwendig, dieses bitt' ich zu bedenken
Und einstimmig Ihr Vertrau'n uns ohne Discussion zu schenken.
Ein Vertrauensvotum sei es ohne weit're Discussionen,
Minder lieben von der Linken wir die Interpellationen.
Dies Programm zu halten, geben wir einmüthig das Versprechen;
Sollt' es sich nicht ganz bewähren, werden wir es ehrlich brechen.

Ein Lied zum Singen.

Der König sitzt auf seinem Thron —
                    Lirum, larum!
Er ist ja seines Vaters Sohn —
                    Lirum, larum!
Und weil sein Vater König war
So ist er's auch — und das ist klar —
                    Tradidiri — bum — bum!

Und was der König thut und denkt —
                    Lirum, larum!
Das denkt und thut er sehr beschränkt —
                    Lirum, larum!
Denn eine Constitution
Beschränkt den guten Königssohn —
                    Tradidiri — bum — bum!

Das Volk zum guten König kommt —
                    Lirum, larum!
Begehrend was dem Volke frommt —
                    Lirum, larum!
Denn ach! die Constitution
Beschränkt ja mehr noch Volk als Thron —
                    Tradidiri — bum — bum!

Der König macht ein ernst Gesicht —
                    Lirum, larum!
Und legt die Hand aufs Herz und spricht:
                    Lirum, larum!
Und spricht: Ich bin ja selbst nicht frei, —
Was wollt ihr, daß das Volk es sei —
                    Tradidiri — bum — bum!

Der König sieht die Räthe an —
                    Lirum, larum!
Die flüstern: Das ist wohlgethan —
                    Lirum, larum!
Das Volk doch ruft: Wenn Niemand frei,
So reißt dies Stück Papier entzwei —
                    Tradidiri — bum — bum!

Da fällt von seinem goldnen Thron —
                    Lirum, larum!
Des guten Königs guter Sohn —
                    Lirum, larum!
Und statt des guten Königs Sohn
Setzt nun das Volk sich auf den Thron —
                    Tradidiri — bum — bum!

Hermann Rollett.

Oesterreichs Finanzoperationen im Jahre 1848 und der Voranschlag für 1849.

I.

Oesterreich liegt seit den napoleonischen Erschütterungen unaufhörlich in finanziellen Krämpfen, die alle Zahlen-Manoeuvres eines Tengoborski nicht wegdisputiren konnten und welche die verwundbare Stelle dieses großen Staatsorganismus bilden. Die frühere absolutistische Regierung verhüllte, wie aus Scham, auf das Sorgfältigste diesen Theil der öffentlichen Gebahrung, und obschon die österreichischen Völker nicht wußten, was mit ihrem Gelde, ihrem Blute und Schweiße geschehe, so ahnte doch Jedermann, daß diese Spione- und Militärwirthschaft, dieses Pensions- und Beamtenwesen riesige Summen verschlängen. Als die Märzrevolution die Oeffentlichkeit in den ganzen Staatshaushalt gebracht, wußten wir, daß der Finanzbericht des Ministeriums uns vor einen Abgrund führen werde, allein wir schauderten vor demselben nicht zurück, weil wir in diesen traurigen Summen, in diesem gigantischen Zahlengebäude nur eine Erbschaft der geknechteten Vergangenheit erblickten, weil uns zu Muthe war, als stünden wir vor einer Leiche, die durch keine Regierungspolitik mehr belebt werden könne, und weil uns endlich die Weltgeschichte nicht zur Arithmetik geworden, und wir, während wir die kaum errungene Freiheit genossen, nicht sogleich auf den Geldsack blicken konnten. Als wir nach und nach nüchterner wurden, als wir jeden Monat in der offiziellen Wiener Zeitung gleichgiltig und kalt eine doppelte Aneinanderreihung und Abrechnung von Millionen Gulden ohne alle begleitende Erklärung enthalten sahen, und jeden Monat ein größeres Deficit wahrnahmen, da trat der Jammer der Wirklichkeit uns schon näher. Mancher tüchtige Hauswirth, welcher aus diesen Monatberichten entnahm, wie in dem Staatshaushalte regelmäßig mehr ausgegeben als eingenommen wurde, und wie die mangelnde Summe nicht etwa durch Ersparungen, sondern durch unaufhörliches Schuldenmachen gedeckt werde, mußte wohl bedenklich den Kopf schütteln. In Geldsachen hört die Gemüthlichkeit auf, sagte der ehemalige preußische Finanzminister Hansemann, und trotz aller Gemüthlichkeit der Oesterreicher und allem Freiheitsjubel, schlich schon damals die Furcht vor einem Staatsbanquerott in die Gemüther, und das öffentliche Vertrauen schrumpfte immer mehr zusammen. Schon in den Märztagen hatte eine ungarische Deputation bei dem Kaiser Ferdinand bewirkt, daß Ungarn eine ganz getrennte Verwaltung erhielt, wobei auch ein eigenes Finanzministerium inbegriffen war. Dadurch flossen nicht nur die reichen Einnahmsquellen dieses Landes nicht mehr in die Haupt-Staatskasse, sondern, was noch empfindlicher war, die Schulden lasteten blos auf den nicht-ungarischen Ländern, weil die Ungarn nur für jene Schulden, die mit ihrer Bewilligung gemacht, und deren Summen für ihr Land verwendet worden waren, einstehen wollten. Vergebens schrieb der Kaiser an den damaligen Palatin Erzherzog Stephan einen Brief, worin dieser aufgefordert wurde, die Ungarn zur Uebernahme eines Theiles der Staatsschuld zu bewegen, vergebens klagte die österreichische Presse unaufhörlich die

Magyaren des Undanks und des Eigennutzes an. Die Magyaren protestirten dagegen, indem sie sich darauf beriefen, daß sie schon seit vielen Jahrhunderten eine constitutionelle Staatsform besäßen, und ihr Widerspruch nur dem constitutionellen Prinzipe gemäß sei. Oesterreich konnte und wollte jedoch nicht auf die ungarische Einnahme verzichten, und der magyarisch-kroatische Conflikt, welcher sich später in einen magyarisch-österreichischen Krieg verwandelte, hatte nur den Zweck, die ungarischen Finanzen in die österreichische Staatskasse zu leiten. Dieser schreckliche Krieg, der so viel Leichen gemacht, und Ströme Blutes vergossen, der ein blühendes Land auf Jahre hinaus gänzlich verwüstet hat, ist eigentlich nur eine Finanzoperation.

Aber nicht blos Ungarn hatte seinen Finanzetat von Oesterreich getrennt, sondern auch die Lombardei und Venedig hatten sich gänzlich von Oesterreich losgesagt, und Riesensummen mußten in Radetzky's Kriegskasse fließen, um dieses schöne Land durch schreckliche Verwüstungen bezwingen zu können. Da gleichzeitig die constitutionelle Staatsform einige neue Ausgaben veranlaßte, und auf der anderen Seite, theils durch die allgemeine Noth, theils durch ein grobes Mißverstehen der Freiheit, viele Steuern nicht eingezahlt wurden, so war bald die Verlegenheit der Regierung noch mehr gestiegen. Bei diesen argen Finanznöthen hatte der Staat durch Annahme des Kudlich'schen Antrags noch dazu die Verpflichtung übernommen, für die aufgehobenen Grundlasten Entschädigung zu leisten, was, mochte sich nun die Regierung zur Zahlung von Renten oder von Pauschalbeträgen entschließen, dem Staate immer eine große Last auferlegte. Das Volk und die Presse wies in dieser Lage unaufhörlich auf die geistlichen Güter hin, deren Einziehung jedoch kaum mehr als diese Entschädigungssumme bieten konnte, insbesondere da viele Klöster sich beeilt hatten, große Summen auf ihre unbeweglichen Güter aufzunehmen, und es ihnen, trotz der ministeriellen Ueberwachung, gewiß möglich gewesen, aus den Klosterschätzen Vieles zu beseitigen. Allein die Regierung entschloß sich nicht zu dieser Finanzmaßregel, sondern beharrte überhaupt in ihrem der Sittlichkeit, Gerechtigkeit und Volksthümlichkeit widerstrebenden Finanzsystem. Welch eine klägliche Finanzgeschichte bietet daher auch in Oesterreich das Jahr 1848 dar! Durch elende Taschenspielerkünste wurde ein papierner Credit erzeugt, der nicht die mindeste wahre Grundlage besaß. Die treulose Sophistik der Finanzoperationen, welche die grelle Nacktheit der Zukunft verhüllte, und dem alten Metternich'schen Après nous le déluge treu geblieben war, wurde als einziger Anhaltspunkt der Geldwirthschaft beibehalten; mit einem Worte, das bequemste, aber auch verderblichste Mittel, Finanzverlegenheiten zu beseitigen, das Anleihesystem wurde fortgesetzt. Oesterreich wollte sich seit mehren Jahrzehnten stets blos durch Palliativ-Mittel heilen. Der Nationalreichthum und die öffentliche Sittlichkeit leiden unter diesem Trugsysteme; der Nationalcredit wird erschüttert, weil nicht der Wille der Nation diese Deckung herbeiführt; wenn auch der Reichstag zu der ministeriellen Vorlage Ja sagt, so ist dies kein Widerspruch; denn ist wohl eine freie Entscheidung bei einem Reichstage möglich, dem der Finanzminister bei seinen Forderungen zuruft: Wenn Ihr nicht Ja sagt, so danke ich ab, weil der Staatshaushalt in Stockung gerathen müßte? Die scheinbare Deckung, die Sündigung auf Kosten der Zukunft, welche in den Anleihen liegt, konnte auch kein Vertrauen erzeugen. Trotzdem, daß der ganze Staat für diese Papiere haftet,

nahm ihre Werthlosigkeit dennoch unaufhörlich zu; der Papierdrache, welcher so lustig durch die Lüfte flatterte, hatte nichts Lockendes. Das Volk stürmt seit dem März bis zur Stunde die Bank, weil der Umlauf von 210 Millionen Banknoten, gegen blos 34 Millionen Gulden Silberschatz, kein Verhältniß ist, das Vertrauen erwecken kann. Auch die Course der Papiere fielen unaufhörlich und ein reeller Umsatz fand fast gar nicht Statt. Banknotenschnitzel dienten dem Verkehre, alles Papiergeld wurde geviertheilt, allenthalben war nur Papier, nichts als Papier zu erblicken, ein Funke in dieses System und es verprasselt!

Finanzoperationen, die sich nicht auf die Nationalökonomie stützen, müssen falsch und verderblich sein. Seitdem Smith das Wesen des Nationalreichthums entdeckte, mußte die ganze Finanzwirthschaft umgeändert werden; Oesterreich fuhr jedoch in dem alten Schlendrian fort. Deshalb wird auch in Oesterreich die Verarmung immer größer; obschon es eines der reichsten, gesegnetesten Länder ist, nimmt das Proletariat immer mehr zu. Einzelne Zuckungen des socialen Elends wurden theils durch die ungeschicktesten Mittel, durch ein bloßes Almosengeben für eine demoralisirende Scheinthätigkeit, oder wohl gar durch Bajonnette niedergehalten. Nur scheinbar blüht die Industrie in Oesterreich, ihre Blüthe ist nur die Fäulniß der Societät, welche einen Glanz um sich verbreitet. Schreibt immerhin, Ihr Hofpublicisten Oesterreichs, Artikel in die Wiener Zeitung über den guten Stand der Finanzen, 3/4 eures Volkes leidet und hungert doch. Ein Haushalt des Staates, der nicht auf die Beglückung seiner Einwohner ausgeht, der seinen Bedarf nicht aus den wirklichen Quellen, die ihm zu Gebote stehen, aus seinem eigenen Inneren deckt, sondern der Natur und der Vernunft zuwider durch hohle Finanzkünste sich emporhält, kann keine lange Dauer haben und wird sich unter unaufhörlichen Krämpfen fortschleppen. Sobald ein Staat sich blos auf die Militärgewalt stützt, und die Hälfte seiner Einnahmen für das Militär verwendet, kann er in seiner Finanzpolitik nur ein Schreckenssystem verfolgen, und blos verzweifelte Mittel in Anwendung bringen. Dieses eiserne Militärsystem, welches sich nun in Oesterreich zu begründen strebt, muß der öffentlichen Geldwirthschaft auch in jeder anderen Hinsicht hinderlich sein, und sie auf Abwege führen. Dann kann auch keine Veränderung der Steuern eintreten, die Verwaltungskosten werden nicht geschmälert werden, das unvernünftige Pensionirungssystem wird mit allen Mißbräuchen fortbestehen, und für den öffentlichen Wohlstand wird nichts geschehen. Durch Belagerungszustände ist noch kein Boden für die Industrie gewonnen; wenn Ihr die Freiheitsbewegung tödtet, und dafür vom Handelsstand Dankadressen bekommt, so glaubt nicht, daß Ihr wirklich für das Wohl der Einzelnen etwas geleistet. Es war blos ein großer Irrthum des Handelsstandes, wenn er wähnte, unter dem Schatten der Kanonen werde der Commerz blühen, und indem man die Adern des Staates zusammenschnüre, werde er genesen. Auf diesem Wege erfüllt der Staat nicht seinen Beruf, für die Beglückung der Einzelnen zu sorgen, und geht ein finanzielles Schwindelsystem noch nebenher, so muß allgemeine Verarmung und großes Elend eintreten. Auf diese Weise kann sich kein Staa erhalten! Die machiavellistische Anschauung, welche, diesem entgegen, wähnt, gerade durch ein solches Finanzsystem werden zu viele reiche Kapitalisten fremder Staaten und sehr viele Einwohner Oesterreichs durch ihr eigenes Interesse an das Staatsinteresse geknüpft, und all

dieser Egoismus müsse nicht nur gegen den Fall Oesterreichs thätig sein, sondern auch im Gegentheile dessen Gedeihen wünschen, kennt die wahre Basis des Staates, die Mächte des Lebens und die eigentlichen Faktoren der Geschichte nicht. Der Staat ist keine Handelsgesellschaft und nicht Spekulanten sind es, die ihn stützen. Sobald ein Staat seine sittliche Idee verleugnet, und sich blos auf den Eigennutz seiner Angehörigen begründen will, geräth er in unheilbare Zerrüttung. Nicht die Banquiers sind es, welche die Klammern des Staates abgeben, sondern das arme, unglückliche Volk. Der Staat wähne nicht, er könne verächtlich auf diese breite Basis, die nur da zu sein scheint, um getreten zu werden, herabblicken. All seine trügerische Militärgewalt reicht nicht aus gegen das Unglück des Volkes, so wie ein Mensch, der sich noch so gewaltig bewaffnet, trotz Küraß und Säbel, machtlos und schwach wird, sobald das Blut in seinem eigenen Inneren verpestet ist. Das Volk aber ist das Blut des Staates, und für dessen Erfrischung hat Oesterreich nichts gethan, sondern sich stets blos gerüstet und von Außen her sich Hilfe geschafft. Durch alle seine Finanzoperationen hat Oesterreich nicht gewonnen, sondern unaufhörlich verloren. Es ist nichts von allem dem, was es genossen, in seine Säfte übergegangen. Was nützt es einem Menschen, wenn er noch so viel Lebensmittel bei sich trägt? sobald er sie nicht wirklich verzehrt und verdaut muß er verhungern. Oesterreich hat ebenso nicht verdaut, es hat durch seine Finanzpolitik nicht an Säften zugenommen; je mehr Millionen Gulden es bekam, desto mehr verarmte es, das Volk wurde immer magerer, während einzelne Saugschwämme an dem allgemeinen Elend anschwollen. Nicht auf wahren Nationalreichthum, nicht auf Benutzung der so überaus ergiebigen heimischen Quellen, nicht auf Verwerthung der Volkskräfte ist unsere Finanzpolitik gerichtet, sondern auf das faulste Aufschiebungssystem, wobei Alles verdorren muß und der Staat seinem Zerfall entgegen geht.

Man sage nicht, diese Finanzpolitik sei jetzt durch den Moment geboten, wenn ruhigere Zeiten eintreten, werde sie auf nationalökonomische Grundlagen sich stützen und sich gerechter und volksthümlicher Mittel bedienen. So kann auch der Verschuldete, der nicht aufhört sich ins Elend zu stürzen, sich damit trösten, daß er einmal, wenn er zu großem Vermögen gelangen sollte, anfangen werde sparsam zu leben, und so kann auch, der durch neue Ausschweifungen sich gänzlich ruinirt, seinen veränderten Lebenslauf von dem Eintreten der Gesundheit abhängig machen. Diese Zeiten, in welchen ein vernünftigeres Finanzsystem eintreten soll, werden nicht eintreten, und wenn sie kommen könnten, so würden gerade solche Operationen sie unmöglich machen. All die Todtenruhe der Knechtschaft und die Ordnung der Polizeibevormundung werden nicht die Atmosphäre erzeugen, welche der öffentliche Wohlstand erfordert.

Die Maßregeln der österreichischen Finanzpolitik seit dem März 1848 sind jedoch nicht blos nach diesem Gesichtspunkte, sondern auch nach den Grundsätzen der gewöhnlichsten finanzwissenschaftlichen Kritik zu verwerfen. Die erste Maßregel, die von der rohen, plumpen Gewalt dictirt wurde, und die, in ihren Folgen ganz illusorisch, blos den Verkehr lähmte, war das Verbot der Geldausfuhr. Zum Theile mußte dieses Verbot aber auch der Reaction dienen, indem die Postbehörde erklärte, Abonnementsbeträge auf auswärtige Zeitungen blos in klingender Münze anzunehmen, wodurch die Bestellungen bei dem gro-

hen Mangel an Silbergeld abnehmen mußten. Wie sehr diese Maßregel gerade das Gegentheil von dem herbeiführt, was sie beabsichtigt, wie sie die Prämie auf den Silberschmuggel erhöht, die Wechsel auf auswärtige Plätze in ihrem Werthe verändert, das Verschwinden des Silbers vom Markte zur nächsten Folge hat, die größten Hindernisse für den internationalen Handel schafft, und das allgemeine Mißtrauen sanctionirt, dies Alles brauchen wir nicht zu beweisen. Es ist die unbeholfenste, rathloseste Maßregel, die zum Theile von einer falschen Anschauung des Geldes zum Theile von einer irrthümlichen Berechnung der Folgen herrührt. Der triviale Gedanke des gemeinen Mannes, welcher jede Regierungsmaßregel billigt, wodurch, wie er sich ausdrückt, das Geld im Lande bleibt, oder wodurch Geld ins Land kommt, ist durch den neueren Standpunkt der natürlichen Finanzkunde gründlichst widerlegt. Im Gelde liegt wohl der Reichthum des Einzelnen, aber nicht der Reichthum der Gesammtheit. Als ob das Geld etwas Anderes wäre als eine Waare, die noch dazu gar keinen Gebrauchs-, sondern blos einen Tauschwerth hat! Der Reichthum eines Volkes liegt blos darin, daß der Bedarf seiner Güter so viel als möglich in seinem eigenen Inneren erzeugt wird. Ein Volk kann sehr viel Geld besitzen und dennoch arm sein, was selbst beim Einzelnen, wenn er isolirt lebt, der Fall sein kann. Je theuerer das Geld, desto wohlfeiler die Waaren, und umgekehrt. Zu welch immensen Preisen werden die alltäglichsten Lebensbedürfnisse in Californien verkauft!

Diese abstrakten Betrachtungen fanden sich auch in Oesterreich durch das Geldausfuhrverbot bestätigt. Die natürlichste Folge desselben war die Geldverminderung, Jedermann suchte sich so viel als möglich Silbergeld zu verschaffen, und entzog dann dasselbe dem Verkehre. Kürzlich war noch in der Wiener Zeitung die Notiz enthalten, daß wenigstens 25 — 30 Millionen Gulden Silbergeld ruhig in Privathänden im Lande liegen. Die Folgen dieser Geldverminderung waren jedoch die traurigsten, indem sie naturgemäß den Wohlstand Aller untergruben. Zunächst wurde die Kauflust geschwächt, viele Dinge wurden, wie die meisten Kaufleute, die es freilich den „schlechten Zeiten" aufbürdeten, bestätigen müssen, gar nicht verkauft. Dadurch mußten die Güter nach und nach wohlfeiler werden, hingegen wurden die Besitzer von baarem Gelde plötzlich reicher, und die Arbeit ward werthloser. Wie viele unbeschäftigte Hände brachte uns diese Maßregel, nie noch hatte Wien so viele brodlose Arbeiter, die dem Staate und der Gemeinde zur Last fielen. Der Producent war in der schlimmsten Lage, seine Waaren mußte er im Preise herabsetzen, und die Güter, welche er zu deren Erzeugung brauchte, blieben zum Theile noch im früheren Preis. Ferner blieben Miethe, Leihzins u. s. w. unverändert, manches Darlehen wurde gekündigt. Dadurch konnten viele Geschäfte gar nicht fortgesetzt werden, während sich Einige entschlossen, noch eine Zeit lang mit Verlust fortzuarbeiten. Der Arbeitslohn mußte unter diesen Verhältnissen natürlich bedeutend sinken, und eine große Arbeitslosigkeit eintreten. Die Arbeiter, die der Staat mit zum Theil überflüssigen Erdarbeiten beschäftigte, wobei sie großentheils nichts arbeiteten, wurden durch diese, aller Solidität entbehrende Thätigkeit, des Fleißes entwöhnt, entsittlicht, und wenn ein Fabrikant bei irgend einer unerwarteten Bestellung Arbeiter brauchte, konnte er dieselben, die sich nun an ein ungebundenes Leben gewöhnt hatten, nicht bewegen, wieder in seine Dienste zu treten. Die Geldverminderung griff aber noch tiefer in die Lage der Dinge ein, sie bewirkte

gleichsam eine neue Vermögenstheilung, wobei die Reicheren noch mehr bekamen als früher. Wer irgend einen Gläubiger hatte, war nun dem Werthe nach mehr schuldig, als eigentlich der Fall war. Die Gläubiger drängten mehr als je, weil aller Credit zu schwinden anfing. Dadurch wurde manches solide Haus zur Aufnahme von Darlehen bemüßigt, und wenn dies nicht ermöglicht werden konnte, so traten Fallimente bei Häusern ein, welche bei einem ruhigeren Fortgang der Dinge noch einen Ueberschuß in den Händen gehabt haben würden. Wie sehr drückten unter solchen Umständen die geringsten Zinsen den Schuldner! Dadurch wurde der Unwille des Volkes gegen die Wucherer und die Schuldgefängnisse desto größer. Es erschienen ganze Broschüren mit Proscriptionslisten aller Wucherer Wiens, mit genauer Angabe ihrer Adressen, und täglich fanden die schrecklichsten Katzenmusiken bei solchen Wucherern Statt. Mehre Vereine gegen Wucher und Schuldentilgung traten auf, man wollte die Hausmiethe nicht mehr vorausbezahlen und die Volksjustiz bestrafte die Hausherrn, welche von ihrem Rechte der Pfändung Gebrauch gemacht hatten, durch Katzenmusiken. Da die Regierung gar nichts zur Abhilfe dieser Zustände gethan und ihr naives Geldausfuhrverbot einen großen Theil derselben herbeigeführt hatte, so suchte die Bedrängniß der Geschäftsleute sich selbst zu helfen. Ein gewisser Swoboda hatte einen „Creditverein“ gegründet, welcher in der österreichischen Finanzgeschichte des Jahres 1848 eine denkwürdige Stelle einnimmt. Die Papiere desselben waren ohne alle reale Fundirung blos auf die Nothwendigkeit gegründet, in so bedrängten Zeiten müsse Einer dem Anderen Credit geben. Dieser Verein zählte bald sehr viele Mitglieder, die seine Papiere gegenseitig an Geldes Statt annahmen, ohne daß die Regierung sich im Mindesten darum bekümmerte. Da das übrige Publikum den Papieren gar keine Geltung gab, und viele Mitglieder des Vereins es sich nun überlegten, ob sie recht gethan, Gegenstände von Werth für solche Papiere hergegeben zu haben, so verlor bald der Verein auch seinen inneren Haltpunkt. Gar viele redliche, aber verarmte Bürger mußten zu ihrem herben Schmerz einsehen, die Gesellschaft sei nur auf materielle Basen gegründet. Die Massen drangen am 12. September 1848 zum Minister Dobblhof und da dieser ihnen die Unzulänglichkeit des Staates in diesem Falle demonstrirte, und ihre Steine nicht in Brod verwandeln konnte, so hätten sie ihn beinahe umgebracht. Er mußte sich flüchten und die Volkswuth kühlte sich blos durch Zertrümmerung der Meubles ab. Alles schrie: Wenn Wiener Bürger mit ihrem gemeinschaftlichen Ehrenwort für Papiere einstehen, so sollen und müssen sie Giltigkeit haben und die Regierung muß sie sanctioniren. Das Ausrücken von Militär und Nationalgarde konnte diese Tumulte nicht beschwichtigen. Die industrielle Bedrängniß und die Noth im Mittelstande war in Folge dieser Geldverminderung so groß geworden, daß das Ministerium noch an demselben Tage die Reichsversammlung um die außerordentliche Bewilligung von zwei Millionen Gulden zur Unterstützung dürftiger Gewerbsleute in Wien anging, was einstimmig „in Anbetracht der Verdienste Wiens um die Freiheit“ bewilligt wurde. Diese zweite Finanzmaßregel der Regierung im vergangenen Jahre war ebenso rathlos und unzweckmäßig als die erste, da sie auch nur einen Tropfen Wasser auf einen glühenden Stein abgab, und das Uebel nicht bei der Wurzel angriff. Ein Comité wurde niedergesetzt, bei welchem jeder arme Gewerbsmann sein Gesuch anbringen mußte. Der Zudrang war so groß, daß die Hilfe nur eine kleine sein konnte, und die Geldklemme dieselbe bleiben

mußte. Angst und Drangsal verbreiteten sich durch diese finanzielle Krisis, und sie werden sich noch die ganze Generation hindurch wach erhalten und eine schreckliche Nacherinnerung bilden.

Die Unfähigkeit, einen Finanzplan zu bilden, das ängstliche Forttappen in den alten Staatsgeleisen, die feige Halbheit und der Schreck vor gründlichen Reformen zeigte sich noch mehr in den nächsten Finanzmaßregeln, die auch der Würde des Staates und der Gerechtigkeit entgegen waren. Zunächst kam die Aufforderung an alle gutgesinnten Bürger, Geschenke auf den Altar des Vaterlandes niederzulegen. Wie unergiebig diese Aufforderung sein mußte, und wie sie die Unordnung des Staatshaushalts und die Unzulänglichkeit seiner Quellen bloslegen mußte, wird Jedermann einsehen. Es kam allerlei silberner Trödelkram, Leuchter, Dosen u. s. w. zusammen, was zusammengeschmolzen wurde, und auch als Geld gewiß bald — zusammenschmolz.

Vollkommen ungerecht nnd unzweckmäßig war die nächste Finanzeinrichtung, welche von der Regierung als eine Art Einkommensteuer eingeführt wurde. Diese Maßregel bestand darin, daß eine Beamtensteuer auferlegt wurde, welche die Regierung durch den Abzug bestimmter Prozente von den Gehalten erhob. Zunächst ließe sich freilich gar nichts dagegen einwenden, wenn die Regierung den Krebsschaden der Büreaukratie geschmälert, das überflüssige Schreibervolk entlassen, und die ungebührlichen Gehalte verringert hätte. Wir werden bei der Kritik des Voranschlags für 1849, in welchem uns ungeheuere Summen entgegentreten werden, welche unser Beamtenwesen verschlingt, noch Gelegenheit haben dies weiter zu begründen. Allein die Art und Weise, wie die Regierung hier Ersparnisse gewinnen wollte, können wir nur plump und ungerecht nennen, und nicht die mindeste Finanzkunst in organisirender Richtung zeigte sich darin. Schon die Art und Weise, wie die Regierung dabei auftrat, zeigte, daß sie durchaus nicht den Willen habe, die schwerfällige, und der Freiheit gefährliche Maschine des Beamtenstandes zu verkleinern, sondern daß einzig und allein Geldmangel sie zu dieser Maßregel, die als eine vorübergehende angekündigt wurde, nöthige. Es wurde nämlich nicht das Beamtenpersonale verkleinert, die Masse von Vicepräsidenten, Hofräthen und Regierungsräthen u. s. w. verringert, auch nicht ihre Gehalte ein für alle Male herabgesetzt, sondern blos Prozente von ihren Besoldungen wurden erhoben. Doch selbst wenn man hiervon absieht, war die Anordnung, wie die Beamten zu diesem Behufe ihren Gehalten gemäß in Klassen eingetheilt wurden, so unbegreiflich plump und bequem, schonte so offenbar blos die höheren Beamten, mußte durch die Ungerechtigkeit der Eintheilung so viele Interessen verletzen, und konnte dabei so leicht weit ergiebiger und zweckmäßiger eingerichtet werden, daß die gewöhnlichsten Ansprüche an die Finanzkunst dadurch nicht befriedigt wurden. Die Zwischenlagen waren nämlich ziemlich groß, und alle Gehalte innerhalb dieser Begränzung wurden gleichmäßig besteuert, so daß innerhalb einer Klasse die Beamten auf einer niederen Scala weit empfindlicher von dieser Steuer getroffen wurden als die Staatsdiener, die einen höheren Gehalt bezogen, aber doch noch in dieselbe, gleichbesteuerte Klasse gehörten. Wir haben das Gesetz selbst nicht bei der Hand, und können daher nicht die betreffenden Ziffern angeben, aber auch ohne dies sieht Jeder ein, wie die erste Forderung der Gerechtigkeit, die an jede Steuer gemacht wird, durch dieses Gesetz auf unerhörte, beinahe kindische Weise verhöhnt wurde.

Diese ganze Steuereinrichtung hatte etwas Mittelalterliches, wie denn auch ein Staat, der, wie es neuestens in Italien und Ungarn geschah, zu dem unwürdigsten Mittel, sich Geld zu verschaffen, zu Vermögensconfiscationen, durch welche, als Strafe betrachtet, die unschuldigen Angehörigen des Betroffenen mitleiden, seine Zuflucht nimmt, überhaupt von der modernen Finanzkunst sich lossagt. Dieser ganze Terrorismus in Finanzdingen hat nebenbei ebenso etwas Komisches als wenn neulich irgend wo der Antrag gestellt wurde, (siehe Journal des Debats 1849), die Leute müßten ins Theater gehen, weil der geringe Theaterbesuch von Böswilligkeit zeige, oder wenn Windischgrätz kürzlich in Pesth eine Commission niedersetzte, vor welcher die Unschuldigen ihre Unschuld beweisen sollten. Sobald ein Staat in finanziellen Dingen einen verkehrten oder despotischen Weg einschlägt, darf es uns nicht wundern, wenn auch in anderer Richtung entsprechende Anordnungen getroffen werden.

Außer den erwähnten Finanzmaßregeln hat die Regierung auch noch im verflossenen Jahre den Antrag auf Abschaffung der Judensteuer eingebracht, was auch angenommen wurde. Durch diese Anordnung wurde zunächst ein obschon geringer Einnahmeposten weggestrichen, ohne daß irgend ein Ersatz dafür eintrat, sowie dies auch, wenn das Versprechen des Ministeriums, das Lottogefälle abzuschaffen, in Erfüllung gehen sollte, bei diesem Posten der Fall sein wird.

Die wichtigsten Finanzmaßregeln der österreichischen Regierung, welche das vorige Jahr auf eine traurige Weise bezeichnen, sind die beiden Anlehen von 20 und von 80 Millionen Gulden, welche in diesem Jahre vom Reichstage bewilligt werden mußten. Bei dem ersten Anlehen mußte die Regierung noch dazu ihre großen Verpflichtungen gegen die sogenannte österreichische Nationalbank, die eigentlich den geraden Gegensatz von einer Nationalbank bildet, vergrößern. Eine solche Stellung, wie der österreichische Staat, hat noch kein anderer Staat eingenommen, so verderbliche Privilegien hatte noch keine Bank genossen. Diese Bankzustände sind in der letzten Zeit mit solchem Eifer von allen Blättern geschildert worden, daß wir sie als bis zum Ekel bekannt voraussetzen. Die Krämergilde, welche diese ungeheueren Bankprivilegien genießt, und ihre Verpflichtungen dem Publikum so schlecht hält, hat durch die unaufhörlichen Angriffe der Presse die überaus große Dividende für ihre Actionäre diesmal etwas herabgesetzt, aber an eine wirkliche Reform der Bank hat der Staat gar nicht gedacht und neue Verpflichtungen eingegangen, wobei die Bedenken der Actionäre noch dazu in den Zeitungen über die Unzulänglichkeit der Staatshypotheken raisonniren und sich zu dem albernen Vergleich hergeben müssen, wie im privatrechtlichen Verhältnisse ein Gläubiger von dem Pfand, das ihm zu Theil wurde, nöthigenfalls Gebrauch machen und es verwerthen könne, was bei den Pfändern, die der Staat der Bank gebe, nicht der Fall sei!!!

Doch wir wollen von der Art und Weise, wie die Regierung diese bewilligten Anlehen realisirt, schweigen — soll doch bei dem letzten Anlehen von 80 Millionen Gulden sich auch Rußland betheiligen! — und nur über dieses Anleihensystem selbst einige Worte hinzufügen.

Welch ein vergiftendes Schwindelsystem darin liegt, daß ein Staat seine Bedürfnisse unaufhörlich durch Anlehen deckt, ist klar. Der Staat hat nichts und giebt seine testi-

monia paupertatis als Staatsschuldscheine einem Banquier, der selbst wieder nichts hat, z. B. Rothschild zahlt nicht etwa die ganze Summe, sondern rechnet sich im Vorhinein vielleicht 30 Prozente ab, erhält dabei die ganze Summe verzinst, und verkauft die Staatspapiere zu höherem Preis als er dafür gezahlt. Durch solche Schwämme des Staates müssen hauptsächlich die unteren Volksklassen leiden, denn da nun einmal die Zinsen der gemachten Schulden bezahlt werden müssen und der Staat diese nur durch Erhöhung der Steuern einbringen kann, so leiden jene Klassen des Volkes, die gar keinen Nutzen von dem Anlehen ziehen, am meisten durch dasselbe. Du jammerst, armer Mann, über die indirekte Steuer, die jeden Bissen, welchen Du verzehrst, trifft, und bedenkst nicht, daß sie nicht vermindert werden kann, so lange diese Zinsen der Staatsschuld, die du bezahlen mußt, immer mehr anschwellen. Diese Millionen der Staatsschuld muß das Volk bezahlen und dabei muß es arm werden! Da liest das arme Volk von einem jährlichen Deficit von 43 Millionen Gulden und versteht dieses todte, lateinische Wort nicht. In diesem Worte liegt enthalten: Ihr sollt auch im nächsten Jahre hungern. Das Volk schleicht traurig vor den Börsen vorüber, weil es nicht auch Geld zu solchen Geschäften hat, während es doch das Geld und der Schweiß des Volkes ist, mit welchem hier spekulirt wird, und während dem man nur aus seinem Blute Geld zu gewinnen sucht. Nicht für den armen Geschäftsmann allein, welcher darüber jammert, daß sein Fleiß und seine Redlichkeit ihm nicht einen kleinen Credit verschaffen und er nur gegen den größten Wucher Geld aufbringen kann, fließen alle Kapitalien in diesen Schlund; nein, vor diesem Abgrunde stehen Tausende und jammern vergebens. Je mehr der Staat Schulden macht, desto mehr muß der Arme zahlen, und während das Volk am meisten zur Zahlung der Zinsen der öffentlichen Schuld beiträgt, hat der Reiche allein durch seine Spekulationen mit Staatspapieren Vortheil davon, und das Geld wird der produktiven Thätigkeit entzogen. Dabei wird noch dazu alle Sittlichkeit und Solidität des Verkehrs untergraben, der Verkauf der Papiere findet zu einem Course Statt, der wie ein Wetterhahn vom Winde abhängt, und für den wahren Nationalreichthum geschieht gar nichts. Welch eine Pest hier mit Papier zugedeckt wird, das zeigen die Börsen; welches ekelhafte Zurückgehen und Steigen der Course, die nicht etwa mit den Interessen des Volkes Hand in Hand gehen, sondern im Gegentheile, blos das Zittern der Bourgeoisie verrathen, und einen Thermometer der Kapitalien abgeben! Aber freilich ist diese Art, die Bedürfnisse des Staates zu decken, welche aus Metternich's Nachlasse ererbt wurde, die bequemste, und wenn auch für das Interesse des Volkes dabei gar nichts gethan wird, wenn auch das Geld, das aus den Taschen des Volkes herausgesteuert werden muß, nicht etwa für Volkserziehung, die den allergeringsten Ausgabeposten im Budget verursacht, verwendet wird, so können doch dafür dritte Armee-Bataillons errichtet und das Gewicht der Büreaukratie verstärkt werden, und damit ist doch auch Etwas gethan. Dies sind die österreichischen Finanzoperationen des Jahres 1848, auf welche Art der Staat im Jahre 1849 wirthschaften will, und welches Verzeichniß der Ausgaben und Einnahmen er sich gesetzt, wollen wir in der Kritik des Budgets für 1849, die wir in einem der nächsten Hefte zu bringen gedenken, darstellen.

Diese ganze Steuereinrichtung hatte etwas Mittelalterliches, wie denn auch ein Staat, der, wie es neuestens in Italien und Ungarn geschah, zu dem unwürdigsten Mittel, sich Geld zu verschaffen, zu Vermögensconfiscationen, durch welche, als Strafe betrachtet, die unschuldigen Angehörigen des Betroffenen mitleiden, seine Zuflucht nimmt, überhaupt von der modernen Finanzkunst sich lossagt. Dieser ganze Terrorismus in Finanzdingen hat nebenbei ebenso etwas Komisches als wenn neulich irgend wo der Antrag gestellt wurde, (siehe Journal des Debats 1849), die Leute müßten ins Theater gehen, weil der geringe Theaterbesuch von Böswilligkeit zeige, oder wenn Windischgrätz kürzlich in Pesth eine Commission niedersetzte, vor welcher die Unschuldigen ihre Unschuld beweisen sollten. Sobald ein Staat in finanziellen Dingen einen verkehrten oder despotischen Weg einschlägt, darf es uns nicht wundern, wenn auch in anderer Richtung entsprechende Anordnungen getroffen werden.

Außer den erwähnten Finanzmaßregeln hat die Regierung auch noch im verflossenen Jahre den Antrag auf Abschaffung der Judensteuer eingebracht, was auch angenommen wurde. Durch diese Anordnung wurde zunächst ein obschon geringer Einnahmeposten weggestrichen, ohne daß irgend ein Ersatz dafür eintrat, sowie dies auch, wenn das Versprechen des Ministeriums, das Lottogefälle abzuschaffen, in Erfüllung gehen sollte, bei diesem Posten der Fall sein wird.

Die wichtigsten Finanzmaßregeln der österreichischen Regierung, welche das vorige Jahr auf eine traurige Weise bezeichnen, sind die beiden Anlehen von 20 und von 80 Millionen Gulden, welche in diesem Jahre vom Reichstage bewilligt werden mußten. Bei dem ersten Anlehen mußte die Regierung noch dazu ihre großen Verpflichtungen gegen die sogenannte österreichische Nationalbank, die eigentlich den geraden Gegensatz von einer Nationalbank bildet, vergrößern. Eine solche Stellung, wie der österreichische Staat, hat noch kein anderer Staat eingenommen, so verderbliche Privilegien hatte noch keine Bank genossen. Diese Bankzustände sind in der letzten Zeit mit solchem Eifer von allen Blättern geschildert worden, daß wir sie als bis zum Ekel bekannt voraussetzen. Die Krämergilde, welche diese ungeheueren Bankprivilegien genießt, und ihre Verpflichtungen dem Publikum so schlecht hält, hat durch die unaufhörlichen Angriffe der Presse die überaus große Dividende für ihre Actionäre diesmal etwas herabgesetzt, aber an eine wirkliche Reform der Bank hat der Staat gar nicht gedacht und neue Verpflichtungen eingegangen, wobei die Bedenken der Actionäre noch dazu in den Zeitungen über die Unzulänglichkeit der Staatshypotheken raisonniren und sich zu dem albernen Vergleich hergeben müssen, wie im privatrechtlichen Verhältnisse ein Gläubiger von dem Pfand, das ihm zu Theil wurde, nöthigenfalls Gebrauch machen und es verwerthen könne, was bei den Pfändern, die der Staat der Bank gebe, nicht der Fall sei!!!

Doch wir wollen von der Art und Weise, wie die Regierung diese bewilligten Anlehen realisirt, schweigen — soll doch bei dem letzten Anlehen von 80 Millionen Gulden sich auch Rußland betheiligen! — und nur über dieses Anleihensystem selbst einige Worte hinzufügen.

Welch ein vergiftendes Schwindelsystem darin liegt, daß ein Staat seine Bedürfnisse unaufhörlich durch Anlehen deckt, ist klar. Der Staat hat nichts und giebt seine testi-

monia paupertatis als Staatsschuldscheine einem Banquier, der selbst wieder nichts hat, z. B. Rothschild zahlt nicht etwa die ganze Summe, sondern rechnet sich im Vorhinein vielleicht 30 Prozente ab, erhält dabei die ganze Summe verzinst, und verkauft die Staatspapiere zu höherem Preis als er dafür gezahlt. Durch solche Schwämme des Staates müssen hauptsächlich die unteren Volksklassen leiden, denn da nun einmal die Zinsen der gemachten Schulden bezahlt werden müssen und der Staat diese nur durch Erhöhung der Steuern einbringen kann, so leiden jene Klassen des Volkes, die gar keinen Nutzen von dem Anlehen ziehen, am meisten durch dasselbe. Du jammerst, armer Mann, über die indirekte Steuer, die jeden Bissen, welchen Du verzehrst, trifft, und bedenkst nicht, daß sie nicht vermindert werden kann, so lange diese Zinsen der Staatsschuld, die du bezahlen mußt, immer mehr anschwellen. Diese Millionen der Staatsschuld muß das Volk bezahlen und dabei muß es arm werden! Da liest das arme Volk von einem jährlichen Deficit von 43 Millionen Gulden und versteht dieses todte, lateinische Wort nicht. In diesem Worte liegt enthalten: Ihr sollt auch im nächsten Jahre hungern. Das Volk schleicht traurig vor den Börsen vorüber, weil es nicht auch Geld zu solchen Geschäften hat, während es doch das Geld und der Schweiß des Volkes ist, mit welchem hier spekulirt wird, und während dem man nur aus seinem Blute Geld zu gewinnen sucht. Nicht für den armen Geschäftsmann allein, welcher darüber jammert, daß sein Fleiß und seine Redlichkeit ihm nicht einen kleinen Credit verschaffen und er nur gegen den größten Wucher Geld aufbringen kann, fließen alle Kapitalien in diesen Schlund; nein, vor diesem Abgrunde stehen Tausende und jammern vergebens. Je mehr der Staat Schulden macht, desto mehr muß der Arme zahlen, und während das Volk am meisten zur Zahlung der Zinsen der öffentlichen Schuld beiträgt, hat der Reiche allein durch seine Spekulationen mit Staatspapieren Vortheil davon, und das Geld wird der produktiven Thätigkeit entzogen. Dabei wird noch dazu alle Sittlichkeit und Solidität des Verkehrs untergraben, der Verkauf der Papiere findet zu einem Course Statt, der wie ein Wetterhahn vom Winde abhängt, und für den wahren Nationalreichthum geschieht gar nichts. Welch eine Pest hier mit Papier zugedeckt wird, das zeigen die Börsen; welches ekelhafte Zurückgehen und Steigen der Course, die nicht etwa mit den Interessen des Volkes Hand in Hand gehen, sondern im Gegentheile, blos das Zittern der Bourgeoisie verrathen, und einen Thermometer der Kapitalien abgeben! Aber freilich ist diese Art, die Bedürfnisse des Staates zu decken, welche aus Metternich's Nachlasse ererbt wurde, die bequemste, und wenn auch für das Interesse des Volkes dabei gar nichts gethan wird, wenn auch das Geld, das aus den Taschen des Volkes herausgesteuert werden muß, nicht etwa für Volkserziehung, die den allergeringsten Ausgabeposten im Budget verursacht, verwendet wird, so können doch dafür dritte Armee-Bataillons errichtet und das Gewicht der Büreaukratie verstärkt werden, und damit ist doch auch Etwas gethan. Dies sind die österreichischen Finanzoperationen des Jahres 1848, auf welche Art der Staat im Jahre 1849 wirthschaften will, und welches Verzeichniß der Ausgaben und Einnahmen er sich gesetzt, wollen wir in der Kritik des Budgets für 1849, die wir in einem der nächsten Hefte zu bringen gedenken, darstellen.

Die österreichischen Finanzquellen für 1849.

Ohne uns vorläufig in eine Kritik dieses Voranschlages einzulassen, geben wir für jetzt nur die Hauptziffern. Eine ausführliche Kritik desselben soll, wie schon angedeutet, in einem der nächsten Hefte der „Wiener Boten" folgen.

I. Direkte Steuern.

1. Grundsteuer.

Böhmen trägt an ordentlicher und außerordentlicher Grundsteuer am meisten; es wird auf beiläufig sechsthalb Millionen (5,533,496) Gulden Grundsteuer angeschlagen, und hat überdies keine Einhebungskosten oder sonstige Ausfälle.

Nach Böhmen bringt Mähren dem Staate die größte Grundsteuer ein, nämlich nach Abzug der Einhebungskosten und anderen Ausfälle (à 52,856 Gulden) die Summe von 3,049,998 Gulden. Die größten Einhebungskosten und sonstigen Ausfälle sind für Oesterreich unter der Enns in Antrag gestellt. Bei diesem kleinen Ländchen fällt an solchen Kosten fast das Doppelte von den Einhebungskosten des Küstenlandes weg. Am wenigsten Grundsteuer bezahlt Salzburg (nämlich nach Abzug der Ausfälle 116,047 Gulden). Der reine Ertrag an Grundsteuer von allen Provinzen (mit Ausschluß Italiens und Ungarns) ist auf 19,556,809 Gulden veranschlagt. Bemerkenswerth ist, daß die Grundsteuer mit einem Ausfalle von 215,000 unter dem Titel: „Für die österreichischen Provinzen, wo das Provisorium besteht," belastet ist. Dieses Provisorium sind wohl die Bajonette, welche somit mehr als die ganze Grundsteuer der Bukowina verschlingen.

2. Häusersteuer.

Am meisten trägt an dieser Steuer Oesterreich unter der Enns (2,094,167 Gulden). Zunächst bezahlen Böhmen (856,646 Gulden) und Galizien (587,344 Gulden) am meisten Häusersteuer. Mit dem Aversum, welches die Stadt Triest laut Patent vom 8. Sept. 1844 an der Stelle der Hauszinssteuer (mit 160,000 Gulden) entrichtet, ist die Häusersteuer aller Provinzen nach Abzug der Einhebungskosten auf 4,928,172 Gulden veranschlagt. Auffallend ist es, daß für Oesterreich unter der Enns die Einhebungskosten auf 102,000 Gulden veranschlagt sind, während die Einhebungskosten für alle andern Provinzen zusammen nur 93,165 Gulden betragen.

3. Erbsteuer.

Oesterreich unter der Enns (mit 25,000 Gulden), Galizien (mit 20,000 Gulden) und Böhmen (mit 15,000 Gulden) angesetzt, sind allein als namhaft zu bezeichnen, und es zeigt sich in diesem Ansatze deutlich, wie unzulänglich in Oesterreich nach dieser Richtung hin die Besteuerung ist, die sich Summa Summarum, nach Abzug der Einhebungskosten, nicht viel über 70,000 Gulden belaufen würde.

4. Personalsteuer.

Dalmatien zahlt nach Abzug der Einhebungsgebühren 11,720 Gulden Personalsteuer, wobei auf die beschlossene Herabsetzung in den Steuerklassen auf die Hälfte, in der Vorlage bereits Rücksicht genommen wurde.

5. Erwerbsteuer.

Die höchste Erwerbsteuer zahlt Oesterreich unter der Enns (mit 875,000 Gulden). Diesem zunächst steht Böhmen, welches mit 490,000 Gulden veranschlagt ist. Die Erwerbsteuer ist nach Abzug der Einhebungskosten mit 2,372,715 Gulden angesetzt.

6. Aversuale der Stadt Triest.

60,000 Gulden.

7. Direkte Steuern des Krakauer Gebietes.

144,634 Gulden.

Es muß erwähnt werden, daß das Krakauer Gebiet an Rauchfangsteuer allein 57,600 Gulden bezahlt, also offenbar die theuersten Schornsteine der Welt aufzuweisen hat.

II. Indirekte Steuern.

1. Allgemeine Verzehrungssteuer.

Diese Steuer ist für Oesterreich unter der Enns auf 5,057,200 Gulden und für Böhmen auf 3,392,000 Gulden angesetzt. Die Totalsumme würde für alle Provinzen nach Abschlag der Ausgaben 14,200,000 betragen.

2. Zoll.

Auch hier sind Oesterreich unter der Enns und Böhmen die ergiebigsten Quellen. Die veranschlagte Gesammtsumme, nach Abschlag der Kosten, beträgt 11,300,000 Gulden.

3. Salz.

Vom Salze zieht der Staat, nach Abzug der Ausgaben, die höchst bedeutend sind, (sie betragen merkwürdiger Weise 2,833,000 Gulden), 12,700,000 Gulden.

4. Tabak.

Das Tabakgefäll trägt nach dem Voranschlag in Böhmen am meisten, und dieser Provinz zunächst in Oesterreich unter der Enns, in Mähren und Schlesien, — und in Galizien. Von 16,794,000 Gulden gehen für die Regie 5,620,000 Gulden ab, so daß nur 11,165,000 verbleiben.

5. Stempel.

Nach Abzug der Ausgaben: 3,970,000 Gulden.

6. Taxen.

Hoftaxen	412,000 Gulden.
Ländertaxen	147,240 „
Summa	559,240 Gulden.

Nach Abzug der Ausgaben: 550,000 Gulden.

Sonderbar genug ist es, daß, nachdem der Reichstag die Adels- und alle Standesbevorzugungen abgeschafft hat, das Ministerium in dem Voranschlag für 1849 auch Taxen

für Verleihung des Adels, so wie auch für Titel und Würden angesetzt hat; in der Voraussetzung, daß ja die Reichstagsbeschlüsse doch nichts mehr und nichts weniger als eine leere Formalität sind.

Auch eine Taxe für Bewilligung von Fideikommissen steht in dem Voranschlage; wir haben es also noch nicht einmal über die Fideikommisse hinaus gebracht. Endlich findet man hier, um den mittelalterlichen Kram zu vervollständigen auch noch Lehentaxen und Taxen in Judensachen. Es scheint also, daß es nicht einmal mit der Emanzipation der Juden Ernst sein soll.

7. Lotto.

Dieses Gefälle, das bekanntlich Demoralisation im Gefolge hat, erfordert so große Regiekosten, daß sich bei einer Einnahme von 7,083,080 Gulden als Rest nur 2,507,500 Gulden ergeben. Es fließt also nicht viel mehr als ein Dritttheil dieses Blutgeldes in den Staatsschatz.

Wie sehr Diejenigen betrogen sind, welche in die Falle des Lottospieles gehen (meist Arme), das zeigen die Ziffern im Voranschlage, wornach die Wahrscheinlichkeit der Gewinnste mit 3,993,420 Gulden, und die Spieleinlagen mit 7,068,000 Gulden angesetzt sind. Der Spieler kauft also eine Wahrscheinlichkeit, die er fast um die Hälfte zu theuer bezahlt hat; selbst nach der gewiß vorsichtigsten Annahme des ministeriellen Voranschlages.

8. Post.

In Kärnthen, Krain und Dalmatien ist die Post für den Staat nicht ein sogenanntes Regal, sondern eine Last, und es stellt sich in diesen Provinzen ein Abgang von beiläufig 36,000 Gulden heraus. Das Postregal ist für alle Provinzen mit 1,208,420 Gulden angesetzt, wobei, wie überhaupt in diesem Voranschlage, Italien und Ungarn nicht in Betracht kommen.

9. Mauthen.

Weg-, Brücken- und Wassermauthen sind nach Abschlag der Ausgaben mit 2,465,318 Gulden angesetzt.

Stellen wir nun diese veranschlagten Einnahmsquellen des Staates zusammen, so ergiebt sich:

Aus direkter Besteuerung:

Grundsteuer	19,341,809	Gulden.
Häusersteuer	4,928,172	"
Erbsteuer	70,155	"
Personalsteuer	11,720	"
Erwerbsteuer	2,372,715	"
Aversuale der Stadt Triest	60,000	"
Direkte Steuern des Krakauer Gebietes	144,634	"
Summa	26,929,205	Gulden.

Aus der indirekten Besteuerung:

Allgemeine Verzehrungssteuer	14,200,000 Gulden.
Zoll	11,330,000 "
Salz	12,700,000 "
Tabak	11,165,000 "
Stempel	3,970,000 "
Taxen	552,000 "
Lotto	2,507,500 "
Post	1,208,420 "
Mauthen	2,465,318 "
	Summa 60,098,238 Gulden.

Aus der direkten Besteuerung . .	26,929,205 Gulden.
Aus der indirekten Besteuerung . .	60,098,238 "
	Gesammtsumme 87,027,443 Gulden.

Aus dem Mißverhältnisse zwischen der direkten und indirekten Besteuerung in Oesterreich kann man entnehmen, wie sehr die Besteuerten durch die Letztere belastet erscheinen, da die Einhebungskosten und Ausfälle natürlich bei den indirekten Steuern verhältnißmäßig viel bedeutender sind, als bei den direkten.

Eigenthümlich und für die Finanzgebarung der österreichischen Regierung höchst bezeichnend ist das Uebereinkommen, welches das Finanz-Ministerium, schon im April des verflossenen Jahres, in Folge der Märzlüftchen, die in das dürre Papierlaub des österreichischen Finanzherbstes hineinwehten, mit der im wahrsten Sinne des Wortes privilegirten österreichischen Nationalbank getroffen hat. Das Finanz-Ministerium stand der Nationalbank gegenüber wie ein verschuldeter derangirter Gutsbesitzer einem „Jud Süß" en miniature. Die Intimität zwischen den österreichischen Finanzen und der privilegirten Nationalbank hat offenbar den höchsten Grad erreicht; sie haben nicht nur mit einander einen Scheffel Salz gegessen, sondern das Finanz-Ministerium hat sogar die Salinen an die Nationalbank verpfändet. Die Verlegenheit war aber auch groß und belief sich fast auf 70 Millionen, welche die Regierung der Bank schuldete. Die Partial-Hypothekar-Anweisungen waren das Resultat der freundschaftlichen Verbindung und es wäre nur zu wünschen, daß in der Verpfändung der Salinen, statt eines Palliativmittels, ein Spezifikum gefunden worden wäre, das den Beweis lieferte, die österreichischen Finanzmänner hätten endlich die Verlegenheiten cum granu salis beurtheilt und beseitigt.

Politische Erläuterungen.

I.

Revolution und organische Entwickelung.

Die Märzbewegung war der Beginn eines Kampfes, der bis jetzt noch nicht zum Abschluß gekommen ist. Nicht weil sie an einer gewissen Gränze zu früh stehen geblieben, wie Viele glauben, ist ihr die Reaktion über den Kopf gewachsen; sondern weil sie eben nicht stehen geblieben und weiter griff, als sich vermöge ihrer nächsten Veranlassung, vermöge ihrer ursprünglichen Natur voraussetzen ließ, weil sie ein Größeres that, als worauf sie vorbereitet war. Die Bewegung mußte über das festgesetzte Ziel hinausdrängen, weil die Führer derselben wahrnahmen, daß sie durch das Erreichte nichts erreicht haben. Sie gelangten zur Ueberzeugung, daß nicht nur das gänzlich Morsche weggeräumt, sondern auch manches Befestigte erschüttert werden mußte. Die Bewegung des März ist weder siegreich noch besiegt, sondern im Kampfe begriffen, und dieser Kampf ist eben die Errungenschaft, nach welcher die Zweifelnden und Kleinmüthigen in ihrer Bestürzung fragen. Der ausgesprochene Kampf ist in diesem Falle Bürgschaft künftigen Sieges, der um so weniger ausbleiben kann, je theuerer er im Voraus bezahlt wird; — die demokratische Partei kann unmöglich den hohen voraus erlegten Preis verfallen lassen.

Das Jahr des Heils 1848 hat den Gewinn gebracht, daß jenes Prinzip, welches, wie der mächtige Donnergott der griechischen Mythe, nur im Verborgenen genährt wurde, mit seinen Blitzen heraustrat. Das Prinzip allein; das nackte arme Prinzip wäre freilich ohnmächtig in der praktisch berechnenden Zeit; aber es knüpfen sich an seinen Erfolg große Vortheile und Interessen, Befriedigung heißer, lebendiger Wünsche, dringender, unabweislicher Forderungen, so daß es mit einer sich vergrößernden anschwellenden Macht aufzutreten vermag; es wurzelt in einem Boden, aus dem es, selbst besiegt, neue Riesenkraft gewinnt. Es ist das Prinzip der *Volkssouveränität*, das sich dem *monarchischen* gegenübergestellt.

Der politische Streit läßt sich nicht dogmatisch ausfechten, wie es die deutschen Professoren meinen; das Dogma bietet keine Garantien und das Königthum brauchte andere Stützen, als veraltete Traditionen und verwitterte Thatsachen, die selbst der Unterstützung bedürfen.

Die Diplomatie, die sich sehr gewandt ihre Schlagwörter erfindet, und sie ihren Dienern in den Mund legt, gefällt sich jetzt mit dem Ruf: „*Wir wollen organische Entwickelung und keine Revolutionen*,“ die Feilen und Beschränkten rufen es nach und glauben in diesem Losungswort die rechte Bezeichnung ihrer Gesinnung gefunden, auf welcher sie den Vorwurf der Rückwirkung nicht haften lassen wollen.

„*Organische Entwickelung und keine Revolutionen*“ ist die Devise, welche die Hoflivreeträger als Leimruthe unter das Volk werfen und Viele bleiben kleben und zappeln an ihr, ohne das haltlose Ding weiter zu untersuchen.

Es giebt keinen schlimmern Vorwurf für die europäischen Regierungen, als in dem Ruf nach „organischer Entwickelung“ enthalten ist.

Die Revolution ist eben nichts Anderes als der naturgemäße Kampf gegen das Hemmniß der organischen Entwickelung, gegen eine organische Stockung.

Jedes Institut, das sich nicht accomodirt, das als ein unbewegliches mitten unter lebendiger Triebkraft stehen bleibt, ohne sich mit ihr zu entwickeln, nach den verschiedenen Forderungen der Verhältnisse zu verändern, erzeugt Revolutionen. So der Katholicismus, das Ritterthum, die sich zu abgeschlossenen unantastbaren Bildungen verknöcherten, — so in der letzten Zeit das Königthum.

In den Märzbewegungen ist die Verurtheilung des Königthums, und ohne daß sie es wissen, die Schwachköpfe, sprechen sie das Verdammungsurtheil mit, indem sie die Märzrevolution anerkennen.

Wenn auch die Wiener Revolution z. B. im März des Kaisers geschont und sich Metternich als Opfer ausersehen, so hat sie doch dem Königthum eine Wunde geschlagen, indem sie ein Geschäft übernommen, das diesem obgelegen, und dadurch bewiesen, daß sie ihm nicht mehr vertrauen könne; nicht zu gedenken der Forderung einer Constitution, in welcher sich die Ueberzeugung des Volkes aussprach, daß das traditionelle Königthum, das starre unbewegliche, zum Geschäfte der Regierung nicht taugt.

Das Königthum wurde verurtheilt, die Repräsentanten desselben begnadigt; das Volk erwartete von dieser Begnadigung Dank und Hingebung; allein statt dessen suchten die Begnadigten alle natürlichen und unnatürlichen Stützen des traditionellen Königthums hervor, und unternehmen den blutigen Kampf für dasselbe, alle ihm aufgezwungene Beigaben in leere Formen umwandelnd, alles feindliche desselben zertretend und vernichtend. Volksvertretung, Preßfreiheit, Vereinsrecht, Organe der öffentlichen Meinung werden aufgehoben oder verstümmelt, und es entsteht, wie es ohne diese Organe einzig möglich ist: die alte absolute Regierung. Dasselbe Königthum, das die Welt in Flammen gesetzt, soll nun Ruhe und Frieden stiften; welcher Glauben! Die Repräsentanten des Königthums können und wollen aus der alten überkommenen Form nicht heraus, regieren aus dieser und ihren Bedürfnissen, anstatt das Regierte und dessen Forderung im Auge zu behalten, und das ist ihr Unglück. Von Munde zu Munde geht der Ruf nach organischer Entwickelung, und gerade dieser Ruf, der im Interesse des Königthums geschieht, weckt die Revolution.

II.

Absolute Regierung und ihre Diplomatie.

Die großen deutschen Gelehrten, die eben sehr viel gelernt und sehr wenig begriffen, wie Herr Dahlmann, weisen bei jeder Gelegenheit auf das englische Stück Papier hin, das man Constitution nennt, und so oft ein den deutschen Volksbedürfnissen und der Vernunft gemäßes Institut entstehen soll, arbeiten sie dagegen und berufen sich auf die auswendig gelernte englische Verfassung, ohne zu beachten oder beachten zu wollen, daß in England das ins Leben getretene Gesetz ein Anderes, als auf dem Papiere, und seine

Garantien nicht in einem zerreißbaren Document, sondern in dem festen unerschütterlichen Willen des Gesammtvolkes bestehen.

Das Königthum in der umfassenden Bedeutung besteht lange nicht mehr in England, und selbst die auf dem Papiere ihm zugestandenen Rechte sind außer Giltigkeit; es wird nicht eigentlich in Erwägung gezogen bei Staatsfragen, weil es ganz natürlich vom Staate und nicht der Staat von ihm abhängig gemacht ist. Seinem Sonderstreben ist der Weg vertreten; und weil es aufgehört hat eine Staatsfrage oder sein eigener Zweck zu sein, ist es weder gefährlich noch gefährdet, und ist eben in geziemender Unterordnung in das Staatsleben hineingewachsen. Nach diesem natürlichen Verhältniß zwischen Volk und Fürsten strebt die deutsche Demokratie. Die Kronen haben es unmöglich gemacht, indem sie das Königthum in seiner abgeschlossenen Form vertreten und jede naturgemäße Umgestaltung als die gänzliche Aufhebung desselben, die mit ihrer Ehre und Würde nicht vereinbar, betrachten, und lieber das gefährliche blutige Spiel spielen, als der Nothwendigkeit nachgeben.

Wenn man für die Belagerungszustände, für die Unterdrückung erlangter Rechte des Volkes, in einseitiger Auffassung Gründe auffindet, die vielleicht einen Schein von Richtigkeit an sich tragen, und so das Urtheil manches beschränkten wirklich Gutgesinnten irre führen, wenn man selbst den dynastischen Prätensionen in den Kammern Ursachen unterzuschieben geneigt wäre, wie das deutsche Reichsparlament zu Frankfurt, Ursachen, die mit dem Staatswohle im innigen Zusammenhange stehen. Wenn man allen Lügen der sogenannten constitutionellen Minister Glauben schenken, die plumpen Ausflüchte gelten lassen, ihre Gewaltthätigkeiten als nothwendig anerkennen, ihre Unverantwortlichkeit unter dem Schutze der Bajonette für Verantwortlichkeit hinnehmen wollte, so genügte ein Blick auf die Diplomatie der zurückgeschleuderten Staaten, um genau zu erkennen, wo und wie sie stehen, um den Stumpfsinnigsten von dem herrschenden Absolutismus zu überzeugen.

In der Diplomatie lassen sich drei Gattungen unterscheiden.

Die eine, die ideelle, lebt nur in dem Gefühle der Völker, sie kommt äußerst selten und dann nur in einzelnen Zügen zur Verwirklichung; sie hat die große Sache der Civilisation und der Humanität, der Freiheit und des Fortschrittes der Völker, die Ehre der eigenen Nation im Auge.

Die zweite richtet ihre ganze Aufmerksamkeit auf das materielle Gedeihen ihres Landes, ohne Rücksicht auf heilige von der Regierung selbst anerkannte Prinzipien; diese opfert Alles dem Vortheil des Staates, welchem sie dient, einem Vortheil, den sie nach Ziffern berechnet. Diese Diplomatie wird in England besonders gehandhabt, die den einen Grundsatz unerschütterlich festhält: „Alles für England", mögen andere Völker, mögen Recht und Menschlichkeit darüber zu Grunde gehen. Als der Viscount Palmerston im Jahre 1831 Polen fast verrätherisch preisgab, geschah es blos deshalb, weil der Engländer einsah, daß ein gutes Einvernehmen mit Rußland seinem Vaterlande nothwendig oder mindestens ersprießlich sei.

Die dritte vertritt lediglich das Prinzip des Absolutismus. Das Gedeihen des Volkes, dem sie dienen soll, wird nicht in Rechnung gebracht, viel weniger die Humanität oder die Ehre der Nation. Sie dient der herrschenden Familie und arbeitet an der Befestigung und Ausdehnung ihrer Macht.

So die österreichische Diplomatie, als sie das von den Unterthanen erpreßte Geld nach Spanien schickte, um daselbst der Tyrannei auf den Thron zu helfen, so die österreichische Diplomatie noch jetzt, da sie den Zaren in den Donaufürstenthümern freundlich gewähren läßt, zum Verderben des Gesammtstaates und nach Westen hin die Waffen trägt, von wo den Völkern weder Barbarei noch die Knute droht.

Eine russische Allianz nach dem März ist der beste Beweis, daß der März von der Krone nicht anerkannt wird.

Beispiele von der dritten Art der Diplomatie finden sich allzumal, und es ist nicht nöthig sie aufzuzählen. Der König Louis Philipp hat sie bis zum höchsten Grade der Schändlichkeit ausgebildet.

Frankreich hat nun nöthig sich dieser Diplomatie vor Allem abzuthun.

So lange die Diplomatie eines Staates nicht volksthümlich, ist es auch nicht seine Verwaltung und Regierung.

III.

Der deutsche Kaiser.

Die Dinge mögen sich wenden wie sie wollen, so zeigt sich die Frankfurter Kammer ihrer Aufgabe nicht gewachsen, ihrer Sendung nicht würdig. Die Spaltung jetzt, wie die Uebereinstimmung früher, gereicht ihr zum Vorwurfe. Die Majorität war einig, als es sich darum handelte den Regierungen überhaupt gefällig und dienlich zu sein. Die Verschiedenheit der dynastischen Interessen theilt sie in Parteien, und wenn die Demokratie mit manchem einzelnen Resultate dieser Parteiung zufrieden zü sein Ursache hat, so kann sich der Publizist doch nicht verhehlen, daß der Boden, auf welchem diese Früchte wachsen, ein verdorbener ist, und daß er im Ganzen nichts Rechtes erzeugen kann.

Der deutsche Kaiser ist von der deutschen Reichsversammlung dekretirt, die Erblichkeit aber zurückgewiesen, weil der pompöse Titel vermöge des vorhergegangenen Beschlusses, daß die Centralgewalt einem deutschen Fürsten anvertraut werden sollte, jedem von den achtunddreißig zu Gute kommen könnte, die Erblichkeit aber blos Hohenzollern begünstigte, da die Volksvertreter in der Paulskirche sich selbst gezwungen haben, diesem Stamme für den Augenblick die gedachte Würde zu übergeben.

Die österreichischen Deputirten stimmten gegen die Erblichkeit; aber nicht etwa, weil sie in klarer Auffassung des Gegenstandes diese in Vereinigung mit einer wirklichen Macht als rechtswidrig, unvernünftig und gefährlich erkannten, sondern um ihrem Monarchen den deutschen Kaiserthron zugänglich zu erhalten. In einer ähnlichen Rücksichtsnahme stimmten die Bayern, die Würtemberger 2c. 2c. gegen die Erblichkeit; die demokratische Linke blieb ihrem Prinzipe treu, und verfuhr in der letzten Zeit, wie bisher, in lauterster Absicht, ohne andere Rücksicht, als auf das Heil des deutschen Volkes.

Daß es keine demokratische Bekehrung des Frankfurter Parlamentes war, durch welche die Verwerfung der Erblichkeit zu Stande kam, beweist der zugestandene Staatsrath, durch welchen die deutsche Centralgewalt mehr oder weniger von den Regierungen abhängig gemacht wird.

Wenn es je etwas Lächerliches gab, so ist es wohl die deutsche Einheit, wie sie von der Majorität des Frankfurter Parlamentes construirt wird. Es ist nicht möglich, daß man die deutsche Zerstückelung deutlicher anerkenne und sanctionire, als es durch diese Majorität geschieht.

Das Parlament hat übrigens erreicht, wonach es gestrebt; es hat sich zur Begünstigung der Regierungen so lange selbst kasteit, bis es den Märtyrertod für die deutschen Königthümer gestorben ist.

Alles dient dem großen mächtigen Geiste, der durch die Welt hinzieht und sie erobert; auch das deutsche Parlament arbeitete für diesen Geist, wenn es auch anders gewollt.

Je weniger Abhilfe der alten Noth, desto energischer, rascher und gründlicher die Umwälzung. Hätte das deutsche Parlament dem deutschen Volksbewußtsein halb genügt, so hätte das Volk vielleicht mit der andern Hälfte seiner Forderungen gewartet, vielleicht lange gewartet; das gänzlich entzogene Recht muß wohl bald zurückgefordert werden.

Das deutsche Parlament ist todt, es ist am Selbstmord gestorben; es ist dies keine bloße Anschuldigung, keine leere deklamatorische Phrase. Wir fragen: was kann das deutsche Parlament thun, wenn der König von Preußen die Kaiserwürde zurückweist? nichts, als sich auflösen und den Regierungen den Platz räumen, zum Glück ersparen die Fürsten ihm die Mühe, und der König von Preußen hat in seinem Rundschreiben vom 23. Januar an die preußischen Gesandten der verschiedenen deutschen Höfe sehr offen seine Willensmeinung dahin ausgesprochen, daß die deutsche Verfassung nur auf der Vereinbarung des Parlamentes mit den verschiedenen Regierungen beruhen könne, und daß also die deutsche Verfassung, wie das deutsche Volk und Reich von achtunddreißig verschiedenen Händen geknetet werden müsse, daß die Bundesgewalt der Fürsten nicht aufgehört habe zu bestehen, der, wie natürlich, von den Volksvertretern fügsam entgegengekommen werden müsse, wenn sie nicht das bereits geschaffene Verfassungswerk in sein Nichts zurückschleudern soll.

Das heißt mit andern Worten: die constituirende Versammlung muß sich Abänderungen an ihren Beschlüssen gefallen lassen, oder sie hört auf zu sein. Es kommen bedeutsame Worte in dem Dokumente vor, das der deutsche Kaiser in spe an die preußischen Bevollmächtigten abgeschickt, und es ist den deutschen Männern jeder politischen Farbe sehr zu empfehlen, daß sie darin lesen und forschen Tag und Nacht, bei ihrem Aufstehen und Niederlegen, damit sie erkennen, wie es mit der deutschen Sache steht, und daß sie endlich ein Mal aufhören, dem absolutistischen Fanatismus Folge zu geben.

Ich will nur eine Stelle, die mir bezeichnend genug dünkt, aus dem genannten Documente hier anführen.

„Zur Zeit des Zusammentritts derselben (der Reichsversammlung) war die begonnene Revision der Bundesverfassung nicht so weit gediehen, daß es den Regierungen möglich gewesen wäre, einen gemeinsamen verabredeten Verfassungsentwurf der Versammlung vorzulegen und vor derselben zu vertreten.“

Der Commentar zu dieser Stelle, so wie der ganzen Note ist unnöthig für Diejenigen, die sie verstehen wollen.

Wie wird Gagern jetzt, dieser Sprache der preußischen Regierung gegenüber, auftreten, Gagern, der sich entschlossen, eher 6,000,000 deutscher Oesterreicher aus dem deutschen Bundesstaate zu stoßen, als die Verfassung durch eine Vereinbarung verletzen zu lassen.

Diese Note ist ein harter Schlag für den Reichsminister, der sich um den Stamm Hohenzollern so verdient gemacht. Wie wird sich bei dem Charakter, den die deutsche Frage jetzt angenommen, ausweichen, umbiegen lassen!

Es wird sich zeigen, ob Gagern Diplomat genug ist, um sich aus dieser Klemme zu ziehen, ohne seiner politischen Einsicht oder seinem politischen Charakter bei der eigenen Partei ein Dementi zu geben.

Die deutsche Demokratie sieht diesen Verwirrungen und Verwickelungen kalt und schweigend zu; denn sie hat diesen Gang der Dinge erwartet, und hat längst aufgehört an die Frankfurter Beschlüsse andere Hoffnungen zu knüpfen, als die eben durch plumpe reaktionäre Bestrebungen geweckt werden.

Die deutsche Demokratie erwartet auch, daß die Volksvertreter in der Paulskirche die decretirten Grundrechte und die Verfassung in Folge diplomatischer Noten modificirt, andere zurücknimmt, und endlich ein mächtiges deutsches Fürstenhaus unterthänigst bittet, daß es die deutsche Kaiserkrone unter beliebigen Bedingungen huldreichst annehme, oder — daß sie aufgelöst und die Verfassung oktroyrt werde.

IV.

Anklagen.

Es giebt keine große heilige Idee, die nicht bei ihrer Verwirklichung von manchem Bodensatz getrübt würde. Sie wird, wenn sie den Weg zur Realität durchmachen muß, von Kräften abhängig, die nicht von derselben Lauterkeit, wie sie selbst. Die niedrigen Triebe und Leidenschaften sind eben mit in Rechnung zu bringen bei jeder menschlichen Einrichtung, und in diesem Umstande liegt das Hinderniß für die Fortentwickelung der Gesellschaft bis zur Vollkommenheit, und aus diesem Umstande ergiebt sich der Grundsatz, daß im Staatsleben auf die Verminderung der niedern, und Vermehrung der edeln menschlichen Leidenschaften hingewirkt werden müsse, und daß die erstern so viel als möglich beschränkt, die letztern so viel als möglich befreit, die erstern zur Dienstbarkeit, die letztern zur Herrschaft werden müssen. Zumeist ist gerade das Gegentheil geschehen, wodurch die gegenwärtigen Bewegungen in Europa hervorgerufen wurden.

Die Kehrseite, die sich an allen menschlichen Institutionen findet, diente von jeher und dient noch zum Anhaltspunkte für die Angriffe auf die Institutionen selbst, wie überwiegend heilsam diese auch sein mögen.

Was werden den republikanischen Bestrebungen für Warnungen und Tadel entgegengesetzt; wie schnell haben die Monarchisten die Republik Venedig bei der Hand, und stellen sie als schreckendes Exempel vor die verblüfften Blicke angeblicher Bürger. Die Tyrannei der Zehn und der drei und ihre Opfer werden aus dem Grabe der Vergangenheit herauf-

beschworen, dann folgen die Bleidächer, die Seufzerbrücke, der verhängnißvolle Löwenrachen, — und so weiter und so weiter —, und doch haben diese gräulichen Uebelstände ihren Grund durchaus nicht in der angetasteten Regierungsform, sondern in der socicllen Gestaltung des Staates. Weil eine mächtige Aristokratie in Venedig ein großes Uebergewicht über das Volk behauptete, mußte allerdings mit der größten Strenge, mit dem größten Mißtrauen darüber gewacht werden, daß sich diese Aristokratie nicht zu einem Königthume aufgipfle, wie es in ihrer natürlichen Neigung und Bestrebung liegt. Die grelle Verkehrtheit, das Unsinnige der Maßregel bestand darin, daß an dem Gipfel gefaßt wurde, was an der Wurzel zu fassen nothwendig gewesen wäre, daß Wege offen und bequem gelassen wurden, die nicht betreten werden sollten. Und für diesen Unverstand ganz besonderer Verhältnisse will man die republikanische Regierungsform, die in die unnatürlichste Verbindung mit ihr feindlichen Elementen gezwängt wurde, machen. Die Feinde der Republik sollten sich nicht auf die Gräuel zu Venedig berufen; sie sollten bedenken, daß die Polizeien von Gottes Gnaden weit mehr Gräuel verübt, als je die 10 Männer in Venedig; nur wütheten Diese in der sogenannten Höhe der Gesellschaft, und machten großes Aufsehen, während Jene mehr nach der Mitte und nach unten wirkte, in den dunkeln Schichten, und die Bleidächer haben am Ende nicht so viel unschuldige Opfer aufgenommen, als der Spielberg und andere ähnliche Orte. In Venedig wüthete die Tyrannei aus Furcht vor der Tyrannei, in monarchischen Staaten wüthet die Tyrannei aus Furcht vor der Freiheit. Statt aus der Geschichte Venedigs die Lehre zu ziehen, daß die republikanische Regierungsform allein ohne weitere Bedingungen nicht hinreicht, Freiheit und Recht zu verbürgen, und daß die gesellschaftlichen Zustände und ihr Zusammenhang mit der Regierungsgewalt den Ausschlag geben, daß also mehr noth thut, als eine freie Regierungsform, um das Glück der Staatsbürger zu begründen, machen die armseligen Sklaven den Schluß umgekehrt, gehen rückwärts, und erklären, weil das „Mehr“ noch nicht hinreicht, das „Weniger“ für nothwendig. Es ist gerade so, als wollte man behaupten, daß die Ehe, weil sich in ihr Heiligthum unreine Elemente mischen, aufgehoben werden müsse, anstatt ganz natürlich die Nothwendigkeit festzustellen, daß mit der förmlichen Verbindung auch eine wesentliche geistige vereinigt sei. — — —

Wir kommen jetzt auf die Preßfreiheit zu sprechen, welche ihrer Natur nach die beste Aushilfe für die Regierung, die eigentlichste Verbündete derselben sein müßte, und statt dessen, Gegenstand des Hasses, der Verfolgung, der Unterdrückung ist und war. Die Schuld liegt wahrlich nicht an der Presse, sondern an den Vertretern der Regierung. Wir unterscheiden zweierlei Regierungen, eine, die nach ihrer Bestimmung, gleichviel ob sie das mißverstandene oder klar erkannte, Wohl des zu regierenden Staates im Auge behält, und eine andere, die gar nichts im Auge behält, sondern nach Willkür, Laune, physischem Zwange, oder sonstigen zufälligen Eingebungen ihre Macht übt, die da besteht, weil sie eben besteht, die sich selbst Zweck und Mittel ist; es ist die absolute, die wahnsinnigste, erniedrigendste Einsetzung durch den menschlichen Geist, das unverlöschbare Zeugniß, bis zu welchem Grade Wahrheit und Vernunft unterdrückt werden können. Mit dieser ist, wie natürlich Alles, was frei ist, mithin auch das freie Wort unverträglich; sie kann keinen Gedanken gelten lassen, weil der erste Gedanke sie selbst antastet und untergräbt. Von

dieser kann auch hier nicht die Rede sein, obgleich sie noch immer, nach den Erschütterungen, die sie erfahren, um ihre Existenz blutig kämpft.

Eine naturgemäße Regierung, d. h. eine solche, die den eigentlichen Regierungszweck im Auge behält, gestattet nicht nur die Freiheit der Presse; sondern sie bedarf ihrer, sie bedarf der öffentlichen Meinung, welche sich in der Presse bildet und kund giebt.

Kaiser Joseph, der absolute Monarch, gewährte Freiheit der Presse, weil er nicht blos herrschen, sondern auch regieren, weil er die Uebelstände nicht verdeckt, verheimlicht, sondern ihnen abgeholfen wissen wollte. Kaiser Joseph wollte Alles sehen, um Alles zu reguliren; er horchte überall hin, aber nicht wie der Kaiser Franz, um jede selbstständige Aeußerung zu bestrafen, sondern um sie zu benützen; es hing das Zugeständniß der freien Presse mit den Incognitowanderungen des edeln Fürsten zusammen.

Hätten sich die Uebelstände unter Metternich's Regime so anhäufen und der österreichische Staat so ins Verderben stürzen können, wie es geschehen, wenn die Presse frei gewesen wäre? Gewiß nicht.

Allein eine Regierung, die neben der freien Presse bestehen will, muß nicht nur die Absicht, sondern auch die Fähigkeit haben, den Staat wirklich zu regieren, und unseren Staatsmännern fehlt Beides. Was soll Stadion mit der freien Presse anfangen, da er den Forderungen, die sich durch dieselbe aussprechen, weder genügen kann noch will, da ihm weder derselbe unbefangene Blick, um das Nothwendige zu erkennen, eigen, noch auch die organisirende Kraft ins Leben zu [illegible]fen, was sich als fremdartig dem alten Staate kund giebt, wie unerläßlich es auch sein mag. Es bleibt nichts Anderes übrig, als die Presse durch Bajonette zu unterdrücken. Was aber sagen die Vorfechter der Lüge und der Knechtschaft gegen die freie Presse! Sie sprechen von dem Mißbrauch derselben, nicht etwa von dem ärgsten Mißbrauch, wenn sie blos der Tyrannei zu dienen hat, oder in den Händen besoldeter Beamten einer dienstfertigen Polizei sich windet und verkümmert; nein, sie sprechen von dem Mißbrauch, den eine oder die andere Partei, ein oder der andere Schriftsteller mit ihr treibt.

Sie wollen es übersehen, daß bei der freien Presse Niemand wehrlos, wie bei beschränkter, daß gegen die Verläumdung und Beschimpfung die Gesetze wirksam zu machen sind, und daß gerade die Sicherheit der Ehre, die Freiheit, das Recht des einzelnen Staatsbürgers durch die freie Presse gewährleistet ist, und daß gegen den Uebergriff der Presse die freie Presse selbst das beste Mittel. So wie das Wort frei, trägt die Wahrheit immer den Sieg davon, darum erbebt das Unrecht und die Unzulänglichkeit vor diesem ätzenden Prüfstein. Die untaugliche Regierung hat Recht, die Presse zu unterdrücken; einer guten wirklichen Regierung ist die freie Presse ein unerläßliches Bedürfniß, der erforderliche Kompaß, das Staatsschiff richtig zu lenken.

„Ein Tag in der Paulskirche" bei Gasbeleuchtung.

Motto: Amicus Fridericus Hart, sed magis amica Veritas.

Zu deutsch: „Einer jener Winkelliteraten, von welchen Viele die Presse in Verruf gebracht haben, durch niedrige Verkäuflichkeit, und freches Absprechen über Alles, was sie nicht verstehen."

Friedrich Hart: „Ein Tag in der Paulskirche." Leipzig 1848, I. Heft, S. 20.

Ein Herr Friedrich Hart betrachtete eines Tages die „heiligen Räume" der Paulskirche „im Dämmerlichte." Er zeichnete des anderen Tages „Skizzen und Portraits aus dem Reichstag zu Frankfurt am Main," aufgenommen im Dämmerlichte. Und er kam später wieder an einem trüben Novembertage, machte wieder Studien im Dämmerlichte der reformirten Kirche, und zeichnete ein zweites Heft „Skizzen und Portraits." Es war sehr unsauberes Wetter im November, Herr Friedrich Hart ließ seine Mappe in den Straßenkoth fallen, und ich entdeckte bei dem ersten Aufstrahlen des Gaslichtes in der Paulskirche die vielen schmutzigen Kothflecken, mit denen die „Skizzen und Portraits" bespritzt erschienen. Es war eine unsaubere Arbeit, die netten Bilderchen zu reinigen, und es ist nicht meine Schuld, wenn es mir nicht gelang, alle Flecken zu beseitigen.

Herr Friedrich Hart wird nicht müde, in seinem Pamphlete: „Ein Tag in der Paulskirche," die ehrenwerthesten Männer in den Koth seines hungrigen Literatenthums herabzuziehen. Ein gall- und giftgeschwollenes Männlein tritt uns in dem pseudonymen Verfasser Friedrich Hart entgegen, ein hausirender Literat, der von Haus zu Haus, von Stadt zu Stadt herumwandert, um einen Stoff für seine elende Büchermacherei zu erhaschen. Da ist kein Mittel zu schlecht, das nicht angewendet, kein Vertrauen zu gut, das nicht mißbraucht würde. Wo man früher in hündischer Demuth herumkroch, wo man in erheuchelter Gesinnung Zutritt fand, da speit man später das unreine Gift des Neides und Hasses aus, um damit einige Groschen als Judasgeld zu verdienen. Wir haben uns Mühe gegeben, zu erforschen, wer eigentlich die wirkliche Persönlichkeit des Strohmannes Friedrich Hart sei, und wir haben des Pudels Kern entdeckt. Wir könnten aus guten, bewährten Quellen von Herrn Friedrich Hart Dinge erzählen, die seinen Charakter eben nicht in ein zu glänzendes Licht stellen würden. Wir unterlassen es, um nicht auch andere Personen zu compromittiren, die während des Verfassers Aufenthalt zu M...z mit ihm in Berührung kamen.

Herr Friedrich Hart erfreut sich einer virtuosen Zudringlichkeit, und die Widmung des ersten Heftes seines Pamphletes: „An Johanna und Auguste," ist das Resultat dieser Eigenschaft des Verfassers. Wir kennen zufällig die beiden in der That „lieben Mädchen," und haben es aus ihrem eigenen Munde gehört, daß Herr Friedrich Hart seine Freundschaft und seine Dedication höchst einseitig auf den Büchermarkt brachte. Dabei ist wenigstens noch die Schonung und Zartheit zu bewundern, daß Herr Friedrich Hart den Familiennamen seiner lieben Freundinnen durch seine Widmung nicht öffentlich prostituirte. Vielleicht ist es wohl gar nur diese Rücksicht, welche Herrn F. H. in einer leisen Anmahnung von Selbstbekenntniß bewog, unter dem falschen Namen Friedrich Hart mit seinem „Sudelwerke" vor die Oeffentlichkeit zu treten.

Von Wahrheitstrieb, von Begeisterung und anderen edleren Motiven ist bei einem Literaten, wie Friedrich Hart, keine Rede. Solche Individuen treiben die Schriftstellerei nicht aus Liebe, sondern in Prostitution, und der „kecke Griff" und der „Uebermuth" ist es, mit welchem sie nach des Verfassers eigenem Geständnisse, ihren Stoff erhaschen. Nur erschöpft die Keckheit und der Uebermuth nicht die ganze Methode; diese steigert sich zur Frechheit, und wir rathen dem Verfasser, bei den Widmungsworten des dritten Heftes in seiner Selbstbeurtheilung nicht gar so bescheiden zu sein.

Fähigkeit der Erkenntniß, und der Wille, die Wahrheit und Nichts als die Wahrheit zu sagen, sind von Alters her die Grundbedingungen der Geschichtschreibung. Natürlich, daß der Verfasser es für nöthig hält, auf die vorzügliche Vereinigung dieser beiden Eigenschaften in seiner Person in dem einleitenden Vorworte bescheiden hinzuweisen.

Der Verfasser sieht in seinem „Geiste" den „Brennpunkt" der Wahrheit. Das ist allerdings richtig; der Geist des Verfassers verbrennt die Wahrheit, und es bleibt oft Nichts übrig, als der schmutzige Aschenhaufe der Verleumdung und Lüge. Man sollte glauben, der Verfasser sei eben ganz zufällig am 31. Juli 1848 in die Paulskirche gekommen, und habe nun da als „geistiger Brennpunkt" in einer einzigen Sitzung das ganze Bild des Parlamentes in sich concentrirt. Man würde es dann begreiflich finden, wie der Verfasser so viel „Neues und Interessantes," dagegen um so weniger Altes und Wahres zu bieten vermochte. Aber nein, der Verfasser wählte die uninteressante Sitzung vom 31. Juli 1848 gerade deshalb, weil sie uninteressant war, und er dies natürlich schon vorher wußte. Und doch spricht der Verfasser auch von andern Sitzungen, in denen er das „feine Lächeln des Herrn von Vincke und Robert Blums pfiffiges Augenschließen" beobachtet und gedeutet haben will. Es klingt sehr schön, wenn wir bei dem Verfasser lesen: „Festen Standpunkt kann zu allen Zeiten nur gewinnen, was in sich wahr und rein ist." Aber wer denkt hierbei nicht gleich an den literarischen Vagabunden, der den festen Standpunkt der Wahrheit und Freiheit wie der ewige Jude vergebens sucht? In solchem literarischen Schmutze wird der Brennpunkt des Geistes zur garstigen Pfütze, in der man selbst das treue Bild der Wahrheit nicht schauen mag, geschweige denn den aufgewühlten Unrath der häßlichen Individualität.

Daß sich der Verfasser „jedes Parteistandpunktes geflissentlich entäußert hat," glauben wir ihm in mercantiler, nicht aber auch in literarischer Hinsicht. Es scheint des Verfassers Art zu sein, Alles zu entäußern und zu „veräußern," wofür sich nur irgend ein Käufer findet, und es ist daher höchst wahrscheinlich, daß er auf diese Weise seinen frühern Parteistandpunkt an den Meistbietenden veräußerte, und sich als literarischer Bandit verdingte. Wer aber mit der Wahrheit ein so frevelhaftes Spiel treibt, wie der Verfasser in seiner Schilderung der „äußersten Linken im grünen Baume," der glaube nicht, daß die „Treue und Wahrheit" seines Bildes Jemand „in Erstaunen setze," wie dies der Verfasser von seinen „farbigen Daguerreotypen" sehr bescheiden als ausgemacht annimmt.

Wir wollen es dem Verfasser nicht als Verleumdung und Vater Jahn nicht als Verbrechen anrechnen, daß von diesem erzählt wird, er trage schmutzige Turnhosen, und sei am 31. Juli 1848 in die Conditorei nahe der Paulskirche gegangen. Nur finden wir daran weder etwas „Interessantes," noch irgend einen Beitrag „zur kostbaren Dechiffrirkunst der Menschen." Doch der Verfasser füllte damit eine volle Seite, und das mag allerdings ein interessanter Beitrag zur „kostbaren Dechiffrirkunst" seines Honorars sein.

Was der Verfasser von Gagern sagt, ist nicht ganz unrichtig; doch scheint uns auch hier wieder, daß der Verfasser seine Studien nicht eben am 31. Juli 1848 zum ersten Male gemacht habe. Schildert er doch die Parteilichkeit Gagerns gegen Ruge in der Polenfrage so, als ob er selbst dabei gewesen wäre, d. h. der Verfasser affektirt mindestens einen Schnellblick, den er nicht besitzt. Und während wir, in der gespannten Erwartung origineller Betrachtungen des Verfassers selbst, die Lektüre seines Geplauders fortsetzen, erzählt er uns nur vom Hörensagen und schwatzt nur noch Galleriegesprächen nach, daß Gagern „nicht Fisch noch Fleisch," und daß Wernher von Nierstein „ein flacher Achselträger" sei. Wo ist hier die „individuelle Auffassung" des Verfassers, die uns (S. 8) versprochen wurde? Ist es gewissenhaft, nur so obenhin einem Manne flache Achselträgerei zur Last zu legen? Darin liegt höchstens ein Polizeitalent der Denunciation, das auch sonst an dem Verfasser sehr bedeutend hervortritt.

Wir übergehen die Zeichnungen, welche der Verfasser von Soiron und Biedermann entwirft, und die Seitenhiebe, welche auf Gervinus geführt werden. Wir grollen dem witzigen Pamphletisten nicht, wenn er übertreibt; wir wollen nur die witzlose Gemeinheit und Bosheit, die unlautere Scandalsucht zurechtweisen. Oder ist es etwa auch geistreiche Satyre und eleganter Styl, wenn der Verfasser (S. 20) einen Journalisten mit folgenden Worten zeichnet: „Ein zwerghaft kleiner, ekelhaft fetter Jude, eine Gestalt mit geschorenem Kopf, auf dem jedes Haar eigensinnig in anderer Richtung wächst, welche an eine Knackwurst erinnert, deren eines Ende mit Schimmel bewachsen ist." Soll das die „geistreiche" Johanna, die „liebenswürdige" Auguste erquicken? Was sollen die „lieben Mädchen" hier „zwischen den Zeilen lesen," wie ihnen der Verfasser zumuthet? Ist dies etwa einer der Sätze, die er „aus ihren glänzenden Augen abgeschrieben;" wie die Widmung so

zart besagt? Wenn dagegen der Verfasser in der Schilderung jenes Journalisten nicht ohne Brodneid so fortfährt: „einer jener Winkelliteraten, von welchen Viele die Presse in Verruf gebracht haben durch niedrige Verkäuflichkeit, schamloses Ausbeuten der Künstler und freches Absprechen über Alles, was sie nicht verstehen, — so schien mir diese Charakteristik so sehr dem Innersten des Verfassers selbst entnommen, daß ich den festen selbstbewußten Standpunkt der Wahrheit in dieser Beziehung nicht verkennen konnte. Ich glaubte auch deshalb für das Motto des Verfassers: „Amicus Plato, sed magis amica Veritas“ keine bessere Uebersetzung zu finden, als jene eigenen Worte des Verfassers, die ich daher meiner Schrift als Gegenmotto vorsetzte.

Sehr treffend ruft der Verfasser (S. 21) aus: „Wie sehr fehlt unsern Carricaturen überhaupt der französische Esprit oder die englische beißende Schärfe.“ Aber, Herr Friedrich Hart, sie fehlen nicht blos unsern Carricaturen; dieser Esprit und diese Schärfe fehlen auch denen, welche die Carricaturen zeichnen. Der Esprit tändelt, spielt, geißelt und schreibt doch nicht mit plumper Keilschrift, wie Herr Friedrich Hart; die Schärfe ätzt, zersetzt, aber sie besudelt nicht. Plumpe Uebertreibung ist nicht Esprit; Gemeinheit und Derbheit sind nicht Schärfe. Doch soll damit nicht gesagt sein, daß Herr von Boddien als Carricaturenzeichner mehr Werth habe als Sie. Wohl aber möchte ich Ihnen als Pamphletisten dieselben Worte zurufen, mit denen Sie Herrn von Boddien apostrophiren: „Das ist aber ein schlechtes, ein unwürdiges Mittel, Herr Friedrich Hart, seine Gegner zu bekämpfen. Wenn Sie dieselben lächerlich machen und (muß ich bei Ihnen hinzusetzen, — begeifern und verleumden) wollen, so versuchen Sie es nicht hinterrücks durch Ihre Sudelbilder mit lahmem Witz, sondern treten Sie ihnen auf dem Titelblatte Mann dem Mann gegenüber, wenn Sie es wagen! Sie wagen es aber nicht, denn Sie sind nicht einmal so ritterlich, wie Herr von Boddien!“ Merkwürdig ist es, daß der Verfasser in dem ersten Hefte seiner Schrift von den Mitgliedern der Linken, von den „Republikanern“ sehr günstig spricht, daß er bei ihnen fast „sämmtliche Talente und Genialitäten“ der Versammlung, klare, feste Ueberzeugung und (incredibile dictu) sogar mehr Würde und Anstand findet, als auf der Rechten. Dies hat sich freilich seit dem Erscheinen des ersten Heftes und seit der Beschreibung des „grünen Baumes“ in den Grenzboten, auf unbegreifliche Weise verändert. Im zweiten Hefte nennt der Verfasser „tölpische“ und „verworrene“ Köpfe, deren Einfälle im ersten noch als „verständig“ und sogar „geistreich“ ausgegeben wurden.

Indem der Verfasser auf den Abgeordneten Bally zu sprechen kommt, theilt er uns wieder von seinem Standpunkte der Wahrheit, statt einer Skizze aus der Paulskirche, eine Geschichte aus Kiel mit. Dort will, was wahrscheinlich ein Witz sein soll, der Verfasser den Namen Bally immer mit Ballhorn verwechselt haben. Aber weit mehr als dieser Witz überraschte uns, was der Verfasser nach der Erzählung eines schlesischen Nachbarn des Herrn Bally von dem Verhältnisse dieses Letztern zu seinen weiblichen Dienstboten (S. 24) mittheilt. Wir würden die betreffende Stelle hier wiedergeben, wenn wir nicht befürchteten, eine Indiscretion durch die Verbreitung piquanter Thatsachen zu begehen, die Herr Friedrich Hart sicher nur für die Lektüre seiner

lieben Freundinnen berechnete, welche, wenn irgendwo, hier wenigstens keiner großen Anstrengung bedürfen möchten, um zwischen den Zeilen zu lesen, was scandalös und klar genug in den Zeilen selbst steht.

Der Verfasser ist nun schon einmal im Zuge, und so wird denn auch von dem Abgeordneten von Linde, statt einer persönlichen parlamentarischen Skizze, eine Familiengeschichte erzählt, für deren Wahrheit wenigstens die Quellenforschung und Methode des Verfassers treue Bürgschaft gewährt. Doch ich will dies dem Verfasser gerne verzeihen, weil es wirklich köstlich ist, wenn er die Kalmückenphysiognomie Laube's ein Apolloantlitz nennt, und weil mich auch die malitiöse Zeichnung Dahlmann's herzlich lachen machte. Daß übrigens der Verfasser an Vincke nochmals „ein feines Lächeln" bewundert, darüber will ich nicht rechten. Er hat nun einmal von Feinheit ganz eigenthümliche Begriffe, die ich ihm nicht nehmen möchte.

Der Verfasser schleudert seinen genialen Blick auf die Linke, er bleibt zunächst auf Moriz Hartmann und Robert Blum haften. Der Verfasser zollt hier der treffenden Zeichnung Blum's durch Ludwig Kalisch vielen Beifall. Ja, Ludwig Kalisch versteht zu zeichnen, sehr scharf, schneidend scharf, vielleicht selbst den Herrn Friedrich Hart. Daß Letzterer sich vor vielen Jahren zu den Freunden Ruge's zählen durfte, mag wahr sein. Jetzt dürfte er es gewiß nicht; denn die „treuherzigen ehrlichen blauen Augen" Ruge's haben in der Freundschaft immerhin einige Politik, und durchschauen, wen sie vor sich haben. Darüber jedoch mag sich Herr Friedrich Hart trösten, daß er Ruge'n gegen seine zahlreichen Feinde „heute" nicht mehr zu vertheidigen vermag. Gott beschütze Ruge vor solchen Freunden, wie Herr Friedrich Hart; vor seinen Feinden wird sich Ruge schon selbst bewahren.

Wahrheit, nichts als Wahrheit ist der Wahlspruch des Herrn Friedrich Hart. Darum ist der ziemlich große breitschulterige Wesendonck im ersten Hefte des Herrn Hart ein „kleines, schmales, feines, dünnes, zephyrschlankes Männchen," derselbe Wesendonck, der im grünen Baume als alter, derber, bärtiger Studioses geschildert wird. Im ersten Hefte „ficht Wesendonck mit dem Aermchen in der Luft herum," im „grünen Baume" köpft er mit roher Faust die Flaschen. Wem soll man glauben, dem Friedrich Hart in der Paulskirche, oder dem Friedrich Hart, der sich sehr kriechend und demüthig von einem Mitgliede der äußersten Linken in den „grünen Baum" einführen ließ, um dort polizeiliche Studien zu machen? Im Zweifel wird es gut sein, weder jenem, noch diesem Glauben zu schenken; beide lügen nach dem Sprüchworte wie gedruckt.

Was plaudert Herr Friedrich Hart nicht Alles von Zitz? Herr Friedrich Hart kann es nun einmal nicht lassen, statt von den Abgeordneten, lieber von ihren Frauen zu sprechen, und er wurde deshalb auch bereits von Frau Kathinka Zitz als ein Lügner und Verleumder auf seinen literarischen Mund geklopft. Wir glauben uns daher ganz einfach auf die Erklärung der Frau Kathinka Zitz im Frankfurter Journal berufen zu können, um auch hier das Vorwort unserer Schrift zu rechtfertigen.

Bei der Zeichnung Vogts hält Herr Hart sein Versprechen, er bringt Neues und Interessantes, natürlich nach seiner Meinung Interessantes. Für Herrn Hart mögen die „Prügel der Haslithaler" allerdings sehr interessant sein, und sie

könnten gerade ihm bei einem wiederholten Besuche der Schweiz aus der üppigsten Berner Gastfreundschaft erblühen. Daß aber in Vogt zu viel Romantik stecke, das war uns wirklich ganz neu. Wir glauben der Scharfsichtigkeit des genialen Verfassers, wenn er von Vogts Schriften sagt, daß „in seinen ernsthaftesten trockensten Abhandlungen unter dem täuschenden Löwenfell des Gelehrten immer und immer der Esel der Romantik hervorguckt." Große Geister begegnen sich. Bei Herrn Hart fehlt nur das Löwenfell und die Romantik. Aber was geht Vogts „wunderschöne Schwester auf Trinidad" den Verfasser und die Paulskirche an? Gerade soviel wie Wesendonck's Frau, oder Kathinka Zitz, oder Frau Judho u. s. w. Aber der Verfasser muß nun einmal die Frauen der Abgeordneten besprechen — und besprechen heißt bei ihm beschmutzen. Er ist eine literarische Boa, die ihre Opfer besudelt.

Ludwig Simon von Trier ist dem Verfasser im ersten Hefte eine „edle Persönlichkeit," die im zweiten Hefte in den wüsten Orgien des „grünen Baumes" untergeht. Dieser Ueber- und Untergang ist wenigstens poetisch. Aber die Poesie spielt dem Verfasser manchen Streich auf Kosten der Wahrheit, sie verkleinert das Große und vergrößert das Kleine. So z. B. sieht der Verfasser in Schmerling einen „sehr feinen kleinen Mann," da Schmerling doch die volle Höhe eines österreichischen Grenadiers hat. Daß der Verfasser bei der Behandlung Lichnowsky's, Heine's „Atta Troll" plündert, und sich dann sogleich wieder auf das Gebiet der Chronique scandaleuse wirft, wird Niemand Wunder nehmen. Nur neu und interessant! Selbst Herrn von Radowitz kann der Verfasser nicht zeichnen, ohne ihn der Corruption der Journalistik zu verdächtigen. Aber der geistvolle und schlaue Radowitz, der für Herrn Bally nur „vernichtende Blicke geistiger Superiorität" hat, weiß seine Verbindungen mit der Journalistik gewiß feiner einzuleiten, als uns Herr Hart glauben machen will. Indessen ist Herr Hart nun einmal, wie er selbst von sich sagt, der aufmerksame Beobachter, der da tausend Farbenringe erblickt, wo der oberflächlich Beschauende nur ein verschwimmendes Grau sieht; diese tausend schillernden Farbenringe sind das „neue Licht," in welchem der Verfasser seinen Lesern die Beobachtungen in der Paulskirche vorführt. Leider erklärt die Optik die Farbenringe als das Täuschende, und ihr Hauptbestreben ist es, die optischen Instrumente unabhängig von der Zerstreuung des Lichtes und der künstlichen Farbenbrechung darzustellen. Doch Herr Hart scheint nicht aus dem Stoffe zu sein, der sich zu verläßlichen Instrumenten der Beobachtung eignet.

Mit „heiterm Uebermuthe" greift der Verfasser nach Papier und Tinte, um mit „spielendem Griffel" das zweite Heft seines Pamphletes zu schreiben. Das darf jedoch nicht ohne eine Widmung an eine andere „liebe Freundin" geschehen. Der liebenswürdige Verfasser wird hier selbstgefällig, pathetisch, sentimental. Er spricht von den „guten Stunden," die nun seltener geworden, er erwähnt des ersten Heftes seines großen Werkes und der „Geschichte seines Werdens," und beklagt bitter, der „Ball des Schicksals" gewesen zu sein. Armer Friedrich! Welch' schöne Seele haucht uns so wohlthuend aus deinen Zeilen an! — Der Verfasser schrieb das zweite Heft „zum Beweis, daß er sich selber treu geblieben." Nicht blos seine „liebe Freundinnen," auch wir,

alle Leser erkennen dies an. „Sich selber“ ist Herr Fr. Hart „treu geblieben“ — nur gegen Andere ist er perfid.

Der Verfasser erzählt uns zuerst, wie er sich einen Platz, der ihm nicht gebührte, auf der Journalistenbank der reformirten Kirche erlistete. Wir bewundern die gewandte Zudringlichkeit, und erlauben uns von dieser kleinen bescheidenen Leistung in diesem Fache auf größere virtuose Erfolge des Verfassers auf diesem Gebiete zu schließen. Der erste Geißelhieb gilt den „Frauen und Mädchen der alten Reichsstadt Frankfurt,“ welche durch den „bekannten Fluch“ ihrer physischen Verkommenheit „abgethan“ werden. Gleich darauf wirft der schelmische Verfasser den Frauen der Abgeordneten einige niedliche Neckereien hin, und schlüpft sofort auf seinen eigenthümlichen Boden; die chronique scandaleuse wird mit einigen piquanten Anspielungen auf die Liebhaber der Gräfin Bergen und Frau von Bethman vermehrt. Der Verfasser kann nicht ohne fremde Frauen leben, und sein Zorn gegen einzelne Abgeordnete scheint in dem Maße zu steigen, als diese Männer schöner Frauen, oder Günstlinge der Mädchen sind. Der Verfasser wird in solchen Fällen blind vor Wuth und schlägt ganz toll um sich her. Wir werden darauf zurückkommen.

Nachdem der Verfasser Einiges über Gagern und Simson bemerkt, behandelt er Riesser mit dem größten Aufwande geistvollen Styls. Riesser wird mit einem „Buschmanne“ verglichen und ihm in einer Menagerie ein Platz angewiesen. Von seinem dicken Halse, walzenförmigen Rumpfe, von dem Fett und von der Laune in seinem Gesichte, von der zitternden Gallerte im stattlichen Doppelkinn u. s. w. spricht der Verfasser mit einem fast gastronomischen Accente. Dabei unterläßt er nicht, einen aristocratisch-coquettirenden Rückblick auf die geistreiche Gesellschaft zu werfen, zu welcher er selbst vor Jahren bei Riesser in Hamburg zählte. „Noris nos!“ meint der Verfasser wie der Schwätzer bei Horaz. Wer mit der crême der Literatur umgeht, in dessen Feder fließt gewiß blaue Tinte.

Endlich läßt der Verfasser die Sitzung des 14. Nov. 1848 beginnen, und weil nun an diesem Tage der Oesterreicher Carl Giskra es sich herausnahm, ohne Erlaubniß des Verfassers zu interpelliren, so ist Giskra sofort „der Interpellant par excellence, der Interpellant ex professo, der unvermeidliche Interpellant.“ Nichts will Herrn Friedrich Hart an Giskra gefallen. Hinter den Doktorstitel Giskra's setzt der Verfasser ein Fragezeichen. Warum? Weil Giskra interpellirte. Ein Oesterreicher zu sein, ist dem Verfasser überhaupt ein Verbrechen; ein Oesterreicher ist nach dem Verfasser stets ein verworrener Kopf, und wenn er gar zu interpelliren wagt, ein unmündiger Politiker. Also ist auch Giskra's „politische Bildung nicht weit her, in seinem Kopfe sieht es confus aus,“ Giskra spricht nach dem Verfasser nichts als „Worte, Worte, Worte,“ und ist „langweilig, sehr langweilig.“ Das muß wahr sein, wenn auch Alle, die Giskra hörten, eine andere Meinung hätten; denn der Verfasser will es so. Aber eher möchten wir dem Verfasser zugeben, daß Giskra jetzt noch kein großer politischer Redner sei, als daß wir ihm beipflichteten, wenn er Giskra's Gesicht vorzugsweise als „ehrlich“ bezeichnet. In diesem Punkte ist Giskra's „jugendliches“ und „hellblondes“ Antlitz ganz indifferent.“

Der Verfasser spricht gleich darauf von Dr. Jucho, d. i. von seiner Frau, und weiß hier nichts Anderes vorzubringen, als was ihm eine allgemein bekannte Carricatur

in die Feder diktirte. Das sind die originellen, neuen und interessanten Beobachtungen des geistreichen Herrn Friedrich Hart.

Dagegen debattirt der Verfasser sogleich auf dem Gebiete der hohen Politik. Es verbreitet sich die Nachricht von Blum's Hinrichtung in Wien; dies giebt dem Verfasser Gelegenheit, seine „felsenfeste Ueberzeugung“ von der Oktoberrevolution in Wien auszusprechen. „Die Oktoberrevolution in Wien,“ so erschallt es vom erhabenen Dreifuß, „ist nicht durch die Reaktion und die Kamarilla, sie ist durch ungarisches Geld und heißblutigen Leichtsinn hervorgerufen worden; — es fehlte ihr die äußere Berechtigung, die innere Nothwendigkeit!“ Wie „einfach groß, wie unwiderstehlich“ lapidar! Die Kamarilla in Oesterreich — eine Fabel; Reaktion — ein Mythos. Aber ungarisches Geld — eine klingende handgreifliche Wahrheit. Der Verfasser mit seinem polizeilichen Spionirtalente muß das wissen, wer wagt es zu widersprechen?

Gleich darauf versucht sich der Verfasser an Erzherzog Johann in der fürstlichen Idylle. Ausgezeichnet! Siegt das alte System in Oesterreich, wird sich wohl auch für Fr. Hart ein Plätzchen der Ruhe finden, nachdem er so lange „der Ball des Schicksals“ gewesen.

Daß der Verfasser mit der Wahrheit nicht besser umgehe, als mit anderen Damen, dürfte wohl allen Lesern klar sein. Im Munde des Verfassers könnte die Wahrheit in schlechten Ruf kommen, sie meidet wohl deshalb seinen Umgang. Die Lüge ist dem Verfasser eine sittliche Nothwendigkeit, er erhebt sie zur allgemeinen Maxime des Handelns. Die Redner der Paulskirche sind nichts als Lügner; sie schreiben andere Reden, als die sie gesprochen haben, indem sie die stenographischen Berichte bei der Revision umarbeiten (S. 29). Die Wahrheit ist also nur bei Herrn Hart zu finden. Wenn Herr Hart sagt: Giskra, Wiesner, Berger sind verworrene Köpfe, politisch-unreife Oesterreicher, so retten sie ihre Reden in den stenographischen Berichten nicht. Denn diese sind verfälscht, vielleicht rühren sie gar von Herrn Hart her.

Bei Herrn Robert Mohl muß Herr Hart wieder an die chronique scandaleuse anspielen. „Nie ohne diese!“ Herr von Vincke mag sich bei dem Verfasser bedanken, daß er ihn, nächst Radowitz, für den gescheutesten Mann der Frankfurter Versammlung erklärt. Gleich darauf wird ein Dutzend Journalisten über einen Kamm geschoren und selbst bis in ihre Bierkneipe verfolgt sie der boshafte Polizeicommissär. Ein Polizeicommissär hat überall Zutritt, überall seine Kundschafter, also auch in der Brumgasse in Frankfurt. Herr Friedrich Hart denunzirt also auch, was sich dort zuträgt; er lebt vom Scandal. Was kann Herr Friedrich Hart dafür, daß die Verlegenheiten Wydenbrugk's sich nicht blos auf die Tribune und auf ein unschuldiges Taschenbuch beschränken? Und die „liebe Freundin“ muß doch einige angenehm zerstreuende Blätter zur Hand haben, „wenn einmal die Melancholie an die Thüre des traulichen Zimmerchens zu pochen wagt!“ Wer möchte da gleich so grausam verdammen!

Aber da wagt schon wieder ein armer Oesterreicher zu existiren — Berger. An diesem ist dem Herrn Friedrich Hart nun einmal gar nichts recht. Berger hat sich bemüht, fünf Schuh und sechs Zolle hoch zu wachsen, doch ist er Herrn Hart zu klein. Berger ist volle zweiunddreißig Jahre alt; aber Herr Hart findet in ihm das jüngste

und unmündigste Mitglied der Versammlung. Berger ist der verbissenste trockenste Hegelianer, der es gar nicht versteht, eine conventionelle Verbindung anzuknüpfen, und Herr Hart ärgert sich, daß Berger „der Hahn im Korbe bei allen jungen Frankfurterinnen“ war, was Berger vielleicht erst von Hart erfuhr. Aber Berger ist ein Oesterreicher, Berger gefällt den Damen, er hat sogar selbst eine Frau, — dreifaches Verbrechen. Nun ist Berger ein tölpischer, verworrener, naiver Mensch, ein „launenhafter Bursche“, der „keinen Begriff von Politik und Staatswissenschaft hat“, wenn er auch schon vor einem Decennium ganz verhegelte philosophische Abhandlungen schrieb, die ihn sogar außer Oesterreich bekannt machten. Berger entbehrt des Beifalls im Salon und auf der Gallerie, Friedr. Hart, der große kritische Scharfrichter, hat ihn „abgethan“, — armer Berger! großer Hart!

Was hat doch dieser Friedrich Hart für sonderbare Augen? Giskra's Gesicht findet er ehrlich und Jordan's Gesicht sogar „offen“. Daß Herr Friedrich Hart die Apostasie Jordan's vertheidigt, finden wir natürlich. In jeder Apostasie läßt sich ein nothwendiger Entwickelungsgang nachweisen, vielleicht selbst in der des Herrn Hart. Aber Herr Hart ist kein Apostat, er hat nie eine Ueberzeugung und wurde daher auch keiner untreu. Aber chronique scandaleuse, chronique scandaleuse! „ein Königreich für einen Scandal“ ist der Wahlspruch des Herrn Friedrich Hart, und so vertraut uns denn der geistreiche Pamphletist, daß Herr Wilhelm Jordan von Berlin trotz seiner Apostasie noch immer unter dem „weichen Schutze“ der Frau Schweizer-Berly stehe. Aber daß Frau Schweizer verheirathet ist, und vielleicht gar einen eifersüchtigen Mann hat — was kümmert das den genialen Herrn Hart, der in der Damenwelt keine Frauen, sondern nur „liebe Freundinnen“ kennt!

Was erzählt der Verf. von Mittermaier? Zu verlangen, daß er die außerordentlichen Kenntnisse dieses Mannes in allen Zweigen der Rechts- und Staatswissenschaften, seine staunenswerthe Thätigkeit im Verfassungsausschusse, seine gleichzeitige rastlose Energie zu Karlsruhe und Frankfurt, seinen wesentlichen Einfluß auf alle juristischen und politischen Beschlüsse des Frankfurter Parlamentes würdige, hieße dem genialen Verfasser Dinge zumuthen, die unter dem Niveau seines „Esprit“ und seiner „Schärfe“ sind. Für ihn ist der noch immer jugendlich frische Greis ein „gutmüthiges altes Weib“, „ein Mütterchen, das sich selbst überlebt hat“. Die harmlose Heiterkeit Mittermaier's in geselliger Beziehung, seine Zartheit und Sinnigkeit im Umgange mit Frauen, fertigt der von Mädchen und Frauen überall abgefertigte Herr Fr. Hart, der Held des Scandals, mit der Bemerkung ab, es sei „spaßhaft, den Graukopf noch jungen Mädchen gegenüber, den Galanten spielen zu sehen“. Und um diese vorlauten ebenso albernen als leichtsinnigen Aussprüche zu begründen, ist natürlich Mittermaier's parlamentarische Wirksamkeit jederzeit eine unbedeutende gewesen“. Die vortrefflichen Reden z. B., welche Mittermaier über die Todesstrafe, über das Veto u. s. w. hielt, und die auch in den stenographischen Berichten zu lesen sind, rühren gar nicht von ihm her, er hat sie erst später ausgearbeitet und das Beste darin ist von dem berühmten Friedrich Hart entlehnt.

Wo es keinen Scandal zu erzählen giebt, bleibt der polizeiliche Verfasser seiner denunciativen Richtung treu. Er denuncirt also von Max von Gagern, da er nichts

Anderes zu sagen weiß, daß er vor den Märztagen an der Spitze einer durch ganz Deutschland verzweigten Verschwörung stand, und bedauert nur, von diesem geheimen Bunde nichts mehr verrathen zu können. Wenn aber der Verf. den Grafen Schwerin als den Verneger der äußersten Rechten definirt, so werden sich wohl Beide für diese Zusammenstellung bedanken. Die Leser aber, die jenen und diesen kennen, und weder bei jenem noch bei diesem „Gepolter und Gesprudel“ entdecken konnten, werden dem Verf. den Kranz des Blödsinns auf die Stirne drücken.

Am Schlusse des zweiten Heftes schwingt sich der Verf. mit einem „gewaltigen Sprung“ wieder hinüber zu den „Entschiedenen“, zu den „rothen Jünglingen“, zu den „Männern der äußersten Thule — links“. Hier ist die Polizeinatur des Herrn Friedrich Hart in ihrem eigentlichsten Elemente, und er macht so wenig Hehl daraus, daß er ganz naiv in die Worte ausbricht: „Bei Euch, da findet sich immer Erquickung und Stoff, Ihr gebt dem **Beobachter** harmlos Euer Herz in die Hände.“ Bei Josef Rank, dem unreifen Oesterreicher mit „den Eierschalen auf dem Kopfe“, der unschuldige Dorfgeschichten schreibt, ist freilich nichts zu denunciren. Aber der allwissende Verf. hat berechnet, daß im ganzen Böhmerwalde, wo Rank gewählt wurde, „höchstens sieben Menschen fünf deutsche Worte verstehen.“ Denn gewiß heißt der „Böhmerwald“ nur deshalb so, weil Böhmen darin wohnen, und die durchaus deutschen Einwohner des Böhmerwaldes sprechen blos aus Irrthum deutsch. Das weiß natürlich das politische Kind, der unreife Rank nicht, daher das Mitleiden und Bedauern des Verfassers.

Schlöffel ist ein „biederer Hausknecht — und doch so artig, daß er den zudringlichen Friedrich Hart „beim grünen Baume“ nicht zur Thüre hinauswarf. Bei Fröbel, der wegen einer Broschüre über Oesterreich von Windischgrätz begnadigt wurde, entschlüpft dem Verf. die sehr bezeichnende Bemerkung, „es sei sehr gut, wenn man zuweilen kleine Schriften in einer schreibeseligen Stunde hinwirft, ohne gerade viel dabei zu denken.“ Darum mag wohl auch der Verf. mit seinen Heften über die Paulskirche und den grünen Baum auf alle Fälle bei Windischgrätz einen Stein im Brete haben. Er hat da, vielleicht „ohne gerade viel dabei zu denken“, so manchen Oesterreicher, z. B. Hederich, Alfred Meißner u. A., denuncirt, er hat ganz windischgrätz'sche Ansichten über die Wiener Oktoberrevolution ausgesprochen, und das dürfte ihn nicht nur gegen den Strick sichern, sondern ihm noch ein recht artiges Handgeld eintragen. Er hat sich ja auch jedes politischen Standpunktes „entäußert“. Aber um auf Fröbel zurückzukommen, so bleibt trotz seiner üppigen schwarzen Kopfbedeckung, kein gutes Haar an ihm. „Die Damen sind ihm wohlgewogen, das galante Dresden weiß von dem blasirten Socialisten zu erzählen, — seine Frau theilt mit ihm die zerfahrene Ueberschwenglichkeit des Wesens“, — also ist Fröbel „als Schriftsteller oberflächlich, confus und ohne neue Gedanken“. Der Verf., der Alles weiß, weiß auch, daß Fröbel jetzt „der Führer der social-republikanischen Fraction der äußersten Linken sei“ — und wenn dies auch eine Unrichtigkeit wäre, so bleibt es doch unter Umständen vielleicht eine recht zweckgemäße Denunciation.

Weil der Verf. nun gleich nach Fröbel von Bogen erzählt, so muß es auch von

Reh aus Darmstadt und daher auch von der Frau des Letztern sprechen. Denn „Eh
die Frauen!“ ist des Verf. Wahlspruch, den er an die Spitze seiner überreichen chroniq
scandaleuse setzt, in welcher auch Reh ein bescheidenes Plätzchen erhält. Von der „dr
fenstrigen Villa mit dem Garten im Sandland“ — wo das Idyll Reh's mit sei
Frau spielte, bis zum „grünen Baum“, wo man „die Haupthähne der äußersten Lin
im vollen Glanze ihrer liebenswürdigen Ungebundenheit sehen kann“, ist nur Ein Schri
In dieser dythyrambisch-bacchantischen, im Style der „Geheimnisse“ gehaltenen Zeit errei
das Scandaltalent und Polizeigenie des Verf. den Gipfel. Zwar hat er diese Geschich
schon in den „Grenzboten“ zum Besten gegeben und dort sogar renommirend angefüh
wie er sich als echter Mouchard in die Versammlung im „grünen Baum“ einzuschmugge
wußte. Aber wo es sich, wie der Verf. dies ausdrückt, „um die Erwerbung von Pro
dhon's Diebstahl handelt“, da versteht er „das lucrative Geschäft“. Warum sollte er fü
seine Erzählung nicht doppeltes Honorar beziehen?

Die Wirthin und Minna, die „Hebe des grünen Baumes“, sind die Hauptge
stalten und Anziehungspunkte, um die sich die „Hähne“ der äußersten Linken gruppire
Titus, der den grünen Baum gar nicht besuchen soll, hält es mit der Wirthin; Rößle
von Oels und Simon's von Trier „edle Persönlichkeit“ mit der Hebe. Sie si
menschlich schwach und Friedrich Hart denuncirt jede Schwäche. Er hat es ja auch gesehe
„wenn gegen zwölf Uhr der Fürst Lichnowsky seinem Freunde Bally mit der Rei
peitsche winkte und ihn mitnahm, zum Wein, zu Mädchen, Ballettänzerinnen, und w
weiß, wohin“. (I. Heft, S. 55.)

Im „grünen Baume“ sitzt auch, „in tiefe Gedanken versunken, etwas abseit
von den Andern Adolf Wiesner aus Wien“. Die Verbrechen dieses „schlanke
jungen Mannes“, der von untersetzter Gestalt und dreiundvierzig Jahre alt ist, sin
ungeheuer. Erstens ist Wiesner ein Oesterreicher, dieses Unglück ist ein Ve
brechen nach dem code pénal des Verfassers. Muerra caracco! Nieder mit dem Oeste
reicher! Wie kann es ein Oesterreicher wagen, ohne Genehmigung des Herrn Friedri
Hart zu existiren? Aber Wiesner's Vorfahren waren Juden und „zogen durch das rot
Meer“. Zweites Verbrechen. Die Strafe ist der Tod, welcher durch Ersäufen im rothe
Meere vollzogen wird. Herr Hart hat sich deshalb bereits an die brittisch-ostindische Ueber
landpost gewendet. Wiesner, so fährt der Verf. fort, „ist, weil er die Nothwendigke
irgend eines Examens durchaus nicht einsehen wollte, unter die Literaten gegangen“. He
Hart, der allwissende Polizeispion, sagt es, wer kann es bezweifeln? Wagt Wiesne
dagegen seine Studienzeugnisse vorzuweisen, sich auf die zurückgelegten vier Doctor
prüfungen zu berufen, oder gar sein Diplom als Dr. juris aus der Tasche zu ziehen, so i
dies ein drittes Verbrechen, welches nebst dem natürlichen auch noch mit dem bürgerliche
Tode bestraft wird. Der Verf. kennt von Wiesner's Schriften nur dessen Buch üb
die Censurverhältnisse in Oesterreich. Gelesen hat es Herr Hart nicht, er weiß al
auch nicht, daß es eine pragmatische Geschichte der österreichischen Censur, ihrer Gese
gebung und Praxis ist. Aber wenn man ein Buch nicht gelesen hat, so kann man do
mit voller Gewissensruhe behaupten, daß man darin „neue und große Gedanken, kräftig
gesunde Ansichten, einen markirten, glänzenden Styl“ vermisse. Würde doch gew

Jeder, der das geistreiche Pamphlet des Verfassers nicht gelesen hat, das gleiche Urtheil über dieses unsterbliche Werk aussprechen. Daß nun Wiesner sein Buch über österreichische Censurverhältnisse schrieb, ist sein viertes Verbrechen, wegen dessen er unter einer Buchdruckerpresse vom Leben zum Tode zu bringen ist. Sein Leichnam soll dann ausgestellt und hiebei eine Tafel mit der von Hart verfaßten Inschrift angebracht werden: „Der Hingerichtete hat in seinem Buche den weltbekannten Kniff des Handwerks angewendet, einer großen Anzahl befreundeter oder bekannter, älterer oder jugendlicher Federhelden zu schmeicheln." Als erschwerend bei allen diesen todeswürdigen Verbrechen Wiesner's ist anzusehen, „daß er nicht allein den modernen Literaten, sondern auch den interessanten Unglücklichen und Redlichen spielte", daß er „bei der deutschen Zeitung in Heidelberg in Arbeit stand, daß er der einzige Oesterreicher war, welcher Oesterreich im Vorparlamente vertrat, daß er in den Fünfziger-Ausschuß gewählt wurde und die Ober-Postamts-Zeitung redigirte". Als mildernd kömmt dagegen in Betrachtung, „daß sich Niemand rühmen könne, langweiligere und verrücktere Reden gehalten zu haben und daß eine babylonische Verwirrung in seinem Kopfe herrsche." In Anbetracht dieser Milderungsumstände begnadigen Se. Durchlaucht Fürst Windischgrätz den zum Tode verurtheilten Herrn Adolf Wiesner zum ewigen Leben in dem unsterblichen Pamphlete des Herrn Friedrich Hart. Herr Friedrich Hart soll in seinem Begnadigungsantrage noch hervorgehoben haben, daß Wiesner keine Frau, auch sonst von dem schönen Geschlechte keiner notorischen Begünstigung sich zu erfreuen habe.

Die verdammten Oesterreicher! Da schreibt Moritz Hartmann, der eben erst „als interessanter Wiener Flüchtling, dem Strick entgangen", sehr schöne von Damen verehrte Gedichte; da zwitschert zum größten Verdrusse des Herrn Friedrich der „Frühlingsbuttervogel" Hermann Rollett; da ist Alfred Meißner mit seinen Gedichten in's deutsche Vaterland gedrungen. Was bleibt Herrn Friedrich Hart übrig, als vor Aerger nach Oesterreich zu gehen, und dem Fürsten Windischgrätz anzuzeigen, daß Alfred Meißner republikanische Lieder dichte, singe und vielleicht gar auch drucken lasse.

Zum Schlusse viele Grüße von Ihren „lieben Freundinnen" in M....z.

Frankfurt, 26. Januar 1849.

Ueber Einführung der Schwurgerichte.

Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Gerichtsverfahrens, Schwurgerichte, wenigstens in Strafsachen und bei allen politischen Vergehen war eine der ersten Forderungen des deutschen Volkes, als es, aus tiefem Schlafe aufgerüttelt, durch den Donner der Pariser Februarrevolution, sich erhob, um die so lange unterdrückte Freiheit wiederzuerobern, um alle die Rechte zu fordern, die ihm so lange vorenthalten waren, alle die Rechte zu fordern, die einem Volke nicht fehlen dürfen, wenn es ebenbürtig dastehen soll in der Reihe großer, freier Nationen. Die Einführung der Geschwornengerichte wurde denn auch von

Irländische Zustände.

An rost'ger Kette liegt das Boot,
Das Segel träumt, das Ruder lungert;
Das macht, der Fischbub' ist todt,
Das macht, der Fischer ist verhungert.
Denn Irrland's Fisch ist Herrenfisch — —
Und, irisch Land ist Herrenland,
D'rum stehn die Mütter an den Wegen,
Den todten Säugling im Gewand,
Und fleh'n Euch ihn in's Grab zu legen.

So erklang vor einem Jahre Freiligraths poetischer Klageruf für Irland, diese „Niobe der Nationen,“ die mit brechendem Auge ihre verhungernden Kinder in das Grab sinken sah. Irland ist die Achillesferse des stolzen Albion, und während seine Schiffe die Meere durchfurchen, beladen mit den Reichthümern aller Welttheile, während es wie ein Felsen steht inmitten aller Stürme, die Europa durchbrausen, trägt die Woge, die Irlands Küste umspült, die Flüche des grünen Erin über den St. Georgenskanal, herüber das wilde Geschrei der Verzweiflung, des Aufruhrs, des Waffenlärms. Irlands Leichen sind der pochende Wurm, der an Englands Gewissen nagt, das „Mene Tekel,“ das von den Wänden seiner prassenden Aristokratie mahnend flammt. Irlands Geschichte ist eine Kette blutig niedergetretener Aufstände, empörender Rechtsverhöhnung, schamloser Beraubung und Bedrückung aller Glaubens- und Freiheitsrechte. Nach einer endlosen Reihe blutiger Kämpfe, nachdem unter Heinrich VIII. ein Vernichtungskrieg gegen den katholischen Glauben der Irländer begonnen, ward unter seiner Tochter, der jungfräulichen Elisabeth, Irland der englischen Krone unterworfen, das katholische Kirchenvermögen eingezogen, der Grund und Boden, das Eigenthum der irischen Häuptlinge und ihrer Stammverwandten, an englische Colonisten vergeben. Unter Cromwell wiederholte sich der blutige Krieg gegen Irlands Freiheit und Glauben, wiederholte sich der Raub irländischen Eigenthums, und nach der Schlacht am Boyne-Fluß überstieg Englands Grausamkeit gegen die katholischen Irländer alles Maß; die einem Verbot gleichkommenden Ausgangszölle waren der Todesstoß für Irlands Handel und Industrie. Schon seit Ende des 17. Jahrhunderts war die legislative Trennung von England die eben so stürmische wie immer zurückgewiesene Forderung des unglücklichen Landes. Die Erhebung Nordamerika's war der Sonnenstrahl, der auch auf Irlands verödete Fluren herabblickte. Die legislative Unabhängigkeit Irlands wurde 1782 anerkannt, die Habeas-Corpus-Acte auch für Irland eingeführt, die harten Strafgesetze gegen die Katholiken gemildert (bis 1792 durften sie keine Ehen mit Protestanten schließen). Aber an eine Verbesserung ihrer materiellen Lage wurde wenig gedacht, und der auf seine Freiheit so stolze Engländer versagte dem katholischen Iren den Sitz im Parlament, die Fähigkeit zu öffentlichen Aemtern. Der Sturm der französischen Revolution pochte auch an die armseligen Lehmhütten der geknechteten Söhne

Erins. An Englands Gerechtigkeit verzweifelnd, reichten sie hilfesuchend ihre Hand dem National-Convente. Blutige Aufstandsversuche wurden eben so blutig und grausam unterdrückt, mehre französische Landungsunternehmungen scheiterten, und das Jahr 1800 drückte das von Bürgerblut geröthete Siegel auf die legislative Union zwischen Irland und England. Irland wird durch 28 Peers und 4 Bischöfe, und (seit der Reformbill von 1832) durch 105 Abgeordnete der Grafschaften, Städte und Flecken, bei einer Bevölkerung von fast 8 Millionen Einwohnern, im Unterhause vertreten. Die politische Emancipation der Katholiken ward verheißen, aber von dem wortbrüchigen England nach harten Kämpfen erst im Jahre 1829 erfüllt. Der den Katholiken jetzt gesetzlich freistehende Weg zu öffentlichen Aemtern blieb indessen kaum mehr, als ein Trugbild. Besonders in die städtischen Corporationen wurden nur protestantische Bürger gewählt (den Katholiken fehlte das gesetzlich erforderliche Vermögen obendrein), und hartnäckig wiesen die Lords jeden Vorschlag zur Verbesserung der irischen Städteverfassung zurück. Nichts geschah für die Volkserziehung durch Einführung und Verbesserung von Unterrichtsanstalten, nichts zur Ausgleichung der unnatürlichsten aller Besitzverhätnisse, wie sie der schamlose Länderraub englischer Machthaber in Irland hervorgerufen.

Von den 22 Millionen Morgen des Grund und Bodens gehören 20 Millionen der Geistlichkeit und den großen Gutsherren, und während nicht einmal der vierte Theil der Einwohner der herrschenden englischen Kirche angehört, belaufen sich die Einkünfte derselben auf $1^1/_2$ Mill. Pfd. Strl. Der arme irische Grundeigenthümer seufzte unter der Last des drückenden Kirchenzehntens, den eine habgierige Geistlichkeit unnachsichtlich von ihm einzutreiben sich nicht scheute, eine Geistlichkeit, deren Glauben er nicht einmal theilt, die im Ueberflusse schwelgt, während er nur mühsam sein kümmerliches Dasein fristete. Der reiche englische Grundherr, dessen Besitztitel Raub und Confiscation ist, vertreibt ohne Erbarmen den armen Pächter, der die unerschwingliche Pachtsumme zu bezahlen außer Stande. Bekannt sind die Verweigerung der Zehnten, die durch das Verzweiflungsvolle der Lage hervorgerufenen Scenen der Rache, die Streifzüge „Rebeccas und ihrer Söhne“ gegen die unbarmherzigen Grundherren. Bekannt ist, wie oft die „Zehntbill“ von den Lords des Oberhauses verworfen wurde, wonach der Zehnt in eine Grundrente verwandelt werden sollte. Sie wurde endlich im Jahre 1838 angenommen, verworfen aber die Clausel, daß die durch die Kirchenbill gewonnenen Ueberschüsse des Kirchenvermögens zur Verbesserung des irischen Schul- und Gemeinwesens, verwandt werden sollten. Bekannt ist, wie der große Agitator O'Connel die Repeal (Aufhebung der legislativen Union) als den einzigen Weg, Irlands Leiden zu enden, proclamirte, und mit einer bewunderungswürdigen Beharrlichkeit bis an sein Ende dafür strebte und kämpfte. Bekannt ist, wie die Mißernten zweier Jahre wie ein Fluch des Himmels auf dem unglücklichen Irland lasteten, wie der Hunger Tausende hinraffte, wie die vom Parlament bewilligten 8 Millionen Pfd. Strl. nur ein Tropfen waren, gegossen in den Ocean seiner Leiden und Schmerzen. Wenn je ein Volk den Drang nach socialer Reform zu fühlen ein Recht hatte, so war es das Volk von Irland, wenn je ein Volk Gerechtigkeit zu fordern befugt war, so war es das Volk von Irland. Aber seine Forderungen wurden zurückgewiesen, verhöhnt. Schon vor dem Tode Daniel O'Connels erhob sich die Partei des

„jungen Irland," die statt Aufhebung legislativer Union eine förmliche Lostrennung von Irland durch Anwendung gewaltsamer Mittel sich zur Aufgabe machte, die nach der Februarrevolution Frankreichs Beistand anrief, von der provisorischen Regierung aber zurückgewiesen wurde. Eins ihrer Häupter, Mitchell, büßte mit der Strafe der Deportation, die ihn nach den Bermudas verwies, seine Aufforderung zu Umsturz und Aufruhr.

O'Brien, „der König von Munster" genannt, wurde die Seele des offen vorbereiteten bewaffneten Aufstandes. Volksversammlungen, Klubs, geheime Gesellschaften wurden die offenen und versteckten Heerde einer Revolution, die, es läßt sich nicht leugnen, ein Kampf gegen die Besitzenden werden sollte, ein Proclamiren der „rothen Republik," wie sie Frankreich in seinen blutigen Junitagen bekämpft. Wohl hätte der Sturm durch zeitige Concessionen, durch Ergreifen energischer Maßregeln zur Verbesserung der materiellen Lage Irlands, beschworen werden können: aber wie die Sachen einmal stehen, handelt es sich um Aufrechthaltung des englischen Thrones, um Bändigung einer socialen Revolution, die das ganze Königreich in seinen verhängnißvollen Strudel zu ziehen droht. Denn auch in England stehen die Chartisten da mit ihrer Forderung der Volksrechte, mit dem allgemeinen Stimmrecht, und auch England muß dem Zuge des Jahrhunderts folgen, auch England muß das Wahlrecht ausdehnen, das in der Reformbill nur eine Abschlagszahlung sehen kann; sonst stürzt auch hier das Gebäude zusammen, wie stark immerhin die Säulen sind, die es tragen.

Die österreichischen Reichstagsdeputirten.

Katakomben-Gänge.

I.

Nicht Charakteristiken, keine Lebensbilder, sondern Grabschriften wollen wir schreiben, Mumien besehen, durch Katakomben gehen — wir wollen eine Gallerie unserer österreichischen Reichstagsdeputirten entwerfen. Der österreichische Reichstag hat, da er sich im Oktober aus der Revolution herausgeschoben und die Befreiung des Volks nach den k. k. Gesetzbüchern auf einem abgezirkelten und abgewogenen Rechtsboden vollführen wollte, zur Strafe den Fluch erhalten, nicht scheintodt, sondern scheinlebend zu sein. Man hat ihn ins Exil geschickt, Kremsier ist ein Pontus geworden, und weil die modernen Ovide sich daselbst langweilen, so fangen sie an, sich zu ärgern, und werden aus Aerger radikal. Dem Radikalismus der österreichischen Abgeordneten ist jedoch das Schlimmste widerfahren, die Regierung fürchtet sich nicht mehr vor diesem trotzigen Gesichterschneiden, weil es „zu spät" kommt. Ja noch mehr, die Regierung treibt ihren gnädigen Spott mit

diesem Oppositions-Phrasenschaum, mit dem wohlfeilen Heroismus, der in diesen wuthschnaubenden Beschlüssen liegt. Die Minister erleiden bei der Debatte über den §. 1 der Grundrechte, der über die Volkssouverainität handelte, eine „Niederlage," wie sich der Reichstag, der den Ministern widerspricht, wenigstens einbildet, und was ist die Folge? Ein Minister betritt die Tribüne und drückt seine Freude aus, daß der Reichstag dieselben Ansichten, wie die Regierung habe. Kann einem Reichstag etwas Aergeres widerfahren? die Minister mißverstehen bereits seine Debatten, sie hören mit geringer Aufmerksamkeit zu, sie wissen gar nicht, was im Reichstagssaal vorgeht. Stand nicht einmal in einer Zeitung die Klage, daß man im erzbischöflichen Palaste in Kremsier, wo die Sitzungen stattfinden, schlecht höre? Die Minister hören nicht mehr, was die Deputirten sprechen, während sie in Wien ein so feines Ohr für die Parlamentsverhandlungen hatten. Ja noch mehr, sie ignoriren die schrecklichsten Beschlüsse des Reichstags. Der Reichstag schickt sich zu den fürchterlichsten Angriffen gegen die Regierung an, die Rechte verbindet sich mit der Linken, die Slaven im Reichstag geben nicht mehr den Schemmel des Ministeriums ab, die freisinnigsten Grundrechte werden vorgelegt, bittere Reden werden gehalten, jeder Angriff auf die Regierung wird beklatscht und die Minister bekümmern sich um diese großen Parlamentsvorgänge gar nicht, sie sind nach Wien gefahren und lassen sich dorthin vom Fürsten, nein, vom Herzog von Windischgrätz correspondiren, und dann fahren sie wieder nach Ollmütz und unterhandeln mit dem russischen Gesandten, auf welche Weise sich Rußland bei der österreichischen Anleihe von 80 Millionen Gulden, welche Kleinigkeit der Reichstag kürzlich bewilligte oder bewilligen mußte, ohne sich mit dem Nachrechnen zu plagen, wozu dieses Sümmchen verwendet werde, betheiligen wolle.

In Kremsier schickt sich die Kammer zur Wahl eines Präsidenten an, was bei jedem Parlament für die Regierung Sache der größten Agitation ist, aber die Minister ignoriren diese Formalität, es ist ihnen gleichgiltig, wer in Kremsier die Glocke schwingt, sie sind bei der Präsidentenwahl nicht anwesend. Die Kammer wählt Smolka, — der während des Oktobers präsidirte, abermals zu ihrem Präsidenten, und giebt dadurch eine oppositionelle Demonstration, vergebens, das Ministerium läßt sich auch dadurch nicht reizen, es findet Alles in der Ordnung, außer Smolka werden noch zwei Mitglieder der Linken, lauter der Regierung mißfällige Personen zum Trotz, zu Vice-Präsidenten gewählt, das Ministerium ignorirt auch dies. Seitenlange, nichts als Opposition enthaltende Interpellationen werden vorgelesen, die Minister sind nicht gegenwärtig, Niemand beantwortet sie, und die Kammer kitzelt sich selbst, indem sie die nicht beantworteten Interpellationen ungeheuer applaudirt. Vergebens fügen die Interpellanten ihrer Anfrage, eigentlich ihrem bureaukratisch geformten Bittgesuche am Schlusse ihrer oppositionellen Interpellation die gutgesinnte Phrase hinzu: „Die Unterzeichneten bitten um eine baldige Antwort." Die Interpellation ward dem Minister nach Wien und von dort weiter nach Ollmütz zugeschickt, aber das Ministerium ist jetzt außerordentlich beschäftigt, und vergißt, darauf zu antworten. Sehr naiv fragt Szabel in einer Interpellation an die leeren Ministerbänke: ob die Minister die constitutionelle Preßfreiheit wahren wollen, während die Minister in der ganzen Monarchie auch dort, wo keine belagerungszuständliche Nothwendigkeit es gebietet,

alle Journale, die nicht ganz kriecherisch sind, aufheben. Der Reichstag setzt die Grundrechte fest, und als Commentar ist jede Regierungsmaßregel gegen diese Grundrechte gerichtet, der Reichstag hat kaum die Religionsfreiheit festgesetzt, so verbietet die Regierung den Cultus des Deutschkatholicismus, und beruft sich dabei auf ein Gesetz Metternichs vom Jahre 1846!! Noch mehr: dem Reichstag schwebt seit zwei Monaten das Damokles-Schwert seiner Auflösung über dem Haupte, die Deputirten legen sich des Abends in den Hütten der Hannacken mit der Verwunderung zu Bette, daß der Reichstag noch immer nicht aufgelöst sei, und stehen des Morgens in der Erwartung auf, an diesem Tage gemaßregelt zu werden. Von einer Zeitung zur anderen schleppt sich Wochen lang die Vermuthung einer baldigen Auflösung des Reichstags, und die ministeriellen Blätter sprechen es ganz kaltblütig aus, daß das Ministerium „nur in einem Collisionsfalle," d. i. wenn der Reichstag nicht hübsch folgsam bleibt und unartig werden sollte, denselben auflösen werde. Der Reichstag lebt auf diese Weise nach der Art der Tagelöhner von Tag zu Tag, und so oft die Minister die Tribune besteigen, erwartet er die Vorlesung seines Todesurtheils. Der Reichstag ist daher ein Spielzeug der Regierung geworden, er ist nichts anderes als die Maske des Absolutismus. Man gestattet ihm die kecken Phrasen, damit sich die Völker, die durch die Militärherrschaft um ihre Freiheit gekommen sind, rühmen mögen, sie seien noch frei. Der Reichstag giebt die Coulissen ab, hinter welchen die Regierung ihre absolutistischen Tendenzen verfolgt, und die Deklamationen der Deputirten verleihen auch Diesen etwas Histrionenmäßiges, besonders wenn die einstudirten Rotteck- und Welker'schen Staatslexicons-Tiraden über die Nützlichkeit der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit im gerichtlichen Verfahren sich mehre Sitzungen hindurch fortspinnen, und die Kammer sich selbst ein Compendium vorliest. Der Reichstag brauchte uns durch dieses Theoretisiren nicht erst zu zeigen, wie unpraktisch er ist!

Stadion, welcher sich ein Alexander zu sein dünkt, weil er jeden Knoten zerhaut, und der Alles über das Knie bricht, will auch die Reichstagsfrage so gewaltsam behandeln. Seine beschränkte, abstrakte Sucht nach Centralisation geht schon in Verwaltungs-Gegenständen viel zu weit, sie wird aber vollends plump und dringt in den Staatsgedanken Oesterreichs gar nicht ein, wenn sie auf den Reichstag angewendet wird. Stadion will den Thurm Babel oder vielmehr den Thurm Kremsier, wo ohnehin schon Sprachenverwirrung und Nationalitäten-Hetze in hinlänglicher Heterogenität vorherrschen, noch durch Einberufung der lombardischen, magyarischen und croatischen Deputirten auf einen gemeinschaftlichen österreichischen Reichstag steigern. Die Belagerungs-Politik und die Standrechts-Vermittelung soll auf diese gewaltsame Weise auch auf die Repräsentation der Völker Oesterreichs angewendet werden. Dieser Gedanke, einen einzigen, gemeinsamen österreichischen Reichstag zusammenzuberufen, ist so willkürlich und abstract, daß er die völlige Unfähigkeit des Ministeriums, zu organisiren, und in Bezug auf die österreichische Monarchie selbst, noch weit mehr beweist, was wir nicht entwickeln wollen. Die Bewohner der Lombardei haben keine Wahlen vorgenommen, und dort, wo es geschah, weigerten sich die Gewählten, das Mandat zu übernehmen. Ein Gleiches wird wahrscheinlich in Ungarn geschehen, und wenn die österreichische Regierung fortfährt, nach der Hegemonie in Deutschland zu streben; so wird sie in Croatien und Böhmen die größte Opposition finden.

Die Minister Oesterreichs werden sich daher bald in eine noch ärgere Gewaltsamkeits-Politik hineinschrauben, aus der sie nicht mehr herauskommen werden, so wie sie schon jetzt nicht regieren könnten, wenn nicht Dreiviertel der Monarchie unter dem Segen des Standrechts und Belagerungszustandes lebte. Welche Stellung aber nothwendig dadurch der Reichstag einnehmen, wie sehr er commandirt und auf die Seite geschoben werden wird, das läßt sich leicht denken. Die Kammer besitzt aber auch kein einziges revolutionäres Talent, und deshalb ist so wenig Hoffnung auf sie zu setzen. Die polnischen Deputirten haben am Meisten Mark und Energie, allein sie haben keine andere Basis als den Staatsgedanken an ein selbstständiges Polen. Die deutschen Abgeordneten kränkeln fast sämmtlich an dem Geist der Halbheit, und der Schuselka'sche, auf der Goldwage abzumessende Liberalismus ist ihre Cynosur; radikale Zersprengungs- und Minirungs-Politiker sind in ihren Reihen gar nicht zu finden. Der einzige Violand hat ein energisches Wollen, doch ist dieses bei dem Mangel der nöthigen Bildung unbestimmt und gefühlsschwelgerisch geblieben. Löhner knickt zu leicht zusammen, und kann aus der Sackgasse der National-Einseitigkeit nicht heraus. Borkowski steht im politischen Drange nach radikalen Umänderungen am Höchsten in der Kammer, doch plätschert er nur in den Wellen der Gedanken herum Hubitzki, und noch einige Polen mit ihm, sind thatkräftige Männer, doch da ihr Auge stets nur nach Polen gerichtet ist, so können sie auf dem Boden, wo sie stehen, kein Terrain gewinnen und keinen Zügel ergreifen. Die czechischen Deputirten wollen durch Künsteleien und ungeschickte Maskirungen ihrer Tendenzen wirken, es fehlt ihnen weder an Energie des Wollens, noch an Fähigkeit, revolutionär zu handeln, nur zerschellt bei ihnen Alles an dem starren Nationalitätsgefühl, und verliert durch das ungerade Auftreten den Kern. Dazu kommt, daß es in dieser Kammer jeder Partei an Führern mangelt, Jeder handelt auf eigene Faust, und die Parteiung ist nur nach Ja und Nein gegliedert. Es giebt viele oppositionelle Mitglieder in diesem Reichstag, allein sie haben nur die Kraft zur Negation, und darüber hinaus können sie nicht, zur oppositionellen Position vermögen sie sich nicht zu erheben, und im Oktober geriethen alle Mitglieder der Linken in die größte Bestürzung, sie wußten nicht, wem sie opponiren sollten, Alle krochen scheu zurück, und es konnte auf diesem glühenden Boden der Revolution, mitten unter den heldenmüthigen Kämpfern Wiens in dieser Kammer zu keinem anderen Entschlusse kommen, als Adressen auf Adressen zu fabriciren, welche Schuselka mit seinem glatten Zwanzig-Bogen-Liberalismus abfaßte, und Borrosch in seinem Wortschwall abwusch, und bis zur Bedeutungslosigkeit vereinbarte. Unser mediocrer, feiger Sinn, dieser Geist der Halbheit, dieser Schrecken vor der That herrscht in dem ganzen Reichstag. Die Kammer ist nicht reaktionär, aber ärger als dies, sie ist liberal, und da nur der Radikalismus und die Reaktion heutzutage berechtigt sind, und von Muth und Zeitverständniß zeigen, während im Liberalismus die Mittelmäßigkeit und Halbheit, die Bourgeoisie und der Doctrinarismus, die Bequemlichkeit und Thatlosigkeit sich verstecken, so ist eine blos liberale Kammer für die Freiheit weit gefährlicher, als eine reaktionäre. Diesem Schein, diesem Dekorationspomp, diesem Phrasengetöse, das der Liberalismus so sehr liebt, huldigt der Reichstag im vollsten Maße. Die erste, gewaltige Welle der Zeit muß ihn daher verschlingen; welche Partei immer siegt, jede wird über ihn

hinausgehen. Der Lexikon-Liberalismus wurzelt nicht mehr im Leben und kann nichts Lebendiges mehr erzeugen. Das ist der allgemeine Schleier, welcher den österreichischen Reichstag verhüllt. Wir wollen jedoch die vorzüglichsten, einzelnen Mitglieder, d. h. nur Jene, welche am Meisten hervorragen, sei es auf der einen oder der anderen Seite, herausnehmen und sie einzeln charakterisiren. Man wird sehen, daß diese Männer, welche die Revolution geboren, gar nichts von ihrer Mutter geerbt haben.

Portraits.

IV.

Erzherzog Johann, der Reichsverweser.

Erzherzog Johann, durch die mißtrauische Eifersucht seines kaiserlichen Bruders im Schach gehalten, und durch die Lorbeeren Karls in den Schatten gestellt, schien vom Schicksale dazu bestimmt, schon bei Lebzeiten der Vergessenheit anheim zu fallen. Kaiser Franz und Erzherzog Karl starben, und dennoch blieb Johann im Hintergrunde, unbeachtet, vergessen, ohne Einfluß. Ludwig, der Erbe des finstern Franz'schen Geistes; Fürst Metternich, der die große Franz'sche Dikasterialmaschine täglich aufzog, gleich einer alten Stockuhr; die verschiedenen Dikasterien, monoton fortpickend gleich Pändeln; und zuletzt dieser Hof, an welchem Nichts geschah, als das negative Tagewerk der Schranzen — die Bewachung des gutmüthigen, aber schwachen und unfähigen Kaisers, — dies Alles griff in seiner veralteten inkrustirten Erbärmlichkeit so gut ineinander, daß für Johann nirgends ein Platz, nirgends das Feld für irgend eine Thätigkeit, für irgend einen Einfluß war. Da pochte im März des Jahres 1848 die Revolution mit ehernem Finger an die Thore der alten Hofburg, und siehe da, — Erzherzog Johann kam plötzlich wieder zum Vorschein; seine tyrolische und steyrische Popularität von ehedem, und der dem Prinzen mit so großem Unrechte früher zugemuthete Liberalismus schienen ihn zu einer vermittelnden Rolle zu prädestiniren. Der weitere Verlauf der Revolution, der 15. Mai, die Entführung des Kaisers nach Innsbruck am 18. Mai, und die Hartnäckigkeit, mit welcher die Verschwornen des Hofes den Kaiser in Innsbruck als Pfand zurückhielten, — dies Alles bestärkte die irrige Vermuthung einer solchen Prädestination. Johann ging als alter ego des Kaisers nach Wien, eröffnete dort den durch vergiftete indirekte Wahlen inzwischen entstandenen Reichstag, an welchem zwei Drittheile der Deputirten das slavische Element vertraten, und versprach demselben Verschiedenes, unter Anderem auch, daß in Italien nur für den Frieden gefochten werden solle.

In wie ferne Radetzky und das Ministerium die vom Erzherzog Johann laut und deutlich in der Thronrede ausgesprochene Versicherung gehalten haben, — das ist nur all-

zubekannt. Erzherzog Johann war aber seither auch zum Reichsverweser des gesammten, nach Einigkeit ringenden Deutschland erwählt worden, und mußte, seiner größeren Mission folgend, Wien wieder verlassen. Die Wahl Johanns zum Reichsverweser war keine glückliche, wie dies der Erfolg deutlich herausgestellt hat.

Wir wollen einen prüfenden Blick auf das Leben und die Schicksale dieses Prinzen werfen, wir wollen aus seiner Entwickelungsgeschichte nachweisen, wie wenig Johann geeignet war, mit Erfolg an die Spitze der deutschen Centralgewalt zu treten:

Johann Baptist, Erzherzog von Oesterreich, geboren zu Florenz am 20. Januar 1782, kam als neunjähriger Knabe mit seinen Brüdern nach Wien, wo der Aelteste derselben, Franz, den Thron bestiegen hatte. Johann war ohne Zweifel vor allen seinen Brüdern der, welchem die Natur die schönsten Anlagen gegeben hatte. Mit Eifer und Glück ergab er sich den Studien, wurde schon im zarten Alter der Empfänglichkeit durch Johannes Müller, der seit 1800 Custos der Bibliothek in Wien war, für die Geschichte begeistert, und scheint auch seine Vorliebe für die Gebirgsbewohner zuerst in dem Umgange mit diesem berühmten Schweizer eingesogen zu haben. Aus den Briefen des jungen Prinzen an Johannes Müller, welche, der Mode jener Zeit gemäß, in französischer Sprache abgefaßt waren, geht deutlich hervor, daß der persönliche Umgang Johanns mit seinem Lehrer durch die Hofetiquette und eine mißtrauische Bewachung des jungen Prinzen sehr beschränkt wurde. Die Eifersucht, mit welcher Johann von seiner frühesten Jugend bis in sein Alter durch seinen Bruder, den Kaiser Franz unseligen Andenkens, bewacht wurde, nahm auf die Entwickelung seines Charakters wesentlichen Einfluß, und gab ihr, durch manche Umstände unterstützt, eine ganz andere Richtung, als sie unter besseren Verhältnissen genommen haben würde. Ich werde später zeigen, wie Johann schon im Jahre 1804, also in seinem 22. Jahre, den freien Zug des Herzens, die offene Hingebung des Jünglings mit einer systematischen Verschlossenheit, mit Mißtrauen und Klugheit vertauschte, wie er sich plötzlich, seine Jugend über Bord werfend, mit Bewußtsein, ein frühreifer Mann, in sich selbst zurückzog.

Die Entwickelungsgeschichte Johanns spiegelt sich klar ab in dem Flusse seiner vertraulichen Mittheilungen an Johannes Müller. Es ist gewiß, daß dieser Letztere großen Einfluß auf den damals noch jungen Prinzen übte, daß aber auch Etwas von dem Jesuitismus und Machiavellismus, von welchem Johannes Müller nicht ganz freigesprochen werden kann, auf den Prinzen Johann übergegangen. Uebt ein geistreicher und kenntnißreicher Mann Einfluß auf einen Fürsten, so möge er ja auch jene erhabene Denkungsart, jene große volksgeschichtliche philantropische Weltanschauung haben, welche über die kleinlichen Interessen des National-Egoismus hinwegsieht. Johannes Müller war ein großer Geist; aber kein weites Herz; den Freuden- und Schmerzensruf der seit Jahrhunderten geknechteten Menschheit in sich aufzunehmen, ihn mitzufühlen und das Herz eines ihm vertrauenden Prinzen durch die Macht der eigenen Ueberzeugung für die großen Fragen der Menschheit empfänglich zu machen, — dafür war Johannes Müller nicht der rechte Mann. Er spielte, wie es scheint, dem jungen Johann gegenüber, ein wenig den Marquis Posa, und wie dieser seine Niederlande im Herzen, so hatte Müller immer seine Schweiz im Munde. Aus den Briefen Johanns an Müller geht es nirgends hervor, daß der be-

rühmte Historiker den wißbegierigen und empfänglichen Prinzen auf die Bedeutung der großen Tragödie, die in Frankreich abgespielt wurde, aufmerksam gemacht, daß er ihn in den Ereignissen und Konflikten der Menschen den mächtig sich regenden Weltgeist anschauen gelehrt hätte. Johann, vielleicht von der Natur dazu bestimmt, sich an den Tugenden seines herrlichen Ahnherrn Joseph zu kräftigen, durch die Richtung seiner Neigungen zum Volke hingezogen, — hatte die Schwäche, fortwährend nach dem Lorbeer des Feldherrn ringen zu wollen, und verbitterte und verkümmerte sich hierdurch seine Tage und seine Entwickelung. Wie wahr es ist, daß der Keim zur Volksliebe in dieses Prinzen Brust lag, das mag unter Anderem eine Stelle aus seinen Briefen an Johannes Müller darthun, worin er, von Kotzebue's Drama Johanna von Montfaucon sprechend, das eben damals (1799) in Wien im Hofburgtheater als Neuigkeit gegeben worden war, — sagt: „In diesem Schauspiele sieht man die Alpen und hört man den Kuhreigen, denselben, den man im Waatlande vernimmt. Was mir eine wahre Freude verursacht, das ist das Lob auf das Alpenvolk, das darin vorkommt, und das Vertrauen auf die Ehrlichkeit und Treue dieses Volkes. Es kommt auch eine Schlacht vor, in welcher organisirte Soldaten durch Bauern geschlagen werden. Ich hätte gewünscht, daß dies nicht blos eine Komödie gewesen wäre!"

Daß Johann kein glücklicher Feldherr war, ist nur zu bekannt, doch liegt in seiner Sehnsucht, in seinem Drängen nach dem Ruhme der Schlachten nichts Unnatürliches. Die Erfahrung lehrt nur zu deutlich, daß es eine unglückselige Manie des Menschen, daß es eine seiner größten Unvollkommenheiten ist, am Meisten Gewicht auf diejenigen Eigenschaften oder Talente zu legen, die ihm die Natur entweder versagt oder nur kärglich zugemessen hat, während er seine wirklichen Befähigungen, seine eigentliche Bestimmung unbeachtet läßt. Es hat wohl nie Jemand diese Wahrheit so launig und zugleich treffend ausgesprochen, als jener berühmte Maler, der, als er beim Billardspiel einen Ball verfehlte, mit scheinbarer Entrüstung ausrief: „Mit dem albernen Malen verlernt man das Billardspiel!" Erzherzog Johann hat alle Torturgrade der Hintansetzung durchgelebt, sein Bruder Franz hat ihn künstlich zum Machiavellisten gemacht, indem er ihn einerseits durch geheimnißvolle Zögerungen, und einen verkehrten ans Läppische gränzenden Erziehungsplan in seiner Entwickelung hemmte, andererseits durch Spione, mit denen er ihn umgab, den Keim zur Verstellung und zum Mangel an Geradheit des Charakters in die Brust des Jünglings legte. Ich kann dies durch Stellen aus Johanns Briefen an Johannes Müller darthun, in welchen es sich deutlich ausspricht, daß der junge Prinz das Unbehagliche seiner Lage fühlte, und, als er keine Hoffnung sah, sich derselben zu entreißen, zur Verstellung und Schlauheit seine Zuflucht nahm.

In einem dieser Briefe vom Jahre 1799 heißt es:

„Ich bin gegenwärtig mehr als jemals damit beschäftigt, den Corporalsdienst zu erlernen, und man hat mir die süße Hoffnung durchschimmern lassen, daß dies noch einige Jahre dauern werde? Sie können sich denken, wie sehr mich das freut. Ich erwarte wirklich mit Ungeduld einen Messias, der mich befreie."

Aus einem anderen Schreiben desselben Jahres geht hervor, daß der junge Prinz jeden Tag, von 4 bis 8 Uhr Morgens und von 6 bis 8 Uhr Abends, also täglich durch

sechs volle Stunden mit dem Gewehre exerzieren mußte. Konnte aus einer solchen Erziehung ein Mann für das Volk hervorgehen? Durften wir an diese gründliche Korporalbildung die Hoffnung auf einen guten Reichsverweser knüpfen? Gewiß nicht: Hätte im Gegentheile Johann zehnmal mehr gute Anlagen besessen, als ihm deren die Natur in der That verliehen, er hätte sie bei Gott alle wegexerzieren müssen.

Bemerkenswerth ist auch die folgende Stelle aus einem Briefe vom 27. Januar 1799:

„Wir werden uns so bald nicht sehen können, denn es giebt jetzt immerwährend Schutzengel (anges gardiens),“ womit offenbar Spione (Spitzel oder Naderer) gemeint sind.

In einem Schreiben desselben Jahres an Johannes Müller findet sich die Stelle:

„Ich werde jetzt anfangen, das Buch des Machiavell, das Sie mir geschickt haben, mit Aufmerksamkeit zu lesen.“

Es läßt sich wohl Nichts dagegen einwenden, daß Johannes Müller dem jungen Prinzen auch die Lektüre des Machiavell empfahl; aber warum findet sich in dem ganzen langen Briefwechsel auch nicht ein einziges Beispiel, daß er Demselben Bücher wie die eines Montesquieu oder eines Rousseau empfohlen habe. Was werden die Fürsten thun, wenn einmal die Völker anfangen werden, den Machiavell zu studiren? Am Ende flüchten sie dann zum esprit des loix und zum contract social!

Sehr bezeichnend ist in demselben Briefe die Stelle:

„Gott gebe, daß sich die Nachricht von der neuerlichen gänzlichen Niederlage der Franzosen im Neapolitanischen bestätige; ich würde mich sehr darüber freuen, nicht nur um der guten Sache willen, sondern auch wegen Mack.“

In einem andern Briefe desselben Jahres kommt folgende Stelle vor:

„Man hört weder Gutes noch Schlechtes über die Maßregeln unseres Ministeriums, und dies ist eben auch ein Zeichen, daß dasselbe weder Energie noch Falschheit (fausseté) besitzt, daß es also fürwahr ein sehr schwaches ist.“

Bedenkt man, daß Prinz Johann erst 17 Lenze zählte, als er diese Worte niederschrieb; so muß man diese Stelle sehr bezeichnend finden für die Charakterrichtung des Prinzen.

Energie des Charakters scheint sich in nachstehender gleichzeitiger Briefstelle kundzugeben:

„In den Zimmern meiner kleinen Brüder sind viele Personen, welche den ganzen Tag jammern, und Alles für verloren halten. Sie haben mich heute sehr verdrießlich gemacht, sie sind wahre Atrospere, ohne Grund, denn ich verzweifle nie an unseren Angelegenheiten, und ich würde auch nicht an denselben verzweifeln, selbst wenn die Franzosen auf allen Seiten vor den Thoren Wiens stünden. Ich wünsche nur, daß ich dies recht bald der Armee zeigen könne. Ich sage immer, daß Derjenige, welcher am Wohle seines Vaterlandes verzweifelt, nicht würdig ist, ein Glied desselben zu sein, und ich würde wünschen, daß man diese Glieder abschneiden könnte, denn sie theilen den andern die Fäulniß mit.“

Die Prinzen wurden mit wenigen Ausnahmen immer militairisch erzogen, und in diesem von Jugend auf angewohnten Mittelzustande zwischen dem uniformirten zopfigen Ritterthume und dem Korporalstocke liegt der Fluch für die Dynastien und vielleicht der Segen für die neu zu entdeckende Staatsform. Daß Erzherzog Johann seine anerzogene Soldatomanie auch im Alter nicht verleugnen konnte, das bewies sein Erscheinen bei der Eröffnung des Wiener Reichstages in Generalsuniform. Es nahm sich wahrhaftig possirlich aus, den Eröffner der ersten volksvertretenden Versammlung in dem Kleide der Militairgewaltigen und umgeben von Generalen zu sehen. Die Thronrede fand indessen Applaus, und die Gemahlin des vormaligen Alpenvolksverehrers schluchzte laut in einer Loge. Könnte ich mich überzeugen, daß aus dem fürstlichen Komödienspiele, das Heil der Völker hervorgehen könne, ich würde mich bei Gott selbst zu dem Mummenschanze bequemen, so aber sehe ich in diesem traurigen Mißverständnisse Nichts als die Verwesung der alten Zeit. Hätte Erzherzog Johann nur die Hälfte jener Begeisterung, welche der Kuhreigen in einer albernen Kotzebue'schen Komödie einst in ihm entflammt hatte, fünfzig Jahre später in die an das Hofburgtheater gränzende Reitschule mitgebracht, er hätte damit ausgereicht, und es wäre ihm vielleicht noch ein Stückchen für die Paulskirche in Frankfurt übrig geblieben. Die Schuld lag offenbar an Johannes Müller und an Kotzebue, die Beide den Kuhreigen mißverstanden hatten. Aber Prinz Johann war in den ehrwürdigen Tagen seiner Jugend weit vernünftiger als Kotzebue und weit aufrichtiger als Johannes Müller, sonst hätte er in jener Zeit an den Letzteren nicht in einem Briefe die nachstehenden Worte gerichtet:

„Ich versichere Sie, daß ich mich immer über die Befreiung dieses Landes (der Schweiz) freuen werde; aber was mich am Meisten betrübt, das ist der Umstand, daß ich es von verschiedenen Parteien zerrissen sehen muß, die nicht eher aufhören werden, als wenn viel Blut vergossen sein wird. Ich hätte immer gewünscht, daß man dieses Land nach und nach zur Ruhe und zum Glücke hätte führen können, indem das Blut seiner eigenen Bürger erspart worden wäre. Ich versichere Sie, daß ich, wenn sich die Sache, so wie sie jetzt scheint, bestätigt, am Ende meines Lateins bin. Es ist wirklich nur die Vorsehung, welche dieses Land retten kann, wenn sie nämlich solche Umstände dazwischen kommen läßt, welche, indem sie den Ereignissen eine andere Wendung geben, uns eine Sache, die wir für schlecht hielten, als nützlich erscheinen lassen für den Gegenstand, den wir wünschen. Adieu! Genug für heute." „Johann."

Es sind allerdings seither Umstände dazwischen gekommen, welche den Ereignissen eine andere Wendung gegeben haben, aber es ist diesen Umständen leider nicht gelungen, den Fürsten die Sache, welche sie für schlecht hielten, als nützlich erscheinen zu lassen, und so war denn der Prinz Johann in seiner naiven Jugendbegeisterung nur ein **halber** Prophet, und er gedenkt natürlich mit seinen grauen Haaren jetzt in der Paulskirche seiner Jugendweisheit längst nicht mehr.

Da die vertrauten Briefe, welche der jetzige Reichsverweser einst als Jüngling in französischer Sprache an Johannes Müller richtete, und welche die Eigenthümlichkeit seiner Geistesrichtung bezeichneten, wenig bekannt und meines Wissens noch nie in deutscher Sprache erschienen sind, so dürfte den Lesern dieser Blätter die Mittheilung eines Schrei-

bens, worin die Ansichten des jungen Prinzen über die damaligen politischen Zustände Europa's ausgesprochen sind, wohl nicht ganz uninteressant erscheinen:

Wien, den 8. Dezember 1804.

„Wenn ich mit meiner Antwort gesäumt habe, so geschah dies aus Klugheit, man kann der Post nicht Alles anvertrauen, was man schreibt, und da ich mich nun über verschiedene Gegenstände aussprechen wollte, und Ihren Brief seinem ganzen Inhalte nach beantworten wollte, so habe ich auf eine sichere und günstige Gelegenheit gewartet, um Ihnen meine Erwiderung einhändigen zu lassen. Sie werden mich in dieser, wie ich hoffe, so aufrichtig finden, als ich es gegen alle Welt sein zu können wünschte."

„Seit einem Jahre habe ich es mir zum Systeme gemacht, mich in mich selbst zurückzuziehen, so viel als möglich meine ernste Weise zu steigern, mich über Nichts auszusprechen, aber alle Ereignisse und alle Maßregeln zu beobachten, und all meine Zeit daran zu wenden, um mich auf alle möglichen Ereignisse vorzubereiten, damit ich dann im Stande sei, meinem Herrn und meinem Vaterlande für meine Gesinnungen, meine aufrichtige Ergebenheit und meine Treue Beweise zu liefern. Auf diese Weise beseitige ich allen Verdacht und erhalte mir die Möglichkeit, einst nützlich sein zu können. Nur wenige Personen kennen meine Denk- und Anschauungsweise über die gegenwärtigen Verhältnisse. Man weiß nicht, ob ich den Krieg oder den Frieden wünsche, ob ich für oder gegen Frankreich bin. Als meinem alten Freunde, will ich Ihnen hier, so weit dies in einem Briefe geschehen kann, ohne den Leser desselben zu langweilen, aufrichtig auseinandersetzen, wie ich denke und sehe."

„Trotz meiner Lebensweise bin ich Deutscher mit Leib und Seele. Seit der Invasion der Franzosen in der Schweiz im Jahre 1798 habe ich nur mit dem größten Schmerze die Fortschritte sehen können, welche Jene von Jahre zu Jahre machten; auch verlor ich den Plan, nach welchem sie handelten, nie aus dem Gesichte. Nun ist er wohl kein Geheimniß mehr, wie ich glaube, und heißt mit einem Worte: Universalmonarchie. Jeder Schritt der gegenwärtigen Regierung beweist, was ich eben gesagt."

„Alle Staaten, die ihm in die Nähe kommen, haben dasselbe Schicksal zu gewärtigen, zuerst die kleinen, dann die großen; aber keiner wird ihm entgehen, wenn man in dieser Gleichgiltigkeit über alle Tagesereignisse fortfährt; und die französische Regierung hat es gar wohl verstanden, diese Unentschlossenheit, sei es durch Furcht, sei es durch schöne Versprechungen zu erhalten. Die Geschichte beweist das Gesagte zur Genüge. Die großen Monarchien verdanken ihre Größe niemals ihren eigenen Kräften, sondern der Zwietracht und den falschen Mitteln, welche man angewendet, um sich ihren Fortschritten zu widersetzen. In diesem Augenblicke befindet sich Europa in demselben Falle, und wenn die Regierungen in ihrem bisherigen Thun und Verhalten fortfahren, so ist vorauszusehen, daß Frankreich sein Ziel vollständig erreichen wird; man muß die Erfolge der Franzosen nicht etwa der großen Zahl ihrer Bundesgenossen, sondern vielmehr dem Mangel an Thatkraft von Seite Derjenigen zuschreiben, welche ihnen die Stirne zu bieten im Stande wären. Fassen wir die großen Monarchien ins Auge, welche im Stande sind, sich Frankreich entgegenzustellen, so sehen wir Oesterreich, Preußen und Rußland; von den Entscheidungen dieser drei Mächte hängen die übrigen Staaten Europa's (mit Ausnahme

Englands) ab: wie der deutsche Ländercomplex, das schwache ottomanische Reich, Schweden, Dänemark und Neapel. Jede der genannten drei Mächte ist stark genug, um ihre Staaten zu vertheidigen, aber nicht um Frankreich in seine alten Gränzen zurückzuweisen, und dadurch Europa jenes Gleichgewicht zu geben, ohne welches kein Friede von Dauer sein kann. Seine concentrirten zahlreichen und gut organisirten Kräfte, die Zuversicht, welche es aus seinen letzten Erfolgen und aus der Nachgiebigkeit seiner Gegner geschöpft, dies Alles giebt Frankreich eine gewisse Idee von Unbesiegbarkeit und von einem Rechte, der Welt Gesetze vorzuschreiben. Jede der früher erwähnten drei Monarchien hat im Verlaufe der letzten zehn Jahre ein politisches System verfolgt, welches von dem der anderen verschieden war; aber keines derselben hat Europa den Frieden gebracht. Im Gegentheile konnten die kleinen Mittel und Anstrengungen, die man im Anfange entgegenstellte, da man noch vereinigt war, so wie auch diejenigen, welche nach der Trennung von jeder einzelnen der Mächte gemacht wurden, dem gemeinsamen Feinden nur günstig sein. Unglücklicher Weise hat das Privatinteresse noch immer den Sieg davongetragen über das allgemeine Beste, und diese Vergrößerungssucht in der Politik der Kabinette war die wahre Ursache des Mißtrauens zwischen zweien der größten Monarchien Europa's; als könnte man seine Kräfte nur dadurch vermehren, wenn man neue Provinzen erwirbt, und nicht auch, indem man seine alten Besitzungen verbessert. Nichts konnte einem Feinde wie Frankreich, erwünschter sein; auch suchte es die Uneinigkeit möglichst zu erhalten. Rußland ist zu entfernt, als daß es Einfluß nehmen könnte, in so lange Oesterreich und Preußen die Hände in den Schooß legen. Auch bekümmert sich Frankreich nicht um Jenes. Alles, was Rußland thun kann, das sind Reklamationen, oder allenfalls die Zusendung einiger Kriegsschiffe, um England zu verstärken."

„Betrachten wir die natürliche Lage Oesterreichs und Preußens, so werden wir finden, daß diese beiden aneinander gränzenden Staaten Europa in zwei Theile scheiden, indem sie sich vom Baltischen bis zum Adriatischen Meere erstrecken. Sie bilden also die Mittelmächte zwischen den beiden größten Europa's: zwischen Frankreich und Rußland; es scheint, als seien sie von der Natur dazu auserlesen worden, um der Aussicht auf eine Universalmonarchie als Angel zu dienen; und zwar für jede dieser Beiden, die durch ihre Lage darauf Anspruch machen können. Die Nationen, aus welchen die preußischen und die österreichischen Staaten und die von ihnen abhängenden (der deutsche Ländercomplex) bestehen, gaben ihnen einen bedeutenden Grad von Verwandtschaft."

„Oesterreich sowohl als auch Preußen sind sich gegenseitig nothwendig, und nur sie vermögen allein, Europa die Ruhe zurückzugeben; unter den gegenwärtigen Umständen ist es nothwendig, daß zwischen diesen beiden Höfen ein Bündniß geschlossen werde; jedenfalls aber mit jener Geradheit, Biederkeit und Aufrichtigkeit, welche Beider würdig und allein fähig ist, demselben die Dauer zu sichern. Es wäre zu wünschen, daß keinerlei Schritte von den Kabinetten ausginge; denn, angenommen selbst, daß es Personen gebe, die, in Mitte einer Politik, wie sie unser Jahrhundert bezeichnet, ihre Rechtlichkeit zu behaupten wußten, — so werden Sie mir doch erlauben, daß ich als guter Soldat im Allgemeinen einiges Mißtrauen gegen diese Herren hege, und daß ich immer der Furcht Raum gebe, daß sie, vor lauter Skrupeln, Voraussehungen und Paragraphen irgend einen gefaßten

Plan scheitern machen. Lassen Sie uns die Politik unserer Tage ein wenig prüfen, und wir werden finden, daß sie in einer gewissen versteckten, mißtrauischen und zweideutigen, der Loyalität und Geradheit entbehrenden Handlungsweise besteht; wie sollten wir uns darüber verwundern, die Männer, die dabei verwendet werden, eben so zu finden, da sie doch in der Handhabung derselben grau geworden sind? Wie ich die Sache ansehe, wäre es das Beste, wenn sich die Souveraine selbst einander nähern würden."

„Die Zeit ist jetzt kostbar, und darum sollte mit dieser Annäherung nicht gezögert werden. Was ihre Aufgabe sein würde, das ist Jedem bekannt, der nur ein wenig zu combiniren versteht; und dies würde alle Debatten über das, was zu geschehen hat, entbehrlich machen. Die Grundlage würde die sein: daß man sich gegenseitig verspräche, nichts Neues erwerben zu wollen; hiervon hängt das Gelingen des Ganzen ab, denn dies würde jedes Mißtrauen und jeden Verdacht von allen Parteien bannen."

„Die Befreiung Italiens bis zu den Alpen, die Wiedereinsetzung des Königs von Sardinien, die Unabhängigkeit Hollands, der Schweiz, die Räumung aller deutschen Länder, wenigstens bis an den Rhein, — dies wären die Hauptsachen, welche bewerkstelligt werden müßten: Das in seine früheren Gränzen zurückgedrängte Frankreich würde Europa eine dauerhafte Ruhe sichern. Es ist wahr, daß, wenn dies Alles in Ausführung gebracht wäre, noch viele Länder, wie zum Beispiel die cisalpinische Republik, das Parmesanische — herrenlos blieben; aber erst nach Beendigung des Vorgeschlagenen wäre es an der Zeit, über ihre Bestimmung zu sprechen. Glauben Sie ja nicht, daß ich verlange, sie möchten unserem Hause zufallen: Oesterreich bedarf keinerlei Vergrößerung. Neue Provinzen sollen nur in seinem Inneren erobert werden; giebt es doch genug der Quellen, die noch unbenützt sind, die uns jede Vergrößerung als unnöthig erscheinen lassen. Dies könnte nur geschehen, um alle gefaßten Pläne scheitern zu machen, und bei einer Unternehmung, welche eben so gerecht als nothwendig ist, muß das Theilinteresse dem der gesammten Menschheit, so wie auch der Existenzbefestigung der gegenwärtigen Staaten weichen. Der Bürge für dieses Bündniß könnte Rußland sein; Dieses hat mit Schweden und Dänemark hinlängliche Kräfte, um im Vereine mit diesen Mächten Demjenigen Nachdruck zu geben, was es, Frankreich gegenüber, behaupten wollte. Es würde auf diese Weise wenig Blut vergossen werden, ja, finge man einmal an, in Uebereinstimmung zu sprechen und das Gesprochene mit dem Waffen zu unterstützen, Frankreich würde fügsamer werden, und man würde wenigstens theilweise zum Ziele gelangen. „„Kann dies nicht im Guten geschehen, — nun, so wird man den Degen ziehen, und ich werde der Erste sein, der es thun wird, wenn es mir mein Herr befiehlt, und man wird ihnen zeigen, was das deutsche Volk ist, wenn es durch den Willen vereinigt ist, und was es mit einer Nation ist, die sich, wie die französische, als blindes Werkzeug der hochfahrenden Pläne eines einzigen Mannes gebrauchen läßt, dem die Befriedigung seiner Leidenschaften mehr gilt, als das Wohl einer Nation, die seine Wohlthäterin war *)."" Die Zeit wird die Noth-

*) Diese Exklamation ist durch die seitherige Lösung der Völkergeschicke ganz zur Parodie geworden. Man hat damals wirklich den Degen gezogen auf Befehl des Herrn, und hat den Franzosen ge-

wendigkeit eines engen Verbandes zwischen Oesterreich und Preußen beweisen. Im gegenwärtigen Augenblicke ist Europa durch Frankreich bedroht, „„man vergesse aber darüber nicht eine künftige Gefahr, welche mindestens eben so groß ist, nämlich die, daß, wenn einst Frankreich, in seine alten Gränzen zurückgewiesen, aufhören wird, in Europa die erste Rolle zu spielen, und wenn eine Katharina oder ein Peter der Große wieder auf dem Throne der Czaaren erscheinen sollte, — daß wir dann die Folgen aller jener Vorbereitungen sehen werden, die seit lange für das Gelingen eines seit lange vorbereiteten Planes gemacht worden sind, und denen man jetzt gar keine Aufmerksamkeit schenkt, weil man das Auge nur auf die gegenwärtige Gefahr gerichtet hat *).““ Dann wird der Augenblick gekommen sein, wo unsere beiden Höfe zum zweiten Male erscheinen können, um auch den hochfahrenden Plänen dieses Hofes Schranken zu setzen **).“

„Seit meiner Rückkehr aus Italien, und noch weit länger, beschäftigt mich dieser Gedanke Tag und Nacht, und ich spreche auch davon, so weit es mir die Klugheit gestattet. Bei Vielen finde ich noch die alten Vorurtheile; diese elenden Scheingründe werden, wie ich fürchte, die Erfüllung einer Hoffnung scheitern machen, oder wenigstens hinausschieben, die jeder Ehrenmann, jeder Freund seines Fürsten und seines Vaterlandes, die jeder gute Deutsche nähren muß. Einen langen Aufschub betrachte ich wie ein Scheitern, denn, ist der günstige Augenblick einmal versäumt, mit welchen Hindernissen wird man dann nicht zu kämpfen haben; was mich indessen noch tröstet, das ist der Umstand, daß man ja am Ende, durch Zeit und Umstände gezwungen, auf diesen Punkt wird kommen müssen, man mag wollen oder nicht.“

---

zeigt, was das deutsche Volk ist: — nämlich ein Heldenvolk, wenn es gilt, seinen gnädigen Herren die Pfründen und Plantagen zu schützen, und ein ergebenes, unterthäniges Volk, wenn es sich darum handelt, die Knutenhiebe geduldig hinzunehmen, mit einem Worte, was Börne ein Bedientenvolk nannte. Seither hat sichs verändert; das deutsche Volk ist erwacht, es hat nun den Kampf für sein eigenes Wohl begonnen, und will fortan nicht mehr der Befriedigung der Leidenschaften seiner Fürsten dienen, wie dies Erzherzog Johann damals den Franzosen zum Vorwurfe gemacht. Wie kommt es aber, daß der edle Prinz mit den deutschen Phrasen in französischer Sprache, und mit der Begeisterung für die siegreichen Bauern in der Kotzebue'schen Komödie, sich jetzt zwischen das Volk und seine Freiheit gestellt hat?

*) Es ist zwar seither weder eine Katharina noch ein Peter I. auf dem russischen Throne erschienen, aber der Wachsamkeit der Völker, die aufrichtigere Diplomaten sind, als die Gravitationsmänner, genügt selbst ein Nikolaus, um der alten russischen Politik gegenüber auf ihrer Hut zu sein. Das Ehrgefühl und die Vorsicht der Völker geht so weit, daß sie selbst bei einem Anlehen, das ihre fürstlichen Diplomaten oder diplomatischen Fürsten beim guten Czaar machen wollen, in Scham und Unmuth erröthen, und daß sie vor ihrem Abendgebete ihre Waffen schärfen, wenn sie zufällig an Nikolaus oder an einen Kosaken gedacht haben. Dabei sind die Völker aber so ächt diplomatisch, daß sie sogar nicht abgeneigt wären, den Kosaken, trotz der Warnung des Erzherzog Johann, unter gewissen Bedingungen freundschaftlich die Hand zu bieten.

**) Les grands esprits se rencontrent! Dasselbe hat auch Menzel in seinem Buche: „Das Jahr 1840“ gesagt. Erzherzog Johann und der große Wolfgang finden es aber gegenwärtig nicht nothwendig, diese Warnung zu wiederholen, wahrscheinlich weil die Frankfurter deutsche Einheit ihnen als genügende Gewährleistung erscheint.

„Ich meinerseits werde es nicht unterlassen, ein Wort mit darein zu sprechen; so gut ich es nämlich kann, und Sie können es ja genau beurtheilen, in wie weit mir dies möglich ist. Ich hatte so sehr gewünscht, daß bei Gelegenheit der Feldlager in Böhmen und Mähren die Nachbarschaft mit dem Breslauer Lager zu einer ersten Annäherung benützt worden wäre, und daß mein Bruder dem Könige mindestens einen Besuch gemacht hätte. Da dies nun einmal nicht geschehen, so möchte ich, daß es wenigstens im künftigen Frühjahre nachgeholt würde; ich arbeite mindestens darauf hin, so gut es geht. Gerne hätte ich die Bekanntschaft mehrer Preußen gemacht, die in Prag waren; aber die Abwesenheit meines Bruders hatte mich an Wien gebannt; selbst den Prinzen Ludwig konnte ich nicht so oft sehen, als ich es wohl gewünscht haben würde."

„Ich kann Ihnen die Versicherung ertheilen, daß ich die gegenwärtige Sachlage wahrhaft beklage, und ob ich gleich den Krieg als eine Geißel für den Staat betrachte, und den Frieden, als das einzige für den Staat gedeihliche Mittel wünsche, so würde ich doch der Erste sein, der den Krieg anriethe, wenn es nöthig, um weit bedeutendere Uebel zu beseitigen, und um die Ehre der Nation aufrecht zu erhalten."

„Genug über diesen Gegenstand. Sie werden wohl gesehen haben, daß ich ganz so gesprochen, wie an jenen Abenden, wo sie zu mir kamen, um über Verschiedenes zu plaudern. Sie werden hier auch meine schon oft bewährte Denkungsart wieder finden, wie ich sie als treuer Unterthan meines vortrefflichen Herrn, und zum Besten und zur Ehre Aller hegen zu müssen glaube ꝛc. „Johann."

Ich habe diesen Brief, der an sich nicht von allzugroßer Bedeutung ist, dem ganzen Inhalte nach gebracht, weil er jenen Lebensabschnitt des Prinzen Johann bezeichnet, in welchem der gegenwärtige erste deutsche Reichsverweser fertig geworden ist. Und was ist in diesem Briefe zu finden? — Für die Völker: Phrasen; — Gedanken nur für die Dynastien; — und ein Herz .... für Niemand.

Briefe.

Wien, den 12. Februar.

Regieren ist eine schwierige Obliegenheit und keine Begünstigung. Regieren heißt die Nothwendigkeit zum Gesetz erheben, aber nicht das Gesetz zur Nothwendigkeit. Das Königthum geht an der Umkehrung dieser Grundsätze zu Grunde, nachdem die Unterstützung weggefallen, welche eine in der Finsterniß erhaltene Zeit dem Irrthum geleistet. Die Aufklärung, die den Geist der Völker durchdringt, muß die Regierungen bewegen und leiten, sie mögen einen subjektiven oder objektiven Standpunkt einnehmen. Das Königthum hätte sich erhalten können, wenn es sich verjüngt, erneuert hätte, es hätte sogar als Tyrannei fortbestehen können, wenn es die Tyrannei einzurichten verstanden hätte.

Welches gründliche Mißverständniß der eigentlichen Sendung des eigenen **Vortheils** in der Funktion der Kronen! Ist es nicht gleichviel, wenn man die Macht und das Recht hat, Schicksale über Völker zu verhängen, ob man günstige oder ungünstige verhängt? War Kaiser Joseph nicht eben so gut absoluter Monarch, wie Kaiser Franz? allein das Königthum wurde von dessen Vertretern in dem Sinne aufgefaßt, als würde es durch jede Rücksicht beeinträchtigt, und sie ziehen vor, es alt und hinfällig werden zu lassen, statt es auf Kosten der Tradition zu verjüngen. Das monarchische Prinzip wird durch seine Grundbedingung: die Erblichkeit, in Hände gegeben, die es seinem Untergange entgegenführen. Auf diese Weise bildet die Erblichkeit die Grundlage, so wie den Gipfel des Absolutismus und auf der andern Seite seine auflösende Ingredienz.

Die constitutionell-monarchische Regierungsform ist nichts weiter als eine verlegte Arena für den Kampf des Absolutismus mit der Freiheit und den Rechten des Volkes, und der erweiterte Wirkungskreis für die List und die Intrigue des Hofes, die sonst durch die unbeschränkte Willkür mehr oder weniger überflüssig gewesen. Die constitutionelle Regierungsform beurkundet einen Kampf, der damit endet, daß das Königthum entweder gebeugt ist, wie in England, oder gebrochen, wie in Frankreich.

Dieser Kampf hat in Oesterreich begonnen, und hat daselbst einen bösartigen wilden Charakter angenommen. Die List und die Intrigue haben, durch die speziellen Verhältnisse in Oesterreich begünstigt, einen größern Spielraum, als in andern Ländern, wo nur die gewöhnlichen niedrigen menschlichen Leidenschaften benutzt werden können, um die Interessen des Volkes zu theilen. In Oesterreich sind die Spaltungen schon von der Natur hervorgebracht, und es reicht hin, diese zu erhalten und zu fördern. Auf diese besondere Unterstützung durch die Verhältnisse hin wurde der Krieg mit den Magyaren begonnen, kann er fortgeführt werden, auf diese besondere Unterstützung rechnend, arbeitet die Regierung nach dem völligen Absolutismus hin — und wird an diesem Streben zu Grunde gehen.

Zur Verwaltung und Regierung Oesterreichs wären riesige Talente erforderlich gewesen, schöpferische Talente, die ein neues Oesterreich und eine neue Regierung geschaffen hätten. Das Ministerium Pillersdorf war ein Ministerium von Wachs, das sich eben formen ließ, statt zu formen, das den büreaukratischen Rückenhalt nicht aufgeben konnte, ohne haltlos in der Luft zu schweben, und das sich immer anließ, im Kleinen zu organisiren, und die großen Faktoren der Zeit gar nicht in Rechnung brachten, weil es ihren numerischen Werth nicht zu ermitteln vermochte. Das Ministerium mußte falsch rechnen. Es wurde von der mächtigen Bewegung umhergeschleudert und endlich bei Seite geworfen.

Das Ministerium Doblhoff war das Ministerium des Verrathes. Diese Räthe der Krone waren betrogene Betrüger. Sie mißbrauchten das Vertrauen der Partei, die sie emporgehoben hatte, und wurden selbst von einer Partei mißbraucht, die ihrer bedurfte, und hatte durch Unverstand und Unredlichkeit die blutige Katastrophe herbeigeführt, deren Folgen unabsehbar, deren Wirkungen sich nur durch Unheil und Verderben hindurch an ein erfreuliches Ziel arbeiten werden. Das Ministerium Doblhoff hat vorbereitet, was das Ministerium Schwarzenberg vollenden soll. Dieses will ein Ministerium von Eisen sein.

Unter dem Neuaufbau Oesterreichs versteht es die Wiederherstellung des Staates, *der im März zu Grabe* gegangen; ein kühnes, gefährliches, unheilvolles Unternehmen,

das von endloser Rücksichtslosigkeit für das Wohl und Gedeihen, für den Frieden und das Blut des Volkes zeugt; doch in dem Staate, zu welchem sich das Ministerium die herausgerissenen Grundsteine mühsam wieder zurecht legt, hat das Volk keine andere Bestimmung eben, als zu tragen, zu leiden, zu bluten.

Krone, Adel, Pfaffenthum sind den österreichischen Ministern, vermöge ihrer Erziehung und Schule, vermöge der Beschaffenheit ihrer Interessen, die heilige Dreieinigkeit, die sie als Gottvater, Sohn und Geist anbeten. Ein schlimmes Zeugniß für den politischen Verstand einer Regierung des Jahres 1849. Und diese Anschuldigung ist nicht etwa aus der Luft gegriffen, sie rührt nicht etwa aus dem eiteln Wunsche her, in hergebrachter Weise eine beliebte Phrase aufzutischen, damit sich an ihr die Oppositionspartei erbaue; sie ist begründet durch die schlagendsten unwiderleglichsten Beweisgründe: durch Thaten. Eine Exekutivgewalt ist leicht zu beurtheilen, leicht zu richten; denn man ertappt sie immer auf frischer That. Die Ministerialerklärung in der Kammer zu Kremsier in Bezug auf den §. 1 der Grundrechte für Oesterreich, gegen die Volkssouverainität, ist eine Theorie, die in den verschiedensten Maßregeln als Praxis auftritt.

Der Kampf in Ungarn ist von seinem Ursprung, von seiner Berechtigung überhaupt abgesehen, in seiner Fortführung und in seiner letzten Tendenz lediglich ein Kampf für die Krone.

Wir wollen auf die Frage nicht eingehen, ob Ungarn verpflichtet gewesen sei, einen Theil der Staatsschuld zu übernehmen, und ein Truppenkontingent zur Unterdrückung anderer Völker zu liefern, es war jedenfalls bereit, nachdem die Feindseligkeiten begonnen hatten, auf diese Bedingungen einzugehen, um mit seinem Könige Frieden zu machen. Die Ungarn hätten sich auch zu jeder Concession an die österreichische Industrie, an den österreichischen Handel verstanden; allein diese Forderungen würden und werden auch jetzt noch nicht von der österreichischen Regierung als Grundlage des Friedens angesehen. Wem anders als der Krone werden in dem unglückseligen Lande der Magyaren Menschenopfer gebracht? Die Finanzvortheile, durch deren Verheißung man die bornirten Krämer für diesen Krieg gewinnt, sind diplomatische Täuschungen. Die finanziellen Verhältnisse leiden bei diesem Kriege, sowohl durch die Mittel der Bestreitung, als durch die Ungewißheit des Erreichten und die fortdauernde Gefahr, es zu verlieren. Der Frieden hätte können, wenn auch ungerecht, so doch materiell fruchtbringend für den sogenannten Gesammtstaat sein, allein die Krone führt um ihrer selbst willen den Krieg. Das Bürgerthum, der Besitzstand zahlt sehr theuer seine Täuschung und wird sie noch theuerer bezahlen. Das österreichische Ministerium setzt die ganze Monarchie in Belagerungszustand, läßt in Wien Bürgerblut in Strömen vergießen, führt Censur ein, um die Ehre der Presse zu retten, verbietet ein Blatt (die Ostdeutsche Post), das in jene Opposition eingestimmt, die sich im Reichstag zu Kremsier geltend gemacht, erkärt somit die Aeußerungen der Opposition im Reichstage für censurwidig, entwirft ein Gemeindegesetz, das an Unverstand und Kundgebung böser Absicht seines Gleichen sucht; überall Beschränkung, Zwang, Druck, Jammer im sogenannten Interesse der Krone, und durch diese Mittel will man's vollenden?! Straffe Zügel, die ein Mal zerrissen wurden, zusammenflicken, beweist wenig Einsicht, im Staatsleben einen Weg wieder betreten, der zur Umwälzung führte, zeugt von der

Die Prinzen wurden mit wenigen Ausnahmen immer militairisch erzogen, und in diesem von Jugend auf angewohnten Mittelzustande zwischen dem uniformirten zopfigen Ritterthume und dem Korporalstocke liegt der Fluch für die Dynastien und vielleicht der Segen für die neu zu entdeckende Staatsform. Daß Erzherzog Johann seine anerzogene Soldatomanie auch im Alter nicht verleugnen konnte, das bewies sein Erscheinen bei der Eröffnung des Wiener Reichstages in Generalsuniform. Es nahm sich wahrhaftig possirlich aus, den Eröffner der ersten volksvertretenden Versammlung in dem Kleide der Militairgewaltigen und umgeben von Generalen zu sehen. Die Thronrede fand indessen Applaus, und die Gemahlin des vormaligen Alpenvolkverehrers schluchzte laut in einer Loge. Könnte ich mich überzeugen, daß aus dem fürstlichen Komödienspiele, das Heil der Völker hervorgehen könne, ich würde mich bei Gott selbst zu dem Mummenschanze bequemen, so aber sehe ich in diesem traurigen Mißverständnisse Nichts als die Verwesung der alten Zeit. Hätte Erzherzog Johann nur die Hälfte jener Begeisterung, welche der Kuhreigen in einer albernen Kotzebue'schen Komödie einst in ihm entflammt hatte, fünfzig Jahre später in die an das Hofburgtheater gränzende Reitschule mitgebracht, er hätte damit ausgereicht, und es wäre ihm vielleicht noch ein Stückchen für die Paulskirche in Frankfurt übrig geblieben. Die Schuld lag offenbar an Johannes Müller und an Kotzebue, die Beide den Kuhreigen mißverstanden hatten. Aber Prinz Johann war in den ehrwürdigen Tagen seiner Jugend weit vernünftiger als Kotzebue und weit aufrichtiger als Johannes Müller, sonst hätte er in jener Zeit an den Letzteren nicht in einem Briefe die nachstehenden Worte gerichtet:

„Ich versichere Sie, daß ich mich immer über die Befreiung dieses Landes (der Schweiz) freuen werde; aber was mich am Meisten betrübt, das ist der Umstand, daß ich es von verschiedenen Parteien zerrissen sehen muß, die nicht eher aufhören werden, als wenn viel Blut vergossen sein wird. Ich hätte immer gewünscht, daß man dieses Land nach und nach zur Ruhe und zum Glücke hätte führen können, indem das Blut seiner eigenen Bürger erspart worden wäre. Ich versichere Sie, daß ich, wenn sich die Sache, so wie sie jetzt scheint, bestätigt, am Ende meines Lateins bin. Es ist wirklich nur die Vorsehung, welche dieses Land retten kann, wenn sie nämlich solche Umstände dazwischen kommen läßt, welche, indem sie den Ereignissen eine andere Wendung geben, uns eine Sache, die wir für schlecht hielten, als nützlich erscheinen lassen für den Gegenstand, den wir wünschen. Adieu! Genug für heute." „Johann."

Es sind allerdings seither Umstände dazwischen gekommen, welche den Ereignissen eine andere Wendung gegeben haben, aber es ist diesen Umständen leider nicht gelungen, den Fürsten die Sache, welche sie für schlecht hielten, als nützlich erscheinen zu lassen, und so war denn der Prinz Johann in seiner naiven Jugendbegeisterung nur ein halber Prophet, und er gedenkt natürlich mit seinen grauen Haaren jetzt in der Paulskirche seiner Jugendweisheit längst nicht mehr.

Da die vertrauten Briefe, welche der jetzige Reichsverweser einst als Jüngling in französischer Sprache an Johannes Müller richtete, und welche die Eigenthümlichkeit seiner Geistesrichtung bezeichneten, wenig bekannt und meines Wissens noch nie in deutscher Sprache erschienen sind, so dürfte den Lesern dieser Blätter die Mittheilung eines Schrei-

dens, worin die Ansichten des jungen Prinzen über die damaligen politischen Zustände Europa's ausgesprochen sind, wohl nicht ganz uninteressant erscheinen:

Wien, den 8. Dezember 1804.

„Wenn ich mit meiner Antwort gesäumt habe, so geschah dies aus Klugheit, man kann der Post nicht Alles anvertrauen, was man schreibt, und da ich mich nun über verschiedene Gegenstände aussprechen wollte, und Ihren Brief seinem ganzen Inhalte nach beantworten wollte, so habe ich auf eine sichere und günstige Gelegenheit gewartet, um Ihnen meine Erwiderung einhändigen zu lassen. Sie werden mich in dieser, wie ich hoffe, so aufrichtig finden, als ich es gegen alle Welt sein zu können wünschte."

„Seit einem Jahre habe ich es mir zum Systeme gemacht, mich in mich selbst zurückzuziehen, so viel als möglich meine ernste Weise zu steigern, mich über Nichts auszusprechen, aber alle Ereignisse und alle Maßregeln zu beobachten, und all meine Zeit daran zu wenden, um mich auf alle möglichen Ereignisse vorzubereiten, damit ich dann im Stande sei, meinem Herrn und meinem Vaterlande für meine Gesinnungen, meine aufrichtige Ergebenheit und meine Treue Beweise zu liefern. Auf diese Weise beseitige ich allen Verdacht und erhalte mir die Möglichkeit, einst nützlich sein zu können. Nur wenige Personen kennen meine Denk- und Anschauungsweise über die gegenwärtigen Verhältnisse. Man weiß nicht, ob ich den Krieg oder den Frieden wünsche, ob ich für oder gegen Frankreich bin. Als meinem alten Freunde, will ich Ihnen hier, so weit dies in einem Briefe geschehen kann, ohne den Leser desselben zu langweilen, aufrichtig auseinandersetzen, wie ich denke und sehe."

„Trotz meiner Lebensweise bin ich Deutscher mit Leib und Seele. Seit der Invasion der Franzosen in der Schweiz im Jahre 1798 habe ich nur mit dem größten Schmerze die Fortschritte sehen können, welche Jene von Jahre zu Jahre machten; auch verlor ich den Plan, nach welchem sie handelten, nie aus dem Gesichte. Nun ist er wohl kein Geheimniß mehr, wie ich glaube, und heißt mit einem Worte: Universalmonarchie. Jeder Schritt der gegenwärtigen Regierung beweist, was ich eben gesagt."

„Alle Staaten, die ihm in die Nähe kommen, haben dasselbe Schicksal zu gewärtigen, zuerst die kleinen, dann die großen; aber keiner wird ihm entgehen, wenn man in dieser Gleichgiltigkeit über alle Tagesereignisse fortfährt; und die französische Regierung hat es gar wohl verstanden, diese Unentschlossenheit, sei es durch Furcht, sei es durch schöne Versprechungen zu erhalten. Die Geschichte beweist das Gesagte zur Genüge. Die großen Monarchien verdanken ihre Größe niemals ihren eigenen Kräften, sondern der Zwietracht und den falschen Mitteln, welche man angewendet, um sich ihren Fortschritten zu widersetzen. In diesem Augenblicke befindet sich Europa in demselben Falle, und wenn die Regierungen in ihrem bisherigen Thun und Verhalten fortfahren, so ist vorauszusehen, daß Frankreich sein Ziel vollständig erreichen wird; man muß die Erfolge der Franzosen nicht etwa der großen Zahl ihrer Bundesgenossen, sondern vielmehr dem Mangel an Thatkraft von Seite Derjenigen zuschreiben, welche ihnen die Stirne zu bieten im Stande wären. Fassen wir die großen Monarchien ins Auge, welche im Stande sind, sich Frankreich entgegenzustellen, so sehen wir Oesterreich, Preußen und Rußland; von den Entscheidungen dieser drei Mächte hängen die übrigen Staaten Europa's (mit Ausnahme

Englands) ab: wie der deutsche Ländercomplex, das schwache ottomanische Reich, Schweden, Dänemark und Neapel. Jede der genannten drei Mächte ist stark genug, um ihre Staaten zu vertheidigen, aber nicht um Frankreich in seine alten Gränzen zurückzuweisen, und dadurch Europa jenes Gleichgewicht zu geben, ohne welches kein Friede von Dauer sein kann. Seine concentrirten zahlreichen und gut organisirten Kräfte, die Zuversicht, welche es aus seinen letzten Erfolgen und aus der Nachgiebigkeit seiner Gegner geschöpft, dies Alles giebt Frankreich eine gewisse Idee von Unbesiegbarkeit und von einem Rechte, der Welt Gesetze vorzuschreiben. Jede der früher erwähnten drei Monarchien hat im Verlaufe der letzten zehn Jahre ein politisches System verfolgt, welches von dem der anderen verschieden war; aber keines derselben hat Europa den Frieden gebracht. Im Gegentheile konnten die kleinen Mittel und Anstrengungen, die man im Anfange entgegenstellte, da man noch vereinigt war, so wie auch diejenigen, welche nach der Trennung von jeder einzelnen der Mächte gemacht wurden, dem gemeinsamen Feinden nur günstig sein. Unglücklicher Weise hat das Privatinteresse noch immer den Sieg davongetragen über das allgemeine Beste, und diese Vergrößerungssucht in der Politik der Kabinette war die wahre Ursache des Mißtrauens zwischen zweien der größten Monarchien Europa's; als könnte man seine Kräfte nur dadurch vermehren, wenn man neue Provinzen erwirbt, und nicht auch, indem man seine alten Besitzungen verbessert. Nichts konnte einem Feinde wie Frankreich, erwünschter sein; auch suchte es die Uneinigkeit möglichst zu erhalten. Rußland ist zu entfernt, als daß es Einfluß nehmen könnte, in so lange Oesterreich und Preußen die Hände in den Schooß legen. Auch bekümmert sich Frankreich nicht um Jenes. Alles, was Rußland thun kann, das sind Reklamationen, oder allenfalls die Zusendung einiger Kriegsschiffe, um England zu verstärken."

„Betrachten wir die natürliche Lage Oesterreichs und Preußens, so werden wir finden, daß diese beiden aneinander gränzenden Staaten Europa in zwei Theile scheiden, indem sie sich vom Baltischen bis zum Adriatischen Meere erstrecken. Sie bilden also die Mittelmächte zwischen den beiden größten Europa's: zwischen Frankreich und Rußland; es scheint, als seien sie von der Natur dazu auserlesen worden, um der Aussicht auf eine Universalmonarchie als Angel zu dienen; und zwar für jede dieser Beiden, die durch ihre Lage darauf Anspruch machen können. Die Nationen, aus welchen die preußischen und die österreichischen Staaten und die von ihnen abhängenden (der deutsche Ländercomplex) bestehen, gaben ihnen einen bedeutenden Grad von Verwandtschaft."

„Oesterreich sowohl als auch Preußen sind sich gegenseitig nothwendig, und nur sie vermögen allein, Europa die Ruhe zurückzugeben; unter den gegenwärtigen Umständen ist es nothwendig, daß zwischen diesen beiden Höfen ein Bündniß geschlossen werde; jedenfalls aber mit jener Geradheit, Biederkeit und Aufrichtigkeit, welche Beider würdig und allein fähig ist, demselben die Dauer zu sichern. Es wäre zu wünschen, daß keinerlei Schritte von den Kabinetten ausginge; denn, angenommen selbst, daß es Personen gebe, die, in Mitte einer Politik, wie sie unser Jahrhundert bezeichnet, ihre Rechtlichkeit zu behaupten wußten, — so werden Sie mir doch erlauben, daß ich als guter Soldat im Allgemeinen einiges Mißtrauen gegen diese Herren hege, und daß ich immer der Furcht Raum gebe, daß sie, vor lauter Skrupeln, Voraussetzungen und Paragraphen irgend einen gefaßten

Plan scheitern machen. Lassen Sie uns die Politik unserer Tage ein wenig prüfen, und wir werden finden, daß sie in einer gewissen versteckten, mißtrauischen und zweideutigen, der Loyalität und Geradheit entbehrenden Handlungsweise besteht; wie sollten wir uns darüber verwundern, die Männer, die dabei verwendet werden, eben so zu finden, da sie doch in der Handhabung derselben grau geworden sind? Wie ich die Sache ansehe, wäre es das Beste, wenn sich die Souveraine selbst einander nähern würden."

„Die Zeit ist jetzt kostbar, und darum sollte mit dieser Annäherung nicht gezögert werden. Was ihre Aufgabe sein würde, das ist Jedem bekannt, der nur ein wenig zu combiniren versteht; und dies würde alle Debatten über das, was zu geschehen hat, entbehrlich machen. Die Grundlage würde die sein: daß man sich gegenseitig verspräche, nichts Neues erwerben zu wollen; hiervon hängt das Gelingen des Ganzen ab, denn dies würde jedes Mißtrauen und jeden Verdacht von allen Parteien bannen."

„Die Befreiung Italiens bis zu den Alpen, die Wiedereinsetzung des Königs von Sardinien, die Unabhängigkeit Hollands, der Schweiz, die Räumung aller deutschen Länder, wenigstens bis an den Rhein, — dies wären die Hauptsachen, welche bewerkstelligt werden müßten: Das in seine früheren Gränzen zurückgedrängte Frankreich würde Europa eine dauerhafte Ruhe sichern. Es ist wahr, daß, wenn dies Alles in Ausführung gebracht wäre, noch viele Länder, wie zum Beispiel die cisalpinische Republik, das Parmesanische — herrenlos blieben; aber erst nach Beendigung des Vorgeschlagenen wäre es an der Zeit, über ihre Bestimmung zu sprechen. Glauben Sie ja nicht, daß ich verlange, sie möchten unserem Hause zufallen: Oesterreich bedarf keinerlei Vergrößerung. Neue Provinzen sollen nur in seinem Inneren erobert werden; giebt es doch genug der Quellen, die noch unbenützt sind, die uns jede Vergrößerung als unnöthig erscheinen lassen. Dies könnte nur geschehen, um alle gefaßten Pläne scheitern zu machen, und bei einer Unternehmung, welche eben so gerecht als nothwendig ist, muß das Theilinteresse dem der gesammten Menschheit, so wie auch der Existenzbefestigung der gegenwärtigen Staaten weichen. Der Bürge für dieses Bündniß könnte Rußland sein; Dieses hat mit Schweden und Dänemark hinlängliche Kräfte, um im Vereine mit diesen Mächten Demjenigen Nachdruck zu geben, was es, Frankreich gegenüber, behaupten wollte. Es würde auf diese Weise wenig Blut vergossen werden, ja, finge man einmal an, in Uebereinstimmung zu sprechen und das Gesprochene mit dem Waffen zu unterstützen, Frankreich würde fügsamer werden, und man würde wenigstens theilweise zum Ziele gelangen. „„Kann dies nicht im Guten geschehen, — nun, so wird man den Degen ziehen, und ich werde der Erste sein, der es thun wird, wenn es mir mein Herr befiehlt, und man wird ihnen zeigen, was das deutsche Volk ist, wenn es durch den Willen vereinigt ist, und was es mit einer Nation ist, die sich, wie die französische, als blindes Werkzeug der hochfahrenden Pläne eines einzigen Mannes gebrauchen läßt, dem die Befriedigung seiner Leidenschaften mehr gilt, als das Wohl einer Nation, die seine Wohlthäterin war *)."" Die Zeit wird die Noth-

*) Diese Exklamation ist durch die seitherige Lösung der Völkergeschicke ganz zur Parodie geworden. Man hat damals wirklich den Degen gezogen auf Befehl des Herrn, und hat den Franzosen ge-

wendigkeit eines engen Verbandes zwischen Oesterreich und Preußen beweisen. Im gegenwärtigen Augenblicke ist Europa durch Frankreich bedroht, „„man vergesse aber darüber nicht eine künftige Gefahr, welche mindestens eben so groß ist, nämlich die, daß, wenn einst Frankreich, in seine alten Gränzen zurückgewiesen, aufhören wird, in Europa die erste Rolle zu spielen, und wenn eine Katharina oder ein Peter der Große wieder auf dem Throne der Czaaren erscheinen sollte, — daß wir dann die Folgen aller jener Vorbereitungen sehen werden, die seit lange für das Gelingen eines seit lange vorbereiteten Planes gemacht worden sind, und denen man jetzt gar keine Aufmerksamkeit schenkt, weil man das Auge nur auf die gegenwärtige Gefahr gerichtet hat *).““ Dann wird der Augenblick gekommen sein, wo unsere beiden Höfe zum zweiten Male erscheinen können, um auch den hochfahrenden Plänen dieses Hofes Schranken zu setzen **).“

„Seit meiner Rückkehr aus Italien, und noch weit länger, beschäftigt mich dieser Gedanke Tag und Nacht, und ich spreche auch davon, so weit es mir die Klugheit gestattet. Bei Vielen finde ich noch die alten Vorurtheile; diese elenden Scheingründe werden, wie ich fürchte, die Erfüllung einer Hoffnung scheitern machen, oder wenigstens hinausschieben, die jeder Ehrenmann, jeder Freund seines Fürsten und seines Vaterlandes, die jeder gute Deutsche nähren muß. Einen langen Aufschub betrachte ich wie ein Scheitern, denn, ist der günstige Augenblick einmal versäumt, mit welchen Hindernissen wird man dann nicht zu kämpfen haben; was mich indessen noch tröstet, das ist der Umstand, daß man ja am Ende, durch Zeit und Umstände gezwungen, auf diesen Punkt wird kommen müssen, man mag wollen oder nicht.“

---

zeigt, was das deutsche Volk ist: — nämlich ein Heldenvolk, wenn es gilt, seinen gnädigen Herren die Pfründen und Plantagen zu schützen, und ein ergebenes, unterthäniges Volk, wenn es sich darum handelt, die Knutenhiebe geduldig hinzunehmen, mit einem Worte, was Börne ein Bedientenvolk nannte. Seither hat sichs verändert; das deutsche Volk ist erwacht, es hat nun den Kampf für sein eigenes Wohl begonnen, und will fortan nicht mehr der Befriedigung der Leidenschaften seiner Fürsten dienen, wie dies Erzherzog Johann damals den Franzosen zum Vorwurfe gemacht. Wie kommt es aber, daß der edle Prinz mit den deutschen Phrasen in französischer Sprache, und mit der Begeisterung für die siegreichen Bauern in der Kotzebue'schen Komödie, sich jetzt zwischen das Volk und seine Freiheit gestellt hat?

*) Es ist zwar seither weder eine Katharina noch ein Peter I. auf dem russischen Throne erschienen, aber der Wachsamkeit der Völker, die aufrichtigere Diplomaten sind, als die Gravitationsmänner, genügt selbst ein Nikolaus, um der alten russischen Politik gegenüber auf ihrer Hut zu sein. Das Ehrgefühl und die Vorsicht der Völker geht so weit, daß sie selbst bei einem Anlehen, das ihre fürstlichen Diplomaten oder diplomatischen Fürsten beim guten Czaar machen wollen, in Scham und Unmuth erröthen, und daß sie vor ihrem Abendgebete ihre Waffen schärfen, wenn sie zufällig an Nikolaus oder an einen Kosaken gedacht haben. Dabei sind die Völker aber so ächt diplomatisch, daß sie sogar nicht abgeneigt wären, den Kosaken, trotz der Warnung des Erzherzog Johann, unter gewissen Bedingungen freundschaftlich die Hand zu bieten.

**) Les grands esprits se rencontrent! Dasselbe hat auch Menzel in seinem Buche: „Das Jahr 1840“ gesagt. Erzherzog Johann und der große Wolfgang finden es aber gegenwärtig nicht nothwendig, diese Warnung zu wiederholen, wahrscheinlich weil die Frankfurter deutsche Einheit ihnen als genügende Gewährleistung erscheint.

„Ich meinerseits werde es nicht unterlassen, ein Wort mit darein zu sprechen; so gut ich es nämlich kann, und Sie können es ja genau beurtheilen, in wie weit mir dies möglich ist. Ich hatte so sehr gewünscht, daß bei Gelegenheit der Feldlager in Böhmen und Mähren die Nachbarschaft mit dem Breslauer Lager zu einer ersten Annäherung benützt worden wäre, und daß mein Bruder dem Könige mindestens einen Besuch gemacht hätte. Da dies nun einmal nicht geschehen, so möchte ich, daß es wenigstens im künftigen Frühjahre nachgeholt würde; ich arbeite mindestens darauf hin, so gut es geht. Gerne hätte ich die Bekanntschaft mehrer Preußen gemacht, die in Prag waren; aber die Abwesenheit meines Bruders hatte mich an Wien gebannt; selbst den Prinzen Ludwig konnte ich nicht so oft sehen, als ich es wohl gewünscht haben würde."

„Ich kann Ihnen die Versicherung ertheilen, daß ich die gegenwärtige Sachlage wahrhaft beklage, und ob ich gleich den Krieg als eine Geißel für den Staat betrachte, und den Frieden, als das einzige für den Staat gedeihliche Mittel wünsche, so würde ich doch der Erste sein, der den Krieg anriethe, wenn es nöthig, um weit bedeutendere Uebel zu beseitigen, und um die Ehre der Nation aufrecht zu erhalten."

„Genug über diesen Gegenstand. Sie werden wohl gesehen haben, daß ich ganz so gesprochen, wie an jenen Abenden, wo sie zu mir kamen, um über Verschiedenes zu plaudern. Sie werden hier auch meine schon oft bewährte Denkungsart wieder finden, wie ich sie als treuer Unterthan meines vortrefflichen Herrn, und zum Besten und zur Ehre Aller hegen zu müssen glaube ꝛc. „Johann."

Ich habe diesen Brief, der an sich nicht von allzugroßer Bedeutung ist, dem ganzen Inhalte nach gebracht, weil er jenen Lebensabschnitt des Prinzen Johann bezeichnet, in welchem der gegenwärtige erste deutsche Reichsverweser fertig geworden ist. Und was ist in diesem Briefe zu finden? — Für die Völker: Phrasen; — Gedanken nur für die Dynastien; — und ein Herz .... für Niemand.

Briefe.

Wien, den 12. Februar.

Regieren ist eine schwierige Obliegenheit und keine Begünstigung. Regieren heißt die Nothwendigkeit zum Gesetz erheben, aber nicht das Gesetz zur Nothwendigkeit. Das Königthum geht an der Umkehrung dieser Grundsätze zu Grunde, nachdem die Unterstützung weggefallen, welche eine in der Finsterniß erhaltene Zeit dem Irrthum geleistet. Die Aufklärung, die den Geist der Völker durchdringt, muß die Regierungen bewegen und leiten, sie mögen einen subjektiven oder objektiven Standpunkt einnehmen. Das Königthum hätte sich erhalten können, wenn es sich verjüngt, erneuert hätte, es hätte sogar als Tyrannei fortbestehen können, wenn es die Tyrannei einzurichten verstanden hätte.

Markt, auf diesen oder jenen Schiffen eingeführt worden ist. Diese letztere Beschränkung des freien Handels ist so durchaus vernichtend für Handel und Rhederei, so ganz und gar aus theoretisirendem Unverstand und Unwissenheit der betreffenden Verhältnisse hervorgegangen, daß das einmal bei einigen Berliner Klugthuern aufgetauchte Projekt, dergleichen auch in Deutschland einzuführen, durch die gründlichen Widerlegungen von Seiten aller gediegenen Kaufleute wohl für immer beseitigt worden ist. —

Wir interessiren uns hier zunächst nur für die Schutzzollfrage, und wünschen einige Seiten derselben zu beleuchten, welche nicht immer genügend hervorgehoben worden. Zunächst muß man bei Beantwortung dieser Frage auf die Entstehung des ganzen Zollwesens zurückgehen. — Handel und Gewerbe haben sich, wie unser ganzes politisches Leben, aus der Freiheit hervorgebildet. Hier, wie in allen Verhältnissen, ist unbeschränkte Freiheit das Ursprüngliche. Unter dem Schutze dieser Freiheit entstand allmälig im Mittelalter der Welthandel der großen Handelsrepubliken Venedig, Genua, Florenz, die Hansa und so weiter. Unter dem Schutze der Freiheit entwickelte sich der Gewerbstand, der Kern der deutschen Nation, der gediegenste wohlhabendste Gewerbstand, den je ein Volk aufzuweisen hatte. Erst als sich der Handel, der Gewerbstand bis zu einer bedeutenden Macht, zu einem nicht mehr zu versteckenden Reichthum herangebildet hatte, streckten die Gewalthaber, die Dynastien auch noch ihre raubgierigen Hände aus, und in demselben Maße, wie sich die Regierungen, d. h. die Machthaber, einmischten, welche in Europa die letzten Jahrhunderte nie und nirgends, vielleicht zwei oder drei edle Monarchen abgerechnet, der Ausdruck des Volkswillens, der Volksbedürfnisse, des Volkswohls gewesen sind, die vielmehr überall als selbstsüchtige Partei dem Volke gegenüber standen, in demselben Maße, als die freie Entwickelung und Selbstbestimmung verloren ging, sank auch Handel und Gewerbe von Stufe zu Stufe herab, der allgemeine Wohlstand verschwand, und höchstens bereicherten sich einige Wenige auf Kosten der Masse. —

Nicht die Gewerbe, nicht der Handel haben Schutzzölle zu ihrem Gedeihen von den Regierungen gefordert, sondern die Regierungen haben sie ungebeten dem Volke aufgezwungen, weil sie ihren Vortheil dabei sahen, und das Volk hat sie geduldet, weil ihm hier, wie in so vielen Fällen, eine jesuitische Heuchelei weiß machte, es geschähe alles zu seinem Besten. — Bleiben wir bei unsern deutschen Verhältnissen stehen, und fragen wir: von wem sind denn die Schutzzölle ausgegangen? Es ist eine Erfindung preußischer Finanzmänner, und wie wenig diese Männer das Volkswohl und seine Bedürfnisse verstanden, oder bei ihren Handlungen im Auge hatten, ist leicht zu zeigen. Die Erfinder des Zollvereins sind auch die Erfinder der allgemeinen Gewerbefreiheit. Und wie kann eine Regierung guten Willen oder richtige Einsicht für das Wohl des Volkes als Motive ihres Handelns geltend machen wollen, die eine so durch und durch den Wohlstand, und was mehr ist, die Sittlichkeit des Volkes vernichtende Maßregel ins Leben rief. Eine Regierung, worunter wir nicht diesen oder jenen einzelnen, vielleicht wohlwollend denkenden Fürsten, sondern die ganze Masse der Bevorrechteten und Selbstsüchtigen verstehen, welche sich immer als nächste Dienerschaft um den Fürsten schaart, weil sie die Macht für ihre Leidenschaften auszubeuten denkt, die Regierung, so wie sie noch jetzt in Deutschland durchweg besteht, kann niemals die ehrliche Absicht haben, nur für den wahren Vortheil

des Volkes zu sorgen. Es ist eine psychologische Unmöglichkeit, daß jemals die Selbstsucht ihre Macht anwenden sollte gegen sich selbst.

Thoren sind diejenigen, welche durch die höhere Bildungsstufe der höhern Stände das Wohl des Volkes am besten gesichert glauben. — Schon Georg Forster sagt irgendwo in seinen Briefen: Die scheußlichste Tyrannei ist die des Verstandes, und die wichtigsten Staatsfragen wird man nicht richtig lösen, wenn man das Herz nicht mitsprechen läßt. Und wer ist solch ein Gelbschnabel in der Welt, daß er behaupten möchte, daß das Herz besser berathen sei in den höheren Ständen als im Volke, daß Sittlichkeit und Frömmigkeit da oben tiefer, inniger sich entwickelt hätten als vielleicht in der ärmsten Hütte. Dieses Mißverständniß, dieser Götzendienst der Intelligenz, wie man es nennt, hat eben aufs Neue Deutschlands Zukunft wer weiß auf wie lange vernichtet. Die traurige Gegenwart, die verfehlten Hoffnungen des vorigen Jahres, die schmerzliche Ueberzeugung, daß durch die Schauerscenen der letzten acht Monate für das wahre Volkswohl nichts gewonnen ist, verdanken wir der hochmüthigen Frankfurter Rechten, die zwar viel Verstand, viele Kenntnisse besitzen mag, der es aber an Herz, an Liebe fürs Volk, an höherer Sittlichkeit und moralischem Ehrgefühl fehlt. Und Alles das fehlt einer Versammlung, welche die Klagen der Nation über Druck der Lasten, über den Troß der nichtsnutzigen Spaziergänger in Uniform mit einer Verdoppelung der stehenden Heere beantwortete; Alles das fehlt einer Versammlung, welche die Ehre und die Zukunft einer Nation von 40 Millionen von einer zufälligen lumpigen Majorität von 17 Stimmen, wie beim Malmöer Waffenstillstand abhängig sein ließ. Doch zu unserm Gegenstand zurück. Die Regierungen sind es, welche die Schutzzölle ungefordert eingeführt, und so spricht schon die Präsumtion dafür, daß es nicht dem wahren Wohl des Volkes zusagende Einrichtungen sein können.

Und fragen wir nun die Erfahrung, so zeigt sich uns überall das Sinken der Gewerbe, das Verschwinden des allgemeinen Wohlstandes, das Entstehen des unglücklichen abhängigen Proletariats, neben einigen reichen Fabrikherrn, und in Folge dessen eine traurige Entsittlichung als der sogenannte Segen, den die Schutzzölle über das Volk gebracht haben. Vor 50 Jahren kannte man noch keine Noth des deutschen Gewerbstandes. Jetzt klagt man überall, wo der Zollverein seine Gefängnißmauern hingebaut, über den Verfall der Gewerbe, über die Noth des Arbeiters, über das Ueberhandnehmen der Proletarier. Hamburg und Bremen, wenn schon gefährlich große Städte, haben dagegen ohne Schutzzölle, und der ganzen angedrohten Ueberschwemmung mit englischen Waaren preisgegeben, einen wohlhabenden Gewerbstand und kein Proletariat. Hamburg ohne Schutzzölle besitzt 114 Fabriken der verschiedensten Art, welche sich im blühendsten Zustande befinden. — Die englischen Fabrikanten verlassen freiwillig den Segen ihrer hohen Schutzzölle, um sich in Hamburg unter der Aegide völliger Freiheit anzusiedeln. Englands Handwerkerstand ist fast ganz vernichtet. Seine reichen Fabrikherrn tyrannisiren eine große Bevölkerung von Sklaven, unter denen eine Entsittlichung herrscht, die entsetzlich ist. Soll etwa Deutschland diesem Beispiel nachstreben? Frankreichs Industrie ist von Jahr zu Jahr seit Einführung der Schutzzölle im Jahre 1803 gesunken, seine Seidenmanufaktur in Lyon, früher so blühend, ist der Vernichtung nahe; nicht minder sind die weinbauenden Distrikte verarmt, seine Handelsmarine, von Jahr zu Jahr sinkend, ist, trotz des aus-

gedehnten Küstenstrichs und der zahllosen natürlichen Häfen, kleiner als die des von der Natur so stiefmütterlich bedachten Deutschlands, wobei wir die österreichische Handelsmarine, die allein fast halb so groß ist wie die französische, noch gar nicht einmal in Rechnung ziehen. —

Die Noth der schlesischen Weber des Erzgebirges und Westphalens datirt sich erst seit Einführung der Schutzzölle. Man hat das zwar daraus erklären wollen, daß diese Fabrikorte noch nicht durch genugsam hohe Zölle geschützt seien, und hat dagegen das Aufblühen einiger andern Fabrikorte z. B. Apolda's angeführt. Aber das erste ist wohl ein sehr mißliches Umkehren von Ursache und Folge, und das zweite spricht mehr als Alles Andere gegen die Schutzzölle. Doch um das deutlich zu machen müssen wir etwas weiter ausholen.

Jedes Gewerbe, mag es nun betrieben werden wie es wolle, als Fabrikgeschäft oder als Gewerk, ist in seinem Gedeihen nicht davon abhängig, daß das Produkt einen bestimmt hohen Preis behauptet, sondern davon, daß es den möglichst großen Markt hat und darauf den größten Absatz findet. Was hilfts dem Fabrikanten, wenn seine Baumwollenstoffe noch so hoch im Preise stehen, wenn Niemand da ist, der kaufen will. — Auf einem großen Markte dagegen, der die verschiedenartigsten Interessen und Bedürfnisse der Käufer vereinigt, findet auch jeder Verkäufer für preiswürdige Waare seine Käufer, selbst dann, wenn die vielleicht bessere Waare auch absolut theurer wäre als andere ähnliche, aber leichtere. Nun läßt sich nicht in Abrede stellen, daß der größte und daher vortheilhafteste Markt für den Producenten und Verkäufer der Weltmarkt ist; hier kommen alle Interessen zusammen, hier gleichen sich alle Bedürfnisse aus, und würde eine Sache an diesen Markt gebracht, welche keine Abnehmer fände, so wäre das ein Beweis, daß die Herstellung derselben ein Unsinn wäre, den man überall nicht schützen soll. Diesen Weltmarkt aber kann allein der Großhandel schaffen, und hat ihn geschaffen; ein solcher Weltmarkt ist London, ist Bombay und ist Newyork. Hier strömen die Waaren aller Gegenden zusammen, hier finden sich die Käufer aller Länder ein, und nichts, was an den Markt gebracht wird, bleibt unverkauft. — Ein solcher Handel kann aber nur bei unbedingter Freiheit sich entwickeln und bestehen, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil der Handel nur Austausch der Waaren ist, also Ausfuhr und Einfuhr sich gegenseitig ganz genau bedingen. Jede Beschränkung der Einfuhr macht auch unmittelbar einen Theil der Ausfuhr unmöglich. — Viele Leute, die sich selbst Statistiker und Finanzräthe schelten lassen, haben noch einen so beschränktem Horizont, daß sie meinen, im Handel würde eine Waare für Geld erstanden. O ja! im Kramladen, und wessen Nase nicht weiter reicht, als auf den Wochenmarkt seines Fleckens, der hat Recht; für den eigentlichen Handel aber, der alle produktiven Kräfte belebend, den Ueberfluß und das Bedürfniß der Nationen gegen einander austauscht, hat der gar keine Bedeutung. Das Geld verhält sich im Großhandel zur Waare noch nicht wie ein Sechser, den ich zur Ausgleichung auf 100 Thaler Waare zugebe. England ist vielleicht das Land, welches das meiste baare Geld besitzt, und sein gesammter Geldreichthum von 30 Millionen Pfund könnte noch nicht die Hälfte des Handels von der einzigen Stadt London decken, und beträgt selbst weniger, als der Handel von Liverpool oder Hamburg. Der Kaufmann, der Waaren irgendwo hinbringt, muß

dafür Waaren wieder annehmen, er mag wollen oder nicht. — Hierbei macht sich dann aber eine zweite Kurzsichtigkeit geltend, die da meint, es müsse das immer nur so Zug um Zug geschehen. Der Handel ist viel großartiger, und als Welthandel, wie er jetzt besteht, bewegt er die Waare der ganzen Erde. Möglich ist's, daß der Engländer Manufakturwaaren in Hamburg verkauft, ohne gerade aus Hamburg Waare wieder zu erhalten; vielleicht bezahlt ihn der Hamburger in Kairo mit Baumwolle, die er dort wieder selbst mit Berliner Seidenstoffen gekauft. So mag es in noch größern Kreisen sich herumdrehen, aber ausgleichen muß sich immer die Ausfuhr und Einfuhr der Waare auf der ganzen Erde.

Und ist das so, so können wir es ruhig geschehen lassen, daß sich ganz Deutschland mit englischen Waaren versorgt; es bezahlt sie doch nur mit eignen Produkten, sei es in Nordamerika oder Brasilien, und dann stellt sich für den Gewerbstand die Sache so: der Handwerker und Fabrikant bringt seine Waaren an den besten Markt, der zu finden ist, und verkauft sie also für den höchsten Preis, den die Waare irgendwo auf Erden erhalten kann, und dafür kauft er selbst, wenn er will, seine Bedürfnisse auf dem für ihn passendsten Markte ein, wo er sie nämlich am billigsten bekommt. — Man wende uns hier nicht ein, daß der Handwerker kein Kaufmann sei, der solche weitläufige Geschäfte machen könnte, das wissen wir so gut wie Jeder. Der Kaufmann aber ist gleich bei der Hand, wo es sich darum handelt, eine neue Waare an einen neuen Markt zu bringen. Hier ist das Interesse des Handels aufs Innigste verknüpft mit dem des Gewerbes, sei es welches es wolle. Der Druck des Gewerbes geht nur daraus hervor, wenn zwischen den Producenten und den Großhändler sich zu viele Zwischenhändler drängen, und das ist nothwendig dann am meisten der Fall, wenn Beschränkungen des Handels den Kaufmann an der freiesten Bewegung hindern. —

Der Entwurf zu einem neuen Zollsysteme für Deutschland ist allerdings nur eine Halbheit, und bahnt eine Vermittelung des bisherigen Zwanges mit der Freiheit an; aber man lasse auch diesen ersten Versuch nur erst ein paar Jahre seine Wirkungen entwickelt haben, und man wird über das Resultat erstaunen. — Dabei wollen wir gar nicht in Abrede stellen, daß nicht ein paar Dutzend reiche Fabrikanten darüber Banquerott machen können, aber wir wollen offen gestehen, wir sind so hartherzig, davon gar kein Aufhebens zu machen, wenn dafür Hunderte von fleißigen Handwerkern wieder auf den Weg zur alten Wohlhabenheit kommen. Wir sind abgesagte Feinde aller Fabrikindustrie, die nicht naturwüchsig aus den Verhältnissen des Landes, den natürlichen Gelegenheiten und den wirklich vorhandenen Bedürfnissen hervorgeht. Ist aber das letzte der Fall, findet eine Industrie ihre natürliche Stelle zur Ausfüllung irgend eines Bedürfnisses der Völker, so wird sie auch ohne Schutzzölle und zwar auf um so sicherer Basis gedeihen.

Man hat endlich noch gesagt, England und englische Emissaire seien es, welche jetzt den Freihandel predigten, und auch wohl die Vertheidiger desselben erkauften. Das ist eine große Unkenntniß der Dinge, die diese alten Ammenmärchen wieder auffrischt. England wolle, sagt man jetzt, den Freihandel, wo seine Industrie keine Concurrenz mehr zu fürchten habe. Die Leute, die so reden, müssen nicht einmal Zeitungen gelesen haben, sonst könnten sie nicht so oberflächlich reden. England hat seine Korngesetze ganz allgemein aufgehoben, ohne Rücksicht auf gleiche Zugeständnisse von andern Nationen, ohne

Handelsverträge. Englands einflußreichste Kaufleute dringen darauf, daß das gesammte Zollwesen in ähnlicher Weise im Interesse der Freiheit reformirt werde und über kurz oder lang wird das ebenfalls im Parlament durchgesetzt werden, und zwar ebenfalls nicht mit Berücksichtigung etwaiger Gegenseitigkeit bei andern Nationen. — Die Sache ist vielmehr einfach diese: England hat sich durch sein unsinniges Schifffarths- und Zollsystem in eine Lage gebracht, wo es im Innern und nach Außen allmälig dem Verderben entgegenreifte. Es sind vorzüglich Nordamerika und ein kleiner Theil von Deutschland, nämlich Bremen und das so oft seiner Anglomanie wegen gescholtene Hamburg, die furchtbarsten Feinde Englands, denen es bei dem bisherigen Systeme langsam, aber sicher unterliegen muß. — Hamburgs Handel, durch keine künstlichen Zollsysteme eingeengt, verdrängt von Jahr zu Jahr mehr und mehr das stolze England von den Märkten. Man sehe nur die Hafenlisten der verschiedenen Seestädte durch. Ueberall ist selbst im Laufe von zehn Jahren die Zahl der englischen Schiffe beträchtlich gesunken, die der hamburgischen bedeutend gestiegen. In Hamburg z. B. kamen 1837 537 englische Schiffe*) an, und nur 197 hamburgische, im Jahre 1846 hatten, bei stetiger Ab- und effektiver Zunahme, die englischen Schiffe sich auf 476 vermindert, die hamburgischen dagegen auf 319 vermehrt; 1837 gingen von Hamburg dagegen ab 521 englische Schiffe, 1846 nur noch 394. Dagegen gingen hamburgische Schiffe 1837 ab 178 und 1846 336.

Aus außereuropäischen und nicht levantischen Häfen kamen 1837 nach Hamburg 93 hamburgische und 70 englische Schiffe, 1846 dagegen 136 hamburgische und nur noch 20 englische. Eben dahin gingen ab von Hamburg 1837 englische Schiffe 111, und 1846 nur noch 39, dagegen hamburgische Schiffe 1837 112 und 1846 143 abgingen.

Mögen diese Zahlen, die sich leicht vermehren ließen, genügen, um zu zeigen, daß auch in diesem Verhältnisse Beschränkung der Freiheit keinen Segen bringt. Freiheit und unbedingte Freiheit in allen Verhältnissen ist der einzige Boden, in welchem Volkswohl dauernd gedeihen kann. Schleiden.

Die dynastischen Demagogen **).

Die Männer aller Parteien müssen wohl, wenn sie die Augen offen halten, der Ueberzeugung Raum geben, daß wir uns am Vorabende eines großen, grauenvollen, blutigen Kampfes befinden, der zwischen dem Absolutismus und dem Demokratismus gekämpft werden wird. Die Vereinigungsbrücke, welche bisher durch die Fiktion der kon-

---

*) Hierbei sind die bloßen Kohlenschiffe nicht mitgezählt und nur die Schifffahrtsbewegung zwischen Hamburg einerseits und den europäischen Häfen und der Levante andererseits berücksichtigt.

**) Ich brauche wohl nicht erst zu sagen, daß das Wort Demagogen hier nicht in der ursprünglichen, griechischen, sondern in der umgekehrten modernen Bedeutung zu gelten hat. D. V.

stitutionellen Monarchie gegeben war, ist niedergerissen worden, und die Ueberzeugung aller Demokraten, daß die sogenannte Konstitutionalität nur ein Deckmantel für den gehässigsten Absolutismus sei, mag wohl auch die Dynasten und ihre Macht- und Würdenträger bestimmt haben, selbst den entferntesten Schein des Glaubens an jene Fiktion zu vermeiden, und den Mantel abzulegen, welcher den nackten Absolutismus bisher bedeckte. Dieser Letztere steht nun mit wildem Blicke, ohne Hülle, schamlos, die Keule schwingend vor uns, und macht uns mit einer Ausgeburt der jüngsten Zeit bekannt, mit dem dynastischen Demagogenthum. Was sind die kühnsten und blutigsten Ueberschwänglichkeiten der französischen Schreckensherrschaft in den Neunzigerjahren, im Vergleiche mit dem Treiben dieser dynastischen Demagogen! Auch der Schein der Gesetzlichkeit wird bei dem blutigen Despotismus dieser keulenschwingenden modernen Ulanen verschmäht, und fast jeder österreichische Korporal ist nun schon Herr über Leben und Tod. Wenn es zur Zeit der französischen Schreckensherrschaft genügte, als Aristokrat bezeichnet worden zu sein, um der Guillotine zu verfallen, so genügt es jetzt, für einen Demokraten zu gelten, um sogleich als vogelfrei betrachtet zu werden. Ich will von der Demokratenfängerei in Preußen und dergl.... nicht sprechen, ich will den Blick des Lesers nur nach dem blutigen Tagewerke der dynastischen Demagogen in Oesterreich lenken; denn Oesterreichs Dynastie hat das Verdienst, die Schreckensherrschaft, wie sie von den zur Contrerevolution verbündeten deutschen Fürsten beschlossen worden ist, zuerst experimentaliter in rother Farbe verwirklicht zu haben. Noch scheint man sonst überall in Mitteleuropa vor der Ausführung des Beschlossenen zurückzubeben, noch zagt man vor den blutigen letzten Consequenzen. Die österreichischen Dynasten aber, mit ihrer bis an die Zähne bewaffneten Demagogie, haben das Paroli schon eingebogen, sie halten es für überflüssig, die Leidenschaften länger zu zügeln, sie lachen laut über das Possenspiel der armen Narren, welche noch immer in den sogenannten Kammern, bei den Reichstagen sitzen, und possirliche Reden halten. Wenn diese lächerlichen Figuranten die Todesstrafe abschaffen, so antworten sie mit Hinrichtungen, wenn diese Histrionen Religionsfreiheit dekretiren, so halten die dynastischen Demagogen die Hand vor den Mund, möchten vor Lachen ersticken über das komische Pathos, mit welchem von Machtlosen fortdekretirt wird —, und weisen die Deutschkatholiken aus — oder setzen Judensteuern ins neue Budget. In Frankfurt spielen die deutschen Kinder noch immer das beliebte Volksvertretungsspiel, und bauen Kartenhäuser auf, welche sie Grundrechte nennen, und der Athem der lachenden Fürsten-Demagogen bläst diese Häuser wieder um, und die Demagogen haben im Grunde recht, weil sie einsehen, wie lächerlich es ist, herrschen zu wollen, wenn man keine Macht hat. Die fürstlichen Demagogen sind überhaupt viel praktischere Leute, als die Demagogen des deutschen Volkes. Diese waren immer albern, zusammenhanglos, begeistert und ehrlich-gemüthlich; Jene sind verbündet, nüchtern, unehrlich-ungemüthlich, und schlagen drein. Diese haben bisher ihre Revolutionen beim Bier gemacht (wie, glaub' ich, Börne sagt), — Jene machen sie beim Blute. Diese haben ihre rothen Mützen auf den Rechtsboden gelegt, statt sie aufzusetzen, Jene setzen ihre Pickelhauben auf den Kopf, und treten den Rechtsboden mit Füßen.

Wenn ich sagte, daß die kühnsten, die blutigsten Ueberschwänglichkeiten der Schreckensherrschaft in Frankreich von den dynastischen Demagogen überboten worden sind, so brauche

ich nur offizielle Kundmachungen, Manifeste u. dergl. anzuführen, um jedes weiteren Beweises enthoben zu sein. Ich will es thun:

In Gratz wurde kürzlich ein Zeitungsredakteur, weil er gegen die Militärdespotie früher in seinem Blatte Protest eingelegt hatte, und später einige Stellen aus Bakunins vortrefflichem Aufrufe an die Slaven mitgetheilt hatte, auf Befehl eines k. k. Rittmeisters durch Soldaten in seiner Wohnung überfallen und tödtlich verwundet. Ueber dieses eben so feige als freche Attentat erhob sich, wie natürlich, in allen besseren Organen der Oeffentlichkeit ein Schrei der Empörung, welchen die offizielle k. k. priv. Wienerzeitung mit nachstehender Zurechtweisung allergnädigst beantwortete:

„Berichtigung eines Zeitungsartikels."

„Am Abende des 7. dieses Monats ergab es sich in Gratz, daß einige Mann von der dort garnisonirenden Reserve-Eskadron des Fürst Windischgrätz-Chevcauxlegers-Regiments, sich in die Wohnung des Herrn Gretschnigg verfügten, welcher als Redakteur des brutal radikalen Blattes: „die Volkszeitung" in einer Reihe von Artikeln die Regierung und das Militär beschimpfte, und in Nr. 14 seines Schandblattes sich die empörendsten Ausfälle gegen den Feldmarschall Fürsten Windischgrätz erlaubte."

„Um die Tendenzen dieses Mannes und seiner Partei einiger Maßen zu beleuchten, sei noch angeführt, daß Exemplare jener Zeitung unter Couvert in die Caserne geschickt wurden, ja, daß man sie gratis in die Provinz versendete, so daß die Bürger der Stadt Leoben, in der Niemand dieses Blatt hielt, in der Gratzer Zeitung öffentlich gegen diese Zusendungen protestirten."

„Die erbitterten Reiter mißhandelten Herrn Gretschnigg mit Faustschlägen, und als er sich mit einem Messer zur Wehre setzte, auch mit den Griffen ihrer Säbel derart, daß er, obwohl keineswegs gefährlich verwundet, doch besinnungslos zu Boden fiel."

„Während dieses Vorganges umstanden über zwanzig Mann das Haus."

„Dieses das einfache wahrheitgetreue Faktum, das freilich himmelweit von jener Schaudergeschichte abweicht, welche die „Presse" von ihrem Correspondenten A. E. sich schreiben läßt, nach der die Welt das Wunder glauben soll, daß 100 wüthende Reiter auf einen einzigen Wehrlosen mit dem Säbel einhieben, und daß dieser doch noch lebt."

„Wir nehmen das Geschehene nicht in Schutz (schön von Ihnen!), und führen nur an, daß die Beigabe über geschehen sein sollende Entwendungen in dem unter A. E. erschienenen Artikel eine schändliche Ausschmückung ist, die sich bei derlei Correspondenten von selbst versteht, welche es recht natürlich finden, wenn das Volk einen unbetheiligten Offizier vom Pferde reißen, und an ihm eigene Justiz üben will; aber Zeter schreien, wenn einmal ein Soldat sich für tausendfältige Unbilden eine Revanche nimmt, da weder ein Anwalt noch sonst Jemand ihn gegen die Frechheit der Presse schützt. Es ist leider die Charakteristik einer gewissen Partei, daß sie Humanität gegen Schuldige predigt, dagegen ihre Wuth und Rache an Schuldlosen ausläßt, wie die letzten Angriffe auf einzelne Militärs in der Hauptstadt noch täglich die leidigen Beweise liefern."

Es hat Alles seine Gränzen, nur nicht die Unverschämtheit einer rohen Militär-Despotie. Diese wächst gleich dem über den Berg herabrollenden Schneeball, der zuletzt

als Lavine ins Thal niederstürzt, und die friedlichen Hütten begräbt. Wenn unter der angeführten Berichtigung auch nicht der Name „Welden“ steht, so wird doch Niemand, der sie gelesen, über die Quelle, aus der sie geflossen, in Zweifel sein; wer könnte diese Berichtigung, in welcher Ausdrücke vorkommen, wie: „die Beigabe über geschehen sein sollende Entwendungen,“ oder „in dem unter A. E. erschienenen Artikel,“ wer könnte diese Berichtigung, welche von „einem unbetheiligten Offiziere“ und von „leidigen Beweisen“ spricht, für etwas Anderes, als für eine militärisch offizielle Zurechtweisung halten? Wenn diese Berichtigung auch nicht in dem k. k. priv. Standrechtsblatte erschienen wäre, den Korporals- oder Generalsstyl müßte doch Jedermann von Weitem wittern, denn solchen Styl schreibt nur noch das k. k. österreichische Militär. Es gehört mit zu den Qualen, welche den unglücklichen Oesterreichern auferlegt sind, daß sie neben der Bedrückung auch noch den schlechten Styl ertragen müssen, in welchem jene ausgeübt wird. Nichts kann empörender sein, als das Regiment alter ABC-Schützen!

Die dynastische Demagogie geht also, wie sich aus der angeführten Berichtigung ergiebt, jetzt schon so weit, daß sie die roheste Verletzung des Asyles und der Personen, wenn diese durch Soldaten einem Civilisten, und noch dazu einem Demokraten gegenüber geschehen ist, in Schutz nimmt. Diese Schamlosigkeit ist zugleich so lächerlich, daß man sich bei derselben unwillkürlich an jene komische Scene in einer Nestroy'schen Parodie erinnert, in welcher ein Mann, der einem Andern eine Violine an den Kopf geschlagen hat, Diesen darüber zur Rede stellt, und ihm die Lehre giebt, er hätte nicht so „dickschädelig“ sein, er hätte mit dem Kopfe nachgeben sollen. Der durch bewaffnete k. k. Reiter überfallene und mißhandelte Journalist hat die Frechheit gehabt, sich mit einem Messer zu wehren, statt nachzugeben; er war eben auch zu „dickschädelig,“ und darum ist ihm recht geschehen. Wäre nicht ganz Europa schon jetzt ein Krater, — die dynastischen Demagogen würden es in Kurzem dazu machen; denn Völker, welche den Scepter nicht mehr dulden wollen, können sich unmöglich den Korporalstock gefallen lassen. Wenn die Dynastien fallen, so verdanken sie dies nur ihren bewaffneten Demagogen.

Ich schließe diese flüchtigen Bemerkungen, welche, ich gestehe es, die Indignation gemacht hat, mit der wortgetreuen Mittheilung einer Windischgrätz'schen Proklamation, welche Alles überbietet, was Dyonis, Nero, Caligula, Geßler rc. jemals an Tyrannei geleistet haben.

„Proklamation.“

„Wer es jetzt noch versucht, mit der Debrecziner Umsturzpartei gemeinschaftliche Sache zu machen, von ihr Befehle anzunehmen, solche zu verbreiten, oder eine wie immer geartete Verbindung zu erhalten, die Gemeinden aufzureizen, kann keine Nachsicht mehr erwarten, diesen muß die Strafe des Hochverräthers treffen.“

„Ich entsende in verschiedene Richtungen Truppen, deren Kommandanten mit dem jus gladii versehen werden; bei dem ein Kossuth'scher Aufruf, oder was immer für eine von dessen Partei herrührende Schrift, Brief, Zeitung u. s. w. gefunden wird, verfällt unnachsichtlich, eben so wie jener, der standrechtlichen Behandlung, welcher Waffen verheim-

licht, oder das Volk zum Ungehorsam aufreizt. — Jeder Postmeister oder Postbeamte, welcher solche von der Debrecziner Gegend kommende Schriften, Briefe, Aufrufe annimmt, oder wohl gar weiter befördert, verfällt dem Strange."

„Schlüßlich will ich die Juden von Ofen und Pest, besonders aber von Altofen, warnen, sich jedes wie immer Namen habenden Einvernehmens mit dem Hochverräther Kossuth, dem sogenannten honvédelmi bizottmány, und dem Rebellenreichstage zu enthalten, denn ich habe die Gewißheit erlangt, daß gerade meist die Israeliten sich zu Spionen und Lieferanten der Rebellen gebrauchen lassen, so wie sie es sich zur Aufgabe machen, falsche und schlechte Nachrichten über angebliche Siege der Rebellen zu verbreiten, um dadurch Furcht und Mißtrauen zu erregen; daher wird für jeden Israeliten, welcher obangedeuteter Vergehen wegen kriegs- oder standrechtlich gerichtet wird, jene Judengemeinde, zu der er gehört, 20,000 Gulden CM. als Strafe bezahlen."

„Hauptquartier Ofen, am 11. Februar 1849."

„Alfred Fürst zu Windischgrätz,"
m. p.
„k. k. Feldmarschall."

Wem das Treiben dieser k. k. Demagogen nicht genügt, dem kann nichts mehr geboten werden, das ihn aufstachele.

Schattenrisse aus der Paulskirche *).

I.

Ernst Moritz Arndt.

Der alte Fehler der Deutschen, bei den wichtigsten Lebensfragen mehr auf die Regungen des Gemüthes, als auf die Stimme des gesunden Menschenverstandes zu hören, ist bei den Wahlen zur deutschen Reichsversammlung wieder recht grell hervorgetreten. Man hat die haute volée unserer Literatur- und Gelehrtenwelt gewählt, aus bloßer Artigkeit gegen unsern Ruhm. Bei vielen dieser Renomeen wollte man die Unbilden wieder gut machen, die früher ein despotisches Regiment an ihnen begangen; und so hat man die Dulder des frühern Polizeistaates aus Respekt vor ihren Dornenkronen in die Versammlung gewählt, ohne sich erst zu fragen, ob sie noch Kraft und Energie genug besäßen,

*) Herr Ludwig Kalisch, dessen geistvolle, humoristische Arbeiten unsern Lesern auf das Beste bekannt sind, erfreut uns mit der Mittheilung dieser Proben aus einem demnächst von ihm herauszugebenden Werke: „Schrapnels" betitelt. Die Feinheit der Contouren, der Geist der Auffassung in diesen Bildern ist nicht zu verkennen, wir haben, nach diesen Proben zu urtheilen, ein Werk zu erwarten, das den großen Ruf des Verfassers nur zu erhöhen im Stande sein wird. D. R.

in den gewaltigen Orkanen dieser Zeit fest zu stehen, geschweige denn rüstig fortzuschreiten. Die deutsche Pietät hat hier wieder die dümmsten Streiche gemacht; denn ihr haben wir es zu verdanken, daß so viele Professoren und Märtyrer auf den Bänken der Paulskirche sitzen, und oft eine Sprache führen, für welche unserer Zeit das Verständniß gänzlich abgeht. —

Ein Professor und Märtyrer zugleich, der früher ungewöhnliche Verdienste um unser Vaterland sich erworben, jetzt aber an dem unverbesserlichen Fehler eines hohen Alters leidet, ist Ernst Moritz Arndt.

Arndt ist ein fast achtzigjähriger Greis. Zur Zeit, als Preußen durch Napoleons weltbezwingendes Genie und Glück zu einer politischen Null herabgesunken war, kämpfte Arndt durch Wort und Schrift, in Prosa und in Versen, unermüdlich für die Wiederherstellung Preußens. Er war der Peter von Amiens im Kreuzzuge gegen Frankreich. Er wallfahrtete von einem Ende Deutschlands zum andern, und machte im Geheimen Propaganda für die Sache Preußens, die er, wie viele Andere, für eine Sache des deutschen Volkes hielt. Arndt zog für Friedrich Wilhelm III. die Kastanien aus dem Feuer. Als aber Napoleon geschlagen, ließen sich Friedrich Wilhelm III. und seine gekrönten deutschen Vettern die Kastanien trefflich schmecken, aber diejenigen, die sie aus dem Feuer geholt, hatten nur die verbrannten Finger davon. Arndt wurde, als er sich nach der Vernichtung der Franzosenherrschaft über die nunmehr eingetretene deutsche Polizeiherrschaft derb ausließ, als unnützer Demagog verhaftet, aller seiner Papiere beraubt, seines Amtes entsetzt und den ärgsten Mißhandlungen Preis gegeben. Erst mit der Thronbesteigung des jetzigen Königs von Preußen, erst zwanzig Jahre später, wurde Arndt rehabilitirt. Die deutsche Loyalität genießt aber eine solche unerschütterliche Gesundheit, die deutsche Treue hat ein solch zähes Leben, daß durch Fußtritte und Rippenstöße ihre Gesundheit sich nur noch mehr befestigt. Arndt schwärmt, trotz seiner von Preußen erlittenen schmachvollen Undankbarkeit, noch immer für die preußische Krone. Arndt spricht noch immer von preußischer Herrlichkeit, von preußischer Größe. Arndt kann, eben so wenig wie der Turnkunstmeister Jahn die Gefühle von Anno 13 los werden; und man muß gestehen, es gehört ein guter Magen dazu, um diese eingepökelten Gefühle verdauen zu können.

Arndt gehört zu unseren besseren lyrischen Dichtern. Er hat auch, wie männiglich bekannt, die große Frage: „Was ist des deutschen Vaterland?" in Reime gebracht. Diese von ihm besungene und von unserem Volke so oft gesungene Frage, ist von einem Theil der Reichsversammlung bei der Abstimmung in der österreichischen Frage auf's Schnödeste beantwortet worden. Der greise Arndt, dessen Herz veraltet und verpreußt ist, hat, indem er für die Ausschließung Oesterreichs aus dem deutschen Bundesstaate stimmte, sich den Lorbeerkranz, den ihm das deutsche Volk für sein deutsches Lied geflochten, selbst vom Haupte gerissen. Wenn künftig der Deutsche Arndts Lied singt, wird er nur mit Schamgefühl des Dichters denken, der sich in einem finstern Augenblick für immer aus dem Herzen des deutschen Volkes verbannt hat. —

II.

Wilhelm Jordan.

Wilhelm Jordan ist ein angehender schlanker Dreißiger, mit einem bleichen, etwas parodirten Christusgesichte. Wilhelm Jordan ist, wie sein Namensvetter Sylvester, gewissermaßen Märtyrer. In Sachsen hat er unter dem alten Regimente eine kleine deutsch-polizeiliche Passionsgeschichte durchgemacht. Für den Sitz im sächsischen Gefängnisse hat er einen Sitz im deutschen Parlamente.

Wilhelm Jordan hat seine Carriere mit einem etwas pikanten Atheismus begonnen. Wilhelm Jordan war ein abgesagter Feind von dem lieben Herrgott, und war schon häufig drauf und dran, ihm die Scheiben einzuschmeißen. Der Himmelstürmer konnte, wie der Samiel im Freischütz, den Namen Gottes gar nicht nennen hören, ohne über Hals und Kopf davon zu laufen *). Daß er nebenbei auch einen wüthenden Republikanismus zur Schau trug, versteht sich von selbst. Wenn Jordan gekonnt hätte, würde er den himmlischen Thron des Allmächtigen an den Barrikaden zerschlagen und verbrannt, und an dessen Gluth sich die Cigarre angesteckt haben, gerade wie es die Franzosen mit dem Juli-

---

*) Dieser besagte Feind des lieben Herrgott, dieser wüthende Republikaner „Wilhelm Jordan" ließ sogar in Leipzig 1846 nachstehendes Gedicht drucken:

Die Windsbraut tanzt mit dem Schifflein wild
Den tödtlichen Hochzeitsreigen;
Der Schiffer kniet vor dem Götzenbild,
Das will sich nicht hülfreich zeigen.

„Dir hab' ich geopfert so manches Jahr
In den sonnigen Tagen des Lebens,
Nun fleh' ich zu dir aus Nacht und Gefahr,
Nun sei mein Flehn nicht vergebens."

Da pfeift noch lauter, wie Himmelsspott,
Der Sturm in den rasselnden Tauen.
Der Schiffer wüthet: machtloser Gott,
Belohnst du so mein Vertrauen?

Und kannst du nicht sänften die tobende Fluth,
Soll Dich zuerst sie verschlingen;
Ich suche mein Leben der Götterwuth
Mit Menschenkraft zu entringen.

Er schleudert den Götzen über Bord,
Statt zu beten ergreift er das Steuer: —
In selbiger Nacht erblickt' er den Port
Und das Rettung leuchtende Feuer.

Vorbei ist die Zeit, in der es hieß:
„Er giebt es den Seinen im Schlafe."
Wer den lieben Gott nur walten ließ',
Er bliebe wohl ewig ein Sklave.

Sei Kompaß dir selbst auf dem Lebenspfad,
Laß fahren das Himmelsvertrauen:
Auf deinen und nicht auf Gottes Rath
Mußt du das Glück dir bauen. —

Es braust um die Welt ein verjüngender Sturm
Und Vieles, was steht, wird fallen,
Und der Geist, noch ein getretener Wurm,
Mit siegendem Banner wallen.

O Vaterland, wie du ringst mit der Fluth,
Bald verzweifelnd, bald hoffnungserhoben!
Du harrst, daß der Himmel Wunder thut,
Doch der Segen kommt nimmer von oben.

Wirf Götter nnd Götzen über Bord,
Dann frisch an's Steuer getreten;
Errungen nur wird der Freiheitsport,
Nicht erbetet und nicht erbeten.

* * *

throne gemacht. Fürst Lichnowsky aber, der Eckhard der unantastbaren Legitimität, hat Jordans Herz an einem schönen Sommertage zum bessern gelenkt. Jordans Erzrepublikanismus ist vor der Sonne der Lichnowsky'schen Durchlaucht ganz und gar zusammengeschmolzen; und ich bin fest überzeugt, daß er sich auch bald mit dem lieben Gott, der ihm doch wahrscheinlich nie etwas zu Leide gethan, vollständig, wenn auch nicht öffentlich, aussöhnen wird.

Jordan hat seinen Abfall von der Sache der Freiheit durch seinen Vortrag über die polnische Frage offen dargethan; und diesem hat er noch oben drein das Siegel der unverschämtesten Unverschämtheit aufgedrückt. Die Geschichte kennt kein Beispiel, daß in einer konstituirenden Nationalversammlung, die aus einer der edelsten Revolutionen hervorgegangen, die das Resultat einer für die Freiheit und Selbstständigkeit jeder Nation glühenden Schilderhebung ist: — daß in einer solchen Versammlung ein junger Mensch, der bis jetzt Nichts gethan hat, als Schönfärberei mit Phrasen zu treiben, und holperige Verse zu machen, stundenlang ein Volk verhöhnen und beschimpfen durfte, das, wie kein Anderes der Welt, für die Sache der Freiheit geblutet.

Wilhelm Jordan hat in den Polen nichts Anderes entdeckt, als stutzerhafte Masurkatänzer; und der größte Theil der Versammlung hat dies ruhig, ja mit sichtbarem Vergnügen und Wolbehagen hingenommen. Ich fürchte aber sehr, daß Jordan die Polen nicht mit seiner angenehmen Gegenwart beehren wird, wenn sie wieder eine jener blutigen Masurka's tanzen, vor welchen selbst Czaar Nikolaus schon oft erbleicht ist. Herr Wilhelm Jordan ist ein schlechter Masurkatänzer; ich glaube aber deshalb doch nicht, daß er ein großer Held ist.

III.

Mittermaier.

Eine schlanke, hagere Figur mit einem silberweißen Haupte. Das Gesicht, in welchem so viel Milde, so viel lächelnde Gutmüthigkeit ruht, muß nothwendig für den Mann einnehmen, den so viele deutsche Rechtsgelehrte ihren Lehrer nennen. Als vieljähriges Mitglied der badischen Kammer, deren Präsident er häufig war, ist er mit dem parlamentarischen Leben sehr vertraut. Mittermaier ist ein vermittelndes Naturel. Mittermaier stolpert über keinen Stein, der am Pfade der Politik liegt; er weicht ihm vorsichtig aus, und bittet ihn noch obendrein um Entschuldigung. Er gehört nicht zu jenen demantharten Charakteren, die einschneidend auf alles Spröde wirken, Mittermaier möchte es gerne Jedem recht machen, sich Jedem anbequemen.

Als Redner ist Mittermaier ziemlich gewandt; aber er ergreift nicht; denn es fehlt ihm sowohl an Energie, wie an Ursprünglichkeit. Auf dem breiten Strome seiner Reden, oder vielmehr auf dem Strome seiner breiten Reden, begegnet man nur höchst selten einem mit Gedanken befrachteten Fahrzeuge. Man sieht diesen Strom häufig vor lauter Wasser nicht, in welchem Wasser die Geduld des Zuhörers oft verzweifelnd herumzappelt, um ans Ufer zurückzugelangen. —

IV.

Welcker.

Welcker ist eine untersetzte, derbknochige Gestalt mit einem glattrasirten, rothen Gesichte und großen blauen Augen.

Welcker galt vor der Februarrevolution für einen gewaltigen Revolutionär, und es war für einen ruhigen friedsamen Bürger im Großherzogthum Baden fast gefährlich, öffentlich mit ihm zu verkehren. Er war so zu sagen ein polizeiwidriger Umgang. Unmittelbar nach den März-Ereignissen ist Welcker Bundestagsgesandter geworden; und seit jener Zeit weiß er nichts Besseres zu thun, als dem monarchischen Prinzip lakaienhaft den Schemmel vor die Füße zu rücken. Man hat deshalb Welckers Charakter verdächtigt; allein ich glaube, man thut ihm Unrecht. Welcker theilt nur das Loos so vieler Liberaler von ehedem. Diese haben ihr redliches Theil beigetragen, das Volk für die Revolution reif zu machen; als aber der Sturm der Revolution heranbrauste und ihnen heftig ins Gesicht blies, kehrten sie erschrocken um, und wurden nun mit aller Kraft rückwärts getrieben. Mit dem Augenblick, als in Deutschland die Bewegung ausbrach, war Welckers Mission vollbracht. Hätte Welcker dies erkannt, hätte er eingesehen, daß er zu alt für die junge Zeit, man hätte ihm den Lorbeer gereicht. Er hat dies aber nicht eingesehen, und sich vielmehr dafür hergegeben, mit seinem Namen den von ganz Deutschland verdammten deutschen Bund wieder zu Ehren zu bringen. Welcker hat den deutschen Bund nicht zu Ehren gebracht; aber der deutsche Bund hat ihn seinen Lorbeerkranz gekostet. Welcker hätte wissen sollen, daß ein gesunder Mensch durch seine Gesundheit nie einen Pestkranken heilt, daß er selbst durch diesen angesteckt wird. Die deutschen Regierungen, die schon im März daran dachten, den Strom der Bewegung wieder ins alte enge Bett zurückzudämmen, hätten keinen klügern Streich thun können, als durch jene Fusion des Bundestages, die populärsten Namen zu vernichten. Der Streich ist ihnen trefflich gelungen; wer sich aber zu diesem Streich hergegeben, ist zu bedauern. —

Welcker gehört zu den hervorragendsten Rednern der deutschen Reichsversammlung; aber man kann durchaus nicht sagen, daß er ein guter Redner ist. Er ist viel zu heftig, viel zu ungestüm auf der Rednerbühne. Er giebt sich nicht viel mit Vernunftgründen ab; ja, er giebt sogar der Logik sehr derbe Ohrfeigen. Er will die Zuhörer nicht erst überzeugen, sondern fordert diese Ueberzeugung sogleich als einen, seiner Autorität schuldigen Tribut. Er will die Festung mit Sturm einnehmen, noch bevor er sie belagert. Sobald er ins Feuer geräth, und das geschieht gewöhnlich, nachdem er einige Minuten auf der Rednerbühne ist, macht er Bewegungen mit den Armen, als wolle er Steine einrammeln, oder Butter stampfen. Welcker spricht mit Händen und Füßen. Man kriegt Schwindel, wenn man ihn reden sieht. Welcker spricht mit Leib und Seele, doch mit jenem viel mehr als mit dieser. —

Aus dem Tagebuche eines Flüchtlings.

(Fortsetzung.)

Der Omnibus fuhr durch den Ort bis an den Bahnhof. Soldaten aller Waffengattungen standen und gingen in den schmutzigen Straßen umher. Es war ein unheimlicher Anblick, es war ja zum ersten Male seit Wien, daß ich die uniformirten Handlanger der Krone wieder erblickte. In einem wenig besuchten Orte sieht man gewöhnlich in die etwa vorüberfahrenden Wagen neugierig hinein. In Lundenburg ist nun der täglich von Nikolsburg herüberkommende Omnibus ein Ereigniß, und so kam es denn, daß sich auch heute aller Augen dem Omnibus zuwandten, und natürlich mich, der ich auf dem äußersten Vorposten neben dem Kutscher saß, zuerst trafen. Das brachte mich, da ich viel zu erfroren war, um den naheliegenden Grund zu errathen, außer Fassung, und ich glaubte nichts weniger, als der heutige Omnibus sei bereits, als verdächtige Waare führend, signalisirt. Ich wickelte mich bald bis über die Ohren in meinen Mantel, um nicht erkannt zu werden, bald wieder legte ich ihn ganz zurück, um nicht etwa verdächtig zu scheinen. So gedankenlos gewöhnlich Blick und Miene des österreichischen Soldaten ist, so sah ich doch lauter Argusaugen und Hyänengrinsen. Zwischen dem Orte und dem Bahnhofe ist eine Strecke von etwa 5 Minuten. Am Bahnhofe bemerkte ich ein ganzes Rudel Uniformen; ich drückte dem Kutscher das Geld in die Hand, und sprang unter dem Vorwande eines unabweislichen Bedürfnisses vom Wagen. Hinter einem Strauche beobachtete ich den Omnibus, der unbehindert am Bahnhofe anfuhr, und sich seiner Passagiere entledigte, ohne daß einer befragt oder angehalten worden wären. Ich athmete wieder freier, und näherte mich dem eben so gefürchteten als ersehnten Bahnhofe. Durch die lärmenden Soldatengruppen gelangte ich unbeachtet an die Kasse, wo ich zu meinem Schreck erfuhr, daß der Zug nach Breslau erst um 11 Uhr Nachts abgehe. Nur nach Brünn könne ich fahren. Das war mir aber zu nahe am Spielberge, wo ich vielleicht wider Willen in die Lage gekommen wäre, meinen Kollegen Häfner zu besuchen. Ich sehnte mich nach einem Frühstücke, und lenkte meine Schritte nach der Bahnhof-Restauration. Mit bereits gewohnter Vorsicht recognoscirte ich an den Fenstern das Lokale. Es war leer. Ich trat ein, und setzte mich in die hinterste Ecke mit dem Rücken gegen die Thüre. Kaum hatte ich den ersten Bissen einer duftigen Kotelette verschluckt, als ich laute Stimmen und Säbelklirren vor der Thüre vernahm. Ich hatte mich seit Kurzem gewöhnt, dieses Geräusch, wie der Wolf das Feuer, zu fliehen, und war eben instinktmäßig im Begriffe aufzuspringen, als sich die Thüre öffnete, und eine Heerde Offiziere eintrat. Die klirrten und schrien nun eine Weile herum, man sah, daß sie sich als die Herren Oesterreichs fühlten — endlich ließen sie sich nieder. Alle Tische waren voll, ich bekam an dem meinen zwei zur Gesellschaft. Ich schlug, wie ein Liguorianer, die Augen nieder, und beschäftigte mich anscheinend höchst eifrig mit meiner Kotelette, obwohl mir jeder Bissen wie Leder schmeckte. Kaum waren die Helden mit dem nöthigen Getränke versehen, so ging das Gejohle erst recht an; die Politik kam an die Reihe. O Himmel! ein österreichischer Offizier und

Politik! Das war zu arg. Ich legte Gabel und Messer in dem Augenblicke hin, als der mir gegenübersitzende Schwertumgürtete, ein Bürschchen von höchstens 18 Jahren, behauptete, Windischgrätz, Jellachich und Radetzky seien ein Kleeblatt, wie es die Geschichte keines Landes aufzuweisen habe. Ich blickte den Knaben mitleidig an, und warf ein höhnisches „wahrlich Sie haben Recht" hin. Das wurde jedoch für Ernst genommen, und verschaffte mir einen herablassenden Blick des Wohlwollens. Ich ward von den Beiden in das Gespräch gezogen, wobei sie jedoch dem nichtuniformirten Bürger gegenüber den herrischen Ton der Geringschätzung nicht vergaßen. Ich schlug da und dort leise Saiten der Opposition an, aber selbst diese homöopathische Dosis rief jedesmal Entrüstung hervor, die sich in höhnischen Ausfällen Luft machte. Ich wurde immer schweigsamer, die Gesellschaft immer lauter, die Hauptgegenstände des Gespräches waren der Krieg gegen Ungarn, Toaste auf die Helden des Tages, und Rachepläne gegen die Männer der unterlegenen Partei, welche letztere sie ganz auszurotten vor hatten. Ich hatte in meinem Leben noch nie so viel Beschränktheit und Fanatismus gepaart gefunden; meine anfängliche Erbitterung ward durch ein Gefühl des Mitleides verdrängt, das in mir jene traurige, alles reellen Wissens völlig baare, Beschränktheit erweckte, die sich unter dem Banner der rohen Gewalt so übermüthig aufbläht, und seit jeher so ziemlich den ganzen österreichischen Offiziersstand charakterisirt. Das mir gegenübersitzende Püppchen, das von Geschichte und Geographie beiläufig so viel zu wissen schien, als sein Reitpferd, sprach die Namen Kossuth's, Blum's u. dgl. nicht aus, ohne einen „Wicht", „Schurke" oder Aehnliches beizufügen. — Diese Menschenklasse, die man im gewöhnlichen Leben zu den Gebildeten zählt, weil sie eben Zutritt zu den Hofbällen hat und feine Kleider trägt, sitzt nun über die Erhebung eines Volkes zu Gerichte, und bricht den Stab über Gut und Leben der Bürger, deren Schweißtropfen ihre bunten Uniformen bezahlen mußten, und deren Töchter zu verführen stets ihre Hauptaufgabe war. Vor einem von solchen Schultern getragenen Gerichte, vor dem Forum des Standrechtes soll entschieden werden über die heiligsten Heiligthümer des Menschen, es soll hier entschieden werden, wie viel Freiheit der Mensch zu besitzen würdig und fähig ist, und welche Mittel er zu ihrer Erreichung wählen darf, mit einem Worte, diese Menschenklasse entscheidet jetzt über die Berechtigung der Revolution und dictirt Geschichte! Wahrlich eine sarkastische Laune des Schicksals! — Wer im Staate freut sich dieser Wendung der Dinge? Vor allen der Spießbürger, dessen zweideutiger Patriotismus sie herbeigeführt. — Und wie lange wird er sich freuen? So lange, bis er eingesehen haben wird, daß die Studentensäbel das Pflaster nicht mehr ruiniren, als die Offizierssäbel, daß man aber für Militärherrschaft und Kriegführen um ein paar Milliarden im Jahre mehr bezahlen müsse. Ich möchte wahrlich ihre verblüfften Gesichter sehen, wenn eines schönen Morgens (und der ist bei gegenwärtigem Regime in nächster Nähe) der Staatsbanquerott in ungeschminkter Wirklichkeit an ihre Thüre klopft, und seine langen Knochenfinger ohne viele Umstände in ihre Taschen und Kisten streckt. Da werden sie plötzlich „Freiheit" schreien, und den Gamaschen-Gott verwünschen, den sie eben erst noch angebetet. Ha, ha, ha! — Ich lachte, ich hatte einen Augenblick über meinen Grübeleien meine Umgebung vergessen. Der neben mir sitzende Offizier fuhr mich barsch an, wie mein Lächeln zu verstehen sei, während er doch eben von der scheußlichen

an dem edlen Latour verübten Unthat gesprochen. Ich entschuldigte mich mit meiner momentanen Geistesabwesenheit, versuchte aber zugleich das unbestreitbare Recht eines friedlichen Reisenden geltend zu machen, im Wirthshause nach Belieben zu lachen oder zu weinen. Da wurde mir bedeutet, daß sich das mit jener Achtung, die man dem Portepee schulde, nicht immer vertrüge. Das wurde mir nachgerade zu bunt, und, da ich in der Gesellschaft offenbar in der Minorität war, so beschloß ich das Feld zu räumen. Ich stand auf, bezahlte, und schob mich, ohne weiter beachtet zu werden, hinaus. Vor der Thüre athmete ich wieder auf, die reine, frische Luft that mir wohl im Gegensatze zu jener mephitischen, mit dem Modergeruche des Mittelalters geschwängerten Atmosphäre. Es ist doch etwas eigenthümliches um den Wellenschlag der Geschichte. Will man nicht glauben, daß der alles durchwehende Gedanke unerfaßlich größer sei als das Sümmchen Verstand in einem menschlichen Gehirne, so müßte man oft das ganze Getriebe für ein prinziploses Chaos halten, das ohne Anfang und ohne Ende, ohne Ursache und ohne Zweck dahinfluthet. — Vor wenig Wochen noch schritt die Revolution dröhnend durch Europa, die Völker jubelten und die Kronen bebten —, jetzt ist jene im Kampfe mit der Gegenrevolution unterlegen, die Fürsten gebieten wieder, und die Völker schweigen wieder; es handelt sich längst nicht mehr um Reaktion, die Parole von heute ist „Restauration". Ich sah mich noch einmal nach den Hallen um, in denen ich, freilich auf Kosten meines Frühstückappetites, um eine Bestätigung meiner Ansichten über den österreichischen Offiziersstand reicher geworden, und mußte lächeln, meinen letzten Gedanken hoch oben darüber mit großen Buchstaben angeschrieben zu finden: „Restauration!" Es war 11 Uhr Vormittags, ich hatte also noch blanke 12 Stunden hier zuzubringen. Vor mir lag die weite Haide, die sich hinauszieht, so weit das Auge reicht; mitten durch dehnt sich die Einsenbahn, die unermüdlich rege Pulsader inmitten der trägen Masse, und hoch darüber wölbte sich der reine, wolkenlose Himmel. Ich schlenderte mit behaglicher Gemächlichkeit einen kleinen Feldweg hin, bis ich hinter Bäumen und Sträuchen den Bahnhof, die Barracken Lundenburgs, die Offiziere, und somit die letzten Spuren menschlicher Kultur, aus den Augen verloren hatte. — Ich war einsam, ganz einsam. — Wer schon je in seinem Leben keinen Paß oder einen solchen gehabt hat, der nicht auf ihn paßt, der weiß, welche Wonne es ist, einsam zu sein, wo es, so weit das Auge reicht, keine Gensdarmen giebt. Nachdem ich diese Wonne hinlänglich genossen, begann ich zu überlegen, was denn mit den noch übrigen 11 Stunden anzufangen sei. Ich sah rund um mich — Haide und Wald, Wald und Haide —. Ich fand nach reiflicher Ueberlegung, daß hier absolut Nichts zu machen sei, legte mich auf ein von Strauchwerk umgebenes freies Plätzchen, streckte meine Gebeine nach den vier Weltgegenden, und ließ mich von der Sonne bescheinen, mit der beruhigenden Ueberzeugung, dasjenige zu thun, was unter den vorhandenen Conjunkturen das Zweckmäßigste war. — Die Sonne schien so warm, weit und breit war kein Laut zu hören, nur zuweilen summte eine Mücke oder ein Käfer vorüber, und machte mir sein kleines Leben für einen Augenblick bemerkbar. Ein leichtes Wölkchen zog langsam herauf, es mochte der Seufzer eines Freundes sein, der eben dem Wiener Inquisitionsgerichte zum Opfer fiel, der letzte Seufzer, der klagend zum Himmel stieg — —, das Wölkchen bewegte mich wunderbar, es schien mir eine bittere Anklage gegen mich selbst zu

sein, als ob es mich frage: „Du liegst hier in träger Ruhe, während das Blut Deiner Freunde fließt?" — Was sollen aber zwei vereinzelte Arme; die sind zum Retten zu schwach, aber — der Gedanke durchzuckte mein ganzes Innere — zum Rächen sind sie vielleicht stark genug! Rache! Du herrliches Wort —, mit all der Größe, mit all der Verworfenheit, mit der süßen Lust und dem ganzen Grame, die in Dir liegen —, wie kommst Du Schlange in die Brust des Jünglings, der noch vor 9 kurzen Monaten Tag für Tag geduldig die Tretmühle seines trocknen Geschäftes ging, der nicht Grausamkeit genug besaß, um gleichgiltig ein Huhn schlachten zu sehen? Wie kommt es, daß nun Tausende und aber Tausende die Schlange nähren, den Groll im Auge, den Fluch auf der Zunge, die vor Kurzem noch in indifferenter Glückseligkeit die breite Straße der Alltäglichkeit dahinhumpelten, ohne daß das gemüthliche Einerlei durch etwas anderes unterbrochen worden wäre, als durch ein frisches Hemde und ein „Backhenderl" am Sonntag, oder eine andere Gemüthsaufregung störend eingegriffen hätte, als etwa dann und wann ein kleiner Zank mit der Hausfrau, oder ein Fleck an dem neuen Kleide des jüngstgeborenen Sprößlings? Und auf dem Boden, in dem dieser Same keimt, soll ein ruhiger und glücklicher Zustand aufblühen? Nimmermehr! Das können nur Kinder und Narren glauben. Das Gift greift schnell um sich; der scheinbar blühende Körper wird plötzlich zusammenschrumpfen, er wird zucken, krampfhaft zucken, und — eine Leiche sein. Es wird eine wilde Zeit sein, die Zeit des Leichenbegängnisses, die Kanonenschüsse werden nicht so genau gezählt werden, ob es gerade die etiquettemäßigen Einhundert und Einen sind, und mancher, der heute noch ein Köpfchen auf den Schultern trägt, wird es — — „He Sie! Musje, was wollen sie hier im Jagdreviere seiner Durchlaucht des Fürsten Lichtenstein?" klang eine Stimme eben nicht sehr freundlich an mein Ohr, und ich fuhr überrascht empor. Ein Bursche, den Stutzen und Waidtasche als Jäger annoncirten, stand vor mir, und machte mir begreiflich, daß ich mich hier inmitten des durchlauchtigen Fasanenrevieres befinde. Ich entschuldigte mich mit meiner Eigenschaft als Reisender, dem das Terrain hier völlig unbekannt sei. Ich hatte den über meine Frevelthat Hocherzürnten bald besänftigt, und schloß mich ihm als Begleiter an. Es war mir nicht uninteressant, die Ansichten des vielleicht 19jährigen Burschen zu hören. Sein Amt bestand darin, vom frühen Morgen vor Tagesanbruch bis tief in die Nacht das Gehege der Fasanen, das etwa eine Viertelstunde im Umfange halten mochte, zu umkreisen, und Acht zu haben, daß, wenn die Durchlaucht kommt und die Häupter ihrer Lieben zählt, keines fehle. Für dieses, dem Wohle der Menschheit gewiß höchst ersprießliche Geschäft wird der auserwählte mit dem Titel „Waidbursche" und jährlich mit 200 Gulden belohnt. Und für dieses Denunciationsämtchen ist der damit Bekleidete in einem Alter von 19 Jahren, in dem man doch gewöhnlich Kosmopolit zu sein pflegt, bereits so stockconservativ als Se. Durchlaucht der Fürst Lichtenstein selbst. Ich mußte über das Pathos lächeln, mit dem der durchlauchtige Waidbursche statt dem Worte „Bauer" regelmäßig als Aequivalent das Wort „Hund" setzte, und dabei niemals vergaß, in Miene und Geberde seine tiefste Verachtung an den Tag zu legen, die er (obschon selbst Bauernsohn) vor dieser verworfenen Menschenklasse empfand, die weder vor dem Fürsten noch vor seinen Fasanen Respekt habe, indem sie fortwährend auf nichts anderes sönne, als auf Verweigerung der fürstlichen Steuern,

dieser heiligen Ehrenschulden, und andrerseits vor keinem Frevel gegen die Jagdgesetze zurückbebe, um Sr. Durchlaucht Fasanen an sich zu bringen. Wie verkäuflich doch der Mensch mit all seinen Gefühlen ist! Giebt es denn nicht Tausende und wieder Tausende, die für ein zweifarbiges Kleid oder für ein lumpiges Aemtchen, das kaum das Brod für Weib und Kind bezahlt, zu einer Fahne schwören, der sie als freie Menschen feindlich gegenübertreten müßten? — Ich versuchte umsonst, den Waidmann davon zu überzeugen, daß es ja für das Glück der Menschheit durchaus nicht nothwendig sei, daß es Fasanen und Hasen, Rehe und Hirsche gebe; daß die Erde mit ihren Produkten für alle Menschen und nicht blos für den Fürst Lichtenstein geschaffen sei. Meine Vorstellungen prallten an der Waidmannsbrust ab, in der das Herz für einen Fasan höher schlug als für zehn Bauern. Ich sah, daß an diesem Individuum, das die Märzerrungenschaften und namentlich die Robotaufhebung ärger als die Pest verfluchte, Hopfen und Malz verloren, und hier an Proselytenmachen nicht zu denken sei. Ich verließ den Boden der Politik und suchte den harmlosesten Gesprächsstoff hervor, die Geographie. Mein Begleiter deutete, auf meine Frage nach der Umgegend, gegen Osten. Dort blickte in einer Entfernung von etwa $^1/_2$ Stunde ein Kirchthurm hervor. Dort, sagte mein Begleiter, fließt die March vorüber, dort ist die ungarische Gränze. — Das hatte ich nicht gewußt, daß die Gränze hier so sehr nahe sei. Ich wußte, daß hart an der Gränze die ungarischen Vorposten stünden. Mein Blick flog sehnsüchtig hinüber, und ich warf schnell die Frage hin: „Nun da kann man ja leicht hinüber, wenn man will?“ „Ja, wenn die Brücken nicht abgebrochen wären und herüben keine Vorpostenkette stünde,“ war die Antwort, und ich somit schnell wieder enttäuscht. — Zu meinem Begleiter gesellte sich inzwischen ein anderer Jägerbursche und ich benutzte bald darauf die Gelegenheit, um mich mit einem kurzen „Guten Tag“ zu verabschieden. Ich strich auf der Haide herum, zündete mir eine Cigarre an, deren ich noch einige aus der Zeit meiner Verborgenheit mit hatte, grübelte hin und her, wie ich wohl über die March kommen könne, und gelangte endlich zu dem Entschlusse, doch meinen anfänglichen Plan, auf der Eisenbahn nach Breslau zu fahren, auszuführen. Ich warf mich an dem Abhange eines kleinen Hügels hin, und zog meinen Paß heraus. Je länger ich ihn ansah, um so auffallender stachen mir gerade jene Stellen in das Auge, die nicht auf mich paßten, und nach vollendeter Prüfung schien es mir, als ob jeder Schuljunge auf den ersten Blick die Mängel erkennen müßte. Ich beschmutzte den Paß und namentlich die verfänglichen Zeilen, um sie bestmöglichst vor dem prüfenden Auge des Gränzcerberus zu verhüllen. Nachdem ich auch dieses Geschäft beendet und den Paß an seinen alten Platz gesteckt, setzte ich meine Wanderung fort. Die Zeit wollte gar nicht verstreichen; je schneller ich sie vorüber wünschte, um so langsamer schien sie sich hinzudehnen. Endlich sank die Sonne hinab. Ich hatte einen weiten Weg zurück. Noch einen Blick warf ich auf den Kirchthurm hinüber —, und wandte mich mit der trüben Ahnung im Herzen, in wenig Stunden vielleicht schon der kurzgenossenen Freiheit wieder beraubt zu sein, und den kommenden Morgen wieder in Wien, aber in Ketten, zu begrüßen. — Als ich am Bahnhofe anlangte, war es bereits längst Nacht. Ich nahm mein Billet und legte mich im Wartesaale, der noch ganz finster und leer war, auf eine Bank. Nach und nach kamen ein paar Fremde. Später rumorte ein Schwarm Offiziere herein und

lärmte, lachte und sang, als ob der Wartesaal eine Kneipe wäre. Ich dachte nur „Herr! vergieb Ihnen x.“ und legte mich auf die andere Seite. Endlich schlug es 11, aber noch eine gute halbe Stunde dauerte es, bis die Glocke schellte. Der Zug brauste heran; ich sprang hinein, den Mantel bis über die Ohren, drückte mich in die noch freie Ecke, es pfiff, und bald lag Lundenburg weit hinter mir.

(Fortsetzung folgt.)

Portraits.

V.

Borrosch.

In der Reitschule zu Wien sah man damals, als die österreichischen Volksvertreter noch daselbst tagten, auf der äußersten Rechten einen gelblich blassen Mann mit raschen nervösen Bewegungen, scharf markirten schneidenden Zügen, einem bittersüßen Lächeln, das eben nicht sehr herzgewinnend, mit gespannter Aufmerksamkeit den Versammlungen lauschen, und über jede Aeußerung, die da oder dort fiel, mit possirlichem Geberdenspiel die bezügliche Kritik ausdrücken. Man frug sehr häufig nach diesem Manne; denn er interessirte, so wie man ihn ein Mal sprechen hörte, so wie man die kleinste Berichtigung, den einfachsten Einwurf aus seinem Munde vernahm, es war der Abgeordnete für die Kleinseite zu Prag, das ehemalige Mitglied der provisorischen Regierung von einem Tage, die schlimm begonnen und schlimm geendet, die den unglückseligen Bruch zwischen den Slaven und Deutschen in Oesterreich als ein frecher Herold ankündigte, es war Borrosch.

Die äußere Erscheinung ist nichts weniger als einnehmend und empfehlend, die gebückte Gestalt, die ironisch hämische Freundlichkeit, das gezwängte lauernde Wesen, in dem sich eine unheimliche Affektation ausspricht, die alle Offenheit, alle Geradheit, alle Mannheit so unangenehm verschleiert, sind sehr wenig geeignet Vertrauen zu gewinnen. Doch ist der Mann echt wie Gold, treu und wahr in seinem Innern, tadellos in Bezug auf die Redlichkeit seiner Absicht, durch und durch ehrlich, im politischen wie im bürgerlichen Leben. Unter geordneten Verhältnissen, da die Pflichterfüllung des Bürgers und selbst des Staatsmannes sich in selbstbestimmten Gränzen frei bewegen darf, und die Ueberzeugung selbst mit all ihren Auswüchsen und eigenthümlichen Nüancen sich in ihrer ganzen Ausdehnung bequem auszubreiten Zeit und Raum hat, wäre Borrosch der geachtete sehr geeignete Führer der constitutionellen Opposition geblieben, wie er es vor dem Oktober gewesen. In dem wild empörten Kampfe aber auf Tod und Leben, der durch Unrecht und Gewaltthat entzündet worden, und in welchem zwei Parteien abgeschlossen einander gegenüberstehen, muß sich jeder Kämpfer auf die eine oder die andere Seite stellen. Die Helden des Absolutismus die stehen alle fertig und entschlossen auf ihrem Posten, die üben nicht halb, nicht lau

und bedenklich, die üben ohne Schonung und Nachsicht ihre sogenannte Pflicht. Sollen und dürfen die Männer für das Volk anders sein? Wer zwischen den Parteien steht, den treffen die Geschosse von beiden Seiten. Der ganze österreichische Reichstag als solcher, der die Besonnenen und Gemäßigten repräsentiren will, ist in dieser Lage. Borrosch ist in der Kammer mit der Oktoberrevolution gesunken, und das ist sehr ehrenvoll für ihn; aber sein Unglück ist, daß er sich mit der Revolution nicht wieder erheben kann, weil er nicht die Ueberzeugungen theilt, welche die Vertreter dieser Revolution aus diesem Kampfe gewonnen. Borrosch, der gemäßigte, versöhnliche, bekommt von seinen Wählern, freilich nur in der zweiten Linie, ein Mißtrauensvotum, und in der Kammer wurde er von einem Schuselka verdrängt, dem er sowohl durch Charakter, als Begabung bei weitem überlegen ist. Zwar sprechen auch diese beiden Umstände zu Gunsten des Abgeordneten für die Kleinseite. Denn sowohl die Verfasser des erwähnten Mißtrauensvotums als auch Herr Schuselka, wie die Majorität der österreichischen Kammer, dienen in gemeiner Unterwürfigkeit dem Erfolg, und die lassen sich zur Anerkennung und Verwerfung durch Sieg oder Niederlage, durch Lage und Verhältniß bestimmen. Borrosch blieb sich und seiner Ueberzeugung treu; natürlich, daß sich die Ungewissen, die Abtrünnigen von ihm wenden müssen. Nicht Borrosch, sondern Schuselka, Wind beobachtend, zu laviren geneigt, mit der politischen Bussole in der Hand, ist der Mann für diese Partei.

Borrosch ist in jeder Beziehung der tüchtigste von den deutschen Oppositionsmännern in der Kammer; er steht für seine Ueberzeugung ein, und es ist nur zu bedauern, daß diese Ueberzeugung nicht dazu gemacht ist, ihn einer Zukunft entgegen zu führen, die ihn für die Gegenwart entschädige. Die Verhältnisse sind der Art, daß sie ihre Phasen nicht vermittelst sanfter Uebergänge durchmachen werden; sie sind vielmehr so gespannt, daß sie nur von Extremen zu Extremen springen können, und für diese ist Borrosch nicht gemacht. Und so wird es kommen, daß er, ein Unschuldiger, ein fähiger, ein wackerer Kämpfer für Recht uud Wahrheit, mit den Vertretern ihrer selbst und Verräthern an der großen Sache der Menschheit den politischen Tod sterben wird. Borrosch wurde gefeiert, wie kaum ein zweiter in der Kammer, ein freudiges und doch auch zugleich ein trauriges Bewußtsein für ihn. Die Partei, mit der es Borrosch gehalten, wurde durch die ihr entgegenwirkende Gewalt weiter gedrängt von ihrem eingenommenen Standpunkte; Borrosch aber blieb stehen, verbarrikadirt mit seinen Lehren, die er sich emsig zusammengetragen und an denen er festgehalten. Borrosch wollte zu seiner Lehre nichts hinzuthun, und von ihr nichts hinwegnehmen, trotzdem, daß die Ereignisse ihm einen neuen Kursus eröffneten, der auf sein Lehrgebäude von Einfluß sein mußte.

Diese doktrinäre Unempfindlichkeit kann ihm von seiner Partei nie verziehen werden. Die Partei hat recht, wenn auch Borrosch nicht anders kann. — Vor dem Oktober war für Oesterreich eine Uebergangsperiode; man gab der Hoffnung Raum, daß die Wirrnisse und Kämpfe auf parlamentarischem Wege durch die constituirende Kammer ausgeglichen werden, man war sanguinisch genug, von dieser Kammer eine Vermittelung zwischen der Despotie und dem Recht, zwischen der Vernunft und der geschichtlichen Ueberlieferung, die sie aus Dummheit und Schlechtigkeit gebildet hatte, zu erwarten. Und Borrosch gelangte

in der Zeit, trotz seiner ungünstigen Situation, durch sein Talent und seinen redlichen Willen zu entschiedener Geltung.

Borrosch war noch von Prag her in ein eigenthümliches ungünstiges Verhältniß zwischen Deutsche und Slaven gestellt, und er hatte das Mißtrauen beider Nationalitäten zu besiegen, bevor er seinem Streben Anerkennung erwarb. Ein Bürger von Prag, konnte er, wenn er auf Freiheit und Fortentwickelung nach seinen Kräften Einfluß üben wollte, sich nicht anders, als an die Czechen schließen, die mit energischer Ausdauer mit erbitterter Hartnäckigkeit, nach freien Athemzügen rangen, während die Deutschen daselbst meist mit spießbürgerlicher Indifferenz den Zeitbewegungen zusehen und allen Fanatismus auf Marktpreise und Waarenmagazine wenden. Den Czechen aber war der deutsche Borrosch auf seinem humanistisch allgemeinen Standpunkte viel zu wenig Czeche; sie mußten wohl die Verschiedenheit des Ziels, nach dem er arbeitete, von dem ihrigen erkennen, und ganz besonders, daß ihr Hauptaugenmerk in seinem weitern Gesichtskreis zu einem unbedeutenden Bestandtheile verschwindet. Er hörte auf, ihr Mann, sie hörten auf, seine Partei zu sein. Die Deutschen ihrerseits verdanken dem Mitgliede der provisorischen Regierung zu Prag das seltsame Bündniß unter den obwaltenden Verhältnissen, da nämlich die Czechen, die ersten Momente der Befreiung benutzend, den deutschen Völkern entgelten zu lassen suchten, was die österreichische Regierung an ihnen verbrochen.

Borrosch besiegte bald durch Beweise von Echtheit und Ehrlichkeit, durch die Darlegung seines constitutionell-demokratischen Glaubensbekenntnisses die gegen ihn herrschende Voreingenommenheit der Deutschen.

Er suchte in der Kammer die schroff einander gegenüberstehenden Meinungen zu vermitteln, die Opposition mit der Regierung zu vereinigen. Er trat daher den ungestümen, mehr gut gemeinten als politischen Aeußerungen der Linken nicht selten entgegen, und erst als die Regierung ungescheut die Rechte des Volkes antastete, als sich die Reaktion in allen Schritten und Maßregeln aussprach, gab Borrosch sein Vermittleramt auf und trat zur Opposition über.

Als das Ministerium die preußische Vereinbarung in die österreichische konstituirende Versammlung schmuggelte, da erhob sich Borrosch mit aller Macht seines Talentes, mit aller Schärfe seines Geistes, mit aller Entschiedenheit seines Charakters.

Die Interpellation in der Beziehung an das Gesammtministerium vom 6. September machte den Abgeordneten von Prag in Wien populär. Ein Fackelzug wurde dem Volksvertreter von dem demokratischen Vereine veranstaltet, an welchem sich ein großer Theil des Wiener Volkes betheiligte. Borrosch schwur an diesem Abend, dem Volke treu zu bleiben. Er hat den Schwur treu gehalten, nach seiner Ueberzeugung in seinem Sinne. Borrosch ist ein Anhänger des erblichen Thrones, und hat sehr wenig Dank von dessen Satrapen, ja er wird von ihnen auf alle mögliche Weise verfolgt und angefeindet. Borrosch nahm im Oktober vermöge seines Gerechtigkeisgefühles Partei für das Wiener Volk; allein er maß den Widerstand nicht nach dem Angriff, sondern nach dem konstitutionellen Gesetz, das eben verletzt wurde, und das er sich enziklopädisch ohne systematisch feste Grundlage formirt hatte. Borrosch glaubte in der Forterhaltung des Reichstags in seinem gesetzlosen Bestand das beste Mittel gegen blutige Uebergriffe der Reaktion gefunden zu

haben, und war daher bemüht, den Reichstag in jener Gränze zu erhalten, die ihm unnahbar dünkte, und die zu überschreiten die Gewalt nicht wagen könnte, ohne Arme gegen sich zu rüsten, die entweder müßig in dem Schooße lagen, oder für sie das Schwert zogen.

Wie viel richtig oder unrichtig an dieser Voraussetzung, ist vielfach von den folgenden Ereignissen auseinandergesetzt und bewiesen worden. Borrosch und alle Vermittler, die zu passiv parlamentarischen Maßregeln mahnten, haben sich verrechnet. Ihr Wollen war ein gutes; allein ihr Begreifen ein schwaches.

Die Anträge, die Borrosch am 7. Oktober gestellt, sollten dazu dienen, den Reichstag sicher zu stellen, sie sind bezeichnend für die ganze politische Richtung Borrosch's, und wir lassen sie hier folgen. Sie lauten:

1) Der Reichstag, der ohnehin vor Beendigung des Konstitutionswerkes unauflöslich ist, erklärt, auch unter den bedrohlichsten Umständen, und unter keiner Bedingung sich auflösen zu wollen, sondern seiner Pflicht getreu zu bleiben.

2) Der Reichstag ist ein untheilbares Ganzes, und vertritt alle Völker Oesterreichs, die ihn beschickt haben.

3) Der Reichstag ist zufolge kaiserlichen Manifestes vom 6. Juni, und durch die freie Wahl der freien Völker, die auf diesem Reichstage vertreten sind, das einzige konstitutionelle legale Organ zwischen der konstitutionellen Monarchie und der Volkssouverainität.

4) Der Reichstag, bestehend aus den freien Vertretern der freien Völker Oesterreichs wird keinem Abgeordneten einen moralischen Zwang zum Bleiben auflegen.

5) Der Reichstag wird auf konstitutionell legalem Boden fest beharren, und mit konstitutionell legalen Maßregeln das Vaterland, den erblichen Thron und die Volksfreiheit wahren.

6) Der Reichstag fordert alle mit oder ohne Urlaub abgereisten Abgeordneten auf, sich längstens binnen 14 Tagen zu den Reichstagssitzungen einzufinden.

Der Reichstag hat diese Beschlüsse gefaßt; allein, wozu sie halfen, weiß Jeder, der die Vorfälle kennt, wie sie in der Geschichte der neuen österreichischen Entwickelung aufgezeichnet stehen.

Borrosch war von einer Zeit benützt worden, ob er ihr wieder ein Mal taugen wird, ist sehr die Frage; keineswegs ist seine Begabung umfassend genug, in jedes Zeitverhältniß wirksam einzugreifen, an allen Verhältnissen seine Gestaltungsfähigkeit zu bewähren. Borrosch weiß und denkt viel, und wenn nicht seine anerzogene Gefühlsweise, eine Art politischer Leidenschaft, störend einwirkt, wird sein Gedanke kritisch scharf, zersetzend, unerbittlich logisch; aber der Mann hat bisweilen katholisch religiöse und politische Schauer, die sein freies Denken im Schach halten.

Als parlamentarischer Redner ist Borrosch in der Debatte, wo er vom Momente hingerissen, nicht Zeit hat, deklamatorische Ueberschwänglichkeiten anzubringen, der Vorzüglichste in der Kammer beim Sätze schlagen und treffen; sie richten Verwüstungen an

32

unter dem haltlosen widersinnigen Gebräu, mit dem hie und da, wie z. B. von Herrn Jonak, die Kammer heimgesucht wird. Die Bilder, in die sich sein Tadel kleidet, geben das Getadelte nicht selten dem Spotte preis, ohne selbst anders als mit Ernst aufzutreten. In die Heftigkeit die sich häufig in den Reden Borroschs kund giebt, mischt sich eine ätzende Ironie, die auf der einen Seite mildert, auf der andern die Wirkung steigert.

Der Mechanismus seiner Sprache ist meist vollendet. Das Gewand schließt sich reich nach dem besten Schnitt um den reichen Inhalt. Die gewagteste Satzfügung gelingt oft in einem erstaulichen Grade.

So war es vor dem Oktober. Seither aber hat Borrosch, weil er eben die Bedeutsamkeit eingebüßt als Redner, nichts von Belang geleistet; wiewohl derselbe Mann geblieben, mit derselben Ueberzeugung, die er aus dem Sturme, der sein Seelenleben erschüttert, sich mühsam und mit großer Anstrengung gerettet. Borrosch eifert gegen die Reaktion, und bekreuzigt sich vor ihrem Ursprung. Diese Halbheit ist seine politische Sünde, die sich bestrafen muß, — die sich bestraft.

Briefe.

Wien, Mitte Februar.

(Wir theilen hier den Brief eines bejahrten Wiener Kaufmanns mit, den uns ein hiesiger Freund desselben, an den er gerichtet gewesen, gütigst mittheilt. Wir lassen ihn ganz unverändert, um den Eindruck nicht zu schwächen. Unsere Leser werden aus diesem Briefe um so mehr die Stimmung der Wiener entnehmen, als uns versichert wurde, der Briefschreiber sei noch vor Kurzem ein Schwarzgelber gewesen. Die Redaktion.)

— Unsere politischen inneren Verhältnisse bleiben sich so ziemlich gleich, nur daß der Uebermuth der Soldaten täglich ärger wird, und beinahe nicht mehr zu ertragen ist. Aus den Zeitungen wirst Du ersehen haben, daß Gretschnigg in Grätz, Herausgeber einer freisinnigen Zeitung, wegen eines Artikels von Bakunin, dem russischen Demokraten, den er noch dazu einer Prager Zeitung entnommen, und allenfalls eingeleitet, und in dem gegen Windischgrätz opponirt wird — von den Windischgrätz-Chevaulegers beinahe in Stücken gehauen wurde! Unsere elende Presse hat in der ganzen Angelegenheit weiter Nichts für gut befunden zu sagen, als in immerwährenden Wiederholungen zu behaupten, daß die Kasten und Schränke des Literaten zwar im gerechten(!) Zorne ganz zertrümmert, und von den Leuten unter Anführung zweier(!) Korporale(!) die darin befindlichen Sachen: Wäsche, Kleidung und Sonstiges herausgeworfen wurden — aber von den Pretiosen, Ringen, Uhren u. s. w., welche abgängig(!) sind, hat sich nach genauer(?) Durch-

suchung(!) in der Kaserne Nichts vorgefunden, daher ist es ganz natürlich, daß die Mannschaft dort Nichts gestohlen hat! Und warum haben denn die Wächter der Ruhe, Ordnung und Sicherheit(!) Alles herausgeworfen? Hat vielleicht die Wäsche auch einen Artikel geschrieben? Oder war dies im Sinne der Gleichberechtigung auf brutale Behandlung, worauf auch diese ein Recht hatte? — Schmachvoll und niederträchtig, einen Menschen durch eine Rotte von 100 oder mehr übfallen zu lassen, einen Wehrlosen wegen Nichts und wieder Nichts in seiner eigenen Wohnung zu überrumpeln und aufzusuchen, beinahe zu tödten (er ringt mit dem Tode)! Das Haus des Bürgers ist seine Burg (??) Ganz recht, aber Raubritter überfallen auch Burgen. — Also von einer persönlichen Sicherheit weiß weder unsere Presse, noch unsere bewaffnete Macht etwas? Das Blut kocht mir in den Adern, giebt es keinen Gott, keine Gerechtigkeit — nun so mag die Erde bersten, und uns Alle verschlingen, es mögen alle nur erdenklichen Krankheiten, Pest und Seuchen, über dieses niederträchtige Menschengezicht herfallen, und Alles vernichten, es mögen die Barbaren des Ostens und die Furien des Westens bald, o nur bald hereinbrechen, und Allem ein Ende machen! ohne gewaltsame Erschütterung und Vernichtung ist keine Hilfe mehr. — Du wirst Dich über meine Aufregung gar nicht wundern, wenn ich dir noch überdies nachfolgende Vorgänge erzähle, die geeignet sind, die Menschen verrückt zu machen. (Es kommen auch hier sehr viele Fälle vor, daß, mir vorzüglich bekannte Demokraten-Freunde entweder halb oder ganz verrückt herumgehen, sich zu Tode ringen, ganz tiefsinnig Stunden lang im Gasthause sitzen, und Nichts reden, vor sich hinsehend. Gestern hat sich erst ein Freund von mir, Apotheker Schmid im Lichtenthal, aufgehängt, und den Leuten diesen seinen Entschluß früher gesagt, mit der Aeußerung, daß er einen solchen Zustand der Dinge nicht zu überleben im Stande sei.) — Neulich war eine Revue auf dem Glacis, wobei eine Kavallerie-Attaque mit Kanonen-Vorrückung ausgeführt wurde. — Es war daher das ganze Glacis mit Sicherheitswache und Kavallerie umstellt, damit vom Schottenthore bis zum Burgthore Niemand gehe, und der ganze Platz von Fußgehern frei gehalten werde. — Es waren nicht viel Zuschauer, der gemeine Mann haßt das Militär, und will ihm nicht einmal zuschauen, wie er sich im Menschen-Schlachten übt. Die Gebildetern, die zufällig des Weges gehen, oder in der Nähe wohnen, sehen manchmal diesen Uebungen zu. — Ich war zu Hause, da sagte mir Jemand, daß eine Masse Ungarn, worunter auch Wiener Studenten waren, soeben aus der Leopoldstadt über das Glacis längs der Straße wie ein Trieb Ochsen geführt werden, und ich ging, sie zu sehen. — Als diese Gefangenen von den jenseits stehenden Leuten erblickt wurden, so versuchten einige, ob sie nicht auf diese Seite herüber gehen könnten, um sie besser zu sehen. Ein Dragoner schrie ihnen in böhmischer Sprache zu, umzukehren und auf ihrem Platze zu bleiben. Als sie nun unschlüssig stehen blieben, und ihm auf seine böhmischen Worte Nichts erwiderten, erhebt dieser Knecht seinen scharf geschliffenen Säbel, uud haut auf zwei wohlgekleidete, keineswegs dem Proletariat angehörige Männer ein, den Einen über das linke Ohr, den Andern ins Gesicht, wodurch die Oberlippe und das halbe Kinn gespalten wurden!!! Nicht genug daran, reitet er diesen Erschreckten und Verwundeten noch nach!!! und will noch auf Andere, die ihn von diesem schändlichen Vorhaben abhalten wollen, abermals einhauen, worauf ein erschreckliches Geschrei entsteht, das auf

Befehl des Generals, der zugegegen war, damit endet, daß Jener entwaffnet wurde, und laut des Generals Züsicherung? bestraft werden soll. — — —

Gestern Samstag war in einem hiesigen Salon Tanzunterricht. Du weißt, daß der Fasching laut Befehl in seiner Belustigung mit Schlag 2 Uhr sein Ende erreichte, und das Lokal mit der Minute leer sein muß, sonst wird Alles arretirt. — Nicht genug an dem, wird Samstag schon um 12 Uhr Visitation gehalten, weil vor dem März die Polizei im kirchlichen Interesse und Auftrage nur Bälle bis 12 Uhr erlaubt, aber keineswegs so strenge war, wenn die Leute allenfalls noch um 1 Uhr beisammen saßen, wenn sie nur nicht tanzten. Da kommen die Schergen des Belagerungszustandes gestern schon um 12 Uhr, umstellen das ganze Haus, Gastzimmer, Extrazimmer, suchen unter den Bänken, gehen sodann in den Salon, wo gerade der Polizei-Wachtmeister sammt Mannschaft, denen der Wirth für die Mühe zu spioniren 2 Fl. CM., und dem Commissär 3 Fl., und Nachtmahl, Bier und Wein geben muß, die Gäste, welche ohnedies im Zahlen, Fortgehen, Anziehen u. s. w. begriffen sind, fortzutreiben! — Der Offizier mit gezogenem Säbel, in Begleitung zweier Zimmerleute, mit den Hacken in der Hand, um sogleich „die Burg des Bürgers," und verschlossene Thüren, die sich nicht sogleich öffnen, einzuschlagen! Er, sammt 30 bis 40 Mann mit aufgepflanztem Bajonnette, stürmen in den Saal; der Polizei-Wachtmeister bedeutet dem Offizier, einem Knaben von höchstens 17 Jahren, daß ohnedies Alles im Fortgehen begriffen sei, nützt Nichts. — Dieser Held läßt seine Stimme ertönen, gleich als wollte er eben seine Schulaufgabe hersagen, und mit seiner ganz jugendlichen Stimme, einem Knaben gehörig, schreit er: Augenblicklich Alles hinaus, sonst wird Jedermann ohne Unterschied arretirt! Was wäre mir denn das? Schon 8 Minuten über 12 Uhr! — Die Meisten waren ohnehin schon entflohen, als sie die Abgeordneten der Stadthauptmannschaft sahen, die noch Uebrigen waren noch in Bezahlung ihrer kleinen Zeche, die ohnehin nicht groß sein kann, weil die Leute die Paar Stunden, die man ihnen zur Belustigung gönnt, nicht nur Nichts essen und auch Nichts trinken, sondern nur tanzen wollen. — Als sie nun die Stimme des Löwen hörten, fing Alles zu laufen an, es entstand ein fürchterliches Gedränge, die Frauenzimmer schrieen, stürmten die Garderobe, die Soldaten lachten, und der Knabe sagte: Ich gehe jetzt fort, wenn ich wiederkomme, muß Alles leer sein, sonst — — worauf er sich entfernt. — Alles fing sogleich zu laufen an, und in 10 Minuten war es so leer, wie in unseres Finanzministers Staatskasse. Dies war aber auch gut; denn nach wenigen Minuten kamen noch mehr Soldaten und Zimmerleute mit Hacken und Säbeln, und Bajonnetten, der Knabe ließ Alles durchstöbern, sämmtliche Lokalitäten nochmals untersuchen, und quikte endlich, so ist's recht, wenn ihr die Landesgesetze befolgt, geschieht euch Nichts!!! — Schöne Errungenschaften. Neulich fährt ein guter Freund von mir, R..., in einem Steirerwagen durch eine Gasse, welche sehr eng ist, vor ihm gehen einige Soldaten, er ruft: „auf!" „auf! Diese hören es recht gut, und bleiben dennoch mitten auf der Straße. Er schreit also noch stärker, worauf sich Einer umkehrt, und sagt: Du Hund, wirst Du aufhören mit Deinem Schreien? Er sagt hierauf: Was? Sie schimpfen? Habe ich Sie beleidigt? Der Andere: Halts Maul, ihr seid Alle Hunde, wir werden euch schon noch kriegen! — Nun, wenn Einem die

Geduld da nicht ausgeht, so muß man eines Engels Geduld haben. — Und dann unsere Presse [bis auf die einzige österreichische Zeitung von Schwarzer (die Ostdeutsche Post hat sich seit ihrem Erscheinen ganz geändert, und ist jetzt ganz farblos), die noch so ziemlich freisinnig ist], diese elende niederträchtige reaktionäre Presse, Lloyd, Theaterzeitung, Humorist, Geißel, Wanderer, Wiener Zeitung, Fremdenblatt, mit ihrem niederträchtigen hündischen Gewinsel, mit ihrem Gefasel von Freiheit, Gesetzlichkeit, Ordnung und Sicherheit, und wie die Ausdrücke alle heißen, die jetzt eben so bis zum Ekel in jedem Aufsatze vorkommen, wie früher in den radikalen Blättern: Reaktion, Kamarilla, und all die andern Ausdrücke, welche auch ihrerseits geeignet waren Langeweile zu erregen. — Die neuern Blätter mit ihrem vielversprechenden Programm haben gar keine Farbe, und wissen nicht, wo sie anfangen und wo sie aufhören sollen; sie kommen mir vor wie eine Suppe mit fetten Augen, die aber nicht gesalzen ist, daher ungenießbar. — Nimmst du eine fremde Zeitung zur Hand, so findest du gewiß etwas darin, was dich ärgert, einen falschen Bericht unserer hiesigen Zustände, oder einen Auszug aus der Times, uns Lehren gebend, oder einen Bericht aus Frankfurt über die Wirksamkeit des zu keinem Resultate kommenden „deutschen Reichstages" mit seinen österreichischen, preußischen, bayerischen Sonderinteressen, die Alles, nur nicht „deutsch", sind. — Darauf ergreift dich ein gewisses Bangen, du weißt vor langer Weile nicht, was du anfangen sollst, — nimmst daher, was du lange nicht gethan, ein Buch zur Hand, — bist aber nicht im Stande auch nur zwei Seiten!! zu lesen. — Gott, wo ist die Zeit hingekommen, wo ich im Stande war ein gelehrtes Buch zu lesen, allenfalls eine Erdbeschreibung oder ein sonstiges derartiges Werk; wo sind jene Zeiten, wo ich im Stande war ein mathematisches Buch vor mir zu haben, und Tage lang zu rechnen! Ja, wo ist jene Zeit, wo ich z. B. mein höchstes Vergnügen daran fand, Eugen Sue's, oder eines andern französischen oder englischen Dichters Werke zu lesen, — nichts von alle dem, abgestumpft sind meine Sinne, die Worte flimmern mir vor den Augen, und ich lese, ohne zu wissen, was ich gelesen, — ich ermanne mich und bemerke, daß ich beinahe eine ganze Seite gelesen, ohne den Inhalt zu kennen, während ich ganz gewiß über etwas nachgedacht. — —

So eben höre ich, daß in Znaim Alles zertrümmert wurde bei Gelegenheit der zur Losung behufs der Rekrutirung versammelten jungen Leute, unter denen Männer sind mit 5 — 6 Kindern, weil von 1819 bis 1830 assentirt wird. — Ueberhaupt sind die Leute allüberall gegen diese furchtbare Rekrutirung. Mähren muß allein 9,600 Mann stellen. — Auch hier laufen die Bürger in den Häusern herum, zum Behufe der Aufnahme Aller von 1819 bis einschließlich 1830 Geborenen, — ob fremd oder hiesiger, Alle müssen eingeschrieben werden.

1848.

Von

Adolf Franckel.

O! achtzehn hundert vierzig acht,
Wie hast du schön begonnen,
Wie hat Europa dich begrüßt
In heißen Brautnachtwonnen!

Wie flogst du vom Luzerner-See
Hinunter nach Sizilien,
Wie suchtest du in Frankreich heim
Die unschuldlosen Lilien!

Wie schollen durch die Feber-Nacht
Rouget de Lisle's Lieder,
Wie wärmten Flammen eines Throns
Republikaner-Glieder!

Das war ein Sturm! Wie neigten sich
Die sündenschweren Kronen,
Wie zogst du groß die Reih'n entlang
Der Revolutionen!

Die musterhaften Reih'n! Bewährt,
Ruhmvoll und siegestrunken,
Sie stellten kräftig her den Thron,
Der in den Staub gesunken:

Des Volkes legitimen Thron,
Von Kabinetsklubbisten
Gestürzt und von der Fraction
Gekrönter Anarchisten.

Die prächt'gen Reih'n! Wie stellten sie
Die Ordnung her, die echte,
Und schirmten gegen Uebergriff
Die souverainsten Rechte!

Und gaben dann die Amnestie
Mit wahrem Edelmuthe,
Ohn' standrechtlichen Hinterhalt,
Aufricht'ge, absolute. —

Wie schlugen die Lombarden gut,
Wie stürmten meine Wiener,
Wie widerstanden noch aktiv
Damals die Berliner!

Und in Paris zumal, das war
Ein Strauß im Prairiale;
Der Arbeit erstes Treffen war
Es mit dem Kapitale.

Das heißt die Freiheit angebahnt,
Die höchste, sociale:
„Für alle Brod" — so heißt der Kern,
Und „Republik" — die Schale.

Ein Freiheitsdrängen überall,
Doch war es nicht von Dauer:
Nach Wen'gem überlegten sich's
Die Dynastie'n genauer.

Ein Freiheitswalten überall,
Doch war es nur zum Scheine:
Auch wühlten in's Geheim die au-
tokratischen Vereine.

Vor Allem aber unverschämt,
Voll Umsturz und Zerstörung,
Persönlich und verläumderisch,
Aufreizend zur Empörung — —

Vor Allem aber unverschämt
In Kurzem ward die Presse:
Manch' Manifest liegt aufbewahrt
Zu künft'gem Preßprozesse. —

Die Propaganda griff um sich,
Hat emsig conspiriret,
Der Aufstand war — man muß gestehn —
Trefflich organisiret.

Was hier ein Potentat vollbracht,
Dort ein'ge Diplomaten,
Das brachten dritten Orts zu Stand
Vollmächtige Granaten:

Nämlich das reine Bürgerglück,
Das praktische, reelle — —
Ein Weit'res bringt der Zustand mit,
Der exceptionelle. —

Die Freiheit floh, wie einst Louis seize,
Aus ihren Residenzen,
Die Contre-Revolution hat sich
Erklärt in Permanenzen.

Die Freiheit floh, wie ein Monarch,
Den Tummelplatz der Bürger,
Und „holt neue Rettung anderwärts"
„Für ihre treuen Bürger." — —

O! achtzehn hundert vierzig acht,
So hast du dich gewendet?
Schau hin, wie Du begonnen hast,
Schau her; wie du geendet. —

Der deutsche Reichsapfel.

Es war einmal ein Apfel,
Reichsapfel wohl genannt;
Es trug ihn stolz der Kaiser
In seiner starken Hand.

Der Apfel ist zerschnitten
In mehr als dreißig Schnitz,
Mit den verschrumpften Hutzeln
Treibt Jeder seinen Witz.

Der Franzmann und der Russe,
Der Däne selbst greift zu —
O, wär's ein ganzer Apfel,
Sie ließen ihn in Ruh'!

Rückblicke.

Das Frankfurter Parlament fährt fort, Ueberraschendes zu leisten; seine Energie wächst mit seinen Niederlagen, und je tiefer es faktisch sinkt, desto besser wird es, gleichsam als stärkte sich sein Muth an der Ueberzeugung, daß seine Beschlüsse nicht zur That werden sollen. So ist denn auch der Census gefallen, und wir haben nun in Deutschland das freisinnigste Wahlgesetz der Welt — auf dem Papiere. Denn daß sich die Regierungen um die Frankfurter Beschlüsse wenig kümmern ist bekannt. Wähler ist jeder unbescholtene Deutsche, welcher das 25. Lebensjahr zurückgelegt hat, gleichviel, ob er selbstständig oder unselbstständig, ob er besitzt oder nicht, ob er Steuer bezahlt oder nicht. Das Frankfurter Parlament wird unter Curatel gesetzt werden, wenn es fortfährt, Bons auszustellen, die Niemand honorirt.

Die Union zwischen Oesterreich und Rußland wird nun schon als ein fait accompli betrachtet, und das Losungswort zu einem europäischen Kriege wäre somit ausgesprochen.

Die preußische Regierung fordert die österreichische alles Ernstes auf, „endlich einmal zu sagen, was sie denn eigentlich wolle.“ (!) Die Völker hören dies mit Staunen, und freuen sich darüber, daß die Dynastien naiv zu werden anfangen.

Während die österreichischen Truppen an der Theiß Vortheile erringen, gewinnt Bem in Siebenbürgen festen Fuß, so daß man russische Hilfe anzunehmen gezwungen ist. Bem ist ein General, dem es wohl nicht als großes Verdienst angerechnet werden kann, wenn er tüchtig ist. Hat er doch nie mit dem k. k. Hofkriegsrathe zu thün gehabt.

Die österreichische Finanzkrankheit hat nun schon einen Grad erreicht, für den wohl kein Kräutchen gewachsen ist. Die Monatseinnahmen übersteigen die Monatsausgaben um die Hälfte, und man wird nun bald sehr verlegen sein. Die geistlichen Güter sind natürlich ein „Noli me tangere“ für das österreichische System, das es für gefährlich hält, mit einem so alten und bewährten Freunde, wie es das Pfaffenthum ist, zu brechen. Das ginge noch ab, daß die Kirche demokratisch würde!!

In Frankreich macht sich die reaktionäre Bourgeoisie jetzt breiter als jemals; es ist gut, wenn die Krankheiten einen akuten Charakter haben. Diese Breite ist eine Spitze. Uebrigens wird jetzt in Paris viel getanzt.

Auch die Verträge von 1815 kommen nun schon wieder zur Sprache; „die Gleichgewichtspolitik des Congresses“ soll wieder in Scene gesetzt werden, — versteht sich mit neuen Dekorationen und neuem Costüme. Man weiß nur noch nicht, wer Regisseur sein wird.

Man bemerkt hie und da (wie z. B. um Salzburg, in Stockerau 2c.), die ersten Symptome von Bauernerhebungen. In den gleichzeitigen geschichtlichen Erscheinungen pflegt Uebereinstimmung zu herrschen; trügen die Windischgrätz'schen Wahrzeichen nicht, so wird der bevorstehende Krieg einen hussitischen Charakter annehmen.

In Italien werden die Cardinalshüte mit Freiheitsmützen vertauscht, und im nächsten Winter wird man dort muthmaßlich Carbonarimäntel tragen, wenn sich auch der König von Neapel in beispielloser Schamlosigkeit noch jetzt für den Aufrechthalter der Verfassung auszugeben versucht.

———

Oesterreichs Finanzoperationen im Jahre 1848 und der Voranschlag für 1849.

II.

Das österreichische Staats-Budget für 1849 liegt vor uns; wie schweigsam, wie räthselhaft tritt es auf! Wie viele Fragen läßt es unbeantwortet, wie allgemein und jesuitisch ist es gehalten, wie sehr coquettirt es blos mit dem Prinzip der Oeffentlichkeit! und indem es Einiges entblößt, reizt es nur nach der Kenntniß des ganzen Haushalts, ohne zu befriedigen. Welche dicken Bände füllt jährlich das englische und französische Budget, wie winzig und enge ist das unserige im Vergleiche damit ausgefallen, und gewiß kann man nicht als Grund anführen, daß unsere Staatswirthschaft einfacher sei, als etwa die britische. In den Budgets jener Staaten liegt nicht nur der Körper der ganzen Staatsverwaltung nackt vor den Augen des Lesers, ohne daß selbst die Schulden auf irgend eine Weise schamhaft verhüllt wären, sondern die Regierungen gehen sogar noch weiter, und liefern eine Section des Verwaltungskörpers, so daß die kleinste Faser dem Leser bekannt wird. Die Administration muß in einem redlichen Budget bis in ihre kleinsten Zweige und die geringsten Auslagen verfolgt, und es muß dem Leser klar werden, daß wirklich nur dieser Weg möglich sei, weil alle übrigen Pfade verrammelt sind, und daß der Regierung durchaus keine Hinterthüre übrig bleibe, nicht die kleinste Willkür oder irgend ein Verschleudern des öffentlichen Schatzes ermöglicht werde. Wenn uns ein Budget nicht für alle Staatsverhältnisse den Schlüssel bringt, wenn wir nicht durch dasselbe überzeugt werden, die Staasökonomie könne wirklich nicht mit geringern Mitteln betrieben, und das Verhältniß der Ausgaben zu den Einnahmen in der That nicht besser getroffen werden, wenn wir nicht die Bemühungen der Regierung schwarz auf weiß dokumentirt sehen, die Summen am produktivsten zu verwenden, für das Wohl der gesammten Staatsangehörigen gleichmäßig zu sorgen, dann ist ein Budget theils nur eine Illusion, und theils ein Spott. Beides trifft bei dem österreichischen Budget ein, es huldigt nur scheinbar der Oeffentlichkeit, und dort, wo wir in den Staatshaushalt klar hineinsehen, erschrecken wir vor der Schamlosigkeit dieser Oeffentlichkeit, weil dasselbe uns nur zum Hohne, wie schlecht unsere Gelder verwirthschaftet werden, und wie unnatürlich alle unsere Staatszustände sind, geboten werden kann.

Was den bloßen Schein der Oeffentlichkeit betrifft, so ist es offenbar, daß dieses Budget uns nicht den Staatsmechanismus durchsichtig macht, so daß wir jede einzelne Blutwelle wahrnehmen, und nur diese Illumination des Staates, diese gänzliche Zerfaserung und Bloßlegung der Verwaltung kann ein Budget der Prüfung Preis geben, und Correcturen möglich machen. Die Totalsummen sind mit einer Naivität, die unser Staunen erregen muß, angeführt, allein damit ist der Kritik gar Nichts an die Hand gegeben. Wir wollen sehr gerne glauben, daß so viel ausgegeben wird, allein das Wie möchten wir bei der Angabe dieser Auslagen auch gerne kennen, damit wir dann warum

fragen können. Sonst bleibt uns gar Nichts übrig, als ein ungläubiges Staunen über die Nothwendigkeit so hoher Posten; allein sobald wir eine dieser Summen antasten wollen, wird uns die Regierung einwenden, eine so große Summe sei für diesen Verwaltungszweig nothwendig. Deshalb konnte auch der Finanzminister Kraus mit dem österreichischen Reichstag sein Spiel treiben, so oft er im vorigen Jahre die Bewilligung zu den Anleihen forderte, und wenn irgend ein Redner gegen diese ungeheure Anleihe von 100 Millionen Gulden sprach, brauchte der Minister gar Nichts zu sagen, als ohne Bewilligung dieser Summen könne der Haushalt des Staates nicht fortgeführt werden, um mit der Opposition fertig zu werden. Sobald diese Nothwendigkeit von der Regierung aufgestellt wird, muß sie auch die Beweise dafür liefern. Aber freilich, es ist eine trockene Lektüre, wenn die Regierung das Budget in mehreren Bänden liefert, und unser Ministerium dachte: wer in Oesterreich wird so viele Ziffern verdauen, und soweit reicht auch der beschränkte Unterthanenverstand nicht aus. Die Regierung wollte uns nur nicht langweilen, darum war ihr Budget so kurz. Allein sowie Montesquieu einst sagte: Heureux le peuble dont l'histoire est ennuyeuse, so kann man in Finanz-Angelegenheiten sagen: Glücklich das Volk, dessen Budget recht langweilig ist, weil diese Langeweile nur von der redlichen Breite einer offenen Regierung herrühren kann. Aber das hohle Trugsystem des Constitutionalismus, die schlechte Maske des Absolutismus, welche derselbe abgiebt, die unsittliche Basis des Staates in dieser Regierungsform zeigt das Kapitel von den Geldangelegenheiten constitutioneller Staaten auf eine erschreckende Weise. Die Regierungen gehen ihren selbstständigen Weg, und um ihre Verschleuderungen der Staatsgelder zu sanktioniren, lassen sie sich die Steuern bewilligen, lösen aber die Kammern auf, und werfen die Deputirten in den Kerker, wenn sie es einmal wagen sollten, die Steuern verweigern zu wollen. Dieses leere Gaukelspiel giebt uns auch das österreichische Budget ab, es ist nur scheinbar, daß sich die Regierung durch voraus entworfene Auslagen und Einnahmen den Weg vorzeichnet, sich dadurch auf eine bestimmte Richtung beschränkt, und Nichts thut, was sie nicht im Vorhinein sich vorgeschrieben hat. Im Gegentheile dieses Budget ist so viel wie Nichts, behindert die Regierung in gar keiner Willkürlichkeit, da es hundert offene Maschen hat, und die Regierung im schlimmsten Fall das ganze Netz wegwirft. Schon die letzte Monatrechnung, welche in der Wiener Zeitung ausgeworfen wurde, beweist dies. Weder in Bezug auf die Auslagen, noch in Hinsicht auf die Einnahmen stimmen die Posten im Mindesten mit dem Voranschlag überein, und ein erschreckendes Deficit macht sich schon im ersten Monat des Verwaltungs-Jahres bemerkbar. Sind doch die Auslagen in Bezug auf jeden einzelnen Zweig der Verwaltung höher ausgefallen, als berechnet war. Welche fürchterliche Summe hat das Ministerium des Aeußeren in einem Monat verbraucht, ohne daß die mindeste Detaillirung, wie es bei den anderen Ministerien wenigstens scheinbar geschieht, angegeben wird! Wie sehr übersteigt auch das Departement des Innern den im Voraus berechneten Kosten-Etat! Aber freilich muß das wieder auflebende Spionirsystem, und die Judasgelder, welche auch jedem Privatmann für jede Denunciation ausgezahlt werden, die Staatsgelder erschöpfen. Daß der Kriegsminister mehr verbraucht hat, als im Voraus berechnet gewesen, läßt sich bei dem System, welches jetzt verfolgt wird, leicht begreifen. Aber nicht blos die Ausgaben, son-

dern auch die Einnahmen, stimmen nicht mit dem Voranschlag überein. Insbesondere haben die indirekten Steuern, namentlich die Salzsteuer, weit weniger eingetragen, als man im Vergleich zu früheren Jahren gehofft hatte. Die Regierungsblätter müssen sich darüber pflichtschuldigst wundern. Als wenn bei einem Regierungssystem, das blos den Ruin des Kredits, und die allgemeine Verarmung mit Nothwendigkeit herbeiführen muß, es anders kommen könnte! Als wenn der Arme in Oesterreich noch Etwas hätte, das man ihm „indirekt" abzapfen könnte, und als ob nicht selbst der mittlere Bürgerstand troß allen „Unterstützungs-Comité's für bedürftige Gewerbsleute" schon um Alles gekommen wäre. Bereits seit langer Zeit floh alles baare Geld den Verkehr in Oesterreich, und nur Papierfetzen und Banknotenstreifen hielten noch die Gesellschaft zusammen, bald wird auch dieser Kitt wegfallen. Doch hiervon später. Jedenfalls darf es uns nicht wundern, wenn das Erträgniß der indirekten Steuern kleiner ausgefallen ist, als berechnet worden war. Wie die Staatsverwaltung dieses monatliche Deficit deckte, hat uns tief verletzt. Abermals starrt uns, unter den Deckungsmitteln des Deficit, der Posten „Abführung gerichtlicher Depositengelder" an. Wahrlich, wenn eine Finanzverwaltung sich nicht mehr schämt, die anvertrauten Gelder der Wittwen und Waisen in den unersättlichen Rachen ihres Bedarfs zu werfen, dann hat sie den Gipfelpunkt der Corruptheit erreicht. Da noch dazu in Italien und Ungarn Vermögens-Confiscationen, welche den Staat am Meisten entwürdigen, vorfallen, und auch durch dieses Mittel die Unschuldigen mitleiden müssen, und das Schuldenmachen mit der größten Virtuosität fortgesetzt wird, so läßt die unsittliche Form der österreichischen Geldwirthschaft Nichts mehr übrig.

Aus dem Bisherigen ist im Allgemeinen klar geworden, wie illusorisch diese Rechnungsablegung der österreichischen Finanzverwaltung ist, und daß die Regierung, auch wenn sie wirklich die ganze Oekonomie des Staates bloßgelegt hätte, sich so wenig an die Vorausbestimmungen gebunden glaubt, daß sie schon im ersten Monat des Finanzjahres auf schamlose Weise ein großes Deficit auf „außerordentliche" Weise deckt. Alle „Verantwortlichkeit" eines Finanzministers ist aber dann nur Schein, und es ist nicht ein compte rendu, mit welchem die besiegte absolutistische Macht Frankreichs einst erschrocken, und ohne Rückhalt mit einem pater peccavi vor das Volk trat, und den Abgrund öffnete, aber sich auch zugleich selbst die Hände band, um ihn nicht erweitern zu können; sondern es ist ein gnädiger Spott, den man mit uns treibt, es ist ein bitterer, schamloser Hohn, den man uns zufügt, wenn man sich nicht scheut, mit einem solchen Budget vor uns zu treten. Wir sehen hier davon ab, daß man uns nicht die genügenden Details mittheilt, und wir nur gerade so viel erfahren, um zu wissen, daß wir gar Nichts von österreichischer Geldwirthschaft oder vielmehr Geldverwirthschaftung wissen, wir berücksichtigen auch nicht, daß schon vor Beginn des Verwaltungsjahres, ohne daß wir im Mindesten die Nothwendigkeit ersehen können, ein Deficit sich einfindet, wir sehen nur darauf, welch' andere schreckliche Wahrheiten uns diese kalten, mörderischen Zahlen, dieses todte Gespinnst von Ziffern verrathen. Sie zeigen uns das Regierungssystem! Wie das unschuldige liebe Käthchen von Heilbronn die entsetzlich häßliche Kunigunde nackt im Bade überrascht, so muß das arme, unschuldige Volk Oesterreichs sich herbei schleichen, und durch die Zeilen, wie durch schwarze, eiserne Gitter, den nackten, gräßlichen Regierungskörper belauschen. Diese

Ungethüme von Zahlen, diese Schamlosigkeit in der Zusammenfügung! Also wirklich will Oesterreich auf diese Weise fortfahren zu wirthschaften? Wieder sehen wir die ganze volksfeindliche, nur auf Beamtenfütterung hinzielende, sich blos auf einen kolossalen Militärkörper stützende, traurige, despotische Politik des Kabinets! Wahrlich, dieses Budget brennt in meiner Hand wie glühende Kohlen, wenn ich es berühre. Es wiegt entsetzlich schwer, das ganze Unglück des österreichischen Volkes ist darin verzeichnet, die ganze Verkehrtheit der Regierung macht sich darin breit. Diese Oeffentlichkeit ist für uns nur ein Hohn. Wir sehen darin, daß sich gar Nichts, Nichts im Verwaltungskörper Oesterreichs geändert hat, daß die Ausgaben nur gestiegen, die Einnahmen gefallen sind, und das „System" Metternichs grinst uns aus diesen beredten Hieroglyphen entgegen. Après nous le déluge sagte Metternich, und diese gräßliche Devise steht auf jeder Seite dieses Budgets, das mit dem Schweiße und dem Blute des Volkes besudelt ist. Mit dem Blute des Volkes sind darin die Zahlen verzeichnet, mit seinem Schweiße sollen sie ausgefüllt werden. Also dies ist Oesterreich! Das Häßliche sollte nie nackt gehen, und die Despotie sorgfältig die Oeffentlichkeit meiden! Verstünde das Volk dieses Büchlein, wüßte es, was diese Zahlen bedeuten, es müßte aufspringen, und — doch ich vergesse, daß der Politiker nicht Gefühle, sondern blos Gedanken auszusprechen hat. Der Leser muß mich entschuldigen, ich bin als Politiker noch nicht so politisch geworden, um nicht beim Anblick dieser trotzigen Zahlen außer mir zu gerathen.

Wir sagten zuvor, daß es aus diesem Budget klar werde, Oesterreich wolle bei seinem System bleiben, und daß die Tendenzen der Regierung aus diesem Budget klar werden. Wir haben, bevor wir in die Detailkritik desselben eingehen, zuvor diesen allgemeinen Gedanken auszuführen, weil er uns den Standpunkt festsetzt, auf welchen die österreichische Finanzpolitik sich gestellt hat, und uns zugleich die ganze Regierungspolitik Oesterreichs nur zu klar zeigt. Drei Abtheilungen des Budgets sind es, die uns schon bei einem flüchtigen Durchblick desselben, durch die großen Totalsummen auffallen. Es sind die Zahlen, welche den Militäretat, die Schulden und die indirekten Steuern betreffen. Bevor wir unsere Betrachtungen und Folgerungen daran knüpfen, erlaube man uns einige allgemeine Grundsätze vorauszuschicken, weil wir nach denselben die österreichische Finanzpolitik beurtheilen wollen. Die Finanzkunst überhaupt ist bisher von keinem volksthümlichen Gedanken ausgegangen, sie ist in den meisten Staaten noch die Krätze des Absolutismus. Die bisherige Finanzwissenschaft, und noch mehr, die praktischen Finanzmänner haben sich blos damit beschäftigt, wie man am Meisten Geld herbeischaffen, am Besten das Volk aussaugen könne, und nicht, wie man dieses Geld, und überhaupt das Staatsvermögen am Zweckmäßigsten verbrauchen solle. Indem man der Finanzkunst dieses Prinzip an die Spitze setzt, entwürdigt man die Sittlichkeit des Staates, und giebt der Regierung desselben kein anderes Ziel, als die Bürger des Staates auszuziehen, oder man verwandelt vielmehr die Staatskörper in eine Heerde Schafe, welche von den Finanzkünstlern geschoren werden. Jedenfalls hat sich die Finanzkunst eines demokratisch organisirten Staates weniger darum zu bekümmern, wie sie die Einnahmen des Staates vermehren, als wie sie dessen Ausgaben vermindern kann. Der wichtigste Punkt in dem Bestreben eines Finanzmannes sollte jedoch die Tendenz nach möglichst produktiver Verwendung der Staats-

gelder sein. Gewöhnlich verstehen die Staatsmänner unter diesem Worte: öffentliche Bauten u. s. w., und sie glauben außerordentliche Belege für ihre produktive Verwendung des Staatsvermögens nachgewiesen zu haben, wenn sie im Budget einen Posten für Straßenbau, Eisenbahnanlage u. s. w. anführen können, während in England gerade diese öffentlichen Bauten, Kanäle, Straßen, Eisenbahnen, meistens von Privaten errichtet werden. An eine produktive Verwendung des Staatsvermögens kann überhaupt in jenen Staaten nicht gedacht werden, in welchen nicht, wie es bei jedem ökonomischen Privatmann der Fall ist, die Ausgaben nach den Einnahmen eingerichtet werden, sondern im Gegentheil, was doch nur in außerordentlichen Fällen geschehen sollte, zuerst die Ausgaben bestimmt, und darnach die Einnahmen festgesetzt werden. Durch dieses unnatürliche Verhältniß ist es erklärt, warum die Staatsangehörigen stets mehr und mehr verarmen müssen. Da nämlich nicht darauf Rücksicht genommen wird, welche Opfer von den Staatseinwohnern noch verlangt werden können, und nicht auf diese Grundlage hin der Ausgabenetat festgesetzt wird, sondern zuerst die Ausgaben angeordnet werden, ohne alle Rücksicht, wie dieselben gedeckt werden könnten, und dann um jeden Preis, und auf jedem Wege die Einnahmen des Staates darnach gewaltsam in die Höhe geschraubt werden, so ist es begreiflich, daß die Bürger nach und nach gänzlich ausgesogen werden müssen. Produktiv können Auslagen des Staates überhaupt nur dann sein, wenn sie den Staatsangehörigen Nutzen bringen, allein die erste Bedingung muß doch stets bleiben, daß den Staatsbürgern die Möglchkeit verbleibe, den Nutzen, den ihnen der Staat bietet, auch ziehen zu können. Es würde z. B. sehr wenig nützen, wenn ein armer Staat, um den Handel in die Höhe zu bringen, kostspielige Eisenbahnen baute, aber die Kosten dazu durch so hohe Steuern eintriebe, daß den Einwohnern kein Geld bliebe, sie zu benützen. Diese beiden Grundsätze jedoch, sowohl die Nothwendigkeit, daß die Auslagen nur in produktiver Weise geschehen, als auch daß jede Auslage nur mit Rücksicht auf deren Nothwendigkeit, und auf den Vermögenszustand der Bürger eingerichtet werde, sind von jeher im Staate Oesterreich gröblich verletzt worden. Ein Blick auf das Budget dieses Reiches zeigte uns deutlich genug, wenn auch die Windischgrätze und Schwarzenberge nicht hinlänglich klar sprächen, daß das Metternich'sche System noch immer fortbestehe, und der Staat noch immer als eine Privat-Domaine eines Gottes-Gnaden-Mannes betrachtet werde. Noch immer sind es dieselben materiellen Mächte, die Kraft des Stärkeren an der Spitze, auf welche dieser Staat sich stützt, noch immer werden die Einnahmen des Staates nur zur Aufrechterhaltung dieses absolutistischen Prinzips verwendet, und jede produktive Anlegung derselben mangelt. Wir forderten früher von jedem Staate, daß er die Staatsgelder nützlich verwende, das Budget antwortet uns darauf mit dem kolossalen Militär- und Beamtenetat, und mit der jämmerlichen und kläglichen Verrechnung der Domainenverwaltung, wir forderten ferner, der Staat solle seine Ausgaben streng nach der Möglichkeit der Einnahmen einrichten, als Antwort starrt uns die fürchterlich hinaufgeschraubte Einnahme der indirekten Steuern, und die Riesensumme der Schulden an, welche gemacht werden mußten, um die Ausgaben zu decken. Wir sehen mithin, daß die abstrakten Grundsätze einer demokratischen Finanzverwaltung schon im Allgemeinen durch den Finanzminister Oesterreichs verhöhnt werden.

Da wir uns in diesem Artikel blos auf die prinzipielle Kritik des Budgets einlassen, und die materielle Detailuntersuchung darüber in dem nächsten Artikel folgen lassen werden, so wollen wir diese angeführten Posten hier blos nach diesem allgemeinen Standpunkt berühren.

Unsere Enkel werden darüber staunen, daß die Regierungen ihren Vorfahren in weitläufigen Rechnungen die Größe und den Umfang der Ketten angegeben, welche sie zu ihrer Knechtung brauchten, und ihnen genau vorgeschrieben haben, wie sie selbst dieselben bezahlen mußten. Dies ist unser Budget! Es ist schrecklich, zu sehen, welche Basis eine Regierung dem Staate geben könne, aber zugleich geben uns diese Rechnungen die Ueberzeugung, daß sich die Machthaber Oesterreichs verrechnen müssen. So unnatürlich, so gegen alle Gesetze der wahren Menschheit kann kein Staat gebaut sein, vermag kein Staat für die Dauer zu bleiben. Es heißt die Staatsform verhöhnen, wenn auf so krasse Weise Mittel und Zweck verwechselt werden. Oesterreich verwandelt sich in einen Militärstaat, der Posten, welcher die Militärausgaben enthält, ist trotz seiner immensen Höhe viel zu klein angegeben. Denn unaufhörlich werden neue Rekrutirungen vorgenommen, und während in England jedes Jahr die Fortdauer der stehenden Armee überhaupt vom Parlament bewilligt werden muß, und die Truppen im Innern des Landes äußerst geringfügig sind, wird diese Vergrößerung der Militärmaschine ohne alle Rücksicht auf den Reichstag vorgenommen. Mit Batterien umgiebt sich der Thron, durch Bajonnette wird die Monarchie zusammengehalten. Welch' eine Verblendung gehört dazu, im neunzehnten Jahrhundert auf diese Weise einen Staat erhalten zu wollen! Während auf der einen Seite die Macht des Geistes sich gegen die Militärgewalt auflehnt, wirkt auf der anderen Seite der erschöpfte Staatsseckel dagegen. Wie unproduktiv wird eine solche Riesensumme durch den Staatshaushalt verzehrt, wie produktiv wäre sie in den Händen von Privaten! Der Staat muß erhalten werden, und dies kann nur geschehen, wenn Jeder einen Theil seines Eigenthums als Steuer an die Gesammtheit abgiebt. Diese Nothwendigkeit läßt sich nicht bestreiten, und bei einer socialistischen Einrichtung des Staates wird dieses Prinzip sogar noch viel strenger durchgeführt werden. Allein diese Seite des Staates ist nur ein nothwendiges Uebel, und dieses soll mit so geringen Mitteln, als nur möglich befriedigt werden. Wir müssen Soldaten und Beamte haben, allein wir brauchen kein Soldatenthum und keine Bureaukratie. Wir brauchen keine Auslagen für Orden u. dergl., wir wollen das Staatsvermögen nicht zur Ernährung der Staatsdiener, sondern zum Wohle des Volkes verwendet wissen. Doch im ganzen vergangenen Jahre hat Oesterreich keine einzige produktive Verwendung der Staatsmittel vorgenommen, und jetzt werden Ausgaben zur Errichtung von Festungswerken um Wien und Pesth herum gemacht, welche blos, von finanziellem Standpunkt betrachtet, eine gänzlich todte Anlage des Staatsgeldes ist. Dagegen wird auf die wahre Nutzung des Staatsvermögens in Bezug auf Domainen, Forste, Bergwerke u. s. w. gar Nichts verwendet, und die heimische Industrie kann unter dem faulen, feigen Schutzsystem keinen Aufschwung nehmen.

Nebst dem Militärsystem ist es noch die Beamtenwirthschaft, welche uns durch dieses Budget erschreckend klar entgegentritt. Welch' ein Heer von Schreibern, welche Papier- und Dintenregierung, welch' eine langweilige, zähe, kostspielige Kette von Beamten!

Dieses papierne Regime muß verflackern, diese dumpfe Stubenregiererei, dieses lederne, faule Bureaukratensystem verschlingt die Staatsgelder und vergiftet das öffentliche Leben. Es ist unglaublich, wie viel Diener Noth thun, damit eine so schlechte Regierung zu Stande komme, wie die jetzige. Wenn man die einzelnen Posten der Verwaltung durchgeht, und bei jedem Zweige eine ganze Armee von Beamten sieht, welche die Feder hinter dem Ohre tragen, dann begreift man die sonst unbeschreiblichen Deficite. Die Freiheit ist theuer, sagt David Hansemann, allein wenn man so viele Beamte bezahlen soll, und nicht einmal frei ist, dann begreift man nicht, wozu der Staat existirt. Wie schlecht werden die Domainen verwaltet, trotz dem großen Beamtenpersonale! Welche Erhebungskosten bei den Steuern! Und nirgends wird uns im Budget ein Aufschluß gegeben, warum die Zahl der Beschäftigten so groß sein müsse! Um wie viel Steuern müssen die Besteuerten mehr zahlen, damit nur die riesige Truppe von Steuereinnehmern bezahlt werde! Alle diese Ausgaben werden gemacht, ohne daß der Gesammtheit irgend ein Nutzen daraus erwüchse, anstatt also den Beamtenstand so sehr als möglich zu verkleinern, geht diese Federwirthschaft nach wie vor fort. Dabei wollen wir noch von der Unvernunft des kolossalen Pensionirungs-Systems schweigen, das solche enorme Summen in Anspruch nimmt, und nur aus der patriarchalisch-despotischen Anschauung des Staates hervorging, nach welchem alle Beamte Diener des Regenten sind, welche dieser dann für treue Dienste pensionirt. Kapitalien stehen daher dem Staate in hinlänglicher Menge zu Gebote, allein sie werden nicht der Industrie zugewendet, und überhaupt nicht produktiv benützt, und der Zinsfuß wird herabgedrückt. Auch da, wo der Staat an eine produktive Verwendung des allgemeinen Vermögens geht, tritt uns nur die unvernünftigste Systemlosigkeit entgegen: wir haben hierbei die Domainen-Verwaltung vor Augen. Zahlen sind überhaupt keine geeigneten Aufschlüsse, insbesondere wenn sie unverbunden und unbegründet gegeben werden. Allein bei dem österreichischen Montanisticum genügt es, die Zahlen anzusehen, welche das Budget hier anführt, um zu begreifen, daß bei dem unermeßlichen Bergsegen Oesterreichs hier nur der Mangel einer tüchtigen Verwaltung als Hinderniß des Gedeihens zu betrachten sei. Schon oft wurde behauptet, daß der Staat schlechter wirthschafte, als der Einzelne, das österreichische Budget liefert in diesem Punkte den auffallendsten Beweis hiervon. Hier hat die Regierung nicht einmal herumgetappt, sondern Alles beim Alten gelassen. Wir wollen in der Detailkritik des Budgets, welche unser nächster Artikel enthalten soll, näher auf diese unglaublichen Verschleuderungen eingehen. Hier nur so viel, daß wir keine Angabe des Grundkapitals finden, daß Brutto- und Netto-Einnahmen willkürlich vermischt seien, daß nirgends die Summe der Gehalte im Detail angegeben wird, und wir nicht erfahren, wie groß die Verbesserungskosten seien, und in wie weit man das Pachtsystem zu erweitern gedenke.

Bei dieser Unproduktivität der Ausgaben sind natürlich auch die Einnahmen, soweit sie durch Vertheilung der Steuerquote resultiren, nicht nach dem Maße des Nothwendigen eingerichtet, sondern sind bis zu einer drückenden, unerträglichen Höhe gesteigert, ohne daß der Staat, wenn er nicht unaufhörlich Schulden macht, damit auslangte. Das österreichische Steuersystem ist ein Produkt des Absolutismus, und ist ganz unverändert geblieben. Die Haupteinnahme liefern die indirekten Steuern, welche, da nicht Luxusartikel,

sondern Gegenstände des täglichen Bedarfs zumeist belastet sind, hauptsächlich den Bauer treffen. Die Kehle und der Magen des Volkes muß besteuert werden, damit die unselige Geldwirthschaft der Regierung durchgeführt werden könne. Man nennt diese Besteuerungsmethode eine indirekte, obwohl sie sehr direkt gezahlt wird. Denn der kleine Umweg, daß man sie nicht unmittelbar erhebt, und nicht als Steuer beim Namen nennt, entscheidet wohl nicht. Der Staat bewirkt bei der indirekten Steuer, daß der Bürger sein Geld verliert, ohne es zu merken. Um wie viel werden jedoch dadurch die Erhebungskosten größer, und wie sehr wird der Einzelne beschränkt! Keine Steuer ist drückender und perfider, keine frißt sich so sehr mit allen möglichen Unbequemlichkeiten in die Gesellschaft ein, als diese Steuer, welche den Hunger des Armen trifft. Haben wir zuvor an alle Finanzoperationen des Staates die Forderung gestellt, daß sie produktiv seien, so ist diese Steuer, ohne daß es des Beweises für diesen Satz bedürfte, ganz geeignet, das Nationalvermögen zu schmälern. Specielle Daten mangeln, allein wie viele Prozente der Brutto-Einnahme werden verschlungen, wie sehr wird die Produktion gedrückt! Nur eine progressive Einkommensteuer entspricht der Würde des Staates, und die indirekte Steuer ist deren direkter Gegensatz, weil ihrer Wirkung zu Folge die Aermsten am Meisten zahlen. Wie sehr würden die Erhebungskosten sich verringern, wenn es nur direkte Steuern gäbe! Allein das bisherige österreichische Finanzsystem ist diesen Grundsätzen der Gerechtigkeit und Möglichkeit ganz entgegengesetzt.

Doch sprach ich von einem Finanzsystem Oesterreichs? Ich muß das Wort zurücknehmen: Oesterreich hat kein Finanzsystem. Oder kann von einem Finanzsystem die Rede sein, wo die Verwaltung auf das Unzweckmäßigste organisirt ist, wo die Steuern durchaus nicht nach staatsökonomischen Grundsätzen eingerichtet sind, wo die Regierung keine andere Rettung in Krisen kennt, als die Banquiers und die Nationalbank, wo die überaus reichen, höchst ergiebigen Mittel des Staates auf das Unzweckmäßigste verwendet werden, wo die größte Verwirrung in der Uebersicht des Staatshaushaltes waltet, und wo überall so viel Mängel und Fehler herrschen, daß der Nationalreichthum stets abwärts geht, und die Macht des Staates immer mehr abnimmt. Nur wo die Finanzverwaltung gänzlich ohne Rücksicht auf Nationalökonomie in blinder Uebertünchung der üblichen Schablonen geführt wird, kann es geschehen, daß eine Regierung, wie dies kürzlich die unserige gethan, die Runkelrübenproduktion belastet, die bei uns noch ganz im Keime ist, und durch die Besteuerung zu Grunde gehen muß, blos weil in Frankreich die Runkelrübensteuer ergiebig ist. Nur wo die Finanzverwaltung nichts mehr als eine Steuerfabrik ist, können außerordentliche Staatsauslagen so sehr an der Tagesordnung sein, wie bei uns. Nur wo dem Mangel an der nothwendigen Einheit in der Finanzverwaltung gar nicht entgegengearbeitet wird, kann eine so große Verschiedenheit in den finanziellen Zuständen der einzelnen Provinzen herrschen. Nur wo auf den Nationalreichthum gar keine Rücksicht genommen wird, können Domainen so unvortheilhaft verkauft werden, als bei uns. Nur wo eine Finanzverwaltung ganz unverantwortlich ist, kann ein solches Verhältniß des Staates zu einer mit lächerlichen Privilegien ausgestatteten Bank bestehen, wie bei uns. Nur wo gar kein Finanzsystem herrscht, können solche große Wechselfälle in den Finanzzuständen eintreten, wie bei uns. Nur wo das Bedürfniß der Einheit gar

nicht gefühlt wird, kann in der Finanzverwaltung ein solcher Mangel an Centralisation Statt finden, wie bei uns. Nur wo die Finanzverwaltung blos auf die momentane Befriedigung der Bedürfnisse denkt, und sich selbst die Augen verbindet, um nicht in die Zukunft zu sehen, können die Staatseinnahmen so wenig zum allgemeinen Besten verwendet werden, wie bei uns. Nur wo die Finanzadministration bequem und feig geführt wird, kann dieses Schutzsystem die Gränzen verbollwerken, wie bei uns. Nur wo jede freiere Berechnung fehlt, können Einrichtungen, wie z. B. das Penny-Porto trotz der zweifellosen Güte derselben nicht nachgeahmt werden. Nur wo auf das Vermögen der Staatsbürger gar kein Hinblick geworfen wird, können die Steuern so sehr anschwellen, daß eine Vermehrung derselben unmöglich wird, und daß trotz der erschöpften Steuerkraft auch eine Verminderung derselben nicht eintreten kann. Nur wo die Erfordernisse eines Finanzsystems gar nicht gekannt sind, kann überhaupt eine solche Besteuerungsmethode, wie sie Oesterreich besitzt, Platz greifen. Nur wo ein solches Labyrinth in den Finanzen herrscht, wird ein solcher bureaukratischer Markschwamm den Staatskörper aussaugen, und jeden Monat in der Verwaltung ein so erschreckendes Deficit verursachen. Ein Finanzsystem hat Oesterreich gar nicht. Es betrachtet das Staatsbürgerthum als eine große Zahlmaschine, und erblickt in der ganzen Volkskraft nur eine Banknotenfabrik und Münzstätte. Ein österreichischer Staatsmann war es, welcher einst den Ausspruch gemacht: „Das Volk ist nur da, um zu zahlen," und in diesen Worten steckt noch jetzt die ganze Finanzweisheit der österreichischen Regierung. Es ist aber auch tief begründet, daß ein Staat, der sich blos durch rohe äußere Mittel in seiner sonderbaren Zusammensetzung erhalten kann, Nichts in der Finanzwirthschaft anstrebt, als so viel als möglich Geld zu erhalten, um diese Mittel bestreiten zu können. Hierin liegt jedoch die Achillesferse der österreichischen Regierungspolitik, und was einst Börne gesagt: Nur eine Geldkrisis kann Oesterreich frei machen, wird und muß bald eine Wahrheit werden. Denn auch in Frankfurt erzählt man sich, Schmerling habe sich in vertrauten Kreisen geäußert: Das Einzige, was ihm in Bezug auf Oesterreich Sorgen mache, sei die Geldfrage. Es ist gut, wenn auf diese Weise sich die entgegengesetzten Pole berühren! Solche Aussprüche sind die Schwalben der Freiheit! Daß sich aber wirklich die gegenwärtige Finanzwirthschaft Oesterreichs nicht lange mehr halten kann, wollen wir im nächsten Artikel nachzuweisen versuchen, und dort auch die detaillirte Kritik des Budgets beibringen.

Felix Fürst Schwarzenberg,

k. k. Feldmarschall-Lieutenant, Minister der auswärtigen Angelegenheiten und des kaiserlichen Hauses, und Präsident des Ministerrathes.

Dieser hohe Herr trat frühzeitig, nachdem er seine diplomatischen Studien als Oberlieutenant im Regiment Konstantin Küraffiere, unter der Leitung seines erlauchten Schwagers und damaligen Obersten, Fürsten Alfred Windischgrätz beendigt hatte, zur kaiserlichen Botschaft in St. Petersburg über, wo er bald Gelegenheit fand, einen ausgezeichneten Beweis seines feinen diplomatischen Taktes an den Tag zu legen, indem er den in der Verschwörung vom Jahre 1824 verwickelten Fürsten Trubetzkoy in seine Wohnung aufnahm, in welcher dieser auch durch den russischen Polizeiminister, Freiherrn von Benkendorf, bei einer Schachpartie verhaftet wurde. In Folge dieser unliebsamen Episode wurde Fürst Schwarzenberg von St. Petersburg entfernt, und zur kaiserlichen Botschaft nach London übersetzt, wo er nicht säumte, sich in anderer Weise Berühmtheit zu erwerben. Wer erinnert sich nicht jenes berüchtigten Prozesses (criminal conversation), welcher in jener Zeit so großes Aufsehen erregte, und durch alle europäischen Zeitungen lief, und in Folge dessen Lady Ellenborough, die Gemahlin des damaligen Lord Siegelbewahrers, wegen überwiesenen Ehebruchs, von ihrem Gatten getrennt, Fürst Felix Schwarzenberg aber genöthigt wurde, London und England im Verlaufe von wenigen Stunden zu verlassen, um einer diesfälligen Entschädigungsanklage, und den strengen englischen Gerichten zu entgehen. Seine Durchlaucht werden Albions Küste wohl nie mehr betreten. Im Jahre 1832 wurde er mit einem besondern Auftrage nach dem Haag geschickt, von wo er zwar keine diplomatischen Erfolge, aber wohl eine sehr werthvolle brillantene Dose zurückbrachte, welche König Wilhelm ihm als Anerkennung für seine mißlungene Sendung schenkte. Bald darauf wurde er zum Gesandten nach Turin ernannt, von wo er zuletzt in gleicher Eigenschaft nach Neapel versetzt wurde. Auch dort schien das Glück ihn bei seinen Liebesabenteuern nicht zu begünstigen; denn obgleich Se. Durchlaucht diesmal ihre edle Neigung keineswegs der Frau eines Ministers, sondern nur einer schlichten Hausmeisterstochter zugewandt, so soll ihm doch dieses zarte Verhältniß, in einer schönen neapolitanischen Sommernacht, im Jahre des Heils 1847, unangenehme und mitunter sogar sehr schmerzliche Berührungen mit einigen kräftigen Lazaronis zugezogen haben. Zur Linderung seiner diesfälligen Leiden ertheilte ihm Fürst Metternich wenige Tage vor seinem Sturze das Großkreuz des Leopold-Ordens. Als die Kriegsverhältnisse ihn von Neapel abriefen, übernahm er bei der Armee, die er seit achtundzwanzig Jahren verlassen hatte, den Oberbefehl einer Division, und wurde am Arme leicht verwundet. Fürst Schwarzenberg hat ohne Zweifel seine taktisch-strategischen Kenntnisse und Erfahrungen bei der Diplomatie gesammelt, so wie er in seiner Jugend seine diplomatischen Studien in einem Kavallerieregiment gemacht hatte. Ueber seine militärischen Fähigkeiten mögen die Manen

der bei Gaito Gebliebenen das Urtheil fällen. Nach den herrlichen Siegen Radetzky's, und der Einnahme von Mailand, wurde er mit der Leitung der Friedensunterhandlungen mit Karl Albert beauftragt, die jedoch erfolglos blieben. Seine Durchlaucht scheinen überhaupt in ihren diplomatischen Negociationen eben so unglücklich, wie in ihren Liebesabenteuern zu sein. Wir hätten es daher dem Interesse und der Würde Oesterreichs angemessener gefunden, wenn die diesfälligen Unterhandlungen dem greisen Feldmarschall, der bekanntlich die diplomatische Feder mit gleicher Gewandtheit wie den Feldherrnstab zu führen versteht, überlassen worden wären, anstatt sie einem der willfährigsten Vollstrecker der jesuitischen Politik Metternichs anzuvertrauen, der in Petersburg, London und Neapel nur Beweise höchst undiplomatischer Leichtfertigkeit an den Tag legte.

Als die Oktober-Revolution ausbrach, befand sich Fürst Schwarzenberg zufällig in Wien, um sich bei dem damaligen Minister des Auswärtigen, Herrn von Wessenberg, neue Instructionen zu holen. Er schloß sich den kaiserlichen Truppen an, mit welchen er nach Erstürmung der Stadt wieder in dieselbe einzog. Schon den Tag nach der Einnahme Wiens fand Se. Durchlaucht eine günstige Gelegenheit, die ganze Bevölkerung auf eine Weise von ihrer freiheitlichen Gesinnung in Kenntniß zu setzen; die allen Freunden constitutioneller Formen unvergeßlich bleiben wird. Beabsichtigend, die Räume, in welchen die constituirende Reichsversammlung bisher getagt, schließen zu lassen, setzte Fürst Schwarzenberg nicht etwa den Präsidenten derselben von diesem Beschlusse in Kenntniß, um durch dieses allein schickliche Verfahren den beabsichtigten Zweck auf würdige Weise zu erreichen, sondern verfügte sich persönlich in voller Uniform zu den Portieren des Saales, welchen er mit dem Bedeuten, die in demselben etwa befindlichen Leute*) sogleich auszuweisen, zugleich befahl, sämmtliche Lokalitäten der Reichsversammlung zu versperren. Se. Durchlaucht waren in diesem Augenblicke ohne Zweifel von der ursprünglichen Bestimmung dieses Gebäudes befangen**), denn sonst wäre ein so feines diplomatisches Procédé gegen die Repräsentanten der zweiten Staatsgewalt nicht wohl erklärbar. Der Herr Fürst darf sich der Ueberzeugung hingeben, durch dieses beispiellose Verfahren eine unvergängliche, wenn auch traurige Berühmtheit erlangt zu haben.

Bei der Bildung des Ministeriums vom 22. November wurde dem Fürsten Schwarzenberg, ohne Zweifel in Rücksicht seiner bewiesenen hohen Achtung für constitutionelle Formen, die Stelle eines Ministers der auswärtigen Angelegenheiten und des kaiserlichen Hauses beschieden, und zugleich die Präsidentschaft des Ministerrathes übertragen, und ihm auf diese Weise ein neues Feld dargeboten, seine vielfältigen und ausgebreiteten staatswissenschaftlichen Kenntnisse, sowohl in der äußern als der innern Politik, an den Tag zu legen.

Was hat aber der Herr Minister der auswärtigen Angelegenheiten seit dem Tage, von welchem er das Portefeuille übernommen, Ersprießliches für den Vortheil, die Ehre

---

*) Der Herr General wollte hiermit einige bereits anwesende Reichsdeputirte bezeichnen.

**) Die constituirende Reichsversammlung hielt bekanntlich ihre Sitzungen in der von Kaiser Karl dem Sechsten erbauten Reitbahn.

und Würde unsers constitutionellen Vaterlandes geleistet? Die von ihm bereits nach der Einnahme von Mailand begonnenen Unterhandlungen mit Piemont, zu welchen Radetzky's glänzende Siege ihm doch eine genügende Grundlage bereiteten, sind bis heute so wenig fortgeschritten, daß sie bereits auf einen in Brüssel zu haltenden Congreß vertagt, und der Wiederausbruch der Feindseligkeiten viel größere Wahrscheinlichkeit darbietet, als der Abschluß eines Friedensvertrages. In Spanien hat der Herr Minister noch nicht daran gedacht, die gänzliche Unterbrechung des diplomatischen Verkehrs dieses Landes mit England zu benützen, um mit der dortigen Regierung einen vortheilhaften Handelsvertrag abzuschließen, welcher der österreichischen Industrie jährlich mehre Millionen zuwenden würde. Die Förderung so materieller Interessen scheint aber der besondern Berücksichtigung des Herrn Fürsten gänzlich unwürdig zu sein. Im Orient wohnt Graf Stürmer noch immer als diplomatischer Automat den dortigen hochwichtigen Verhandlungen bei, und in den von den Russen besetzten Donaufürstenthümern ist Oesterreichs Name, Ansehen und Einfluß so tief gesunken, daß bereits Niemand es mehr wagt, in diesen Ländern mit einem österreichischen Passe zu reisen. Der eben so hochwichtige als schwierige Posten zu St. Petersburg wurde einem Manne anvertraut, der in seiner letzten gesandtschaftlichen Stellung in Turin eben keine sehr ausgezeichneten Beweise diplomatischer Befähigung gegeben, wohl aber mit einem der gewandtesten und einflußreichsten Mitglieder der russischen Diplomatie auf das Innigste verschwägert ist. Fürst Schwarzenberg hat daher durch die Sendung des Grafen Buel an den russischen Hof, nicht nur seine völlige Unkenntniß der Verhältnisse der ihm unterstehenden Persönlichkeiten auf glänzende Weise beurkundet, sondern leider auch durch diese Ernennung der österreichischen Diplomatie im Angesichte von Europa den Stempel der Lächerlichkeit in unvertilgbarer Weise aufgedrückt. Und um seiner Russophobie vollkommen Genüge zu leisten, hat er sich nicht entblödet russische Hilfstruppen zu rufen, als wenn Oesterreichs Heere allein der Aufgabe nicht genügen könnten, den Aufruhr zu unterdrücken; dem Herrn Minister des Auswärtigen scheinen die Begriffe von Nationalwürde wohl fremd oder gleichgiltig zu sein. Welche Gesinnungen endlich Fürst Schwarzenberg für Deutschland eigentlich hegt, hat er uns zwar nicht gesagt, da er in der so berüchtigt gewordenen Note vom 4. Februar nur negative Wünsche aussprach; aus jenem aber in ihr erwähnten dunkeln Vorschweben irgend einer künftigen definitiven Gestaltung desselben blickt die beabsichtigte jesuitische Reorganisirung des in den Märztagen zu Grabe gegangenen deutschen Bundes, dieser Urquelle aller Knechtung und Erniedrigung, welche seit dem Jahre 1815 auf dem gemeinsamen großen Vaterlande lastete, deutlich genug hervor.

In der ganzen auswärtigen Diplomatie haben sich die vorgenommenen Veränderungen, mit Ausnahme der Ernennung Dobblhofs zum Gesandten im Haag, die wohl zunächst ihre Veranlassung in dessen unermeßlicher Popularität im Reichstage finden dürfte, auf einige größtentheils nichtssagende Versetzungen beschränkt. Im Ministerium des Aeußern aber, dem eigentlichen Sitze jener fürchterlichen, volksfeindlichen und zerstörenden Politik, welche die österreichische Monarchie an den Abgrund des Verderbens führte, ist Alles unverändert geblieben, und die sämmtlichen Akolyten der fluchwürdigen metternichschen Diplomatie sitzen sammt und sonders, und ohne alle Ausnahme fortwährend gemüth-

lich und behaglich auf ihren Lehnstühlen der ehemaligen k. k. geheimen Haus-, Hof- und Staatskanzlei, und die entschiedensten Günstlinge des vertriebenen Staatskanzlers sind auch die Männer des Vertrauens des Herrn Ministers des Auswärtigen geworden, der einen durch seine polizeiliche Verwendung allgemein berüchtigt gewordenen Legationsrath und bisherigen Generalkonsul*) zu seinem Sekretär, und den fanatischen Verfechter des jesuitischen Sonderbundes, und vieljährigen Referenten**) der deutschen Bundesangelegenheiten traurigen Andenkens, zum Unterstaatssekretär ernannte. In dieser Weise wird die alte bedauerliche und die Monarchie herabwürdigende Diplomatie im In- und Auslande ungescheut und unter dem Panier der metternichschen Schule fortgeführt.

Als Leiter der innern Politik hat der Herr Ministerpräsident sein Wirken bisher zwar sehr beschränkt, doch ist es bezeichnend genug für jene politischen Grundsätze, in deren Befolgung er das Heil der constitutionellen Monarchie zu fördern wähnt. Was hat er gethan, um die so schwierige Constituirung der Gesammtmonarchie auf eine, alle rechtmäßigen Forderungen der freiheitanstrebenden Nationalitäten befriedigende Weise zu begründen? Er las der constituirenden Reichsversammlung ein gut verfaßtes Programm vor, welchem alle Provinzen Beifall zujubelten, und nicht eine der in demselben zugesagten Verheißungen wurde bisher erfüllt; er versprach im Namen des Gesammtministeriums, sich an die Spitze des wahrhaft constitutionellen Fortschrittes zu stellen, und wir haben seither nur bedauernswerthe, nicht genug zu beklagende Rückschritte gemacht; er versprach uns, die gesetzliche Freiheit zu fördern, und drei Viertheile der österreichischen Monarchie unterliegen dem Martialgesetze, und unter seiner Zustimmung, als Leiter des Ministeriums, erliegt das arme, wahrlich hinlänglich heimgesuchte Wien dem Drucke einer unerbittlichen Militärherrschaft. Der constituirende Reichstag sprach mit unermeßlicher Mehrheit, und unter dem Jubel aller wahren Freunde der Menschheit, die abermalige Abschaffung der schon 1782 von Kaiser Joseph dem Großen aufgehobenen Todesstrafe aus, und in demselben Augenblicke wurden, gleichsam zum fürchterlichsten Hohne der höchsten legislativen Gewalt, politische Verbrecher in der Hauptstadt hingerichtet. Die Reichsversammlung trug auf Abschaffung der körperlichen Strafe an, und politische, zum Strange Verurtheilte, und zu Pulver und Blei begnadigte Verbrecher wurden durch die unerschöpfliche Milde des Herrn Militärgouverneurs, nochmals, und zu sechstausend Ruthenstreichen begnadigt. Die ganze Monarchie erwartet mit Ungeduld und Sehnsucht die Vorlage eines freisinnigen Gemeinde-Gesetzentwurfes, und einstweilen verbietet der in Wien herrschende und regierende Militärgouverneur dem Gemeinderathe, über eine von ihm erlassene willkürliche Strafe: Brandschatzungs-Kundmachung, zu berathen. Die Verantwortlichkeit dieses beispiellosen und mittelalterlichen Verfahrens mit der Hauptstadt der Monarchie lastet aber nothwendiger Weise auf dem Herrn Ministerpräsidenten, dem Vorstande und Leiter des Gesammtministeriums, als der höchsten exekutiven Gewalt im constitutionellen Staate, welcher auch die Militärbehörde unbedingt unterliegt, und um so mehr, als Fürst Schwarzenberg sich in dem ministeriellen Programme feierlichst verpflichtete, jeden unverfassungsmäßigen Ein-

*) Herr Joseph Schabenhäferl, bekannt unter dem pseudonymen Namen Alexander Hübner.

**) Freiherr von Werner.

fluß ferne von sich zu halten. Möge er im Stande sein, dieser Verantwortlichkeit vor Gott und den Menschen Genüge zu leisten. Seine Achtung aber für das Heiligste aller Volksrechte, die unverletzliche Preßfreiheit, beurkundete der Herr Minister hinlänglich durch seinen, aus eigener Machtvollkommenheit gegen ein freisinniges Organ derselben geschleuderte Verbot. Oesterreichs Völker schulden jedoch Sr. Durchlaucht jedenfalls unermeßliche Dankbarkeit für die auf jene an sie erfolgte diesfällige Interpellation, dem constituirenden Reichstage, mit schwankender, unsicherer Stimme gegebene beruhigende Versicherung, daß das Ministerium nicht beabsichtige, das Palladium aller Volksfreiheit, die köstlichste der Errungenschaften der glorreichen Märztage, die von Ferdinand dem Gütigen zuerst und freiwillig gegebene, und von seinem jugendlichen Nachfolger bei dessen Regierungsantritte feierlich bestätigte freie Presse, aufzuheben. Als wenn eine irdische Macht im Stande wäre einer Nation den Besitz der Preßfreiheit dauernd zu rauben, ohne die Dynastie und den Staat in seinen tiefsten Grundfesten zu erschüttern, und selbst in Frage zu stellen. Was endlich das von dem Herrn Ministerpräsidenten bei Gelegenheit der Beantwortung dieser Interpellation mit wahrhaft kindlicher Einfalt und Freimüthigkeit abgelegte Geständniß betrifft, daß er sich nur wenig mit den Journalen zu befassen vermöge, so wünschen wir aufrichtig, daß er dieser, für ihn zwar nicht sehr schmeichelhaften Gewohnheit, noch fernerhin getreu verbleibe, damit nicht bei der jedesmaligen Lesung irgend eines Zeitungsblattes, ein oder das andere Organ der Publizität in die Gefahr gerathe, ob einer mißliebigen oder unrichtig aufgefaßten Phrase, eigenmächtig aufgehoben oder wenigstens zeitweise suspendirt, und eines befähigten Redakteurs beraubt zu werden.

Indem wir zwar in kurzen aber treuen und ungeschminkten Zügen ein Bild der bisherigen Leistungen des Herrn Fürsten Felix Schwarzenberg als Diplomat, General und Staatsmann entworfen, wünschen wir sehnlichst zu dessen Ehre nnd dem Wohle der österreichischen Monarchie, uns der Beruhigung hingeben zu dürfen, unserer diesfälligen Aufgabe vollkommen Genüge geleistet zu haben, und nicht etwa in die Nothwendigkeit zu gerathen, über das fernere politische Wirken desselben, einen ergänzenden Artikel schreiben zu müssen. Wahrlich Se. Durchlaucht haben sich bereits in der kürzesten Zeit hinlänglichen Ruhm erworben, als daß ihr ferneres Verbleiben an der Spitze der Geschäfte erforderlich wäre, um ihren Namen zu verewigen, der in der Geschichte einstens genugsam prangen wird. Der Herr Fürst erfreue sich fortan der so verdienten uud für sein Vaterland gewiß sehr wohlthätigen Ruhe, und widme sich ungestört dem Studium seiner Lieblingswissenschaft, der Anatomie, deren Ausübung er leider auch in seinem amtlichen Wirken als Ministerpräsident an unsern constitutionellen Rechten anwenden zu müssen glaubte, an welchen er den glücklicher Weise mißlungenen Versuch machte, das wichtigste Glied derselben, die Preßfreiheit, mit seinen militärisch diplomatisch-jesuitischen Wirkungen abzulösen.

Zwei Noten.

Unter den Deutsch-Nationalen, den Liberalen von gestern, den gelehrten Constitutionellen, unter all den Aengstlichen und Oberflächlichen, die sich mit dem Außenwerk der nationalen Entwickelung zufrieden geben, ist die Phrase gang und gäbe geworden: „Oesterreich hing stets wie ein Bleigewicht an der deutschen Entwickelung, man könne Oesterreich nicht mehr brauchen; man müsse ein Deutschland ohne Oesterreich machen." Zu diesem Ausspruch ist diese zahme Partei durch die Schwarzenberg'sche Note gekommen, die sich dahin ausgesprochen, daß Oesterreich seine eigene politische Gestaltung und die Deutschlands abwarten müsse, bevor es sich über seinen Anschluß an das Letzte deutlich und klar aussprechen könne. Früher wagte diese Partei es nicht, mit einem solchen Ausspruch hervorzutreten.

Dieser Fortschritt des kaiserlichen Kabinets, das auf eine so plumpe, stupide Weise die Ermordung Blums, die es sich zu Schulden kommen ließ, entschuldigen wollte, das sich in unpolitischer Uebereilung, den Slaven zu Gefallen, Deutschland gegenüber in eine Stellung brachte, die es unmöglich beibehalten könnte, ohne sich selbst Abbruch zu thun, ohne sich eines Einflusses zu berauben, der ihm bei seinem Prinzipienkampfe zur Unterdrückung des Volksgeistes auch in seiner entferntern Umgebung unentbehrlich ist. Dieser Fehltritt wurde von der genannten Partei mit rascher Bereitwilligkeit aufgegriffen; aber nicht etwa, um darauf eine Kriegserklärung gegen die Kronen überhaupt oder gegen die österreichische Krone insbesondere zu gründen; — sie ist eben nicht kriegerisch —, sondern, um in der ersten Freude über diese Entsagung von Seiten Oesterreichs den Schwerpunkt Deutschlands nach Preußen zu tragen, um dem Könige von Preußen zu verleihen, was Oesterreichs Kaiser streitig machen konnte, wenn er wie jener in dem engen Verbande mit Deutschland blieb: die deutsche Oberherrlichkeit.

Diejenigen, die sich wirklich von der Lossagung Oesterreichs, d. h. der österreichischen Regierung, von Deutschland für dieses einen Vortheil versprachen, haben sich zweifach verrechnet, ein Mal, indem sie voraussetzten, daß irgend ein Schritt dieser österreichischen Regierung, unter deren Fußtritt Alles blutet und zu Grunde geht, was gegen den Absolutismus, gegen das Unrecht sich auflehnt, dem deutschen Volke heilsam werden könne, daß die österreichische Krone ihr gutes Recht aufgeben werde, auf Deutschlands Entwickelung hemmend einzuwirken, wenn sie auch ihre Pflichten gegen dasselbe aufs gröblichste verletzt, und zum Zweiten, daß sie sich dem frommen Glauben hingaben, Hohenzollern, der die deutsche Kaiserkrone im Einverständniß mit Lothringen annehmen würde, könne dem deutschen Volke mehr werden, als dem preußischen, daß er mit seinen Wrangels, Manteufels, Brandenburgs, Belagerungszuständen, Verhaftungen, Unterdrückungen, Verurtheilungen, Vertagungen, Versetzungen, Auflösungen, Oktroyrungen, Deutschland nicht eben so heimsuchen würde, wie er Preußen heimgesucht, daß er einen deutschen Gedanken hege und nicht blos einen kaiserlichen.

Jetzt, da Oesterreich sich wieder anders erklärt, ist die ganze Partei verdutzt; das deutsch-österreichische Volk, das sich, als sein Wort noch ungebunden war, laut und deutlich genug für seinen Anschluß an Deutschland ausgesprochen, haben sie leichterdings zurückgestoßen, vor der österreichischen Krone haben sie einen tiefen Respekt, und sie wollen für Oesterreich eine neue Stelle erfinden, ein besonderes Verhältniß ins Leben rufen, um den Wünschen der Krone zu entsprechen. Jetzt gerade wäre es Zeit, den König von Preußen zum Kaiser zu machen, damit sie sich nicht mehr im selben Lager befinden, diese zwei Großmächte, deren Bündniß von jeher Deutschland zum Verderben gewesen.

Deutschland würde dadurch freilich in zwei Hauptheile getheilt; aber es bliebe dem Volke überlassen, wenn es das Vortheilhafte der Stellung begriffen, seine Partei zu wählen und die Bedingungen seiner Hilfe vorzuschreiben.

Dieser Vorschlag gilt, wie sich von selbst versteht, für den provisorischen Zustand jetzt für so lange nämlich, als das deutsche Volk nicht aufsteht und ruft: Ich bin eins und will eins sein, ob ein Parlament, das mich getäuscht und mein Vertrauen mißbraucht hat, seine Pflicht verletzt und meinen im Sturme geäußerten Willen außer Acht gelassen, ob Kronen und Bajonnette an meinen Gliedern zerren und reißen. Die deutsche Einheit, die große Volksidee ist durch den Herrn Gagern und seine Partei, ist durch die Majorität in der Paulskirche zu einer jämmerlichen Kabinetsfrage herabgesunken, sie liegt in der Agonie, und es ist diplomatischer Moschus angezeigt, um sie vor dem gänzlichen Verlöschen zu bewahren. Die zwei Noten, die königlich preußische an die verschiedenen preußischen Bevollmächtigten bei den deutschen Regierungen und die kaiserlich österreichische an das deutsche Reichsministerium, fallen gewichtiger in die Wagschale der Verhältnisse, als die ungiltigen Beschlüsse der deutschen Volksvertreter, die selbst ihre natürliche Grundlage zurückgestoßen, die sich von dem Volke gewendet und den Kronen angeschlossen.

Die Noten verurtheilen das deutsche Parlament, wie noch kein oppositionelles Journal es gethan, sie weisen ihm streng die untergeordnete Stellung an, in die es sich selbst gebracht, und es ist unzweifelhaft, daß, wenn nicht eine besondere Rücksicht von jedem der beiden Kabinette zu nehmen gewesen wäre, sie das Parlament gänzlich desavouirt haben würden, wie es von Oesterreich früher durch die Ermordung Blums und die Sprache in der Schwarzenberg'schen Note faktisch geschehen.

Wir wollen auf diese Rücksichten weiter unten zurückkommen, wenn wir überhaupt näher auf die beiden Dokumente eingehen, die hier eine Stelle finden mögen.

Circular von der königlich preußischen Regierung an alle ihre bei den deutschen Regierungen beglaubigten Missionen.

„Die Verhandlungen der im April des vergangenen Jahres zum Zweck der Begründung einer neuen Verfassung für Deutschland nach Frankfurt a. M. berufenen deutschen Nationalversammlung nähern sich dem Zeitpunkt, in welchem die deutschen Staaten sich über das Resultat der Arbeiten der Versammlung auszusprechen haben werden. Zur Zeit des Zusammentritts derselben war die begonnene Revision der Bundesverfassung nicht so weit gediehen, daß es den deutschen Regierungen möglich gewesen wäre, einen gemeinsam verabredeten Verfassungsentwurf der Versamlung vorzulegen und vor derselben zu vertreten. Die Versammlung befand sich in der Nothwendigkeit, selbstständig das Verfassungswerk anzugreifen, und sowohl die Passivität der Regierungen, wovon viele ihre ganze Kraft durch innere Angelegenheiten in Anspruch genommen sahen, als die greifbare Schwierigkeit der Vereinbarung mit 37 verschiedenen und unabhängigen Staaten mochten dazu mitwirken, die Vorstellungen über den Umfang der staatsrechtlichen Befugnisse der Versammlung hoch zu steigern. Auch die könig-

liche Regierung hat geglaubt, der Lage, worin sich die deutschen Staaten, gegenüber einer aus der Gesammtheit der Nation auf gesetzlichem Wege erwählten Versammlung befanden, großes Gewicht beilegen zu müssen; sie hat geglaubt, die äußersten Anstrengungen machen zu sollen, um einer Versammlung, der die Regierungen einen positiven Vorschlag nicht vorgelegt hatten, nicht durch Negation entgegenzutreten; sie hat geglaubt, die deutsche Nation sei zu der Forderung berechtigt, daß der Versuch, auf dem von den deutschen Regierungen theils gesetzlich angebahnten, theils zugelassenen Wege zur Einigung zu gelangen, möglichst vor äußern Hemmungen geschützt werde. Auf diesen Punkt hat die Regierung, nachdem ihr im Monat Juli gemachter Vorschlag zur Gewinnung der Grundlagen einer collectiven Vertretung der Regierungen gescheitert war, nachdem auch andere Versuche, auf den Weg der Verständigung zu leiten, erfolglos blieben, ihr vorzüglichstes Augenmerk gerichtet, und zugleich, während sie ohne Zögern bereit war, für einige Zeit von der ausführenden Gewalt des Bundes zurückzutreten und deren Uebertragung auf Se. kaiserl. Hoheit den Erzherzog Johann von Oesterreich zu genehmigen, mit nicht geringerer Hingebung und oft mit Selbstverläugnung die Centralgewalt Deutschlands durch die Macht und die Mittel Preußens gestützt und getragen. Der Zweck ist erreicht worden; die Nationalversammlung zu Frankfurt hat sich beinahe acht Monate hindurch in freier Bewegung ihrer Verfassungsarbeit widmen dürfen, und indem diese Arbeit anscheinend ihrem Ende naht, wird jede deutsche Regierung den Beruf fühlen, dahin zu wirken, daß sie zu einem glücklichen Ergebniß führe, und daß ein mögliches Fehlschlagen dieser Hoffnung nicht einem Verschulden der Regierungen beigemessen werden könne. Die preußische Regierung darf sich der Hoffnung überlassen, vor einem solchen Vorwurf gesichert zu sein; allein sie ist sich sehr wohl bewußt, daß ihre alleinige Zustimmung nicht ausreicht, eine Umgestaltung der deutschen Verfassung in das Leben zu führen, und daß das Scheitern des großen Zwecks nicht minder zu beklagen wäre, wenn auch zweifellos feststände, daß er nicht an Preußen gescheitert sei.

Durch diese Betrachtung bewogen, würde die Regierung vielleicht schon früher dazu übergegangen sein, die Vorbereitung der in einiger Frist von den Staaten des deutschen Bundes erwarteten Erklärungen in Vorschlag zu bringen. Allein eine bedeutungsvolle Entwickelungsperiode des eignen Staats traf zusammen mit einer entscheidenden Wendung der innern Zustände Oesterreichs, welches als das mächtigste Glied des Bundes zu einer Initiative um so mehr berufen war, als die europäische Stellung und der hohe Beruf des österreichischen Kaiserstaats, verbunden mit der eingeschlagenen central-constitutionellen Richtung, ihm das Eingehen in manche jener bundesstaatlichen Bestimmungen erschweren mußten, in welchen die Nationalversammlung zu Frankfurt a. M. den Ausdruck eines gemeinsamen Verlangens der deutschen Nation gefunden zu haben glaubte. Der österreichische Staat ist mit alten Banden an Deutschland gekettet, und er hat ihnen in der bewegtesten Zeit des vergangenen Jahres eine neue Innigkeit verliehen, indem ein Fürst des österreichischen Kaiserhauses die Leitung der Angelegenheiten Deutschlands übernahm. Seinerseits kann das übrige Deutschland auf die alte Verbindung mit Oesterreich nicht verzichten, und am wenigsten hätte die preußische Regierung einen auf Ablösung der bisher bestandenen Bande beruhenden Plan bevorworten können, vielmehr war es für sie unerläßlich, die Absichten der kaiserl. österreichischen Regierung in Bezug auf die Verfassung Deutschlands nach der wiedergewonnenen festern Gestaltung der innern Zustände im österreichischen Kaiserstaate zu kennen. Mit hoher Befriedigung sieht die königl. Regierung nunmehr festgestellt, daß Oesterreich, mit uns den deutschen Bund als fortbestehend betrachtend, in demselben beharren und an dessen kräftiger Entwickelung theilnehmen will und zu einer Verständigung darüber mit der Nationalversammlung und den übrigen Regierungen Deutschlands bereit ist. Diese Verständigung wird jedenfalls der Art sein müssen, daß in ihr weder die Bestrebungen des Kaiserstaats, in seinem ganzen Ländercomplexe zu einer kräftigen, dem innern Bedürfniß desselben genügenden Constituirung zu gelangen, noch die Bestrebungen Deutschlands, die auf die Darstellung eines dem Auslande gegenüber einheitlich verbundenen politischen Körpers so wie auf die Verschmelzung der commerziellen und materiellen Interessen, und eine möglichste Ausgleichung der innern Gesetzgebung gerichtet sind, ein Hinderniß finden. Es ist von der kaiserl. österreichischen Regierung zu erwarten, daß sie auch hierzu nach Kräften die Hand bieten und auch bei der Gestaltung der innern Verhältnisse jener Monarchie auf die Beziehungen zu Deutschland die möglichste Rücksicht nehmen werde. Wenn sie indeß glauben sollte, an der eben angedeuteten Entwickelung Deutschlands nicht im vollen Maße Antheil nehmen zu können, wenn sie die dazu erforderlichen Beschränkungen der Souverainitätsrechte zu Gunsten einer kräftigen Centralgewalt des Bundes und die Anwendung der materiellen Verknüpfung der Interessen auf ihre deutschen Länder nicht eintreten lassen könnte, so würde daraus freilich folgen, daß Oesterreich einerseits nicht begehren würde, Rechte auszuüben, denen nicht die correspondirenden Pflichten gegenüberständen, und daß andererseits den übrigen deutschen Staaten nicht anzusinnen wäre, einer aus der Gesammtbevölkerung des Bundes hervorgehenden Vertretung und einer die Angelegenheiten der Gesammtheit leitenden Bundesregierung, in welcher Oesterreich seine Stelle behauptete, Rechte in Beziehung auf die auswärtige allgemeine und commerzielle Politik, auf die innere Gesetzgebung und Finanzwirthschaft einzuräumen, bei deren Ausübung das österreichische Bundesgebiet nicht in glei[chem] Umfange den Beschlüssen der Centralgewalt unterworfen wäre. Es würde aber daraus no[ch] der Schluß zu ziehen sein, daß Deutschland ausschließlich zu den wesentlichen Grundlagen des

bundes zurückkehren und daß der mit Begeisterung erfaßte Plan einer bundesstaatlichen Verbindung gänzlich verlassen werden müsse.

Vielmehr wird sowohl die Aufrechthaltung und Entwickelung des deutschen Bundes — Oesterreich, sowie das deutsche Gebiet der Niederlande und Dänemarks eingeschlossen — als die Erhaltung der dem österreichischen Kaiserhause gebührenden Stellung in Deutschland vollkommen vereinbar sein mit dem Zusammentritte der übrigen deutschen Staaten zu einem engern Vereine, zu einem Bundesstaate, innerhalb des Bundes. Sowie innerhalb des Bundes der Zollverband, nicht nur einen engern Verein für Handel, Gewerbfleiß und Verkehr darstellend, sondern auch die Wurzeln zu einer gemeinsamen handelspolitischen Vertretung nach außen in sich tragend, entstehen und bestehen konnte, ohne den Bund selbst und das Verhältniß zwischen den dem Zollverein angehörenden und den demselben nicht angehörenden Bundesgliedern zu stören, so kann auch ein noch weitere Interessen umfassender Verein unter der Mehrzahl der Bundesglieder geschlossen werden und innerhalb des Bundes bestehen. Die königl. Regierung erkennt nach wie vor die Pflicht, auf dem durch die Berufung der deutschen Nationalversammlung betretenen Wege fortzuschreiten. Zu dem Ende wird zu geneigter Erwägung der Vorschlag anheimgegeben, daß die deutschen Regierungen der Nationalversammlung zu Frankfurt a. M. durch das Reichsministerium vor der zweiten Berathung über die Theile der entworfenen Verfassung, welche die Titel: „Das Reich und die Reichsgewalt", „der Reichstag", „das Reichsoberhaupt", „der Reichsrath" führen, Erklärungen über den Inhalt, wie er nach der ersten Berathung festgestellt worden, zur Erwägung übergeben wollen.

Wir glauben, daß dieser Vorschlag sich sowohl den deutschen Regierungen als der Nationalversammlung empfehlen werde, da wir auf beiden Seiten das ernstliche Bestreben voraussetzen, zu einer redlichen Verständigung zu gelangen. Die Stellung, welche die letztere zu dem Verfassungswerke einnimmt, ist im Eingang angedeutet worden. Die meisten deutschen Regierungen hingegen haben niemals auf das Recht der Zustimmung verzichtet, und insbesondere ist dies von Preußen nicht geschehen. Wollte man diesen Gegensatz noch jetzt auf die Spitze treiben, so ist es wohl Niemandem zweifelhaft, daß nicht allein das Verfassungswerk nicht zu Stande kommen, sondern auch das deutsche Vaterland den gefährlichsten Krisen ausgesetzt und in seiner ganzen Entwickelung gehemmt werden würde. Je fester daher ein deutscher Staat entschlossen wäre, an dem Rechte der Zustimmung festzuhalten, je mehr er befürchten könnte, dieselbe versagen zu müssen, um so lebendiger dürfte sich ihm die Verpflichtung aufdringen, sich nicht auf die nachträgliche Negation zu beschränken, sondern die Bedenken und Abänderungsvorschläge rücksichtlich der vorläufigen Beschlüsse zur Kenntniß der Nationalversammlung zu bringen und derselben zu deren reiflicher Erwägung vor der zweiten Beschlußfassung Gelegenheit zu geben. Und wenn wir auf der andern Seite sehen, wie selbst die das Vereinbarungsrecht im Prinzip am entschiedensten bestreitenden Fractionen der Nationalversammlung doch die Herbeiführung einer Uebereinstimmung mit den Regierungen als wünschenswerth erkennen, so dürfen wir hoffen, daß die Versammlung selbst, eingedenk ihrer Würde und ihrer Pflicht gegen das gesammte Vaterland, durch ein gleiches freundliches Entgegenkommen auf dem Wege der Verständigung jenem gefährlichen Gegensatze die Spitze abbrechen werde.

Die königl. Regierung glaubt daher mit diesem Vorschlag um so mehr den Wünschen der deutschen Regierungen entgegenzukommen, als sie fest überzeugt ist, daß das wahre Interesse der Regierungen mit den Bedürfnissen und Wünschen des deutschen Volks Hand in Hand geht. Sie darf daher auch hoffen, daß, wenn auch die Ansichten in einzelnen Punkten auseinander gehen mögen, doch bei dem bei allen Regierungen vorausgesetzten deutschen Sinn und der Gemeinsamkeit der Interessen in den wesentlichsten Stücken Uebereinstimmung herrschen werde. Der Gewinn wird um so größer sein, je mehr die Staaten sich gleichmäßig aussprechen; und indem die königl. Regierung dazu die Hand bietet, erwartet sie ein gleich vertrauensvolles Entgegenkommen von den andern deutschen Regierungen. Sie hat ihren Bevollmächtigten in Frankfurt a. M. mit umfassenden Instructionen zu diesem Zwecke versehen, und indem sie der Ansicht ist, daß jener Ort für alle die Regierungen den geeignetsten Mittelpunkt der Verständigung bilden werde, so stellt sie das Ersuchen an dieselben, dorthin baldmöglichst ihre Bemerkungen und eventuellen Vorschläge auf geeignetem Wege gelangen lassen zu wollen, da sie eine baldige Besprechung und Verständigung im Interesse des gesammten Deutschlands für höchst wünschenswerth halten muß. Ew. 2c. wollen die hier ausgesprochenen Erwägungen und Vorschläge der 2c. Regierung vorlegen und zu der der Wichtigkeit der Sache gemäßen Berücksichtigung empfehlen. Zugleich aber wollen Ew. 2c. nicht unterlassen, die 2c. Regierung über die wahren Gesinnungen der noch neuerdings vielfach angefochtenen Regierung Sr. Maj. aufzuklären. Preußen strebt nach keiner Machtvergrößerung oder Würde für sich selbst; es begehrt, wie auch die deutsche Verfassung sich gestalte, keinen andern Antheil an der obersten Leitung der Bundesgewalt als denjenigen, welchen seine Stellung in Deutschland und die Bedeutung der geistigen und materiellen Kräfte, die es dem gemeinsamen Vaterlande zur Verfügung stellen kann, der Natur der Dinge nach ihm anweist. Es wird keine ihm angebotene Stellung annehmen als mit freier Zustimmung der verbündeten Regierungen; es hält sich aber verpflichtet, sich bereit zu erklären, Deutschland diejenigen Dienste zu leisten, welche dieses im Interesse der Gesammtheit von ihm verlangen sollte, selbst wenn dies nicht ohne Opfer von seiner Seite geschehen könnte. Es wird dabei eben so gern Allem entgegenkommen, was, ohne Gefährdung

des gemeinsamen Zwecks, die Selbstständigkeit und Unabhängigkeit der einzelnen Staaten zu erhalten geeignet ist. In Folge dieser Gesinnung kann ich es schon jetzt Ew. ꝛc. aussprechen, daß Se. Maj. der König und höchstdessen Regierung nicht der Ansicht sind, daß die Aufrichtung einer neuen deutschen Kaiserwürde zu der Erlangung einer wirklichen und umfassenden deutschen Einigung nothwendig sei; daß wir vielmehr befürchten müssen, daß das ausschließliche Anstreben gerade dieser Form des an und für sich nothwendigen Einheitspunkts der wirklichen Erreichung jenes Ziels der Einigung wesentliche und schwer zu überwindende Hindernisse in den Weg legen würde. Es dürfte wohl eine andere Form gefunden werden können, unter welcher, ohne Aufopferung irgend eines wesentlichen Bedürfnisses, das dringende und höchst gerechtfertigte Verlangen des deutschen Volks nach einer wahrhaften Einigung und kräftigen Gesammtentwickelung vollständig befriedigt werden könnte. Wir glauben, im Interesse der Sache einer baldigen Erwiderung der ꝛc. Regierung auf diese Mittheilung entgegensehen zu dürfen. Berlin, 23. Jan. 1849. (Gez.) Bülow."

Oesterreichische Note vom 4. Februar 1849.

„Als im Frühlinge des verflossenen Jahres das nach engerer politischer Einigung ringende Nationalgefühl der Deutschen in dem Verlangen nach einer zeitgemäßen Umgestaltung der staatlichen Verhältnisse des Vaterlandes seinen Ausdruck fand, kamen die Fürsten Deutschlands den Wünschen und Bestrebungen ihrer Völker mit Bereitwilligkeit entgegen. Am 30. März beschloß der Bundestag die Wahlen der Nationalvertreter einzuleiten, deren Aufgabe es sein sollte, zwischen den Regierungen und dem Volke das deutsche Verfassungswerk zu Stande zu bringen. Die Wahlen fanden statt, unbeirret und ungehemmt in vollster Freiheit. Bald trat die Nationalversammlung in Frankfurt zusammen, und begann das große Unternehmen. Auf ihre Berathungen und Beschlüsse hat Oesterreich nie einen Einfluß zu üben versucht. Der Standpunkt, welchen die kaiserliche Regierung an dem Tage einnahm, an welchem ihr Bevollmächtigter am Bundessitze den oberwähnten Beschluß unterzeichnete, ist seither unwandelbar derselbe geblieben. Treu der einmal durch ganz Deutschland zur Geltung gelangten Ansicht, daß dem Wunsche Deutschlands nach engerer Einigung volle Rechnung zu tragen sei, zugleich aber festhaltend an dem vom 30. März in der Bundesversammlung aufgestellten Grundsatze der Vereinbarung zwischen den Fürsten und dem Volke, glaubte die Regierung Sr. Majestät die Ergebnisse der Berathungen der Volksvertreter zu Frankfurt abwarten zu sollen, um im Einklange mit den übrigen deutschen Regierungen das große Werk der Wiedergeburt Deutschlands auf eine nach allen Seiten hin befriedigende Weise zu vollenden. Die Regierung Sr. Majestät, welche immer fortfuhr, ihre Bundespflichten getreulich zu erfüllen, nahm gleichfalls keinen Anstand, die an die Stelle des Bundestages von der Nationalversammlung geschaffene Centralgewalt anzuerkennen, und dadurch thatsächlich zu beurkunden, wie bereit sie sei, den durch die gesetzlichen Vertreter der deutschen Nation ausgesprochenen Wünschen zu entsprechen. Die neue Bundesbehörde wird mit billiger Rücksicht auf die schwierigen inneren Verhältnisse nicht umhin können, zu bethätigen, daß die Regierung Sr. Majestät selbst unter dem äußersten Drange der Ereignisse beflissen war, allen Anforderungen zu genügen, wenn solche nicht das Gebiet der Gesetzgebung berührten. Aufmerksam verfolgte das hohe Kabinet die Berathungen der Nationalversammlung, und gegenüber dem in Deutschland ausgesprochenen Verlangen sich über seine Ansichten zu erklären, mag es nicht den Schein auf sich laden, als wolle es unter der Hülle einer zweideutigen und zurückhaltenden Politik sich verbergen. Die kaiserliche Regierung theilt im vollsten Maße mit den deutschen Volksstämmen dies- und jenseits der österreichischen Gränze das tiefgefühlte Bedürfniß der Wiedergeburt Deutschlands; sie erkennt hierzu mit ihnen in einem engeren Verbande der einzelnen Staaten die erste Bedingung. Diesen engeren Verband zu begründen, diese nähere Einigung und Verschlingung herbeizuführen, ist ihrer Ansicht nach die gemeinsame Aufgabe der Fürsten und Völker Deutschlands. Weit entfernt, sich auszuschließen, ist sie vielmehr bereit zur ernstlichen und aufrichtigen Mitwirkung, vorausgesetzt, daß es sich hier um Einigung, nicht um gänzliche Verschmelzung der bestehenden Verhältnisse handle; um Wahrung der verschiedenen lebenskräftigen organischen Glieder Deutschlands, und nicht um deren Aufhebung und Vernichtung. Die Gestaltung eines unitarischen Staates erscheint dem kaiserlichen Kabinet nicht ausführbar für Oesterreich, nicht wünschenswerth für Deutschland. Nicht ausführbar für uns, denn die österreichische Regierung darf über der Stellung Oesterreichs im Bunde, die ihr gegenüber den nicht deutschen Bestandtheilen der Monarchie zustehenden Rechte und Pflichten nicht vergessen. So wie sie das Band, welches die deutschen und nichtdeutschen Lande Oesterreichs seit Jahrhunderten zusammenhält, nicht lösen kann, ebensowenig vermag sie eine einseitige Aufhebung des deutschen Bundesverhältnisses zuzugeben, welches einen wesentlichen Bestandtheil der europäischen Verträge bildet. Aber ein solcher einheitlicher Staat erscheint uns auch nicht wünschenswerth für Deutschland, denn er würde nicht nur die mannigfach gestalteten Bedürfnisse, die nächsten moralischen und materiellen Interessen, die Ueberlieferungen der Vergangenheit, und die Ansprüche auf die Zukunft auf das vielfältigste und tiefste verletzen, sondern auch der mit Sehnsucht herbeigewünschten, und mit Eifersucht bewachten Entwickelung der staatlichen und persönlichen Freiheit der Deutschen hemmend in den Weg treten. Man wende dagegen nicht ein, daß ein solcher einheitlicher Staat nicht beabsichtigt werde, da es sich ja um einen Bundesstaat handle. Wir können jene Behauptung und diese

Benennung hierfür gleich wenig gelten lassen. Die Majorität der Nationalversammlung hat sich entschieden für das Programm des Herrn Ministers v. Gagern ausgesprochen. Dieses Programm, sollte es verwirklicht werden können, würde den sogenannten engeren Bundesstaat, d. h. jenen von uns eben angedeuteten einheitlichen Staat begründen, gleichviel ob der Schwerpunkt in Frankfurt bliebe, oder nach einem anderen Theile Deutschlands verlegt würde. Von welchem Standpunkte auch ein solches Unternehmen betrachtet wird, es zeigt nach allen Seiten große unüberwindliche Schwierigkeiten. Für Deutschland, weil, wenn wir nicht sehr irren, den einzelnen Gliedmaßen der Geschichte und den Bedürfnissen der Gegenwart gegenüber jedes selbstständige Leben entzogen, und nach einem künstlich geschaffenen Brennpunkte übertragen würde. Für Oesterreich, weil es uns entweder aus dem neuen Deutschland gänzlich ausschließen, oder den Verband zwischen den deutschen Erblanden und den nichtdeutschen Bestandtheilen lösen, d. h. faktisch die §§. 2 und 3 des Verfassungsabschnittes über das Reich ins Leben rufen würde. Man erinnert sich, daß letztere in ganz Oesterreich, einschließlich der deutschen Lande, mit einem Schrei des Unwillens aufgenommen, und in der Paulskirche selbst von vielen österreichischen Rednern, und besonders von dem jetzigen Ministerpräsidenten in der 103. Sitzung die gegen jene §§. sprechenden Gründe und Bedenken hervorgehoben wurden. Also Ausschließung der deutschen Lande Oesterreichs, mit andern Worten, Verstümmlung Deutschlands mit Lösung der so innig verbundenen, und unter einander verwachsenen Bestandtheile Oesterreichs, welche fortan nur mehr der dünne Faden der Personalunion zusammenhalten soll. Dies sind die beiden Endpunkte, zu welchen die Begründung des sogenannten Bundesstaates — der aber alles Andere eher als ein Bundesstaat ist — Deutschland und Oesterreich mit folgerichtiger Nothwendigkeit führen müßte. Die Pflicht der Selbsterhaltung als Deutsche nicht minder denn als Oesterreicher, bestimmt uns in gleicher Weise, solche Bestimmungen abzulehnen. Wir wiederhohlen es, Oesterreich und Deutschland würden hierdurch in ihrer Entwickelung nicht gefördert, sondern geschwächt und blosgestellt, in ihrem innern staatlichen Leben tief, vielleicht unheilbar verwundet; denn wie wir an einem andern Orte zu äußern veranlaßt wurden: „nicht in dem Interesse der österreichischen Monarchie liegt die Größe, nicht in ihrer Schwächung die Kräftigung Deutschlands; Oesterreichs Fortbestand in staatlicher Einheit ist ein deutsches, wie ein europäisches Bedürfniß." Von der Ansicht durchdrungen, daß zwischen der so vielfach verschlungenen, wenn auch manchmal scheinbar divergirenden Interessen der deutschen und nichtdeutschen Theile der Monarchie einerseits, und andererseits dieser und des übrigen Deutschlands ein innerer Widerspruch nicht obwaltet, verkennt die Regierung zwar keineswegs die Schwierigkeit einer innern Vereinigung, aber sie zweifelt nicht, will man nur unbefangen und ohne Nebenabsicht das Werk vollbringen, an einer glücklichen Lösung der Aufgabe. Der kaiserlichen Regierung schwebt ein nach Außen festes und mächtiges, im Innern starkes und freies, organisch gegliedertes, und doch in sich einiges Deutschland vor. Wir gehen hierbei von der Ansicht aus, daß, je schärfer die Scheidelinie gezogen wird zwischen den dem gesammten Deutschland gemeinsamen Interessen und denen der einzelnen Theile, desto sicherer wird einem Verwalten der Sonderinteressen vorgebeugt, desto weiter die Gränzmarke des großen Reiches ausgesteckt. Auf dem betretenen Wege würde man, anstatt zur Einheit Deutschlands zunächst zur Nothwendigkeit gelangen, Oesterreich, die erste deutsche Macht auszuschließen, und die künftigen Beziehungen zu uns, denen zu den Niederlanden und Dänemark gleichzustellen. Auf der von der kaiserlichen Regierung in Aussicht zu stellenden Grundlage finden alle deutschen Staaten und alle ihre außerdeutschen Landestheile Platz. Nicht eine gegenseitige Beeinträchtigung, nicht einen Racenkampf befürchtet die kaiserliche Regierung als die Wirkung der näheren Berührung zwischen Deutschland und Oesterreichs nichtdeutschen Provinzen; vielmehr erkennt sie hierin nach beiden Seiten hin eine Quelle unermeßlicher Vortheile. Allerdings stehen der Ausführung dieses Gedankens große, aber wie uns scheint, nicht unüberwindliche Hindernisse entgegen. Ein stufenweiser Gang, der beginnt mit dem aufrichtigen Willen sich anzunähern und allmälig übergeht zum wirklichen engen Verbande, gehört nicht in das Reich der Träume. Durchdrungen von der Ueberzeugung, daß ein wirklich einiges Deutschland nur geschaffen werden kann, wenn Oesterreich und Preußen bei dem Baue Hand in Hand gehen, war unsere erste und vornehmste Sorge, nach Berlin unsere Ansichten mitzutheilen. Wir gingen hierbei mit voller Aufrichtigkeit und ohne die Absicht voran, Oesterreich an der Leitung der deutschen Angelegenheiten einen größern Antheil zuzuwenden, als ihm seine Stellung als erste deutsche und als europäische Großmacht thatsächlich und vertragsmäßig bisher gesichert hat. Zugleich wurde vorgeschlagen, das Werk der Vereinbarung in Frankfurt gemeinsam mit den Fürsten und zwar zunächst mit den Königen Deutschlands zu beginnen. Die beabsichtigte vorläufige Verständigung mit der königl. preußischen Regierung konnte jedoch nicht in vollem Maße erzielt werden. Wir betreten daher, statt, wie wir gewünscht hatten, in Gemeinschaft mit Preußen, nun allein den Weg der Vereinbarung mit Frankfurt. Se. Majestät der Kaiser und allerhöchst dessen Regierung begleiten die der Erstarkung und Einigung Deutschlands gewidmeten Bestrebungen mit ihren aufrichtigen Wünschen. Sie sind hierbei zur Mitwirkung bereit, so weit es die eigenthümlichen Verhältnisse der Monarchie gestatten. Sie hoffen und wünschen, daß die heutige Eröffnung in und außerhalb der Paulskirche günstige Aufnahme finden und jedenfalls die Aufrichtigkeit und Bereitwilligkeit Oesterreichs in vollem Maße gewürdigt werden. Gerne geben wir uns der Erwartung hin, daß der Weg der Verständigung nicht abgeschnitten werde

durch die jüngsten Beschlüsse der Versammlung, durch jene unter dem Eindrucke erfolgten Abstimmungen, daß es sich eigentlich um mehr und Anderes handle, als die zur Schlußfassung vorgelegten Anträge mit Worten aussprechen. Gerne erwarten wir, daß, wenn die von der Versammlung zu beschließende Verfassung den deutschen Regierungen zur Vereinbarung vorliegen wird, eine nach allen Seiten hin befriedigende Verständigung erzielt werden könne. Welche Phasen aber auch das Vereinbarungswerk noch durchlaufen sollte, eines steht hierorts fest, daß Se. Majestät der Kaiser und allerhöchst dessen Regierung in der Begründung eines einheitlichen Centralstaates den Keim unheilvoller Spaltungen erkennen müßten, den Anlaß zur Zersplitterung und nicht zur Einigung Deutschlands. Gegen eine Unterordnung Sr. Majestät des Kaisers unter die von einem andern deutschen Fürsten gehandhabte Centralgewalt verwahren sich Se. Majestät der Kaiser und allerhöchst dessen Regierung auf das Feierlichste. Sie sind dies sich, Sie sind es Oesterreich, Sie sind es Deutschland schuldig."

Der König von Preußen trägt starkes Gelüsten nach der Kaiserkrone, die er so bescheiden abgelehnt, und der Kaiser von Oesterreich ist durchaus jeder neu geschaffenen deutschen Krone entgegen, da sie nicht auf sein apostolisches Haupt, vermöge der besondern Eigenheiten des österreichischen Staates, fallen kann, und da die Schöpfung sowohl, als die Verleihung dieser Krone ohne gewaltsame Verhinderung dem Reichsparlamente zusteht, so mußten diese beiden Großgewalten um so mehr Rücksicht auf dieses nehmen, als sie selbst in ihren Bestrebungen einander schroff entgegenstehen.

Kabinetsnoten, wie die vorliegenden, sind eigentlich nichts als die Masken, die von den Regierungen für eine beabsichtigte Komödie gebraucht werden; ein Blick auf die Masken kann aber über die Komödie selbst Aufklärung geben. Man weiß, wie kaiserliche und königliche Noten nach Zeit und Umständen wechseln, sich selbst widersprechen, man weiß, wie wenig die in denselben ausgesprochenen Grundsätze, Verheißungen, von Dauer, bindend sind, wenn die Nothwendigkeit oder die diplomatische Zweckmäßigkeit, von der sie diktirt wurden, wegfällt. In der monarchischen Diplomatie gilt die Macht, sie mag kommen, woher sie will, und ihr Gebot wird mehr berücksichtigt als die zehn Gebote Gottes. Die Grundsätze der Diplomatie sind durch Möglichkeit und Nothwendigkeit bestimmt. Es ist zum Wundern, daß trotz dieser alten vielfach bestätigten Wahrheit die Völker aus Kabinetserlassen noch immer etwas Anderes lesen, als die von dem Zwang des Augenblicks diktirte Aeußerung.

Die preußische Note sucht die deutschen Regierungen zu gewinnen, ohne sich um die Repräsentanten des deutschen Volkes viel zu kümmern, die ohnehin so weit gebracht sind, daß sie mehr eines Oberhauptes, als ein Oberhaupt ihrer bedarf. Die preußische Note spricht ganz ohne Rückhalt von einer „Umgestaltung der deutschen Verfassung", die von den Regierungen „ins Leben zu führen" wäre, und man sieht daraus, daß der König von Preußen die Souverainität des deutschen Reichstages für die Zustimmung der Fürsten in den Kauf giebt. Dieses Angebot von Seiten der preußischen Krone verräth große kaufmännische Begabung. Man erhebt das eigene, zertritt das feindliche Prinzip und gewinnt dabei eine Kaiserkrone, kann es einen vortheilhafteren Handel geben? Die preußische Note ist voller Süßigkeiten gegen Oesterreich, das incollegial, den getreuen Bruder nicht die Stufen des Kaiserthrones hinanführen will; sie spricht viel von dem deutschen Bunde, der ein treffliches Auskunftsmittel für die künftige Stellung Oesterreichs bietet. Einige Sätze in Bezug auf Oesterreich sind sogar rührender Natur, wie z. B. dieser: „Der österreichische Staat ist mit alten Banden an Deutschland gekettet, und er hat ihnen in der bewegtesten Zeit des vergangenen Jahres eine neue Innigkeit verliehen (!!!), indem ein

Fürst des östreichischen Kaiserhauses die Leitung der Angelegenheiten Deutschlands übernahm."

Die preußische Note erklärt, daß Preußen bereit sei, für Oesterreich Alles zu thun, um ihm seinen alten Einfluß zu sichern, es in der „alten Verbindung" mit Deutschland zu erhalten und „am wenigsten einen auf Ablösung der bisher bestandenen Bande beruhenden Plan zu bevorworten", andrerseits macht sie in feinen Zügen auf die innere Beschaffenheit Oesterreichs aufmerksam und spricht es aus, daß die besondern Beziehungen Oesterreichs zu Deutschland nicht maßgebend sein können für die Verbindung der übrigen deutschen Staaten. Oesterreich, meint die Note, könne ganz gut mit dem deutschen Bundesstaate vereinigt sein, ohne zu diesem zu gehören, es könne ein Bundesstaat innerhalb des Bundes bestehen. Diese große neue preußische Idee ist ganz klar auseinander gesetzt und macht dem Erfinder derselben Ehre.

Indem die Note das Zustimmungsrecht für die deutschen Regierungen in Bezug auf die deutsche Verfassung mit einer nicht undeutlich ausgesprochenen Drohung vindizirt, beansprucht sie dieses Recht zunächst für die preußische Regierung, die sich somit die Alternative vorbehält, entweder die deutsche Kaiserkrone auf dem rechten Haupte zu sehen, oder die ganze deutsche Einheitsgeschichte in Verbindung mit Oesterreich rückgängig zu machen. Das preußische Kabinet hat sich von jeher auf dramatische Wirkungen verstanden, und wenn der König kein großer König wäre, so wäre er sicherlich ein großer Schauspieler, und was die Welt dabei verlöre, gewänne die Bühne. In der erwähnten Note ist der Abgang, wie man es in der Theatersprache nennt, nicht vergessen, da wird vom „wahren Interesse der Regierungen, das mit den Bedürfnissen und Wünschen des deutschen Volkes Hand in Hand geht", deklamirt, dann vom „Interesse des gesammten Deutschlands" ꝛc. ꝛc. Zuletzt kommt das Sprödethun, wie es einer züchtigen Jungfrau ansteht, wenn sie sich auch hinzugeben bereit ist. „Preußen strebt nach keiner Machtvergrößerung, es begehrt nur jenen Antheil an der Leitung der Bundesgewalt, welche seinen geistigen und materiellen Kräften entspricht," das heißt: es begehrt die oberste Gewalt, oder noch besser: die Kaiserkrone. Das deutsche Reichsparlament wird am Ende der Note gänzlich zu den Todten geworfen, indem sie erklärt, daß Preußen „keine ihm angebotene Stellung annehmen werde als mit Zustimmung der verbündeten Regierungen", wie vieler Regierungen, hat sie anzugeben vergessen, um sich nicht selbst zu beschränken, um, wenn es eben keine Kaiserkrone sein sollte, ein Kaiserkrönchen annehmen zu können. „Daß die Aufrichtung einer neuen deutschen Kaiserwürde nothwendig sei, sind seine Majestät der König und höchst dessen Regierung nicht der Ansicht." Kann man zarter zurückweisen?

Preußen, d. h. der preußische König, will, wie aus dieser Note ersichtlich:

1) die deutsche Kaiserkrone für sich;
2) die deutsche Verfassung auf Grundlage der Vereinbarung mit den Regierungen umstoßen und umgestalten;
3) ein kleines Deutschland, wenn ein großes nicht möglich;
4) Oesterreich in den alten Bundesverband mit dem neuen deutschen Bundesstaate;
5) strenge Aufrechthaltung des monarchischen und Untergang des demokratischen Prinzips;
6) die Ausradirung des März 1848 aus dem Kalender.

Was will die österreichische Note? Nichts. — — Kein Deutschland, keinen unitarischen und keinen Bundesstaat, keine deutsche Centralgewalt, die von einem deutschen Fürsten gehandhabt wird. Sie will nichts Neues; sondern offenbar den Fortbestand der alten Zerstückelung, die moralische Schwäche Deutschlands. Die Note ist von Anfang bis zu Ende eine schnöde Lüge, wie es die österreichische Politik von jeher gewesen, wie es von diesem Kabinete in jedem Verhältniß zu erwarten steht.

Die Politik der Lothringer bedarf wohl keiner Beleuchtung mehr. Die Flammen, die Windischgrätz in Wien und in Ungarn angezündet, und Radetzky in der Lombardei, die Flammen, die in Venedig, Krakau, Lemberg emporloderten, werfen ein grelles Licht auf eine Politik, die sich im Blute badet, die Menschenopfer braucht, um zu bestehen.

Da die deutsche Reichsversammlung, welche die Repräsentantin des deutschen Gesammtvolkes zu sein die Aufgabe übernommen, auf ihre eigne Ohnmacht mit dem günstigsten Erfolge hingearbeitet, und sich auf diese Weise selbst der Mittel beraubt, Gesetze vorzuschreiben, wozu sie zugleich verpflichtet und berechtigt ist, da sie das Werk der Vereinigung, das ihr von dem deutschen Volke übertragen wurde, im Unverstand oder in böser Absicht verpfuscht, indem sie die deutsch-dynastischen Interessen, die Bedingungen der deutschen Zersplitterung, nach Kräften gefördert, so ist sie nicht im Stande der österreichischen Kabinetspolitik, die auf den dortigen deutschen Provinzen lastet, parlamentarisch oder auf einem andern Wege wirksam entgegenzutreten und ein ganzes Deutschland im Sinne ihrer Sendung herzustellen, sie muß daher mit Verläugnung des volksthümlichen Prinzips eine deutsche Centralgewalt bilden, für welche in diesem Augenblicke die Möglichkeit geboten ist, an welche sich die Aussicht künftiger Befreiung und Vereinigung für diejenigen deutschen Völker knüpfe, welche, wie die österreichischen Deutschen, durch Despotie von dem Bundesstaate gewaltsam losgerissen werden.

Gegen die österreichische Regierung, welche die deutsche Sache, die Civilisation, die europäische Gesittung in so hohem Grade verräth, daß sie russische Truppen auf ihr Gebiet zur Unterjochung eines von ihr mit Unrecht bekämpften Volkes beruft, um zu den kroatischen Gräuelthaten die der Kosaken zu fügen, gegen diese Regierung muß, im Interesse ihrer deutschen Unterthanen und des übrigen deutschen Reiches, eine deutsche Macht geschaffen werden; denn sie ist und bleibt allen heiligen Rechten, allen ehrwürdigen Institutionen der deutschen Freiheit und Fortentwickelung im höchsten Grade gefährlich.

Die deutsche Nationalversammlung ist durch sich selbst und durch die Verhältnisse dazu verurtheilt, auf das Haupt des Königs von Preußen die deutsche Kaiserkrone zu setzen, wenn sich dieser anders mit der Verfassung, wie sie aus den Beschlüssen des Reichstages hervorgegangen, einverstanden erklärt. Sollte dies nicht der Fall sein, dann müßten die Verhältnisse ihrem natürlichen Laufe überlassen bleiben, und auf die Vortheile einer Spaltung zwischen Oesterreich und Preußen verzichtet werden.

Das deutsche Volk müßte für sich selbst einstehen, da es seine Vertreter nicht gethan. Eine zahlreiche Versammlung von solchen Reichsdeputirten, welche an dem Bundesstaate festhalten, fand am 20. Februar im Weidenbusche statt, ihr Programm lautet: „Wir Unterzeichnete vereinigen uns, gemeinschaftlich dafür zu wirken, daß die bei der ersten Lesung angenommenen Grundlagen und Konsequenzen des deutschen Bundesstaats im

Wesentlichen festgehalten werden. Insbesondere betrachten wir die Bestimmungen der §§. 2 und 3 vom Reich, des §. 1 vom Reichstag und des §. 1 vom Oberhaupte als solche, welche (für den deutschen Bundesstaat) nicht aufgegeben werden dürfen. Jeder Verzögerung, jeder Unterbrechung des Verfassungswerkes werden wir entgegentreten, sie komme von welcher Seite sie wolle."

Ein heilsamer Beschluß für die gegenwärtige Lage der Dinge, wenn er, wie vorauszusetzen, in der Kammer den Ausschlag geben sollte.

Die Thronrede des Preußenkönigs.

Der preußische König, der sich während des Katzenjammers, welchen er nach dem Blutbade des März im vorigen Jahre empfunden, an die Spitze der deutschen Bewegung stellen wollte, hat seither wohl mehr als einmal die Wohlthat jenes bekannten homöopathischen Mittels erprobt, das die Franzosen mit „le poil de la bête" bezeichnen, und das der rohe deutsche Michel mit dem Zaubersprüchlein: „Hundshaare auflegen" zu übersetzen pflegt. Ich will damit nicht sagen, daß der Preußenkönig seither wieder Bürgerblut vergossen habe, aber ich weiß sehr wohl, daß die größeren deutschen Fürsten gewissermaßen Tischgenossen sind, — und so hat denn das in Oesterreich seither vergossene Blut den preußischen Katzenjammer grobhomöopathisch geheilt. Der Preußenkönig fühlt sich wieder ganz behaglich; das beweist seine Thronrede. Würde ich, während des herrschenden Belagerungszustandes standrechtlich gezwungen, diesem Fürsten einen Vorzug (nicht zu oktroyren), sondern wirklich zuzugestehen, so würde ich diesen Vorzug mit dem italienischen „possesso die scena" am Richtigsten bezeichnen. Der preußische König hat in der That mehr possesso di scena (Bühnen- oder Thron-Routine), als alle anderen deutschen Machthaber zusammengenommen. Bei Aneignung dieser technischen Gewandtheit mußte er nun freilich auch manche von den vielen Schauspieleruntugenden mit in den Kauf nehmen; aber die Hauptsache: die Regierungsroutine, kann ihm doch nicht abgesprochen werden. Er weiß sich seinen Empfang und seinen Abgang zu machen; das dreimalige Hoch bei seinem Erscheinen und bei seinem Abgange im jüngsten politischen Hofkonzerte Berlins enthebt mich jedes Beweises.

Wenn ich behaupte, daß die größeren deutschen Fürsten in gewisser Beziehung als Tischgenossen zu betrachten sind, so bitte ich meine Leser, diese Behauptung nicht buchstäblich auszulegen. Ich will gerne zugestehen, daß mein Verdacht, als wären die preußisch-österreichischen Differenzen nur eine, dem deutschen Janhagel gegenüber fingirte querelle allemande, vielleicht ein ungegründeter ist. Die jüngste Konferenz der zahllosen deutschen Fürstenbevollmächtigten am Anger der deutschen Reichsverwesung, eine Zusammenkunft, bei welcher Oesterreich den stummen Ritter aus Holbeins „Tournier zu Kronstein" spielte, diese sonderbare Konferenz, welche von dem Dienstbotengezänk in der Antichambre keine Notiz zu nehmen schien, spricht allerdings für das thatsächliche Bestehen einer solchen

Differenz, — aber der österreichische Bevollmächtigte hat doch die Hoffnung ausgesprochen, daß die österreichische Regierung, nach Einsendung des Protokolls, sich bereit finden lassen würde, und somit könnte es denn doch sein, daß eine diplomatische Sekundantenvermittelung einträte, und daß ich recht behielte mit meiner Behauptung: Das Duell werde nicht zu Stande kommen.

Der Preußenkönig legte übrigens in seiner Thronrede, bei der Stelle über die deutschen Verhältnisse, besonderes Gewicht auf die Worte: „aller deutschen Fürsten," — und das spricht wieder für meinen leisen Verdacht.

Die Thronrede an sich ist sehr merkwürdig. Der König beginnt in derselben damit, daß er die gewaltsam aufgelöste Kammer als eine zur Vereinbarung der Verfassung berufene Versammlung bezeichnet, und gleich darauf verhöhnt er die neuen Kammern, indem er ihnen zumuthet, die oktroyrte Verfassung als eine Erfüllung der Märzverheißungen zu betrachten. Wenn die durch Titel, Orden und Ahnen depravirte erste Kammer Verstand, Gedächtniß und einen Rest von Ehrlichkeit besitzt, so haben die Mitglieder derselben gewiß bei diesem Passus im Innersten des Herzens unparteiisch gelächelt. Der König und seine Anhänger kennen den Unterschied zwischen dem im März Versprochenen und dem jetzt Oktroyrten sehr genau. Es thut den parfümirten Herren wohl, daß die blauen Blousenmänner in der Kammer ihre Augen nicht mehr beleidigen, und sie athmen auf, und trösten sich über die Mängel in der zweiten Kammer durch den Anblick der ersten, und sagen: Diesmal befindet man sich wenigstens in besserer Gesellschaft, als damals. Nur dieses behagliche Bewußtsein konnte dem Könige und seiner Umgebung den Muth zu dieser Thronrede verleihen, die weiter Nichts ist, als Verhöhnung der Volksrechte. Nach den bekannten und verbrauchten nichtssagenden Floskeln, von Wiederherstellung eines festen öffentlichen Rechtszustandes, von wiederhergestelltem Vertrauen u. dergl. . . . deutet der König hintereinander, fast in einem Satze kurz an, daß der Gewerbsstand sich erhole, und daß der Belagerungszustand sehr nothwendig sei, worüber die Vorlagen folgen sollen. Dann wird im Allgemeinen auf verschiedene vorläufig erlassene Verordnungen angespielt, über welche auch die Vorlagen folgen sollen; nicht minder auf Gesetze, deren Vorlagen folgen sollen; item auf den Staatshaushalt für 1849, dessen Vorlagen ebenfalls folgen sollen. Nun berührt der König im Vorbeigehen die Verwendung der im verflossenen Jahre gemachten Anleihe von 15 Millionen Thalern, und will auch hierüber die Vorlagen folgen lassen. Dasselbe gilt von den Darlehenskassenscheinen und den damit verbundenen Maßregeln, worüber die Vorlagen folgen sollen. Auch die Vorlage des Staatshaushaltes für 1850 wird in Aussicht gestellt, und nm nach so vielen kurz berührten lästigen Lappalien seinem königlichen Herzen auch ein kleines Plaisir zu machen, erhebt der Monarch nun plötzlich die Stimme, und beruhigt die Volksvertreter über die Schlagfertigkeit, und den guten Zustand der Armee. Dieser gelungene Witz, der an den Schullehrer erinnert, wie er der Schuljugend mit dem Ochsenziemer droht, thut dem königlichen Herzen wohl, und die Volksvertreter denken sich ihr Theil je nach den Plätzen, auf welchen sie sitzen. Nun kommen natürlich einige Worte über die Vereinigung der deutschen Staaten zu einem Bundesstaate, wobei wieder die Vereinbarung mit den Fürsten den Grundgedanken bildet, wie sich das von selbst versteht. Sodann

Hoffnung auf Friede mit Dänemark, und gleich darauf konstitutionelle Freiheit mit gesetzlicher Ordnung, gesetzliche Ordnung mit konstitutioneller Freiheit! rc. . . rc. . . . Folgt eine fromme Apostrophe an den lieben Gott, der die Abgeordneten erleuchten möge, damit sie ja nicht etwa das Glück des Volkes (ihrer Comittenten), sondern vielmehr die Aufrechthaltung der Ehre und des Ruhmes von Preußen im Auge behalten, und dazu mitwirken.

Nach dem obligaten dreimaligen Hoch! verließ der König, der die ganze Thronrede leise und stockend, nur die auf das Heer bezügliche Stelle laut und mit Betonung gelesen hatte, den Saal.

Außer jenem Soldatenwitze und der angeführten Betonung der Worte: aller deutschen Fürsten, enthält also diese Thronrede nichtssagende Phrasen, abgenützte Floskeln, vornehm kurze Andeutungen und — ein einziges Wort, das einen wirklichen Gedanken, nämlich den preußischen Staatsgedanken enthält: ich meine das Wort: „Bundesstaat."

Wie Karl Marx,

Redakteur en chef der „neuen rheinischen Zeitung",

die „Siegesbülletins" des Herrn Fürsten Windischgrätz

beleuchtet.

Das 22. „Siegesbülletin" der Kaiserlichen ist erschienen. Es ist das posfirlichste von allen, die bis jetzt publizirt sind.

„Durch die größere Entfernung des Kriegsschauplatzes, der durch das Zurückziehen der Rebellen über die Theiß, jetzt bis Siebenbürgen zurückgeschoben worden, sind wir nun erst wieder im Stande, einige Nachrichten über die Fortschritte der Armee Sr. Durchlaucht des Feldmarschalls Fürsten zu Windischgrätz zu geben."

Von der Theiß bis nach Siebenbürgen sind immer noch 40 Meilen und mehr. Ueber die Theiß ist noch kein Oesterreicher. Wenn Schlick an der Hernath und Windischgrätz bei Szolnok steht, ohne einen Schritt weiter zu können, so heißt das in der k. k. Rodomonten-Sprache: der Kriegsschauplatz ist bis Siebenbürgen zurückgeschoben.

Welches sind nun die „Fortschritte der Armee Sr. Durchlaucht des Fürsten Windischgrätz?

Erster „Fortschritt:"

„Nach dem Rückzuge von Pesth ist ein Theil der Rebellen in der Richtung von Großwardein und Debreczin, der andere unter Görgey nach Schemnitz gegangen, und hat sich, nachdem er die Bergstädte geplündert, über Neusohl, Anfangs gegen Rosenberg gewendet, dort aber in Folge der früheren Besetzung der Pässe bei St. Marton und Turany, durch die Truppenabtheilung des Herrn Generalmajors von Götz sich nach der Zips gezogen, wo er auf ein Bataillon Nugent Infanterie unter dem Major von Kiesewetter stieß, mit welchem bei Kirchdorf und Korotnok den 3. und 4. Febr. Gefechte stattfanden.

„Indeß ist der Branisko-Paß durch Verstärkungen, welche Feldmarschall-Lieutenant Graf Schlick von Eperies sandte, sogleich stärker besetzt worden, und da eine andere Colonne der Brigade Deym von Kaschau über Margitfalva vorging, der immer thätige Generalmajor von Götz mit der

Brigade Fürst Jablanowsky über Briesen den 8. d. M. in Telgarth angelangt, ebenfalls sogleich gegen Leutschau detachirt, so dürften die Rebellen, von allen Seiten in der Zips bedroht, um so mehr eingeschlossen werden, als auch von Tarnow aus, unter Feldmarschall-Lieutenant Vogel alle Straßen längs der galizischen Grenze von Neumarkt, Kroscienko, Biwniczna, Tylicz bis Dukla sogleich stärker besetzt, und der Landsturm auf dieser ganzen Strecke aufgeboten wurde."

Die „Richtung nach Großwardein und Debreczin" ist blos ein vergrößernder Euphemismus des Herrn Welden für die Thatsache, daß die Ungarn an die Theiß gegangen sind. Er hätte mit demselben Recht sagen können: sie seien „in der Richtung" des schwarzen Meers zurückgegangen.

Hierauf berichtet uns Welden, daß Görgey „nach dem Rückzuge von Pesth nach Schemnitz gegangen sei." Das wußten wir längst, und Herr Welden sollte uns gerade berichten, wie er von dort vertrieben sei. Man hatte schon früher damit geprahlt, Görgey sei in der Richtung der Theiß zurückgeworfen, ja fast vernichtet worden. Jetzt gesteht uns der Siegesbericht plötzlich, daß er die bereits mehrmals von Schlick „gereinigte" Zips besetzt hat und im Rücken von Schlick operirt. Wie sehr Görgey in dieser Stellung die Kaiserlichen bedroht, geht aus den eiligen Verstärkungen hervor, die man gegen ihn schickt. Das Korps Götz konnte nie etwas gegen ihn ausrichten (das Korps Chorich ist vom Schauplatz verschwunden, die magyarischen „lächerlichen Aufschneidereien" müssen also wohl Recht haben, wenn sie erzählten, Windischgrätz habe es schleunigst nach Pesth berufen); Schlick hatte „von Eperies aus" (d. h. vor 4 Wochen) nach dem Braniszkapaß eine Kolonne gegen Görgey gesandt; ferner ist eine zweite Kolonne „von Kaschau aus," also auch vom Korps Schlick, gegen ihn detachirt worden; und trotz all dieser Verstärkungen ist Görgey in den Hochkarpathen den Oesterreichern so fürchterlich, daß Vogel in Galizien, von Tarnow aus, auf einer Strecke von 20 Meilen alle Positionen verstärken und den Landsturm aufbieten läßt!

Mit andern Worten: Görgey, statt „von allen Seiten in der Zips bedroht" zu sein, bedroht selbst nicht nur die Stellung Schlick's an der Hernath, sondern auch Galizien. Und das ist gerade das Schlimmste für die Kaiserlichen. Ein Einfall in diesen rein polnischen Theil Galiziens könnte bei der Enttäuschung der Bauern über die k. k. Versprechungen, sehr unangenehme Folgen für die Oesterreicher haben.

Zweiter „Fortschritt:"

„Der starke Eisgang auf der Theiß hat bisher sowohl bei Tokay als Szolnok den Uebergang der bis an das rechte Ufer vorgerückten Kolonne des ersten Armee-Korps sehr erschwert. Dieses hat dem Feinde Zeit gelassen, sich nach einem vergeblichen Versuche auf Arad mehr gegen Siebenbürgen zu wenden, um sich dort mit jener Kolonne unter dem Rebellenhäuptling Bem zu vereinigen, welcher, wie wir bereits früher gesagt, aus der Bukowina zurückgedrängt, über Bistritz, Maros-Vasarhely bis Hermannstadt gezogen, und dort von dem kommandirenden Generale Baron Puchner so kräftig zurückgeworfen worden war.

„Die Kolonne der Rebellen, welche von Großwardein gegen Klausenburg gegangen, hat sich nach Karlsburg gewendet, wo sie am 5. Mühlenbach zu besetzen versuchten. In dieser Gegend steht zwischen Deva, Hatzeg und Szaszvaros eine Truppenabtheilung von 3000 Mann Romanen unter dem Befehle des Hauptmanns Czernovich, welche diese Strecke gegen die Rebellen schützen, — auch das feste Schloß in Deva ist gut besetzt.

„Währenddem hat der kommandirende General im Banate, Feldmarschall-Lieutenant Baron Rukawina, eine Division unter dem Feldmarschall-Lieutenant von Glässer und dem Generalmajor,

Baron Mengen, aus Abtheilungen des Theodorovich'schen Korps zusammengesetzt, welche in dem Thale der Maros gegen Siebenbürgen operiren und zugleich Großwardein bedrohen sollen."

Die Oesterreicher sind also noch immer nicht über die Theiß; die Fortschritte bestehen darin, daß sie hier, im entscheidenden Centrum des Kriegs, seit drei Wochen keinen Schritt weiter gekommen sind.

Der „Eisgang" soll den Magyaren gestattet haben, sich „mehr" gegen Siebenbürgen zu wenden. Herrliches „Mehr!" Wenn die Magyaren eine Kolonne von Debreczin aus gegen Arad und Klausenburg detaschiren konnten, so ist das der Beweis, daß sie mehr Truppen haben, als zur Vertheidigung der Theiß-Linie nöthig sind. Oder will Welden uns glauben machen, die Magyaren würden einen Eisgang, der in 8 Tagen beendigt sein kann, benutzen, um die wichtigste Position zu entblößen und die an der Theiß dringend nöthigen Truppen auf einen Spaziergang nach Siebenbürgen schicken, der doch mindestens hin und zurück 4 — 5 Wochen dauert?

Die ungarische Kolonne, die Arad beschoß, kam nach einem früheren Bülletin aus dem Banat. Außer ihr ist also noch eine zweite Kolonne „von Großwardein" aus, nach Siebenbürgen gegangen. Wir werden nach diesen Verstärkungen bald von Bem hören.

Und wie steht's in Siebenbürgen aus? Die Magyarischen Verstärkungen sind bis Karlsburg und Mühlenbach vorgedrungen. Aber man habe nur keine Angst, daß es den Kaiserlichen schlecht gehe! Denn es stehen ja 3000 Romanen bei Hatzeg, Deva und Szaszvaros, „welche diese Strecke gegen die Rebellen schützen."

Welche „Strecke"? Nun, die Strecke von Hatzeg u. s. w. nämlich eine „Strecke", die ganz seitwärts von der Straße der Magyaren liegt, und wohin es ihnen nicht einfallen wird, zu marschiren! Die magyarische Kolonne marschirt von Karlsburg nach Hermannstadt zu, um sich mit Bem zu vereinigen, also in östlicher Richtung; die 3000 Romanen stehen südwestlich, im äußersten Winkel Siebenbürgens, und werden wohl dort stehen bleiben, bis die zweite magyarische Kolonne von Arad aus die Marosz hinaufrückt und sie auseinander treibt.

Außerdem aber soll die neu zusammengesetzte Banater Division Gläser „im Thal der Marosz gegen Siebenbürgen operiren und zugleich Großwardein bedrohen."

„Zugleich!!"

Um „Großwardein zu bedrohen", muß diese Division — vorausgesetzt, sie stände schon an der Marosz, während sie erst an der Temes steht — einen Weg von 20 Meilen (in gerader Linie) nördlich machen, die Marosz, die weiße, die schwarze und die reißende Körös und eine dreifache Sumpflinie passiren. Um gegen Siebenbürgen im Thal der Marosz zu operiren, muß dieselbe Division circa 30 Meilen östlich marschiren. Diese beiden Bewegungen, die nördliche und die östliche, soll sie „zugleich" machen!!

Dritter Fortschritt:

„Die beiden Brigaden der Herren Generalmajors Ditrich und Graf Palffy, welche zum Korps des Herrn Feldzeugmeisters Graf Nugent gehörten, sind, die eine links über Bolly nach Mohacs, die andere über Sikloo-Baranyavar gegen Essegg vorgerückt, welche Festung bis an den Fuß der Glacis von den k. k. Truppen eingeschlossen ist, und bereits Kapitulationsvorschläge gemacht hat."

Wichtiger Fortschritt, der bereits vor 14 Tagen als von Nugent selbst vollzogen angegeben wurde, und jetzt noch nicht vollzogen ist, denn die „beiden Brigaden" stehen noch immer nicht vor Eszek!

Vierter Fortschritt:

„Bei Mohacs sind die Insurgenten unter Nemeghe über die Donau gegangen, sind aber dort in dem Defilee zwischen Bezdany und Zomber den dort befindlichen Serben in die Hände gefallen, welche längs dem linken Donauufer von der Römerschanze dahin vorgerückt waren, bei welcher Gelegenheit der größte Theil durch die Serben niedergemacht und versprengt wurde."

Gesetzt, dies wäre richtig, so könnte höchstens von einem kleinen Guerillascharmützel die Rede sein. Die Oesterreicher haben ja längst ausposaunt, daß die von der Drau vertriebenen Magyaren bis Szegedin, d. h. bis an die Theiß, zurückgegangen sein sollten!

Fünfter und letzter „Fortschritt."

„Nach der Uebergabe von Leopoldstadt hat die Division des Feldmarschall-Lieutenants von Simunich vom Herrn Feldmarschall den Befehl erhalten, längs der Waag gegen Komorn vorzurücken, um die engere Einschließung dieser Festung zu bewirken. — Bei dieser Vorrückung kam es am 8. d. M. unweit Neuhäusel zu einem Gefecht mit einer Abtheilung der Rebellen, welche von Komorn aus ober Nassrad die Neutra passirt, um die dortigen Gegenden zu plündern, und vorzüglich Salz in die Festung zu bringen, an welchem es mangelt, und wo bereits die Krankheiten sehr überhand nehmen. — Bei diesem Gefechte haben vier Kompagnien Erzherzog Wilhelm Infanterie und eine Escadron Banderial-Husaren eine feindliche bei 1200 Mann starke Abtheilung so tapfer angegriffen, daß ihr Kommandant, ein Offizier und 90 Honveds gefangen und eine bedeutende Anzahl Todter und Blessirter am Platze blieb."

Hier besteht der „Fortschritt" darin, daß Simunich in einer bereits drei- bis viermal „pacifizirten", „gesäuberten" und „gereinigten" Gegend, in der bereits ein „guter Geist" wieder aufzukeimen anfing, binnen mehr als 14 Tagen genau sieben Meilen vorwärts gekommen ist — pro Tag eine halbe Meile; dazu konstante Gefechte, und man begreift, wie Held Simunich den zehn Meilen weiten Weg von Leopoldstadt bis Komorn noch immer nicht zurückgelegt hat.

Das sind die „Fortschritte Sr. Durchlaucht des Fürsten Windischgrätz": pomphafte Wiederholung der früheren Büllletins, renomistische Betheuerungen über das was geschehen solle, und als Resultat von dem Allen, daß in Wirklichkeit Nichts geschehen ist. Es geht den Bülletins gerade wie es dem großen Schwanbeck mit der preußischen Kammer geht: über, einer „abgethanen Vergangenheit" und einer „fernen, vielleicht nie zu erreichenden Zukunft" geht ihnen „die Gegenwart verloren"!

Briefe.

I.

Wien, den 28. Februar 1849.

Das gebundene, blutende Wien lebt noch immer ein heißes, freiheitsglühendes Leben, wenn auch der Samum des Belagerungszustandes alles politische Leben zu ersticken sucht. Jedes Urtel in der Wiener Zeitung, bringt nur den entgegengesetzten Eindruck hervor, die beschnittenen Krallen wachsen wieder, und die Wuth übersprudelt bereits. Die Wiener Bevölkerung ist in den letzten drei Monaten aus dem Gefühlsdusel, in welchem sie den ganzen Sommer befangen war, erwacht, und zu einem klaren, politischen Bewußtsein gelangt; Windischgrätz und Welden waren gute Lehrmeister. Sie würden die Wie-

ner nicht mehr erkennen, die naive Gemüthlichkeit hat einer kaum zu verbergenden Wuth und Verzweiflung Platz gemacht. Die Regierung kennt diese Stimmung sehr gut, und sucht den Zwiespalt zwischen Militär und Volk immer mehr und mehr zu vergrößern. Es ist kein Zweifel, daß viele von den Schüssen auf das Militär von der blinden Rachsucht Einzelner im Volke herrühren, allein ebenso gewiß ist es, daß viele von diesen Schüssen, welche das Gouvernement so sehr überraschen, Ueberraschungen sind, die es sich selbst zubereitet. Mindestens ist es höchst auffallend, daß trotz der zahllosen Schüsse und der so weit gehenden Untersuchungen, daß selbst die Röhre geheizter Oefen herausgerissen werden, doch noch nie ein Thäter ertappt wurde. Ebenso sind manche andere Befehle, welche das Militär erhält, nur ganz plumpe Intentionen, den Haß des Militärs gegen das Volk anzuschüren. So darf kein einzelner Soldat ohne das geladene Gewehr mitzutragen ausgehen, und man sieht daher Soldaten selbst mit ihren Mädchen auf diese Weise bewaffnet spazieren gehen. Außerdem haben die Soldaten den Befehl erhalten, nur in Gruppen zu 5—6 Mann die Kaserne zu verlassen. Geht man des Abends oder des Nachts über das Glacis vom Theater nach Hause, so schreit jeden zweiten Schritt ein Soldat: „Halllllt, wer da?“ Man antwortet sogleich: „Gut Freund!“ und muß diese Lüge so oft wiederholen, daß man sie am Ende selbst glaubt. Einem wahrheitsliebenden Mann ist es jedoch gewiß nicht angenehm, wenn ihm durch ein vorgehaltenes Bajonnett solche Lügen abgetrotzt werden. Ein Taubstummer, der vor einigen Tagen Abends vom Gasthause in seine Wohnung zurückkehrte, wäre auf diese Weise bald erschossen worden. Der Soldat schrie fortwährend, und wollte das politische Glaubensbekenntniß dieses Mannes hören. Dieser ging trotz dem Zuruf, daß er sonst erschossen werde, schweigend vorwärts, und nur ein menschliches Gefühl in der Brust des Soldaten ist die Ursache, daß dieser nicht den Befehl, wenn auf den dritten Ruf keine Antwort erfolge, zu schießen, befolgte, und auf diese Art ein Unschuldiger getödtet wurde. Der Soldat ergriff den Unglücklichen, und stellte ihn in das Schilderhaus, von wo er beim Ablösen der Wache in die Wachstube geführt wurde. So weit ist es also schon bei uns gekommen, daß man erschossen werden kann, wenn man das Unglück hat, taub zu sein. Der Pascha Welden soll einem Gerüchte zu Folge nächstens abtreten, wir erinnern uns dabei an das Sprichwort, daß selten etwas Besseres nachkommt.

Die Stimmung des Volkes ist daher eine wahrhaft verzweifelte. Glauben Sie nicht, daß etwa eine drückende Stille und eine schwüle Schweigsamkeit an den öffentlichen Orten herrsche. Trotzdem daß man hier schon Menschen wegen Reden zum Tode verurtheilt hat, hörte ich doch erst vor einigen Tagen in einem Wirthshause ganz laut mehre Bürger auf eine Weise mit einander reden, die mich in Erstaunen setzte. „Von den Großen muß man es lernen,“ sagte der Eine von ihnen, „die wissen ihren Sieg zu befestigen, sie bringen Jeden um, der ihnen im Wege steht. Was haben wir dagegen gethan? Nichts, wir haben geglaubt, Alles gethan zu haben, wenn wir ein wenig grob sein und Gassenzeitungen lesen durften. Aber wenn es wieder losgeht, so werden diese Spitzeln und Schwarzgelben schon ihr Theil bekommen.“ Ich habe dieses Urtheil wörtlich schon mehre Male von Bürgern äußern hören, und selbst Jene, welche früher auf Seite der Regierung standen, wenden sich nun von dieser ab, weil sie einzusehen anfangen, daß diese nur mit Feuer und Eisen den Staat erhalten kann. Die Basis der Dynastie, die bornirte Gutmüthigkeit, ist verloren, und nur gewaltsam kann eine Zeit hindurch eine andere erkünstelte Grundlage geschaffen werden. Aber nicht blos politische Kämpfe bereiten sich in Oesterreich vor, sondern auch sociale. Einzelne Aeußerungen aus dem Volke, welche nur immer als die Pulsschläge des Volkslebens vorkommen, belausche und wiederhole ich gerne. „Gleichberechtigung der Nationalitäten“ kritisirt der Wiener Bürger, wie ich mehrmals vernahm, also: „Eine saubere Gleichberechtigung, wenn der Eine Alles hat und der Andere Nichts! Wir wollen eine wirkliche Gleichberechtigung.“ Es schlummern in

diesem naiven Volke die fürchterlichsten Elemente. Heinzen hat kürzlich in einem Aufsatz geistreich nachgewiesen, der Erdball brauche in gewissen Zeiten Blut, und jetzt sei eine solche Epoche. In Wien wird sodann das meiste Blut fließen; je mehr Waffen man den Leuten abnimmt, desto mehr nimmt ihre innere Bewaffnung zu, und diese steigt endlich soweit, daß sie sich nicht mehr vor all den Kanonen auf der Bastei fürchten werden.

Die deutsche Gesinnung Wiens nimmt von Tag zu Tag zu, war früher das Schwarzrothgold blos die Negation des Schwarzgelb, so ist es jetzt das wahre Abzeichen des Deutschthums geworden, obschon diese Farben jetzt hier verboten sind. Es ist rührend, wie die Leute auf der Gasse bei jedem Leiermann stehen bleiben, welcher das deutsche Vaterlandslied spielt, und ihn reichlich beschenken, und wenn in einem Tanzsaal diese Melodie gespielt wird, muß das Orchester sie oft hinter einander zehn Mal wiederholen, ohne daß der Jubel aufhört. Ja, unsere Gesinnung bleibt ächtdeutsch, trotz all den schwarzgelben Adressen, welche die Bürger hier unterschreiben mußten. Die letzte Note Oesterreichs wurde hier mit Unwillen aufgenommen, Oesterreich will dem großen Verjüngungswerke Deutschlands ein diplomatisches Aktenstück, ein Stück Papier, entgegenwerfen, und glaubt dadurch das Einigungswerk verhindern zu können. Denn daß dies die einzige Realität an all den Phrasen der Zuschrift an das Reichsministerium ist, erkennt hier Jeder. Man sagt es sich deutlich, daß Oesterreich, welches Alles beim Alten lassen wolle, auch Deutschland wieder in jene Fetzen zerreißen wolle, welche man den deutschen Bund nannte. Dieses Aktenstück hat wohl die Reise von Frankfurt nach Ollmütz, und von Ollmütz nach Frankfurt gemacht. Schmerlings Tinte soll manchen Klex darin gemacht haben. Man sieht, daß die österreichische Politik wieder das geworden ist, was sie früher war, sie will nur verhindern, Nichts reifen lassen, absolutistische Opposition machen. Die Note sagt: „Oesterreich schwebe ein Deutschland vor, das nach und nach zu Stande komme.“ Das ist der Mittelpunkt der Note. Nach und nach! Nur schön langsam voran, daß Oesterreich nachkommen kann! Also wieder diese Marseillaise der Knechtschaft, diese Schneckenpolitik, und dieses Retardirungssystem Metternichs. Aber diese Ruthe schreckt nicht mehr, die Länder sind Männer geworden. Der weitere Accent liegt darauf, daß Oesterreich ein Bild eines Deutschlands vorschwebe. Dieses Vorschweben, diese nebelnde, unbestimmte, herumtappende, blinde Politik hat sich in diesem Worte auf das Lächerlichste demaskirt. Oesterreich sagt nur, daß ihm ein Deutschland vorschwebe, aber welches Deutschland, davon erfahren wir Nichts. Wie muß ein Engländer über eine so kindische Gesichtspolitik lächeln. Aber hoffentlich wird Frankfurt die Antwort nicht schuldig bleiben, wenn überhaupt von dorther uns noch Heil kommen kann, wo man in der wichtigsten Frage, in der Oberhauptsfrage, nach monatlichen Debatten bei der Abstimmung zu gar keinem Beschluß kam.

Ueber die Oktober-Revolution kommt hier von einem gewissen Dunder eine Geschichte heraus, woran der Gemeinderath mitgearbeitet hat, indem er ihm die nöthigen Quellen dazu gegeben. Man wird über diesen merkwürdigen Monat, dessen Folgen noch immer schwer auf uns lasten, noch Vieles schreiben, bevor der richtige Standpunkt der Beurtheilung errungen sein wird*). In der Wiener Zeitung kündigte eine Buchhandlung kürzlich ein Tagebuch von Berthold Auerbach über die Oktober-Revolution an. Die Annonce in diesem Blatt, das nun wieder der Censur unterliegt, bewies nur von Vornherein, daß hier nur ein für einen Regierungsmagen verdauliches Brod feil geboten werde. Ich habe das Buch seitdem gelesen, und bin über den idyllischen Standpunkt des Verfassers erstaunt: Auerbach hat sich so sehr geirrt, daß er die Wiener Oktober-Revolution für eine Dorfgeschichte ansah, und aus dem kleinlichen, unschuldigen Dahlen nicht herauskommt. Nichts

*) Die umfassendste und treueste Schilderung der Oktoberereignisse enthält das unter dem Titel: „Ursache und Geschichte der Oktoberereignisse zu Wien, von einem Augenzeugen,“ bei Otto Wigand in Leipzig erschienene Buch. D. R.

fällt ihm auf, als daß man keine Kinder auf der Gasse sieht, und sein Blick in die Verhältnisse ist wirklich sehr unschuldig. Sein Standpunkt ist in der Politik der liberale, er schwärmt für Schuselka, und nachdem er ihm die Bürgerkrone des größten Vertrauens quentchenweise zugewogen, endigt er damit, Freundschaft hindere ihn, mehr über Schuselka zu sagen. Dieser verschwommene, vor der Revolution bebende Standpunkt der Politik behagt dem Dorfgeschichten-Verfasser. Er rühmt die „Censurfähigkeit“ (wörtlich) Schuselka's, und spricht sie sehr naiv den Radikalen ab. Nirgends zeigt es sich, daß diese großen Ereignisse einen großen Eindruck in der Seele des Verfassers hinterlassen haben, neugierig treibt er sich überall herum, und läßt sich auf den fürchterlich erregten Wellen behaglich herumschleudern. Das Volk steht nackt in erhabener Schrecklichkeit vor ihm, und er vergißt nicht dessen Adern zu zählen. Ueberall ist er, nur nicht dort, wo gekämpft wird. Alles verwandelt sich ihm in einen belletristischen Eindruck, er müht sich ab, die Leichen aus dem Gemälde wegzuschaffen, um die dörfliche Ruhe nicht zu stören. Weder die Persönlichkeiten noch die Zustände weiß er daher im Mindesten zu begreifen, und sein harmloses Geschwätz hat dieser gigantischen Welt gegenüber einen kläglichen Eindruck erregen müssen. Auerbach hat dieses Buch sichtlich in derselben Stimmung geschrieben, in welcher er seine Dorfgeschichten dichtete, und wenn dieser trauliche Sinn in den Dorfgeschichten Meisterhaftes schuf, so mußte er uns hier lächerlich werden, und sich so ausnehmen, als ob eine Fliege auf einem Elephanten herumspazierte. Auerbach kann das Volk dort begreifen, wo es schläft, versteht es aber gar nicht dort, wo es erwacht. Er hat ein sehr unschuldiges Buch geschrieben. ***

II.

(Das nachstehende anonyme Schreiben ist uns zugekommen, und wir halten es für unsere Pflicht, dasselbe zu veröffentlichen, da es in die finstern Räume der gegenwärtigen polizeilichen Kabinetsumtriebe in Oesterreich, wie sie durch die überwuchernde Militärherrschaft ausgebrütet worden sind, einen Lichtstrahl wirft.)

Olmütz, den 26. Februar 1849.

Ich war so glücklich, aus sicherer Quelle höchst wichtige Mittheilungen zu schöpfen, wie Sie aus Folgendem ersehen werden, betreffen sie den Abgeordneten der Frankfurter Nationalversammlung Dr. Giskra. Eine dieser Tage erschienene ministerielle Verordnung fordert die betreffenden Behörden auf, den Dr. Giskra im Falle seiner Betretung auf österreichischem Boden gefangen zu nehmen. — Dr. Giskra scheint der Theilnahme an einem Komplotte, welches eine neuerliche Volkserhebung im März beabsichtigt, beinzichtigt zu sein; in der Verordnung ist ausdrücklich die Vermuthung ausgesprochen, Giskra werde zu diesem Behufe Anfangs März nach Oesterreich kommen.

Sollten Sie wegen des zweideutigen Charakters dieses Mannes persönlicher Feind desselben sein, so appellire ich an Ihr Menschlichkeitsgefühl, und ich bin versichert, Sie werden diesen Zeilen die Aufnahme in Ihr viel gelesenes Blatt nicht versagen, es wäre denn, Sie hielten eine direkte Mittheilung an Giskra (für die auch ich mich als der sicherern entscheide), für gerathener; jeden Falls bitte ich, mir in Ihrer nächst erscheinenden Nummer unter der Chiffre Ax mitzutheilen, was Sie darüber zu verfügen Willens sind? Sie werden darüber stutzen, daß ich nicht unmittelbar Dr. Giskra von der über ihn ausgesprochenen Fahndung benachrichtige; ich glaube, damit wäre der von mir verfolgte Zweck: die Rettung Giskra's nicht erreicht; denn, wie zu erwarten steht, werden die an ihn abgehenden Briefe zuvor einer behördlichen Untersuchung unterzogen, bei welcher mein Brief als ein mißliebiger gewiß unterdrückt werden möchte. Ich bleibe mit Achtung Ihr Gesinnungsgenosse Ax.

Interventionen.

Zehntausend Russen sind in Siebenbürgen eingerückt, um an der grausamen blutigen Menschenhetze daselbst Theil zu nehmen.

Zehntausend österreichische Soldaten haben den Po überschritten, um den Papst in seine weltliche Herrschaft einzusetzen.

Das sind neben andern die großen Werke der österreichischen konstitutionellen Regierung.

Diese beiden Schritte sind Verbrechen gegen das Volk, gegen die materiellen und geistigen Interessen des Vaterlandes, Verhöhnung des Willens, den anzuerkennen das Ministerprogramm gleißnerisch versprochen, Eingriffe in Rechte, die heilig sind und bleiben müssen, wenn der Staat nicht zur unsittlichen Zwinganstalt, in welcher es keine freien Bürger, sondern blos Sträflinge unter der Zuchtruthe giebt, herabsinken soll.

Wir wollen sogar den Standpunkt ihrer Diplomatie, mit deren Einsicht und tiefer Berechnung sie so groß thun, gelten lassen, wir wollen der Berechnung des Absolutismus nachspüren, der sich um jeden Preis auf Kosten einer Welt seinen Vortheil sichert, von welchem Ländervergrößerung höher angeschlagen wird, als Länderbeglückung, von welchem Bürgerblut und Bürgerglück nicht mehr geachtet werden, als die Münze, die man hingiebt, um sich dafür seine Bequemlichkeit, seinen Wohlstand, sein Vergnügen zu kaufen, um seine Wünsche zu befriedigen.

Wir wollen nachweisen, daß selbst von ihrem Standpunkte aus betrachtet, diese beiden Schritte unheilvoll, verderblich, daß sich die Dynastie, und freilich mehr als sich selbst: den Frieden und das Heil des Landes bei diesem Wagestück eingesetzt, daß sie sich selbst und Alles leicht dabei verlieren kann. Im Jahre 1846, als zu Krakau die Verträge von 1815, auf welche die Großtyrannen pochen, wenn sie ihr Unrecht legalisiren wollen, gewaltsam verletzt wurden, nannte Lord Palmerston die österreichische Regierung vor ganz Europa eine „blutige, dumme, verrätherische," und doch was ist die Gewaltthätigkeit, an Krakau begangen, gegen diese Schritte unter den bestehenden Verhältnissen in diesem Moment, da die Dinge so schwierig geworden, daß sie die sorgfältigste Behandlung nothwendig machen, da sich Rücksichten unabweislich geltend machen, die damals von Kurzsichtigen mindestens übersehen werden konnten.

Der Einmarsch der Russen in Siebenbürgen ist geeignet, scharf hervortretende Antipathien in der Armee zu wecken, und die österreichische Regierung weiß es nur zu gut, wie sie das Militär schonen und hätscheln, wie sie immer bedacht sein muß, ihm so lange gleißnerische Begünstigungen hinzuwerfen, bis es entbehrlich wird, die Regierung weiß es ja, daß dem Militär keine Gelegenheit gegeben werden darf, über seine Pflichten nachzudenken, und daß es in seinem blinden Rausch um jeden Preis erhalten werden muß, der jede Frage, jede Prüfung fern hält. Die österreichische Regierung weiß das sehr wohl; denn sie hält jedes Wort der Aufklärung mit unerschütterlicher Sorgsamkeit von ihren uniformirten Dienern fern, und es steht, wie bekannt, der Tod auf einem Bekehrungsversuch

einem Soldaten gegenüber. Die Regierung weiß es, daß die Armee in einer undurchdringlichen Täuschung erhalten werden müsse, und handelt auch dieser ihrer Einsicht gemäß. Steht nicht mit Recht zu befürchten, daß die russische Intervention die österreichische Armee auf die konstitutionelle Regierung einen klaren Blick werfen läßt, so sehr man diesen zu trüben sich sonst bemüht. Denn die Armee weiß doch auch, könnte wenigstens daraufkommen, ohne daß sie sich besonderer politischer Bildung rühmen kann, daß russische Hilfe sicher nur dazu geboten wird, den Absolutismus in seiner Unantastbarkeit das Knutensystem in seiner ganzen Ausdehnung herzustellen. Kann es eine entschiedenere Entschleierung der innersten Absicht der österreichischen Regierung geben, als in der offen ausgesprochenen Allianz mit Rußland?!.. Und die Ehre des Sieges, mit welcher man die österreichischen Krieger einlullen, und zu neuen Thaten im Interesse des Absolutismus spornen kann, wird sie nicht geschmälert, und kann diese Schmälerung nicht gefährlich werden für die Regierung, indem sie den falschen Eifer der Truppen abkühlt, der immer warm erhalten werden muß!

Welches Mißtrauen, welche Bangigkeit, welche Erbitterung dieser Schritt unter den Völkern Oesterreichs, selbst den slavischen wecken muß, will ich nicht zur Sprache bringen; denn die österreichische Regierung geht augenscheinlich von der Voraussetzung aus, daß sie sich um dergleichen Kleinigkeiten nicht kümmern müsse.

Der Einfluß in Deutschland aber ist ihr überaus wichtig; denn sie sucht ihn mit aller Anstrengung und selbst auf die Gefahr hin, die Slaven gegen sich aufzubringen, zu erhalten und zu befestigen. Ist die russische Hilfe in einem Augenblicke, da die Verbindung Deutschlands mit Oesterreich festgestellt, ihre Art und Weise bestimmt werden soll, nicht von großem Nachtheil, und die Annahme derselben von Seiten der österreichischen Regierung nicht im höchsten Grade unpolitisch? Heißt die Russen zu Hilfe rufen nicht den deutschen Haß bis auf seine letzten Zuckungen herausfordern, heißt das nicht, sich alle Parteien in Deutschland, in und außer dem Parlamente entfremden, feindselig stimmen, den Gegnern die festeste Grundlage bieten, und zugleich hoffnungvolle, versöhnliche Blicke nach dem Westen hinlenken, den man doch gerne durch die strengste, undurchdringlichste Scheidewand abgesondert wissen will! Heißt die Hilfe Rußlands annehmen nicht dem gesammten deutschen Volke die Alternative auflegen, entweder in schändlicher Versunkenheit, in feiger Entnervung, in niederträchtigem Gleichmuth dieses Verbrechen an den heiligsten Beziehungen ruhig anzusehen, oder sich mit aller Entrüstung mit einem gewaltigen Unwillen gegen diese beispiellose Verhöhnung des Geistes, dem es sich beugt, zu erheben! Ist das eine dienliche Politik, selbst wenn man ihr das Verbrecherische nachsehen wollte?

Endlich ist dieser Schritt geeignet einen Weltkrieg anzufachen. Dadurch, daß Oesterreich das Prinzip der Nichteinschreitung verletzt, das sogar unter der Julidynastie in Frankreich von der Regierung als Grundlage der äußern Politik angegeben, wenn auch nicht festgehalten wurde, hat es Frankreich die Berechtigung und die Ermächtigung gegeben, zwingt es beinahe Frankreich, seine Alpenarmee nach Italien rücken zu lassen. Die österreichische Regierung hat den Krieg in Ungarn zu einem Prinzipienkrieg gemacht, an welchem Theil zu nehmen alle civilisirten, nach Freiheit dürstenden und freien Nationen ver-

pflichtet sind, damit Europa nicht in Barbarei und Knechtschaft zurückfalle, als deren Apostel die edeln Kosaken herübergekommen. Die österreichische Regierung kann durch diesen Schritt einen Sturm heraufbeschworen haben, welcher zunächst die Throne wegfegen dürfte. Das Einvernehmen mit der französischen Regierung, auf das sich die österreichischen Gewalthaber etwa stützen, bietet keine hinreichenden Garantien für den fortdauernden Frieden, indem dieser Regierung selbst unter den obwaltenden Verhältnissen in Frankreich die nöthige Festigkeit fehlt und es leicht geschehen könnte, daß das französische Heer über sie selbst, wie über die Alpen hinausstürmen könnte, trotz der Eloquenz des Marschall Bugeaud, des alten Kerkermeisters der Herzogin von Berri, trotz der monarchischen Präfekten, trotz des Präsidenten der Republik mit dem imperialen Namen.

Wir wollen die österreichische Regierung nicht an ihre Pflicht mahnen, sie hat es mit deren Verletzung, wo sie ausführbar gewesen, nie streng genommen; wir wollen das Fehlerhafte ihrer Politik nach jeder Richtung hin beleuchten, einer Politik, welche unfehlbar zu sein glaubt, weil sie selbst blind ist, welche ihren alten Gang fortschlendert, ohne die neuen Schwierigkeiten zu bemerken, und nicht so klug ist, zu begreifen, daß man Anno 1849 anders heucheln und täuschen müsse, als es Anno 1815, als es früher und später geschehen.

Frankreich hängt mit seinen Blicken an Italien, dem bedrängten Nachbarlande, das es, selbst getäuscht durch die Ränke der weiland Julidynastie, einmal schon verrathen. Frankreich fühlt es —, und es gehört zu seinen tiefsten innigsten Gefühlen —, daß es den Italienern Genugthuung schuldig sei für die Opfer, die im Vertrauen auf seine Großmuth und seine Hilfe Anno 1831 gefallen, daß es sich, seiner Ehre, seiner politischen Existenz, der Weltgeschichte, wie seiner ruhmreichen Vergangenheit die Vertheidigung von Rechten schuldig sei, die in seiner nächsten Nähe von dem Bundesgenossen der europäischen Knute beschimpft und mit Füßen getreten werden, Rechte, für die es einst mit ganz Europa in die Schranken getreten.

Die zehntausend österreichischen Soldaten, die über den Po gesetzt, müssen, einer natürlichen Berechnung zufolge, die entgegengesetzte Wirkung hervorbringen, als durch diese Maßnahme beabsichtigt wird. Anstatt die absolutistische Partei im römischen Gebiete zu stärken, wird diese Invasion den Patriotismus aufstacheln, in Bewegung setzen, und mancher, der für die weltliche Macht Pius IX. zum Kampfe bereit war, wird sich dem wichtigern Kampfe für die Ehre des Vaterlandes zuwenden, und sich mit seinen Gegnern gegen die fremden Eindringlinge verbinden.

Was vermögen gegen einen italienischen Bund, den die unberufene Intervention, die gemeinschaftliche Gefahr, rascher und fester knüpfen dürfte als selbst der elektrische Geist, die hinreißende Beredtsamkeit Mazzini's, zehntausend Soldaten? Die österreichische Regierung wird nichts erzielen, als daß diese zehntausend von Oesterreichs Söhnen hingeopfert werden, ohne Frucht, ohne Gewinn, und es könnte dann die Frage donnernd bis an die Stufen des stolzen lothringischen Thrones ertönen: „Wer gab Dir das Recht zehntausend Söhne in den Tod zu schicken, ohne daß das Heil des Vaterlandes dieses Opfer erheischt, wer giebt Dir das Recht zehntausend Landessöhne Deiner Neigung

zu opfern, wie es in einer frühern bösen Zeit geschah mit Bürgern und ihrem Eigenthum." Und wer bürgt dafür, daß dieser donnernde Ruf nicht ein Echo finden wird in der Armee? —

Darum also die schonungslosen Rekrutirungen in allen Theilen des österreichischen Staates ohne Bewilligung des Reichstages, darum werden von den Vätern und Müttern ihre Söhne, ihre Hoffnung und Stütze gewaltsam gerissen, damit sie für die Wiedereinsetzung des Papstes in die weltliche Macht ihr Blut vergießen. Hat sich der Wille des Volkes dahin ausgesprochen, daß es solche Opfer um solchen Preis bringen will; ei das Volk wurde nicht befragt, was braucht eine Regierung, welcher Bajonnette und Standrecht zu Gebote stehen, den Willen des Volkes nachzuholen, was hat das Volk sich darum zu kümmern, daß man seine Söhne schlachtet!

Die Regierung bemüht sich, wie es scheint, die Idee, die es im Heere durch alle möglichen Mittel lebendig zu erhalten sucht, selbst zu hegen; daß nämlich der von seiner Familie losgerissene und uniformirte Bürger, willenloses Eigenthum des Monarchen wird; ein gefährlicher Irrthum mit seinen unheilvollen Consequenzen, der zu seiner Zeit eine Krone kosten kann.

Was ließe sich erst gegen die beiden genannten Invasionen sagen, wenn man die Regierung als eine constitutionelle, als welche sie sich in ihrem Programme manifestirt, betrachten wollte, und ihre Handlungen von einem gesetzlichen staatsrechtlichen Standpunkte anschauen und beurtheilen wollte.

Welche Rücksichtslosigkeit für die Sympathien und Antipathien der Völker, welche Verachtung für die Forderungen der Zeit, für Menschlichkeit, Gesittung und Civilisation, welche Grausamkeit des Absolutismus, der, um sich zu erhalten, die ganze Welt in die Luft zu sprengen und Ströme Blutes zu vergießen, Anarchie und Barbarei los zu lassen bereit ist; welche Ungerechtigkeit, welche Tyrannei den eigenen wie den fremden Völkern gegenüber! Welche athemlose, riesige Anstrengung, alle freie Entwickelung zu hemmen, welche Aengstlichkeit jedem Fortschritt gegenüber. — Doch wozu sprechen gegen Handlungen, die sich ganz folgerichtig mit dem eingeschlagenen Wege einer Regierung in Verbindung bringen lassen; warum die Fortsetzung eines Beginnes angreifen, der die ganze civilisirte Welt schaudern gemacht!

Eine russische Allianz ist nicht nur natürlich, sondern unerläßlich für eine Regierung wie die österreichische; es ist sehr zu fürchten, daß sich wieder ein Palmerston findet, der sie, wie Anno 1846, eine „blutige, dumme, verrätherische" nennt. —

Michel Chevalier und die neue Nationalökonomie.

Die siegreiche Reaktion wird allenthalben ausgebeutet, nicht nur durch die egoistische Bourgeoisie, sondern auch durch das theils pedantische, theils jesuitische, meist aber entschieden reaktionäre Professorenthum. In Frankreich wie in Deutschland arbeiten die Professoren an der geistigen Fesselung der Jugend, und die auffallende Erscheinung, daß die gegenwärtige Jugend, besonders in Deutschland, jedes Aufschwunges baar, ja beinahe pedantisch und kopfhängerisch ist, muß größtentheils den sieggekrönten Bestrebungen der Professoren zugeschrieben werden. Wie es mit den philosophischen und juridisch-politischen Wissenschaften in Frankreich steht, das kann man am deutlichsten erkennen, wenn man die sogenannten petits traités der Académie des sciences morales et politiques liest. Es spricht sich in denselben, welche sich möglichst ausgebreitete Belehrung nach einer gewissen Richtung hin zum Ziele gesetzt zu haben scheinen, die Hinneigung der pariser Akademiker zum deutschen Professorenthume und besonders zur deutschen Philosophie aus. Man wird in diesen petits traités fast auf jeder Seite Citate aus deutschen gelehrten Schriftstellern finden. Es ist aber ein altes anerkanntes Faktum, daß die pariser Akademie fast immer das Privilegium für sich geltend machte, pedantische Schwachköpfe in ihrem Schooße zu beherbergen, und das Genie von sich ferne zu halten, was schon Biron sehr witzig persifflirte in seiner für sich selbst gemachten Grabschrift:

> „Ci gît Biron, qui ne fut rien
> Pas même académicien,“

und was Paul Louis Courier in seinen meisterhaften politischen Pamphleten blutig gegeißelt. Ich will hier von den sogenannten exakten Wissenschaften ganz absehen, welche an sich meist helle und geordnete Köpfe erfordern, oder sie machen, und werde nur die philosophischen und juridisch-politischen Studien im Auge behalten. Wie die Fauteuils in der Akademie der Wissenschaften, so sind auch die Lehrkanzeln in den Schulen meist von Männern der Stagnation in Besitz genommen, und der Aufschwung einer eindrucksfähigen und nach Begeisterung strebenden Jugend, wird auch in Frankreich durch das Professorenthum gehörig gedämmt und in den Schranken gehalten.

Als eine der hervorragendsten Persönlichkeiten aus der Zahl dieser Schulgelehrten will ich Herrn Michel Chevalier hier anführen, und indem ich die Antrittsrede, welche er bei Eröffnung seines Courses der Nationalökonomie am 1. März im Collége de France gehalten, einer kurzen Kritik unterziehe, will ich nachzuweisen suchen, daß die Bestrebungen des Herrn Michel Chevalier hauptsächlich dahin gehen, die neueren, besonders die socialistischen Ideen zu bekämpfen und die Nationalökonomie innerhalb ihrer alten wissenschaftlichen Gränzen zu erhalten.

Herr Michel Chevalier beginnt seine Antrittsrede mit der Behauptung: die Nationalökonomie habe überhaupt bisher in Frankreich wenig Aufschwung, und die Systeme, welche sich ihr feindlich gegenüberstellen, fänden viele Sympathien. Er sucht diesen Umstand

aus dem französischen Nationalcharakter zu erklären, der, wie er meint, durch Glanz und Reichthum der Phantasie hervorleuchtet, sich gerne an das Wunderbare anschließt, aber gerade darum für den Zweig der Wissenschaften, der hier in Rede steht, und bei welchem die Einbildungskraft am wenigsten Spielraum hat, auch am wenigsten passe. Herr Michel Chevalier hat den Franzosen auf Kosten der Wahrheit eine Artigkeit gesagt, um ihnen in derselben Weise eine Grobheit zu oktoyren. Denn so wenig es wahr ist, daß Glanz und Reichthum der Phantasie die Franzosen vor andern Völkern (wie z. B. den Deutschen, Engländern, Spaniern, Italienern &c.) auszeichne, eben so wenig ist es wahr, daß sie sich für trockene und abstrakte Wissenschaften nicht eignen; denn der praktische Sinn, welchen die Franzosen (wenn sie nicht Mitglieder der Akademie oder Professoren sind) in die Wissenschaft mitbringen, der Sinn für das Positive („le positif", wie sie es nennen) tritt bei ihnen auffallender hervor, als bei irgend einem andern Volke.

Herr Chevalier vergleicht hierauf die neuen politischen Ideen, welche, wie er sagt, am Ende des vorigen Jahrhunderts, als durch die reine Vernunft geboten angesehen wurden, und welche durch den Einfluß des französischen Geistes in jener Zeit ganz Europa mehr oder weniger beherrscht hätten, mit der Alchymie früherer Zeiten, und sieht in jenen politisch-socialistischen Ideen eben so verderbliche und chimärische als in dieser. Um nun diesen Vergleich klarer zu machen und zu begründen, beruft sich Herr Chevalier auf die alttestamentarischen Worte, welche an Adam gerichtet wurden, als er aus dem Paradiese gestoßen wurde, auf die Worte: „Im Schweiße Deines Angesichtes sollst Du Dein Brod verdienen." Herr Chevalier spielt also hier offenbar auf die Erbsünde an, und geht von der Ueberzeugung aus: weil Adam und Eva von der verbotenen Frucht genascht, darum sei das Menschengeschlecht zum Leiden verurtheilt, und müsse zur Strafe für die Sünde des Stammvaters im Schweiße seines Angesichtes, durch harte Arbeit Brod verdienen. Er sagt auch ganz deutlich und wörtlich:

„Unter dieser einfachen biblischen Formel ist in der That eine Lehre von der höchsten Sittlichkeit verborgen. Sie bedeutet in Wirklichkeit: Du wirst die Erfüllung der Loose, die ich Dir vorbehalte, durch Anstrengungen erkaufen. Wenn meine Gnade Deinen Nachkommen gestattet, einige Wohlthaten zu genießen, Gesundheit, Reichthum, Glück zu besitzen, so wird dies nur in so lange sein, als die Arbeit bei ihnen herrschen wird, viel Arbeit, ununterbrochene Arbeit, auf der Welt, mit der ich sie umgebe, und durch ihre eigenen Kräfte. Die Anstrengung wird das bleibende und absolute Gesetz des Menschengeschlechtes sein. Und damit Du es nie vergessest, werde ich an Deinen Leib einen Stachel binden, der Dich immerwährend daran erinnern wird: Und dieser Stachel wird der Hunger sein, — das Elend. Und in Ermangelung des Elends wird es der Schrei Deines Gewissens sein, der sich gegen Deine eigene Unwürdigkeit erheben wird."

Und nun macht Herr Chevalier die Anwendung dieses biblischen Moralgesetzes zuerst auf die Bestrebungen der Alchymisten, und sagt, daß diese, wenn sie Gold machen wollten, um die Menschen ohne Arbeit zu bereichern, wenn sie Zaubertränke bereiten wollten, welche dem Menschen immerwährende Gesundheit zusichern sollten, er möchte nun leben wie er wollte, mäßig oder locker, — er sagt, daß die Alchymisten in beiden Fällen gegen den Willen der Vorsehung gefrevelt, daß sie darnach gestrebt hätten, das Gesetz der Verant-

wortlichkeit, welches dem Menschen auferlegt sei, zu stören. Er behauptet, daß der Frevel, welchen die Alchymisten begangen, eben darin bestanden habe, daß sie es versucht, den Menschen über seine eigene Natur hinauszusteigern, daß ihr Verbrechen eben in einer Apotheose des Menschen, in einer Auflehnung gegen Gott bestanden habe, und daß Paracelsus, diese glänzendste Erscheinung in der Reihe der Alchymisten, zur Strafe für die wahnsinnigen Bestrebungen, für die unsittlichen und gotteslästerlichen Grundsätze dieser Letzteren, durch seinen frühzeitigen Tod die hochmüthigen Träume derselben auf grausame Weise Lügen gestraft habe. Trotz der Wundertinktur, die er immer bei sich getragen, und die ihn vor dem Tode bewahren sollte, sei er elend, durch Unmäßigkeit erschöpft, und vor Erreichung des funfzigsten Jahres gestorben. Er, der sich geschmeichelt habe, Gold machen zu können, habe seinen letzten Seufzer auf dem elenden zerlumpten Bette eines Hospitales ausgehaucht.

Nun kommt die Anwendung auf die neuen socialen Verhältnisse, die angestrebt werden; nun behauptet Herr Chevalier, jede socialistische Idee, welche jene Verantwortlichkeit des Menschen, jenes Damoklesschwerdt, welches die Nothwendigkeit der Arbeit über seinem Haupte aufgehängt habe, beseitige, jedes solche System werde in einer anderen Weise dasselbe sein, was die Alchymie war, nämlich chimärisch, und unverträglich mit der Natur des Menschen, unvereinbar mit den Bedingungen der Existenz des menschlichen Geschlechtes auf der Erde.

Herr Chevalier hat sehr recht, wenn er die Alchymie verurtheilt, nur scheint mir der Grund, welchen er für diese Verurtheilung anführt, nicht der richtige. Das Bestreben, Kupfer oder Blei in Gold zu verwandeln, wäre, selbst wenn dies möglich wäre, schon d a r u m ein falsches, weil Gold nicht den Reichthum der Völker bildet, sondern nur als ein Ausgleichungsmittel für ihren Verkehr zu betrachten; verwerflich wäre es aber nicht d a r u m, weil, wie Herr Chevalier behauptet, in dem Bestreben, seine Existenz ohne Arbeit möglich zu machen, eine Versündigung gegen Gott läge, so wie nicht minder in dem Falle, wenn man durch eine Wundermixtur sich Gesundheit und Leben zu erhalten strebte. Die Anschauung des Herrn Chevalier steht offenbar s o sehr auf christlichem und biblischem Standpunkte, daß seine Schlüsse nur dadurch umgestoßen werden können, wenn seine Prämissen früher aus dem Wege geräumt werden. Wenn es wahr ist, daß Gott, der mächtige, die Schicksale der Menschen leitende Gott, den Urgroßvater, den genäschigen Adam, nach Ankündigung der oben angeführten Sentenz aus dem Paradiese verstoßen, und sämmtliche Nachkommen jenes Apfeldiebes zur Sühnung des urgroßväterlichen Frevels, zu Schweiß, Qual und angestrengter Arbeit verurtheilt hat, so hat Herr Chevalier freilich recht, und es läßt sich gegen diese Bestimmung nicht ankämpfen. Ich glaube aber gerade das Gegentheil von dem, was Herr Chevalier glaubt. Ich lache über das alberne Adamsmärchen, und halte die Bestimmung des Menschen für eine ganz andere. Jene Urkraft, jene Gottheit, durch welche der Mensch entstanden ist, gab ihm die Arbeit nicht als eine Qual oder Strafe, sondern vielmehr als eine Freude, als eine Lust, als eine Bedingung des Glückes mit auf seine Erdenwanderung. Die Arbeit, dieses herrliche physische und geistige Bedürfniß, das in der Natur des Menschen so fest und unleugbar begründet ist, daß die kleinsten Kinder sich schon instinktmäßig und unaufgefordert jene kleinen, zweck-

losen, ihren geringen Kräften angemessenen Arbeiten auferlegen, welche man ihre Spiele zu nennen pflegt, — dieses herrliche angeborene Bedürfniß des Menschen, das später seine Würde und sein Stolz wird, ist eben nur durch die unzweckmäßigen, degenerirten socialen Verhältnisse und Einrichtungen, welche gegenwärtig die Staaten, d. i. die Völkerfamilien entehren, zu einer Qual geworden. Die Aufgabe der socialen Revolution ist es eben, diesen unnatürlichen Zustand zu bekämpfen, in welchem, gegen die in der Schöpfung klar ausgesprochene Bestimmung, die Arbeit so ungleich vertheilt ist, daß ihre Abwesenheit dem Einen zur Qual, zur tödtlichen Langeweile, zum Lebensüberdrusse, zur Blasirtheit wird, während ihre übertriebene Nothwendigkeit den Andern zu lebenslänglichen unerträglichen Martern, zum Mangel an geistiger und physischer Entwickelung, ja beinahe zur Unsittlichkeit verdammt.

Herr Chevalier begnügt sich aber nicht damit, einerseits seine eigenen Behauptungen aus einer katholischen Auslegung einer Stelle des alten Testamentes zu deduciren, er schiebt auch den socialistischen Ideen andrerseits Prämissen unter, die nicht zu ihren Bedingungen gehören. Ich stelle es in Abrede, daß der Socialismus als solcher das Eigenthum aufzuheben, die Familie zu gefährden strebe. Herr Chevalier schlüpft auch über diesen Punkt in seiner sehr jesuitisch gehaltenen Antrittsrede vorsichtig und eilig hinweg und giebt, indem er seinen Vergleich mit der Alchymie noch weiter ausführt, den Socialisten ad captandam benevolentiam oder ad vitandam indignationem die tröstende Hoffnung, aus ihren für jetzt ganz verfehlten Bestrebungen könnte indessen vielleicht dereinst die wahre Staatsform herauskommen, wie damals aus der Alchymie die Chemie. Ich schließe mit dem Wunsche, daß Herr Chevalier mit seiner Nationalökonomie recht wenig Proselyten machen möge.

Wiener Obercommandanten.

Die Wiener Bürgerwehr hat seit jeher Unglück gehabt in der Wahl ihrer Obercommandanten. Jubel und gegenseitige Versicherungen der Treue und Ausdauer haben die erste, schwankende und zweideutige Maßregel die zweite, Unzulänglichkeit, Verrath oder doppelsinniger Zurücktritt die letzte Periode mehr als einer Obercommandantur gebildet.

Man weiß, wie sich Hoyos, der adelige Bürgergeneral, in den Tagen der Probe bewährte; wie Pannasch, der poetische Altliberale, durch die Forderung unbedingten Handschlages das Vertrauen derjenigen verscherzte, die in dem Obercommandanten nur das Executiv-Organ freien Selbstwillens zu sehen wußten; und wie Streffleur's Provisorium, seit es in der beispiellosen Treulosigkeit des 13. Septembers den Höhepunkt seines Waltens erreicht hatte, längst an Mißtrauensvoten aller Hand verkommen war, da es beim Eintritt der ewig bedeutenden Ereignisse des Oktobers spurlos verschwand.

In der Nacht vom 6. auf den 7. Oktober, als der Reichstag, bereits von dem Ende des Grafen Latour unterrichtet, die Berichte über die Stellung des Generals Auersberg,

und über die gegen das Militärzeughaus getroffenen Anstalten des Volkes entgegengenommen hatte, stellte der Abgeordnete Kudlich den dringenden Antrag, die Versammlung möge einen tüchtigen und volksthümlichen Obercommandanten der gesammten Volkswehr ernennen. Auf den Vorschlag eines Abgeordneten fiel die Wahl einstimmig auf Herrn Scherzer.

Scherzer war zeither Commandant der berittenen Garde gewesen, und sitzt auf der Linken des österreichischen constituirenden Reichstags.

Scherzer dankte sogleich gemüthlich für das ihm bewiesene Vertrauen der Kammer. Er erließ am Morgen des 7. Oktobers eine Proklamation, in der er auch die Volkswehr zum Zutrauen aufforderte, und eine zweite, in welcher er dem Gerüchte, als hätten während des Zeughaussturmes gewisse Abtheilungen der Stadtgarde sich auf die Seite des Militärs geschlagen, zur Wiederherstellung der Einigkeit aller Bewaffneten auf das Eindringlichste widersprach. Noch erscheint von dem Obercommandanten Scherzer eine vom 8. datirte, und von ihm einbegleitete Adresse der „Stadtgarden an ihre Cameraden," in der die ersten darthun, wie es jetzt nicht an der Zeit sei, daran zu denken, daß „Einige von ihnen am 6. voreiligen Gebrauch von ihrer Feuerwaffe gemacht hätten;" sondern wie man sich in diesem dringenden Augenblicke die Hände reichen, und in gemeinschaftlicher Gefahr einig wirken müsse. Ein Tagesbefehl vom 12., in welchem der Obercommandant berittene Garden nach der Stallburg bescheidet, schließt den Reigen der Verfügungen Scherzers, die somit sammt und sonders der harmlosesten Beschaffenheit waren. —

Allgemein hieß es, Herr Scherzer sei damals bedeutend krank gewesen. — Mittlerweile kündigte schon am 9. Herr Braun, zeitheriger Chef — wenn wir nicht irren — des Mariahilfer Bezirkes, an: er sei wegen Erkrankung des Herrn Scherzer durch Ministerial-Erlaß im Einverständnisse mit dem Reichstage zum provisorischen Obercommandanten ernannt.

Braun war k. k. österreichischer Offizier und amtirte bei dem Wiener Generalcommando.

Am 11. September, da Grenadiere zum großen Mißfallen des Volkes das Ministerialgebäude am Judenplatze besetzt hatten, machte er von seinem als Militäroffizier ihm zugestandenen Ansehen Gebrauch, und hieß die Grenadiere ganz unsanft ihres Weges ziehen, nicht ohne dem die Abtheilung commandirenden Hauptmanne die Hand vom Pferde herabzureichen, und einige Worte collegialer Entschuldigung zu sagen, gleichsam zur Erklärung vor dem Volke, welches lange fruchtlos auf Entfernung des Militärs gedrungen hatte, und jetzt sehr geneigt schien, das endlich abziehende zu verhöhnen. Jene mechanische Fertigkeit, die dem Offizier geläufige Wichtigkeit, galt damals für Energie, und das doppelseitige Manöver, gegenüber dem Grenadierhauptmanne, für ritterliche Versöhnlichkeit. Die Worte Braun's: Fort die Grenadiere; hierher gehören wir" — mit soldatischer Kürze ausgesprochen, waren geeignet, das Urtheil über das, vorkommenden Falles nicht unzweideutige Benehmen des nachmaligen Obercommandanten für den Augenblick in ein Stück Volksthümlichkeit zu verwandeln, und, wenn sich auch die bureaukratisch-militärische Politik Brauns schon bei Gelegenheit der bekannten Vorgänge des 13. Septembers wieder in ihrer ganzen Dürre und Nüchternheit zeigte, so mochte doch jenes Atom von Volks-

thümlichkeit die Ursache gewesen sein, daß man im Drange des Augenblickes nach
griff, der überdies noch Offizier, mithin voraussetzlicher Strategiker war. Aber
unsern Tagen so häufig sich darbietende nicht „weil“, sondern „obgleich“ — hat sich
mal wieder einmal nicht gut bewährt. Während Auersberg drohend im Belvedere la
Jellachich von Position zu Position auf Wien losging, und Auersberg, sein Lager
lassend, sich mit dem des Banus vereinigte; während die Basteien Wiens Tag und
von Tausenden angriffsmuthiger Bewaffneter besetzt waren: äußerte sich die Obercom
dantenschaft Brauns nur in einigen nichtssagenden Proclamationen, in einigen münd
Besänftigungen und Ermahnungen zur Ruhe, die er an einem jener Abende rings u
Basteien reitend bei diesem oder jenem Wachtpiquet vortrug, nicht ohne die Versicher
seiner Excellenz des Generals Grafen zu Auersberg, „dieselben hätten durchaus
Feindliches im Sinne“ — mit allerdings mäßigem Aufwande von Beredtsamkeit zu
stützen, das ist Alles, was Braun gethan hat. Keine Spur von einer Auffassung
Aufgabe. Keine Spur einer politischen oder auch nur strategischen Combinatio
nächsten Wahrscheinlichkeiten und Zukömmnisse. Keine Spur von einer Maßregel
der Stimmung, dem diesmal nur allzurichtigen Gefühle des Volkes Form und Au
gegeben hätte. Gewohnt, ein selbstständiges Auffassen der Dinge — und seien sie a
unerhört, wie die der Oktobertage — als Disciplinarvergehen anzusehen, hat sich
sorgfältig gehütet, die, vielleicht auf Jahrzehende Einfluß übende, Wichtigkeit des Mo
tes zu begreifen; hat sich sorgfältig gehütet, sich irgend andern Beschlüssen als denen
aus den altersschwachen Berathungen des Gemeinderathes und den allopathischen
liativconzilien der Reichstagspermanenz hervorgingen, als oberstes Executivorgan h
geben. Daß der Obercommandant einer revolutionirenden Stadt einen Willen d
stellen habe, der solchen Beschlüssen um Jahrzehende voraus ist — das begriff B
nicht, oder wagte nicht, es zu begreifen. Gewohnt, stumm zu gehorchen, hätte B
auch wenn ihn seine Neigung nicht in das Belvedere, und in das Lager des „ritterl
Banus“ gezogen hätte, sich nicht den Gedanken beikommen lassen, dem legalen Za
des Reichstagsausschusses die energische Ueberzeugung von der Nothwendigkeit blitzschn
Handelns entgegenzustellen. Braun hat weder verstanden noch gehandelt; zu einer
wo es schon so leicht war, zu verstehen, noch so leicht war, zu handeln. Man sah
allerorten die Unzulänglichkeit des Obercommandanten ein, und erkannte eine Abhülfe
diesem Uebelstande für um so dringender, als der Banus unter fortwährenden Fre
schaftsversicherungen immer drohender der tief empörten, und auf das Aeußerste b
ruhigten Stadt sich näherte. Braun legte endlich am 12. Oktober das Commando ni
und trat seine Stelle als Bezirkschef von Mariahilf und Umgebung an. — Noch
30. Oktober Abends, als sich der Fürst Windischgrätz diesen Theil der Stadt zum Sc
platze seiner pyrotechnischen Wirkungen erkiesen hatte, hörten wir einige Garden an
Barrikade der Mariahilferlinie über „die Lauheit und Doppelzüngigkeit der Maßre
des Bezirkschefs“ sich lebhaft unterhalten. Im Augenblicke, da wir diese Zeilen
derschreiben, soll Braun der Gefangene des Fürsten Windischgrätz sein. Wie wir hö
will man ihm den Prozeß machen, „weil er die Waffen gegen kaiserliches Militär ge
habe.“ Es würde Herrn Braun sehr Unrecht geschehen. —

Als Braun das Obercommando niederlegte, bezeichnete das Centralcomité der demokratischen Vereine Wiens in Messenhauser seinen Vertrauensmann. Messenhauser galt bereits als designirter Obercommandant, als sich plötzlich das Gerücht verbreitete, die Bezirkschefs der Nationalgarde seien zusammengetreten, und hätten auf eigene Faust einen gewissen Herrn Spitzhütl — bisherigen Hauptmann der Bürgerartillerie — zum Obercommandanten erwählt. Dieser Herr Spitzhütl soll aber im Geruche einer absonderlichen Leidenschaft für die Ruhe gestanden haben; und schon sprach man allgemein davon, Herr Spitzhütl gehe mit dem Plane um, die Heere Auersbergs und des Banus durch Versöhnlichkeit zu besiegen. Man behauptete nämlich, Spitzhütl wolle capituliren. Es ist gleichgiltig, bis zu welchem Grade von Gewißheit das Gerücht berechtigt war, die diesfälligen Absichten des Herrn Spitzhütl zu bezeichnen. Genug — eine Commission des Studentencomités, am Abende desselben Tages, da Herr Spitzhütl ernannt worden war, beauftragt, denselben über seine Absichten zu befragen, und zugleich bevollmächtigt, seinen Antworten gemäß gegen ihn zu verfahren, hat es für gut gefunden, ihn dringend zur Niederlegung seines Amtes aufzufordern. Somit trat Herr Spitzhütl nach kurzer Herrlichkeit wieder ab.

Man wandte sich nun wegen Ernennung eines Obercommandanten an den Gemeinderath, wurde aber von ihm an den permanenten Reichstagsausschuß, und von diesem wieder an die beiden Behörden der Nationalgarde und der academischen Legion — nämlich an den Verwaltungsrath und das Studentencomité — gewiesen. Diese beiden Körperschaften wählten, behufs der Ernennung eines Obercommandanten, je drei Vertrauensmänner als Wähler, und die sämmtlichen Stimmen dieser Männer vereinigten sich endlich in Wenzel Messenhauser.

Messenhauser stand am längsten, und während der wichtigsten Tage an der Spitze der Wiener Volkswehr. Sein Schicksal ist das bekannteste geworden unter den Schicksalen Aller, die an diesem Posten standen, und Federn und Zungen aller Farben und jeden Grades von Befähigung, haben an dem schillernden Charakter dieses Mannes ihre Zersetzungskunst geübt. Ja selbst bei Lebzeiten ist Messenhauser mit übermäßigem Jubel begrüßt, mit ungebührlichem Schimpf gescholten worden. Er hat weder das eine, noch das andere verdient.

Auch diese Blätter haben unter ihren „Portraits" bereits in weiten Umrissen die Charakteristik eines Mannes gegeben, dessen haarscharf bestimmten Werth und Unwerth vielleicht dieselbe Zukunft zweifellos aussprechen wird, der es vorbehalten ist, die Tage des Oktobers Secunde für Secunde abzuwägen, und jeder einzelnen das Maß ihres Einflusses zuzuweisen.

Bis heute sind die extremsten Urtheile über Messenhauser einander in seinem Tode begegnet. Messenhauser fiel durch einen Spruch des Fürsten Windischgrätz: Messenhauser wäre auch durch einen Spruch Danton's gefallen. —

Einige Worte über Pulszky's offenes Schreiben an den Constitutionel.

Franz Pulszky, den die Märzereignisse zum ungarischen Staatssekretäre der auswärtigen Angelegenheiten gemacht hatten, und der jetzt flüchtig und von der österreichischen Regierung steckbrieflich verfolgt, in Paris weilt, richtete vor Kurzem ein offenes Schreiben an den Constitutionel, das wir unmöglich mit Stillschweigen übergehen können. Es lautet:

„Der Kampf, welcher sich an den Ufern der Donau und der Theiß in die Länge zieht, wendet Ungarn täglich die allgemeine Aufmerksamkeit mehr zu; aber die öffentliche Meinung über den Charakter dieses Kampfes bildet sich nach unvollständigen Nachrichten und Eindrücken, die irrige Urtheile veranlassen.

„Man hält ihn für eine Episode des Revolutionsdrama vom Jahre 1848, indem man ihn in innige Verbindung mit den Volksaufständen in Wien bringt. Dagegen müssen wir uns erklären. Die Ereignisse in Ungarn stehen ihrer Natur nach in gar keinem Zusammenhange mit den deutschen Revolutionen.

„Es ist wahr, daß in Ungarn ein Umschwung der Ideen und Institutionen stattgefunden hat. Wir haben die Feudalrechte, die Frohnden, die Zehnten abgeschafft. Die Geistlichkeit und der Adel entsagen allen ihren Vorrechten; die Preßfreiheit, die Freiheit des Unterrichtes und die Kultusfreiheit wurden begründet. Alles, was Frankreich durch seine Revolution erlangte, erhielt Ungarn auf dem parlamentarischen Wege der Reform. Unsere Bewegung ist das Resultat langer parlamentarischer Kämpfe zwischen den Repräsentanten des seit 8 Jahrhunderten constitutionellen Ungarn, und dem immer absoluten österreichischen Kabinet.

„Die Stellung Ungarns gegen die österreichische Regierung wurde wesentlich geändert durch die Revolution vom 13. März, welche Oesterreich constitutionell machte. Von diesem Augenblicke an bedurfte Ungarn neuer Bürgschaften, um seine Nationalität zu wahren. Treu seinen alten Traditionen, seinen Gesetzen und seiner Geschichte, glaubte Ungarn, der durch die Wiener Revolution nöthig gewordene Neubau des österreichischen Reiches könne nur auf der Grundlage einer innigen Verbindung Ungarns und der Erbprovinzen erfolgen. Am 11. April begab sich Se. Majestät der Kaiser und König mit seiner Familie von Wien nach Preßburg, um dem organischen Gesetze, welches in Ungarn die ministerielle Regierung begründete, seine Sanction zu geben. Nach dem Siege von Custozza aber und der Einnahme von Mailand änderte sich die Politik des österreichischen Ministeriums, das nun nicht mehr das Prinzip der Verbündung, sondern das der absoluten Einheit des Reiches und einer Verschmelzung aller Provinzen wollte. Es erklärte laut, daß das Gesetz vom 11. April mit der Einheit des Reiches in Widerspruch stehe, und das Schwerdt des Ban Jellachich unterstützte diese Erklärung.

„Der Krieg wurde uns aufgedrungen; wir nahmen ihn an, fest entschlossen, die Unabhängigkeit Ungarns, die seit drei Jahrhunderten durch den Schwur von vierzehn

Königen verbürgt ist, zu vertheidigen, ohne aber damals oder jetzt daran zu denken, uns von dem Hause Oesterreich zu trennen. Alles, was von Beschlüssen des ungarischen Reichstages gegen die historischen Rechte des Hauses Oesterreich berichtet worden ist, entbehrt der Genauigkeit.

„In Wien, wo die Freiheit noch keine geschichtliche Grundlage hatte, wurde das Volk durch die Revolutionsidee zur Bewegung getrieben. Da aber die Wiener überzeugt waren, daß, wenn das Gesetz vom 11. April in Ungarn in Frage gestellt würde, auch die Concessionen vom März und Mai in Wien keine Garantie hätten, so wurde diese Ueberzeugung ein Band der Einigung zwischen den Ereignissen in Wien und Ungarn.

„Die Einheitspartei vermischt absichtlich die beiden Bewegungen. Sie schrieb die Ereignisse vom 6. Oktober der ungarischen Regierung zu ꝛc., aber die Untersuchung, die in Wien eingeleitet worden, wird dazu dienen, die Richtigkeit dieser Gerüchte darzuthun.

„In diesem Augenblicke ist die österreichische Armee in Besitz von beinahe einem Drittheile Ungarns, aber man bemerkte bereits, daß, wenn die Einheitsideen des Ministeriums bei uns durch die Bajonnette siegten, Ungarn doch nie eine Quelle der Macht für Oesterreich, vielmehr seine Achillesferse, der stets verwundbare Punkt des Reiches, der Gegenstand einer ewigen militärischen Besetzung sein werde, wie es Polen für Rußland ist.

„Von dieser Seite betrachtet, steht die ungarische Frage nicht blos mit jener der Zukunft des österreichischen Reiches, sondern auch mit der großen Frage des Orients, mit jener der Donaufürstenthümer, Serbiens und aller slavischen Völker des türkischen Reichs in inniger Verbindung, mit jenen Fragen also, die fortwährend den Frieden Europa's bedrohen, und die eine friedliche Lösung finden können nur auf der Grundlage einer großen orientalischen Förderation, unter dem Einflusse Oesterreichs.

„Ich habe es für meine Pflicht gehalten, durch diese Zeilen die Ansichten mancher Zeitungen über die ungarische Frage zu berichtigen, die eine rein politische ist, und weder durch das Schwerdt Dembinsky's, noch durch das des Windischgrätz gelöst werden kann."

Warum stellt Pulsky sich sammt seinem Vaterlande lieber auf den sogenannten historischen Boden, als auf den der Revolution? So lange auch die Oppositionspartei in Ungarn noch immer mit den Floskeln von der historischen Begründung, und allenfalls noch von dem europäischen Gleichgewichte herumwirft, so lange sieht man deutlich, daß der demokratische Geist der Neuzeit, diese große unabweisliche Bestimmung des Jahrhunderts, in Ungarn noch immer nicht zum Durchbruche gekommen ist. Warum will Ungarn seine Revolution und seinen Kampf von denen der anderen Völker gesondert betrachtet wissen? Warum legt Pulsky solches Gewicht auf den Nichtzusammenhang der ungarischen Bewegung mit den deutschen Revolutionen. Diesen Zusammenhang wegläugnen, heißt die Zeit und ihre Bedeutung mißverstehen. Herr Pulsky meint, Alles was die Franzosen durch die Revolution erkämpft, das hätte Ungarn auf parlamentarischem Wege erhalten. Das ist es eben: darum sind die Franzosen im Besitze dessen, worum die Magyaren erst kämpfen müssen. Die Völker besitzen und behalten nur das, was sie erkämpft haben und zu schützen wissen; denn der Perfidie der Regierungen kann nichts entgegengestellt werden als die thatkräftige Majestät des Volkes. Ist Ungarn durch

die lothringische Dynastie noch nicht hinreichend belehrt worden, daß die graeca fides der Regierungen jede parlamentarische Entwickelung, welche dauernde Rechtsinstitutionen gründen soll, unmöglich macht? Hat der verstorbene Kaiser Franz es sich, Ungarn gegenüber, während seiner nur allzulangen Regierung, nicht fortwährend zur Aufgabe gemacht, von den durch seine Vorgänger und ihn selbst beschworenen Rechten des ungarischen Volkes so viel als nur immer möglich, abzuzwacken? Und diese systematische Franz'sche Abzwackungspolitik, was war sie im Vergleiche mit der Felonie des jüngsten Ferdinandeischen Kabinets dem Gesetze vom 11. April gegenüber. Und nach Allem dem sollte man noch von parlamentarischer Entwickelung, historischem Boden, von einem Verbleiben Ungarns beim Hause Oesterreich, von einem Föderativstaate im Osten sprechen, der unter dem Einflusse Oesterreichs entstehen könnte? Unter dem Einflusse Oesterreichs kann nichts entstehen, das dem Herzen Europa's nicht zum Fluche würde. Die Grundlage dieses auf einer unnatürlichen Zusammenkittung heterogener Ländercomplexe und ihrer gegenseitigen Knechtung, durch diplomatische, mitunter blutige Intriguen, beruhenden Staates, ist eine unmoralische, und wird darum, in einer Zeit, welche den Rechtszustand der Völker auf moralischer Basis auszugähren und dann zu ordnen strebt, nothwendig untergehen müssen. Ja, wir sagen es unverhohlen, Oesterreich muß zerfallen; es ist der gefährlichste Repräsentant der unbrauchbar gewordenen Wiener Congreß-Politik, und jeder Sieg des österreichischen Absolutismus über die unglücklichen Völker, welche unter dem eben so perfiden als blutigen Regime dieser verhaßt gewordenen Dynastie seufzen, ist eine neue, brennende Wunde, welche die Freiheit der mitteleuropäischen Völker empfangen hat. Haben wir nicht schon fast Alle geblutet unter den Händen der dynastischen Schergen? Polen, Czechen, Deutsche, Ungarn rc. ...! Wir Alle haben die Wohlthaten dieses österreichischen Regime empfunden! Darum nichts mehr von einem Hause Oesterreich und seinem mitteleuropäischen Einflusse, von keinem Einflusse im Osten! Die Völker verschiedener Zungen mögen endlich einmal ihr gemeinsames Interesse klar erkennen, sie mögen sich vereinigen, und ihre Freiheit erkämpfen!

Aus dem Tagebuche eines Flüchtlings.

(Fortsetzung.)

Die Eisenbahn ist eine gute Erfindung, zumal für einen Flüchtling, und ich war dem Freiherrn von Kübeck recht dankbar, daß er dieses Institut in Oesterreich in das Leben gerufen. Ich hatte 2. Klasse genommen, da in Oesterreich die Reisenden 3. Klasse wie das liebe Vieh behandelt werden, und die Strenge der Polizei und alle übrigen in den civilisirten Ländern üblichen Quälereien des Reisenden in der 3. Klasse zumeist fühlbar gemacht werden. Mit mir in derselben Abtheilung saßen zwei bis über die Ohren in Pelz gehüllte Herren, die, wie sie einem neben mir sitzenden jungen Polen zu verstehen gaben, in höheren Aufträgen reisten. Ihr Reiseziel war Olmütz. — Es muß doch etwas Herrliches, etwas

Erhebendes sein um das Bewußtsein, in höheren Aufträgen (!) zu reisen. Wenn ich das nicht schon früher gewußt hätte, so hätte ich es an den beiden durch ihre sibirischen Pelzhüllen durchfühlen müssen. Der Pole aber neben mir mußte ein verstockteres Gemüth besitzen, als ich, denn er schien nicht den geringsten Respekt vor den beiden und ihren Depeschen zu haben, und führte gegen das schwere Geschütz ihrer salbungsvollen Sentenzen mit den leichten Geschossen des Witzes und der Satyre einen höchst ergötzlichen Guerillakrieg. Der Pole blieb immer ruhig, während die Beiden immer mehr in Hitze geriethen; der Pole verstieß in seinem gebrochenen Deutsch gegen keine Regel der Artigkeit, die beiden wurden immer gröber, je weniger ihre vormärzliche Anschauungsweise Stich halten wollte. Jedoch wußte der Pole jede Grobheit durch vermehrte Artigkeit zu pariren; die beiden in höheren Aufträgen Reisenden waren längst in allen Positionen auf das Haupt geschlagen, und hatten sich bereits seit geraumer Zeit in ihre Pelze zurückgezogen, als sie bei der nach Olmütz abgehenden Zweigbahn abstiegen, um sich Tags darauf an den Strahlen der allerhöchsten Majestät zu sonnen. Es ist doch etwas Eigenthümliches um die Loyalität, etwas herzlich Beruhigendes um den Glauben, daß der liebe Gott die Welt von Anbeginn in so und so viele Länder getheilt, über jedes Einen gesetzt und zu diesem gesagt hat, „Du sollst hier schalten und walten nach Deinem Belieben an meiner Statt, Du, Deine Kinder und Nachkommen bis auf den jüngsten Tag, Amen!" Ich erinnere mich aus meinen Kinderjahren des aus Angst und Ehrfurcht gemischten Gefühles, das mich überkam, als ich zum ersten Male meinem künftigen Herrn Schullehrer vorgestellt ward. In dem Gefühle meines Nichts gegenüber dem großen Manne, dem, wie ich fest glaubte, kein Gräschen in der weiten Schöpfung verborgen sei, wagte mein Herz kaum zu klopfen, ich verkroch mich hinter die Rockschöße meines Vaters. So mag es beiläufig dem getreuen Unterthan zu Muthe sein, wenn der Herrscher naht. Ich sage beiläufig, denn ich habe leider das Ansicht auf den Titel eines getreuen Unterthans verloren, und kann nur vom Hörensagen erzählen. Ueberhaupt hat das Jahr 1848 eine Seuche unter diese Race gebracht, und sie scheint selbst am Lande, wo sie sonst so wohl gedieh, reißend im Aussterben begriffen. — — Die beiden Loyalen waren ausgestiegen, ich war mit dem Polen allein, er sah mich an und lächelte. Ich lächelte wieder und sagte, „nun, Sie freuen sich wohl, Ihrer Feinde entledigt zu sein?" „„Bewahre, die betrachte ich so wenig als meine Feinde, wie die Katze die Maus, die sie frißt."" „Nun, Sie haben sich aber doch etwas ereifert?" „„War aber unnöthig, ich freue mich solcher Siege nicht."" „Nun, so freue ich mich statt Ihnen." „„Der Sieg ist zu leicht erkämpft —, der Kampf zu ungleich. Die moralischen Waffen der Reaktion sind zu stumpf und rostig gegen die Macht der ewigen Wahrheit."" „Leider sind aber ihre physischen Waffen blank und scharf." „„Trotzdem wird und muß sie unterliegen, wenn man nicht überhaupt an eine Herrschaft der Hölle glauben soll, denn der Fortschritt ist die Wahrheit, der Rückschritt die Lüge; jener das Prinzip des Guten, dieser des Bösen, im einzelnen Menschen, so wie in dem ganzen Wesen der Geschichte."" — „Das ist wahr —, aber" (ich verschluckte dieses „aber" mit Allem, was sich daran knüpfte) — aber die Schwingungen der Weltgeschichte bilden eine Wellenlinie, in der Berg und Thal regelmäßig wechseln, und wenn die Wellen hoch gehen, so ist ein weiter Weg hinab —, ein weiter hinauf. Das Jahr 1848 war

eine wild empörte Woge, die manche Planke von der Arche riß, die mit anderem Namen „das Gleichgewicht Europa's" heißt, und die uns in das gelobte Land tragen sollte, wo Milch und Honig fließt. So versprachen wenigstens die diplomatischen Steuermänner. Aber Schulden und Auflagen wuchsen fortwährend, obwohl durch mehr als 30 Jahre die Völker kaum zu athmen wagten, um den Weltfrieden ja nicht zu stören, und von gelobtem Lande, Milch und Honig war nichts zu sehen. Die Völker wurden mißtrauisch, zuletzt überdrüßig und warfen den Steuermann über Bord. Aber mit dem Steuermann war es nicht gethan, und leider waren die Völker zu dumm oder zu gutmüthig, auch des Steuermanns Konsorten den gleichen Weg zu schicken. Die ergriffen das Steuer, während die Völker taumelten und jubelten, und bald ging es wieder bergab. Aber nicht oben, wie man bei oberflächlicher Betrachtung versucht sein könnte zu glauben, liegt das Maximum der lebendigen Kraft, sondern gerade umgekehrt im tiefsten Punkte, und da sind wir, wenn es so fortgeht, bald angelangt. Da werden sie meinen, es sei glücklich wieder in das alte Geleise gefunden, aber die Woge wird riesenmächtig emporschäumen, und die Duodezgötter werden über Bord fliegen nach allen Richtungen der Windrose. — Bis dahin werden die Völker eingesehen haben, daß ihre constitutionellen Träume — Träume waren, und daß Freiheit und Constitution zwei ganz entgegengesetzte Dinge sind. Die constitutionelle Regierungsform kann zu nichts anderem führen, als zu Absolutismus, dessen Zwillingsschwester sie ist, oder zur Revolution, deren Säugeamme sie ist. — Im sogenannten demokratisch-constitutionellen Staate äußert sich der Volkswille durch die Majorität der Kammer, und der Ausdruck dieser Majorität sind die Minister, die zugleich die Interessen der Krone zu wahren haben. Demnach darf aber die Krone keine andern Rathgeber haben, als die verantwortlichen Minister. Das ist aber weder faktisch wahr, noch praktisch möglich. Es giebt keine Krone ohne Kamarilla, und die Constitution ist eine Maske, hinter der Absolutismus und Revolution hervorschielen. — Faßt die Kammer einen Beschluß, dem die Minister dadurch, daß sie an ihren Stellen bleiben, ihre Zustimmung geben, so hat der Monarch im demokratisch-constitutionellen Staate nur das einfache Recht des Veto's; der Volkswille ist klar, der Monarch kann ihn bestätigen und somit zum Gesetze erheben, oder verwerfen, aber er darf ihn nicht modifiziren, er darf nicht vereinbaren. Verwirft er ihn, so muß das Ministerium abtreten, die Kammer aufgelöst werden, und der Monarch appellirt durch neue Wahlen an das Volk, damit es sich deutlich zeige, ob der Ausspruch der Kammer wirklich die unverfälschte Stimme des Volkes war. Dies wird instinkt- oder planmäßig bei jeder Frage geschehen, die an die Interessen der Krone greift. Das Gedeihen der Volksinteressen steht in umgekehrtem Verhältnisse mit dem der Kroninteressen. Das Volk wird an die Interessen der Krone greifen. Der Monarch aber wird, statt dem wiederholt und deutlich ausgesprochenen Volkswillen jene Zustimmung zu geben, vorziehen, dies nicht zu thun, und er befindet sich dann mit seinem Volke in einem Conflikte, der entweder mit Absolutismus oder Revolution enden muß, jedenfalls aber wird, wie auch in obigem Falle, die Constitution zur Lüge. — Noch unheilvoller wo möglich ist die Ständeverfassung. Hier ist nicht die Nation als Gesammtheit vertreten, sondern es sind dies nur einzelne (aus ihr herausgenommene und als solche anerkannte) Stände; der Monarch sieht nicht den Ausdruck der Gesammtheit, sondern nur den der

Standesinteressen sich gegenüber, und ihm, als dem Repräsentanten der Gesammtinteressen, fällt die Aufgabe des Vereinbarens zu; der Monarch übt eine Art Vormundschaft aus gegenüber den Ständen, er soll die Interessen derer, die nicht vertreten sind, im Auge behalten, und hat im Allgemeinen die Aufgabe, die Interessen der verschiedenen Stände mit dem der Gesammtheit in Einklang zu bringen; er ist ein Schiedsrichter, dem gegenüber dem Nichtbefriedigten nur das Recht der Bitte bleibt. Da sind auch die Minister nur Minister der Krone, nicht aber zugleich des Volkes. — Dasselbe gilt von Provinzialkammern und selbst von jeder Kammer, in der sich heterogene Provinzial- oder Nationalinteressen feindlich bekämpfen, gleichviel, wenn sie auch den hochtönenden Namen einer constituirenden trägt. Der Monarch wird auch dann bei jeder Frage Schiedsrichter, denn den Provinzen gegenüber vertritt jene Person die Gesammtmonarchie, er hörte auf die exekutive Gewalt allein zu sein, die Constitution wird zur hohlen Form, und die Gewalt des vereinbarenden Monarchen eine absolute. — Diesen Weg hat die österreichische Kammer betreten, und somit der Krone (wenn sie dessen bedurft hätte) einen Fingerzeig gegeben, für den ihr die Nation eben nicht zu Dank verpflichtet ist. Der schöne Morgen dürfte nicht sehr ferne sein, an dem die Völker Oesterreichs mit einem oktroyrten Wechselbalge von Provinzial- und Ständeverfassung überrascht werden*), und aus der überirdischen Höhe des Kronen-Nimbus wird eine Stimme den Völkern zurufen: Dieser ist mein Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe. — Das wird wohl der tiefste Punkt im Wellenthale sein, und mit der ganzen durch den schnellen Sturz angesammelten lebendigen Kraft wird der Volkswille emporschnellen — und von weit und breit werden sie wieder gezogen kommen die schwarzen Federhüte, und jubelnd zurückkehren in das theure Vaterland — auch ich werde unter ihnen sei — auch ich werde die Vaterstadt wiedersehen — und wieder herabschauen vom Kahlenberge in das weite, heitere Donauthal, aber nicht als geächteter, sondern als zum Leben berechtigter, als freier Mann; die alten grauen Straßen werde ich wieder grüßen, und die wackern Wiener drinnen — — „In einer Stunde sind wir an der Gränze," bemerkte gähnend mein Nachbar, der Pole, und stürzte mich aus meinem geträumten Himmel, indem er mich an die mißliche Wirklichkeit erinnerte, derzufolge ich noch nicht einmal aus dem Lande draußen war, in das ich im Geiste bereits wieder zurückgezogen war. Die Gränze mit all ihren Schrecknissen stieg nun vor meinem geistigen Auge herauf, ich sah mich erkannt, verrathen — — ich zog meinen Paß heraus — lieber Himmel! wer stellt sich meinen Schrecken vor, — die verfängliche Stelle, die ich gestern mit Erde beschmutzt hatte, war über Nacht ganz auffallend grüngelb geworden, so daß jene Stelle auf dieser Folie beinahe einem Blinden in die Augen leuchten mußte. Ich rieb mir die Augen, ich sah und sah nochmals —, aber es wurde nicht anders —, ich legte ihn zusammen, steckte ihn wieder in die Tasche und warf einen trüben Blick auf meinen Nachbar. Er schlief; der Glückliche, er hatte wohl einen regelmäßigen Paß! Wie hätte er auch sonst, eine Stunde von der Gränze, schlafen können. In Ermangelung des Himmels blickte ich zum Plafond des Wagens empor und seufzte. — Mochte nun mein Seufzer ungebührlich laut gewesen sein, oder mochte es die Macht der Sympathie sein,

*) Ist bereits geschehen. D. R.

die in dem Sohne eines unglücklichen Volkes für einen Unglücklichen rege ward, genug, der Pole erwachte. Ich fragte, „wie weit ist wohl noch zur Gränze?“ Der Pole steckte den Kopf zum Fenster hinaus und antwortete: „„Eine halbe Stunde.““ — Eine halbe Stunde! ich sah hinaus. Die nahen Hügel waren wohl schon preußischer Boden. Dort lachte mir die Freiheit. — Es war mir beiläufig zu Muthe, wie dem frommen Pilger, der nach Mühen und Gefahren bis an die Gränze des gelobten Landes gelangt, dort ermattet zusammensinkt und sterbend noch hinübersieht. Meine Gedanken schweiften jedoch bald wieder von den Zinnen Jerusalems zu den österreichischen Gränzschranken zurück, und ich warf halb fragend die Bemerkung hin, „nun an der Gränze werden wir wohl einige Zeit verweilen müssen?“ „„Ja wohl, es wird nach den Pässen gefragt.““ „Das ist höchst langweilig.“ „„Besonders wenn man, so wie ich, keinen Paß hat.““ „Was! Sie haben keinen Paß?!“ schrie ich, und wäre dem Leidensgefährten beinahe um den Hals gefallen; unterließ dies jedoch, und stellte statt dessen die Frage: „Wie können Sie es aber wagen, einem Fremden diese Mittheilung zu machen, der Sie ja leicht verrathen könnte?“ „„Nun, dessen bin ich sicher, daß Sie mich nicht verrathen.““ „Wie können Sie das so bestimmt voraussetzen?“ „„Weil wir Beide einer und derselben Partei angehören, ich und — Sie — — Herr S*.““ Ich erschrack vor meinem eignen Namen, als ob mich eine Tarantel gestochen hätte, erinnerte mich jedoch bald, nachdem mir der Pole einiges in das Gedächtniß gerufen, daß ich ihn in den letzten Tagen des Oktobers auf der Barrikade an der *** Linie gesehen und gesprochen hatte. Uebrigens war er durch einen geschickt geschnittenen Bart, eine andere Frisur und Augengläser ziemlich unkenntlich. In Bezug auf unsere Paßschwierigkeiten schlossen wir ein Schutz- und Trutzbündniß. Wir waren an der vorletzten Station angelangt. Ich stieg einen Moment aus, um meine Glieder etwas in Bewegung zu setzen. Im Waggon nebenan öffnet sich die Thüre, und es sieht Jemand heraus, seine Augen treffen mich, er fixirt mich — alle Teufel! Dieses blasse Gesicht gehörte einem Wiener, aber ich konnte mich des Eigenthümers nicht deutlich entsinnen. Der Mann mit dem langen Schnurrbarte mußte mich erkannt haben, denn er sah mich eben so unverwandt als überrascht an —, aber ein Freund konnte er nicht sein, sonst hätte er mir doch zugleich einen Wink gegeben. Ich blickte noch einmal zurück, bevor ich wieder einstieg —, das Gesicht war verschwunden — —, es war eine mißliche Sache. Ich setzte mich und verwünschte mein thörichtes Aussteigen. Da war jedoch nichts mehr zu ändern, und ich rief mir, je näher die Entscheidung meines Schicksals heranrückte, alles in das Gedächtniß, was ich in meinem Leben über philosophische Ergebung in das unabwendbare Verhängniß gedacht und gelesen hatte. Ich dachte an das Eitle der irdischen Freuden und an den weit höheren Zweck des Lebens, als den „zu leben“ — und, wirklich, es gelang mir, mich in eine über alle Launen des Schicksales stolz erhabene philosophische Ruhe hinein zu studiren —, da tauchte in mir plötzlich mächtig die Erinnerung an die Meinen auf, und das stolze Gebäude stürzte zusammen, wie ein Kartenhaus —, in mein Auge trat eine Thräne. — Warum soll ich es läugnen? Ich schäme mich der Regungen des Gemüthes nicht, ich lasse sie gerne walten und verschließe ihnen das Herz nicht mit kalten Phrasen. Mag man mir darum immerhin jeden Anspruch auf den Doctorshut Philosophiä absprechen, ich lasse es mir gefallen, und

revanchire mich gewissermaßen, indem ich die weisen Herren A. und B. recht herzlich bemitleide, die an den wilden Ufern eines Schweizersee's Käfer sangen, und am zerklüfteten Gletscherabhange Mineralien suchen, den donnernden Wasserfall nach Pferdekräften taxiren, und am lauen Sommerabend, wenn die ferne Glocke durch das Thal zittert, die Luftschwingungen berechnen. — Die Glocke schallte, es war aber nicht die Abendglocke, sondern die des Bahnhofes, es war auch nicht das Gebirgsthal, sondern es war ringsherum weder Berg noch Hügel, wohl aber unmittelbar vor mir die verhängnißvolle Pforte mit der lockenden Ueberschrift „Paßbüreau" und darüber der schwarzgelbe Adler Oesterreichs zu sehen, der mich, wie mir däuchte, mit tückischer Schadenfreude angrinste. — Als der dickste Schwarm von Reisenden sich an die Thüre drängte, stiegen wir beiden Alliirten heraus und, da wir vernünftiger Weise Beide kein Gepäcke mitführten, huschten wir an dem Büreau vorüber in das Restaurationslokal und setzten uns ganz breit zu einer Flasche Wein, als ob wir gerade hier und nirgends anders hin gehörten. — Der Saal füllte sich nach und nach, der lange Schnurrbart war nirgends zu sehen. Es läutete bereits wieder zum ersten Male; ich trank ein ganzes Glas. — Es läutete zum zweiten Male; ich trank abermals ein ganzes Glas; wir bezahlten, und ich setzte eben das letzte Glas an — Himmel! wer steht neben mir? — Der Schnurrbart —, er zwinkert mir mit den Augen — ich schaue — schaue abermals — Holla! es ist ja Kollege S. Deutsch, den ich längst gehangen geglaubt! Er eilte hinaus, ich nach, und lachend saß ich neben dem mir vor kurzem so Schrecklichen. Es läutete, es pfiff, die Conducteure trompeteten, die Locomotive brauste — himmlische Sphärenmusik! links eine schwarz-weiße Stange, rechts ein schwarz-weißer Schranken, dort eine schwarz-weiße Fahne —, und über alles das, zerspringe nicht, Herz! vor Wonne, königlich preußisch blauer Himmel! Heil dir im Siegeskranz ꝛc. ꝛc. G.

(Fortsetzung folgt.)

Offenes Schreiben an die k. k. österreichische Armee von einem alten österreichischen Offizier *).

Kameraden!

Mit euch verbunden durch die Neigung meines Herzens, durch das dauernde Band der Verbrüderung, durch die Gefahren, die wir bestanden, und noch zu bestehen haben, durch den Eid, den wir geschworen, durch den Ruhm, der unsern Fahnen voranzieht und

*) Dieses Schreiben von einem hochstehenden Offizier ist der Redaktion dieser Blätter auf geheimen Wege aus Ungarn zugekommen. Die schlichte, klare, wohlwollende Weise, wie in demselben die Dinge aufgefaßt worden, zeugen von einem edeln Geist, der, wie wir hoffen, in der österreichischen Armee nicht vereinsamt bleibt. D. R.

folgt, durch die Ehre, die uns führt, die uns gebietet, spreche ich somit zu euch, wie ein Bruder nur reden kann, so wohlgemeint, so ehrlich, und bitte auch meine Worte zu beachten und zu beherzigen, und mit Wohlwollen aufzunehmen; denn ihr müßt bedenken, das Harte, das etwa unter meinen Worten vorkommen sollte, trifft mich wie euch.

Meine Brüder, ich glaube, wir sind Alle irre geführt durch den Geist der Finsterniß, welcher Lüge, Wahn, Aberglauben, Unrecht und Dummheit begünstigt, und ihnen die Herrschaft übergibt.

Ist es denn recht, daß wir ohne nachzudenken, ohne zu prüfen und zu wählen, in blinder Ergebenheit einem Befehle gehorchen, wohin er uns auch ruft, als ob wir keine freien Männer wären, sondern verkaufte Sklaven, todte Maschinen, die man nach Belieben dreht und wendet!

Ist es auch wirklich recht und ehrenhaft, daß wir in den Tod gehen, und Tod und Verderben bringen, ohne daß wir fragen: „wohin?“ „warum?“

Diese Frage drängt sich mir auf, denn ich wage zu denken, was ich früher nicht gethan, ich wage die Dinge zu betrachten, die rings um uns vorgehen, und die man uns nicht im klaren Lichte zeigen will.

Was sind wir, und wozu sind wir? frage ich mich in einem Augenblicke, nachdem ich trunken von dem Triumphe eines gewonnenen Sieges mit mir allein bin, und die Scenen des Mordens und Blutvergießens, die ich erlebt, mir vor die Seele treten. Warum haben wir uns auf die Magyaren gestürzt, in deren Land wir gedrungen, und haben die Frauen zu Wittwen, die Kinder zu Waisen, die Mütter und Väter kinderlos gemacht? Wissen wir einen andern Grund, als weil es uns befohlen worden, und weil wir gehorchten, frugen wir uns, frugen wir die Umstände, ob die Magyaren, gegen die wir ziehen, Recht oder Unrecht haben? Wären wir nicht gegen sie gezogen, auch wenn sie Nichts gethan hätten, als was ihre Pflicht, wenn ihre Sache eine heilige, unantastbare wäre. Sind unsere Siege in dem Falle rühmlich? sind wir in dem Falle nicht mißtrauische Werkzeuge durch uns selbst die zurückgesetztesten unwürdigsten Bürger, weil wir uns das Recht nicht vorbehalten, wie Jeder Andere, zu prüfen, was er thun will, nnd was nicht.

Wenn die Ungarn recht hätten, ich setze nur den Fall, wenn ihr Kampf ein großer, heiliger, ich setze nur den Fall, dann sind wir blinde, gedankenlose Todschläger, und die blutigen Lorbeeren, die wir erwerben, gereichen uns zur Schande, und unsere Siege sind ein Fluch für die Menschen, wie für uns selbst.

Brüder, ich lebe mit euch, und sterbe mit euch, es mag kommen wie es will; denn ich bin ergraut in euren Reihen, mein Schicksal ist an das eurige gebunden, und ich kann nicht von euch lassen, was euch trifft, muß auch mich treffen, ob es Ruhm oder Schmach; dürfte ich mich nennen, dann hätten meine Worte ein größeres Gewicht, denn mein Name ist keiner von den letzten unter euch, und ihr würdet überzeugt sein, daß ich nur zu euerer Verherrlichung und nicht zu euerer Erniedrigung diese Worte euch zurufe, daß ich Nichts will, als daß euere Ehre so makellos sei und bleibe, wie es eurer würdig.

Ich habe gegen die Franzosen gestanden bei Austerlitz, bei Marengo, bei Aspern, Wagram, Leipzig, Waterloo, ich wußte, daß ich für das Vaterland focht; ich war stolz darauf, ein Soldat zu sein, und dort zu stehen, wo ich stand; ich focht unter den Befreiern

gegen die Unterdrücker. Und wenn ich damals mit einem französischen Soldaten zusammentraf, der gefangen war, oder auch später, als der Frieden geschlossen war, fühlte ich mich weit größer, weit ruhmreicher, als er; ob er sich gleich mit seinem großen Kaiser, mit den vielen Siegen und mit dem Ruhm der französischen Waffen brüstete. Und ich sprach zu manchem dieser Ruhmredner: „Du bist Nichts, als der Knecht deines Kaisers, wir aber fochten für das Vaterland, für seine Freiheit, für sein Glück, wir dienen keinem Menschen, wir dienen einer großen heiligen Sache."

Anders ist es mir jetzt zu Muthe, wenn ich so einem gefangenen Magyaren gegenüberstehe, der mir mit seinem trotzigen, heißglühenden Blick begegnet; ich schäme mich fast vor ihm, der so stolz und todesmuthig sein Schicksal von meiner Hand erwartet, und den Todesspruch mit Verachtung anhört. Mir ist's, als sprächen diese zusammengepreßten Lippen dieselben Worte, die ich zu den Franzosen gesprochen: „Du bist Nichts, als der Knecht deines Kaisers, wir aber fechten für das Vaterland, für seine Freiheit, für sein Glück."

Ich habe mich gefreut, als der März gekommen war, und sich das Volk in Wien für Freiheit, Gleichheit und Kraft erhoben; denn ich diene schon lange, und hatte Gelegenheit genug zu sehen, wie die Adeligen, die Reichen, die Protegirten den Vorzug bekamen vor den Tapfern, Muthigen, Braven und Fähigen, selbst da, wo die Muthlosigkeit und Unfähigkeit dem Vaterlande zu Nachtheil und Verderben werden konnte, ich habe mich gefreut, als der Hofkriegsrath begraben wurde, die Wiege des Unrechts und der Begünstigungen, die Schattenseite und der Hemmschuh der kaiserlichen Armee; ich wußte es den Männern und Jünglingen Dank, die das Schlechte vernichteten, und das Bessere über unser Vaterland heraufführten. Sie zwangen mich zur Bewunderung, die so heldenmüthig sich preisgegeben, um die alte Schande vom Vaterlande abzuwaschen. Ich jubelte, als ich hörte, daß Metternich und sein System gestürzt worden. Zwei Dinge aber thaten mir weh, und verbitterten mir die Freude.

Erstens dachte ich bei mir: Warum ist denn von uns Keiner mit hingetreten vor jene Macht, die dem Vaterland gefährlicher, drückender und entwürdigender gewesen, als die der Franzosen und ihres eisernen Führers.

Das zweite Ding war noch viel peinlicher; ich hätte mögen rasend werden, als ich vernahm, daß Soldaten auf Bürger schossen, die vollkommen im Rechte waren; damals, ich muß es gestehen, schämte ich mich meines Rockes, den ich bis dahin mit Stolz getragen, ich hätte mögen meinen Degen zerbrechen, mein Portepee in den Staub treten, ich hätte mögen mich selbst infam kassiren; denn es wurde mir klar, daß man den Soldaten nicht als einen Bürger betrachtet, der er ist und sein muß; sondern als einen Körper, der auf das Kommando: „Richt euch," „Präsentirt," halb rechts, „Feuer!" zu gehorchen hat; es wurde mir klar, daß der Soldat nicht nach seinem wahren Berufe für Freiheit und Vaterland kämpfen muß; sondern aufs Kommando auch gegen die Freiheit und gegen das Vaterland. Und wie ist die Armee jetzt gestellt? Hält sie es mit dem Volke, zu dem sie gehört, von dem sie ein Theil, mit dem sie verbunden und verwachsen durch staatliche und ökonomische Verhältnisse. Das Militär ist derjenige Theil des Volkes, der die hohe Bestimmung überkommt, und übernimmt für dieses, gegen jeden Feind zu kämpfen. Wenn

das Militär gegen das Volk sich wendet, durch das es erhalten, bewaffnet, ausgezeichnet wird, so empört es sich gegen seine Pflicht, so verkehrt es seine Bestimmung, und würdigt sich zu Gladiatoren zu Bravo's herab, deren Beruf Morden, ohne Rücksicht, ohne Prüfung zu einer Bande, die ihrem Führer folgt, ohne daß sie weiß, von wem sie eigentlich den Sold empfängt.

Wir waren kaiserliche Soldaten, so lange in dem Kaiser allein der Wille des Volkes repräsentirt war. Nun hat das Volk selbst die Ordnung seiner Angelegenheiten übernommen, und die Volksvertreter sprechen dessen Willen aus. Es ist schmerzlich für mich, und muß es auch für euch sein, daß Soldaten im März auf das waffenlose Volk geschossen, und wir können es uns nicht leugnen, daß wir aufs Kommando noch weit mehr Blut vergossen, und den Aufstand für Recht und Freiheit, der jetzt vom ganzen Lande, auch von euch anerkannt wird, schonungslos unterdrückt hätten.

Das fühlte wohl der Bürger, und es ist ihm doch wahrlich nicht zu verdenken, wenn er ängstlich und mißtrauisch auf ein Institut hinblickt, das von seinen Feinden zu seinem Verderben mißbraucht werden kann. Der Soldat sah seinerseits gehässig und voll Unwillen auf eine Bewegung, deren Held er nicht gewesen, an der er sich nur in feindlicher Weise betheiligt hatte, und die er deshalb als ihm feindlich voraussetzte. Und da es leider in der Armee an einem Aussatz nicht fehlt, da auch hier die Adeligen, die auserwählten, bevorzugten Kinder des Glückes, wie auf andern Gebieten ihre Manövers treiben, da diese bei der Wendung der Dinge zum Bessern ihre Privilegien, die mehr wiegen, als das Verdienst, und viel bequemer sind zu verlieren, mit Recht fürchten müssen, so wird der ehrliche Soldat, der Sohn des Volkes, irre geführt durch falsche Berichte und Einflüsterungen, und werden ihm die Dinge ganz anders vorgespiegelt, als sie wirklich und in Wahrheit sind.

Der Zwiespalt zwischen Bürger und Soldat wird von den Feinden des Volkes und des Vaterlandes, von den Feinden auch der Armee, die sie zu entehren und herabzuwürdigen streben, nach Kräften genährt, und leider ist ihnen ihre frevlerische Bemühung geglückt. Sieht die Armee nicht sogar in dem Reichstag und seiner Wirksamkeit Feindschaft und Gehässigkeit? Kann es die österreichische Armee beleidigen, daß der Reichstag es nicht aussprechen wollte, es haben sich die Truppen in Italien um das Vaterland verdient gemacht? Nein, das kann es nicht; denn es ist keineswegs die Pflicht des Reichstages, das zu thun, und die Truppen haben sich dem Prinzipe, durch welches der Reichstag geworden, nicht günstig gezeigt. Und wenn man die Lombarden als zu dem österreichischen Staate gehörig, somit als österreichische Bürger betrachten soll, so wäre es gewiß unbrüderlich, selbst wenn die traurige Nothwendigkeit des Kampfes anerkannt würde, den blutigen Siegern über Mitbürger einen öffentlichen Dank auszusprechen. Ein solcher Schritt wäre zum Mindesten gegen die Humanität, und es ist der Antragsteller, Herr Selinger, für seine Taktlosigkeit, für seine unzeitige Zärtlichkeit sehr zu tadeln.

Daß also im Namen der italienischen Armee gegen eine besondere Vertretung im Reichstage protestirt wurde, ist sehr anerkennenswerth, weil die Armee vertreten ist, wenn es die ganze Nation ist, daß aber in dem Proteste, der an den Kaiser gerichtet war, darauf hingewiesen wurde, daß auch der Adel und der Besitzstand vertreten sein müsse, als

wären Diese besondere, für sich bestehende Theile des Staates, daß die Erklärung vorkommt, die Armee nehme Befehle nur vom Kaiser an, zeugt von reaktionärem Streben, von Empörung gegen den Willen der Nation, gegen das Wohlergehen des Vaterlandes, und rührt sicher nicht von der Armee, sondern von dessen Aussatz, dem Adel und dem Junkerthume her.

Der Reichstag hat die Todesstrafe abgeschafft, alle Privilegien, und selbst die Titel des Adels aufgehoben, er kämpft jetzt für die vollkommenste Gewissensfreiheit aller Staatsbürger, und für die Gleichberechtigung aller Confessionen; er giebt gute Gesetze, die auch der Armee zu Gute kommen; es liegt die Gerechtigkeit seinen Beschlüssen zu Grunde, und es wäre eine unverlöschliche Schmach für die Armee, wenn sie ihren adeligen Führern, ich schäme mich nicht, Windischgrätz und Radetzky zu nennen, mehr vertrauten, als den freigewählten Vertretern der Nation. Radetzky und Windischgrätz haben als Militärs ihre großen Verdienste, besonders der Erste; allein sie sind durch Stand, Stellung, Rang, jährige Gewohnheit, der Freiheit, die jedem Bürger ohne Ausnahme zu Gute kommt, feind, sie huldigen dem Absolutismus, der sie erhebt und groß macht; aber nicht der Regierung des Volkes, die gerecht ist, und nicht nach Rang und Reichthum ihre Gaben vertheilt, sondern nach Verdienst und Fähigkeit.

Wir sind mehr als kaiserliche Soldaten, wozu uns unsere Führer machen wollen, wir sind Soldaten der Nation, und wir wollen die Lorbeerkränze ohne Bürgerkronen nicht. Die Regierung, die sich auf den Willen des Volkes gründet, sichert jedem Staatsbürger, folglich auch jedem Soldaten sein gutes Recht, freilich wer durch die Uniform über die andern Brüder im Bürgerkleide erhaben sein will, der Geck, der sich auf seine Hoffähigkeit was Großes einbildet, und im Lakaienübermuth mit Verachtung auf den Nichthoffähigen herabsieht, den erfüllt der Umschwung der Dinge mit Unwillen und Verdruß. Wer aber ein echter Krieger, ein echter Mann, der seinen Zweck und seine Aufgabe kennt, dem ein Herz im Leibe schlägt für sein Vaterland, für sein Volk, der an Mit- und Nachwelt denkt, statt an gefällige Schranzen, an die Geschichte, die ihn richtet, und nicht an diplomatische Edikte und Erlasse, die ihn ködern sollen; der muß sich freuen des großen Umschwungs, wie er selbst dabei auch wegkommen mag, der muß sich freuen über die Freiheit seines Volkes, und für sie einstehen mit seinem Blute, seinem Leben.

Wir sind immer zur Zeit des Absolutismus wie Horden behandelt worden, die heimathlos, außer allem Zusammenhange mit Volk und Familie überall hin in den Tod geführt und geschickt werden können. Wir waren von jeher eine Art Münze, mit der man ausbezahlt, mit der man Rechnungen ausgeglichen hat. So wie man österreichisches, schweißbedecktes Geld nach Spanien geschickt, um daselbst die angefochtene Tyrannei zu unterstützen, so hat man Oesterreichs Söhne, wie verlorne Kinder nach Italien geschickt, damit sie kämpfen für fremde Herrschaft, die auf das eigene Vaterland keinen Bezug, keinen Einfluß hatten. Auch jetzt wieder sollen österreichische Truppen den Papst in seine weltliche Herrschaft einsetzten. Warum sollen wir Krieg führen mit dem römischen Volke? Warum sollen wir in seine Städte Brand und Verwüstung schleudern? Was sprächen wir dazu, wenn es uns einfiele, ich meine dem ganzen Volke, und uns mit, irgend eine zweckmäßige Veränderung in der Regierungsform einzuführen, und es zögen fremde

Söldner herbei, um uns an der Ausübung unserer Rechte zu hindern. Mit welchem flammenden Zorn würden wir uns erheben, wie würden wir sie verachten, die bezahlten Sklaven der Tyrannei! Und wir sollen wie diese sein! Die Ehre, die man auf solchem Wege erwirbt, ist eine Schande, der Ruhm eine Schmach, jeder Sieg eine Niederlage, eine Entwürdigung. Ach es ist schrecklich, daß man uns so betrachtet, wie der Czaar von Rußland seine Kosaken. Was für schreckliches Handwerk treiben wir im Innern unseres Vaterlandes. Der Schrecken geht vor uns, der Tod hinter uns her. Röcheln der Sterbenden sind die Gesänge, die uns überall entgegenschallen. Es will mir nicht recht begreiflich sein, warum wir im eigenen Vaterland Tod verbreiten, Städte verwüsten, Fluren zertreten, Unglück und Armuth verbreiten. Man sagt uns: zur Aufrechthaltung des österreichischen Gesammtstaates; ich sehe wohl, daß ich kein Politikus bin; denn ich weiß nicht, was das bedeuten soll. Der österreichische Staat besteht doch aus Polen, Ungarn, der Lombardei, Venedig, Prag, Wien, Krakau ꝛc. ꝛc., und wir setzen doch den ehernen Fuß auf Polen, Ungarn, die Lombardei, Venedig, Prag, Wien, Krakau. Für wen thun wir das? Wer will den Zusammenhang der Monarchie, wenn ihn diese nicht wollen.

Die russischen Soldaten kämpfen mit uns, pfui der Schande. Leibeigne, von der Knute bedrohte Söldner; die Vorfechter der Barbarei und der Tyrannei kämpften in unseren Reihen, o wäre ich doch Anno 15 gefallen mit der Siegesfreude, mit dem Freiheitsrausche in der vollen, warmen Brust. Sie hätten die Fahnen über mich geschwänkt, die mein brechender Blick mit Stolz betrachtet hätte, die Fahnen, die jetzt von Bürgerblut rauchen, und auf Gräbern der Freiheit aufgepflanzt werden.

Kameraden, mir blutet das Herz, o sinnt nach den Worten eures treuesten Kampfgenossen. Bringt zu Ehren wieder den verloschenen Siegesglanz der österreichischen Armee. Wir wollen Menschen, freie Bürger, freie Krieger für das gute Recht, für Freiheit, Vaterland, für unsere Brüder, aber keine bezahlten Todtschläger sein.

Gruß und Handschlag Kameraden.

Die neue preußische Zeitung.

Die Regierungen pflegen ihre offiziellen Regierungsorgane, ihre Hofzeitungen zu gründen, um in denselben den dummen Unterthanen die politischen Gedanken oder Meinungen auch im Kleinen, im Einzelnen zu oktroyren. Das Regieren ist überhaupt nicht viel mehr als ein fortgesetztes Oktroyren nach allen Richtungen hin. Den Soldaten wird ein eigenes, höchst komisches, separatistisches Ehrgefühl oktroyrt, mittelst welchem die Fürsten die Völker bombardiren, und ihnen heiße Kartätschenstücke oder kalte Bajonnette in den warmen Leib jagen. Dem Volke wird eine sogenannte herrschende Kirche oktroyrt

der Jugend eine bestimmte polizeimäßige Philosophie und Rechtswissenschaft, ja sogar bis in die exakten Wissenschaften erstreckt sich dieses Oktroyrungssystem, wie hätte man sonst in manchen Staaten, wie in Oesterreich, die Allopathie, zum Nachtheile der entstehenden Homöopathie, zur alleinseligmachenden Staatsmedizin erklären können, wie hätte man die Wirkungen des Magnetismus geradezu verläugnen, und von Staates wegen für nicht existirend erklären können, wie einst die Bewegung der Erde um die Sonne! Die Oktroyrung der politischen Gedanken, ja der faktischen Nachrichten, wird seit so langer Zeit in den sogenannten offiziellen Zeitungen betrieben, daß man glauben sollte, diese lügenhafte moralische Gewaltthätigkeit müßte schon längst bei den enttäuschten Völkern allen Kredit verloren haben. Nichts weniger als das. Wenn man in Deutschland eine Nachricht als ganz verläßlich, als unzweifelhaft bezeichnen will, so sagt man noch heute: „Sie sei offiziell." Statt mit dem Worte „offiziell" diejenigen Nachrichten zu brandmarken, welche, weil sie von der gefährlichsten und mächtigsten Partei ausgegangen, der Glaubwürdigkeit entbehren, ist das Volk dumm und hündisch genug, die sogenannten offiziellen Berichte noch immer anzubeten, und bei ihnen zu schwören. Trotz dieses hingebenden Volksglaubens scheinen die immer mißtrauischen und vorsichtigen Regierungen, denn doch die Unhaltbarkeit des Offiziellenthums zu fühlen, und die schon seit lange bestehenden sogenannten halboffiziellen Organe bilden das Surrogat für den ganzoffiziellen Mokka. Es ist ein günstiges Zeichen der Zeit, daß diese halboffiziellen Zeitungen überhaupt gegründet worden sind. Es liegt in dieser Errichtung das Bekenntniß eines moralischen Bankerottes, es liegt darin das Geständniß, daß eine Majorität im Volke bestehe, welche den offiziellen Regierungsorganen keinen Glauben mehr schenke; denn die Minorität wird ja bekanntlich niemals berücksichtigt. War nun die Gründung der sogenannten halboffiziellen Organe schon ein Symptom des erwachenden Volksbewußtseins, so ist das Entstehen der neuen preußischen Zeitung doch weit mehr; denn diese ist weder offiziell, noch halboffiziell, sie ist etwas ganz Neues, Anderes; sie ist ein von den Regierungen bisher unbetreten gebliebener Weg. Die neue preußische Zeitung ist gewisser Maßen ein Oppositionsblatt. Sie fingirt einen selbstgewählten, von der Regierungspartei ganz gesonderten Standpunkt, sie ist sogar über die Regierung entrüstet, sie tadelt die Halbheit derselben, sie geht viel weiter, sie beschuldigt den König und seine Minister des Liberalismus, sie ist drum und dran, den guten Preußenkönig, der sich bekanntlich an die Spitze der Bewegung gestellt hat, für einen Demagogen zu erklären. Wenn die neue preußische Zeitung es wagt, die Maßregeln der Regierung zu tadeln, so nimmt sie darum doch nicht das Kreuz auf sich, das sie als Aushängeschild führt. Sie befindet sich ganz wohl bei dieser fingirten Entrüstung, sie gedeiht, verdaut gut, und kommt zu Fleisch. Die neue preußische Zeitung ist von der Regierung gegründet worden, um eine politische Farbe hinzupinseln, neben welcher sich die der Regierung erträglich ausnimmt, — und das will viel sagen. Die neue preußische Zeitung schmollt mit dem Hofe, sie meint es ehrlich mit der guten Sache, und kann es darum nicht verhehlen, daß der preußische Hof viel zu gut und mild sei für diese Welt, und daß es ihm an der Knutenenergie fehle, die am Ende nothwendig sei. Die neue preußische Zeitung gehört zu den Merkwürdigkeiten, welche einst in den Raritätskabinetten als Zierden prangen werden, sie hat die Originalität für sich, und ihre Fiktion

ist so genial-unverschämt, daß man verführt wird, sie zu bewundern. Die Regenten hielten einst lustige Räthe, um sich den Schein zu geben, als liebten sie die Wahrheit. Die neue preußische Zeitung ist ein Hofnarr.

Briefe.

I.

Ein Brief aus Paris von Josef Hrczka.

„Einige Zeit nach dem 29. November (1830) hatte ein Mitglied des (polnischen) Reichstages eine Unterredung mit dem französischen Consul. — Was sollen wir von den Sympathien der Juliregierung erwarten? fragte Herr Biernacki. — Nichts, antwortete kalt der Consul. — Aber, wenn das Glück uns unterstützt, wenn der Erfolg vor Europa bewiesen haben wird, wie viel Energie in unserem Willen und Ernst in unserem Freiheitsbestreben liegt? — Ich wiederhole Ihnen, mein Herr, daß Sie von dem Kabinete, welches ich vertrete, weder Ermuthigung noch Unterstützung zu erwarten haben. — Nehmen Sie es wenigstens auf sich, unser Vermittler bei Ihrer Regierung zu sein? — Nein, mein Herr. — Wollen Sie ihr unsere Depeschen zukommen lassen? — Sie werden geöffnet und gelesen werden von Oesterreich. — Was sollte also nach Ihrer Meinung Polen thun? — Sich unterwerfen. — Herr Biernacki zog sich zurück voll Ueberraschung und Entrüstung."

— Louis Blanc. —

Deutschland liegt zwischen Ost und West, zwischen Rußland und Frankreich, und diese geographische Lage versetzt die deutsche Nation zwischen Furcht und Hoffnung. Hat sich das deutsche Volk in der Furcht vor den Russen ein Bischen abgequält, dann wendet es sich wieder um und beschwichtigt sein Gemüth durch Trostgedanken an Frankreich. Leider ist in jener Furcht mehr Grund als in dieser Hoffnung, das muß man dem deutschen Volke erzählen. Die Russen sind bereits in Oesterreich und die Oesterreicher ins Römische eingerückt, und Frankreich? Bugeaud hat erst neulich der Alpenarmee erzählt, daß ihre Aufgabe diesseits der Alpen auf französischen Boden gestellt, daß ihre Zukunft der Bürgerkrieg, der Straßenkampf, und das Schlachtfeld Paris sei. Ganz im Einklange mit dieser halboffiziellen Mittheilung hat der Minister des Aeußern, Drouin de l'Huys, auf die Interpellation Ledru-Rollin's geantwortet, daß man die römische Republik nicht dulden, und den Papst, wäre es selbst mit Waffengewalt, wieder einsetzen müsse. Die Nationalversammlung ist über die wahrhaft europäische Frage hinweg zur Tagesordnung übergegangen. — Ist nun Frankreich nicht ein Räthsel? Nein! Nicht die Ueberraschung, sondern die Entrüstung muß man mit Biernacki theilen. Im Jahre 1830 hat Frankreich

eine Revolution gemacht; zu Gunsten seiner Freiheit? Nein, und noch weniger zu Gunsten Europa's, sondern zu Gunsten einer neuen Königsfamilie, die doch keine andere Legitimität als den Volkswillen hatte, die aber den Volkswillen hingab, um sich vor den gekrönten Vettern die Legitimität zu verschaffen. Im Interesse dieses Handels hat Frankreich damals Belgien seinem Schicksal überlassen, durfte der französische Consul den polnischen Freiheitshelden nicht die leiseste Hoffnung machen, und ihnen nichts Anderes empfehlen, als — „sich zu unterwerfen". — Hat man nun Frankreich vom Jahre 1830 verstanden, so hat man es auch vom Jahre 1849. Was damals Belgien und Polen, ist jetzt Italien, Ungarn, die Donaufürstenthümer dazu, und Deutschland. Was haben all diese von den Sympathien Frankreichs zu hoffen? Nichts. Was sollten sie nach Frankreichs Willen thun? — „Sich unterwerfen." Und die französische Republik? Was Republik? Die französische Regierung kennt keine Republik, das Ministerium ist streng monarchisch, ein großer Theil der Nationalversammlung ist streng monarchisch, ein anderer Theil ist republikanisch, aber nur weil die Republik ein fait accompli, weil sie ein status quo ist. Wirkliche Republikaner dürfte die Nationalversammlung kaum in der Hälfte ihrer Mitglieder finden, und so viel werden es gewesen sein, welche sich neulich am Jahrestage der Revolution beim Festaufzuge eingefunden haben. Das Volk aber ist abgespannt, blasirt. Der eine Theil hat zu essen genug und ist mit sich und deshalb mit der ganzen Welt, selbst mit dem Ministerium Barrot — Faucher — Falloux, mit Changarnier und Bugeaud zufrieden, der andere Theil ist hungrig, er vergißt die Welt, weil er an sich zu viel zu denken hat, und die Republik hat keinen besonderen Werth bei ihm, weil er trotz der Republik am Hungertuche nagt, und seine Brüder auf den Galeeren und in den Festungen schmachten.

Wer das jüngste Februarfest gesehen, der hat die gegenwärtigen Zustände Frankreichs gesehen. Keine Begeisterung, kein Eifer, kein Ruf „vive la Republique", so viel die Zeitungen auch davon erzählen mögen, das Ganze war ein stiller Gang, man trauerte um die Gefallenen, als wüßte man nicht wofür sie gefallen, und als stünde es nicht dafür, daß sie gefallen sind. Es war mir wie das Leichenbegängniß der Republik. Und von diesem Frankreich soll Deutschland, soll Europa etwas erwarten? Ich bin kein Franzosenfresser; wenn die Franzosen über die Alpen und über den Rhein kommen, so will ich selber aus vollster Brust vive la France! rufen, und Italien und Deutschland einladen mit mir in diesen Ruf einzustimmen, aber — die Franzosen werden nicht kommen. Einmal kamen sie und da kamen sie gegen uns, seit der Zeit haben wir vergebens gewartet, daß sie auch für uns kämen, und werden noch weiter vergebens warten. Die Franzosen sind ja keine Weltbürger, so sehr man es ihnen einreden gewollt, und die französische Politik ist am wenigsten kosmopolitisch. — So unerquicklich aber auch die hiesigen Zustände in der erwähnten Beziehung sein mögen, so zeigt sich doch andrerseits dem Auge des wahren Menschenfreundes die allmächtige Entwickelung einer Idee, welche die einzige und letzte ist, die, bis sie verwirklicht, die Menschheit zu beglücken bestimmt und befähigt sein wird. Es ist die Idee des Socialismus, wie sie in Proudhon ihren Sachwalter gefunden. Keiner noch hat wie Proudhon dem Uebel der menschlichen Gesellschaft so sehr auf die letzte Spur geleuchtet, keiner hat wie er alles Unglück, alles Laster und alle socialen Verkrüppe-

gelesen, und dieses geht über einen solchen Gegenstand nicht so leicht zur einfachen Tagesordnung über. Das uralte Journal des Debats spricht bei dieser Gelegenheit für die Regierung sehr nachtheilige Worte über die Sitzung vom 3. März:

„Wir fragen unparteiisch, was fehlte dem, was wir in dieser Sitzung sahen und hörten, um uns eine vollständige Täuschung zu bereiten, was fehlte, daß wir uns einen Augenblick zurückgekommen und versetzt glaubten in die allzudenkwürdige Sitzung des 22. Februar 1848. Heute wie an jenem Tage war es Ledru-Rollin, welcher das unbedingte Vereinigungsrecht forderte, welcher die Rechte der Gewalt zurückwies, so wie die Anwendung des Gesetzes von 1790. Nur ist es weder Herr Guizot, noch Herr Duchatel, welcher die Rechte der Gewalt vertheidigt, und das Gesetz von 1790 zu Hilfe ruft, es ist Herr Odilon-Barrot, welcher die wesentlichsten Bürgschaften der öffentlichen Ruhe und Ordnung verlangt mitten unter demselben Geschrei, demselben Ungewitter, welches damals von den Herren Guizot, Duchatel und Hebert hervorgerufen wurde.“

Das Journal des Debats erklärt weiter den jetzigen Ministerpräsidenten für einen gebesserten Sünder, vertheidigt sein jetziges Benehmen, indem es sein früheres anklagt. Können die heftigsten Oppositionsblätter dem Ministerium einen schlimmern Dienst erweisen, als dieses alte invalide Blatt, das nicht leben und nicht sterben kann, das kindisch mit seinen Jugenderinnerungen spielt, und mit der Gegenwart schmollt? — — —

Die Alpenarmee brennt vor Verlangen, ihrer Polizeiwache, zu der sie eine ängstliche Regierung verdammt, enthoben zu werden, und endlich ein Mal für Freiheit und Ruhm gegen die Oesterreicher, Russen und Neapolitaner zu fechten.

Wie Flammen schlagen die Nachrichten von der Invasion der Oesterreicher in Italien, der Russen in Siebenbürgen, in die Herzen und Geister der Franzosen. Die Krieger erwachen wieder in ihnen, und die Friedenspolitik der Regierung dürfte unter diesen Verhältnissen schwer durchzuführen sein, trotz der glänzenden Unterstützung durch die Beredsamkeit des Herrn Bugeaud. — — — H.

Frankfurt, den 10. März.

In Betreff des in einem Schreiben aus Olmütz vom 20. Februar (Ax.) angeregten Gegenstandes können wir Sie aus der besten Quelle versichern, daß der dort genannte Abgeordnete Dr. Giskra aus Wien von einem solchen Complotte, das eine neuerliche Volkserhebung in Wien beabsichtigt, nicht das Mindeste weiß, und sich nur darüber ärgert, daß man gerade ihn mit solchen Dingen in Verbindung bringt. —

Politische Prognosen.

Wie schwer es ist, politische Prognosen zu stellen, und wie selten sie zutreffen, das hat wohl kaum irgend ein Zeitabschnitt so drastisch dargethan, als der gegenwärtige. Wer hätte die Combinationen, wie sie sich jetzt auf der politischen Schaubühne Europa's darlegen, voraussehen, ja nur annähernd vermuthen können. Der Umschwung der Dinge, das Eintreten der wichtigsten Ereignisse, das Verschwinden der kaum gedachten Combinationen, wie in eine Versenkung, und das Inslebentreten ganz unerwarteter, neuer — — dies Alles pflegt heut zu Tage das Werk weniger Wochen, ja manchmal weniger Tage zu sein. Es ist, als wäre das System des geschichtlichen Prozesses verändert worden; während sich seit dem Wiener Congresse die Ereignisse gleichsam auf vegetabilischem Wege entwickelten, und unmerklich fortwuchsen, ohne daß man in die Werkstätte dieses Wachsthumes hineinblicken konnte, — entsteht jetzt Alles, wie durch Krystallisation, und durch chemischen Prozeß, und zwar durch jene rasche Krystallisation, welche dem freien Auge sichtbar ist, durch jenen chemischen Prozeß, der die Farben der Flüssigkeiten so schnell und drastisch verändert. So lange die Weltgeschichte in den Kabineten gemacht wurde, glaubten diejenigen richtige Prognosen stellen zu können, welchen durch ihre Verhältnisse ein Blick in die sogenannten diplomatischen Geheimnisse gestattet war; allein auch diese Vorherbestimmungen erprobten sich selten, und dann nur auf kurze Distanzen, weil bei diesen Kabinetscombinationen die Völker, und die Macht der allgemeinen Meinung fast nie mit in Rechnung gezogen wurden. Die physische Gewalt der Großmächte, und ein gewisses akropatenartiges Balanciren entschied damals Alles. Aber wie der Absolutismus still vegetirend fortwuchs, so entwickelte sich auch das Volksbewußtsein mehr und mehr, und für diese öffentlichen Volkskabinetsgeheimnisse hatten die Diplomaten keine Augen. Fürst Metternich glaubte bekanntlich bis auf den letzten Augenblick, die Märzerhebung in Wien sei nur ein Straßenkrawall gewesen. Der alte Diplomat, der für so staatsklug gilt, sah Nichts von den Bedürfnissen der Zeit, sah Nichts von dem elektrischen Stoffe, der von Stadt zu Stadt, von Land zu Land vibrirte, der, ein magnetischer Völkertelegraph alle Nationen Europa's in Rapport setzte. Louis Philippe, der Klügste, aber auch verstockteste von Allen, bemerkte das Wanken seines Thrones erst, als dieser schon umgestürzt war. Der König von Preußen besaß so wenig Scharfblick und Geistesgegenwart, daß er sich in den gefährlichen Fall begab, seinem Volke gegenüber ein „pater peccavi" sprechen zu müssen. Und wie ging es in jüngster Zeit her? Die in Frankreich aus der Februarrevolution hervorgegangene Republik hatte dasselbe Schicksal, welches das durch die Julitage vom ancien régime befreite Frankreich unter Louis Philippe traf. Die junge Republik schielt eben so eifrig nach den auswärtigen Kabineten, sie buhlt eben so ängstlich um die Anerkennung von Seite der alten Legitimität, als einst Louis Philippe. Louis Napoleon hat vor Louis Philippe nur die Talentlosigkeit voraus, und Odilon-Barrot ist ein Guizot. Was ist aus dem deutschen Parlament in Frankfurt geworden? Ein Baro-

meter für die politische Unreife Deutschlands, ein unglückseliger Kaisergedanke, der aufgenommen, weggelegt und wieder aufgenommen, den zu täuschenden Völkern als scheinbarer Zankapfel vor das Auge gehalten wird, welchen drei Machthaber vielleicht, wenn es ihnen gelungen, die Völker wieder auf einige Jahre zu Boden zu werfen und zu knebeln, in Frieden zerschneiden, und zum Nachtisch verspeisen werden. Und welche richtige politische Voraussicht hat die österreichische Regierung in jüngster Zeit bewährt? Sie hat den letzten günstigen Zeitpunkt (— März 1848) versäumt, um sich an die Spitze der nothwendigen Reform in Italien zu stellen, und hat einen blutigen erfolglosen Krieg, dem auf friedlichem Wege zu erreichenden Einflusse in Italien vorgezogen. Sie hat durch wortbrüchige Rücknahme der Maizugeständnisse Wien zu einer neuen Revolution aufgestachelt, und den blutigen Sieg über das Volk durch plumpe Militärherrschaft und rachsüchtige Grausamkeit zu einer klaffenden unheilbaren Wunde gemacht. Sie hat durch gewaltthätigen Umschwung von der pragmatischen Sanktion, und den Preßburger Zugeständnissen vom 11. April zu einem vielleicht in London ausgeheckten Nivellirungssysteme einen hussitischen Krieg in Ungarn angefacht, in welchem Brüder durch Brüder hingemordet werden. Sie hat ihren Einfluß in Deutschland muthwillig preisgegeben. Sie hat durch Zuziehung einer russischen Intervention alle Nationalitäten in ihren Sympathien verletzt. Sie hat durch ihr Gewaltsystem den Finanzschaden unheilbar gemacht, und den Staatsbankerott vorbereitet. Sie hat durch gewaltthätige, ja fast meuchlerische Auflösung des Reichstages, und durch Oktroyrung einer Verfassung, welche dem Volke auch nicht den Schein von Garantien bietet, die Maske vollends abgeworfen, und dadurch den letzten Rest des Vertrauens bei allen Nationalitäten eingebüßt. Sie hat mit einem Worte den Zerfall Oesterreichs angebahnt.

Wer hätte die jetzige Physiognomie Europa's noch vor Kurzem voraussagen können?

Scheint es doch fast, als hätten die Völker ihre Rollen verwechselt. Das österreichische Volk, das vor einem Jahre, seiner Knechtung wegen, sprüchwörtlich war, das unter dem Drucke einer geisttödtenden Censur, ein blos physisches Leben zu führen schien, das österreichische Volk, auf das selbst die deutschen Brüder anderer Länder mit hochmüthiger Geringschätzung herabblickten, das österreichische Volk hat mehr Thatkraft und Kampfbereitheit bewiesen, als seine früheren Verächter, und scheint nur auszuruhen, um sich mit neuer Begeisterung und Kraft wieder zu erheben. Frankreich, die Vorhut der Freiheit, das Eldorado, nach welchem die freiheitdurstigen Völker sehnsüchtig hinüberblickten, Frankreich seufzt jetzt unter dem Drucke einer mächtigen Reaktion, Frankreich steht im Begriffe, gegen das stammverwandte, um seine Freiheit ringende Italien zu Gunsten des Absolutismus zu interveniren, und die Jugend singt jetzt in Paris mit Begeisterung ein Lied, dessen Refrain auf Wien, und auf den Heldentod Robert Blums hindeutet, gerade so wie wir Deutsche einst die Marseillaise mit Begeisterung sangen.

So schwierig es nun, wie gesagt, ist, politische Prognosen zu stellen, so gewagt dies insbesondere im gegenwärtigen Augenblicke ist, so können es doch die verschiedenen Parteien nicht lassen, je nach ihrem Standpunkte, nach ihren Befürchtungen oder Wünschen, ihre Prognosen auszusprechen, und besonders seit dem Staatsstreiche in Oesterreich, welcher die

Sprengung des Reichstages und die oktroyrte Verfassung gebar, und seit Welkers Dringlichkeitsantrag in Frankfurt, welcher die deutsche Kaiserkrone auf das Haupt Friedrich Wilhelms zu setzen strebt, tauchen die verschiedenartigsten und widersprechendsten Prophezeihungen und Prognosen auf. Ich will von diesen nur die beiden herrschendsten hervorheben.

(Ein auffallender und sonderbarer Umstand, welcher die letzten Tage bezeichnet, ist der, daß fast alle Parteien, wenn auch aus verschiedenen, ja aus entgegengesetzten Motiven, die Wahl des Preußenkönigs zum deutschen Kaiser wünschen.)

Der sanguinische Theil der Demokraten sieht in der Wahl Friedrich Wilhelms zum deutschen Kaiser die Hoffnung zu einem Zerwürfnisse zwischen Oesterreich und Preußen, und zu einem Kriege mit Rußland, aus dessen Asche der Phönix der Demokratie siegreich hervorgehen werde:

Dies die eine Prognose, welche viele Anhänger zählt.

Andere, und zwar Männer aller Parteien glauben, daß die Erhebung des Preußenkönigs auf den deutschen Kaiserthron mit einer Entente cordiale zwischen Preußen, Oesterreich und Rußland Hand in Hand gehen, und daß ein russisch-österreichisch-preußisches Bündniß zur Aufrechthaltung der Verträge von 1815, soweit diese nach der Kaiserwahl noch aufrecht erhalten werden können, kurz zur Wiedereinsetzung der absoluten Souverainität der Fürsten von Gottes Gnaden zu Stande kommen werde, dem auch die stillschweigende Zustimmung Frankreichs nicht entgehen werde. Ueber die Rolle, die England in diesem Falle spielen würde, herrschen getheilte Meinungen.

Dies die zweite von Vielen gestellte Prognose.

Ich enthalte mich einer Kritik dieser beiden Voraussagungen, und wage es nicht, selbst eine Prognose zu stellen, da eine solche im gegenwärtigen Augenblicke fast zu den Unmöglichkeiten gehört, sondern ich begnüge mich damit, durch die kurze Uebersicht, welche ich über die jüngsten Gestaltungen der europäischen Verhältnisse gegeben, und durch Anführung der beiden herrschenden Hoffnungen oder Befürchtungen das Schachbret, wie es gegenwärtig liegt, vor die Augen des Lesers gestellt zu haben. Von dem Muthe, der Thatkraft und dem übereinstimmenden Handeln der Völker allein, kann die Gestaltung der Zunkunft abhängen, legen diese die Hände in den Schooß, so werden die Fürsten die Partie allein ausspielen, und dann wehe den Errungenschaften des Jahres 1848!

Möchten sich die Völker der einen Seite dieses Schachbretes bemächtigen, und ihre Gegner glänzend matt machen.

Oesterreichs Finanzoperationen im Jahre 1848 und der Voranschlag für 1849.

III.

Wer von den Finanzen Oesterreichs spricht, redet von der einzigen Möglichkeit, wie Oesterreich frei werden kann. In dem österreichischen Budget ist alle Schmach Oesterreichs, sein Verderben und sein Untergang in Ziffern ausgedrückt. Oesterreichs System hat sich verrechnet, es stirbt an einem Rechnungsfehler. Diese Zahlen sind die Exponenten der traurigsten Staatsverhältnisse. Es ist eine Wollust für uns, die Schlingen zu sehen, mit welchen die Tyrannei, sich selbst erwürgen muß; an den Kosten, welche die Ketten, die man uns anlegen will, der Regierung verursachen, muß sie selbst sich zerschlagen. Mit Wonne blättern wir in diesem schrecklichen Budget! Also solche Riesensummen braucht die österreichische Regierung, um ihren constitutionell übertünchten Absolutismus aufrecht zu erhalten? Nein, solche Kosten kann sie nicht lange mehr erschwingen, und auf den Ruinen des jetzigen, unnatürlichen österreichischen Staatsgebäudes wird dann die Freiheit ihr leuchtendes Haupt erheben. Die jetzige Lage der österreichischen Finanzen verwickelt sich immer mehr und mehr und nur eine Revolution kann den Faden spinnen, der aus diesem Labyrinth rettet. Bevor wir daher die Zahlen des Budgets zu deuten versuchen, wollen wir noch Etwas über die momentane Situation der österreichischen Geldwirthschaft bemerken. Bevor wir die Maschine selbst betrachten, wollen wir einen Blick auf das ranzige Oel werfen, womit ihre Räder geschmiert werden sollen, und wir werden dann das Knarren und Stocken dieser Staatsmaschine und die Ausführbarkeit des Budgets besser verstehen. Am Interessantesten ist die Lage der Dinge in finanzieller Beziehung in Ungarn. Nie ist noch in der Geschichte etwas Aehnliches vorgefallen. Dort wird ein Krieg gegen Oesterreich mit österreichischem Gelde geführt, oder eigentlich, was die Sache noch pikanter macht, mit Papier geführt, das ganz werthlos wäre, wenn die österreichische Regierung nicht gezwungen gewesen wäre, es anzuerkennen, oder um die Sache noch mehr auf die Spitze zu treiben, auf der sie sich befindet, mit einem Papiergeld, das die Regierung weder anerkannte, noch ihm die Giltigkeit zu verweigern sich entschließen konnte, über das sie ein gänzliches Stillschweigen bewahrte und das immer mehr und mehr in den Verkehr gelangte, bald al pari, bald mit Abzug einiger Procente angenommen wurden. Die Sache ist originell genug, und da die größten Verlegenheiten für die österreichische Regierung daraus erwachsen, so erlauben wir uns, noch Etwas darüber hinzuzufügen. Zum Kriegführen gehören, wie ein französischer General einmal gesagt hat, drei Dinge: 1) Geld, 2) Geld, 3) Geld. Während die österreichische Regierung nur durch unaufhörliches Schuldenmachen den Rachen des Kriegsgottes füllen kann, hat sich Kossuth ganz einfach blos eine kleine Banknotenpresse machen lassen, durch welche er fort und fort Geld fabrizieren läßt. Gleich Anfangs hatte er, um diesem neuen Papiergeld Credit zu verschaffen, zu wahrhaft drastischen Mitteln seine Zuflucht genommen, er hatte standrechtliche Behandlung

für Jeden angeordnet, welcher sich weigern sollte, es anzunehmen, und allen Jenen, welche nach Beendigung des Krieges eine bestimmte Anzahl aufwiesen, eine Prämie versprochen. Da alle ungarischen Staatskassen dieses Geld annahmen und es zunächst durch Soldaten in den Verkehr gebracht wurde, so sickerte es bald in alle Kreise der Gesellschaft, und bald hatte es sogar mehr Credit als die österreichischen Banknoten. Dieses Papiergeld wurde schon am Anfange des vorigen Sommers in die Welt geschickt, und bald gab es wenige Menschen in Ungarn, die nicht einen Theil ihres Vermögens in diesem Papiergeld besaßen. Als Windischgrätz Pest besetzt hatte und die Regierung in allen Bülletins das nahe Ende des Krieges verkündete, vergaß sie dennoch, das Mindeste über das Schicksal des Kossuth'schen Geldes zu sagen. Vergebens strotzten alle ungarischen und viele deutsche Blätter von ängstlichen Fragezeichen in Bezug auf das künftige Verhältniß der Regierung zu den ungarischen Banknoten, die offiziellen Zeitungen beachteten diese Fragen nicht, und das Ministerium beharrte in seinem mysteriösen Stillschweigen und dachte heimlich, was jener schwedische Staatsmann seinem Sohne ausgeschwatzt hatte: Du glaubst nicht, mit wie wenig Weisheit ein Staat regiert werden kann. Das Verhältniß wurde wegen der großen Verbindungen des österreichischen Handels mit dem ungarischen um so verwickelter. Denn alle ungarischen Kaufleute erklärten ihren österreichischen Gläubigern, nur mit Kossuth'schen Banknoten zahlen zu können. Trotz mehrfacher Anfragen gab das Ministerium nur ausweichende Antworten. Da eigentlich Windischgrätz der erste Minister ist, so erkundigte sich eine Deputation von Pesther Wohlgesinnten auch bei diesem. Die Antwort, welche der Fürst Windischgrätz gab, mußte nothwendig die Verlegenheit der Regierung noch vermehren. Er sagte nämlich, daß die Banknoten von niederem Nennwerthe denselben ohne Abzug als Geltung behalten sollen, und daß in Bezug auf die höheren Banknoten eine nachträgliche Verordnung zu erlassen sei. Dadurch war im Vorhinein ein sehr großer Theil des Kossuth'schen Geldes sanctionirt, und da Kossuth bei seinem Abzug nach Debreczin die Banknotenpresse mitgenommen hatte und von dort aus immer größere Summen in Circulation kamen, so war nicht abzusehen, welche Fundirung dieses improvisirte Geld erhalten könne. Was die Sache verwickelter machte, war, daß ein Theil dieser Banknoten im Frühjahre 1848 mit Sanction der österreichischen Regierung von dem ungarischen Finanzminister ausgegeben worden war, und wo war nun hier eine Trennung zwischen legalem und rebellischem Gelde zu machen. Verschiedene Vorschläge wurden bereits gemacht, um hier eine Lösung der verwirrten Finanzfrage bereiten zu können. Man schlug vor, alles vorhandene Geld zu stempeln, um den von Kossuth noch zu creirenden Banknoten die Geltung absprechen zu können. Allein auf welchen Fond gestützt sollten die bisherigen Noten Giltigkeit haben? Gewisse Finanzleute, welche die Geldverlegenheiten auf jede, auch die unwürdigste Weise beseitigen wollen, machten den Vorschlag, die Güter der „rebellischen" Adeligen Ungarns zu confisciren und dieselben zur Fundirung dieses Geldes zu benutzen. Inzwischen ist es durchaus nicht die Absicht der Regierung, den Magyarismus gänzlich zu brechen, weil sie in ihm das beste Gegengewicht für den Slavismus besitzt, und so kommt es auch, daß mit großer Schonung gegen die adeligen Parteiführer vorgegangen wird, und sie sowohl in Olmütz als in Pesth über die Neugestaltung Ungarns befragt werden. Andererseits beginnt die südslavische Partei der

Monarchie gegen die Regierung sich aufzulehnen, und der Banalrath zu Agram hat kürzlich in einer Verordnung dem magyarischen Papiergelde alle Geltung für Kroatien und Slavonien abgesprochen. Währenddem also in Ungarn die Steuern mit diesen Banknoten bezahlt und dieselben in einem großen Theile der Monarchie als Circulationsmittel gebraucht wurden, hatten sie in Kroatien gar keine Geltung. Und ein solches Babel will sich erhalten? Die Verlegenheiten der Regierung mußten in Beziehung auf dieses Papiergeld von Tag zu Tag zunehmen. Denn es war einleuchtend, daß wenn sie demselben die Sanction ertheilte, die nothwendige Folge ein Staatsbanquerott sein müsse. Denn da die Papiere ohne alle Fundirung ausgegeben wurden, und ihre Zahl täglich zunahm, so mußte nothwendig die Einlösung dem Staate unmöglich werden. Vor Kurzem erschien nun plötzlich über Nacht ein Regierungs-Circular, welches dem ungarischen Gelde deswegen alle Giltigkeit absprach, „weil nur die österreichische Staatsbank das Privilegium habe Banknoten auszugeben." Dieser Grund reicht durchaus nicht hin, diesem beispiellosen Staatsstreiche, einer gänzlichen Entwerthung aller ungarischen Banknoten, diesem Vorspiele zu einem allgemeinen österreichischen Staatsbanquerotte, die rechtsgiltige Rechtfertigung zu verschaffen. Denn Kaiser Ferdinand hatte nun einmal dem ungarischen Finanzministerium die Befugniß ertheilt, ungarische Noten von geringem Nennwerthe auszugeben. Die erste Ausgabe war daher, auch vom loyalen österreichischen Gesichtspunkte betrachtet, legal, und wenn man Banknoten deswegen ungiltig nennt, weil sie nicht von der österreichischen Bank ausgegeben worden seien, und diese allein das Recht der Banknoten-Emittirung habe, so wurde dieses Privilegium eben nur durch den Kaiser selbst beschränkt. Da dieses Privilegium unter einer absolutistischen Regierung gegeben wurde, und die Märzrevolution eigentlich alle Privilegien gänzlich aufhob, so war der constitutionelle Kaiser Ferdinand mindestens befugt, dieses Privilegium zu beschränken. Um so mehr muß diese Beschränkung staatsrechtliche Giltigkeit haben, als sie blos für Ungarn eintrat, und Ungarn seit vielen Jahrhunderten eine selbstständige Verfassung besitzt, zu Oesterreich nur im Föderationsverhältnisse steht und überhaupt ohne Verletzung dieser Verfassung das Privilegium der österreichischen Nationalbank nie auf Ungarn ausgedehnt werden durfte, ohne daß der ungarische Landtag seine Zustimmung gab, welche nie erfolgte. Es war mithin die erste Emittirung der ungarischen Banknoten vollkommen rechtsgültig, und vom österreichischen Gesichtspunkte aus könnte man nur jenem Theile der Banknoten die Sanction versagen, welche von dem rebellirenden Ungarn ausgegeben wurde. Allein, wann fängt diese Rebellion an? Keinesfalls mit dem Beginn des ungarisch-kroatischen Krieges, denn dieser wurde Anfangs von der Regierung, wenn man von den heimlichen Unterstützungen der Kroaten absieht, so gehandhabt, als wäre er blos ein Nationalitätenconflikt, welcher keine Auflehnung gegen die Regierung involvire. So berief Erzherzog Johann, als Mandatar des Kaisers, Jellachich und Batthyani nach Wien, um zwischen ihnen zu vermitteln, und die Regierung zeigte sich hierdurch öffentlich als neutral in diesem Conflikte. Deswegen wurden auch in Wien viele Wochen hindurch öffentlich mit ausgesteckten ungarischen und kroatischen Fahnen, sowohl von Seite der Magyaren als von Seite der Kroaten, Werbungen vorgenommen. Unter klingendem Spiel zogen die Angeworbenen zu dem Dampfschiffe, das sie nach Pest brachte. Waren die Ungarn vom Anbeginn an

Rebellen, als sie die gegen sie rebellirenden Kroaten bekriegten, so konnte die Regierung diese Werbungen nicht dulden. Allein sie stellte sich nie in dieses Verhältniß zu den Magyaren, und leugnete sogar auf Interpellationen hin die heimlichen Unterstützungen der Kroaten. Waren die Magyaren in den Augen der Regierung Rebellen, so brauchte sie ja die Unterstützungen der Kroaten nicht zu leugnen, da doch diese gegen Rebellen kämpften. Wann beginnt also der Zeitpunkt, wo die Ungarn Rebellen gegen die Regierung werden? Auch nicht von dem Morde Lambergs an; denn dieser wurde von der österreichischen Regierung blos als Regierungscommissär nach Pest geschickt und hatte die Aufgabe, zu vermitteln. Daß er durch die Wuth des Volkes getödtet wurde, kann nicht die ganze magyarische Nation in Rebellen verwandeln. Offenbar beginnt die ungarische Geschichte, vom Standpunkte des österreichischen Historikers, erst mit dem 5. Oktober den Boden eines rebellirenden Volkes zu betreten. Denn an diesem Tage erschien in der Wiener Zeitung, freilich mit Verletzung constitutioneller Formen, ein Manifest des Kaisers, in welchem er Recsay zum ungarischen Premierminister ernannte, das bisherige ungarische Ministerium und den Pester Reichstag auflöste, Jellachich zum Civil- und Militärgouverneur Ungarns machte, der ungarischen Armee befahl, nicht mehr dem bisherigen ungarischen Kriegsminister Messaros zu gehorchen und ganz Ungarn in Belagerungszustand versetzte. Da das durch diese Verordnung entlassene ungarische Ministerium deßungeachtet in Amt und Würde verblieb, Recsay als einen Hochverräther erklärte, und der ganzen kaiserlichen Verordnnng die Giltigkeit absprach, so kann die österreichische Regierung erst vom 5. Oktober anfangen die Magyaren als Rebellen zu behandeln. Bis zu diesem Tage war Nichts vorgefallen, was die Regierung als eine Auflehnung gegen sie bezeichnet hätte, es war mithin auch das bis zu diesem Tage ausgegebene Geld, da es nur in Folge königlicher Sanctionirung ausgegeben worden war, vollkommen giltig. Allein es ist unmöglich, die Anzahl der bis zu diesem Tage ausgegebenen Banknoten angeben zu können, und wenn dies auch der Fall wäre, so wäre es unmöglich in jedem einzelnen Fall bei einer Banknote zu bestimmen, ob sie vor oder nach dem 5. Oktober ausgegeben worden, also, ob sie giltig oder ungiltig sei. So viel ist jedoch aus dem bisherigen unbestreitbar, daß wenn sich die vor dem 5. Oktober ausgegebenen Banknoten eruiren ließen, sie auch von österreischem Standpunkte aus vollkommene staatsrechtliche Giltigkeit besitzen müßten. Es widerstreitet jedoch dem allgemeinen Recht, deswegen, weil diese Sanctionirung sich nicht durchführen läßt, auch Banknoten, die unter dem Ansehen der Regierung ausgegeben wurden, die Giltigkeit abzusprechen. Allein hierzu kommt noch, daß die Regierung nur dann befugt wäre, den Banknoten, welche nach dem 5. Oktober emittirt wurden, alle Giltigkeit abzusprechen, wenn sie im Vorhinein gegen dieselben protestirt, alle Bewohner Ungarns vor deren Annahme gewarnt hätte. Man kann deßwegen nicht behaupten, daß das nicht nothwendig gewesen, weil die österreichische Regierung doch nicht sagen will, daß in Ungarn, von ihrem Gesichtspunkte aus, nur lauter Rebellen wohnen und diese nicht gewarnt zu werden brauchen. Denn in allen offiziellen Proklamationen, die gegen Kossuths Regierung gerichtet waren, hieß es stets blos von einer „kleinen Fraction, welche die Gutgesinnten tyrannisire". Gab es also nur eine kleine, rebellirende Fraction, so mußten die Gutgesinnten vor der Annahme des nach dem

5. Oktober emittirten Geldes gewarnt werden. Gesetzt jedoch, es ließe sich rechtfertigen, daß gar kein Bewohner Ungarns gewarnt zu werden brauchte, so war es doch Pflicht der Regierung die nicht-magyarischen Bewohner der Monarchie vor der Annahme dieser später emittirten Banknoten zu warnen. Denn da die ungarischen Kaufleute mit den Geschäftsleuten aller übrigen Provinzen in Verbindung standen und mit solchen Banknoten bezahlten, so war die österreichische Regierung doch bemüßigt, ihren nicht-magyarischen „Unterthanen" mitzutheilen, daß dieses spätere Papiergeld ungiltig sei. Allein wenn die Regierung nicht im Stande war, dem früheren legalisirten Gelde je die Giltigkeit abzusprechen, so machte sie nie von ihrem Rechte Gebrauch, die späteren Banknoten als ungiltig zu erklären. Dieses Stillschweigen sanctionirte auch das später emittirte Geld, besonders da die Regierung, trotz aller privaten und öffentlichen Anfragen, in demselben zu beharren fortfuhr, und man doch annehmen durfte, daß dieselbe in einer Sache von solcher Wichtigkeit, welche den ganzen Verkehr bedroht und die Interessen so vieler Staatsbürger, und darunter zumeist die Reichen, Gutgesinnten, berührte, nicht wenigstens eine vorläufige Erklärung abgeben sollte. Man wurde in dieser Meinung um so mehr bestärkt, als man doch allen Grund hatte anzunehmen, daß die Regierung, wenn sie gesonnen sein sollte, das nach dem 5. Oktober ausgegebene Geld gänzlich oder theilweise zu entwerthen, doch gewiß im Vorhinein eine offizielle Erklärung hierüber abgeben würde, um den Insurgenten den mächtigsten Bundesgenossen, das Geld, zu entziehen. Aber da alle königlichen Kassen auch in jenen Theilen des Landes, welche erobert worden waren, dieses Geld annahmen, ferner Fürst Windischgrätz, welcher als alter ego des Königs mit unumschränkter Vollmacht ausgestattet war, einer Deputation von Pester Bürgern die Antwort gab: die Ein- und Zweigulden-Banknoten seien vollkommen giltig, hinsichtlich des übrigen Papiergeldes werde eine nachträgliche Verordnung erscheinen, da ferner der halboffizielle Lloyd in einem leitenden Artikel die Ansicht aussprach, die Regierung könne unmöglich alles ungarische Papiergeld als ungiltig erklären, weil ein Theil desselben als rechtsgiltig mit königlicher Sanction ausgegeben worden sei, und endlich eine geraume Zeit hindurch das ungarische Papiergeld auf österreichischen Geldmärkten, namentlich in Wien, als Circulationsmittel angenommen wurde, so konnte die Regierung, ohne eine große Rechtsverletzung auch nicht das später emittirte Papiergeld entwerthen. Wir haben demnach bewiesen, daß das österreichische Ministerium einerseits in keinem Falle befugt gewesen sei, die vor dem 5. Oktober ausgegebenen ungarischen Banknoten als ungiltig zu erklären oder im Werthe zu beschränken, andererseits, daß sie nach all den angeführten Prämissen auch nicht befugt gewesen, die nach dem 5. Oktober fabrizirten Banknoten gänzlich zu entwerthen, und endlich, daß der angeführte Rechtsgrund der Ungiltigkeitserklärung, das vorgeschobene, ausschließliche Privilegium der österreichischen Bank, durch die kaiserliche Sanctionirung eines eigenen, ungarischen Finanzministeriums und die Bewilligung der Emittirung ungarischer Banknoten falsch sei. — Diese letzte Anordnung der Regierung, vermöge welcher alle ungarischen Banknoten gänzlich entwerthet werden, ist daher ein Staatsbanquerott von einer Beschaffenheit, wie er noch nie dagewesen. Denn die Regierung erklärt Banknoten, die unter ihrer Sanction emittirt wurden, für ungiltig, oder mit andern Worten: sie erklärt sich für unfähig, diese Banknoten einzulösen. Da

die ungarischen Banknoten zu einer Zahl anschwollen, die sie nicht einzulösen im Stande gewesen, und dadurch zum Staatsbanquerott genöthigt gewesen wäre, so ergriff sie diese gewaltsame Maßregel. Sie rettet sich daher vor einem großen Staatsbanquerott durch einen kleinen, oder treibt, um den Staat vor einem Banquerott zu retten, eine Masse von Geschäftsleuten zum Banquerott, lähmt plötzlich den Verkehr, stört alle commerziellen Beziehungen, stürzt unzählige Menschen ins Verderben, und entzieht ein Kapital dem Verkehr, dessen Größe noch gar nicht angegeben werden kann. Sie schadet jedoch durch diese Maßregel nicht den Insurgenten, weil in jenen Theilen des Landes, welche noch von ihnen besetzt sind, dieses Geld angenommen werden muß, sondern beeinträchtigt blos die übrigen Staatseinwohner. Es ist dies eine Rechtsverletzung so grober, perfider Art, den Staat so entwürdigend, alles öffentliche Vertrauen so sehr vernichtend, und zugleich die gänzliche Unfähigkeit der Regierung so sehr verrathend, daß wir den Schrecken begreifen können, welcher die ganze Handelswelt bei dieser Nachricht ergriff. Die schrecklichen Folgen dieser Maßregel werden nicht auf sich warten lassen, wir werden bald von zahllosen Banquerotten und von einer gänzlichen Störung des Verkehrs hören. Nie hat eine Regierung einen Fehler und ein Verbrechen zugleich von dieser Größe begangen. Doch auch der Fluch der Halbheit, welcher allem österreichischen Regime eigen ist, darf nicht fehlen. Nachdem die Regierung alle Banknoten der Regierung für falsch erklärt hatte, giebt die österreichische Nationalbank wieder auf eigene Faust die Erklärung ab, daß sie 3,000,000 der Ein- und Zweiguldenscheine einlösen, d. h. österreichische Banknoten dafür geben wolle. Warum nicht? Das Geschäft ist profitabel, denn bis zu dieser Größe mag sich der vorhandene Silbervorrath als Fundus der ungarischen Bank in Pest belaufen und die Wiener Bank könnte auf diese Weise zu Silber kommen, dessen Anblick ihr so selten zu Theil wird. Wie unlogisch und ungerecht diese ganze Maßnahme der Regierung ist, zeigt sich nach allen Seiten hin. So giebt sie sich die Miene, als wäre es blos das Privilegium der österreichischen Bank, „welche allein in der ganzen Monarchie berechtigt sei, Banknoten auszugeben," was sie zu dieser Nullitätserklärung nöthige. Wenn dies wirklich der Fall ist, warum entwerthet sie dann nicht auch die serbischen Banknoten, welche noch weit weniger Fond haben, als die ungarischen? oder haben sich die österreichischen Serben bisher zu loyal gezeigt, als daß man sie so rauh anfahren könnte? Welch ein abscheuliches Gespinnst von Jesuitenränken, welch eine unwürdige Finanzverwaltung! All diese Basen müssen wir kennen lernen, um das Budget in seinen Details kritisiren zu können, womit wir im nächsten Artikel beginnen wollen. Doch auch einige Worte über den österreichischen Finanzminister wird man uns zum Schlusse dieser Skizze gestatten. Der österreichische Finanzminister ist Herr von Krauß. Wer in den Oktobertagen in Wien war und den Sitzungen des Reichstags beiwohnte, wird als den einzigen Minister auf der Ministerbank Herrn von Krauß, der auch unter dem damaligen Ministerium Wessenberg das Portefeuille der Finanzen inne hatte, bemerkt haben. Er ist ein kleines, wohlgenährtes Männchen, mit dem freundlichen Aussehen eines Gewürzkrämers, dessen Geschäfte gut gehen, rothe Backen und ganz weiße Haare. Während man von den Linien der Stadt her die Geschütze donnern hörte, und Alle in der Versammlung in banger Ruhe dasaßen und nur die Berichte Schuselka's aufmerksam anhörten, trippelte bisweilen Herr von Krauß zur

Thüre herein seinem Sitze zu. Unter dem Arme trug er dabei sein Portefeuille und eine Menge Akten. Er ging stets mit der ruhigsten, unbefangensten Miene, wendete sich bisweilen lächelnd zu einem Nachbar, bot dem Ritter von Neuwall, der hinter ihm saß, sehr höflich eine Prise, und aus der heiteren Miene ihrer Conversation konnte man schließen, daß sie darüber sprachen, welch schönes Wetter es noch gebe, obgleich man schon am Ende Oktober sei. Bei der Flucht hatte ihm der Kaiser eine ziemlich grobe Proklamation zur Contrasignatur zugeschickt, und da er sich geweigert hatte, sie gegen zu zeichnen, so war er dadurch in der Gunst der Kammer gestiegen. So war er denn auch der Einzige der Minister, welcher auf der Ministerbank ausharrte, und während Dobblhof und Hornbostl in einer sentimentalen Anwandlung ihre Portefeuilles niederlegten, harrte er muthig aus. Ja noch mehr, er stellte sich ganz auf die Seite der Wiener „Rebellen". So oft und so viel Geld man von ihm haben wollte, so viel unterzeichnete er, und die Wiener Oktoberrevolution kostete sehr viel Geld! Noch mehr, er forderte den Gratzer Gouverneur auf, die Gratzer Nationalgarde den Wienern zu Hilfe zu schicken, und hörte während der Verhandlungen des Reichstags oft vom Fürsten Windischgrätz, der mit unumschränkter Vollmacht des Kaisers vor Wien stand, sowie vom Banus Jellachich in einem sehr respektwidrigen Tone sprechen, ohne eine Miene zu verziehen. Als einmal der Fürst Windischgrätz, der ihn vielleicht in Wien gefangen und tyrannisirt wähnte, einen Parlamentär zu ihm schickte, der ihn aufforderte, zu ihm ins Lager zu kommen, theilte er diesen Brief sogleich dem Reichstage mit und fragte, ob er gehen solle. Als man die Frage bejahte, erklärte er, nur in Begleitung eines Mitgliedes der Reichsversammlung sich zum Fürsten verfügen zu wollen, und wählte sich dazu Herrn Brestel aus, der auf der äußersten Linken und im Sicherheitsausschuß saß. Brestel war auch bei seiner Unterredung mit Windischgrätz zugegen, und Beide kehrten auch wieder nach Wien zurück. Auch in Olmütz war Krauß während des Oktobers ganz allein gewesen, und kehrte wieder zurück, ohne daß es ihm gelungen wäre, Se. Majestät zur Rückkehr bewegen zu können. Währenddem man über die Vertheidigung der Stadt gegen die kaiserlichen Truppen im Reichstage deliberirte, saß Krauß auf seinem Platze, las Akten und schrieb dies und jenes. Noch mehr, trotzdem daß der Reichstag den loyalen Begriffen gemäß eigentlich gar nicht tagen durfte, da er vertagt und nach Kremsier einberufen worden war, wohnte Krauß doch fast täglich seinen Sitzungen bei, und erkannte ihn sogar so weit an, daß er eine schon vor dem Oktober zum Theil negozirte, kleinere Anleihe gänzlich von diesem „rebellischen" Reichstage bewilligen ließ, und auch um diese Zeit das Budget an die einzelnen Mitglieder vertheilen ließ. Da die Einfuhr von Lebensmitteln nach Wien sich verringerte und man eine Hungersnoth befürchtete, so brachte Krauß den Antrag ein, daß alle Lebensmittel zollfrei eingeführt werden sollen. Auch mit allen Anführern der Nationalgarde, Mobilgarde und der akademischen Legion und mit dem rebellischen Gemeinderath stand Krauß in steter Correspondenz, und wies täglich große Summen an, legte keinen Protest ein, als das kaiserliche Zeughaus aller seiner Waffenvorräthe entleert wurde, und wich nicht vom Platze bis zur letzten Stunde, ungeachtet er sehr leicht hätte entfliehen können. Doch ist auch nirgends die mindeste Spur oder die kleinste Möglichkeit irgend eines Verrathes, und deßungeachtet ist dieser Minister, der Einzige, welcher sich nicht von Wien entfernt hatte, auch Mitglied des

neuen Ministeriums geworden. Ungeachtet das jetzige Ministerium ganz andere Prinzipien befolgt als das abgetretene, ist Krauß doch mit größter Naivetät in das neue Ministerium der offenen, bewaffneten Reaktion getreten. Ueberhaupt ist Krauß seit den Märztagen Mitglied jedes Ministeriums gewesen, und ungeachtet vor zwei Monaten alle Journale die Nachricht brachten, Krauß werde abtreten und Stadion das Portefeuille der Finanzen übernehmen, ist er doch Minister nach wie vor. Es sind aber durchaus nicht die ausgezeichneten Talente dieses Mannes, die ihn etwa nothwendig machen. Er ist ein ganz gewöhnlicher Kopf, verdorrte im todten Formalismus der österreichischen Bureaukratie und ist jedes genialen Finanzplanes unfähig. Vor der Märzrevolution hatte er es durch einen langen, langen Dienst im Amte zur Hofrathswürde gebracht, und mehre lederne Schriften über administrative Gegenstände nannten ihn als Verfasser. Auch hatte er den Entwurf des österreichischen Gesetzbuches über „Staats- und Monopolsordnung" verfaßt, welcher auf den antiquirtesten, kameralistischen Grundsätzen beruht, und durch lauter Subsubdivisionen seiner Paragraphe so verwickelt ist, daß sich kein Mensch darin zurecht findet, und ein eigener Beamter zur Commentirung desselben angestellt ist, und er hatte dadurch „Carriere gemacht". Vor dem Oktober hatte er sich dadurch verhaßt gemacht, daß er auf Interpellationen hin ganz direkt äußerte, die österreichische Regierung schicke den Kroaten kein Geld, während Jedermann das Gegentheil wußte; während der Octoberrevolution war er Allen verdächtig, und trotz des größten Argwohns beschuldigte ihn doch Niemand des Verraths, während man diesen überall witterte; nach der Oktoberrevolution widmete er seine Kräfte dem Ministerium Stadion-Schwarzenberg, und Krauß hat keine Ahnung von einem politischen Staatscharakter und ist in der Administration so ergraut, daß er zur Maschine geworden ist, welche Jedem dient, der eben die Macht hat. Wir kennen nun den Mann und wollen nun auch sein Werk, das Budget, kennen lernen.

Auflösung in Oesterreich.

Der österreichische Reichstag ist eines seligen Todes entschlafen. Er ist nicht mehr; ein kaiserlicher Ukas vom 4. d. M. hat befohlen, daß er aufhöre, und er hat aufgehört. Den staunenden Völkern wird verkündet, daß es so sein müsse, und diese werden sich beugen, in den Staub sinken, und den allerhöchsten Befehl in Demuth hinnehmen.

Zu den frei gewählten Vertretern des Volkes spricht dieser Ukas: Stäubt auseinander, entfernt euch, sie stäuben und entfernen sich.

Manche zitternde Lippe flüstert: Das ist eine Verletzung des Volkes und des Rechts; allein die allmächtige Stimme sagt: Es giebt kein Volk, dem Etwas nicht recht sein darf; wer Etwas zu tadeln wagt, der ist ein Bösgesinnter, ein Unruhstifter, ein Störer der öffentlichen Ruhe und Ordnung, den Gutgesinnten muß Alles recht sein.

Ein constituirender Reichstag ist unauflösbar, sagen die gelehrten Politiker. Nichts ist unauflösbar, donnert es herab von der unerreichbaren Höhe. Alles kann aufgelöst werden durch Soldaten. Wer einen Windischgrätz, einen Radetzky, einen Jellachich, Welden 2c. zur Verfügung hat, der macht die fabelhaftesten chemischen Operationen zu Wahrheiten. Alles kann aufgelöst werden kraft der Machtvollkommenheit von Gottes Gnaden, und einen constituirenden Reichstag aufzulösen, gehört nicht einmal zu den schwierigen Experimenten, wenn man die nöthigen Apparate besitzt, wie es vor Kurzem Herr Friedrich Wilhelm in Gegenwart von 16,000,000 Zuschauern gezeigt. Ein Bürger fragt überrascht den andern: Warum die rasche plötzliche Gewaltthat?

Wie thöricht „warum" zu fragen, — weil es dem Herrn gefallen. Sie sagen: Der Reichstag war so zahm, so gemäßigt, daß ihm das ganze Land seinen Beifall schenkte, er war so fromm, und so besonnen, und so wahrhaft constitutionell-monarchisch, wie mochte man ihn so unhold und unzart davonjagen, als wäre er aus Buben bestanden, die vorlaut gewesen und sich schlecht benahmen?

Ei was zahm, was gemäßigt?! Er soll gar nicht sein; er darf nicht sein; denn er hat sich bei dem Militär nicht bedanken wollen für die Thaten in der Lombardei, und das Militär gilt weit, weit mehr, als alles, alles Volk; denn durch das Militär kann man ja Dieses knechten, das Militär hat seine Disciplin, sein Portepé, seinen Korporalstock und seine Löhnung, ist damit zufrieden, und thut, was der Kaiser will. Dann hat der Reichstag, so zahm und gemäßigt er auch ist, wirklich freie Institutionen schaffen, wirkliche Rechte dem Volke, die eigentliche Freiheit und Gleichheit einführen wollen. Sind solche Absichten nicht Verbrechen genug? Der Reichstag hat es gewagt, die Souverainität des Volkes auszusprechen, und sie den Grundrechten an die Stirne zu setzen, ist das nicht unverzeihlich; er hat gewagt, den Adel aufzuheben, diese unverwüstliche Schutzwehr des Absolutismus, ist nicht schon die Manifestation solcher Grundsätze verwerflich. Und hat der Reichstag ein Heer auf den Beinen, das er immer vergrößert, vermehrt, verstärkt? mit nichten; hat der Reichstag sich selbst 80,000,000 Fl. CM. bewilligt, wie der Krone? abermals mit nichten, folglich waren die Beschlüsse, und die Hoffnung, sie durchzusetzen, Wahnsinn. Was Recht, was Unrecht? das sind hohle Phrasen; man muß können, was man will, Alles, was sie hinter den Bajonnetten diktiren, ist eitel Recht, eitel Gesetz. Wer wagt was dagegen zu sagen? — Alles schweigt.

Freiheit erbitten, erwünschen, erspreschen, ist zum Lachen, sie muß erobert und erhalten werden, und im kaiserlichen Palast lacht man auch ein Bedeutendes über den armen Reichstag, der so viel Vertrauen gehabt zum Kaiser und dessen Großmuth, daß er glaubte, Dieser werde von seiner Macht etwas hergeben, oder überhaupt etwas konzediren, ohne daß er muß.

Was soll ein constitutioneller Reichstag, welcher Tyrannei und Willkür der Bevorzugten, mithin die Monarchie, in deren Namen das Alles geübt wird, abzuschaffen versucht; welcher interpellirt, folglich zu reden wagt, ohne daß es dagegen Präventiv- oder Repressivmaßregeln giebt, der Dinge laut werden läßt, die man durch ein fein eingerichtetes elastisches Preßgesetz nicht in die Rubrik der Hochverrätherereien pressen kann; das ist Alles zu bedenken, und ward bedacht.

Was für Grundrechte hat der Reichstag dekretirt? Die ersten §§. waren schon Hochverrath: Abschaffung der Todesstrafe für politische Verbrechen, und gerade für diese Verbrecher braucht die Krone den Strang, Pulver und Blei, gerade diese Verbrechen kann sie unmöglich verzeihen, gerade für die kann sie unmöglich Nachsicht üben, eher hat sie für Mord und Todschlag, für Raub und Brandlegung mildernde Gnadensprüche, und gerichtet wird ja im Namen des Kaisers, so steht es in einem Paragraphen der herabgelangten Papiere verzeichnet.

Der Reichstag, der nun wirkungslos gestorben, wie er gelebt, ob der wohl seine Brust schlägt und sagt, ich bin schuldig; denn ich war thöricht genug, zu vertrauen, wo man ewig mißtrauen muß, ich wähnte mich vom Gesetze beschützt, und habe nicht bedacht, daß gegen Gewalt, Gewalt angewendet werden müsse, ich bin schuldig; denn ich habe für das Volk nicht gethan, was ich gemüßt und gesollt, und habe die Güter, die es in meine Hände gegeben, verspielt. Ich habe dem bornirtesten, unlautersten Abgeordneten Jonak mein Ohr zugewendet, als er im verflossenen Jahre zu wiederholten Malen höhnisch näselte: „Von winnen und von wannen kommt die Reaktion? Nun ist es wohl deutlich, von wannen sie kommt, und wohin sie geht; doch für mich ist es „zu spät," ihr zu begegnen. Gesetz und Recht, auf die wir uns berufen, haben hier keine Waffen einem Lothringer gegenüber, der sie stets verachtet und mit Füßen getreten." Wird das Volk sich etwa auf die kaiserlichen Zugeständnisse im Mai berufen, die nachmals von kaiserlichen Edikten verbürgt wurden, wird es der Reichstag thun? Es giebt ja kein Volk, und wer irgend mahnt, zurechtweist, tadelt, der ist ein Hochverräther, wird als solcher gerichtet und verurtheilt; denn es wird gerichtet im Namen des Kaisers, und die organischen Gesetze über das Gerichtswesen werden von den zwei Kammern, wie sie der Kaiser zusammensetzt, nach Vorlagen der Regierung beschlossen, und müssen vom Kaiser, der ein absolutes Veto hat, sanktionirt werden.

Die österreichischen Völker sind nicht etwa blos um die Erreichungen des 15. Mai offen gebracht; sondern auch um die des März. Denn freie Presse und Constitution, wie sie die Herren vom Hofe verstanden haben wollen, sind Nichts, als neue Hülsen mit dem alten Kern, wie wir nächstens nachweisen wollen, wenn wir auf die oktroyrte, oder besser absolute Verfassung näher eingehen werden.

Der große März mit seinem Aufschwung, mit seiner todesverachtenden Begeisterung ist von einem hinterlistigen, gewaltsamen Hofe derart gewendet und benützt worden, daß er zur Vergrößerung der Hausmacht der österreichischen Großherrn dienen mußte. Die Bewegungen im März wurden von der österreichischen Dynastie dahin ausgebeutet, daß Ungarn seine auf Verträge und königliche documentarische Zusicherungen gegründete, Jahrhunderte lang bestehende Selbstständigkeit eingebüßt, und an den Ländercomplex eben so eng und fest wie die andern Provinzen geschmiedet wurde. In einer Politik, die das unter ähnlichen Verhältnissen durchzusetzen versucht und vermag, ist ein Grad von Genialität, wenn auch zugleich inneres Verderben, das Alles, und am Ende sich selbst untergräbt und vernichtet. Und diese Politik hätte den Reichstag bestehen lassen sollen, der Institutionen für das Volk gegen die Tyrannei gründen wollte? Wie thöricht war's, das auch nur einen Augenblick vorauszusetzen! Wir zum Mindesten haben diesen Schritt als einen

folgerichtigen vorhergesehen und erwartet; wir haben schon im Dezember vorigen Jahres in diesen Blättern *) dem Reichstage seine Stellung und Bedeutung genau bezeichnet. Leider hatten wir Recht, als wir sagten **): „Der österreichische Reichstag als solcher ist todt; denn es besteht faktisch über ihm eine höhere Instanz. Und was ist eine Volksvertretung mit einer höheren Instanz?“ — und an einer andern Stelle ***):

„Die Versammlung in Kremsier ist nicht beschlußfähig, da man ihre Beschlüsse umstoßen kann, und sie nur dann eine Geltung haben, wenn sie zufällig mit dem allerhöchsten Willen übereinstimmen. Diese Versammlung besteht aus einer Anzahl terrorisirter Bürger, die dazu da sind, das Volk mit einem eiteln Gaukelspiel abzufinden. Für den Fall, daß diese Versammlung es wagen sollte, irgend ein Bischen Selbstständigkeit blicken zu lassen, wird sich wohl ein General Cordon finden, der den Abgeordneten wieder die Thüre des Sitzungssaales zuschlägt.“ Und statt des Generals hat sich indeß vielleicht blos ein Korporal gefunden. Wie verlautet, soll die Polizei in Kremsier die Auflösung des Reichstages durch Anschlagzettel bewerkstelligt haben.

Wir sprachen die Richtung der neugebornen Regierung noch deutlicher aus †): „Es giebt keinen österreichischen Reichstag. Es besteht eine, von den Volksvertretern unabhängige, unverantwortliche Staatsgewalt.

Von einem constitutionellen Oesterreich träumen die Thoren.

Die Dynastie hat den Constitutionalismus ausgestrichen, und die Alternative gestellt: ob Absolutismus, ob Republik.“

Der Absolutismus ist ganz fertig, die oktroyrte Verfassung ist Nichts, als die Verbriefung desselben, wie wir bei einer andern Gelegenheit auseinandersetzen werden.

Die Gründe, welche in dem kaiserlichen Manifeste vom 4. März für die Auflösung der Kammer angegeben, sind in der possirlich naiven Weise angegeben, die nicht einmal mehr die Form eines Rechtes ambitionirt, und ganz fest zum Theil auf die Dummheit, zum Theil auf die Ohnmacht des Volkes rechnet.

All den schonenden, anerkennenden, lobenden kaiserlichen Zuschriften von Olmütz zum Hohne, mit jener unverschämten gedächtnißlosen Hinwegsetzung über frühere Versicherungen und Zuerkennungen, wie sie den allerhöchsten Kabineten von jeher eigen gewesen, spricht dieses Manifest Vorwürfe und Anklagen gegen den Reichstag aus, die allen Grundes ermangeln, die durch vorhergegangene kaiserliche Reskripte Lügen gestraft worden, selbst durch die Worte, die der Kaiser Franz Joseph bei seinem Regierungsantritte zu der Deputation der Kammer gesprochen, und die ausdrücklichen Versicherungen des Ministeriums in der Kammer.

Nachdem das Manifest über die stattgehabten Verwirrungen und Kämpfe der letzten Zeit in Oesterreich sich ausgelassen, fährt es fort:

---

*) 1. Heft: der „österreichische Reichstag.“

**) S. 13. Zl. 4.

***) S. 13. Zl. 22.

†) S. 13—14.

„Mittlerweile berieth zu Kremsier der von Ferdinand I. berufene Reichstag eine Verfassung für einen Theil der Monarchie. Wir beschlossen — mit Hinblick auf die von ihm im Oktober eingenommenen, mit der unserem Hause (?) schuldigen Treue wenig vereinbaren Stellung — allerdings nicht ohne Bedenken (?), ihn mit der Fortführung jenes großen Werkes betraut zu lassen."

Wie ganz anders lauteten die frühern allerhöchsten Aeußerungen, welche Zufriedenheit mit den legalen, streng monarchischen Bemühungen des Reichstags im Oktober, gab sich früher kund, und plötzlich ist seine Stellung, die er im Oktober eingenommen, wenig vereinbar mit der dem kaiserlichen Hause schuldigen Treue. Wie sich die Begriffe nur so schnell ändern und drehen!

Die eigentliche Präsentation des neu geschaffenen Völkerglückes lautet:

„Eine Verfassung, welche nicht blos die in Kremsier vertretenen Länder; sondern das ganze Reich im Gesammtverbande umschließen soll, ist es, was die Völker Oesterreichs (?) in gerechter Ungeduld von uns (??) erwarten. Hierdurch ist das Verfassungswerk über die Gränzen des Berufes dieser Versammlung herausgetreten.

Wir haben daher beschlossen, für die Gesammtheit des Reiches Unsern (?) Völkern diejenigen Rechte, Freiheiten und politischen Institutionen aus freier Bewegung, und eigener kaiserlicher Macht zu verleihen (!!!), welche Unser erhabener Oheim und Vorfahr, Kaiser Ferdinand I., und wir selbst ihnen zugesagt, und die wir nach unserem besten Wissen und Gewissen als die heilsamsten und förderlichsten für das Wohl Oesterreichs erkannt haben."

Wer in diesem Erlasse ohne Bezugnahme auf den Inhalt der Verfassung nicht den ganzen Absolutismus erkennt, dem fehlt es an ehrlichem Willen oder an Einsicht.

Und welcher Vorwand wird eigentlich gebraucht, die constituirende Kammer aufzulösen? daß in ihr einige Provinzen nicht vertreten sind. Kann dadurch die Einräumung vom 15. Mai ungiltig gemacht werden, kann man den 15. Mai auflösen? „Ist das Verfassungswerk über die Gränzen des Berufs dieser Versammlung hinausgetreten," so könnte man diese constituirende Versammlung um die Vertretung der noch nicht vertretenen Provinzen vermehren. Ist das Verfassungswerk auf ein Mal dringend geworden, hätte man allerdings eine Verfassung oktroyren können, von welcher aber der vollständige constituirende Reichstag nicht präjudizirt werden durfte. Doch wozu Erörterungen, die ein Unrecht nachweisen, das so klar und handgreiflich.

Es war doch nur eine kurze Arbeit, und der Absolutismus in Oesterreich ist ganz fertig geworden.

Die Auflösung des Reichstages und die oktroyrte Verfassung in Oesterreich.

Jeder Sieg der österreichischen Waffen ist das Signal zur Vollbringung einer neuen dynastischen Perfidie, zu einer neuen Annäherung an den alten unverhüllten vormärzlichen Absolutismus. Der Sieg bei Custozza war das Signal zum schamlos ausgesprochenen, und mit Gewalt der Waffen ausgeführten Wortbruche der Regierung gegen Ungarn. Der Fall Wiens war das Signal zur unzweideutigen Rücknahme der Maierrungenschaften, zur Herstellung der Tabula rasa durch den Regierungswechsel, und zur unerhörtesten Militärdespotie. Der angebliche Sieg bei Copolna in Ungarn war das Signal zur Auflösung des Reichstages in Kremsier, und zur Herausgabe der im Mörosgewande schon im Verborgenen bereit gehaltenen oktroyrten Verfassung. Noch einige österreichisch kaiserliche Siege in Ungarn oder in Italien, und Oesterreich wird nach russischem Muster regiert werden. Wie weit die Verblendung, und das Verkennen der eigenen Interessen bei der Bourgeoisie in Wien geht, das beweis die freiwillige Beleuchtung der Stadt, und das Steigen der Course. Was ist durch diese oktroyrte Verfassung, deren ausführliche Kritik in dem nächsten Wochenhefte dieser Schrift gebracht werden soll, was ist durch sie in Aussicht gestellt? Vielleicht eine Verlängerung des provisorischen Zustandes, in welchem sich Oesterreich verblutet, auf einige Jahre hinaus, und hierdurch bedingte Vernichtung aller kleineren Besitzer, Professionisten und Handelsleute. Mehr als jemals muß dem prüfenden Politiker die Unhaltbarkeit des österreichischen Ländercomplexes ins Auge fallen, betrachtet er die ohnmächtigen Bestrebungen, welche sich in dem Inhalte dieser oktroyrten Verfassung kund geben. Die Nivellirungsidee, welche darin verwirklicht werden soll, ist die unglücklichste und unausführbarste, die gedacht werden kann. Nur sehr dünn und durchsichtig ist über das Mauerwerk des alten Metternich'schen Baues der constitutionelle Kalk gestrichen, und jenes schimmert überall ganz deutlich durch.

Sowohl die im Innersten gehegten Hoffnungen und Pläne der Slaven, als auch die Sympathien und Erwartungen der deutschen Oesterreicher, welche den Wunsch nach einem innigen Anschlusse an Deutschland nicht aufgeben werden, sind durch diese oktroyrte Verfassung vereitelt worden.

Wie sehr die österreichische Regierung von der Richtung, die sie nach dem März einzuschlagen gelobt hatte, abgewichen, wie sehr sie durch Wortbrüchigkeit jeden Anspruch auf Vertrauen, ja selbst auf Achtung verwirkt hat, das beweist der Umstand, daß der abgetretene Kaiser Ferdinand, wenn er es sich gegenwärtig beikommen ließe, wieder auf den Balkon am Josephsplatz zu treten, und die deutsche Trikolore zu schwingen, wie er es damals gethan, sogleich verhaftet würde. Die oktroyrte Verfassung nimmt von Deutschland nicht die geringste Notiz, uud der Gedanke eines Anschlusses an dasselbe ist somit ganz aus der Regierungspolitik weggestrichen worden. In Ungarn wird eine seit drei Jahrhunderten durch alle Könige beschworene Verfassung durch den achtzehnjährigen Oktroyrer

willkürlich umgestoßen, und dennoch wagt es dieser junge Landesvater, bei Gelegenheit seiner oktroyrten Verfassung die pragmatische Sanktion ausdrücklich zu erwähnen. Ueber das Schicksal Italiens enthält die Verfassung gar keine Bestimmungen, und die Militärgränze wird der absoluten Militärherrschaft vorbehalten. Es ist nicht leicht zu übersehen, daß die zukünftige Regierungsform Oesterreichs eine absolute, durch die Armee in Ausführung gebrachte sein soll. Ueber die Stärke der Letzteren, und über die Vermehrung oder Verminderung derselben enthält die oktroyrte Verfassung keinerlei Beschränkung der kaiserlichen Willkür, und andererseits wird ausdrücklich gesagt: „Die bewaffnete Macht ist wesentlich gehorchend.“ Ungarn und Italien werden nur durch diese wesentlich gehorchende Macht gewaltsam festgehalten werden können, und wenn die Unzufriedenheit, die sowohl durch die Wortbrüchigkeit der Regierung, als auch durch die mehr und mehr überhandnehmende Armuth der Gewerbsleute und kleineren Kaufleute, womit auch Arbeitslosigkeit Hand in Hand geht, in den andern Provinzen ebenfalls wieder zum Ausbruche kommt, so wird die Vergrößerung der Armee noch über den ungeheuren Stand von 700,000 Mann hinausgehen müssen. Auf welche Weise nun, bei der Nothwendigkeit einer so ungeheuren Kriegsmacht, der Staatshaushalt ohne direkten Eingriff der Regierung in die Taschen der Staatsbürger, geführt werden soll, dies gehört zu den unauflösbaren Problemen. Durch die gewaltsame Auflösung des Reichstages in Kremsier hat die Dynastie deutlich genug gezeigt, welches Gewicht sie auf die Heiligkeit der Volksvertretung legt; von Volkssouverainität gar nicht zu sprechen, die längst aus dem Wörterbuche der österreichischen Parlamentssprache gestrichen worden ist. Da nach dem Wortlaute der oktroyrten Verfassung der Reichstag erst dann einberufen werden soll, wenn die Landtage mit den Verfassungswerken für die einzelnen Länder fertig sind, inzwischen aber nach den bisher bestehenden Normen, d. h. ganz absolut in der Regierungsweise fortgefahren werden soll, so ist jedenfalls für die Befestigung und Organisation der absoluten Gewalt viel Zeit gewonnen; wenn auch das Jahr 1849 als dasjenige bezeichnet ist, in welchem die einzelnen Verfassungswerke beendigt werden sollen; denn Nichts ist wohl leichter, als das definitive Zustandekommen jener Verfassungen zu erschweren und hinauszuschieben. Ueberdies hat sich der Kaiser in der oktroyrten Verfassung ein Oberhaus stipulirt, das bei einem Census von 400 Fl. direkter Steuern, und den Nebenbestimmungen, welche beigefügt sind, jedenfalls eine Macht ist, auf welche er bei der Gesetzgebung um so erfolgreicher zählen kann, als ihm ja ohnehin auch das Veto vorbehalten ist. Endlich hat der Kaiser auch das Recht, den Reichstag entweder ganz, oder eine der beiden Kammern nach Belieben in jedem Augenblicke aufzulösen. In allen dringlichen Fällen, wo Gefahr im Verzuge wäre, hat er das Recht, provisorische Gesetze zu erlassen, welche erst dem nächstfolgenden Reichstage zur Bestätigung vorgelegt werden. Da alles Wichtige im Staate auch dringlich zu sein pflegt, so hat Oesterreich gegründete Hoffnung, sehr viel provisorische Gesetze zu bekommen. Fügen wir zu den in der oktroyrten Verfassung enthaltenen Bestimmungen noch die ergänzenden Momente hinzu, die vorläufig noch später zu erlassenden Gesetzen vorbehalten sind, wie z. B. die Beschränkungen der Volkswehr (welche in der oktroyrten Verfassung mit dem zweideutigen Worte Bürgerwehr bezeichnet ist), und die Beschränkung der Preßfreiheit, welche voraussichtlich die kühnsten Erwartungen übertreffen wird, so haben wir

Die Auflösung des Reichstages und die oktroyrte Verfassung in Oesterreich.

Jeder Sieg der österreichischen Waffen ist das Signal zur Vollbringung einer neuen dynastischen Perfidie, zu einer neuen Annäherung an den alten unverhüllten vormärzlichen Absolutismus. Der Sieg bei Custozza war das Signal zum schamlos ausgesprochenen, und mit Gewalt der Waffen ausgeführten Wortbruche der Regierung gegen Ungarn. Der Fall Wiens war das Signal zur unzweideutigen Rücknahme der Maierrungenschaften, zur Herstellung der Tabula rasa durch den Regierungswechsel, und zur unerhörtesten Militärdespotie. Der angebliche Sieg bei Copolna in Ungarn war das Signal zur Auflösung des Reichstages in Kremsier, und zur Herausgabe der im Mörosgewande schon im Verborgenen bereit gehaltenen oktroyrten Verfassung. Noch einige österreichisch kaiserliche Siege in Ungarn oder in Italien, und Oesterreich wird nach russischem Muster regiert werden. Wie weit die Verblendung, und das Verkennen der eigenen Interessen bei der Bourgeoisie in Wien geht, das bewies die freiwillige Beleuchtung der Stadt, und das Steigen der Course. Was ist durch diese oktroyrte Verfassung, deren ausführliche Kritik in dem nächsten Wochenhefte dieser Schrift gebracht werden soll, was ist durch sie in Aussicht gestellt? Vielleicht eine Verlängerung des provisorischen Zustandes, in welchem sich Oesterreich verblutet, auf einige Jahre hinaus, und hierdurch bedingte Vernichtung aller kleineren Besitzer, Professionisten und Handelsleute. Mehr als jemals muß dem prüfenden Politiker die Unhaltbarkeit des österreichischen Ländercomplexes ins Auge fallen, betrachtet er die ohnmächtigen Bestrebungen, welche sich in dem Inhalte dieser oktroyrten Verfassung kund geben. Die Nivellirungsidee, welche darin verwirklicht werden soll, ist die unglücklichste und unausführbarste, die gedacht werden kann. Nur sehr dünn und durchsichtig ist über das Mauerwerk des alten Metternich'schen Baues der constitutionelle Kalk gestrichen, und jenes schimmert überall ganz deutlich durch.

Sowohl die im Innersten gehegten Hoffnungen und Pläne der Slaven, als auch die Sympathien und Erwartungen der deutschen Oesterreicher, welche den Wunsch nach einem innigen Anschlusse an Deutschland nicht aufgeben werden, sind durch diese oktroyrte Verfassung vereitelt worden.

Wie sehr die österreichische Regierung von der Richtung, die sie nach dem März einzuschlagen gelobt hatte, abgewichen, wie sehr sie durch Wortbrüchigkeit jeden Anspruch auf Vertrauen, ja selbst auf Achtung verwirkt hat, das beweist der Umstand, daß der abgetretene Kaiser Ferdinand, wenn er es sich gegenwärtig beikommen ließe, wieder auf den Balkon am Josephsplatz zu treten, und die deutsche Trikolore zu schwingen, wie er es damals gethan, sogleich verhaftet würde. Die oktroyrte Verfassung nimmt von Deutschland nicht die geringste Notiz, uud der Gedanke eines Anschlusses an dasselbe ist somit ganz aus der Regierungspolitik weggestrichen worden. In Ungarn wird eine seit drei Jahrhunderten durch alle Könige beschworene Verfassung durch den achtzehnjährigen Oktroyrer

willkürlich umgestoßen, und dennoch wagt es dieser junge Landesvater, bei Gelegenheit seiner oktroyrten Verfassung die pragmatische Sanktion ausdrücklich zu erwähnen. Ueber das Schicksal Italiens enthält die Verfassung gar keine Bestimmungen, und die Militärgränze wird der absoluten Militärherrschaft vorbehalten. Es ist nicht leicht zu übersehen, daß die zukünftige Regierungsform Oesterreichs eine absolute, durch die Armee in Ausführung gebrachte sein soll. Ueber die Stärke der Letzteren, und über die Vermehrung oder Verminderung derselben enthält die oktroyrte Verfassung keinerlei Beschränkung der kaiserlichen Willkür, und andererseits wird ausdrücklich gesagt: „Die bewaffnete Macht ist wesentlich gehorchend." Ungarn und Italien werden nur durch diese wesentlich gehorchende Macht gewaltsam festgehalten werden können, und wenn die Unzufriedenheit, die sowohl durch die Wortbrüchigkeit der Regierung, als auch durch die mehr und mehr überhandnehmende Armuth der Gewerbsleute und kleineren Kaufleute, womit auch Arbeitslosigkeit Hand in Hand geht, in den andern Provinzen ebenfalls wieder zum Ausbruche kommt, so wird die Vergrößerung der Armee noch über den ungeheuren Stand von 700,000 Mann hinausgehen müssen. Auf welche Weise nun, bei der Nothwendigkeit einer so ungeheuren Kriegsmacht, der Staatshaushalt ohne direkten Eingriff der Regierung in die Taschen der Staatsbürger, geführt werden soll, dies gehört zu den unauflösbaren Problemen. Durch die gewaltsame Auflösung des Reichstages in Kremsier hat die Dynastie deutlich genug gezeigt, welches Gewicht sie auf die Heiligkeit der Volksvertretung legt; von Volkssouverainität gar nicht zu sprechen, die längst aus dem Wörterbuche der österreichischen Parlamentssprache gestrichen worden ist. Da nach dem Wortlaute der oktroyrten Verfassung der Reichstag erst dann einberufen werden soll, wenn die Landtage mit den Verfassungswerken für die einzelnen Länder fertig sind, inzwischen aber nach den bisher bestehenden Normen, d. h. ganz absolut in der Regierungsweise fortgefahren werden soll, so ist jedenfalls für die Befestigung und Organisation der absoluten Gewalt viel Zeit gewonnen; wenn auch das Jahr 1849 als dasjenige bezeichnet ist, in welchem die einzelnen Verfassungswerke beendigt werden sollen; denn Nichts ist wohl leichter, als das definitive Zustandekommen jener Verfassungen zu erschweren und hinauszuschieben. Ueberdies hat sich der Kaiser in der oktroyrten Verfassung ein Oberhaus stipulirt, das bei einem Census von 400 Fl. direkter Steuern, und den Nebenbestimmungen, welche beigefügt sind, jedenfalls eine Macht ist, auf welche er bei der Gesetzgebung um so erfolgreicher zählen kann, als ihm ja ohnehin auch das Veto vorbehalten ist. Endlich hat der Kaiser auch das Recht, den Reichstag entweder ganz, oder eine der beiden Kammern nach Belieben in jedem Augenblicke aufzulösen. In allen dringlichen Fällen, wo Gefahr im Verzuge wäre, hat er das Recht, provisorische Gesetze zu erlassen, welche erst dem nächstfolgenden Reichstage zur Bestätigung vorgelegt werden. Da alles Wichtige im Staate auch dringlich zu sein pflegt, so hat Oesterreich gegründete Hoffnung, sehr viel provisorische Gesetze zu bekommen. Fügen wir zu den in der oktroyrten Verfassung enthaltenen Bestimmungen noch die ergänzenden Momente hinzu, die vorläufig noch später zu erlassenden Gesetzen vorbehalten sind, wie z. B. die Beschränkungen der Volkswehr (welche in der oktroyrten Verfassung mit dem zweideutigen Worte Bürgerwehr bezeichnet ist), und die Beschränkung der Preßfreiheit, welche voraussichtlich die kühnsten Erwartungen übertreffen wird, so haben wir

Geschichte im schauerlichen Gemälde einer fünfzehnhundertjährigen Barbarei, die ich hier nicht erst auszumalen brauche, da Sie geschichtkundig sind und Ritter und Pfaffen kennen, die Folgen jenes inhaltschweren: Alea jacta est! —

Ja! die bewaffnete Macht war von da an mit ihrem Cäsar die vollziehende Gewalt, welche nur zu bald die gesetzgebende wurde! Es sind bedeutungsvolle Vorbilder dessen, was die Folge Ihrer Adresse sein wird, wenn ich an Ihre Kroaten denke! Herrschten nicht illyrische Legionen mit illyrischen Bauern im Purpur zu Rom wie in Constantinopel?

Sie haben es nun Europa gesagt, Herr Graf! Von nun an ist die bewaffnete Macht ein Theil der vollziehenden Gewalt, auch **ausgesprochen**, nachdem sie es leider, wie wir aus den Trümmern unserer geplünderten Hauptstädte ersehen, seit einem Jahrhunderte de facto war!

Da nun das Wort gesprochen ist, und 3 Millionen Bajonnette mit einer Million Kanonenkugeln Nachdruck geben, so wird Ihre Adresse, Herr Graf, dadurch ein welthistorisches Aktenstück, und das Regulativ der Geschichte des nächsten Jahrzehens, oder wenn Gott, die Menschheit strafend, dem Bajonnet den Sieg verleiht, der nächsten Jahrhunderte sein!

Allein, erlauben Sie, Herr Graf, auch mir eine geschichtliche Bemerkung. Das römische Reich verdankte der exekutiven Gewalt seiner Soldaten weder sein Feststehen noch sein Werden, sondern — seinen Untergang. — Es war durch freier Bürger Tapferkeit, die, nachdem sie den Feind geschlagen, waffenlos in Rom ihre Triumphe feierten, groß geworden, und war in dem Momente verloren, als der erste Imperator plündernd und verwüstend die Hauptstadt betrat!

Herr Graf! Sie sind Held, und nur eine gemeine Seele könnte Ihren Talenten und Ihrem Charakter Anerkennung versagen. Allein Sie haben durch Ihre drohende Adresse der ganzen Menschheit den Krieg erklärt.

Nimmer kann der Regent, der Staatsmann, der Bürger anerkennen, daß der Soldat ein Theil der vollziehenden Gewalt sei, und dem Regenten sein Blut und seine Tapferkeit gegen sein eigenes Volk anbieten darf! — Jede Handerhebung des Militärs gegen das Volk, dessen Kinder, Beschützer, Pfleglinge sie sind, ist Hochverrath!

Der Kampf des Bürgerthums mit der Uniform wird und muß nun in einem schrecklichen Kampfe beginnen! — Ich beschuldige Sie nicht greiser Prophet! Sie haben uns die Parole gegeben, die Gottes strafende Allgewalt Sie aussprechen ließ!

Die Thatsache ist aber da! Danken wir Gott, daß wir alt genug sind, um die Erfüllung, sie falle wie sie wolle, nicht anschauen zu müssen.

Die italienische Armee hat eherne Worte in einer ehrfurchtsvollen Adresse ausgesprochen!

Sie erklären den arrogirten Antheil an der vollziehenden Gewalt behaupten, und die Verfassung, welche Se. Majestät bestätigen würden, bis zum letzten Blutstropfen vertheidigen zu wollen. Ich zweifle weder an der Aufrichtigkeit noch Ausführung des Versprechens; besonders da ja auch die vollziehende Gewalt Rußlands sich mit der vollziehenden Gewalt Oesterreichs zu vereinigen und sich wechselseitig zu helfen bereit sind.

Was jedoch die Folgen dieses Systems sein müssen, ist leicht zu schließen; und Rom, das Sie, Herr Graf, so gut studirt haben, beweist es am Auffallendsten, wenn die in unsern Tagen zum Schrecken der Welt herangewachsene Militärmacht ein Theil der die Gesetze vollziehenden Gewalt geworden ist. — Der Antheil, den sie an der Vollzugsgewalt nimmt, wird nur zu bald das Löwentheil sein! und nach Ihrer Adresse ist er es bereits! — Der Monarch wird, wie in Rom geschah, die Puppe, und am Ende jeder kluge Heerführer Monarch! — Mit einem Worte, von dem Tage an, von welchem Ihre allerunterthänigste Ergebenheitsadresse datirt ist, hat in Europa des Gesetzes Kraft aufgehört, der Soldat ist Herr und das Schwert regiert. Vergebens wollen wir uns länger täuschen, Herr Graf, Europa ist im Belagerungszustande, und das Schwert ist Gesetz!

Es ist gut, daß unser Verhältniß zu einander klar ist!

Die Kleinlichkeit, womit die unerfahrenen Gesetzgeber in Kremsier Sie bestechen wollten, hat Sie, Herr Graf, billig empört! — Wer in Europa fühlt es nicht, mit welchem würdevollen Irrthume Sie mit Ihren Kriegern den parlamentarischen Schwätzern und Rabbulisten gegenüberstehen, die nur eine ekelerregende Carricatur eines römischen Senats aus der Zeit der von Ihnen so gut gekannten Republik vorstellen.

Allein, lieber Herr Graf! so wenig Aehnlichkeit ich zwischen dem Reichstage in Kremsier und dem römischen Senate, der den Gesandten des Pyrrhus antwortet, finde, so wenig er dem Senate gleicht, der dem bei Cannä geschlagenen Consul entgegengeht, eben so wenige Aehnlichkeit ist zwischen jenen Consuln Roms und ihren tapfern Legionen, und Ihnen, Herr Graf, und Ihren Soldaten!

Jenen bei Cannä Gefallenen stand der Afrikaner Hannibal gegenüber, der im blinden Römerhasse erzogen, den Untergang Roms geschworen, und mit Söldnern, die er aus aller Welt zusammengeworben, und die kein Vaterland hatten, also zu allen Handlungen, die ihr Heerführer befahl, willenlos bereit waren, in das Vaterland (wie jetzt die Russen in Siebenbürgen) eingebrochen und Rom zu vernichten gekommen waren. Varro kannte seine Mitbürger; in jeder Brust lebte Freiheit und Vaterland, darum verzagte er nach der Schlacht bei Cannä nicht; und der Tag bei Zama in Afrika bewies, daß der einfache Bürgermeister Roms sich nicht verrechnet hatte!

Allein, Herr Graf, ist das Ihr Fall, daß Sie Ovationen von uns verlangen?

Hätten Sie, Herr Graf, mit unsern wackern Kindern, die wir Ihnen anvertraut haben, die Russen bei Kustensche geschlagen, sie über den Dnieper gejagt, die Donaumündungen, das alte Eigenthum Ihres Vaterlandes, dem Lande, welchem sie Metternichs Unbegreiflichkeit entfremdet hat, zurückgegeben! Hätten Sie Ihr Vaterland von eingedrungenen Barbaren befreit! O, Herr Graf, seien Sie versichert, seid versichert ihr tapfern Männer am Po, Ihr solltet Euch über unsere Gleichgiltigkeit nicht zu beklagen haben! Das ganze Vaterland hätte Euch jubelnd gedankt; mit unserm Herzblute hätten wir den Lorbeer gedüngt, mit unsern Dankesthränen groß gezogen, damit unsere schönsten Töchter Eure Stirne bekränzten!

Aber was fordert Ihr Männer am Po und an der Theiß? — Seht an Eure siegreichen Schwerter, sie sind roth vom Blute, von welchem Blute? — von Rebellenblut, sagt Ihr! — Wohlan, es sei. — Da Ihr aber so gut in der Geschichte bewandert seid,

ist der ganze Senat auch dem Besieger eines Catilina oder Lentorius, die doch in der That Rebellen waren, entgegen gegangen? Oder wurde nach Besiegung des Marius und nach den Metzeleien Sulla's in Rom etwa ad omnia pulvinaria angebetet? — Oder sind wir wirklich schon so tief entwürdigt, daß wir für die Zusammenschießung unserer Hauptstädte, für die an uns verübten Plünderungen, für die Zerstörung unsers häuslichen Lebens, für die Schändung unserer Weiber und Kinder, für die Verbannung unserer edelsten Geister, für die Ermordungen unserer Deputirten, für die Vernichtung unserer 1000jährigen Verfassungen, für die schweren Kerker, in denen unsere Mitbürger gefoltert werden, und für alles das Elend, welches Ihr dadurch, daß Ihr, unsere Kinder, aus Vertheidigern des Vaterlandes gegen auswärtige Feinde, Euch zur vollziehenden Gewalt erhoben habt, — noch danken sollen? Wir sollen Euch für Vater- und Muttermord Lorbeeren flechten? Unsere Töchter sollen das Schwert der Helden küssen, von dem das Blut ihrer Väter und Brüder herabträufelt?! —

Diese Forderung, Herr Graf, ist doch zu naiv! Das zertretene Paradies der Lombardei; das durch drei Jahrhunderte gemißhandelte, mit Blut und Verheerung heimgesuchte Ungarn, das unglückliche Gallizien, das zertrümmerte Prag, das zerschossene und geplünderte Wien, die von unsern eignen Kindern und Brüdern verwüsteten vaterländischen Fluren, haben freilich den Zorn der Verwüster höchlich verschuldet, daß sie die Todtenschädel ihrer erschlagenen Mitbürger nicht als Transparente auf den Brandstätten und Leichenhügeln illuminiren, um die herrlichen Vaterlandshelden zu feiern, durch welche Se. Majestät der allergnädigste Herrscher von Gottes Gnaden, Eide und Verträge mit Füßen tretend, so herrliche Siege zu vollbringen geruhten! —

Herr Graf, haben Sie und Ihre Helden dies wirklich bedacht? — Nein! zur Ehre der Menschheit nein! Es ist Irrthum, es ist soldatischer Kastengeist, der Sie ein so arges Memento geben ließ! Herr Graf! Das ganze Weh der Menschheit beugt mich nieder, indem der Jammer der Welt, den stehende Heere über dieselbe brachten, mir diesen tiefen Wehelaut aus dem Herzen preßt! Gott! Gott! wohin sind wir gerathen! Vater der Menschheit, erbarme dich!

Sie und Ihre Tapfern sind von den schrecklichen Vorurtheilen Ihres Standes geblendet, und erkennen im schrecklichsten Irrthume Ihres Gewerbes nicht den Hochverrath am Vaterlande, nicht die Sünde an der Menschheit!

Sie haben durch Ihre Adresse den Stab über Ihren Stand gebrochen.

Sie haben Rebellen bekämpft! wohlan, es sei! Ich könnte fragen: sind denn die Ungarn auch Rebellen? Haben Sie die Leiden untersucht, welche die Völker nach Ihrer Ansicht zu Rebellen machen? Oder sind Sie nur blinde Werkzeuge eines Monarchen, dessen Willen Sie unbedingt gehorchen? Sie nennen sich vollziehende Gewalt! Wohlan, untersuchen, oder dürfen Sie nicht untersuchen, was Sie vollziehen? — Sie unterstützen einen Cäsar im Julius, zugegeben! Haben Sie aber, ich frage den Soldaten im absoluten Sinne, einen Caligula in seinem Wahnsinne weniger unterstützt? Einen Domitian weniger als einen Titus? Wenn sich die Fürsten nicht auf die Hunderttausende ihrer Bajonnette stützen könnten, wäre ein Louis XIV., ein Napoleon gewesen? Wäre jetzt

wohl das Elend vorhanden, welches die ganze Menschheit zur Rebellion gegen seine Unterdrücker aufruft? —

Fürsten Europa's! Es ist ausgesprochen! Eure Soldaten sind die vollziehende Gewalt! Sie tragen Euch hinfort über Eide, Verträge, Pflichten und Fürstenwort auf ihren Bajonnetten hinweg! — — so lange Ihr im Stande seid, ihren Ansprüchen zu willfahren! — Aber schon jetzt verzehrt das Heer Eurer Söldlinge; denn der Soldat will nicht mehr Kind des Vaterlandes sein, er haßt Vater, Mutter, Schwester, Bruder, sobald er die Uniform am Leibe hat; schon jetzt erdrücken Euch Staatsschulden, welche stehende Heere verschlungen haben! — In ganz Europa eilt die Jugend zu den Fahnen, und vielleicht, wenn die Völker wahnsinnig genug sind, auch ferner ihre Kinder herzugeben, stehen in drei Monaten vier Millionen Bewaffnete da! — Was wird geschehen, wenn Ihr Fürsten die Ansprüche des Militärs nicht mehr befriedigen könnt? — Wer stützt Euch Fürsten gegen Sie??! — Völker! Eure Kinder stehen bewaffnet und erbarmungslos Euch gegenüber! Sie erklären, bis auf den letzten Blutstropfen den Fürsten ergeben, ihre Beschlüsse vollziehen zu wollen. Mit Grimm und Zorn schelten sie das Volk und seine Vertreter, welche für die Verwüstung des Vaterlandes Dank und Lorbeer zu spenden sich weigern! —

So steht es also, heldenmüthiger Herr Graf! Ich will schließen! Sie haben die Kriegserklärung der Soldateska gegen die Menschheit, von der Sie sich losgesagt, ausgesprochen. Sie haben dem Soldaten nicht mehr als Beschützer des Vaterlandes gegen auswärtige Feinde, sondern als Vollzieher des Gesetzes im Staate selbst, seine Stellung angewiesen; und Ihr unüberwindlicher Degen, weiß solchen Worten Nachdruck zu geben! Frankreichs Revolutionen und Regierungen, geben Europa seine Zukunft kund!

Von nun an herrscht das Schwert des Soldaten in den Staaten. Der Kampf zwischen Völkern und stehenden Heeren beginnt, denn beide können nebeneinander nicht mehr bestehen. Sie, Herr Graf, haben diese Kriegserklärung, schwarz auf weiß, niedergeschrieben. Sie sind über den Rubicon: Alea jacta est — die arme Menschheit nimmt den ihr hingeworfenen Handschuh auf, muß ihn aufnehmen! Wer wird es erleben, daß ein Patriot mit besserm Erfolge als Cicero wird sagen können: Cedant arma togae!? Die nächste Generation schwerlich! Der Soldat ist Herrscher geworden! Wehe den jetzt lebenden Geschlechtern Europa's! — Mögen wenigstens die Senate unserer Enkel so glücklich sein, wenn auch nach einer Schlacht bei Canná, wieder einen Bürgerconsul belorbeeren zu können, der am Vaterlande nicht desperirt! —

Heldenmüthiger Herr Graf rc. rc.

Ihr

Sie beklagender Verehrer

Romanus.

La banque du peuple von Proudhon.

I.

Dieses Institut ist ein Gedanke des Socialisten Proudhon. Es ist noch mit seiner Entstehung beschäftigt, und seine Wirksamkeit hat noch nicht begonnen, es sei denn, daß es Gegner erzeugt, die bald ihm unmittelbar, bald der Absicht und dem Prinzip gelten, Gegner, die bald der Unverstand, bald das Interesse beherrscht. Es ist eine neue Sache, und sie findet Spötter, weil sie klein ist in ihrem Anfange, sie findet bittere Feinde, eben weil sie feindlich auftritt gegen die Feinde der Gesellschaft, und weil sie endlich eben ganz neu ist, weil sie, obschon einfach in ihrem Grundgedanken, von Vielen gar nicht verstanden, von Vielen, was noch ärger ist, mißverstanden wird. Wo gab es etwas Kleineres in seinem Beginn, und Größeres in seiner Entwickelung und Vollendung als Rom? Und doch wollten die sogenannten honeten Leute der sich damals schon civilisirt dünkenden Welt Nichts wissen von dem neuen Romulusstaat, bis er die ganze Vergangenheit zu bezwingen, und die bereits abgelaufene Weltgeschichte zu verschlingen begonnen. War Rom eine geschichtliche Nothwendigkeit? Keiner zweifelt daran, auch die Reformation war eine Nothwendigkeit, auch der Socialismus ist eine Nothwendigeit. Martin Luther befreite die Welt von der verdummenden Herrschaft der Priester, Proudhon wird sie von der ausplündernden Herrschaft der Reichen befreien. Martin Luther legte Protest ein gegen das Kapitol, Proudhon legt Protest ein gegen das Kapital. Martin Luther rief: „und das Wort sie sollen lassen stahn," Proudhon ruft: „und die Arbeit sie sollen lassen stahn." Ob ich aber auch einen schlagenden Beweis habe für die Nothwendigkeit des Socialismus im geschichtlichen Sinne des Wortes, Nothwendigkeit? — Der gallische Hahn hat schon dreimal gekräht, und jedesmal ließ er einen Nachklang hören, darum kann man nicht zweifeln, daß dieser unzertrennbar mit zum lauten Hahnenruf gehört. Der gallische Hahn hat gekrähet um die Mitternachtszeit des Jahres 1789, das Volk wurde geweckt, es hörte noch den Nachklang: Babeuf, und schlief wieder ein. Der gallische Hahn hat zum zweiten Male gekräht im Jahre 1830 zwischen Mitternacht und Tagesanbruch, das Volk wurde wieder geweckt, es hörte noch den Nachklang: St. Simon und Fourier, und schlief wieder ein. Der gallische Hahn hat endlich zum dritten Mal im Februar 1848 beim Tagesanbruch gekräht, das Volk wurde wieder geweckt, es hörte noch den Nachklang: Proudhon, und — wird es wieder einschlafen? Diesmal nicht mehr, denn es ist bereits lichter Tag geworden, und das Volk ist schon sehr hungrig, und will überdieß das Licht genießen. Nicht wahr, das ist etwas mehr als zufälliges Zusammenfinden? — Bevor ich von dem eigentlichen Wesen der „banque du peuple" spreche, muß ich noch eines Einwurfes erwähnen, der gegen sie gemacht wird, der aber nur dazu dienen kann, und speziell nur dazu gedient hat, den nächsten Zweck der „banque du peuple" besser erfassen, und ihre eigentliche Bedeutung genauer abschätzen zu können. Man sagt, die „banque du peuple" ist ein Experiment, und es

sei gefährlich, mit der ganzen Gesellschaft zu experimentiren. Hat man aber, frage ich, nicht einmal die Idee erfaßt, die Kraft des Dampfes für auszuführende Bewegungen zu Wasser und zu Lande zu benützen? Was that Derjenige, welcher mit der Theorie der Dampfkraft bereits im Reinen war? Er hat nicht sein ganzes Vermögen zum Baue eines großen Dampfbootes verwendet, und sich auf demselben mit seiner ganzen Familie, und tausend von den Menschen mit ihren Habseligkeiten den Wellen des Weltmeeres Preis gegeben, um irgend eine beabsichtigte Reise zu machen. So unbestreitbar seine Theorie gewesen, so wollte er sie doch zuerst an einem Experiment prüfen, ehe er sie zur eigentlichen Nutzanwendung ausführen durfte. Das ist der allgemeine Gang, und zwischen dem physikalischen Lehrsatz, und der bereits im Dienste der Industrie arbeitenden Maschine, steht das Laboratorium des Physikers, wo die Theorie zuerst ihre praktische Prüfung macht. Wem wollte aber einfallen zu glauben, daß man mit dem kleinen, aus steifem Papier und schwachen Stäbchen zusammengesetzten, in einer Wasserwanne herumspielenden Embrional-dampfschiffchen das Weltmeer zu befahren, und beide Hemisphären miteinander in Communication zu setzen beabsichtige? Oder wem fällt es ein, den Globus für die Erde zu halten? Ganz so muß man es mit der „banque du peuple“ nehmen. Auch Proudhon ist überzeugt, daß er mit seiner „banque“ nicht die Welt befreie, nicht das Kapital, das Erbübel besiegen, das heißt unmittelbar besiegen werde, sondern er will eben in seinem Institut nur ein Experiment vor dem Publikum ausführen, das wie jedes andere Experiment nur den Zweck hat, einmal den theoretischen abstrakten Lehrsatz begreiflicher und zugänglicher zu machen, dann aber auch, um bei der eigentlichen Zweckanwendung nicht mehr zu riskiren, nachdem man im Experiment sich die gehörige Garantie verschafft. Die Theorie, auf welche sich die experimentelle „banque du peuple“ stützt, ist ruhig und in sich wahr, es leidet darin keinen Zweifel, daß das Experiment gelingen, und die „banque“ als solche ihre Dienste leisten wird, sowohl zur vollkommenen Beruhigung der Experimentirenden, als auch zur Aufklärung und zur Belehrung der großen Masse des Publikums, dem der abstrakte Satz unzugänglich bleibt, das Experiment aber zur Handhabe des abstrakten Satzes dient. Ist das Experiment ausgeführt, ist es vom ganzen Volke gesehen, und in seiner innern Wahrheit begriffen worden, dann erst ist es Zeit, alle Konsequenzen jener innern Wahrheit zu verfolgen, sie in großem Maßstabe zum praktischen Gebrauche auszuführen, und den Socialismus, der jetzt nur erst als Doktrin besteht, ins Sociale zu übersetzen; zwischen dem Socialismus als Schule, und dem Socialismus als wirklich ins Leben getretene völlige Gleichheit der Menschheit in ihrer Berechtigung zum Lebensgenuß steht die „banque du peuple,“ und so wie es befangene Neulinge giebt, welche bei dem Anblicke eines selbst gut gelungenen physikalischen Experiments ungläubig die Achsel zucken, wenn man davon spricht, daß dieses seine Anwendung im Großen finden werde, eben so giebts Leute, welche über die „banque du peuple“ die Achsel zucken, und sie dadurch anzugreifen glauben, daß sie sie ein bloßes Experiment nennen.

Josef Hrezka.

(Schluß folgt.)

Briefe.

I.

Wien, den 16. März 1849.

An Hofbuchhändler Rohrmann kam neulich ein Packet aus Leipzig im Mauthgebäude an, und der Visitator entdeckte oben drauf ein vollständiges Exemplar der Wiener Boten. Wie zeigte da die Polzeiseele ihren loyalen Eifer. „Verboten," rief sie, „verboten seit ihrer Geburt, und dennoch wagt so ein Hund, ein ganzes Exemplar zu bestellen — man hole den unglücklichen Buchhändler, der sich mißbrauchen ließ, man überliefere ihn sogleich dem Kriegsgericht, man fordere die Adresse, und behandle diesen Schuft standrechtlich!" In diesem Augenblicke tritt Rohrmann ein. „Er ist ein Arrestant," rief der Visitator ihm zu, „er wird sogleich vors Kriegsgericht geführt, er wird zweimal verurtheilt, weil er sich gegen seine Pflicht als Staatsbürger, und gegen seine Würde als Hofbuchhändler vergangen, das Erstere wird ihm vielleicht noch verziehen, wenn er den Hallunken, den niederträchtigen Schuft sogleich nennt, der dieses Blatt des Verrathes bestellt," und so ging es fort im Style der legitimen Grobheit Wort auf Wort, und jedes Wort ein Schimpf. Rohrmann ließ die Caskade über sich wegdonnern, während er ruhig einen Zettel aus der Brieftasche zog, auf welchem geschrieben stand:

In einem Packete an Herrn Hofbuchhändler Rohrmann erwarte ich ein Exemplar der Wiener Boten, das sogleich dem Herrn Rohrmann auszuliefern ist. Welden.

Wie veränderte sich da der Visitator, wie zog sich da sein Lästermaul von unten nach oben, wie bog sich sein Rückenwirbel zum Halbkreis, wie biß man sich in die Lippen um ihn her! Er hatte den Schuft.

Welden hat inzwischen die Wiener Boten gelesen, und theilt die Ansicht Ihres Correspondenten über Herrn von Buffa, dessen Einfluß nun unter Null steht, wofür wir Ihnen Alle sehr dankbar sind. — Doch was sollen Buffa's, Visitatoren und anderes Gesindel, was ist diese ganze Gesellschaft gegen unsere neuesten Ereignisse! Seitdem ich Ihnen zuletzt geschrieben, bin ich ein unauflösbarer Oesterreicher geworden, mein schönes Vaterland hat eine Constitution, und Männer, sagt die südslavische Zeitung, wagten dem Volke gegen die ihm gegebenen Versprechen, wagten gegen seinen Willen ihm eine Ver ssung aufzudringen.

Die Constitution ist bereits in Ihren Händen, — wie sie aufgenommen wurde, das bedarf keiner Beschreibung. So hirnverbrannt unsere Schwarzgelben sind, daß sie sich über solch' eine Verfassung freuen, ist doch gegen ihre Menschennatur. Zwar wurde auf Befehl beleuchtet, und auf Befehl ein Gottesdienst gehalten, und wie es bei einer solchen Verfassung nöthig ist, donnerten auch die Kanonen ihr Dasein, gefreut hat sich aber Niemand, als einige Aristokraten, die ihren Adel nicht entbehren können, weil sie sonst weniger

wären, als unsere fleißigen Proletarier, und einige Dutzend Offiziere, die jetzt Aussicht auf Avancement haben, weil es nicht möglich ist, daß es bei einer solchen Verfassung ruhig bleibt, und weil der dynastische Ehrgeiz unbeschränkt ist in seiner Lust zum Kriege! Die Verfassung ist so, daß Nichts mit Gewißheit daraus zu ersehen ist, als daß der Kaiser und seine Minister thun können, was sie wollen. Von Deutschland ist keine Spur darin, von Volksvertretung keine Rede, diese Verfassung ist eine Revolution gegen das deutsche Parlament, eine Revolution gegen die Zusagen des Kaisers Ferdinand, eine Revolution gegen den Geist der Zeit. Oder soll das Volksvertretung sein, daß auf 600 Seelen ein Wähler trifft, daß auf 15,000 Seelen erst einer trifft, der sich ins Oberhaus eignet? Soll das Gesetzgebung im Vereine mit dem Volke sein, wenn im Unterhaus 360 einstimmig beschließen, und die absolute Majorität der Hälfte des Oberhauses, d. h. 46 den Beschluß verwerfen können, daß, was beide Häuser vereint beschließen, von dem Kaiser nicht nur ein- oder zweimal, nein, immer verworfen werden darf!! Das Ministerium hat sich jedenfalls um die Demokratie wohlverdient gemacht, sie hätte nie das Volk von der Gerechtigkeit des Mißtrauens so überzeugen können, wie diese oktroyrte Verfassung es gethan. Wenn noch ein Zweifel übrig geblieben wäre, die Maßregeln, welche mit nach der Oktroyrung stattgefunden, würden ihn zerstört haben. Am Tage, wo sie gegeben wurde, erschien auch ein Gesetz über die Ablösung der bäuerlichen Lasten — der Bauer muß noch dafür bezahlen, daß er früher bestohlen wurde, und zwar muß er so viel bezahlen, daß die Meisten durch Exekution ihren Besitz verlieren werden, dies scheint auch in der Absicht des Gesetzes — man will Landowners und Labourers, Lords und Proletarier, der Mittelstand hat die Revolution gemacht, man muß ihn vermindern. Am Tage, wo die Constitution veröffentlicht wurde, wies man ohne Recht und Urtheil einen Redakteur aus Olmütz aus, und man führte mehre Deputirte mit Gewalt von Kremsier in das Bereich des Ausnahmzustandes, man entzog sie ihrem ordentlichen Richter, um sie vor einen außerordentlichen, vor einen unverantwortlichen, vor einen parteiischen zu stellen. Noch mehr geschah seitdem: Am 13. März waren einige hundert Herren und Damen in der Stephanskirche, den Gefallenen des vorigen März ein stilles Gebet zu widmen. Plötlich drangen durch alle Thüren Soldaten ein — wer dunkle Kleider trug, wurde arretirt — der Gottesdienst verboten! und die Schmuzblätter der Regierung kündigten Abends an, man habe eine Demonstration beseitiget. Am gleichen Abend wurden einige Vorstädte beleuchtet — der Commandant äußerte, daß er die Beleuchtung nicht verhindern, daß er aber auch nicht abwehren lassen wolle: wenn die Gutgesinnten die Fenster einwerfen. Wahrscheinlich um jeden Anlaß zu benützen, das Publikum sobald als möglich von der Art zu überzeugen, wie künftig die Constitution verstanden werden soll, ist bereits ein neues Preßgesetz unter der Presse, welches je nach der Größe des Journales und dem Orte, wo es erscheint, 10 und 5000, 6 und 3000, 4 und 2000 Gulden Caution feststellt, und für Preßvergehen bis zu 10 Jahren Kerker bestimmt, es auch der Wahl des Staatsanwaltes überläßt, ob die Jury — zu welcher übrigens ein Census nur etwa 1 aus 10,000 Bürgern befähigen soll, öffentlich oder im Geheimen urtheilt.

Die Constitution spricht nur von repressiven Maßregeln gegen die Presse. Ist eine Caution aber nicht präventiv?

Wenn man von jedem Staatsbürger eine Sicherstellung fordern wollte, daß er nicht stehle — würde dies als repressiv oder präventiv Maßregel betrachtet? Die Caution ist nicht nur präventiv wie die Censur, die das sogenannte Gefährliche unterdrückt, sondern sie ist präventiv in einem viel höheren Grade, indem sie die Thätigkeit von tausend Federn gänzlich unterdrückt, indem sie auch den Gebrauch der Presse nur zu einem Genusse der Besitzenden machen will. Kann ein ehrlicher Mensch unsere Verfassung anders, als schlecht heißen, und wer verbürgt uns, daß dies nicht als ein Versuch zum Umsturz der Verfassung, als ein Hochverrath erklärt, und die Caution, die wir heute erlegen, in den nächsten 14 Tagen verschlungen, und der Patriot zu den Andern gesteckt wird, welche auf die Festung begnadiget sind!? —

Daß ein Ministerium, welches solche Verfassungen giebt, und solche Gesetzentwürfe macht, nicht lange dauern kann, scheinen selbst seine Mitglieder zu fühlen — sie beeilen sich wenigstens, ihr Schäfchen ins Trockene zu bringen, und Herr Bach wird schon nächster Tage in den G r a f e n s t a n d erhoben werden. Vielleicht wird dagegen ein anderer Graf in den Bürgerstand degradirt. Heute wird von einem Ministerwechsel gesprochen. Schmerling soll statt Stadion, Colloredo statt Schwarzenberg eintreten, was von Schmerling, dem Erfinder des Belagerungszustandes in Deutschland, zu erwarten ist, bedarf keines Propheten. Der Mann kroch vor Metternich, bis Metternich gefallen war, er sog an dem deutschen Parlamente, bis er es untergraben hatte, er nannte sich in derselben Woche hier ein Oesterreicher über Alles, und in Frankfurt ein Deutscher über Alles, — er wurde hier empfangen ungefähr wie die oktroyrte Verfassung, und er erzählte in Frankfurt, mit Jubel wäre er begrüßt worden, er, er allein hatte Robert Blum als den Einen bezeichnet, den Windischgrätz ungestraft opfern dürfte, — er hat die Noten hervorgerufen, mit welchen sich jetzt die österreichische Regierung lächerlich und verabscheut macht. Nehmen Sie Alles, was jetzt von der oktroyrten Regierung oder von Herrn von Schmerling geschieht nicht als den Ausdruck Oesterreichs, sondern als den Mißbrauch, den eine Fraktion von der Gewalt macht.

Aus Ungarn erfahren wir, daß General Wrbna abgesetzt, General Zeisberg, Nobili und Deym vor ein Kriegsgericht geladen seien, weil man ihnen die Wahrheit der Niederlagen zur Last legt, die hinter den Siegesberichten von Kopolna und Szolnock verborgen ist. 3000 Mann Oesterreicher sind bei Szolnock geblieben, 26 Batterien von den Ungarn genommen worden, bei Kopolna wurde das ganze Cürassier Regiment Wallmoden bis auf den letzten Mann vernichtet.

25,000 Mann Magyaren sind bei Földvár über die Donau vorgerückt, — in den Bulletins, die wir genießen müssen, spricht man nur von einigen Haufen, — die plündernd herübergezogen.

Von General Engelhardt, Kommandant der russischen Truppen in Siebenbürgen, wurde durch Kossuth vorgestern ein Brief an Widischgrätz aufgefangen, in welchem Engelhardt anzeigt, daß sein Kaiser ihm befohlen habe, alle Truppen, die der Feldmarschall verlangen würde, ihm gänzlich zur Verfügung zu stellen!

Mein Bedienter, dessen Wanderbuch als Schneider ausgelaufen war, und der seine

Militärpflichtigkeit längst erfüllt hat, wurde vorige Woche zu den Freiwilligen für Italien assentirt.

All' diese großen und kleinen Thatsachen werden Ihnen erklären, wenn ich unsere Zustände als gänzlich gesetzlos, und unsere Stadt als das Hauptlager der Anarchie bezeichne!

II.

Kremsier, den 9. März 1849.

Der Reichstag in Kremsier wurde aufgelöst durch Polizei, durch Bajonnette, schimpflich wie eine Horde zusammengelaufenen Gesindels, mit Verhöhnung aller Gesetze, aller Rechte, mit Verhöhnung der Völker, die ihn durch ihre Wahl zusammengesetzt. Der Reichstag wurde hinterlistiger Weise, ohne Veranlassung, ohne Grund, selbst ohne Beibehaltung einer schicklichen, anständigen Form auseinandergejagt. Jene welthistorische Wuth und Rache, die den Spielberg, Munkacz rc. rc. so reich und anhaltend bevölkert, kehren sich gegen das Ergebniß einer nachdrücklichen Forderung im Mai. Die österreichische Regierung hat Blut gekostet, und lechzt fort und fort nach Blut; die österreichische Regierung ist Polizei, sie lauscht und lauert und vernichtet Jeden, der sich gegen sie erklärt, der Unzufriedenheit äußert, mit ihren Schergenmaßregeln. Schlimmer, weit schlimmer als unter Metternich und Kaiser Franz wird ein Staatsbürger einer unliebsamen Bewegung halber in Unglück und Elend gestürzt; denn sie schont nicht die Familie, nicht das Weib, und nicht das Kind, sie kennt keine Nachsicht für die Feinde ihrer Tyrannei; sie mordet und mordet, sie wird nie müde zu morden.

Eine solche Regierung konnte auf die Diskussionen im Reichstag auf die freie Aeußerung für und gegen die Tyrannei, auf die Existenz dieses Institutes, das seinem Wesen und Ursprunge nach die Macht und die Selbstständigkeit des Volkes verkündete nur mit Widerwillen blicken, und ob sie ihn auch für einige Zeit bekämpfen zu müssen glaubte, so trat er nach dieser längern Zurückhaltung nur um so schärfer und rücksichtsloser hervor. In dem hohen Hause, in dem für Völker und Fürsten Geheiligten, in dieser letzten Zuflucht der Freiheit, in der ehrwürdigen Halle, in welcher Gesetz und Recht für die Völker geschaffen werden soll, hat die österreichische Regierung ihre Opfer gesucht, erlauert und gezeichnet, damit sie kenntlich seien den Schergen, wenn der Moment kommt, da sie gefaßt werden sollen. Und jedes Wort, das da fiel in dem hohen Hause der Freiheit, das hat die Regierung polizeimäßig gewogen und geprüft und einregistrirt in die Listen, wo die Verbrechen „beleidigter Majestät," das heißt: „verherrlichten Volkes" verzeichnet stehen.

Die Regierung hat den Reichstag, so lange sie ihn gebrauchte, hintergangen, betrogen; noch an dem Tage, bevor der Staatsstreich geführt wurde, antwortete Stadion auf Interpellationen, die Regierung hat sich von dem Reichstag einen Kredit von 80,000,000 Gulden bewilligen lassen, ihn benützt und mißbraucht, so lange sie seines versöhnenden oder unterstützenden Einflusses benöthigte, und ohne vorhergegangene Konflikte, ohne

einen Schein von Grund oder Veranlassung hat sie ihn weggeschmissen wie eine ausgepreßte Citrone, wie Hülsen, aus denen man die Körner genommen.

Der Hergang dieser Auflösung ist empörend, barbarisch, und die Weltgeschichte weist kaum eine ähnliche zwecklose Gewaltthätigkeit, solche grundlose Härte, so maßlosen Despotismus unter Verhältnissen, wie die vorhandenen, auf.

Am Abend des 6. März rückte ein Bataillon Mazzuchelli Grenadiere in Kremsier ein, ohne daß dieses Ereigniß irgend befremdet, oder auch nur Aufmerksamkeit erregt hätte.

Nachts berief das Ministerium das Centrum, und die Rechte des Reichstages — die Linke wird von dem österreichischen Ministerium gar nicht als zur Reichsversammlung gehörig angesehen — zu einer Berathung, und Stadion eröffnete den staunenden Volksvertretern, daß der Reichstag durch ein Manifest des Kaisers aufgelöst, und eine Verfassung oktroyrt sei. Die Bestürzung war grenzenlos, namentlich die der Czechen, die sich wohl sagen mußten, daß sie in Verkennung der Verhältnisse diese Wendung der Dinge herbeiführen geholfen, daß sie die czechische, wie die österreichische Politik falsch aufgefaßt, und die Geschichte der Lothringer, mit blutiger Schrift in die Annalen der europäischen Fortentwickelung eingezeichnet, vergessen, und bei ihren Combinationen außer Acht gelassen. Der Gedanke mußte die Czechen peinlich fassen, daß jene athemlosen Stürmer, die sie so hart anklagten, in der unglückseligen, gedemüthigten Stadt an der Donau, die sie geringschätzten ob ihrer Kindheit in der Politik, die sie sogar verleumdeten, weil sie in ihrem redlichen Ringen die czechischen Plane kreuzte, daß die blutenden Märtyrer, die fanatischen Freiheitshelden von Wien recht hatten, und sie selbst arg unrecht; sie mußten sich wohl bekennen, daß die „Kinder in der Politik," wie sie allenthalben genannt wurden, weil sie sich von den verwickelten Irrfahrten der Lüge nicht abhalten lassen wollten, die Wahrheit zu verfolgen mit dem wärmenden grimmigen Aufschrei ihrer Presse, mit dem unbändigen Angriff und Widerstand, mit der wilden Jagd nach gründlicher Umgestaltung der Verhältnisse nach rein demokratischer Organisation, recht, vollkommen recht hatten, daß sie den einzigen möglichen Weg zur Gründung einer Freiheit in Oesterreich einschlugen, daß sie ganz richtig das Heilsame und Schädliche erkannt, und in unerschütterlicher Selbstaufopferung den redlichsten, nothwendigsten Kampf gekämpft haben.

Die vorzüglichsten Stützen des Thrones in der Kammer, wie Leopold Neumann, Lasser, Cajetan, Mayer ꝛc. ꝛc., Alle bis auf den Ministerialleibeignen: Helfert und Timann protestirten gegen einen Schritt, den sie als eben so gefährlich, wie gesetzlos und rechtswidrig erkannten. Mit heuchlerischer Nachgiebigkeit versprach der constitutionelle Minister Stadion, sich bei dem Kaiser für die Zurücknahme des Manifestes zu verwenden, und den Erfolg seiner Bemühung von Olmütz nach Kremsier zu telegraphiren. Statt der telegraphischen Depesche jedoch erfolgte am 7. März Morgens die militärische Besetzung, vielmehr Umzingelung des erzbischöflichen Palastes, Besetzung der Thore, und anderer strategisch wichtiger Punkte der Stadt. Die Deputirten, die sich zur festgesetzten Stunde in den Sitzungssaal begeben wollten, wurden durch Wachtposten zurückgewiesen; die Polizei affigirte das kaiserliche Manifest, und die oktroyrte Verfassung an die Straßenecken. — So wurde der Reichstag hier aufgelöst, und nun begann die Hetze auf die mißliebigen,

proskribirten Abgeordneten. Die Linke hatte von dem Gegenstand der Konferenz zwischen dem Minister und den Abgeordneten Nichts erfahren; denn der Saal, wo sie statt fand, wurde geschlossen, so daß Niemand hinaus, Niemand hinein konnte; endlich wurden auch die Parias der Kammer von den Vorfällen rings um sie her benachrichtigt. Einige von ihnen, die auf einer förmlichen Proskriptionsliste verzeichnet waren, wurden durch die Glieder der Rechten und des Centrums gewarnt, und die Meisten von ihnen begaben sich auf die Flucht, so Füster, Goldmark, Scherzer, Violand ꝛc. ꝛc. Prato wurde erwischt, Fischhof wollte trotz aller Warnungen und Bitten seiner Freunde und Genossen nicht entweichen. Sogar Leopold Neumann bat persönlich die politischen Gegner, sich davon zu machen; Fischhof blieb unerbittlich: „Ich will nicht fliehen," antwortete er, „denn ich bin kein Sträfling; wer mich verurtheilt, verurtheilt sich; ich kann und darf mich nicht fürchten; denn es lebt in mir derselbe Gedanke, der mich im März des vorigen Jahres beseelt und geleitet." Fischhof ist geblieben, und wurde mit Prato nach Wien abgeführt. Fischhof hat durch diese Demonstration durch diesen Beweis von wahrem, festem, männlichem Muth seinem Leben eine Weihe gegeben, die ihm Welden mit allen seinen Bajonnetten nicht abstreifen kann. Ich bin überzeugt, daß Fischhof, wenn es sein muß, sterben wird, wie er gelebt hat: würdig und ehrenvoll. Sie wundern sich, daß ich einem solchen Gedanken Raum gebe! Giebt es etwas Grauenhaftes, Ungeheueres, das dieses Soldatenregiment nicht verwirklicht, wenn man Jemanden wegen jeder Mimik zu 4 Jahren Festung verurtheilen kann, wie das faktisch geschehen ist, so kann man auch einen Volksvertreter wegen männlicher Rede in der Kammer verurtheilen. Mich überrascht Nichts mehr. — —

Ritter's
geographisch-statistisches Lexikon

über die

Erdtheile, Länder, Meere, Buchten, Häfen, Seen, Flüsse, Inseln, Gebirge, Staaten, Städte, Flecken, Dörfer, Weiler, Bäder, Bergwerke, Kanäle ꝛc.

Für Bureaux, Comptoirs, Kaufleute, Fabrikanten, Zeitungsleser, Reisende, Real-, Industrie- und Handelsschulen.

Dritte umgearbeitete, vermehrte und verbesserte Auflage.

Mit einer Uebersicht aller Eisenbahnen,

deren Länge, Kosten, Ertrag und Eigenthümlichkeiten.

Von

Dr. W. Hoffmann.

gr. 8. 1848. 86 Bogen in Lex.-Format. 5 Thlr. 7½ Ngr.

Ein großes geographisches Werk zum bequemen Gebrauch ist heute in allen Lebensverhältnissen ein unabweisliches Bedürfniß. Die Kenntniß der Erde und ihrer Bewohner bildet einen der wichtigsten Bestandtheile der heutigen Bildung. Der fortwährend wachsende Verkehr der Völker hat in die entferntesten Gegenden geführt. Dadurch ist ein Umschwung bewirkt, der in der Wissenschaft, wie in der Industrie und im Handel ganz neue Verhältnisse gebildet hat. Deshalb läßt sich die Geographie weder im Unterricht, noch in der Bildung überhaupt, noch auch im Geschäftsleben als ein leicht zu entbehrender Lückenbüßer betrachten. Auch ist die Erdkunde an sich nicht mehr eine magere Kenntniß ohne Gehalt. Fast unzählige kühne und kenntnißreiche Reisende haben zu Lande und Wasser so viel Licht über sonst ganz unbekannte Gegenden und Völker verbreitet, daß dadurch die Erdkunde schon längst eine großartige politische Bedeutung gewonnen hat, wollte man selbst die anderen Rücksichten ihrer Wichtigkeit und Nothwendigkeit nicht beachten. Englands Politik beweist die politische Wichtigkeit einer genauen Erdkunde. Man betrachte seine wiederholten kostspieligen Unternehmungen gegen den Nordpol, in Habesch, Guyana, Brasilien, Arabien, Indien, im großen Ocean, und man wird leicht begreifen, daß hier die erweiterte Kenntniß der Erde zu einer politischen Aufgabe gemacht ist. Die Welt wird dadurch ein bekannter Schauplatz für alle möglichen Unternehmungen.

Wie nothwendig die erweiterte und mit der Zeit fortschreitende Erdkunde für den Kaufmann ist, das beweist nicht nur die frühere Zeit mit der Entdeckung des Seeweges um das Cap der guten Hoffnung, mit der Entdeckung von Amerika, sondern auch die neuere Zeit mit der kurzen Reise der englisch-ostindischen Ueberlandpost von London bis nach Hong-Kong in China in höchstens 45 Tagen, wo man sonst Jahre zu einer Reise brauchte. Jene Umschiffung des Caps veränderte den Gang des Handels gänzlich, und erschütterte die Größe und Blüthe der alten Handelsrepubliken Venedig und Genua, weil sie sich mit dem Alten begnügten, und hob Portugal durch den neuen Gewinn der von ihr gemachten Entdeckung. Mit Venedig und Genua fiel die Blüthe vieler Handelsstädte, z. B. Erfurt, Nürnberg ꝛc. Bedarf es etwa eines Nachweises, wie viel England durch seinen Weltverkehr gewonnen hat, indem es herrscht? Wohl nicht! Es verschmäht aber auch weder die kleinste Insel (z. B. Helgoland, Malta, Helena ꝛc.), noch auch kleine Orte (z. B. Aden, Gibraltar ꝛc.), in kluger Berechnung der Vortheile, welche Verkehr und Politik aus deren Besitz gewinnen kann. Ohne genaue geographische Kenntnisse lassen sich solche wichtige Verhältnisse nicht würdigen.

Ein anderer wichtiger Grund für die Nothwendigkeit genauer geographischer Kenntnisse, besonders für den Geschäftsmann, ist das wachsende Schaffen der Industrie und die damit verbundene Ausbreitung des Handels. Städte, Flecken, Dörfer, Flüsse, Inseln haben in der neuesten Zeit durch industrielle Anlagen, Eisenbahnen, Hammerwerke, neu erbohrte Salinen und Steinkohlenlager ꝛc. eine Bedeutung erhalten, worauf sie früher nicht das entfernteste Anrecht hatten.

In diesen angedeuteten Verhältnissen liegt die Nothwendigkeit geographischer Kenntnisse und eines guten Hilfsmittels. So wenig als sie der Staatsmann, wie der Gebildete, ohne Nachtheil entbehren kann, eben so wenig der Geschäftsmann für seine Spekulationen, Comptoir- und Bureauarbeiten, eben so wenig aber auch der Lehrer, um recht nützen zu können. Dieses praktische, in alle Lebensverhältnisse eingreifende Bedürfniß zu befriedigen, ist die dritte Auflage von Ritter's geographisch-statistischen Lexikon bestimmt. Diese Auflage ist ein völlig neues Werk durch W. Hoffmann geworden. Indem dabei die vorzüglichsten Werke benutzt worden sind, ist ein Werk entstanden, das nur die deutsche Literatur besitzt.

Die k. k. oktroyirte Verfassung vom 4. März.

Es giebt keine bessere Zurückweisung, als die vorwitzigen Angriffe, keine bessere Widerlegung des vielfach ausgesprochenen Tadels gegen die Wiener Oktoberrevolution, als der letzte willkürliche Schritt der östreichischen Regierung: Die gewaltsame, widerrechtliche Auflösung der Kammer, und die Oktroyrung einer, dieser Verfassung. Das Volk, die Männer der Bewegung in Wien, erkannten im Voraus das absolutistisch aristokratische Gelüste der Regierung, sie fühlten den Widerstand gegen jede freie Volksentwickelung, der jetzt siegreich, und deshalb deutlicher geworden, sie durchschauten die List und die Treulosigkeit, die angewendet wurden, um die Nationalitäten gegen einander zu entflammen, Zwiespalt zu stiften zwischen Militär und Civil, zwischen den Besitzenden und Besitzlosen, zwischen der Hauptstadt und den Provinzen. Das Wiener Volk mit seinem schlichten Verstand, mit seinem ehrlichen geraden Charakter hat die Plane des verschmitztesten aller Höfe durchschaut, stieß mit doppelter Heldenkraft alles Vorurtheil, alle Gehässigkeit zurück, stellte sich auf die Höhe der demokratischen Idee, um von diesem glänzenden Standpunkte herab den unheilvollen Bemühungen einer ränkevollen, vor keinem Gräuel zurückschreckenden Regierung, und ihrer gekauften, bestochenen oder sonst gewonnenen Partei entgegenzuwirken, zu versöhnen, zu vereinigen, was jene theilten und gegeneinander hetzten. Es gelang nicht. Wien blieb, wie bekannt, von allen übrigen Provinzen verlassen, und fiel ein tausend Mal verwundeter Fechter. Es ist bekannt, wie der Sieg und die ganze Sache der demokratischen Partei für den Augenblick zu Grunde ging durch die Unentschiedenheit des Reichstages, die Indifferenz der Bauern, die ihr Theil durch die Aufhebung des Unterthansverhältnisses, der Robot und des Zehents gewonnen und gesichert glaubten, durch die Gegenbemühungen der Czechen, die den hohen rein demokratischen Standpunkt des Wiener Volkes weder zu begreifen, noch zu würdigen vermochten, und in dem großen Umschwung der Zeit eine engherzige, überflüssig gewordene Nationalitätseifersüchtelei nicht aufzugeben im Stande waren, trotz allen Bemühungen der demokratischen Stimmführer ihnen klar nachzuweisen, daß alle Völker des österreichischen Staates nur einen Feind haben, und daß sie, die Czechen es sind, welche sich diesem Feinde in die Arme werfen, ihn unterstützen, und von ihm für sich, für die Slaven in unseliger Verblendung Heil erwarten. Die Provinzen, die Bauern, die Czechen haben sich arg verrechnet, und Wien hat die traurige Genugthuung, daß all' diejenigen, von denen es in dem harten blutigen Kampfe verlassen wurde, die Niederlage theilen, daß sie ihre Saumseligkeit, Verblendung, Unthätigkeit mitbüßen, daß sie ihr Unrecht einsehen, und anzuerkennen gezwungen sind, daß Wien mit seinem ungestümen wilden Drängen recht gehabt, und daß sie es verrathen, wie die Feinde, daß Wien allein die ganze Verworfenheit der volksfeindlichen Partei den ganzen Umfang ihrer Absichten erkannt und durchschaut habe, daß gerade Wien, dem man Ueberspannung, Ausartung, Uebertreibung vorgeworfen, die Dinge ganz klar aufgefaßt, und sich nicht den täuschenden Illusionen, wie der Reichstag, die Czechen xc. xc. hingegeben habe. Eine traurige Genugthuung, all' diese nachträg-

lichen Zugeständnisse für Wien, und für seine blutenden, zertretenen, geächteten Kämpfer; aber fruchtbar für die Zukunft, von großer Bedeutung für den Fortgang der Ereignisse von großem Einfluß auf den nächsten Umschwung der Dinge. Die k. k. oktroyrte Verfassung vom 4. März ist der Schlußstein der Contrerevolution, gegen die Wien im Oktober den Kampf begann, in welchem es verlassen blieb und unterlag; die oktroyrte Verfassung ist die verbriefte Reaktion.

Wir wollen diese oktroyrte Verfassung, und die sich daran knüpfenden Beziehungen, die Absichten und Tendenzen derselben mit aller „Besonnenheit," die dem Publizisten zur Pflicht gemacht wird, mit logischer Genauigkeit ins Auge fassen und beleuchten, wir werden unwiderleglich nachweisen, daß diese Bescheerung gar Nichts ist, als das alte System, wie es von **Franz** und **Metternich** vertreten wurde, ins Schwarzenberg-Stadion-Constitutionelle übertragen, und zwar mit solcher Bosko-Geschicklichkeit, daß an dem Wesen auch nicht ein Fäserchen verloren ging.

Die Oktroyrung einer Verfassung in Oesterreich an und für sich, ohne Rücksicht auf Inhalt und Beschaffenheit der allerhöchsten Scharte, ist ein monarchisch absolutistisches Beginnen, ist **widerrechtlich** und **ungesetzlich**. Es ist dadurch von vornhereir das Prinzip der Volkssouverainität, der Selbstregierung, um das es sich vor Allem handelt, aufs schonungsloseste verletzt, und das absolut monarchische die gottesgnädige Machtvollkommenheit der „allerhöchste eigene Wille" anerkannt, gewährleistet. Es liegt in der Natur der Sache, daß die Krone, was sie in Berücksichtigung der öffentlichen Wohlfahrt „aus freier Bewegung, und eigener kaiserlicher Macht" verleiht, wieder in derselben Berücksichtigung zurücknehmen kann, daß mithin gar keine sogenannte gesetzliche Garantie für die Fortdauer dieser Verleihungen besteht, wenn sie dem Volke auch wünschenswerth erschienen.

Durch die Oktroyrung einer Verfassung sichert sich die Krone **ihre Rechte**, **ihren Einfluß**, **ihre Vertretung**, und sie giebt an das Volk gerade so viel ab, als ihr beliebt; daß ist **gar Nichts**. Die Krone sorgt durch diesen Kunstgriff für Kammern, für Wahlen für Gerichte in ihrem Sinne, sie behält die Gesetzgebung, wie die Verfassung in ihren Händen, und alle Zugeständnisse sind eitel Schein, leere Form. Sie kann Bestimmungen festsetzen, die vermöge anderer Bestimmungen nicht ohne ihre Einwilligung abgeändert werden können. In der österreichischen oktroyrten Verfassung ist z. B. durch §. 66 der Krone das vollkommen **absolute Veto**, durch §. 69 das ganz und gar uneingeschränkte Recht, die Kammern aufzulösen, eingeräumt, somit ist den Kammern auf die Konstituirung des Reichstages gar kein Einfluß mehr gestattet, sie können nichts abändern, weil ihnen nach §. 123 nur der Abänderungsantrag zusteht, welcher, um zu gelten, der Zustimmung von Seiten der Regierung bedarf. Abgesehen davon, daß der angeordnete Wahlcensus eine Bürgschaft dafür ist, daß in **einer** Kammer nur Privilegirte zugelassen werden, deren Interessen an die der Krone gefesselt sind. Das Volk ist tyrannisirt, indem ihm nicht einmal die Entscheidung zugestanden wird, in welcher Art es seine Vertreter wählen will. Die Annahme dieser Verfassung legt wieder in die unbeschränkten Hände eines **erblichen**, **unverantwortlichen** Diktators, das Schicksal von Millionen, indem ihm dadurch das Recht zuerkannt wird, das Wohl der Völker aus „freier Bewe-

gung, und eigener kaiserlicher Machtvollkommenheit" zu dekretiren. Und das ist ja eben der Absolutismus, der Jahrhunderte hindurch die Völker erniedrigt und entwürdigt. Was für Gesetze können auf Grundlage dieser Verfassung ins Leben gerufen werden? Nur solche, wie sie dem höchsten Willen anstehen, nur ganz nach dem Gutdünken ihrer geheiligten Majestät. Denn jedes Gesetz muß nach §. 66 die Zustimmung der beiden Kammern und des Kaisers haben, nach §. 121 aber bleiben, bis die neuen Gesetze und Verordnungen in Wirksamkeit treten, die bestehenden in Kraft, somit ist der Absolutismus für jeden Fall gesichert. Die Krone sanktionirt kein Gesetz, das diesem nicht angemessen, und will eine der Kammern die Gesetzesvorlagen der Krone nicht annehmen, nun so hat es sein Verbleiben bei den alten ehrwürdigen Gesetzen, die allerhöchsten Ortes gewiß Nichts an Beliebtheit eingebüßt. Wie trefflich ausgesonnen, wie fein masquirt tritt der allerhöchste Wille auf! Die Grundrechte sind Nichts, als leere Schatten, die wenn man sie anfassen will, in der Luft zerfließen. Der Kniff von der Censurabschaffung, die man als eine Art Gottheit, in die Sterne der Grundrechte versetzt, ist gar zu plump, und täuscht wohl Niemanden, wie unmündig man das Volk in dem kaiserlichen Palaste auch wähnt. Keine Censur! aber auch keine freie Presse; keine Präventiv-, aber desto strengere Repressivmaßregeln nach Art der Louis Philipp'schen Septembergesetze. Die Wahrheit im Worte wird von keinem Censor im Vorhinein weggestrichen; aber desto unerbittlicher von Bütteln nachträglich bestraft. Dieser Tausch ist sogar ein vortheilhafter für die Fürsten. Denn es wird durch eine Gefängnißstrafe nicht nur mancher gefährliche Gedanke, sondern auch der Denker beseitigt, es werden durch diese Mittel die edelsten, kühnsten Geister gebannt, zermalmt, und welche günstige Gelegenheit, eine brutale Grausamkeit an verhaßten Schriftstellern zu befriedigen! Nebst dieser nachträglichen Verfolgung der Vertreter des freien Gedankens, wird man diesen das Bleigewicht großer Kautionen und Stempelgebühren an die Flügel hängen, sie lähmen, sie tödten, aber die Censur ist aufgehoben. Die Schwurgerichte, selbst wenn sie volksthümlich zusammengesetzt würden, bieten keinen Schutz gegen schlechte, unwürdige, s o g e n a n n n t e G e s e t z e, und müssen denn die Schwurgerichte nicht selbst durch ein Gesetz geregelt werden? Hat bei dieser Regelung nicht die Regierung wieder ihren ungeschmälerten Einfluß, und ist nicht mit der größten Sicherheit vorauszusetzen, daß die organischen Gesetze über das Gerichtswesen auf Kosten der F r e i h e i t und des R e c h t e s zu Barrikaden der Uebergriffe von Seiten der Regierung aufgeführt werden. Sollten die Kammern obstinat sein, und die Gesetze im Sinne einer volksfeindlichen Regierung nicht durchgesetzt werden können, ei desto besser, dann bleibt die alte Gesetzlosigkeit, dann erfolgen Verhaftungen, Verbote auf Zeitschriften, alle möglichen Maßregeln nach Willkür der Gewalthaber, die es so machen, daß sie von einer beherrschten Presse als unfehlbar anerkannt werden, indem jedes Wort, das ihr Unrecht oder ihre Unfähigkeit beleuchtet, wie es sogar der freien Diskussion in der Kammer widerfuhr, als „aufreizend" bezeichnet, verboten, verfolgt, bestraft, geächtet wird. Der Umstand, daß ein K u r a n d a mit seiner schmiegsamen, halb liberalen Gesinnung ein Märtyrer seiner Freimüthigkeit werden konnte, ist wohl bezeichnend genug für die Art und Weise, wie die österreichische Regierung die freie Presse versteht und verstanden haben will. Im schlimmsten Falle löst man so eine obstinate Kammer auf.

Durch die Verfassung vom 4. März ist Alles aufgehoben, was die österreichischen Völker im März, was sie im Mai 1848, was sie sonst an Freiheit und Rechten erlangt haben; sie sind durch dieselbe wieder ganz und gar dem Absolutismus, den Launen eines Einzelnen, den Bedrückungen der Hofsatrapen, den Uebergriffen des Adels, der Ungerechtigkeit des Reichen preisgegeben. Die Zerklüftung in der Gesellschaft ist durch diese Verfassung gewährleistet, die Privilegien treten wieder in Kraft, die Gleichheit der Stände, die von dem konstituirenden Reichstage in klarer Auffassung der Nothwendigkeit für die Gesellschaft hergestellt war, ist durch den §. 19, vermöge welchem der Adel anerkannt wird, und durch den §. 38, welcher zwei Kammern, nach dem Unterschied des Besitzes, der ein Oberhaus, somit eine privilegirte Kammer einsetzt, aufgehoben. Die Berechtigung wird dem Staatsbürger nach seinem baaren Vermögen zuerkannt, und derjenige, welcher Kraft und Talent zu arbeiten hat, und durch die Verhältnisse derart eingeengt ist, daß sein Erwerb gerade ausreicht, eine zahlreiche Familie zu ernähren, der durch das Werk seiner Hände oder seines Geistes zu Erhaltung oder Vermehrung eines Kapitals, das ihm selbst nicht angehört, von dem gesteuert wird, beiträgt, soll aus der Kammer ausgeschlossen sein, ob er gleich das Vertrauen von Hunderttausenden und mehr Staatsbürgern besitzt, und ob er gleich vermöge seiner Rechtlichkeit und Fähigkeit geeignet wäre, eine Stelle in der Kammer auszufüllen, und dem Vaterlande durch parlamentarische Thätigkeit nützlich zu sein. Solche Bestimmungen geben ein trauriges Zeugniß von dem Unverstand, und der Unfähigkeit der österreichischen Hofgesetzgeber, die aus dem reichen Meere der gewonnenen Aufklärung des Jahrhunderts nicht einmal so viel geschöpft haben, um den Elementargrundsatz der Oekonomie festzuhalten, daß ein Kapital nur nach den Zinsen abzumessen ist, daß es mithin gleichviel sei, ob dieses aus Geld oder aus Kraft besteht, und daß somit dem Arbeiter vom niedersten Standpunkte aus so viel zu Gute gerechnet werden muß, als er Einkommen für sich und für den Arbeitsherrn, oder für wen immer erwirbt. Der Staat hat wohl nicht — vorausgesetzt, daß er überhaupt ähnliche Berechnungen in solchen Fällen anzustellen habe — zu prüfen, wohin das Erworbene fließt, sondern wie viel erworben wird, wie viel Nutzen ihm selbst erwächst; wodurch freilich auch für ihn die Pflicht und die Nothwendigkeit erwacht, alle Hindernisse zu beseitigen, die Schwierigkeiten aber finden zu helfen, durch welche die Kräfte der Staatsbürger als todte Kapitalien liegen zu bleiben gezwungen sind, weil sonst die betreffenden Bürger, wie der Staat selbst Schaden leiden.

Doch wie mag man solche Ideen einer Regierung entgegen halten, die nicht einmal daran denkt, der Vernunft oder dem Recht Gehör zu geben, die sich weder um die materiellen, noch geistigen Interessen der Völker kümmert; sie vielmehr aufs Spiel setzt, wenn sie dadurch für sich ein Stück traditionellen Glanzes zu retten vermag. Wie mag man einer Regierung klare Ideen entgegenhalten, die sich bemüht, diese unmöglich zu machen, die Alles anwendet, die Dunkelheit und die Dummheit wieder zu Ehren zu bringen, weil sie diese als die Hauptstützen ihres Reiches nicht entbehren kann. Es ist eben so unnöthig, als unergiebig, in die einzelnen §§. der oktroyrten österreichischen Verfassung weiter einzugehen; denn was sie auch bieten mögen, es sind Verleihungen durch den Absolutismus, und somit die Grundlage derselben schlimmer, als was sie enthalten

können. Alle Rechte des Volkes sind durch die oktroyrte Verfassung vom 4. März annullirt, und das ist die Hauptmaxime der österreichischen Regierung, darin besteht ihre Beglückungstheorie, darin zeigt sich ihre ganze politische administrative organisirende Fähigkeit. Was kümmert sich diese Regierung um die Gefahren, die solche Maßnahmen den Völkern, ihrem Frieden und Wohlstand bereite. Ist nur die Krone von Gottes Gnaden unbedingt, ist nur die Tyrannei gerettet; das Volk ist ja nur dazu da, der apostolischen Majestät der imperialen Hoheit geopfert zu werden; die Sache ist vortrefflich eingeleitet, das Volk ist getheilt in Militär und Volk, die sich wechselseitig zerfleischen, während die allerhöchsten Herrschaften ganz bequem in den Burgen ihrer Väter der Anstrengungen lachen, die das Volk vergebens für sein gutes Recht macht, und einander zutrinken auf die Dummheit des Volkes, auf die Verblendung der Soldaten. Es ist ein fluchwürdiges Geschenk, die oktroyrte Verfassung vom 4. März, sie ist auf Unrecht und Gesetzlosigkeit gegründet, sie ist ein Verbrechen; sie trägt Zerrüttung, Krieg, Unheil jeder Art in ihrem Schooße; sie ist die freche Vernichtung des März und des Mai 1848; sie beschwört aber einen neuen März, und einen neuen Mai herauf, die im Kalender so verzeichnet stehen werden, daß sie wohl keine kaiserliche Regierung ausradiren wird.

Die freie Presse und das freie Associationsrecht in Oesterreich.

Man wird nach zwei entgegengesetzten Richtungen geschoben, wenn man daran gehen will, über ein Institut zu schreiben, das aus der allerhöchsten österreichischen Weisheit von heute stammt. Es klebt diesen Ausgeburten die Fäulniß so dick und augenfällig an, daß man sich zu einer eigentlichen Kritik unmöglich herablassen kann; welcher Mann dieser Zeit, wenn er nicht gekauft oder verdummt ist, kann auf die Voraussetzung gerathen, daß diese angeschwollenen, aufgedunsenen Lügen, diese grell hervortretenden Uebergriffe und Verbrechen beleuchtet werden müssen, damit man sie nicht übersehe, wer möchte zu einem so niedrigen Standpunkte zurückkriechen, von welchem es noch nothwendig erscheint, die Gesetzlosigkeit der neuen russisch-österreichischen Gesetze darzuthun, damit sie Jeder begreift. Wer mag sich herbeilassen, einen Kampf mit Gründen und Gedanken als Waffen zu kämpfen gegen brutale Willkür, gegen die despotische Absicht eben diese Waffen zu verachten, unschädlich zu machen, und doch wird man andererseits zurückgehalten, diese Erzeugnisse und ihre Urheber mit einer Fluth von Schmähungen und Beschimpfungen nach Verdienst zu überschütten, um sich dann mit Verachtung von ihnen abzuwenden, denn man wird von dieser kurzen, einzig billigen Procedur durch das Bedenken zurückgehalten, daß die bloße Schmähung meist dem Schmähenden zur Last gelegt wird, und nicht selten, wie gegründet, wie berechtigt sie auch sein mag, mit den Produkten der Skandalsucht, und den Spekulationsungezogenheiten, die auf diesem schmutzigen Wege nach Lesern und Theilnahme suchen, in eine Reihe gestellt

jetzige Regierung, unterstützt von Welden, Windischgrätz herbeiführen will, unmöglich sei.

Bietet die Preßfreiheit, wie sie die österreichische Regierung dekretirt, diese Bürgschaft? Gewiß nicht, denn vermöge §. 23 des Repressivgesetzes vom 14. März kann bis zu zehn Jahren Kerker verurtheilt werden, wer Andere zu einer gewaltsamen Umänderung der Reichs- oder Landesverfassung „*verleitet*," d. h. wer gegen die willkürlichen despotischen Grundlagen, gegen die Mißbräuche der auf sie gestützten, durch sie im Vorhinein begrenzten Gesetze auftritt. „Verleiten," welch ein weiter, vager Begriff! Kann das nicht durch die bloße Discussion, durch eine schlagende Nachweisung des Unrechts geschehen?!

Auch Metternich hätte diese Preßfreiheit bewilligen können? und er hätte noch den *Vortheil* gehabt, daß er die Erbitterung einzelner Schriftsteller, die sich unter dem Schutze der Entfernung oder der Anonymität entlud, hätte bestrafen, gänzlich wehrlos machen können. Aber die Tyrannei Metternichs war eine weit offenere, kühnere, eine weit achtbarere, als die der jetzigen Regierung, die nicht das eiserne Veto gegen die Freiheit hinzuschleudern wagt; sondern sie rücklings meuchelt.

Eine freie Presse mit Kautionen von zehntausend Gulden für ein politisches Tageblatt! Die neu gehorsamsten Minister entschuldigen in ihrem Vortrage die Einführung von Kautionen durch folgendes Argument:

„Die Erfahrung aller Zeiten, worunter der neueste Vorgang der französischen Gesetzgebung, welche im Jahre 1848 selbst nach dem gänzlichen Umsturze aller politischen Gestaltungen das Kautionssystem für politische Journale beibehielt, nicht der bedeutendste Beleg ist, lehrt es, daß größere und solide Zeitungsunternehmungen, die wahrhaft die Meinung irgend einer politischen Partei im Staate repräsentiren, unter dem Schutze dieses Systems in ihrem Ansehen und Kredit sich vielmehr gestärkt und gefestigt finden, und daß nur solche Journale darunter leiden, welche in der Hast des Augenblickes irgend eine bei Einzelnen plötzlich auftauchende politische Tendenz zur Geltung bringen, oder wohl noch öfter vom Skandale leben wollen."

Das Recht der freien Presse gehört somit, nach der Ansicht der österreichischen Minister, nur einer Partei an, und zwar einer gehörig consolidirten und dotirten Partei, die Reichen brauchen keine Vertretung durch die Presse, die Armen sind keine Partei, die ein Recht hat auf ein Organ, das ihre Rechte vertheidigt. Und der Einzelne, das Talent, die Meinung, die Fähigkeit des Einzelnen, der sich nicht an eine reiche befestigte Partei lehnt und von ihr unterstützt wird, gilt gar nicht. Also der Mann, der allen Parteien voraneilt, darf, wenn er keine *zehntausend Gulden* besitzt, nicht die Ergebnisse seiner Studien und Forschungen der Welt übergeben, er darf nicht auf die Durchführung einer großen politischen Idee durch die Tagespresse hinarbeiten. Einem politischen Luther unserer Zeit, welcher durch die Wahrheit, durch das Licht seiner Lehre eine Partei sich bildete und der selbst arm wäre, sollte nicht gestattet sein, was den Herren *Quirin Endlich*, *Bäuerle*, *Saphir* gestattet ist, die von einer begüterten nichtswürdigen Partei die nöthige Unterstützung erhalten. O der Weisheit dieser Gesetzgeber! Doch ja, so wollen sie es gemeint haben. Lächerlicher Übermuth beschränkter Köpfe! Ihr könnt die Vertreter

der Wahrheit knebeln und zu Märtyrern machen, doch die Wahrheit selber nicht, die sich in den Herzen und Hütten der Bürger festgesetzt.

Ihr könnt die Vertreter der Wahrheit morden, wie ihr es täglich und stündlich thut, doch die Wahrheit stürzt euch und euer Lügensystem, eure Gesetze vernichtet sie und wirft sie in den Staub. Der Gedanke, den ihr fürchtet, den ihr zu fürchten alle Ursache habt, läßt sich durch euere erbärmlichen Paragraphen nicht fesseln und halten, er macht sich selbst und euch Gesetze zu seinem Triumphe, zu eurem Verderben. Die Septembergesetze Louis Philipps von 1835 trugen den Keim der Februartage von 1848 in sich, und England hat noch Raum und Gastlichkeit für hohe Gäste.

Die Kaution eines politischen Journals ist nach dem leitenden Scheinprinzip des österreichischen Ministeriums als „reale Sicherstellung und materielle Gewährleistung gegen die etwa vorkommende Gesetzübertretung“ anzusehen. Nach diesem Grundsatze sollte jeder Bürger, der geboren werden will, eine Kaution zu erlegen haben als „reale Sicherstellung“ und „materielle Gewährleistung“ gegen die etwa in der Folge vorkommende Gesetzübertretung.

Mich wundert es wahrhaftig, daß die österreichische Regierung nicht diese Garantien für die Ruhe und Sicherheit fordert, und sich nicht durch dieses legale Mittel gegen aufreizende Reden des Staatsbürgers vor dessen Eintritt in das Leben verwahrt. Diese Barbarei wäre ja doch nicht unübertroffen, ließ doch ein egyptischer König, um einen Aufruhr zu verhüten, also aus rein philanthropischen Gründen, alle männlichen Kinder eines gewissen wühlerischen Stammes, vermöge einer Kabinetsordre, ersäufen! — —

Der §. 42 des neuen österreichischen Preßgesetzes überantwortet den Schriftsteller und seine Gedanken der schlimmsten Censur, nämlich den Bedenklichkeiten der Betheiligten bei der materiellen Erzeugung von Druckschriften. Indem dieser Paragraph den Herausgeber, Verleger, Drucker, Verbreiter, nebst dem Verfasser für den Inhalt jedes gedruckten Artikels verantwortlich macht, verwandelt er die Geschäfts- und Gewerbsleute in eine Prüfungskommission, die wegen persönlicher Befürchtungen die Strenge des hie und da zweifelhaften Gesetzes überbieten werden. Der eine Censor von ehemals wird von mehren abgelöst, von deren verschiedenen Ansichten der Schriftsteller abhängig gemacht wird. Die Censur aber ist laut der Verfassungsurkunde vom 4. März abgeschafft.

„Wer zum Ungehorsam gegen Verfügungen der öffentlichen Behörden oder wider die zu deren Vollziehung berufenen Organe „verleitet“, die Reichs- oder Landesverfassung schmäht, wird mit Kerker bis zu zwei Jahren und bei periodischen Druckschriften mit dem Verfall der Kaution bis zum Betrage von 1000 Gulden C.-M. bestraft.“ Also wird die Preßfreiheit dahin verstanden, daß den Publizisten unbenommen bleibt, die Verfügungen der öffentlichen Behörden, die Reichs- und Landesverfassung, wie verwerflich sie auch seien, wie hart sie auch an die Rechte der Völker tasten, zu loben und wieder zu loben. Können die Völker eine bessere Vetretung ihrer Rechte von der freien Presse verlangen!

Komisch klingt der §. 28, der „die Ausstreuung und weitere Verbreitung für die öffentliche Sicherheit beunruhigender Gerüchte und die so geartete angebliche Vorhersagung bei strengem Arrest bis zu drei Monaten“ untersagt. Wer will, wer kann es ermitteln, was die öffentliche Sicherheit beunruhigt?! wer soll es berechnen,

in welchem Grade die öffentliche Sicherheit nervös ist! Kann unter dem Einfluß der Knute schlimmeres Gericht über die Meinung gehalten werden? Kann es die Tyrannei noch weiter treiben, als daß sie die Furcht und die Hoffnung controllirt, wie es in diesem Paragraphen geschieht?!

Es wird im §. 32 ausdrücklich verboten, ehrenrührige, wenn auch „wahre" Thatsachen des Privat- und Familienlebens, welche das öffentliche Interesse nicht berühren, zu veröffentlichen!

Und so weiter, und so weiter.

Wozu jeden einzelnen Stein bezeichnen, aus welchem der ganze Geisteskerker aufgebaut ist. Genug, es ist ein fürchterlicher Kerker, würdig seiner Baumeister. Schmach dem Volke, das ihn fortbestehen läßt mitten unter den gelösten schaffenden Kräften, mitten in seiner jungen blühenden Freiheitsentwickelung. Schmach dem Volke, das sich sein heiligstes Gut, die Bürgschaft seiner Zukunft rauben, seine geistige Nationalgarde entwaffnen, den Quell der Bildung und Aufklärung verstopfen, in die Pulsader seines Lebens schneiden läßt, ohne dagegen Protest einzulegen, der mehr gilt als papierne Dokumente.

So wie gegen den Mißbrauch der Presse die Presse selbst die beste Schutzwehr, eben so ist gegen den Uebergriff der Vereine das freie Vereinigungsrecht, die sicherste Bürgschaft, und eine Regierung, die nicht blos bequem, sondern auch gut regieren will, kann die freie Presse und die freie Vereinigung in der wirklichen Bedeutung des Wortes nicht nur ertragen, sondern sie bedarf ihrer zur Nachhilfe, zur Unterstützung, zur Berichtigung der Ansichten, zur Erleichterung des Einblicks in die Verhältnisse des Staates, zur bessern Beurtheilung der Parteien und Prüfung ihrer Forderungen und Bedürfnisse als Richtschnur bei Leitung der Staatsangelegenheiten. Freie Presse und freies Vereinigungsrecht sprechen klar und deutlich aus, was eine Regierung, ohne diese lauten Stimmen, zu berechnen und zu errathen nöthig hat. Diese beiden Organe geben eine Art „suffrage universel" ab, dessen Majorität berücksichtigt werden muß, und von einer eigentlichen, d. h. nicht absoluten Regierung berücksichtiget wird. Anders freilich verhält es sich mit einer Regierung, die dem Volke den Rücken zuwendet, und anstatt hinab zu blicken in die wallende Gährung, in die bewegte Brandung des Volkslebens, das Auge im Glanze der Krone schwelgen läßt, mit einer Regierung, die nur den Ausbruch des Uebelstandes, aber nicht den Uebelstand selbst fürchtet, einer Regierung, die vor jeder Bewegung zurückschreckt, statt sie zu leiten und an ein segensreiches Ziel zu führen; die kann freilich weder die Presse, noch die Association gewähren lassen, weil sie sonst sich selbst aufgiebt. Eine Regierung, die so angefangen, wie die österreichische, kann nicht damit enden, daß sie die Vereinigung gestattet, und in der That hat sie dieses Recht derart belastet, daß es als gänzlich aufgehoben zu betrachten ist.

Die österreichischen Gesetzgeber gehen so weit, daß sie die Art der Organisation politischer Vereine festsetzen, indem sie im §. 4 die Bestimmung aussprechen, daß „jeder politische Verein seinen Vorstand wenigstens aus fünf Vereinsmitgliedern zu bilden hat"; eine weiter greifende Bevormundung läßt sich kaum denken.

Jeder politische Verein ist nach den §§. 3, 12, 13, 14 unter die Aufsicht der Behörden gestellt und von ihr abhängig gemacht, und nach §. 6, welcher jeden Verein verbietet, der den Anordnungen des Strafgesetzes zuwiderläuft, kann ein politischer Club nichts Anderes thun, als die Maßregeln der Regierung gutheißen und unterstützen, jede Opposition wird unbedingt in die Kategorie der staatsgefährlichen Gebahrungen gezählt, und untersagt, was durch den Diensteifer der Behörden, wie natürlich, noch weiter ausgedehnt wird, als es selbst die österreichischen Gesetzgeber beabsichtigt.

Der §. 5 ist der Ausdruck der unbegrenztesten Willkür; er lautet: „Minderjährige und Frauenspersonen dürfen weder Mitglieder, noch Theilnehmer von politischen Vereinen sein.

„Das Tragen von Vereinszeichen ist untersagt."

Also Frauen und Unmündige sind sogar von der Freiheit, wie sie die österreichische Gesetzgebung versteht, ausgeschlossen. Mit welchem Rechte? eine drollige Frage diesen Gesetzen gegenüber. Darüber spricht sich der ehrenwerthe Minister in seinem Vortrage an die „geheiligte", „unverantwortliche" und „unverletzliche" Majestät nicht aus. Wir hätten sehr gerne die scharfsinnige Begründung dieses Verbots angehört, da es unserem verstockten Verstande nicht erklärlich ist, warum die Weiblichkeit und Minderjährigkeit als ein Hinderniß betrachtet werden soll bei einer Vereinigung, die blos Discussion und Aufklärung zum Zwecke haben darf. Der tieferen Einsicht des österreichischen Ministerrathes ist Alles, folglich auch dieses klar.

Den Behörden ist das Recht eingeräumt, die Vereine zu überwachen, zu gestatten oder zu verbieten, aufzuheben, aufzulösen, die Mitglieder und Vorstände derselben zu bestrafen, nöthigenfalls die bewaffnete Gewalt gegen sie anzuwenden. Wer die österreichischen Beamten, die Erlasse des Ministeriums an dieselben, die büreaukratischen Doctrinen, die wieder zu Ehren gebracht sind, das ganze aufs Neue ins Leben gerufene Corruptionssystem kennt, der wird sich wohl auch nicht auf einen Augenblick einer Täuschung hingeben, sondern im Gegentheil die Ueberzeugung festhalten, daß dem Volke alle Rechte genommen sind, und daß die österreichische Regierung nichts zugestanden hat, als daß sie sich zu einer frischen Uebertünchung des alten Unterdrückungssystems herbeigelassen.

„So wahr ihm Gott helfe, das österreichische Ministerium kann nicht anders."

Erinnerungen aus Pest und Wien.

(Vom Jahre 1848.)

Nichts erfüllt das Herz mit gerechterer Wehmuth, mit nagenderem Schmerze als die Erinnerung an jene herrlichen Frühlingstage des geschwundenen Jahres, dessen hoffnungsvolles Morgenroth sich später in Blut umgewandelt, in fruchtlos geflossenes Blut, dessen Lenzverheißungen der Freiheit nicht in Erfüllung gegangen sind, dessen Hoffnungssaaten unter den Fußtritten bewaffneter Schergen, verderben mußten. Und nun, da die lauen Lüfte des Frühlings mit den Schwalben und Störchen zurückkehren, die um die Ruinen manches niedergebrannten Hauses ängstlich herumfliegen, weil auch ihr Nest mit zerstört worden, jetzt erwacht auch mit dem milden Hauche des Frühlingshimmels die ganze Wehmuth über die verlornen Freiheitshoffnungen des dahingeschwundenen Jahres. Es ist eine Eigenthümlichkeit des erwachenden Lenzes, daß er dem Menschenherzen die Neigung giebt, sich mit Wollust in wehmüthige und schmerzliche Erinnerungen, zu versenken und in den geträumten Schätzen einer vorübergerauschten Zeit der Verheißungen, in dem Reichthume an unerfüllt gebliebenen Träumen mit schmerzlicher Wonne zu wühlen. Auch mir erwecken die ersten Sonnenblicke, die auf den schmelzenden Schnee fallen, die schmerzlichen Erinnerungen an das ereignißreiche Jahr 1848, die wechselnden Bilder jenes Zeitabschnittes ziehen an meinem innern Auge vorüber, und meinem Herzen gewährt es einen herben Trost, einige dieser Erinnerungen niederzuschreiben, und sie gleichsam als vertrocknete Blüthen in diesen Blättern aufzubewahren.

I.

Eine Befreiungsgeschichte.

Etwa zwei Jahre vor den weltgeschichtlichen Märzereignissen von 1848 sah man in Pest oft einen einsamen Spaziergänger, der die menschenleersten Orte aufsuchte, mit Niemand sprach und gesenkten Hauptes, den Ausdruck tiefen Sinnens im Blicke, nur ein innerliches, geistig concentrirtes, nur ein träumerisches Leben zu führen schien. Er war von mittlerer, etwas gedrungener Gestalt, sein Haar und sein langer struppiger Schnurr- und Kinnbart gaben seinem Kopfe ein fast wildes Aussehen, seine vernachlässigte Kleidung war die eines Proletariers. Ich erkundigte mich öfter vergebens nach dem Namen dieses einsamen Mannes, der mir bisweilen begegnete, aber Niemand konnte mir Aufschluß geben, Niemand wollte von seinen Verhältnissen etwas wissen, Niemand hatte es der Mühe werth erachtet in die Dunkelheit dieser Existenz einen forschenden Blick zu werfen. Wie es manchmal zu geschehen pflegt, daß ein ganzes ärmliches dunkles Menschenleben unbeachtet dahinfließt, bis die Nothwendigkeit, den Gestorbenen zu beerdigen, zum ersten Male seinen Namen zur Sprache bringt, bis der kleine leere Raum, den er hinter sich zurückläßt, zum ersten Male an sein nun schon abgelaufenes Dasein erinnert,

um Beides dann für immer der Vergessenheit anheimzugeben, — so wurde auch von diesem einsamen Spaziergänger, von diesem armen Träumer, den man wohl für einen Phantasten oder für einen Verrückten gehalten haben mochte, zum ersten Male gesprochen, als er eines Tages aus seiner ärmlichen, entlegenen Wohnung durch Bewaffnete abgeholt wurde, um in den Kerker geworfen zu werden. Der Jammer seines Weibes und seiner Kinder, zwang die Nachbarsleute, von dieser bisher unbeachtet gebliebenen Familie Notiz zu nehmen. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich, daß der Verhaftete Michael Stancsics heiße und der Verfasser eines in ungarischer Sprache erschienenen Volksbuches sei, das viel Aufsehen mache, und den Zorn der Gewaltigen in hohem Grade auf sich gezogen habe. Als einige Zeit darauf im Verlage des Buchhändlers Keil in Leipzig eine deutsche Uebersetzung dieses Buches erschien*), säumte ich nicht, mir dasselbe anzuschaffen und fand bei Durchlesung desselben zu meinem größten Erstaunen, daß der Verfasser, weit entfernt, auf republikanischem Standpunkte zu stehen und an dem Umsturze der bestehenden Staatsform zu arbeiten, sich in seiner Schrift im Gegentheile auf ganz legalem Boden gehalten, und nur durch seine unverhüllte Liebe zum Volke, nur durch den meisterhaften, ächt populären Ton, in welchem er das ungarische Volk über seine Gleichberechtigung und über die großen Mißbräuche, welche Ungarn noch beflecken, aufklärte, den Zorn und die Rache der Machthaber auf sich gezogen haben konnte. Und dennoch ward der redliche, vom Geiste der Wahrheit und Gerechtigkeit beseelte Mann aus dem Schooße seiner Familie, die durch seine Verhaftung ins tiefste Elend sinken mußte, gerissen, in den Kerker geschleppt, und dort ohne Untersuchung, ohne Verhöre, mit Geheimhaltung des Ortes seiner Verwahrung, durch beinahe zwei Jahre festgehalten, und würde noch jetzt im Kerker schmachten, wenn der Frühling des Jahres 1848 nicht die Pforten seines Gefängnisses geöffnet hätte. Seine Frau konnte nicht erfahren, wohin man ihren Gatten gebracht, man hatte diesen aus der Reihe der Lebenden gleichsam verschwinden gemacht, das geheime Inquisitionsgericht der milden Habsburg-Lothringer hatte sie zur Wittwe, ihre Kinder zu Waisen gemacht, weil der Gatte und Vater, von der reinsten und edelsten Vaterlandsliebe beseelt, auf ganz gesetzliche Weise, und in meisterhafter Form, zur politischen Bildung seiner verwahrlosten Mitbürger beizutragen gesucht.

Ein rührender, herzzerreißender Umstand darf hier nicht unerwähnt bleiben:

Während der langen Zeit, welche Stancsics im Kerker zubrachte, hatte man die Grausamkeit gehabt, keinerlei Nachricht über das Schicksal der Seinigen zu ihm gelangen zu lassen, man hatte das traurige Loos des schuldlos Verhafteten noch durch diese grausame und unnöthige Tortur, an dem Herzen des Gatten und Vaters geübt, verschärft. Während dieser Zeit seiner Gefangenschaft waren seine zwei Kinder, an denen des Vaters Herz mit inniger Liebe hing, gestorben, und ihre kleinen Leichname waren längst verwest, frisches Grün hatte schon ihre Grabhügel bedeckt, ohne daß der Unglückliche wußte, daß er kinderlos sei. Erst bei seiner Befreiung im März des Jahres 1848 las er in den thränenvollen Augen, in den abgezehrten Gesichtszügen seiner Gattin, die mit seinen Be-

*) Volksbuch von Michael Stancsics. Aus dem Ungarischen übersetzt. Allen Freunden des Volkes und der Freiheit! Leipzig. Volksbücher-Verlag. 1847.

freiern zu ihm in den Kerker geeilt war, die leserlichen Worte des Mutterschmerzes und mit ihnen den Verlust, den er erlitten. Die unglückliche Mutter erzählte ihrem befreiten Lebensgefährten, daß die Kinder in ihrer Todesstunde seinen Namen gerufen, und daß das Kleinere, welches den Buchstaben S noch nicht auszusprechen vermocht, bis auf den letzten Augenblick mit brechender Stimme gerufen habe: Papa Tancsics! So groß war der Schmerz dieses armen Vaters, daß er, zur Erinnerung an seine gestorbenen Kinder, das S, welches das kleinere in seiner Todesstunde nicht hatte aussprechen können, für immer aus seinem Namen strich, und sich seither nie anders schrieb, als wie ihn das sterbende Kind gerufen: „Tancsics“.

Ein erhebender Anblick war es, als eine große Anzahl von Juraten und Männern aus dem Volke, gleich nach dem Ausbruche der Märzerhebung in Pest, welche der in Wien geschehenen auf dem Fuße folgte, den Namen Stancsics laut ausriefen und sich in feierlichem Zuge zu seiner Befreiung nach der Festung Ofen begaben, denn nun war ja der Schleier des Geheimnisses auch von den Inquisitionsprozessen gefallen. In einem offenen Wagen saß die Gattin des Gefangenen, rings dicht umdrängt von Juraten, die mit gezogenen Säbeln und in der malerischen ungarischen Nationaltracht, gleichsam die Ehrenwache des Unglückes bildeten. In wenigen Minuten lagen sich die beiden Gatten nach langer Trennung weinend in den Armen. Stancsics war für einige Tage der Gegenstand des allgemeinen Gespräches in beiden Schwesterstädten. In allen Auslagen der Buch- und Kunsthandlungen prangte bald Stancsics, des Volksmannes, Porträt, und sein Volksbuch fehlte in ungarischer und deutscher Sprache in keinem Auslagkasten der ziemlich zahlreichen Buchhandlungen. Aber die wichtigen Ereignisse jener bewegten Tage politischer Krisen, die Stancsics aus der Vergessenheit und aus dem Dunkel seines Kerkers hervorgezogen hatten, drängten ihn auch bald wieder in die Vergessenheit zurück, in der er bis zur Stunde, und wie es scheint für immer begraben ist. Es scheint als hätte unsere Zeit kein „Gestern“, sondern nur ein „Heute“ und ein „Morgen“. Eine Sammlung, die für Stancsics und seine Familie veranstaltet wurde, war so ziemlich der letzte Akt der Erinnerung an sein Wirken, und der edle, ächt demokratische Geist dieses Volksschriftstellers, der seine Befreiung mit einer edlen und muthigen Handlung feierte, indem er sich nämlich an die Spitze der damals hart bedrängten und von der Volkswehr ausgeschlossenen Juden stellte, zog ihm die Feindschaft des gesammten deutschen Spießbürgerthums beider Städte zu.

Das Volksbuch von Stancsics, das er selbst als einen politischen Katechismus bezeichnet, den er seinen armen Brüdern widmet, ist klar gedacht, und in reizender Eigenthümlichkeit gebracht. Ich greife auf gut Glück nach einer Stelle aus der Einleitung des Buches, um den Lesern der „Wiener Boten“ von der eigenthümlichen Weise, von dem originellen Tone, in welchem Stancsics seine Mitbürger anredet, einen Begriff zu geben:

„Nun athme ich freier, denn ich sagte Manches, was mir schwer auf dem Herzen lag. Nun kennet ihr halb und halb den Bestand der Dinge, das Andere sollt ihr im Laufe des Büchleins erfahren. Und auch das, was wir Kraft der Gesetze thun dürfen, will ich euch lehren. —

Man sagt: Der Mensch bestehe aus Körper und Seele; ich habe nichts dagegen.

Auf welche Weise die Seele allein oder in Verbindung mit dem Körper in jener Welt glücklich werde? darüber schrieb man schon manchen Katechismus: auf welche Weise aber der Mensch auch in dieser Welt glücklich werde? darum bekümmerten sich die Lehrer wenig. — Und doch sind wir nun einmal in dieser Welt, laßt uns also streben, auch hier glücklich zu werden. —

Zu dem Zwecke schrieb ich nun diesen Katechismus, damit ihr daraus erlernen möget: auf welche Weise man auch in diesem Leben glücklich werden kann, denn bei Gott, es ist schön, auf Erden glücklich zu sein! —

Auch sagt man: Dem guten Beispiele müsse man folgen.

Jene, die euch lehren, auf welchem Wege ihr euer Seelenheil erlangen könnet, gehen euch darin mit gutem Beispiele voran, indem sie sich stets bestreben, hier auf Erden bestmöglichst glücklich zu sein. Folget ihrem Beispiele, es ist wahrlich nicht schlecht.

Denket nicht, daß, weil ihr des irdischen Glückes genossen, ihr der jenseitigen Seligkeit nicht theilhaftig werden könnet. —

Wenn nur das Sichselbstquälen, Hungern, Frieren, Darben der einzige Weg ist, auf welchem man in das Paradies kommen kann: warum betreten eure Seelenlehrer nicht eben denselben Weg? Dann müßten ja auch eure Pröbste, Aebte und Bischöfe sich abhärmen, müßten sich quälen, müßten hungern, darben, frieren und in Lumpen gehüllt gehen, um dahin zu gelangen, denn ich will's ihnen glauben, daß auch sie ins Paradies zu kommen wünschen! Merkt ihrs aber wohl, wie diese frommen Herren darben!?! Seht ihr dort das feiste Schmeergesicht jenes Mönches, bemerkt ihr darin die Züge der Selbstqual, des Hungers, des Frostes?" — —

Füsters Flucht von Kremsier.

Das meuchlerische Attentat, welches das Ministerium Schwarzenberg-Stadion gegen die österreichische Volksvertretung in Kremsier gewagt, wird in den Annalen der Geschichte aufbewahrt werden, und die Schmach der sinkenden Dynastien den kommenden Geschlechtern überliefern. War die Auflösung des österreichischen Reichstages an sich ein verwerflicher Staatsstreich, so wäre dieser doch, in einer an dynastische Anarchie gewöhnten Zeit, mit geringerem Aufsehen vorübergegangen, wenn er mit Methode geführt worden wäre, und nicht zugleich die thierischen Leidenschaften der Camarilla auf allzu grelle Weise an den Tag gelegt hätte. Die gewaltsame, unerwartete und rechtswidrige Beseitigung einer geheiligten Volksvertretung gehört ihrer Natur nach zu denjenigen Attentaten, welche in weiten Umrissen geschehen, und durch die Kühnheit ihrer Anlage ein Stück Bewunderung in Anspruch nehmen. Als Napoleon einst in Paris mit eherner Faust auf den Tisch des Hauses schlug, und die Volksvertreter auseinanderjagte, versündigte er sich an der Majestät des Volkes, aber diese Sünde hat ihn unsterblich gemacht. Die Krokodilsthränen

hingegen, welche ein Stadion den in der Nacht zusammengestohlenen Leopold Neumanns und Palatzkys in einem improvisirten Konklave vorweinte, um sie sicherer zu machen, die plötzliche Besetzung des erzbischöflichen Palastes und der Stadt mit Militär, die Verhaftung mehrer Mitglieder der Linken, — — mit einem Worte, die feige, meuchlerische, verrätherische Weise, in welcher der Staatsstreich ausgeführt worden, brandmarkt ihn mit dem Namen einer elenden Perfidie, und erregt die gerechte Empörung der Männer aller Parteien.

Unter denjenigen Deputirten der Linken, auf welche gefahndet wurde, und welche sich der beabsichtigten Verhaftung nur durch die Flucht entziehen konnten, befand sich auch Füster, der ehemalige Feldpater der akademischen Legion, der freisinnigste Priester seiner Zeit, der Abgott des Wiener Proletariats. Wir haben schon in einem früheren Hefte dieser Wochenschrift eine Charakteristik der Persönlichkeit Füsters gegeben, und glauben um so mehr auf diesen Mann zurückkommen zu dürfen, als seine Flucht von Kremsier mit einigen nicht uninteressanten Abentheuern verbunden war. Ich führe den Abgeordneten Füster selbstsprechend ein:

Kein Deputirter der Linken hatte in der Nacht vom 6. auf den 7. März, als Stadion sich mit mehren Deputirten der Rechten und des Centrums zu einer geheimen Berathung eingeschlossen hatte, eine Ahnung von der so nahe bevorstehenden Auflösung des Reichstages. Am 7. um halb acht Uhr Morgens wurde ich durch meinen Diener geweckt, der bleich und verstört in die Stube gestürzt kam, und mir berichtete, daß das erzbischöfliche Schloß mit Militär besetzt, und der Reichstag aufgelöst sei.

Ich war noch nicht angekleidet, als schon einige mir befreundete Deputirte eintraten, und mich zu schleuniger Flucht antrieben. Dem Drängen dieser Herren nachgebend, verfügte ich mich nach der Wohnung eines meiner Freunde, der mir den Wohnort eines seiner Bekannten in Schlesien bezeichnete, wohin ich mich, seiner Meinung nach, für's Erste begeben könnte. So verließ ich denn Kremsier durch das Schmidthor zu Fuß, ging über die Felder bis zu dem nächsten Dorfe (Minkowitz) nächst der Olmützer Straße, wohin mir ein Freund etwas Leibwäsche nachbrachte. Wir mietheten einen Bauernwagen, und ich fuhr, an Proßnitz vorüber, etwa fünf Stunden weit bis zu einem Dorfe, wo ich bis 2 Uhr des kommenden Morgens blieb. Der Bauer, bei welchem ich übernachtet hatte, fuhr mich bis Littau, wo ich einen Wagen bis Neustadt, und von da bis Sternberg nahm. Von hier aus wendete ich mich auf gut Glück gegen Troppau, weil ich mich, ohne Landkarte und ohne Lokalkenntniß, bei der beispiellosen Unwissenheit der Bevölkerung, gleichsam nur durchtappen mußte, und, bei jeder Station nach dem Gränzorte fragend, wohin ich adressirt war, doch nirgends genügende Auskunft erhalten konnte. Ich fuhr auf schlechten Wegen durch das Gebirge in der Richtung nach Troppau zu, bis tief in die Nacht hinein. Da ich diese Stadt jedenfalls vermeiden zu müssen glaubte, begab ich mich nach einem unweit von Troppau gelegenen Dorfe, wo ich glücklicher Weise erfuhr, daß einer meiner Bekannten ganz in der Nähe wohne.

Am andern Morgen überraschte ich diesen Bekannten, wurde aber selbst noch weit mehr überrascht durch die Mittheilung, die mir dieser machte, daß die preußische Gränze ganz in der Nähe sei. Ich eilte nach dem ersehnten rettenden Boden, und hörte noch im

Augenblicke, da ich die Gränze zu überschreiten im Begriffe stand, mit wahrer Seligkeit aus dem Munde eines auf österreichischer Seite ganz nahe an der Gränze wohnenden Mannes, mit dem ich mich in ein Gespräch eingelassen hatte, die entzückenden Worte: „Wissen Sie denn schon, daß die Abgeordneten der Linken: Füster, Goldmark ꝛc. in Kremsier verhaftet worden sind?" Ich bejahte freudig, und auch der gute Mann schien über diesen gelungenen Streich des Ministeriums ganz vergnügt zu sein, und sich im Innern dazu Glück zu wünschen, daß er die Bekanntschaft eines Gesinnungsgenossen gemacht habe.

Ich eilte auf das nächste preußische Dorf zu, nachdem ich bei der Gränze vorgegeben hatte, ich sei eingeladen worden, am nächsten Morgen in der Nähe von Ratibor an der Stelle eines erkrankten Geistlichen zu predigen. Auf dem Dorfe nahm ich einen Wagen bis Ratibor, wohin ich auf den schlechtesten Wegen bei schneidender Kälte, und dichtem Schneegestöber holperte. Nach einer sechs Stunden langen peinlichen Fahrt langte ich endlich freudigen Muthes in Ratibor an, nicht ahnend, daß mir dort ein Abentheuer der unangenehmsten Art bevorstehe. Schon unter Weges hatte ich überall von der Neugierde der Leute viel zu leiden gehabt, die genaue Auskunft über meine Person, und den Zweck meiner Reise in Anspruch nahmen. Die Neugierde der Menschen ist die lästigste aller Polizeien. In Ratibor entschlief ich nach vielen Monaten der Leiden recht sanft und ruhig im Herrn.

Um 9 Uhr des andern Morgens stand ich eben im Begriff, meine Vorkehrungen zur Weiterreise nach Breslau zu machen, als an meine Thüre gepocht wurde. Preußische Uniformen traten ein. Ein Commissär mit einem Polizeisoldaten, ein junger Mann in der mährischen Nationalgardeuniform, und ein Herr in Civilkleidern waren der Morgenbesuch, mit welchem ich überrascht wurde. Der preußische Polizeicommissär näherte sich mir mit der Frage, ob ich Dr. Füster sei, und als ich dies bejahte, machte er mir die angenehme Mittheilung, daß er den Befehl habe, mich zu verhaften. Hierauf trat der österreichische Nationalgardist (ein unter diesem Ehrenkleide versteckter Polizeiagent) vor, und zeigte mir den von der Central-Untersuchungs-Commission in Wien ausgestellten Verhaftsbefehl.

Der Mann in Civilkleidern war der Polizei-Obercommissär Hermann von Troppau, ein ächtes Polizei- und Arretirungsgesicht. Man sah ihm die Freude an über den fetten Bissen, den er erbeutet hatte. Ist der Augenblick, in welchem man verhaftet wird, an sich keiner der angenehmsten, so ist doch diese Katastrophe für Denjenigen doppelt empfindlich, der sich schon auf neutralem Boden, und somit ganz in Sicherheit glaubte. Der Troppauer Polizei-Obercommissär lud mich ein, mit ihm nach Oesterreich zurrückzukehren, wo ich ja Nichts zu fürchten habe, wenn ich mich unschuldig fühle. Es kam mir wahrlich nicht zu Sinne, dieser verschrumpften Polizeiseele zu erklären, wie relativ der Begriff von Schuld und Unschuld sei, und wie gerade die erfüllte Pflicht des redlichen Bürgers den Söldlingen der absoluten Macht gegenüber als Schuld erscheine; darum gab ich ihm ganz kurz zur Antwort: ich würde gern bereit sein, ihm nach Oesterreich zu folgen, wenn er im Stande wäre, mir zu verbürgen, daß ich nicht vor das berüchtigte blutige Janitschaarengericht gestellt werden solle. Mit besonderer Vorliebe und sichtbarem Nachdrucke forschte

man nach Papieren, deren ich nicht besaß. Meine Brieftasche sammt dem darin befindlichen Gelde wurde mir sofort abgenommen, und trotz meiner Versicherung, daß ich für einen Selbstmörder viel zu viel Enbonpoint besitze, beraubte man mich sogar eines kleinen Federmessers, dessen längste Klinge nicht lang genug gewesen sein würde, um die Fettschichte zu durchdringen, welche meine Epidermis von den fleischigen Theilen meines Körpers trennt. Trotz meiner Verstimmung konnte ich mir das Vergnügen nicht versagen, dem österreichischen Schergen das Benehmen des preußischen Polizeicommissärs als Muster zu empfehlen. So wenig ich es verzeihlich finde, daß das Ehrenkleid der Volkswehr durch Polizeiagenten während der Ausübung ihres Häscheramtes entweiht werde, so bin ich dem jungen Manne in der Nationalgardenuniform doch das Zeugniß schuldig, daß er sich seines gehässigen Auftrages mit Anstand und Höflichkeit entledigt habe. Er theilte mir unter Anderem mit, daß man in Kremsier meinen Diener verhaftet habe, und so auf meine Spur gekommen sei. Auf meiner ganzen Flucht sei er mir auf dem Fuße gefolgt, und erst vor Troppau habe er meine Spur verloren, die er jedoch bald darauf wieder aufgefunden habe. Ich wandte mich nun an den preußischen Commissär mit den Worten: „Ich stelle mich unter den Schutz des Königs von Preußen, und des preußischen Volkes, und hoffe von ihrer Humanität, daß sie mich nicht einem blutdürstigen Janitschaarengerichte ausliefern werden." Das Benehmen des preußischen Commissärs war das eines Mannes von Herz und Bildung.

Nun erhielt ich einen Gesellschafter in der Person einer Wache, die man mir ins Zimmer stellte. Kaum hatte sich die Commission entfernt, als ich neuen Besuch bekam. Ein Herr, welcher dem demokratischen Klub angehörte, stellte sich mir vor, bald nach ihm ein Justizcommissär, welcher sich mir als Anwalt anbot, und endlich ein Dritter, der mir in französischer Sprache sagte: er sei Demokrat und entschlossen, mich zu retten. Diese leise Hoffnung erheiterte mich, und die Behaglichkeit, welche mich nur in seltenen Fällen verläßt, kehrte in demselben Maße zurück, als sich die angenehmsten Besuche einander folgten. Bekannte aus Wien, polnische Deputirte, die sich auf der Durchreise befanden 2c.... erfreuten mich mit ihrer Gegenwart, kurz ich konnte nicht über lange Weile klagen, und meine Einkerkerung war durchaus nicht nach dem pensilvanischen Systeme eingerichtet. Auch der Bürgermeister von Ratibor, der mich auf Requisition des österreichischen Commissärs hatte verhaften lassen, stellte sich ein, und ihm folgte bald darauf ein preußischer Landrath, sein Vorgesetzter. Es entspann sich eine sehr interessante Debatte über das Verfahren des Bürgermeisters; auf meiner Seite standen der Anwalt, zwei Literaten, und sogar der Landrath, der das Verfahren des Bürgermeisters mißbilligte, doch sich außer Stand erklärte, eine Abänderung zu treffen, weil der Bürgermeister bereits die Angelegenheit an die Kreisregierung von Oppeln gemeldet, und dort um Verhaltungsbefehle angefragt habe. Auf Befehl des Landrathes ward die Polizeiwache aus dem Zimmer vor die Thüre gewiesen, und mir sowohl meine Brieftasche, als das oben erwähnte grauenvolle Mordinstrument zurückgegeben. Nachdem sich die beiden Amtspersonen entfernt hatten, ward Berathung gepflogen, und obschon Beide ausgesprochen hatten, daß kaum eine Auslieferung stattfinden dürfte, ward doch einstimmig beschlossen, das Sichere zu wählen, und daß ich noch am selben Abende entfliehen sollte. Ganz Ratibor war über den Schritt des

Bürgermeisters empört. Nur ein Paar katholische Geistliche konnten ihre Freude darüber nicht verhehlen, daß Dr. Füster, den sie für einen Deutschkatholiken hielten, verhaftet worden sei. So scheint sich denn der Pfaffenhaß gegen meine Wenigkeit über die ganze katholische Welt zu erstrecken, obschon ich ihre Dogmen noch nie angegriffen habe.

Unter meinen Befreiern hat sich besonders ein junger Mann ausgezeichnet, der nicht nur das Befreiungswerk mit Eifer leitete, sondern mich sogar auf meiner Flucht begleitete. Ich würde diesen Namen, der in mein dankbares Herz für immer eingegraben ist, hier mit Freude nennen, wenn ich nicht fürchten müßte, den aufopfernden jungen Demokraten, dadurch zu kompromittiren.

Meine Befreiung ward auf folgende Weise bewerkstelligt:

Ich mußte mich verabredeter Weise krank stellen, entkleiden, zu Bette begeben, und nach einem Arzt schicken. Der mit ins Einverständniß gezogene Arzt, auch ein Demokrat, kam, verschrieb mir Medizin, und empfahl mir in Gegenwart der Polizeiwache, die ins Zimmer getreten war, um mir auf meine Bitte beim Entkleiden behilflich zu sein, die strengste Befolgung seiner ärztlichen Anordnungen, da mein Zustand sonst leicht bedenklich werden könnte. Und mein Zustand hätte allerdings bei der Central-Untersuchungs-Commission in Wien eine bedenkliche Wendung nehmen können, wenn ich mich den Anordnungen dieses wackern Arztes nicht pünktlich gefügt hätte. Nach einer Stunde rief ich die Wache wieder herein, klagte über heftige Leibschmerzen in Folge der eingenommenen Medizin, und bat dieselbe, mich nach einem gewissen Orte zu weisen. Es befanden sich, wie schon früher ausgekundschaftet worden war, zwei solche Orte im Hause, der eine unweit von meiner Thüre, eine Treppe hoch, der andere im Erdgeschoß. Ich betrat vorerst den näheren. Im Verlaufe des Nachmittags ward die Wache mit Wein traktirt, damit sie mich, wie ihr gesagt wurde, aufmerksam und höflich behandle. Abends, als die Dunkelheit meine Flucht begünstigte, zog ich mich ganz an, so daß ich reisefertig war; meine Wäsche und mein Oberkleid hatten meine Befreier schon früher unvermerkt unter ihren Mänteln aus dem Zimmer zu entfernen gewußt; in der Tasche hatte ich eine Kappe, und den Hut ließ ich als ein Andenken für den Herrn Bürgermeister von Ratibor auf meiner Stube zurück. Mit einem neuen wüthenden Anfalle von Bauchgrimmen trat ich baarhaupt vor die Thüre, klagte darüber, daß der bewußte, von mir schon früher betretene Ort wenig Anspruch auf das Prädikat der Reinlichkeit habe, und äußerte meinen Wunsch, dem Orte im Erdgeschoß den Vorzug zu geben, indem ich zugleich ganz langsam und unbefangen die Treppe hinabstieg. Im Erdgeschoß erwarteten mich meine Befreier, ich ward in einen bereitstehenden Wagen geschoben, mein oben erwähnter junger Freund schwang sich nach mir in denselben, und so ging es über Stock und Stein davon. Ich sollte jedoch noch eine peinliche halbe Stunde verleben, denn noch innerhalb des Weichbildes der Stadt Ratibor brach Etwas am Wagen, und so lange währte es, bis das Fuhrwerk wieder in Stand gesetzt war. Endlich gings wieder glücklich vorwärts, und ich erreichte ohne weitere Abentheuer Breslau, wo ich mich jedoch nicht lange aufhielt, da ich in Ratibor einen zu unangenehmen Vorgeschmack von den polizeilichen Vorkehrungen Preußens bekommen hatte.

Es ist wahr, der polnische Staat war nur eine Adelsdemokratie, aber in dieser Adelsdemokratie konnte jeder König werden, gleichwie ein Jeder an der Gesetzgebung Theil nahm. Dieses Adelskleinod war Niemandem vorenthalten, vielmehr Allen angeboten, die sich um den Staat verdient gemacht haben. König Bathory's Ausspruch ist hierfür sehr bezeichnend; — er, als König von Polen, sprach einmal die Worte in einer polnischen Schule: Disce puer, faciam te nobilem. — Natürlich dauerte diese Verfassung nur so lange, als der Adel seine Berechtigung aus seiner Verpflichtung herleitete, so lange also die Einzelnen als wahrhaft vitale Personen durch innere Tüchtigkeit dem Mangel an organisirenden Mitelementen abhelfen konnten. Wir sehen sogar, wie diese vitale Thatkraft noch in den Zeiten des Verfalles in der Nation großartige Persönlichkeiten zum Vorscheine bringt, einen Chodkiewicz, Czarniecki, Sobieski, gleichsam als potenzirte Ausdrücke der Nationalkraft.

Man hat oft behauptet, daß, wenn der Adel das Volk an den Wohlthaten seines Lebens hätte Theil nehmen lassen, Polen nicht würde untergegangen sein. Aber die Geschichte läßt keine Hypothese zu — sie muß durch sich selbst sich richten. Wir können also nur fragen, warum Dies und Jenes so und nicht anders geworden ist.

3) Weil nun der polnische Adel so ganz aus sich selbst, ohne andere Prinzipien bewältigt zu haben, die Idee der freien Persönlichkeit bis zum Extreme durchgeführt hat, so mußte sein Staat untergehen, ein Staat, der in der Geschichte großer Versuche unsterblich ist, weil er Das auf dem Wege der unmittelbaren individuellen Thatkraft durchgeführt haben wollte, was die Menschheit auf organischem Wege durchzubringen trachtet, nämlich: die vitale Berechtigung des Individuums. Merke man nur vorzüglich darauf, daß dieser polnische Adel immer allein stand, ohne Opposition und doch $7^1/_2$ Jahrhundert hindurch einen Staat gebildet hat. Wir können uns seine ganze Erscheinung gar nicht anders erklären, und jede andere Erklärung kann nur einzelne Momente dieses gesammten Lebens umfassen.

Diese Auffassung macht uns nun auch recht verständlich, warum das polnische Reich, wenn auch nicht in den Anfängen des Staats wie natürlich, doch immer deutlicher nach und nach ein Wahlreich werden mußte. Diese Neigung zur freien Wahl, und jene Liebe zur Unabhängigkeit, die sich aber immer in gemeinschaftlichen Versammlungen äußerte, sind Prinzipien des alten slavischen Völkerlebens, und der polnische Adel ist in soweit ein lebendiger Ausdruck derselben gewesen, als es die Verhältnisse nur zuließen; ja sogar gegen das Ende, in Folge des zu einseitig entwickelten Individualismus und Conföderationswesens, gegen die Verhältnisse — ganz absolut. Dieses Institut der Conföderationen — oder augenblicklicher Associationen zur Wahrung der Rechte — war gleichsam eine lebendige Aeußerung der öffentlichen Meinung, freilich durch ihr Wesen — höchst widersprechend den Bedingungen eines wohlgeordneten Staates, aber im Angesicht der nachbarlichen getheilten Staatskräfte nicht gefahrbringend. Erst als militärisch geordnete Staaten in der Nachbarschaft sich entwickelt haben, Polen aber politisch gar nicht fortschritt, und fast nur social bestand, da mußte es als Reich zurücktreten.

4) Die sociale Bedeutung des Adels ist aber vor Allem die wichtigste. Ich meine darunter nicht nur den Geist der Association, der nie die

Polen verläßt, sondern auch die Idee der Nationalität, wie sie sich an die Idee der Geschlechter knüpfte. Denn schon nach der Union Polens mit Litthauen 1413, als der litthauische Adel die Privilegien des polnischen erhielt, nahm derselbe die Wappen des polnischen an, und verband sich mit ihm durch Heirathen; mehre Decennien später wurde auch der galizische und podolische Adel der Privilegien des polnischen theilhaftig, und so gleichsam der Lauf der particularen Verschiedenheit in das allgemeine geschichtliche Bett des Polenthums eingelenkt. Das ist die große sociale Bedeutung, die die politische Unselbstständigkeit in Nichts berühren kann.

Wir sehen den polnischen Adel fast durchgängig ein großes öffentliches Leben leben — zuletzt durch das Prinzip der absoluten, also ungeordneten Gleichberechtigung das öffentliche Leben selbst zersetzen, indem das eigentlich allein verknüpfende Moment: die Innerlichkeit der Vaterlandsliebe auf diese Weise paralisirt, ihre intensive Gewalt verlieren mußte. Ich sage Innerlichkeit der Vaterlandsliebe; denn den Hunderttausenden von Wählern und Gewählten zugleich gegenüber, welche handelten und mitregierten, konnte der König zwar Nichts vornehmen, konnte aber immer dessen gewiß sein, daß die Aufopferung fürs Vaterland lebendig war, und groß das moralische Gefühl der Pflicht. Erst als diese Innerlichkeit im Laufe der Zeiten zu verschwinden anfing, das Uebermaß der Freiheit die Willkür gebar, da mußte auch das Ziel sich immer mehr entfernen und Polen zerrissen werden.

Unter diesen Umständen ist die erste Theilung Polens vollzogen worden — und sogleich schlug die alte Flamme der Vaterlandsliebe glänzend empor; die Polen stießen auf materielle Folgen ihres Staatslebens, und es kam die berühmte Constitution vom 3. Mai 1791 zu Stande. In ihr anerkannte man die immanente Aufgabe eines jeden Staates: eine immer allseitigere Organisation der Staatselemente.

Die theilenden Mächte sahen dieses unverhoffte Erwachen — es wurde die zweite Theilung vollzogen, diesmal aber unter verzweifelnden Kämpfen des reagirenden nationellen Bewußtseins — aber sogleich noch eine Theilung, und Polens Reich fiel — doch das Polenthum fiel nicht — es fängt von da nur ein neues Leben an. Polen hat ein doppeltes Leben: ein Leben des Landes und des Geistes, — das eine klammert sich an die noch übrig gebliebenen nationellen Rechte, das andere gehorcht seiner Begeisterung; es ist eine Nation auf der Pilgerschaft. Und was die Constitution vom 3. Mai, nämlich die Ausgleichung der ständischen Gliederung, angebahnt wissen wollte, das kam am deutlichsten in der Geschichte der polnischen Legionen zur Anwendung. Die sich nämlich für das Vaterland aufgeopfert haben, sind gleich untereinander geworden; — die weitere Ausgleichung bewirkten allmälig die furchtbaren Leiden der Nation: der Strang, die Knute, Sibirien, der gleichmäßig auf Allen lastende Druck, — das Weitere bewirkte der immer wiederholt an uns verübte Verrath. Dieser immer tiefer vor sich gehenden Umwandlung folgten Erschütterungen und Kämpfe — ein Zeichen der innern Arbeit — die aber unsere Widersacher mit den Zuckungen einer galvanisirten Leiche zu vergleichen sich bemühten.

In der Geschichte besteht eine Nothwendigkeit der Entwickelung; ohne diesen Glauben kann keine Geschichte verstanden werden. Wir sind, was man auch sagen mag,

eine Nation; schreiten als Organismus unaufhaltsam vorwärts — mit welchen Drangsalen und Leiden wir auch noch zu kämpfen haben könnten. Ein solches fortbildendes Moment ist aber vorzüglich die Revolution vom Jahre 1831. Das ganze ehemalige Polen nahm Theil an dem Widerstande — Tausende und abermals Tausende bluteten — wanderten dann aus, oder verschmachteten im Kerker und in Sibirien. Das Jahr 1831 ist uns deshalb so wichtig, weil wir uns Alle wieder in dem Gedanken des Vaterlandes fanden, und lebendig in gemeinsamen Thaten begrüßten. — Diese Revolution endete mit einer tiefen — sehr tiefen Erniedrigung und Erdrückung der nationalen Aeußerungen, aber sie hat der Nation in ihrem Resultate ein großes Leben zurückgelassen.

Die Aufgabe der Polen — das hat man erkannt — besteht von da an hauptsächlich darin: daß der thätige Theil der Nation, also ein Jeder, dessen politisches Bewußtsein lebendig ist, die Pflicht erkenne, für die ganze Nation durch sich und in sich die Idee der Zukunft auszuarbeiten. Diese Wahrheit offenbart sich einerseits in unserem ganzen Leben, und vorzüglich in dem großen Leben unserer Märtyrer, deren Thatkraft für Europa meistens unbekannt, oder doch wenig beachtet vorübergegangen ist. Andererseits kommt diese Wahrheit in immer deutlicherer Gestalt in unserer Literatur zum Vorschein. Die poetische Literatur vorzüglich, sie hat in den verflossenen 18 Jahren Wunder gethan; bis in die äußersten Ecken des vaterländischen Bodens trotz Verbot und Aechtung gedrungen, hat sie den Geist des Polenthums ergriffen, und bildet ihn immer mehr aus, durch die tiefgefühlte Poesie der Sehnsucht und der Liebe. Die Literatur überhaupt hat, als der continuirliche Ausdruck des leidenden Lebens, eine so große Bedeutung, daß derjenige, der sie nicht kennt, unmöglich eines Urtheils über Polen fähig sein kann. Die politischen Krämpfe sind nur ein schwaches Bild unserer Zustände, und führten meistens zum diametral entgegengesetzten Verständnisse derselben. Die Bekanntschaft mit der Literatur kann sie erst beleuchten und motiviren.

Aber es ist nicht nur die einheimische Literatur, und das einheimische Leben an und für sich, durch die unser Organismus fortlebt — unsere Nation lebt auch das europäische Leben. Davon zeugt schon der Typus unserer Literatur — und dann die stete Verbindung des polnischen Geistes mit den Erzeugnissen des westlichen Europa. Ein Fortschritt im Westen wiederhallt sogleich im Innern unserer Individualität. Das bringt schon das Prinzip unserer Geschichte mit sich. Polen war sich immer seiner europäischen Stellung bewußt, es war das Land der Toleranz, und befreite mehrmals Europa von dem Barbarismus des Halbmonds. Sein inneres Leben basirte aber — trotz aller Auswüchse — auf der Idee der Gleichheit und Freiheit. Die neuere europäische Entwickelung muß uns also, und hat uns auch immer für diese Ideen empfänglich gefunden. Ja, was bei den Franzosen durch furchtbare innere Kämpfe durchgeführt wurde, was die Deutschen durch eine noch nicht vollendete Revolution zu Stande bringen wollen: die Auflösung der Stände als solcher, das hat Polen.

Polen hat keine Stände, wenngleich sein äußeres Leben gegliedert scheint, es hat notorisch keinen Mittelstand, und was den Adel betrifft, so macht das Verdienst und die Aufopferung Jeden adelig. Der Adel als ein Stand, ist verschollen — der Anknüpfungspunkt für die Idee der Aufopferung, geht er nicht unter, weil er weder Gränzen hat,

noch die weitere Entwickelung anders gedacht werden kann. Viele Historiker und sonstige Schriftsteller, denen der polnische Adel in dem ehemaligen Polen abgenutzt erschien, kamen jedes Mal in Verlegenheit, so oft es die Darstellung der polnischen Nationalität nach den Theilungen gegolten hat. Entweder erschien ihnen als das einzige nationale Element in Polen nur der Adel als Kaste gedacht — wie Lamartine sagte: „die Polen wären une nation sans peuple;" oder es erschien ihnen auch der Adel als abgenutzt, nur künstlich sein Leben fristend, daher die polnische Sache überhaupt ohne Zukunft und Bedeutung. Man deducirte nämlich, wie seine tolle Wirthschaft und seine Alleinherrschaft durch acht Jahrhunderte ihn hat aufzehren müssen.

Ich habe gezeigt, wie der polnische Adel kein Feudal-Adel gewesen ist, wie er in socialer Hinsicht ein überaus reiches Leben geführt, das ihn bis jetzt keinen Augenblick verlassen hat, und wie sein politisches Wirken, weil es nur in einer lebendigen Unmittelbarkeit und thatkräftigem Muthe bestand, sich nicht hat aufreiben können. Es war nur eine einzige Seite des Lebens, die er practicirte: die Seite der Ritterlichkeit.

Eine Parallele in der Entwickelung geben gewissermaßen die französischen Verhältnisse. Dort hat der Mittelstand, selbst ein Stand in Folge der Zeiten durch seine geistige Kraft, den Unterschied der Stände aufgehoben.

Wir wiederholen, nirgends anders als nur in Polen giebt es einen Adel, dessen Begriff ganz etwas Anderes vorstellt, als seine Benennung, weil er die Initiative des neuen Lebens durch unerhörte Opfer und Anstrengungen genommen, dadurch seinen Charakter bis ins Unendliche erweitert, und auf diese Weise s i c h s e l b s t aufgehoben hat.

Ueber Abschaffung der Todesstrafe.

Erster Einwurf.

Europa ist noch zu unkultivirt, um die Todesstrafe entbehren zu können.

Zur Rechtfertigung der Todesstrafe pflegt man diese Behauptung oben an zu stellen, eine Behauptung, die übrigens das gerade Gegentheil von dem beweist, was sie beweisen will oder soll. Denn gesetzt auch, die europäische Kultur stünde wirklich noch so tief, wie die Vertheidiger der Todesstrafe vorgeben, so könnte und müßte dies nur ein Grund der Abschaffung mehr sein. Es folgte daraus nur die dringendere Pflicht und Nothwendigkeit, die europäische Kultur desto thätiger zu fördern, und zwar vor allen Dingen durch Beseitigung derjenigen gesellschaftlichen und politischen Einrichtungen, die den schnellern Fortgang der Gesittung und Humanisirung der europäischen Menschheit am meisten aufhalten. Unter den derartigen Einrichtungen nimmt aber die Todesstrafe die erste Stelle ein; darüber ist die ganze denkende Welt einig. Je härter die Strafgesetzgebung, desto roher und unmenschlicher die Sitten, der Charakter und die Gemüthsart des Volkes, und umgekehrt, je milder, je humaner die Strafjustiz, desto menschlicher und sittlicher wurden

noch jeder Zeit die Völker, die unter ihrem Einflusse lebten. Dies ist eine durc
schichte aller Zeiten und aller Nationen bestätigte Thatsache. Die Behauptung,
sirten Völker Europa's seien für die Verbesserung ihrer gesellschaftlichen Zustände
Grundsätzen der Vernunft und Humanität, ins Besondere für die Abschaffung de
strafe, noch zu weit zurück, verräth eher Spott als Scharfsinn und Theilnahm
Wohl und Wehe der Menschheit. Zuerst verhindert man die Kultur durch ve
Institutionen und beweist dann hintennach wieder durch die selbstgeschaffene Rol
Demoralisation der Massen die Unentbehrlichkeit und Gerechtigkeit dieser Insti
An den vieltausendjährigen Schneckengang und periodischen Rückgang der Kultur
meint man, sie könne keinen andern gehen: — dieser sei ihr Gesetz. Daß und
selbe außer den gewöhnlichen Mitteln beschleunigt, daß die Ursachen ihres l
Fortganges und zeitweisen Verfalles ausgemittelt und gehoben werden können, gl
nicht, oder will man nicht glauben. Man wähnt vielmehr, sie müsse und könn
so von selbst machen. Und doch ist auch die Kultur, ja sie vor Allen rein u
Menschenwerk, Aufgabe menschlichen Wirkens und Schaffens und kann und soll t
durch Menschenkraft zu Stande gebracht werden. Völlig im Widerspruch mit d
leuchtenden Wahrheit hegt man den Wahn, Unsinn und Greuel, die die Mensch
ehren und unglücklich machen, könnten nur — allmälig, d. h. Gott weiß wa
schwinden. Und doch stehen sie ganz in der Willkür der Menschen: doch sind
berechnete Maßregeln ihrer gewaltthätigen Absichten, die sie von einer Zeit zur
festhalten, obgleich sie sogar ihrem bessern Gefühle und ihren klarsten Rechts
widerstreben. Die geistige Erhebung der Menschheit ist wesentlich durch Verf ssun
und Regierung des Staates bedingt. Sie schwingt sich geistig und sittlich auf,
Organisation der Gesellschaft auf Vernunft und Humanität, auf den wahren G
Christenthums, auf die Verwirklichung der menschlichen Bestimmung gebauet ist;
sinkt unabwendbar, wenn sie die Unvernunft und Barbarei zum Ziele, Zweck und
hat. — Durch die Schulen allein kann die Bildung unseres Geschlechtes unm
Stande gebracht werden. Der ganze Gesellschaft-Organismus muß dazu m
Man gebe der Menschheit vor allen Dingen Verfassuugen und Gesetze, die d
der Sittlichkeit, der Gerechtigkeit, der Heiligachtung der Menschenrechte und M
würde athmen, und man wird sich bald einer von gleichem Geiste beseelten Ge
d. h. der beglückendsten Kultur durch alle Klassen und Stände, selbst die niederf
freuen. Dagegen einer Gesetzgebung unterworfen, die nur auf das beliebte Absch
prinzip, d. h. auf Gewalt, auf Gefühllosigkeit und Menschenverachtung gegrün
berechnet ist, wird und muß die Menschheit stets ein mehr thierisches als menschli
schlecht bleiben. Nie wird die Kultur die untern Klassen durchdringen, trotz a
mühungen für Verbesserung des Schulunterrichtes; nie wird der Zeitpunkt eintre
die grausamen Sicherheitsmaßregeln gegen die schaudererregenden Verbrechen en
machte, wenn gleich die Menschen selbst von Tag zu Tag policirter werden. — D
Civilisation selbst verdirbt unter dem Einflusse einer fehlerhaften G
schaftsverfassung. In dem Zustande der Natur oder der Unkultur ist die
Begierde die Mutter der Laster und der Verbrechen; in jenem der verderbte

vergifteten Civilisation sind es die raffinirten Leidenschaften, der Luxus, die Ueppigkeit &c. die sie erzeugen. Und die Verbrechen, die aus dieser Quelle fließen, geben in Absicht auf Grausamkeit jenen gar nichts nach; davon überzeugt uns die tägliche Erfahrung sowohl, als die Geschichte. Die Römer und selbst die Griechen waren auf der höchsten Stufe der Civilisation so verworfen, als der entartete Mensch nur immer sein kann. Auch der Verfasser der Broschüre gegen Abschaffung der Todesstrafe sagt: „Je verfeinerter ein Volk, desto verderbter sei es auch.“ Allein ist diese Verdorbenheit einmal unabwendbar mit der Civilisation verbunden, entkeimen die Verbrechen unaufhörlich ihrem Schooße, und sind sonach die schweren Strafen oder die blutigen Abschreckungsmittel niemals entbehrlich: wie mögen unsere Gegner uns mit der Abschaffung der Todesstrafe auf den Zeitpunkt allgemeiner Verbreitung der Kultur vertrösten? Heißt das nicht sich und die Menschheit täuschen? Ein anderer Schriftsteller von großer Gelehrsamkeit läßt uns ebenfalls mit der steigenden Civilisation und der allgemeinen Verbreitung des Wohlstandes die Verminderung der schweren Verbrechen und folglich auch die Entbehrlichkeit der schweren Furcht erregenden Strafen hoffen. Er fügt jedoch zugleich hinzu, „daß man sich freilich nicht der trügerischen Hoffnung überlassen dürfe, als ob jemals eine Zeit kommen werde, wo die Aufklärung und der Wohlstand in irgend einem Staate in der Art verbreitet sein werden, um von der gesteigerten Herrschaft der Tugend, des religiösen Sinnes, des Recht- und Ehrgefühls das völlige Verschwinden aller schweren Verbrechen erwarten zu können. Denn der Mensch bleibe immer Mensch, d. h. neben dem Vernunftwesen zugleich Subjekt der sinnlichen Triebe, Neigungen und Begehrungen, in Folge dessen der Kampf um die Herrschaft der Vernunft über die Sinnlichkeit so lange dauere, als der Mensch lebt.“ — Können aber die Vertheidiger der Todesstrafe dafür bürgen, daß in diesem Kampfe die Sinnlichkeit nicht alsbald wieder die Herrschaft über die Vernunft, d. h. die Unkultur selbst über die möglichst gesteigerte Civilisation den Sieg erringen werde, sobald man unterläßt, den, wenn gleich seltener vorkommenden schweren Verbrechen durch die Todesstrafe vorzubeugen? Wir zweifeln. Allerdings werden mit der Verbreitung der Bildung und des Wohlstandes die schweren Verbrechen seltener werden; allein statt in Folge dessen die Todesstrafe abzuschaffen, werden ihre Verfechter consequenterweise sie dann nur desto beharrlicher aufrecht halten müssen. — Jetzt ist sie ihnen „das einzige Mittel, die Leben und Eigenthum zerstörenden Ausbrüche der rohen ungebändigten Sinnlichkeit zu verhindern;“ dann werden sie dieselbe als die stärkste Schutzwehr, als das Palladium der glücklich-errungenen Civilisation oder Vernunftherrschaft verfechten müssen. Wie sie uns demnach mit der — wenn auch nicht augenblicklichen doch dereinstigen Abschaffung dieser Strafe trösten mögen: immer ist und bleibt es eine leere Vorspiegelung. Um dieser zu entkommen, muß man sich zu dem entscheidenden Grundsatze bekennen: **Mögen die Verbrechen aufhören oder nicht; die Todesstrafe muß abgeschafft werden, weil sie die Civilisation verhindert und die Barbarei verewigt. Ihre Abschaffung ist eine positive Förderung der Kultur.**

Wiener Curiosa.

Hans Jörgel hat eine Todtenfeier zum Andenken Latour's veranstaltet. Es kommt uns vor, als wenn man recht absichtlich das Andenken an den Mord Latour's recht lebhaft erhalten wollte, um eine gewisse Partei zu erneuerter Rachsucht aufzustacheln. Diese Todtenfeier war in Wien bereits die dritte. Wie unendlich viel Aufhebens und Lärmens macht man tagtäglich über das unglückliche Ereigniß! Und von den vielen Andern, welche die Partei des Kriegsministers unglückseligen Andenkens bei kaltem Blute, wohlüberdacht gemordet hat, von denen jeder Einzelne so viel und auch mehr werth war, als der hochgeborne Latour, der die Völker Oesterreichs schändlich belogen und betrogen, für diese wird keine Todtenfeier veranstaltet. Freilich würde man sich von unserer Seite gröblichst verbieten, wenn ein *Hans Jörgel*, der schändliche Lügner und Betrüger des österreichischen Landvolks, für unsere gefallenen Brüder eine Leichenfeier veranstalten wollte. Genießet nur recht oft durch und durch das erquickende Rachegefühl wider eure Mitbürger; veranstaltet nur recht oft solche Trauerfeste, und schlachtet den Manen des Hingeschiedenen recht viele Opfer im Stadtgraben, und lasset von euern Hoftheologen den Segen über euch und eure Helden sprechen; genießet euern gegenwärtigen, bald vorübergehenden Triumph mit aller Lust, denn ihr habet außer diesem keinen andern Lohn zu erwarten, und könnt nur mit diesen Paradelappen des verwesenden Staatskörper, und euere Schande bedecken. *Pater Veit* hielt zum Andenken Latour's eine Leichenrede. Veit schöpft, beiläufig gesagt, aus der Höhe und aus der Tiefe, aus der Natur und dem Menschenleben, aus den Werken der Wissenschaft und der Chronikenschreiber eine Menge von Beweisen mit außerordentlicher Gewandtheit und Anziehungskraft. Allein gewöhnlich ist zwischen dem, was er beweisen will, und den Beweisen ein Sprung; es fehlt das bindende Mittelglied, es fehlt der Beweis für eine als bewiesen geltende Voraussetzung, und aller wissenschaftliche Apparatus des Pater Veit erscheint dem, der schärfer sieht, als bloßes Nebenwerk, und der positive Aberglaube erscheint ihm wegen den glänzenden, nichts beweisenden Gegensatzes in desto traurigerer Nacktheit. In der rühmlichst bekannten Logik der Kanzelredner, die vom Theile auf das Ganze, von einem Akte menschlicher Willkür auf weltbewegende Plane der Vorsehung schließen, die aus jeder noch so trockenen Pflanze den moralischen Erbauungssaft zu ziehen wissen — nach dieser Prediger Weise zog Pater Veit aus der Ermordung Latour's den moralischen Balsam, die providentielle Deutung, daß sich auch hierin eine höhere Weisheit offenbare, da durch jene That aufgefordert, über die Starken die Stärkeren kamen, und den Rechtszustand in Oesterreich begründeten. Herrliche Logik des Pater Veit! Er kommt uns vor, wie jener Vogel, der seinen Kopf unter die Flügel steckt, und sich verborgen und geborgen dünkt. Pater Veit steckt seinen Kopf unter die Flügel der Providenz, des eingebildeten, durch die Prätorianer begründeten Rechtszustandes, und meint in dem herrlichen Musterland des constitutionellen Rechtes geborgen zu sein. Die Schüsse im Stadtgraben, die Zersprengung des Reichstages, das absolute Wirken der Minister und ihrer Vormünder, der Prätorianer, sieht der Pater Veit

nicht im Mindesten an; er hört weder die Schüsse, noch sieht er die blutige Theorie der Minister, ihrer Vormünder und Trabanten. — Wir hörten oft die Bewunderer des berühmten Kanzelredners Pater Veit ihn einen Kirchenvater des 19. Jahrhunderts nennen. Wir sagen, Pater Veit ist noch mehr als ein Kirchenvater, denn die Kirchenväter erlaubten sich nie Prätorianer in der Kirche zu loben, oder gar sie noch während ihres Lebens selig und heilig zu sprechen, wie es Pater Veit unlängst zu Wien gethan, da er bei Gelegenheit der Todtenfeier für Latour der Präfektus der Prätorianer Windischgrätz und Consorten öffentlich lobte, und sie als erhabene Werkzeuge der ewigen Fürsehung zur Begründung des neuen österreichischen Rechtes pries! Man sieht es, daß Pater Veit einst in der Thierschule Lehrer war.

Unglückliches Wien! so leuchten deine Sterne erster Größe. So spricht ein Veit! Ehe diese Generation gleich der der verstockten Israeliten in der Wüste nicht ausgestorben sein wird, werdet ihr unglücklichen Wiener nicht das gelobte Land der Freiheit sehen.

Fstr.

Das Volk der Romainen tritt wieder in der Geschichte auf *).

Auszug aus dem Moldau-Walachischen Album des Generalconsul Ritter Billecocq, von welchem nächstens eine deutsche Bearbeitung vom Generalconsul Ritter Neigebaur erscheinen wird.

Der Aufstand der Romainen in der Moldau und Walachei.

Im Februar erhoben sich die jungen Bojaren in der Moldau, und der ehrwürdige Metropolit Meletic Brandenbrog verschmähte es nicht, Theil zu nehmen. Doch Fürst Michael Sturza unterdrückte bald diese Bewegung, denn jenseits des Pruth war bereits eine große russische Armee versammelt. Bald darauf erhob sich auch die Walachei gegen die bisherigen Mißbräuche, die Romainen in Siebenbürgen standen auf gegen ihre Unterdrücker unter dem ungarischen Adel, uud selbst die Romainen in der Bukowina traten selbst mit dem Verlangen nach Verbesserung ihres Zustandes auf.

Gern wird diesem herrlichen Volke gegönnt werden, in einen Zustand zu gelangen, ihre guten Eigenschaften vollständig auszubilden.

„Das Erwachen der Romainen.“

„Brüder! Ihr, die Ihr lange in tiefem Schlafe versunken liegt, hört Ihr nicht wie im Traume die siegreiche Stimme der Welt, die erwacht? Dieser unermeßliche Ruf, welcher zum Himmel emporsteigt und der Zukunft vorhergeht?“

---

*) Wir nehmen diesen Artikel, dessen Tendenz wir durchaus nicht theilen, dennoch in diesen Blättern auf, um ihn in einem der nächsten Hefte zu widerlegen. D. Red.

„Fühlt Ihr nicht Euer Herz erbeben und mit starken Schlägen pochen? Fühlt Ihr nicht in Eurer Brust ein heiliges Verlangen, ein vaterländisches romainisches Gefühl, bei dieser Stimme der Auferstehung, bei diesem Rufe der Freiheit, welcher jetzt das Herz jedes Menschen durchdringt?"

„Seht die neue Zeit! sie entwindet sich aus ihrem tiefen Schlummer und rückt dem lange geträumten Ziele näher; wohlauf, meine Brüder, mit dieser Zeit! die Stunde hat für Euch geschlagen. Erhebt Euch kühn!"

„Seht! die Freiheit läßt eine glänzende Sonne vor den Augen der Welt aufgehen, und alle Nationen richten sich jetzt nach diesem Lichte, wie der Adler, der sich froh mit ausgebreiteten Flügeln zu dieser Sonne erhebt."

„Du allein Romainisches Volk solltest seufzen in der Finsterniß, solltest Du allein unwürdig sein dieses Zeitalters des Strebens nach dem Bessern? Solltest Du allein Dich ausschließen von der Brüderschaft der Völker und von dem gemeinschaftlichen Glücke und einer großen Zukunft?"

„Wie lange, Brüder, soll die Welt noch glauben, daß im Herzen der Romainen aller Wunsch nach Freiheit erloschen ist, wie lange wird noch die grausame und blinde Tyrannei uns an ihre Wagen fesseln?"

„Wie lange wird der Fremde noch in unserm schönen Lande herrschen? haben wir nicht Harm genug gehabt? nicht Unglück genug? Erhebt Euch endlich mit Stolz und zeigt der Welt, daß es noch wahre Römer in den Romanischen Landen giebt!"

„Auf! auf! die Stunde der Brüderschaft hat geschlagen. Kinder der Romanischen Erde, Brüder desselben Namens, streckt Eure Arme aus über die Wolna, den Milkow, den Pruth, die Karpathen, und laßt uns einander die Hände geben, damit wir von jetzt nur ein Volk in demselben Vaterlande bilden."

„Kinder desselben Blutes! unter dem Banner der Einheit laßt uns getrost die Freiheit oder den Tod suchen. Auf Romanen, unser Leben zu opfern vor den Augen der ganzen Welt für die Liebe zu unserm Vaterlande und zur Befreiung unsrer Mutter!"

„Glücklich, wer die Tyrannei mit Füßen tritt und die Freiheit in seinem Vaterlande wieder erblühen sieht! Glücklich und groß der, welcher stirbt für sein Vaterland in dem Strahle einer ruhmwürdigen Sonne! Er schwebt zur Unsterblichkeit hinauf."

Durch solche Worte begeistert fingen die beiden Fürstenthümer ihre Wiedergeburt an, und führten ihre Rechte in dem folgenden Aufrufe aus, welcher aus der Feder des Bojaren Johann Eliode hervorgegangen ist, welcher der beliebteste Schriftsteller der Walachei durch seine Werke geworden, die Vaterlandsliebe athmen, und der dabei gelehrt und originell ist. Diese Urkunde ist merkwürdig als ein kostbares Denkmal des glänzenden und reinen Zustandes, in welchem sich nach so vielen Jahrhunderten der Unterdrückung die alten Freiheiten der klassischen Romainen, so wie der kaum so zahlreichen Griechen, der Abkommen der edlen Hellenen, für welche Deutschland bei seiner Erhebung auch so viel Theilnahme bewies, erhalten haben. Dieser Aufruf konnte zugleich als Programm für mehr als eine der gegenwärtigen Revolutionen dienen, welche wir erleben.

Die Türken als Befreier.

Die Moldauer unterzeichneten schon am 29. März ihre Proklamation; allein obwohl der Fürst Anfangs that, als wenn er etwas für die Abschaffung der bisherigen Mißbräuche thun wollte, ließ er doch durch in der Eile angeworbenen Arnauten, durch solche Leute, wie sie als Bedienten des Ritter Villecocq dargestellt sind, die thätigsten der jungen Bojaren verhaften und die Bewegung unterdrücken. In der Walachei, wo die Aristokratie sich mehr auf das Volk stützte, ward versucht, den Fürsten mit in das Interesse zu ziehen, und wohl wäre es eine schöne Rolle gewesen, sich an die Spitze der Nation gegen das russische Protectorat, gegen welches es eigentlich abgesehen war, zu stellen, wenn er auch voraussehen mußte, daß er unterliegen würde. Man würde von ihm in der Geschichte gerühmt haben, daß er als wahrer Sohn der romanischen Erde wenigstens großem Streben unterlägen wäre, und als Märtyrer für eine große Saat zu fallen ist auch groß.

Allein, „non cuivis licuit adire Corinthum!" er zog vor, sich nach Siebenbürgen zurückzuziehen und abzudanken. Freilich sah er als gescheidter Mann voraus, daß auf keinen günstigen Erfolg zu rechnen; und so setzten die Walachen eine provisorische Regierung ein, bestehend aus dem sehr gebildeten, seinem Vaterlande treu ergebenen Bojaren Nicolaus Golesko, dem obenerwähnten Eliode und dem Obristen Tell, welche damit auftraten, der Pforte ihre Ergebenheit zu bezeigen, wodurch am besten die russische Note vom 19. Juli widerlegt wird, daß diese Revolution einen durchaus communistischen und anarchischen Charakter gehabt habe. Die Romanen blieben ihrer traktatenmäßigen Unterwerfung unter die Pforte treu.

Diese schickte einen hohen Beamten, um sich an Ort und Stelle zu begeben, den Suleiman Pascha, welcher mit den besten Absichten ankam.

Er verließ Georgowo mit 200 Reitern, um sich nach Bukarest zu begeben, wo er am 20. August 1848 ankam. Er fuhr dieselbe Straße, die sonst gewöhnlich die wüthenden Chaux einschlugen, welche von Konstantinopel so oft geschickt worden waren, um dem Fanarioten-Fürsten den Tod zu bringen. Diesmal ward der Abgesandte an das Volk geschickt; seine Fahrt ging über das berühmte Schlachtfeld von Kalugareni, wo Michael der Tapfere den größten Sieg der Romanen über die Ungläubigen davontrug. Michael der Brave war der größte der romanischen Fürsten, welcher einige Jahre nach diesem Siege von seiner Aristokratie verrathen, Veranlassung hatte, sich an das Hoflager Kaiser Rudophs nach Prag zu begeben. Bei seinem Erscheinen daselbst am 23. Mai 1601 war man eben so erstaunt über seine männliche Würde als über die orientalische Schönheit seiner Tochter, Hootja, welche alle so bezauberte, daß man schon an eine Heirath mit dem Kaiser dachte. Der Kaiser bediente sich seiner gegen Stephan Bathory in Siebenbürgen, der auch von Michael und dem kaiserlichen General Basta bei Goroszlo geschlagen ward; doch Bathory hatte die Familie Michaels unterdeß gefangen genommen und dem Khan der Tartaren zum Geschenk gesendet, um dessen Hülfe gegen die Christen zu erhalten; Michael wollte seinen Sieg verfolgen, kam aber darüber mit Basta in Uneinigkeit, und dieser ließ ihn am 19. August 1601 in dem Lager von Thonda im Namen des Kaisers verhaften. Er wollte nicht lebend in die Hände dieser Vorläufer der Metternich'schen Politik fallen,

er stach daher den mit diesem schlechten Auftrage beauftragten deutschen Hauptmann nieder; doch ein wallonischer Hauptmann rannte ihm die Hellebarde durch den Leib.

So endete Michael der Brave auf eine Weise, welche nicht das beste Andenken an die Deutschen unter den Romanen zurücklassen konnte; er war mit Johann Hunyades in Siebenbürgen und Stephan dem Großen in der Moldau einer der bedeutendsten Männer unter den Romanen.

Zum Andenken seines Sieges ward eine Kapelle auf dem Schlachtfelde von Kalugareni errichtet, die auf der Zeichnung abgebildet ist, welche die Rache eines Generalconsuls darstellt.

Es ist unbeschreiblich, mit welchem Jubel Suleiman Pascha, den Emin Effendi begleitete, in Bukarest empfangen ward. Alle Klassen waren ihm entgegengegangen; die provisorische Regierung empfing ihn an der Spitze der verschiedenen Körperschaften. Der Magistrat, umgeben von 12 Mädchen und Jünglingen in der Kleidung der Bauern, überreichte ihm nach der Landessitte auf einer silbernen Schüssel Brod, Salz und die Schlüssel der Stadt. In dem fürstlichen Wagen, von einer Schwadron Lanzenreiter umgeben, unter dem Donner der Kanonen, dem Geläute aller unzähligen Glocken und dem Jubel der Bevölkerung hielt er seinen Einzug durch einen Triumphbogen, der eine gothische Burg darstellte, welche mit den Farben der Pforte und des Landes, auf der einen Seite mit einer türkischen Inschrift, auf der andern mit dem Bildniß des Sultan geschmückt war. Suleiman Pascha ward in dem ehemaligen Palaste Bibesko's mit Reden empfangen und Abends war die Stadt erleuchtet.

Am andern Tage wurden ihm die bedeutendsten Bojaren vorgestellt, von denen er fünf auswählte, um über die Verhältnisse des Landes zu sprechen. Abends im Theater sah er, als der Vorhang sich erhob, das Bildniß des Sultans, umgeben von den 22 Artikeln der neuen Constitution.

Am 22. August versammelte er bei sich Personen aller Parteien, sprach zu allen versöhnende Worte, von denen besonders allgemein Beifall fand, als er sprach: Seid einig und Euer Land wird glücklich sein! Am 23. gab ihm die Stadt einen großen Ball und Feuerwerk, und am 24. ging er wieder nach Georgowo zurück, um die Rückkehr der Deputation zu erwarten, welche man schon vorher pflichtgemäß an den Großherrn geschickt hatte.

Welcher Contrast gegen die blutigen Scenen am 25. September zu Bukarest!

Der französische Diplomat erklärt dies alles durch die Wohlthaten des Protectorats, die aber nach Unterdrückung aussehen.

Bald hatte sich in Konstantinopel die Politik geändert, die Macht des Protectors trat vor und die des Souverains zurück. Da erhob sich der brave Magghiero mit folgender Protestation:

„Ich als wahrer Romane lege Verwahrung ein vor den Augen der Welt, und werde diese Verwahrung mit meinem Leben vertheidigen!

„Ich und alle Romanen wir erkennen durchaus keine Regierung an, welche uns durch die Feinde unsrer Nationalität aufgedrungen ist.

„Wir sind frei und werden nie unser Haupt vor der Tyrannei beugen.

„Ich verwahre mich gegen jede andere Regierung und werde mich nie einer andern unterwerfen, als einer, welche von den drei wahren Romanen zusammengesetzt ist, dem General Tell, dem Johann Eliode und dem Nicolaus Golesco. Diese Stadthalterschaft ist eine wahrhaft nationale Regierung, die vom Volk gewählt und im Namen des Großherrn, Abd-ul-Medjid durch Se. Excellenz Suleiman Pascha anerkannt worden, durch einen Mann von Kraft, den wahren Freund des romanischen Landes

„Magghiero."

Dieser alte Soldat warf sich mit seinen Panduren in die Karpathenklöster, welche so lange als Festungen bei den so häufigen Verwüstungskriegen gedient hatten. Besonders befestigte er sich in dem Kloster von Kogia, welches eine von den Stationen war, welche Karl XII. auf seinem Adlerfluge von Bender nach Stralsund berührte. Es sind schwedische Ingenieure gewesen, welche die Façade dieses Klosters verziert haben.

Nicht das erste Mal, daß wahrer Heldenmuth sich vor dem Altar niederwirft, um als Sieger aufzustehen.

Um diesen braven Magghiero kennen zu lernen, theilt Ritter Billecocq ein früher von ihm erhaltenes Schreiben mit wie folgt:

„Mein Herr!

„Mit der Wahrheit auf den Lippen gestehe ich, daß, seit mich die Erfahrung gelehrt hat, die Tugend zu meiner Führerin zu wählen, und die Ehre zu meinem Gesetz, habe ich oft meinen Landsleuten mißfallen; ich wünsche mir daher Glück, daß ich in der kurzen Zeit, welche wir mit einander in unsern Bergen zubrachten, mir Ihr ganzes Herz gewonnen habe.

„Da ich die Liebe kenne, welche Sie Allem widmen, was unser Vaterland betrifft, bitte ich Sie, einige römische Münzen anzunehmen, welche in den Grundmauern der Festungen unserer Vorfahren gefunden worden; so wie die Haut eines Bären, welchen ich diesen Herbst selbst erlegt habe.

„Die Jagd in unsern Karpathen ist herrlich, ich hoffe aber, daß ich noch eine andere Jagd gegen eine Art Bären machen werde, wenn ich länger am Leben bleibe.

„Ich bitte Sie, mein Herr, dieser Bärenhaut eine Stelle anzuweisen, auf welche sich Ihre Blicke oft richten, damit Sie sich stets des Wildes unserer Berge erinnern und des Jägers, der Ihr Freund bleiben wird, bis sein Name aus dem Buche der Lebenden ausgelöscht sein wird. Georg Magghiero."

Athmet nicht in diesem Briefe eine großartige primitive Natur, welche für den Ekel der Stickluft entschädigt, in welcher man in unserer Zeit des kleinlichen Parteihasses, des erbärmlichsten Egoismus lebt, woran auch die Einheit Deutschlands scheitern mußte. Die Franzosen sagen jetzt von uns: Wenn der Deutsche stets von Prinzipien spricht, so meint er nichts als seine Eitelkeit.

Dennoch läßt Ritter Billecocq der deutschen Gründlichkeit alle Gerechtigkeit wiederfahren; er klagt darüber, daß die Franzosen sich so wenig mit der Kenntniß anderer Länder beschäftigen; er sagt, daß jeder Student zu Heidelberg, Halle und Leipzig so viel von den ersten Elementen der Diplomatie weiß, daß es dort unmöglich wäre, in einer Zeitung, wie in Frankreich, glauben zu machen, daß, wenn von der Ausbeute der großen Gold-

bergwerke im Ural die Rede war, dies eine neue Territorialerweiterung der Russen ist. Dabei wiederholt er aber mit der größten Theilnahme, daß weder das republikanische Frankreich, noch das religiöse England, das poetische Italien, das philosophische Deutschland und das ritterliche Schweden die gehörige Aufmerksamkeit auf das russische goldne Kalb wendet, das, wie in der Zeit der Mythe, zu dem Stier herangereift ist, welcher so gern die schöne Europa entführen, d. h. ganz Europa verschlingen möchte. Noch in diesen Tagen sprach eine französische Zeitung von den Verträgen von Unkiar Skelessi und von Brunnow; als wenn auch dieser letzte Name einen Ort an der türkisch-russischen Grenze bedeute, ohne daß diese lächerliche Unwissenheit mehr als von ein Paar Parisern bemerkt worden wäre.

Ritter Villecocq läßt sich weitläufig über die Rolle aus, welche Kaiser Alexander hätte spielen können, wenn er mit seinen humanen Ansichten als Befreier der dortigen Christen aufgetreten wäre, wie er bei dem Friedensschlusse von Tilsit vor hatte, wie er auch in Erfurt mit Napoleon verabredete, und wie er auf dem Wiener Congresse als Schöpfer der liberalen polnischen Constitution auftrat.

Schon Potemkin hatte die Straße von Petersburg nach Konstantinopel in der Nähe des schwarzen Meeres mit Bäumen bepflanzt, seiner Kaiserin den Weg verschönend, und Katharina schrieb auf einen Meilenzeiger, oder Werstpfahl: Hier geht der Weg nach Byzanz! In den Donaufürstenthümern sah man damals noch in Rußland den Beschützer der Religion und den Befreier von harter Unterdrückung. Das hat sich jetzt geändert; das Reglement organique, welches General Kisseleff nach dem Feldzuge von 1828 im Ganzen wirklich in der Absicht bearbeitete, um in jenen Ländern Ordnung einzuführen, hat durch eine Einschaltung, welche dem russischen Einflusse die Einmischung in die innern Angelegenheiten dieses Volkes gestattete, einen ungeheuern Haß erregt, und kann vielleicht dazu beitragen, daß die Südslaven sich von dem nordischen Panslavismus zugleich befreien.

Jetzt geht der Haß so weit, daß man in Allem nur Maßregeln zur Ausbreitung der russischen Macht sieht, und sogar in Bukarest und Jassy behauptet, daß die russische Politik das Mißverständniß wegen Messaros absichtlich angefacht hat, um 1500 griechische Schiffe abzuhalten, die mit Weizen gefüllten Speicher zu Brody und Gallatz zu leeren, um die Concurrenz mit dem Weizen in den Häfen des Asow'schen Meeres und Odessa zu beseitigen.

Kaiser Alexander hätte — wie er früher gestimmt war —, wie er sich an die Spitze der Humanität gestellt hatte, alle jene Nationen mit sich fortreißen können, wenn die Rückschritte des Wiener Congresses und die der darauf folgenden, den Völkern nicht eine Verbindung der Fürsten gegen sie gezeigt hätten. Die heilige Allianz hat die Revolutionen von 1848 herbeigeführt, und es ist die fürchterlichste Strafe für Metternich, daß er es hat erleben müssen, wie das Gebäude seiner so lange gerühmten Politik zusammengestürzt ist. Schade, daß Minister Rochow nicht ebenfalls diese Strafe für seinen Uebermuth gegen den dummen Unterthanen-Verstand hat erleben können!

Vielleicht ist es ein Glück für Europa, daß Alexander durch die heilige Allianz von diesem Wege der humanen Eroberung abgeleitet worden. Seine Residenz wäre jetzt vielleicht in Konstantinopel, und wohin würde er die für ihn enthusiasmirten Serben, Romanen, Bulgaren und Griechen geführt haben, welche früher sämmtlich von ihm und

für ihn zu gewinnen gewesen wären, wenn Warschau und Belgrad in dem Kaiser den Beförderer ihrer Freiheit verehrten?

Jetzt kann vielleicht der Kampf der Nationalitäten die asiatischen Horden aufs Neue über Europa hereinziehen lassen.

Kurz, es ist bereits so weit gekommen, daß Soliman Pascha als Befreier aufgenommen ward, und daß der Türken Großsultan gegen die Glaubensgenossen aufgerufen ward.

Unterdeß hatte sich die Politik in Konstantinopel geändert, Soliman Pascha ward von der russischen Diplomatie als ein von den Walachen bestochener Abgesandter dargestellt worden, die Russen rückten, geführt von Duhamel, ein, und Enod Effendi mußte sich mit anderweitigen Instructionen als neuer Abgeordneter der Schutzmacht ihr anschließen.

Die bei dem Einrücken der Türken in Bukarest vorgefallenen Unordnungen waren nicht aus Haß gegen die Türken, sondern aus Haß gegen die russische Einmischung entstanden.

Die Walachen sahen sich daher veranlaßt, dem Sultan ihre Rechte in einer Denkschrift auseinander zu setzen, welche die Zeitungen seiner Zeit mitgetheilt haben.

Die Erhebung der Romainen in Siebenbürgen.

Das Central-Dacien, Siebenbürgen, ist noch jetzt meist mit Romainen bevölkert; obwohl nach diesem Lande, dem reichsten Goldbergwerke Europa's so viele Völker gezogen sind und sich auch zum Theil daselbst bleibend niedergelassen haben.

Zuerst faßten hier in den hohen Gebirgen an den Quellen des Alt, des Morosch und an der des Ananios, dessen Wellen den reichsten Goldsand führen, die Szekler feste Sitze, ihnen, welche sich für die wahren Hunnen halten, folgten die Magyaren, welche sich in den reichen Thälern niederließen; während die ersten froh gewesen waren in den rauhen Bergschluchten einen sichern Zufluchtsort zu finden, wo sie noch jetzt als freie Bauern leben. In den Thälern zwangen die in stärkerer Anzahl eingefallenen Magyaren die vorgefundene romanische Bevölkerung für sie zu arbeiten. Das eroberte Volk bildet jetzt den unglücklichen Bauernstand, der in langer Unterdrückung durch die ungarischen Edelleute geseufzt hat. Diese aber blieben lange ihrer Nomadennatur treu, nachdem die festen Lager zerstört waren, welche die Römer angelegt hatten, riefen sie, unfähig sich selbst zu vertheidigen, die deutschen Ritter herbei; doch nachdem diese hier vergeblich die Rolle versucht hatten, die sie später in Preußen spielten, zogen die ungarischen Könige aus dem damaligen Sachsen, welches sich bis an den Rhein erstreckte, Kolonisten herbei, die Städte und feste Schlösser anlegten, ja um jede Kirche ihrer Dörfer starke Mauern aufführten, zum Schutz gegen die Ungläubigen, oft auch gegen den unbändigen ungarischen Adel, der mitunter durch die Wohlhabenheit der fleißigen Deutschen zu Räubereien angelockt ward.

So kam es, daß endlich in Siebenbürgen drei abgesonderte Nationalitäten neben einander entstanden; die Szekler, die Ungarn und die Sachsen; von denen aber die ersten beiden eigentlich nur durch ihre bereits angedeuteten socialen Verhältnisse waren, wobei jeder Szekler Edelmann war. Die Ureinwohner aber, die Romainen, oder wie sie auch hier genannt werden, die Walachen, hatten ganz aufgehört als Nation zu gelten; sie

waren unterthänige Bauern der Edelleute; sie waren nicht weit besser als Sklaven, was das Christenthum mit den besser klingenden Namen: Leibeigne oder Unterthanen bezeichnet, was aber eigentlich oft noch schlimmer als Sklaverei war; man darf nur an den Zustand der polnischen und oberschlesischen Bauern erinnern.

Auf diese Weise war es in Siebenbürgen gekommen, daß der größte Theil der Walachen Bauern, der Sachsen Bürger und der Ungarn grundbesitzender Adel war. Doch giebt es auch Städte, wie Decs, wo nur Edelleute wohnen, so wie es auch einige wenige walachische adelige Familien giebt, von denen Matthias Corvinus herstammt, dessen väterliche Burg Hannyad noch im Hazegekthale sich auf steilem Felsen erhebt. Der Religion nach sind die Ungarn meist reformirt, weniger katholisch, die Sachsen sämmtlich lutherisch und die Walachen gehören der morgenländischen Kirche an. Doch hat die apostolische Regierung seit Leopold und der Kaiserin Maria Theresia viele derselben durch allerlei Mittel vermocht, sich der Union mit dem Papst zu unterwerfen, wie dies durch die Könige von Polen nach dem Rath der Jesuiten gethan hatten, wodurch der Fall Polens größtentheils herbeigeführt worden ist.

Das der österreichischen Politik seine Entstehung verdankende creirte Bisthum hat mit reicher Ausstattung seinen Sitz in Balasfalna bei Carlsburg, und aus dem dortigen Seminar gingen die ausgezeichnetsten Literaten hervor, welche an den gelehrten Schulen in der Moldau und Walachei angestellt worden. Vorzüglich ist Lauriani an dem Collegium zu Bukarest und Majoresko an dem Gymnasium zu Krajona, so wie Rampiniaro an dem zu Jassy zu erwähnen.

Als in Folge der von dem Kaiser zu Wien gegebenen Constitution auch die Ungarn von ihrer bisherigen aristokratischen Richtung ablassen wollten, entstand in Siebenbürgen die Frage, ob die demokratischen Sachsen und die bisher als Heloten behandelten Walachen bei einer Vereinigung mit Ungarn gewinnen würden, auch zeigte sich bald, daß die Magyaren die Emancipation von Oesterreich dazu benutzten, die andern Nationalitäten zu unterdrücken *); da gab der obengenannte Professor Majoresko den ersten Anstoß zu einem Congreß von siebenbürger Walachen zu Blasendorff oder Balasfalna, um dort den Nationalgeist zu wecken. Der Erfolg war außerordentlich; dieß veranlaßte die Verfolgungen der Magyaren gegen die Romanen, besonders gegen die Geistlichkeit, welche sich an die Spitze der Bewegung gestellt hatte, ohne etwas weiter zu verlangen, als Gleichheit der Rechte, ohne Ansehen der Nation. Zugleich hatte man vor, wie in Litthauen und Volhynien vor einigen Jahren geschehen, die aufgedrungene Union mit dem Papste abzuschaffen, und bereits den Gedanken gefaßt, für Siebenbürgen einen orthodoxen Erzbischof zu ernennen.

Zum Glück trat der Obrist eines der loyalen walachischen Grenzregimenter, Urban, für seine Landsleute auf und beschützte sie gegen die von den Magyaren besonders unter dem Schutze der Szekler Grenzregimenter begangenen Grausamkeiten, bis der österreichische General von Puchner die Genehmigung erhielt, für die unterdrückten Nationalitäten mit Jellachich gemeinschaftlichen Sache zu machen; obgleich dieser noch bisher in den

*) Wodurch? D. Red.

französischen Zeitungen als der Knecht Ruprecht aufgestellt wird, der alle Freiheit zu unterdrücken bestimmt ist.

Die Bewegung der Romainen in der Bukowina.

Die Eroberung der schönen moldauischen Provinz, der Bukowina, welche die österreichische Politik unter der feinen Maria Theresia im Frieden machte, umfaßt ein herrliches Land, wo die romanische Bevölkerung Gelegenheit gehabt hat, sich ohnerachtet der österreichischen Verwaltung mehr auszubilden, als in den andern romanischen Ländern unter der russischen Protection. Mit den Polen zusammengeworfen hatten die Romanen der Bukowina viel von den harten Maßregeln der österreichischen Bureaukratie zu leiden, sie traten daher ebenfalls, aber friedlich auf, und theilen wir darüber aus der in Czernowitz seit der neuesten Zeit in deutscher und romanischen Sprache herauskommenden Zeitung, „die Bukowina“, später mit.

In der „**deutschen** allgemeinen Zeitung“ ist folgender denkwürdige Artikel als Inserat abgedruckt. Wir halten es für unsere Pflicht die Leser des genannten Blattes auf die ehrenvolle Richtung, die dieses einschlägt, auf die unantastbare, unnahbare Gesinnung aufmerksam zu machen, die sich in diesem Organ ausspricht. Der Artikel lautet:

Die Russen kommen,

so ruft seit einem Jahr

1) die Bourgeoisie, um die Demokraten zu zügeln,
2) die Demokratie, um den Haß gegen die Regierungen aufzustacheln,
3) der viel geängstigte Speculant jeden Ultimo.

Hätten die Russen kommen wollen, so gab es wohl günstigere Zeiten als alle, die noch kommen können. Im Innern von Rußland waren die Ernten schlecht, deshalb standen 1848 schon mehr Truppen in Polen als sonst. Die Ereignisse forderten deren Verstärkung und so stehen außer den Garnisonen jetzt 241,000 Mann dort, wo sie den von drei Polen befehligten Armeekorps in Ungarn, wie einem Aufstand in Galizien nahe, auch von der ungarisch-türkischen Grenze nicht zu fern sind. Neben der dadurch garantirten Sicherheit erspart die Intendantur bei der Unterhaltung der Armee, der oberwähnten schlechten Ernte wegen. Dem eben so energischen als wohlunterrichteten Kaiser widersteht eine Eroberung, die nicht Rußlands entschiedener Vortheil wäre. Es will nicht erobern! Daher werden sie nicht kommen, diese gefürchteten Gäste, außer gerufen, wie in Siebenbürgen, oder aus Rücksichten der **Humanität**, um blutiger Anarchie zu steuern, oder wenn die Maßregeln der Völker, Reichstage und Kabinette der eignen Existenz Gefahr oder Schmach drohen; und wer wollte in diesen drei Ursachen nicht den Einmarsch von einem Heere gerechtfertigt finden, welches in seiner Eigenthümlichkeit jetzt das erste in der Welt ist? **Wer könnte Rußland unedler Motive anklagen, wenn es Deutschland jene wahre**

waren unterthänige Bauern der Edelleute; sie waren nicht weit besser als Sklaven, was das Christenthum mit den besser klingenden Namen: Leibeigne oder Unterthanen bezeichnet, was aber eigentlich oft noch schlimmer als Sklaverei war; man darf nur an den Zustand der polnischen und oberschlesischen Bauern erinnern.

Auf diese Weise war es in Siebenbürgen gekommen, daß der größte Theil der Walachen Bauern, der Sachsen Bürger und der Ungarn grundbesitzender Adel war. Doch giebt es auch Städte, wie Decs, wo nur Edelleute wohnen, so wie es auch einige wenige walachische adelige Familien giebt, von denen Matthias Corvinus herstammt, dessen väterliche Burg Hannyad noch im Hazegekthale sich auf steilem Felsen erhebt. Der Religion nach sind die Ungarn meist reformirt, weniger katholisch, die Sachsen sämmtlich lutherisch und die Walachen gehören der morgenländischen Kirche an. Doch hat die apostolische Regierung seit Leopold und der Kaiserin Maria Theresia viele derselben durch allerlei Mittel vermocht, sich der Union mit dem Papst zu unterwerfen, wie dies durch die Könige von Polen nach dem Rath der Jesuiten gethan hatten, wodurch der Fall Polens größtentheils herbeigeführt worden ist.

Das der österreichischen Politik seine Entstehung verdankende creirte Bisthum hat mit reicher Ausstattung seinen Sitz in Balasfalna bei Carlsburg, und aus dem dortigen Seminar gingen die ausgezeichnetsten Literaten hervor, welche an den gelehrten Schulen in der Moldau und Walachei angestellt worden. Vorzüglich ist Lauriani an dem Collegium zu Bukarest und Majoresko an dem Gymnasium zu Krajona, so wie Rampiniaro an dem zu Jassy zu erwähnen.

Als in Folge der von dem Kaiser zu Wien gegebenen Constitution auch die Ungarn von ihrer bisherigen aristokratischen Richtung ablassen wollten, entstand in Siebenbürgen die Frage, ob die demokratischen Sachsen und die bisher als Heloten behandelten Walachen bei einer Vereinigung mit Ungarn gewinnen würden, auch zeigte sich bald, daß die Magyaren die Emancipation von Oesterreich dazu benutzten, die andern Nationalitäten zu unterdrücken*); da gab der obengenannte Professor Majoresko den ersten Anstoß zu einem Congreß von siebenbürger Walachen zu Blasendorff oder Balasfalna, um dort den Nationalgeist zu wecken. Der Erfolg war außerordentlich; dieß veranlaßte die Verfolgungen der Magyaren gegen die Romanen, besonders gegen die Geistlichkeit, welche sich an die Spitze der Bewegung gestellt hatte, ohne etwas weiter zu verlangen, als Gleichheit der Rechte, ohne Ansehen der Nation. Zugleich hatte man vor, wie in Litthauen und Volhynien vor einigen Jahren geschehen, die aufgedrungene Union mit dem Papste abzuschaffen, und bereits den Gedanken gefaßt, für Siebenbürgen einen orthodoxen Erzbischof zu ernennen.

Zum Glück trat der Obrist eines der loyalen walachischen Grenzregimenter, Urban, für seine Landsleute auf und beschützte sie gegen die von den Magyaren besonders unter dem Schutze der Szekler Grenzregimenter begangenen Grausamkeiten, bis der österreichische General von Puchner die Genehmigung erhielt, für die unterdrückten Nationalitäten mit Jellachich gemeinschaftlichen Sache zu machen; obgleich dieser noch bisher in den

*) Wodurch? D. Red.

französischen Zeitungen als der Knecht Ruprecht aufgestellt wird, der alle Freiheit zu unterdrücken bestimmt ist.

Die Bewegung der Romainen in der Bukowina.

Die Eroberung der schönen moldauischen Provinz, der Bukowina, welche die österreichische Politik unter der feinen Maria Theresia im Frieden machte, umfaßt ein herrliches Land, wo die romanische Bevölkerung Gelegenheit gehabt hat, sich ohnerachtet der österreichischen Verwaltung mehr auszubilden, als in den andern romanischen Ländern unter der russischen Protection. Mit den Polen zusammengeworfen hatten die Romanen der Bukowina viel von den harten Maßregeln der österreichischen Bureaukratie zu leiden, sie traten daher ebenfalls, aber friedlich auf, und theilen wir darüber aus der in Czernowitz seit der neuesten Zeit in deutscher und romanischen Sprache herauskommenden Zeitung, „die Bukowina", später mit.

. . . .

In der „**deutschen** allgemeinen Zeitung" ist folgender denkwürdige Artikel als Inserat abgedruckt. Wir halten es für unsere Pflicht die Leser des genannten Blattes auf die ehrenvolle Richtung, die dieses einschlägt, auf die unantastbare, unnahbare Gesinnung aufmerksam zu machen, die sich in diesem Organ ausspricht. Der Artikel lautet:

Die Russen kommen,

so ruft seit einem Jahr

1) die Bourgeoisie, um die Demokraten zu zügeln,
2) die Demokratie, um den Haß gegen die Regierungen aufzustacheln,
3) der viel geängstigte Speculant jeden Ultimo.

Hätten die Russen kommen wollen, so gab es wohl günstigere Zeiten als alle, die noch kommen können. Im Innern von Rußland waren die Ernten schlecht, deshalb standen 1848 schon mehr Truppen in Polen als sonst. Die Ereignisse forderten deren Verstärkung und so stehen außer den Garnisonen jetzt 241,000 Mann dort, wo sie den von drei Polen befehligten Armeekorps in Ungarn, wie einem Aufstand in Galizien nahe, auch von der ungarisch-türkischen Grenze nicht zu fern sind. Neben der dadurch garantirten Sicherheit erspart die Intendantur bei der Unterhaltung der Armee, der oberwähnten schlechten Ernte wegen. Dem eben so energischen als wohlunterrichteten Kaiser widersteht eine Eroberung, die nicht Rußlands entschiedener Vortheil wäre. Es will nicht erobern! Daher werden sie nicht kommen, diese gefürchteten Gäste, außer gerufen, wie in Siebenbürgen, oder aus Rücksichten der **Humanität,** um blutiger Anarchie zu steuern, oder wenn die Maßregeln der Völker, Reichstage und Kabinette der eignen Existenz Gefahr oder Schmach drohen; und wer wollte in diesen drei Ursachen nicht den Einmarsch von einem Heere gerechtfertigt finden, welches in seiner Eigenthümlichkeit jetzt das erste in der Welt ist? Wer könnte Rußland unedler Motive anklagen, wenn es Deutschland jene wahre

gesetzliche Freiheit wiedergäbe, deren Verlust es so sehr büßt? Wo hat die Geschichte unter solchen Prämissen ein größeres Beispiel der Mäßigung geliefert? Seit lange kennt es genau die geheimen Gelüste, die Maßregeln, welche man dem Zufall oder der Schwäche zuschreibt, die arglistigen Umtriebe gegen seine Macht, welche jetzt von der Revolution unterstützt werden; es kennt alle diese Perfidien, um sie im Gefühle seiner Kraft gebührend zu verachten, ja es erträgt sogar die Mißbilligung seiner absoluten Regierungsform von der ganzen deutschen Nationalversammlung, die so lange als Spott deutscher Vernunft und als Ironie der Staatswissenschaft existiren konnte, es gönnt den republikanischen Deutschen die Hoffnungen, welche sie auf die üblichen Quartal-Aufstände der Tscherkessen und Türken gründen. Rußland rettete Deutschland 1813, wo es an seinen Wüsten und den dadurch vertheidigten Grenzen stehen bleiben konnte, aber es rettete Deutschland vor den französischen Armeen, die jetzt wieder sich mit der Republik zur Vernichtung des Rechts und des Besitzes vereinigen könnten. Außer seiner materiellen Kraft und seinen Geldmitteln weiß es genau, wie ihm allein die Sympathien des Besitzes angehören und zwar in alle den Ländern, deren Wohlstand durch die Revolution immer mehr der Vernichtung entgegengeht. Diese Ueberzeugung ist mehr als einige Armeekorps werth, sollten auch alle Schakale der Revolution dagegen schreiben. Die Erinnerung an 1813 zeugt dafür, daß Handel und Gewerbe dann wieder auflebten, als die russischen Armeen Deutschland von den Franzosen befreit hatten. Was kann Thatsächliches dagegen angeführt werden? Deutschland ist der Schwäche, der Erbärmlichkeit phantastischer Gelüste der Mächtigen, des Egoismus der Habgierigen, der Clubregierung müde, es will Gesetzlichkeit und Freiheit, wie diese allein sie gewährt. Es hat genug Fakta, Beweise Eingeständnisse, welche die Republik als Ziel, als Mittel, den gänzlichen Ruin des Besitzes, die republikanischen Blutgerichte in Aussicht stellen. Mehr als jemals regiert der eigne Vortheil die Welt und alle Parteien; zwinge man daher keine derselben, dem Beispiele von Siebenbürgen zu folgen, und die Russen als Retter zu rufen, sonst kommen sie nicht.

Wir sind gewiß weit entfernt, diesen Zeilen, wie überhaupt dem Journale, das sie aufgenommen, eine Bedeutung beizumessen, wir würden es sogar unter unserer Würde halten, über dieses Organ, dessen eigentliche Farbe die Farblosigkeit, das mit einer unbeschreiblichen Empfindlichkeit sich nicht nur nach jedem Winde; sondern nach jedem Hauche dreht, ein Wort zu verlieren, wenn nicht die Aufnahme dieser Zeilen bezeichnend wäre für den Geist und die Richtung jener dickleibigen feisten Bürger mit ihrem ewigen Jammerschreien nach „Ruhe" und „Ordnung," die sich als achtungswerthe Patrioten darstellen, und vorkommenden Falls das Vaterland und ihren Heiland für dreißig Silberlinge oder etwas mehr verkaufen.

„Verkaufen!" ja das ist der rechte Ausdruck; die Kosakenhymne ist ein Inserat; es wurde bezahlt, und so fand es eine gastliche Aufnahme in der „deutschen allgemeinen Zeitung," und wir wurden dadurch verunglimpft! das deutsche Volk, die deutsche Bildung, die deutsche Freiheit; die alle sind bettelarm, und können Nichts bezahlen. Ja, hätte die demokratische Partei güldene Dosen, Ehrenkettlein, Titel, Schätze zu vergeben, dann wären sie alle für die Bewegung gewon-

nen, die Krämer, denen Alles, selbst die Ehre des Vaterlandes feil, dann schlössen sie sich an die Partei, die sie jetzt anfeinden, und liefen vor ihnen her mit dem Rufe: „Es lebe die Republik,“ wie sie jetzt rufen: „es lebe der König;“ denn sie erkennen nur eine Souverainität an: die des Geldbeutels, der sie von Gottes Gnaden beherrscht und regiert. Sie lassen mit dem größten Vergnügen Deutschland russisch werden, wenn sie sich von dieser Metamorphose viele Rubel versprechen, und das sind die Geachteten, die in Ehren gehaltenen! Das sind die Pfeiler und Stützen des Staates; — was für ein Staat muß es wohl sein, der von diesen gehalten wird?

Es ist ein deutscher Bürger, der also für schnöden Lohn Deutschland erniedrigt; er verdient Schmach und Verachtung für diesen Schimpf, den er dem deutschen Volke, der deutschen Sache, der deutschen Bildung angethan; er verdient Schmach und Verachtung für das Loblied, das er den Aposteln der Knute, den Vorkämpfern der Barbarei, den Henkern der Bildung und Gesittung, der Kultur und Aufklärung singen ließ. Es ist gut, daß Deutschland seine redlichen Patrioten kennen lernt, seine Stimmführer, die ihm mit dem Rufe: „Es leben die Russen!“ es lebe die Knute!“ voranziehen.

Kolisch.

Der Graf und der Bettler.

Einst lebte ein reicher, reicher Graf und ein armer, armer Bettler. Der reiche Graf verbrauchte so viele Millionen Thaler, als der Bettler Millionen Thränen vergoß. Der Graf lebte auf seinen weiten Schlössern, die Alles darboten, was nur die Phantasie an Pracht und Schönheit zu denken vermochte. Was Luxus, Kunst und Wissenschaft ersonnen hatten, umgab ihn. Künstler und Gelehrte huldigten ihm; er selbst war Künstler und Gelehrter, und er wußte das Große und Schöne zu würdigen; er kannte alle Schätze, die das Leben zu einem Paradiese umzuwandeln vermochten. Nichts ließ er unversucht, was dieses Leben zu erheitern befähigt schien; es gab kein Gebiet des Erdenglücks, keinen Reiz des Daseins, den er nicht kannte und mit schöpferischem Geist zu erhöhen suchte. In der Seele feinsten Kanälen belauschte er den Nervenäther des idealsten Genusses. Der Geist in seiner schwindlichsten Höhe war ihm nicht wichtiger als das letzte Verlangen des physischen Organismus.

Und dennoch war dieser Graf der unglücklichste aller Sterblichen; denn seine Seele brannte nach reinem Genuß und er fand kein Atom wahren Glücks. Bei jeder freudigen Empfindung fühlte er den nagenden Wurm an der Wurzel; jeder Lichtblick erhellte ihm nur deutlicher die Zerstörung seines Innern. Das Glück starrte ihn an wie die Vernichtung; tausendmal sehnte er sich nach unbekannten Martern, um den Schmerz seiner Seele zu betäuben; er hätte dem Tode sich in die Arme geworfen, hätte nur der Tod ihm Erlösung versprochen. Ja, der Tod war ihm kein Tod, keine Erlösung. So mußte er leben mitten in den Qualen des Ueberflusses, leben um mit allen Fasern der Sehnsucht

und Verzweiflung das Weltall zu umspannen, einen kühlenden Tropfen für den Durst seiner Seele zu erpressen.

Der Bettler krümmte sich auf dem Strohlager, das ihn nicht gegen den schneidenden Frost zu schützen vermochte, kein Schlaf erquickte ihn, denn der Hunger ließ ihn nicht ruhen. Er kannte nichts vom Leben als die Noth. Das Elend war sein Schatten, der Alles, wohin sein Auge blickte, mit Finsterniß und Grauen bedeckte. Die Ernte des Landes, das sein Schweiß netzte, füllte nie seine Scheune; die Früchte, die ihm seinen Hunger und Durst noch fühlbarer machten, brach er, um sie weit hinzutragen. Vor die Thüren, an die er pochte, schob sich der Riegel; die Herzen, die er ansprach, wurden kalt; was er berührte, wandelte sich in Stein. Die Welt war ihm ein dumpfes Gewölbe, in welchem sich Folter an Folter reihte, eine immer entsetzlicher als die andere; und der Mensch mußte sie alle durchschreiten, mußte alle die Folterstöße empfinden, deren jeder ihm ein Glied zermalmte, bis ihm der letzte das Herz zerstieß. Aber auch nach diesem Gnadenstoß sehnte er sich nicht, denn der Gott, zu dem er betete, war ein grausamer Richter. Ob auch seine Seele nach Barmherzigkeit flehte, er hatte kein Vertrauen zu Dem, der ihm nie ein Zeichen der Güte verliehen hatte. Stumpfsinn, Grausamkeit, Gierde und Wuth wechselten in seinem Empfinden. Der Mensch galt ihm weniger als das Thier, denn der Mensch wandte seine Gaben nur dazu an, ihn da noch zu mißbrauchen, wo er das Thier verschonte. Wenn ein weicheres Gefühl in seiner Seele Raum fand, galt es dem unvernünftigen Thiere und dem bewußtlos lächelnden Kinde, mit welchen er seinen kärglichen Bissen theilte.

Da überraschte ihn einst ein seltsamer Traum. Er stand auf einem großen Felde, das er mit leichter Mühe bebaut hatte, und er sammelte alle Frucht dieses Feldes und trug sie in eine ungeheure Scheune. Daneben stand ein großes gastliches Haus mit vielen Gemächern, und aus allen Fenstern nickte ihm sein Ebenbild freundlich und sorgenfrei zu. Darauf eilte er nach dem Palast des reichen Grafen und zerstörte ihn. In dem weiten Hofraum zündete er ein gewaltiges Feuer an, woran er sich erwärmte, und um es nicht erlöschen zu lassen, warf er alle Bücher und Kunstschätze des Grafen hinein. Alle dessen prachtvolle Gewänder und Kostbarkeiten fielen der Flamme zum Opfer. Aus den Kleidern der Diener suchte er einen unscheinbaren Rock, und zwang den Herrn, diesen anzulegen. Dann nöthigte er ihn, mit ihm hinter den Pflug zu treten, und die nützlichen Thiere zu warten; auch gab er ihm Handwerkszeug, um das erforderliche Hausgeräth zu verfertigen. Darauf setzte er einen großen Fleischtopf an das Feuer, und der Dampf, der daraus emporstieg, erfüllte ihn mit einer niegekannten Seligkeit. Aber als er sich eben an das wärmende Feuer setzen wollte, schüttelte ihn ein Fieberfrost. Er erwachte, die Glieder zu Eis erstarrt und der Kopf fiebernd.

Der reiche Graf aber hatte auch einen Traum, doch schöner und lieblicher als der des Bettlers. Auch er stand auf einem weiten Felde. Zahllose Blumen spielten ihren Farbenglanz im Sonnenlicht. Feenhafte Gestalten umschwebten ihn immer näher und näher, und zerflossen endlich zu einem Samenkorn in seiner Hand. Da öffnete sich die Erde, und er legte das Korn tief in sie hinein; er athmete kaum vor Verlangen und Sehnsucht, es aufgehen zu sehen. Endlich, endlich keimte es, eine zarte Pflanze, die wie verlangend

die schwachen Arme emporstreckte. Und der Graf benetzte sie mit seinen Thränen; Thränen der schmerzlichsten Wonne fielen auf die Pflanze, die sich höher und höher emporhob. Als der Baum der Sehnsucht und Liebe Blüten und Früchte trieb, da waren diese so mannichfach, wie die Blumen auf dem Felde. Es sammelten sich alle Bewohner unter dem Himmel: die Biene und der Schmetterling, der Sperling und die Nachtigall. Und Alle genossen von dem Baume nach ihrer Art, aber Keines nahm von der des Andern, denn der Baum, der aus Aller Bereich entstanden war, trug Blüten und Früchte für Alle.

Nun wollte auch der Graf eine Frucht pflücken, aber als er die Hand ausstreckte, durchzuckte ein tödtlicher Schmerz seine Brust, und er erwachte, die krampfhaft zuckende Hand mit heißen Thränen benetzt.

Vergebens nach Glück lechzend, eilte er nun wieder wie von Furien getrieben durch die Gemächer seines Palastes. Doch plötzlich stand er wie angewurzelt, denn das Gespenst, das täglich unter seinem Fenster vorüberschlich, das ihn wachend und träumend verfolgt, grinzte ihn wieder an. Fest heftete er nun den Blick darauf: es war der zerlumpte, von Frost und Hunger zerstörte Bettler. Der Unglückliche ballte drohend die Faust nach oben, aber der Graf eilte hinab, reichte ihm die Arme entgegen, zog ihn empor an seine Brust und umfaßte ihn fest, innig, ewig, denn er hielt die nie gekannte Befriedigung in seinen Armen. —

Soll ich dir nun noch die Namen der Beiden nennen? Es sind die Kinder der Verzweiflung und der Liebe: Kommunismus und Socialismus in ihrer ersten Gestalt. Der Baum der Erlösung aber, den Sehnsucht und Schmerzen, Intelligenz und Gerechtigkeit gepflanzt — heißt Demokratie.

Briefe.

Wien, den 20. März 1849.

Das Knirschen der Wuth verwandelt sich nachgerade in Lachen, in gellendes Lachen, wenn man auf die Korporalwirthschaft, auf all' die Vorgänge in unserer armen Hauptstadt einen Blick wirft. Die Verzweiflung wird humoristisch, sie wird, wie oft bei Shakespear'schen Figuren, zur Narrheit, bei dem Uebermaß von brutaler Roheit und schnöder Verworfenheit eines Regimentes, dem man das Wiener Volk, die lachenden, singenden Menschen mit dem schlichten Sinne, ohne Arg, ohne Falsch, diese lautern, treuen Seelen preisgiebt. Solchen zerreißenden Schmerz, solche wühlende, nagende Qualen, solche Gräuel der moralischen und materiellen Verwüstung haben die zürnenden Götter nicht über Troja verhängt, hat der ergrimmte Jehova nicht über Jerusalem geschickt; denn die beiden unglücklichen Städte des Alterthums wurden im harten Kampfe von den Feinden besiegt, und feindlich wurde gegen sie verfahren. Wie aber zerfleischen seine sogenannten „guten

Freunde," in seinen Eingeweiden wühlen die „Befreier," wie sie sich nennen; eiserne Fäuste schlagen ihm ins Angesicht und die wüthende Horde, die es verübt, rief ihm zu: „Das sind deine Bruderhände, die dich erlöst von Noth und Gewaltthat; du mußt danken für diese väterliche Huld, und Wien muß danken, es muß das edle stolze Haupt wie ein Leibeigner vor seinem Herrn neigen, trotz aller Erbitterung, die es tief im Innern seines Herzens trägt. Troja und Jerusalem wurden zerstört, verbrannt, vernichtet, Wien aber wird erniedrigt, es gemahnt an ein Weib, das die Grausamkeit nicht tödtet, sondern entehrt und martert. Hektor, der Held von Troja, wurde von dem herrlichen Achilles im Kampfe besiegt, und um die Stadt geschleift. Windischgrätz und Welden sind keine Achilles, es sind keine Götter der Schlachten, durchaus nicht unbezwingbar im Treffen, sondern Bombardierer und bewaffnete Polizeichefs, es sind unmenschliche, harte, grausame Sklaven der Gewalt; aber keine Helden, die stets hochherzig dem Wehrlosen gegenüber; es sind gemeine Inquisitoren-Seelen, Wehrlose und Besiegte zu schlachten geneigt und bereit; sie sind nicht edel und offen, wie es der Kraft und der Tapferkeit eigen, sondern bureaukratisch, verschlagen, hinterlistig, bösartig. Der große edle Welden will der armen unglücklichen Stadt nicht einmal zu weinen und zu trauern erlauben. Ist das erhört, daß man zarte Frauen durch Bajonnette verhindert, Blumen als friedliche Zeichen der Erinnerung auf die Gräber gefallener Helden zu streuen? Ist es erhört, daß man Friedhöfe militärisch besetzt, um eine stille Todtenfeier zu verhindern? Wien durfte über die hochherzigen Opfer der Märzbewegung nicht trauern, weil es der Korporal Welden mit dem Stock nicht gestattete. Der edle Welden verfolgt noch die Seelen der Freiheitsmänner; eine Messe, die für sie auf Veranlassung einiger Studenten in der Stephanskirche gelesen werden sollte, wurde von diesem Oberaufseher über die Sklaven verhindert, ja noch mehr, seine Geißel traf die, welche solche Absicht hegten. Zehn von den edeln Jünglingen, welche auf so fromme Weise die Erinnerung an ihre glücklichen Brüder feiern wollten, wurden unter das Militär gezwängt. Herr Welden ist der beste Polizeimann, der je ein Volk geknebelt, und der Graf Seldlnitzky ist ein Stümper gegen ihn, der, wenn er nicht schon zu alt wäre, von ihm lernen könnte. Herr Welden bestraft nicht nur eine würdige That, sondern schon die würdige Absicht, er bestraft nicht nur das freie Wort; sondern den Schatten eines Freiheitsgedankens, das heißt echte Polizeigröße für Messelesenwollen erfolgt Strafe. Beim Himmel, ich fange an, eine unbezwingbare Sehnsucht nach der russischen Knute zu bekommen, und es dünkte mir gar nicht so übel, wenn Welden von irgend einem Kosakenhäuptling abgelöst würde.

Das größte Meisterstück der Welden'schen Staatspolitik und diplomatischen Stilistik, sind die Verurtheilungen zum Tode und zu zwanzigjähriger Festungsarbeit der Mörder Latour's, die gestern veröffentlicht und vollzogen worden. Dieses Gericht ist haarsträubend, der blutige Unsinn, welcher sich in diesen Urtheilen ausspricht, macht den Geist eines denkenden Menschen schaudern und schwindeln. Welche Verruchtheit und Dummheit zugleich in den gegen die Aula geschleuderten Anklagen. Wer in Wien, in dem ganzen österreichischen Staate weiß es nicht, daß es ganz besonders die Studenten waren, welche unter allen Verhältnissen jede Unthat, jede Grausamkeit hintangehalten; wem wäre es unbekannt, daß sie in der Behandlung der Gefangenen, den schlimmsten Feinden und Ver-

folgern gegenüber die edelste Humanität vorwalten ließen. Es ist offenkundig, und kann jeden Augenblick von einigen Reichstagsdeputirten bekräftigt werden, daß es Legionärs waren, die mit aller Kraft, mit Gefahr ihres eigenen Lebens die Ermordung Latour's abzuwehren gesucht; welche fruchtlose Stupidität, die angebliche Aussage der Inquisiten, als „hätten die Studenten auf dem Universitätsplatze das Geschrei erhoben, daß Graf Latour und andere hohe und allerhöchste Personen sterben müssen," geltend machen zu wollen. Wäre ein so öffentlicher Akt nicht bekannt gewesen; wären nicht schon früher, als dieses Inquisitionsgeständniß abgelegt wurde, Anklagen derart gegen die verfolgte Aula von den lieben „Gutgesinnten" erhoben worden. Hätten sich **Quirin Endlich, Saphir, Bäuerle, Raudnitz, Ebersberg** und wie die kaiserlichen Denunciaten alle heißen, welche die gutgesinnte Presse repräsentiren, die treffliche Gelegenheit entgehen lassen, die Aula mit noch mehr Koth zu bewerfen, als sie es ohnehin gethan. Heißt solche Bezüchtigungen aussprechen nicht die Bosheit bis zur Lächerlichkeit treiben, und sie selbst entkräften? Der Inquisit Jarkovich soll sogar „gleich nach der That im Jubel aus dem Kriegsgebäude zur Aula, durch welche die Mordbestellung in das Werk gesetzt worden war, gelaufen sein, um dort den Blutlohn von 30 Fl. CM. zu holen." Ist solch eine Verläumdung eines Kriegers würdig? Kann ein Mann, der einen Degen und ein Portepée trägt, sich sein Amt und seine Stellung einer ganzen Bevölkerung, ja einem ganzen Staate gegenüber derart selbst beschimpfen, prostituiren!? Die Aula, der freie öffentliche Schauplatz patriotischen Handelns und Wirkens, so arm, daß sie kaum das Nothwendige bestreiten konnte, hat 30 Fl. CM. für den bestellten Mord bezahlt, und das ist unbekannt geblieben, bis auf dieses Verhör?! O der Schande, solche Dinge aufzutischen, unbekümmert um die eigene Manneswürde, um das heilige Recht der Wahrheit.

Damit man sich von dem Gericht, wie es zu Wien gehalten wird, einen Begriff machen kann, ist die Bemerkung in dem angeführten Urtheil hinreichend dienlich, daß der Inquisit Kohl mit einer Gabel den noch zuckenden Körper, „welcher nach dem ärztlichen Gutachten (???!!!) sowohl, als den Augenzeugen, damals noch Lebenszeichen von sich gegeben, an das Fenstergitter emporhob, und zur Ausführung der Strangulirung mitwirkte." Welche waren denn die Aerzte, und wo waren sie, die in dem Momente, bevor der Inkulpat das angegebene Werk zur Ausführung brachte, den Körper des Kriegsministers untersuchten? Doch wozu Fragen, auf die nicht geantwortet werden wird und kann. Kohl wird zu zwanzigjähriger Schanzarbeit verurtheilt, weil er ein verlangtes Messer, um einen Strick abzuschneiden, hergeliehen! Es ist mir unmöglich, fortzufahren, und der Leser dieser Zeilen wird es mir wohl danken, wenn ich ablasse, seinen Blick und seinen Sinn nach Gräuelthaten hinzulenken, die ihn wie mich mit Ekel und Abscheu erfüllen, deren sich das Jahrhundert zu schämen hat.

Es kommt mir das Gelüste an, zu sterben, so tief betrübt ist meine Seele bei dem Anblick dieser tiefgebeugten, unglückseligen Stadt, ihren Qualen und Martern. O daß sich ihr Schicksal bald, bald wendete!

Das Demokratenlied.

Der Abg. Bismark-Schönhausen citirte in einer der Sitzungen der zweiten preußischen Kammer folgende Verse, und erregte hierdurch keinen geringen Sturm:

Wach auf, wach auf, du Deutsches Land!
Hörst du das Eisen klingen?
Vom Donau- bis zum Nordseestrand
Klingt's hell und freudig durch das Land
Und will die Freiheit bringen.

Nun, Weib und Kind, behüt' Euch Gott,
Wir treten in die Reihen;
Süß für die Freiheit ist der Tod.
So woll'n wir denn mit blut'gem Roth
Die neue Fahne weihen.

Auf Schwarz-Roth-Gold, da hofften wir,
Das sollt' die Freiheit tragen;
Da schlugen wir, da siegten wir,
Hoch flatterte das Reichspanier
In jenes Märzes Tagen.

Du Schwarz-Roth-Gold, in Nacht und Graus
Mußt' sich dein Schimmer trüben,
Das Gold der Freiheit stahl man draus,
Das Schwarz, wir werfen's selbst hinaus,
Das Roth nur ist geblieben.

So woll'n wir denn mit frischem Muth
Dies Banner neu uns färben.
Wir färben ächt, wir färben gut,
Wir färben mit Tyrannenblut.
Diesmal soll's nicht verderben.

Und nun auf's Knie, auf's Knie vor dir,
Der blutig rothen, reinen.
O segne, segne, beten wir,
Du stolze Freiheit, dies Panier,
O segne all' die Deinen!

Nationalhymne der Magyaren.

Der 15. März 1848 war der Tag, wo die Revolution auf ihrer Weltwanderung von Westen nach Osten in Buda-Pesth eintraf. Die Preßfreiheit wurde mit Gewalt errungen, und ihr erstes Kind war das noch an demselben Tage in Tausenden von Exemplaren bei Landerer und Heckenast gedruckte, und seitdem zur Bedeutung einer Nationalhymne gelangte Freiheitslied des Dichters Petöfi, welches wir im Folgenden übersetzen:

Auf, für's Vaterland zum Kampf bereit!
Ungarn, hört's: jetzt oder nie ist's Zeit! —
Wollt Ihr frei sein, frei vom Kettenzwange?
Heißt die Frage jetzt! Wer wählt da lange?
Beim Gotte Ungarns müssen wir nur schwören:
Die Sklaverei soll uns nicht mehr entehren.

Freiheit hat bis jetzt uns nicht entflammt
Unsre Väter, weh! sie sind verdammt,
Daß sie, die doch nimmer waren Sclaven,
Doch in knecht'scher Erde müssen schlafen.
Beim Gotte Ungarns 2c.

Glänzender als Ketten ist das Schwert,
Welches unsern Arm mehr ziert und ehrt! —
Und wir ließen uns in Ketten schlagen? —
Komm, o Schwert, wir wollen nun dich tragen.
Beim Gotte Ungarns 2c.

Dann klingt Ungarns Name wieder schön,
Wird zum alten Ruhme auferstehn.
Auf und tilgen wir vom Vaterlande
Kämpfend die Jahrhundert' alte Schande!
Beim Gotte Ungarns 2c.

Und wo unsre Gräber einstens sind,
Wallt dann hin der späten Nachwelt Kind.
Unter Dankgebeten und Lobsingen
Werden unsre Namen dann erklingen.
Beim Gotte Ungarns 2c.

Der Ungar-Reiter.

Von

Adolf Franckel.

Schlägt die Scheide an den Bügel, wirft der Rappe weißen Schaum,
Rastlos her vor Roß und Reiter fliegt der ungeheu're Raum.
Pusta, festgebanntes Weltmeer, Schnee und Himmel weit und breit! —
Spute Dich mein Ungar-Reiter, denn Dein Weg ist weit noch, weit.

„Mutter, einst in Deinem Schooße hat mein heißer Kopf geruht,
Mutter, einst vom Auge küßtest Du mir diese Wetterglut;
Legtest mir auf's Herz die Hände, wenn es wild wie heute schlug:
Mutter, bestes Weib, ach daß ich, daß ich Dich zu Grabe trug!“

Kalt und röthlich sinkt die Sonne, und es fängt zu dunkeln an,
Langgezerrt verfolgt der Schatten Roß und Mann auf weißem Plan.
Leblos schaut der Mond herunter, ohne Gruß sein Lieblingsstern:
Spute Dich mein Ungar-Reiter, denn Dein Ziel ist fern noch, fern.

„Jetzt im Hause sitzt der Vater, sitzt der müde Greis allein,
Und verdrossen ins verglomm'ne Feuer starret er hinein.
Hast Du nichts für Deinen jüngsten Sohn, als Flüche? — Harter Greis,
Anders denkt, als Du, die Jugend, kämpft, als Du, um bessern Preis.“ —

Eine kalte, harte, stumme, eine echte Winternacht,
Und am blauen Himmel eine leichenhafte Sternenpracht;
Mit der dürren Ginsterhecke treibt der Mond sein freudlos Spiel:
Spute Dich, mein Ungar-Reiter, denn noch weit ist, weit Dein Ziel.

„Schlaflos in das Kissen drückst Du jetzt Dein Auge rothgeweint,
Arme Jungfrau, nichts als Thränen gab Dir der unsel'ge Freund;
Morgen scharren sie mich, morgen in dem losen Sande ein:
Morgen Abends wirst Du arme Jungfrau eine Wittwe sein.“ —

Schlägt die Scheide an den Bügel, wirft der Rappe weißen Schaum,
Müde hinter Roß und Reiter liegt der ungeheu're Raum.
Halt wer da? — „Ein Magyare! Magyar mit Gut und Blut!“ —
Halte an, mein Ungar-Reiter, denn Du rittest weit und gut.

Hundertfältig flackernd spiegeln Lagerfeuer sich im Eis,
Das ist Lajos Kossuth's Lager, und der Spiegel ist die Theiß:
Morgen geht's an's Schlagen, morgen; grüß Dich neuer Kampfgenoß,
Noch zwei Stunden magst Du ruhen und Dein müdgeritt'nes Roß.

An die Leser der Wiener Boten.

Als die Kanonen und Bajonette Ende Oktober 1848 siegreich in Wien einzogen, als die kaum verheißene junge Freiheit — von dem edlen und tapfern österreichischen Volke erkämpft, von seinem Kaiser verbrieft, — von der Soldateska verjagt, oder in Kerker und Tod gesandt wurde, da kehrten Oesterreichs treueste Söhne ihrem Vaterlande den Rücken, um da Schutz zu suchen, wo das freie Wort, das heiligste Palladium jeder Nation, ein unantastbares Recht geworden. Von freier Stätte wollten sie für ihr von neuem geknechtetes Vaterland, für die Brüder, welche Herz und Sinn für die Rechte des Volkes in ihrer Brust tragen, fortkämpfen; kämpfen so lange, bis das Soldatenregiment der freien und gerechten Sache Platz gemacht haben würde. — Ich bot dazu gern meine Hand, da ich mit alter Liebe und Treue dem Lande und dem Volke angehöre, mit dem ich 20 Jahre gelebt, und dessen Sitten und Gebräuche, dessen Leiden und Wünsche ich kenne. So entstanden die Wiener Boten und meine Betheiligung an diesem Journal.

Ich bin darob vielfach angefeindet worden, und mancher alte Freund hat mir den Rücken gekehrt. Mögen alle diese Halb- und Viertelmenschen scheiden; mögen sie sich heiser schreien nach Frieden, Ruhe und Vertrauen: jeder Vernünftige weiß, daß der einmal begonnene Kampf durchgeführt werden muß, soll Freiheit, Gleichheit und Wohlstand zur Wahrheit werden.

An diesem heiligen und ehrenvollen Kampfe habe ich mich stets betheiligt, und es soll fort und fort mein Bestreben sein, die große Idee verwirklichen zu helfen.

Ich mag auch nicht zu denen gehören, die da verzweifeln und das Vaterland verlassen, um in weiter Ferne im sichern Port, schmollend unsern Kampf abzuwarten; das sind Feige, Schwächlinge oder Egoisten! Nein, mit der freien Presse wollen wir gleich Schiffen mit vollen Segeln in die Herzen unserer Gegner einziehen, und diese schöne Erde erobern, damit sie ein Gemeingut aller Menschen werde.

Schon zweitausend Jahre vor Erfindung der Buchdruckerkunst waren die römischen Tyrannen mit sammt ihren Prätorianern eine Unmöglichkeit; und jetzt, mit der freien Presse, mit der Bildung in allen Klassen der Gesellschaft, sollte die Säbelherrschaft von Dauer sein? Unmöglich, und indem ich diese Worte schreibe, brechen einzelne Strahlen der Sonne mit Macht durch die Wolken, und so bricht der Geist und die ewige Gerechtigkeit mitten durch Kanonen und Pulverdampf, und verkünden den Völkern den Sieg der guten Sache. —

Und so mögen auch die Wiener Boten in dem kleinen Kreise fortwirken, den sie sich bis jetzt erworben haben. Wir schreiben und drucken nicht, um materielle Vortheile zu erlangen, wir wollen selbst unter Entbehrungen und Opfern, nur unserer Sache dienen.

Ich habe, in freundlicher Uebereinkunft mit den bisherigen Herausgebern, vom zweiten Quartale an die alleinige und verantwortliche Redaction übernommen, und bitte meine zerstreuten Freunde, wo sie immer weilen, Beiträge für die Wiener Boten nur an mich zu schicken. Leipzig, am 28. März 1849.

Otto Wigand.

Inhalt des ersten Quartals.

Die

Wiener Boten.

Deutsche Wochenschrift

für

Politik und Literatur.

Herausgegeben

von

Otto Wigand.

---

1. Jahrgang.

Zweiter Band.

Leipzig,

Druck von Otto Wigand.

1849.

Inhalt des ersten Quartals.

Die

Wiener Boten.

Deutsche Wochenschrift

für

Politik und Literatur.

Herausgegeben

von

Otto Wigand.

1. Jahrgang.

Zweiter Band.

Leipzig,

Druck von Otto Wigand.

1849.

Das Demokratenlied.

Der Abg. Bismark-Schönhausen citirte in einer der Sitzungen der zweiten preußischen Kammer folgende Verse, und erregte hierdurch keinen geringen Sturm:

Wach auf, wach auf, du Deutsches Land!
  Hörst du das Eisen klingen?
Vom Donau- bis zum Nordseestrand
Klingt's hell und freudig durch das Land
  Und will die Freiheit bringen.

Nun, Weib und Kind, behüt' Euch Gott,
  Wir treten in die Reihen;
Süß für die Freiheit ist der Tod.
So woll'n wir denn mit blut'gem Roth
  Die neue Fahne weihen.

Auf Schwarz-Roth-Gold, da hofften wir,
  Das sollt' die Freiheit tragen;
Da schlugen wir, da siegten wir,
Hoch flatterte das Reichspanier
  In jenes Märzes Tagen.

Du Schwarz-Roth-Gold, in Nacht und Graus
  Mußt' sich dein Schimmer trüben,
Das Gold der Freiheit stahl man draus,
Das Schwarz, wir werfen's selbst hinaus,
  Das Roth nur ist geblieben.

So woll'n wir denn mit frischem Muth
  Dies Banner neu uns färben.
Wir färben ächt, wir färben gut,
Wir färben mit Tyrannenblut.
  Diesmal soll's nicht verderben.

Und nun auf's Knie, auf's Knie vor dir,
  Der blutig rothen, reinen.
O segne, segne, beten wir,
Du stolze Freiheit, dies Panier,
  O segne all' die Deinen!

Nationalhymne der Magyaren.

Der 15. März 1848 war der Tag, wo die Revolution auf ihrer Weltwanderung von Westen nach Osten in Buda-Pesth eintraf. Die Preßfreiheit wurde mit Gewalt errungen, und ihr erstes Kind war das noch an demselben Tage in Tausenden von Exemplaren bei Landerer und Heckenast gedruckte, und seitdem zur Bedeutung einer Nationalhymne gelangte Freiheitslied des Dichters Petöfi, welches wir im Folgenden übersetzen:

Auf, fürs Vaterland zum Kampf bereit!
Ungarn, hört's: jetzt oder nie ist's Zeit! —
Wollt Ihr frei sein, frei vom Kettenzwange?
Heißt die Frage jetzt! Wer wählt da lange?
Beim Gotte Ungarns müssen wir nur schwören:
Die Sklaverei soll uns nicht mehr entehren.

Freiheit hat bis jetzt uns nicht entflammt
Unsre Väter, weh! sie sind verdammt,
Daß sie, die doch nimmer waren Sclaven,
Doch in knecht'scher Erde müssen schlafen.
Beim Gotte Ungarns &c.

Glänzender als Ketten ist das Schwert,
Welches unsern Arm mehr ziert und ehrt! —
Und wir ließen uns in Ketten schlagen? —
Komm, o Schwert, wir wollen nun dich tragen.
Beim Gotte Ungarns &c.

Dann klingt Ungarns Name wieder schön,
Wird zum alten Ruhme auferstehn.
Auf und tilgen wir vom Vaterlande
Kämpfend die Jahrhundert' alte Schande!
Beim Gotte Ungarns &c.

Und wo unsre Gräber einstens sind,
Wallt dann hin der späten Nachwelt Kind.
Unter Dankgebeten und Lobsingen
Werden unsre Namen dann erklingen.
Beim Gotte Ungarns &c.

Inhalt des ersten Quartals.

Die

Wiener Boten.

Deutsche Wochenschrift

für

Politik und Literatur.

Herausgegeben

von

Otto Wigand.

---

1. Jahrgang.

Zweiter Band.

Leipzig,

Druck von Otto Wigand.

1849.

auch seien, so ist es dennoch von ungeheuerer Schwierigkeit, diese zu beseitigen, weil man an scheinbare und wirkliche Interessen, so wie an die lange geläufige Gewohnheit zu denken und zu urtheilen, zu tasten gezwungen ist. Wenn Gallilei die Berichtigung eines eingewurzelten Irrthums, der sich auf einen ganz außerhalb der bürgerlichen Interessen liegenden Gegenstand, auf das Sonnensystem bezog, im Kerker büßte, so läßt sich daraus abnehmen, mit welcher Härte und Erbitterung eine Wahrheit verfolgt wird, die alle bestehenden Verhältnisse des bürgerlichen und Staatslebens umgestalten will, die so vielen zur Ueberzeugung verhärteten Begriffen den Krieg erklärt. Doch jede große neue Lehre hat ihre Apostel und Märtyrer, ein schlimmes Zeugniß, das man den Gebrechen der Menschen aller Zeiten ausstellt.

Wir wollen das Wesen des gegenwärtigen Kampfes, der das europäische Leben durchwühlt und seine vollkommene Berechtigung in schlichter faßlicher Weise für Jedermanns Einsicht und Verständniß deutlich auseinandersetzen und veranschaulichen.

Zunächst muß gefragt werden: Welche Vortheile gewährt die Gesellschaft dem Einzelnen und welche Rechte hat sie in Folge dieser gewährten Vortheile an ihn?

Das Individuum außerhalb der Gesellschaft ist durch die Sorge und Bemühung um seine Bedürfnisse außer Stande seine Anlagen auszubilden, an der Entwickelung seiner Kräfte, insofern sie nicht zur Herbeischaffung seiner Bedürfnisse angewendet werden, zu arbeiten, Wünsche, die über die physische Sättigung hinausgehen, zu nähren und zu befriedigen. Nur dadurch, daß es von der Gesellschaft unterstützt wird, nur dadurch, daß im Zusammenwirken für jedes Bedürfniß gesorgt wird, ist Kultur, geistige Entwickelung, ist das Emporblühen der Künste und Wissenschaften, der Industrie und Gewerbe, ist der Wohlstand und die Bequemlichkeit, ist die Entwickelung aller Kräfte im Menschen, ist die Civilisation, das gesteigerte Verlangen, das Raffinement der Begierden möglich. Die Gesellschaft hat natürlich ein Recht mit auf die Vortheile, die sie schafft, und da die Gesellschaft aus Einzelnen besteht, so hat jeder Einzelne das Recht auf die Vortheile der Gesellschaft; jeder hat seinen Theil an ihnen; denn jeder liefert seinen Beitrag: der Müller, der Tuchmacher, der Schneider, der Bauer, der Stiefelputzer hat seinen unmittelbaren Theil an den Werken Schillers und Göthe's, an den Gesängen Mozarts und Schuberts an den Gestaltungen Torwaldsens und Canova's; denn sie haben ihnen die Mittel, die Zeit und die Gelegenheit gesichert, die nöthig ist, solche Schöpfungen ins Leben zu rufen und den dazu nothwendigen Grad von Ausbildung zu erreichen; daß diese zur Vollendung dieser Werke beitragen können verdanken sie wieder andern Gliedern der Gesellschaft, und so geht das fort durch alle Theile, durch alle Glieder. Die ganze Gesellschaft hat somit ihren Theil an jedem Werk, das in ihrer Mitte vollendet wird, und ihr Recht darauf, weil es nur durch die Zusammenwirkung möglich geworden. Kann die Gesellschaft, indem sie die großen Meister und Künstler bereichert, vergöttert, mit Gütern und Ehren überhäuft, den vergessen und im Elend darben lassen, den sie dazu benutzt, den Meister und Künstler der störenden niedrigen, aber nothwendigen Geschäfte zu überheben. Sind die Vortheile der Gesellschaft nicht für jeden Einzelnen der Gesellschaft, der ihm die Vortheile erzeugen hilft, d. h. welcher arbeitet nnd dadurch dem Bedürfnisse anderer Glieder abhilft? Kann die Gesellschaft eine so ungerechte Einrichtung bestehen lassen, vermöge welcher die ver-

schiedenen Beschäftigungen so verschiedenen Lohn finden, daß manche Thätigkeit nicht ein Mal ihren Mann nährt und erhält. Stehen nicht alle Arbeiten, durch welche einem Bedürfnisse abgeholfen wird, im Zusammenhange unter einander und bedingen sich wechselseitig, machen sich wechselseitig möglich? Noch ungerechter und dem Interesse der Gesellschaft widerstreitender ist die Institution, vermöge welcher die Kräfte eines Theils der Glieder einer Gesellschaft unbenutzt bleiben, sich selbst daher keinen Unterhalt, dem Staate keinen Nutzen verschaffen können, also ohne allen Grund aus dem gesellschaftlichen Verbande, zu dem sie gehören, und in welchem nur der Austausch der Thätigkeit besteht, ausgeschlossen sind. Ein himmelschreiendes Unrecht!

Die Gesellschaft, die jeden Einzelnen, der sie zusammensetzen hilft, aus seinem isolirten Naturzustande herausgerissen, übernimmt gegen ihn die Verpflichtung, seine Lage zu verbessern, ihm mehr Annehmlichkeiten zu bieten, als er sich allein verschaffen kann, behält sich dagegen das Recht vor, seine Kräfte, d. i. seine Arbeit, seine Mitwirkung an ihrer Aufgabe in Anspruch zu nehmen. Es liegt in der Natur jeder Gesellschaft, es ist ihre übernommene Verpflichtung, daß sie dem Einzelnen Arbeit und den angemessenen Lohn für diese garantirt. Wäre aber die Gesellschaft veranlaßt, Glieder aus ihrer Mitte auszustoßen, so dürfte sie nur mit den Müßigen, aber nicht mit den Arbeitenden diese Prozedur vornehmen, weil jene es sind, welche ihrer Verpflichtung gegen die Gesellschaft nicht nachkommen, diese aber sie erfüllen.

Das Recht eines Jeden in der Gesellschaft auf Arbeit und auf den gebührenden Lohn für diese kann noch deutlicher und klarer nachgewiesen werden:

So wie die Gesellschaft in lauter Einzelne zerfällt, die für sich außer aller Verbindung lebten, hätte Jeder sein Stück Boden um hinreichend seinen Hunger zu stillen. Jeder hätte ein gleiches Recht auf die Gaben der Natur, Jeder hätte den gleichen Kampf zu kämpfen mit den Elementen, mit Widerwärtigkeiten und Gefahren. Die Gesellschaft bildet sich zur Erleichterung, zur wechselseitigen Unterstützung, zur Verbesserung der Lage eines Jeden. Ist es nicht gegen die Grundbedingung der Gesellschaft, daß Einer, der seine Kräfte bietet, d. h. arbeiten will, weder Arbeit noch Brod finden soll! also schlimmer bestellt ist, als im isolirten Zustande?

Wenn Concurrenz nothwendig ist, um die Kräfte zu spannen, um die Bewegung im Zuge zu erhalten, um die Gesellschaft vor Stagnation zu bewahren, was wir einräumen, so mag die Concurrenz von der durch die Arbeit gesicherten Existenz aufwärts ihren Anfang nehmen. Die Existenz selbst, die physische Erhaltung darf nicht Gegenstand eines Wettkampfes sein, so daß der mindest Starke, Gewandte, Fähige dem Hunger, dem Verbrechen, dem physischen und moralischen Elend verfällt, daß über ihn die Glücklicheren wie Sieger hinwegjagen. Die Gesellschaft darf kein Kampf der Individuen, sondern eine Vereinigung derselben sein. Für den Wettstreit bleiben im gesellschaftlichen Leben Ziele genug, wie man das in Sparta gesehen.

Das ist der Standpunkt, von welchem aus der Reichthum, das Kapital, das Recht des Staates zur Expropriation, das Recht und die Pflicht des Staates für die Erziehung der Einzelnen zu sorgen, betrachtet werden muß, Begriffe, deren Beleuchtung nicht hier ihre Stelle finden soll, die wir uns aber vorbehalten. Wir wollten blos

die Idee der sociellen Umgestaltung so faßlich als möglich darstellen, die Idee, die sich aus dem Innern der Gesellschaft heraus entwickelt, die wohl schon lange als unsichtbare Kraft wirkt und arbeitet. In wiefern und in welcher Ausdehnung der Staat das Recht der Expropriation hat, sei noch nachgewiesen, bevor wir an unsere eigentliche Aufgabe gehen.

Wir wollen uns keineswegs auf die Ausübung eines Rechtes berufen, um dieses nachzuweisen; wir könnten sonst die Expropriation durch den Staat, d. h. durch die Vertreter des Staates bis zum Mißbrauch, als fait accompli nachweisen. Was ist die überflüssige Beamtenzahl, was sind die unmäßigen Apanagen, Gnadengehalte, Pensionen, was die unnöthige Streitmacht, was sind die Sinecuren, was sind die verschiedenen Steuern, was war der Staatsbankerott, was ist die Aufhebung der Leibeigenschaft, der Unterthänigkeit, der Majorate, und so weiter, und so weiter anderes als Expropriationen, und man könnte, wenn man sich auf die wirklichen Vorkommnisse stützen wollte, den Grundsatz feststellen: Wenn die Expropriation, wie sie bis jetzt geschehen, auf Kosten des Armen zu Gunsten des Reichen statt finden durfte, so ist der umgekehrte Fall um so dringender, um so zulässiger; allein wir wollen auf diese Grundlage, die wir verwerfen müssen, nichts bauen; wir wollen das Recht und die Grenzen der Expropriation durch den Staat von juridischem Standpunkte aus darthun.

Was ist der Reichthum? eine von der Gesellschaft abhängige, nur durch die Gesellschaft giltige Erlangung, die nur im Zusammenhange mit der Gesellschaft verwendet werden kann. Man gebe einem Einzelnen einen ganzen Welttheil, er wird doch nicht mehr haben, als er mit seiner Kraft erarbeiten, nicht mehr brauchen, als zur Deckung seiner Bedürfnisse nothwendig; alles Uebrige sinkt zur völligen Werthlosigkeit herab. Ein Reichthum somit, der die Gesellschaft selbst nur passiv nicht anerkennen will, abgesehen davon, daß er ohne sie nicht erworben werden kann, ist entwerthet. In dieser natürlichen Macht liegt das Recht zur Expropriation. Die Gesellschaft hat aber diese Macht weiter ausgedehnt, als ihr Recht langt, indem sie die Expropriation bei einer Anzahl ihrer Glieder so weit gehen ließ, daß sie diesen weniger als im isolirten Zustande übrig ließ, das ist ihr Verbrechen; das ist das Unrecht, das sie begangen hat und noch begeht, und das sie gut zu machen und zu sühnen eben so das Recht wie die Pflicht hat, der erste Schritt dazu ist Garantie der Arbeit und eines angemessenen Lohns für dieselbe, d. i. Sicherung des Unterhalts für jeden Arbeiter.

Wenn die Zerstörung, welche der Verwirklichung dieser Idee nothwendig vorhergehen muß, sich zunächst gegen die Regierungsformen, die politischen Institute überhaupt kehrt, so geschieht dieß ganz naturgemäß, weil diese Form die äußerste Peripherie der Gesellschaft, die letzte Umgrenzung derselben ist, die verändert werden muß, bevor die Umgestaltung tiefer dringen kann; der Sieg über dieses Hinderniß ist aber durchaus nicht als das Ziel des geweckten Kampfes oder überhaupt nur als der Anfang zu betrachten. Keine politische Revolution konnte ein dauerndes wirkliches Ergebniß liefern, was die Feinde der Revolutionen, nebenbei gesagt, zur Begründung ihrer Vorwürfe benutzen, — weil die Grundlage, das Grundprinzip der Gesellschaft verfehlt, rechtswidrig, unnatürlich ist.

Für und gegen den Sieg einer neuen sociellen Idee sind all die Kämpfe, die seit mehr als einem halben Jahrhundert wüthen, und Europa bietet in diesem Augenblicke das wunderbarste Schauspiel dar, indem die Geister aller Nationen in brüderlicher Uebereinstimmung nach Maß ihrer Kraft, ihrer eigenthümlichen Stellung, ihrer speziellen Verhältnisse für die Belebung dieser Idee arbeiten und so das schöne Vorspiel jener großen Völkervereinigung, liefern, für die es keine Schranken, weder in Sprache, Nationalität, Religion, Sitten, noch in der Habgier, dem Ehrgeiz, der Selbstsucht giebt, jenes ewigen ungetrübten Völker-Friedens, den man als den Traum eines Thoren zu verlachen sich gewöhnt hat. In welcher Art und auf welchem Wege die verschiedenen Völker diese ihre Sendung erfüllen, sei Gegenstand unserer Betrachtung. Wir versuchen es, dem geheimnißvollen Schritte der Weltgeschichte nachzuspüren. Der Anfang muß mit dem Volke gemacht werden, das den Kultus der Wahrheit in Europa begonnen, das unerschütterlich und unermüdlich gekämpft und geopfert, in welchem sich hohe Weisheit mit dem flammenden Muth, der kühnste Aufschwung mit tiefer Einsicht, Ungestüm mit Unbeugsamkeit, Verwegenheit mit Milde, ehrwürdige Ungeduld mit eiserner Ausdauer vereinigen, das am meisten gelitten und geblutet, das bewunderungswürdig durch seine Heldenthaten, ehrfurchtgebietend durch sein Märtyrerthum, zu dem es sich trotz seiner innern Lebenskraft selbst verurtheilt.

I.

Frankreich.

Privilegien der Geburt, lächerliche Traditionen, von ihrem Ursprung bis zu ihrer mächtigsten Entfaltung auf Dummheit und Unrecht gegründet, feudalistische Uebergriffe und Verkürzungen, Vermächtnisse der Faustgewalt, der Glauben an die Macht des Blutes, das Vorurtheil, unter dessen Einfluß sich die Gesellschaft in Herren und Knechte, in Glückliche und Elende, in Genießende und Arbeitende, in Schwelgende und Leidende, in Begünstigte und Verstoßene theilte, wurden durch die knirschende Wuth der Hintangesetzten durch die gräßliche Entrüstung des erwachten Bewußtseins, durch die Unerträglichkeit des Mißbrauchs unberechtigter Gewalt, durch die aufflammende Verzweiflung, durch die aufgereizte Verwilderung so hart zu Boden geschlagen, daß an ihr Wiederaufleben nicht mehr zu denken war. Es ist hinlänglich bekannt das blutige Schauspiel, das jenseits des Rheins sich abspielte und das seine erlösenden Schrecken durch die Welt hin sandte; das alte Frankreich war nicht mehr, trotz des unerschütterlichen Widerstandes, den die Säulen des alten Staates der Zerstörung entgegenstellten, die Säulen mußten brechen. Eine neue Ordnung der Dinge, ein neuer Gang der Verhältnisse begann daselbst und faßte Wurzel in den Geistern und Herzen entfernter Völker. Vor die französische Nationalversammlung, die zum Convent geworden, brachte ein Mann in den neunziger Jahren die Erklärung der Menschenrechte, ein Mann, dessen Name mit Grauen und mit Bewunderung erfüllt, der als Schreckbild und als großartige Erscheinung angeführt wird, der durch Blut eine Lehre verherrlichen wollte, die edel, groß und wahr, würdig eines Erlösers.

In der Erklärung der Menschenrechte, wie sie dem Convente von Maximilian Robespierre vorgetragen wurde, kamen folgende Punkte vor:

Art. 1. Der Zweck jeder Verbindung ist die Wahrung der natürlichen und unverjährbaren Rechte des Menschen, so wie die Entwicklung aller seiner Fähigkeiten.

Art. 2. Die wichtigsten Rechte des Menschen sind, für die Erhaltung seiner Existenz und seiner Freiheit zu sorgen.

Art. 3. Diese Rechte gehören auf gleiche Weise allen Menschen an, wie groß auch die Verschiedenheit ihrer physischen und moralischen Kräfte sein mag.

Die Gleichheit der Rechte ist von der Natur eingesetzt; die Gesellschaft, weit entfernt ihr Eintrag zu thun, wahrt sie blos gegen den Mißbrauch der Gewalt, welcher sie illusorisch macht.

Art. 4. Die Freiheit ist die jedem Menschen zukommende Macht, nach seinem Belieben alle seine Fähigkeiten auszuüben; sie hat die Gerechtigkeit zur Richtschnur, die Rechte Anderer zu Schranken, die Natur zur Grundlage und das Gesetz zur Schutzwehr.

. . . .

Art. 6. Das Eigenthum ist das Recht, das jeder Bürger hat, nach seinem Belieben den ihm vom Gesetz verbürgten Antheil an Gütern zu genießen und darüber zu verfügen.

Art. 7. Das Eigenthumsrecht ist wie alle Andern begrenzt durch die Verpflichtung, die Rechte Anderer in Ehren zu halten.

. . . .

Art. 10. Die Gesellschaft ist verpflichtet, für das Auskommen aller ihrer Mitglieder zu sorgen, sei es nun, daß sie ihnen Arbeit verschafft, oder daß sie denjenigen, die außer Stande sind zu arbeiten, Existenzmittel sichert.

. . . .

Art. 12. Die Bürger, deren Einkünfte das zu ihrem Unterhalte Nothwendige nicht überschreiten, sind nicht verpflichtet, zu den öffentlichen Ausgaben beizusteuern; die andern müssen dieselben in gesteigertem Verhältniß, je nach dem Betrag ihres Vermögens, auf sich nehmen.

Art. 13. Die Gesellschaft muß mit ihrer ganzen Macht die Fortschritte der öffentlichen Aufklärung begünstigen und den Unterricht allen Bürgern erreichbar machen.

Art. 14. Das Volk ist Souverain; die Regierung ist sein Werk und sein Eigenthum; die öffentlichen Beamten sind seine angestellten Diener.

Das Volk kann, wenn es ihm gefällt, seine Regierung ändern und seine Bevollmächtigten absetzen.

Art. 15. Das Gesetz ist der freie und feierliche Ausdruck des Volkswillens.

. . . .

Art. 17. Das Gesetz kann nur das verbieten, was der Gesellschaft schädlich ist; es kann nur das befehlen, was ihr nützlich ist.

. . . .

Art. 19. In jedem freien Staate muß das Gesetz hauptsächlich die öffentliche und persönliche Freiheit gegen die Gewalt der Regierenden vertheidigen. Jede Einrichtung,

welche nicht das Volk als gut und die Obrigkeit als verführbar voraussetzt, ist fehlerhaft.

. . . .

Art. 29. Wenn die Regierung die Rechte des Volkes verletzt, so ist der Aufstand das heiligste der Rechte und die unumgänglichste der Pflichten.

Art. 30. Wenn einem Bürger gesellschaftlicher Schutz fehlt, so tritt er in das natürliche Recht zurück, selbst alle seine Rechte zu vertheidigen.

. . . .

Art. 35. Die Menschen aller Länder sind Brüder und die verschiedenen Völker müssen sich gegenseitig nach ihrem Vermögen unterstützen als Bürger eines und desselben Staates.

Art. 36. Derjenige, der eine einzige Nation unterdrückt, erklärt sich als Feind Aller.

Art. 37. Diejenigen, die ein Volk bekriegen, um die Fortschritte der Freiheit aufzuhalten und die Rechte des Menschen zu vernichten, müssen überall verfolgt werden, nicht wie gewöhnliche Feinde, sondern wie Mörder und wie rebellische Räuber.

Art. 38. Die Aristokraten, die Tyrannen, wer sie auch sein mögen, sind Sklaven, welche sich gegen den Souverain der Erde, genannt Menschengeschlecht, und gegen den Gesetzgeber der Welt, genannt Natur, empört haben.

Das waren die Grundsätze der Revolution von 1793, die wohl bei der Regierungsform beginnen, aber bei der gesellschaftlichen Ordnung enden sollte. Es handelte sich durchaus nicht lediglich um die Umwandlung der Monarchie in die Republik, sondern um weit mehr, und wenn sich alle verhaltene Wuth und Erbitterung zunächst gegen das Königthum wandte, wenn dieses von einem blutigen Streiche getroffen wurde, geschah es nur insofern, als es die Spitze der Aristokratie bildete und diese vertheidigte, und als es jenen höhnenden Glanz um sich her verbreitete, der so grell gegen das tiefe dunkle unberücksichtigte Elend des Volkes abstach, als es die gesellschaftliche Spaltung unterhielt und seine erste wichtigste Pflicht verletzte. Das Königthum hat die Kluft der Gesellschaft erweitert und fiel als Opfer dieses Verbrechens. Das Königthum hat sich nicht anders zu stützen verstanden, als durch die Anarchie in der Gesellschaft, und für diese Ohnmacht der Tyrannei mußte es mit dem Leben büßen.

Die Aristokratie, das herausfordernde goldgeschmückte Unrecht, der gesteigerte Triumph der Unnatur, diese anmaßende, lärmende, übermüthige Despotie, der zum Aeußersten, zur Carricatur gediehene Auswuchs einer unsinnigen verkehrten gewaltsamen gesellschaftlichen Ordnung hat bei ihrem Untergang das Königthum mitgerissen.

Der Angriff hatte sich gegen die Frucht und nicht gegen die Wurzel des Verderbens gerichtet und er ging nicht so weit, wie die Grundsätze, die ihn leiteten, weil der Widerstand gegen die Praxis viel mächtiger war, als gegen die Theorie, die ihre Unwiderleglichkeit behaupten mußte. Die Kämpfe gegen Aristokratie, Königthum, Feudalismus wurden so heftig, so anhaltend durch den Widerstand, daß sich aus diesen Kämpfen selbst eine neue Ordnung der Dinge ergeben mußte, und daß diese ihren Ausgangspunkt vergaßen verkannten und verleugneten. Eine neue Aristokratie, die des Schwer-

tes, des Ruhmes löste die der Geburt ab und gipfelte sich in einem neuen Königthume auf, das durch Napoleon vertreten wurde.

War durch diesen Tausch eigentlich nichts gewonnen, so war doch der Vortheil erreicht, daß die alten Zustände verrückt worden, ohne daß den neuen der Bestand zugesichert war, daß ferner ein Napoleon für dieses Königthum, Muth für diese Aristokratie unerläßlich waren, daß somit für Beide die Erblichkeit, die lächerlichste aller Ungerechtigkeiten, aufgehoben war.

Napoleon hat sich mit „Oel" besudelt; allein dieser Streich, den er nach der Revolution geführt, kam ihr nur zu Gute, indem sein Untergang die Diktatur der Fähigkeit, die Majestät des Talentes, das Königthum de la gloire vernichtete und unmöglich machte. Zudem gewannen Napoleon und seine Heere nicht nur Schlachten, sondern auch Sympathien für Frankreich, für Ideen der Revolution, die sich der mächtige Heerführer unterworfen, die er aber dennoch in seinen Proklamationen, Edikten und Gesetzen sprechen ließ, die, wie sehr sie auch unter seiner eisernen Hand litten, dennoch für die besiegten Völker Offenbarungen der Freiheit, anbrechende Lichtstrahlen der Aufklärung waren. Napoleon warf die legitimen Kronen in den Staub und verschaffte diesen, die arg in Bedrängniß kamen, die Ueberzeugung von der Souverainität der Völker. In diesen, ob er sie gleich bekriegte, weckte er Stolz und Bewußtsein der Kraft. Er diente gegen seinen Willen der Revolution; denn sie war sein Geschick, dem er sich nicht entziehen konnte. Napoleon war groß und siegreich, aber nicht so groß und siegreich wie die Ideen der Revolution, die ihn überdauerten, die Generationen überdauern wird; die Privilegien des Degens waren eben so vernichtet, wie die der Geburt. Die Paladine des kriegerischen Kaisers wurden blasse schüchterne Bürger, die während der Restauration bluteten oder sich verborgen und zurückgezogen hielten, um später in einer günstigern Zeit als Denkmäler vergangenen Ruhmes hervor zu tauchen und bei einer neuen Macht, die ihrer kaum bedurfte, die auch ihre neuen Stützen hatte, untergeordnete Dienste zu nehmen.

Die Restauration war der Condensator der Revolutionskraft. Sie hat das beerdigte legitime Königthum aus dem Grabe geholt und ins Leben hingestellt; sie hat es dem Gespötte preisgegeben; nun war es nicht nur todt, sondern auch entwürdigt, und im Juli 1830 ward es auf ewig von der französischen Erde verwiesen.

Ein Bürgerkönig wurde gewählt; es wurde der Versuch gemacht, ob eine Krone, die nicht durch Erbschaft, wie ehemals, die nicht durch Gewalt, wie von Napoleon, sondern durch Uebertragung erlangt wurde, der sociellen Entwickelung und Umgestaltung, auf die hingearbeitet wurde, dienlich sein könne. Das Ergebniß des Versuches zeigte, daß die Vervollkommnung der gesellschaftlichen Verhältnisse nur über umgestürzte Throne ihren Weg nehmen könne. Waren unter dem ancien régime und unter Napoleon, Adel und Schwert ein Kapital, so wurde unter der Julidynastie das Kapital Adel und Schwert. Bei dem Tausch war eher Verlust als Gewinn, und so wurde im Februar 1848 dem Königthume ganz und gar ein Ende gemacht.

Das allgemeine Stimmrecht (suffrage universel), das bei der Wahl des Präsidenten der Republik wirklich ausgeübt wurde, war die erste praktische Durchführung des Prinzips der Gleichheit. Die Wahl war ein Irrthum, sie hat sich selbst einen veralteten Census

aufgelegt. Abgehauene Vorurtheile müssen noch insbesondere entwurzelt werden. Louis Napoleon ist der Mann dazu, den Zauber eines glänzenden Namens zu vernichten; aber die Berechtigung der Wahl ist gewonnen. Der äußerste Schranken einer vernünftigen, natürlichen, gesellschaftlichen Ordnung: das Königthum, ist in Frankreich durchbrochen und es erübrigt, daß die andern Hindernisse beseitigt werden.

Es giebt in Frankreich noch Legitimisten, Bonapartisten, Orleanisten — Altadelige, Marschälle, Bourgeoisie, die einen Vorzug und eine Ueberlegenheit beanspruchen. In diesem Kampfe gehen sie alle zu Grunde, und das neue Geschlecht erblüht auf ihren Trümmern, ein Geschlecht der wirklichen Vereinigung und Verbrüderung, das sich seiner Gemeinsamkeit bewußt, Arbeit und Brod mit Gerechtigkeit unter sich vertheilt. Die Heilande dieses Geschlechts werden jetzt noch gekreuzigt; aber der Gedanke, für den sie leiden und bluten, der wird auferstehen und zum Gotte werden, zum Gotte der Versöhnung für eine schönere, blühendere Erde.

Nur selten sehen die Erlöser das gelobte Land, das sie erkämpfen.

Thiers, Odillon-Barrot, Louis Napoleon glauben, daß sie das neue Frankreich mit ihrer monarchischen Diplomatie, mit ihrer erbärmlichen Staatsweisheit, mit ausgelebten Ideen, mit verwitterten Doktrinen regieren, und doch wird Frankreich von einer Idee regiert, die noch ganz andere Kräfte und Talente, als diesen Glücksritter zu Boden wirft, und die durch die europäische Welt hinzieht, Bundesgenossen werbend zum Kampfe, in welchem sie siegen muß. Und wenn die Politik der Männer am französischen Staatsruder Frankreich in eine Allianz drängen will, die der Natur des Landes und seines Volkes widerstrebt, so bleibt die Verbindung zwischen dem französischen Volke und den Völkern Europa's fest, und auf Frankreichs Boden schöpfen sie neue Kräfte, die Kämpfer für den neuen Glauben, wo sie auch kämpfen mögen.

Frankreich bleibt der Mittelpunkt der europäischen Völkervereinigung, die sich aus Zwiespalt und Krieg entwickeln wird. Frankreich hat sich dieses Vorrecht unter den Völkern mit seinem Blute erkauft. Frankreich blutet noch immer für die Welt.

Die jetzige Französische Regierung bleibt hinter der angeführten Vorlage vom vorigen Jahrhundert, hinter diesem Programm der Revolution weit, weit zurück, sie muß fallen, sie muß untergehen; sie trägt den Keim ihrer Vernichtung in sich. Was dem riesigen Genie des ersten Konsuls, jener imposanten glänzenden Vergangenheit, auf die sich Karl X. berief, dem gefügigen Scharfsinn, der verschlagenen Friedenspolitik des Herzogs von Orleans nicht gelingen konnte, das kann fürwahr den jetzigen Vertretern der Staatsgewalt mit ihren polizeilichen Auskunftsmitteln, mit ihrer plumpen Unbeholfenheit, die sich in ihrer Bedrängniß zur monarchischen Politik Thiers von ehemals flüchten, mit ihren Bugeau's und Changarnier's unmöglich gelingen. Sie kräftigen durch Widerstand den Gedanken, der sie vernichtet.

II.

Deutschland.

Drei große Völker giebt es in Europa, die durch verschiedene Verhältnisse, verschiedene Einwirkungen, auf verschiedene Weise auseinander gerissen und zersplittert sind, deren Zersplitterungen sich durch Charakter, Gepräge, von einander unterscheiden. Diese drei Länder sind Deutschland, Polen, Italien. Vorläufig haben wir es mit dem ersten zu thun; Deutschland, ein großes, herrliches, unglückliches Land, das mehr Gegenstand des Spottes, als des Bedauerns ist, dessen Unglück ohne Theilnahme, dessen Vorzüge ohne Würdigung bleiben, dessen Gang durch die Weltgeschichte von Gewaltthaten bezeichnet ist, ob es gleich friedfertig und milden Sinnes, auf dessen Namen Fluch geladen ist, der brennende Fluch unterdrückter Völker, ohne daß es selbst frei, ohne daß es eroberungssüchtig, ohne daß es je Gelüste getragen nach weiten Ländereien, nach Oberherrlichkeiten, und wäre es auch nur im eigenen Lande, auf dem eigenen Boden.

Armes deutsches Land! Du bist nicht überwunden, und doch geknechtet, keine Uebermacht und auch kein blutiger Zwist hat dich wie Polen und Italien zerrissen, und doch bist du zertheilt, zerbröckelt; man hat aus deinem Riesenkörper Morgengaben für die Tyrannei geschnitten; man hat Theile von Deutschland erheirathet, erworben; wie sonst ein käuflich Gut als Belohnung für gute Aufführung, wie Schulprämien erhalten, ererbt. Das deutsche Volk war stets wie eine Sache, auf die jeder Andere ein Recht hat, nur es selbst nicht. Das deutsche Volk war stets so passiv, wie der Berliner Widerstand, und es hat auch gerade so viel ausgerichtet. Das deutsche Volk — nämlich das bewaffnete — hat für Jeden gekämpft, nur nicht für sich selbst, gegen Jeden, nur nicht gegen seine Feinde; denn die deutschen Stämme sind nichts als die Trabanten deutscher Kronen, nichts als hoffähige oder hofunfähige Höflinge, ohne Willen, ohne selbstständigen Beschluß. Wie vielfach abhängig ist dieses Volk! von der Krone, von der geschichtlichen Thatsache, von der Priesterschaft, vom Degen, von der Bureaukratie, von der adeligen Ueberlegenheit, von der Polizei. Dasselbe Volk, das achtungswerth durch seine Wissenschaft und Forschung, beugt sich in läppischer Unterthänigkeit dem Vorurtheil, huldigt jeder Tradition, wie lächerlich sie auch sei. Deutschland hat der Welt Gedanken, Lehren, Ueberzeugungen geliefert, die großen Geister der deutschen Nation haben die tiefsten Wahrheiten aufgefunden; allein sie zu vertreten, sie als wirksame Kräfte ins Leben zu stellen, blieb andern Händen, als deutschen überlassen, und die Lehren des Emanuel Kant, wurden anderswo als in Deutschland zu Gesetzen, die großen in Deutschland entstandenen Theorien werden anderswo als in Deutschland zur Praxis.

Die Treue und die Intelligenz, die zwei Haupteigenschaften der Deutschen, werden von feudalistischen Oberherrn mißbraucht, denn sie ließen sich abrichten, dorthin kommandiren, von dort abberufen, sie waren jederzeit unselbstständig, unentschlossen. Die Deutschen waren treu ihren Fürsten; aber nicht ihren Pflichten; der deutsche Soldat war stets im Dienste der Diplomatie, und kümmerte sich weder um die Interessen, noch um den

Ruhm des Landes, dem er angehörte, und es giebt noch jetzt kein Deutschland für ihn; sondern nur Chargen und Tagesbefehle, er bombardirt mit derselben Bereitwilligkeit deutsche, wie russische Städte — das ist seine deutsche Treue. Anno 1815 da haben sie sich ein Mal vereinigt die deutschen Kräfte; denn die Fürsten haben gerufen: „Vereinigt euch!" und als sie gethan, wie die Fürsten geheißen, da trennten sie sich wieder, denn die Fürsten hatten gerufen: „Trennt euch! Sie stoben wieder auseinander, die deutschen Stämme, und setzten sich fest in der alten Zersplitterung, nachdem sie vereinigt die Kronen ihrer Fürsten gerettet — und das ist die deutsche Treue.

Und die Intelligenz, die hat sich in Deutschland nie mit dem Volke verständigt, wie sie es in Frankreich gethan, sie hat sich aristokratisch zu machen gesucht, und hatte stets großen Respekt vor den kleinen Höfen und großen Herrn.

Im März des Jahres 1848, da fing das deutsche Volk eine gemeinsame Sprache zu sprechen an, von der Ostsee bis an die Donau, von der Spree bis an den Rhein. Das deutsche Volk erhob sich als deutsches Volk und für sich; ja es brachte im Augenblick der heftigen Aufwallung die Existenz seiner Zwingherrn, ihre Macht und ihren lang befestigten Einfluß gar nicht in Rechnung; über die Kronen hinweg, aber ohne sie zu beseitigen, wollten die deutschen Stämme sich zu einem Volke vereinigen; ein kühner, aber unausführbarer Plan, eine stolze Zuversicht auf die eigene Kraft und Ueberlegenheit, die bei Völkern mit gemeinsamem Wollen und Streben vollkommen natürlich und begründet ist: denn es hängt nur von den Völkern ab, ihre Souveränität zur Wahrheit zu machen.

Welche war die Idee der Märzrevolution in Deutschland? — Es war keine Erhebung gegen die Kronen; denn sonst wären sie gefallen; es war keine Erhebung gegen den Absolutismus; denn er ist als Variation seiner selbst geblieben; es war keine Erhebung gegen die Privilegien des Adels; denn die Revolution wäre in diesem Falle sicher an ihr Ziel und zum Abschluß gekommen; sie wäre in diesem Streben von der Bourgeoisie unterstützt geblieben, die ihr entgegen arbeitet; die deutsche Revolution vom März war eine sociell-nationale; eine wunderlich scheinende; aber dennoch ganz natürliche Zusammensetzung, eine seltsame, aber wirklich vorhandene Verbindung der Begriffe.

Die Vereinigung verschiedener Gesellschaften, die man Staaten nennt, gehört zu ihren vorzüglichsten Rechten; die Trennung derselben gegen ihren Willen ist die schlimmste Verletzung dieses Rechtes. Die Verbindung der deutschen Stämme zu einem großen Volke sollte mit Rücksicht auf die nationale Grundlage, auf gleiche Abstammung, Sprache, Eigenthümlichkeit vor sich gehen.

Wer aber hat die Revolution von 1848 in Deutschland gemacht, wer hat, ihren Grundgedanken treu, in seiner Lauterkeit bewahrt, wer hat für ihn gekämpft? wer hat für ihn geblutet? wer hat ihn in alle seine Konsequenzen verfolgt? Das Volk, das gedrückte, getretene, hungernde, duldende Volk, jenes Volk, das wegen seiner Armuth verachtet wird, dem aber das Elend von seinem Muth, von seiner Hochherzigkeit nicht so viel abzupressen vermochte, als seinen Drängern, seinen neuen und alten Tyrannen das Wohlleben und der Ueberfluß.

Die Armen vergaßen ihre Armuth, und traten auf als Ritter für die Größe, für den Ruhm, für die Ehre des Vaterlandes, als Ritter! aber mit nackter Brust

und für ein großes Vaterland mit gleichen verbrüderten glücklichen Bürgern. Die Proletarier haben gekämpft und geblutet, und die Anderen haben ihnen gleißnerische Lieder zugesungen; das Volk wurde um sein Vertrauen betrogen.

Vertreter des ganzen deutschen Volkes wurden gewählt, damit sie den großen Gedanken der sociell-nationalen Revolution verwirklichen; und sie versammelten sich zu einem Parlamente in Frankfurt am Main, und der große Gedanke wurde unter ihren Händen kleiner, winziger und zuletzt so ohnmächtig, daß er das Erbarmen seiner Freunde und Feinde erweckte; denn anstatt deutscher Volksvertreter, waren Vertreter der preußischen, sächsischen, bayerschen, würtembergischen Höfe und Bürgerschaft versammelt, mit engen Gesichtskreisen und Herzen, ohne Kühnheit der Gedanken, ohne Thatkraft, ohne politische Einsicht, Männer, die hinter der Revolution des März gestanden, zu träg, zu verdrossen, zu schwerfällig, um ihr nachzufliegen, und bemüht, sie auf ihren Standpunkt zurückzuziehen, Männer, welche den Gedanken der Contrerevolution theils aus Dummheit, theils aus Unredlichkeit durchführen halfen. Was wäre die Einheit Deutschlands, und warum konnte sie unmöglich auf dem Wege, den das Frankfurter Parlament einschlug, zu Stande kommen?

Die Einheit Deutschlands wäre die Verbindung mehrer getrennter Gesellschaften zur gemeinschaftlichen Benutzung ihrer verschiedenartigen Interessen zur wechselseitigen Theilnahme an den verschiedenen Vortheilen und Nachtheilen zu Ausgleichung des Mangels der einen mit dem Ueberfluß der andern Gesellschaft, eine Verbindung, die vielleicht zum Muster für unsern ganzen Welttheil diente, und deren Ankündigung all' Diejenigen erschrecken mußte, die bei der großen Umwandlung verlieren sollten, oder zu verlieren fürchten. Zur Durchführung eines so großen Gedankens gehörte wohl ein ganz anderer kühner Griff, als den Herr von Gagern nach dem kleinen, magern, unfähigen Erzherzog Johann aus dem Hause Lothringen gethan, den der edle Mann auf einen papiernen Thron geklebt, so daß Reichsverweser und Thron beim ersten scharfen Luftzug verwehen.

Um die Einheit Deutschlands thatsächlich zu gründen, war ein rücksichtsloses Eingreifen in die Verhältnisse einzelner Länder nöthig, vor dem sich die Nationalversammlung in frommer Scheu entsetzte; sie wollte einen einheitlichen Staat konstruiren, und wagte es nicht, an die Hindernisse energisch zu tasten, welche dieser Konstruktion entgegenstehen.

Der große Gewinn der Vereinigung, die ökonomische Bedeutung dieses Schrittes, diente durchaus nicht dazu, die mit der Revolution betrauten Vertreter bei ihrem großen Werke zu ermuthigen; sondern vielmehr sie ängstlich und säumig zu machen.

Anstatt, daß sie rascher und entschiedener an das Werk der politischen Vereinigung gegangen wären, der sociellen Vortheile wegen, die sich daraus ergäben, zügelten sie vielmehr ihre nationale Passion dieser unschätzbaren Konsequenz wegen

Die sechs und dreißig Hoflager, die Favoritenwirthschaften mit den Schmarotzern und besoldeten Getreuen, hätten müssen aufgehoben werden, die Apanagen, Gnadengehalte, Sinekuren, Civillisten, müßigen Kapitalien in müßigen Händen wären einen andern Weg gegangen, auf dem sie den Werth der Arbeit ersehen geholfen, und reichlichen Gewinn ab-

geworfen hätten, — daran auch nur zu denken, war die Reichskammer viel zu loyal. Lokalcelebritäten und Bevorzugte, die großen begünstigten Herren in den kleinen Residenzen und dann auch die Hoflieferanten und Krämer, die Hofschneider und Tapezierer, die Hofgelehrten und -Räthe, die verschiedenen Gefolge der Majestäten, die hatten sich aufgelöst im Volke, und hätten müssen lernen, blos deutsche Bürger sein, das durchzusetzen oder es auch nur zu wollen, vermaßen sie sich nicht, die Herren in der Paulskirche, von denen Viele selbst im großen deutschen Reiche verschwunden waren, während sie jetzt in Karlsruhe, Darmstadt, Vaduz große Männer sind, Männer von Einfluß, hervorragende Erscheinungen, die zu Hofe kommen und an königlicher und großherzoglicher Tafel speisen dürfen, und von denen in den Zeitungen zu lesen ist, wenn sie des Sommers eine Reise ins Bad machen, wo sie, mit dem güldenen Zeichen der allerhöchsten Huld auf der Brust, die Blicke der Gäste und Gästinnen fesseln. Um diese lieben angenehmen Verhältnisse wäre zu sehr Schade, als daß man sie der deutschen Einheit, d. h. der wirklichen Einheit aufopfern sollte.

Das gelehrte deutsche Parlament versuchte also eine deutsche Einheit, und doch keine zu machen; das mag wohl für jeden Andern, als einen deutschen Gelehrten ein Räthsel sein; allein dieser hat seine besondern Organe, und läßt sich durch dergleichen Widersprüche nicht im Geringsten irre machen. So wurden denn in der Paulskirche zu Frankfurt mit vielem Fleiße und großem Eifer deutsche Grundrechte und eine deutsche Verfassung fertig debattirt, und nun schickt die Reichsgewalt unterthänige Promemorien an die verschiedenen Regierungen, und bittet, daß sie in Huld und Gnade angenommen und publicirt werden, und auf diese Weise wollten sie ein einiges Deutschland zu Stande bringen. Eine Verfassung, also eine Freiheit, ein Recht für Alle! Heißt das nicht so viel, als die verschiedenen Kronen zu Illusionen machen, Schattenkönige schaffen, indem man sie Gesetzen unterwirft! Heißt das nicht das monarchische Prinzip bis in den Tod verletzen, wenn man einem Regierenden die Möglichkeit, nach Willkür zu verfahren, Unrecht zu thun, Gesetzlosigkeiten zu begehen benimmt? Die Herren auf den deutschen Thronen werden diese Verfassung nicht annehmen, ohne daß sie müssen; sie oktroyiren gar zu gerne; sie haben stets ihre speziellen väterlichen Staatsabsichten, die sie in den Verfassungen geltend zu machen suchen. Sieben und dreißig deutsche Monarchen und ein einiges Deutschland! Diese zwei Begriffe konnten nur in den Köpfen deutscher Gelehrten neben einander Raum finden. — Die Einigung Deutschlands wäre der große Anfang einer gesellschaftlichen Umwälzung; sie kann nicht auf dem Papiere, sie muß auf einem andern Gebiete durchgesetzt werden. Die Bestrebungen Deutschlands reihen sich würdig an die Kämpfe des demokratischen Europa. Die nationale Sache Deutschlands siegt mit der Demokratie. — —

Erinnerungen aus Pest und Wien.

(Vom Jahre 1848.)

II.

Revolution und Contrerevolution.

Die Märzbewegung in Wien und Berlin hatte mich nicht unvorbereitet gefunden, denn sie war der logische Schlußsatz der Pariser Februar-Prämissen im großen politischen Syllogismus der neuften Zeit.

Ich bewohnte damals ein kleines Häuschen in einer entlegenen Vorstadt Ofens (Christinenstadt), und die erste Nachricht der erfolgreichen Februarerhebung in Paris überraschte mich bei der ersten Seite der Vorrede zu einer Brochüre, die ich für eine Leipziger Buchhandlung schrieb, und welche die Mißbräuche im Pesther Magistrat und die Regeneration des Städtewesens in Ungarn zum Gegenstand hatte. *) Dieses Buch, das kurz darauf, noch im Laufe des Februar erschien, sagte in seiner Vorrede die nahe bevorstehende Erhebung in Mitteleuropa voraus.

Als ich das Zeitungsblatt, welches die Februar-Ereignisse brachte, in den zitternden Händen hielt, strömten heiße Thränen über meine Wangen, und es tobte in meiner Brust der Kampf zwischen ahnendem Entzücken und zwischen einem schmerzlichen Vorgefühle der Geburtswehen, welche Mitteleuropa nun bevorstanden. Die Frucht dieses Gefühles war meine noch im März erschienene Brochüre „die Reaktion, ein Warungswort vom Verfasser des Bürger A. B. C." **)

Ich erwähne diese kleinen Umstände nur deshalb, weil zu jener Zeit sowohl in Pest als auch in Wien die Reaktion als ein Phantom betrachtet wurde, das nur im Gehirne weniger überspannter Köpfe spukte und an dessen Verwirklichung nicht im Entferntesten zu denken sei. Besonders bei den ehrlichen Magyaren lebte wunderbarerweise damals noch ein kräftiges Vertrauen zur Ehrlichkeit einer Dynastie, die seit 300 Jahren mit wenigen Ausnahmen fast nichts gethan hatte, als das gesegnete Ungarland zu seinen dynastischen Zwecken auszubeuten, die synallagmatischen Verträge in Vergessenheit zu bringen, und der pragmatischen Sanktion zum Trotze das gesonderte Ungarn in das Bereich einer österreichischen Centralisation hineinzuziehen. Dieser naive Köhlerglaube war bei den Magyaren so fest gewurzelt, daß sie selbst der Sanktion, welche der König am 11. April 1848 in Preßburg persönlich ihren sogenannten März-Errungenschaften ertheilte, unbedingten Glauben schenkten; und diese Errungenschaften waren ja doch eigentlich nichts als die Rückführung der

---

*) Die Städtefrage in Ungarn und der Pester Magistrat. Illustrirt mit politischen Bibeltexten des französischen Paulus (P. L. Courier), Leipzig, Otto Wigand (Rothpläß).

**) Kurz vor dieser Brochüre hatte ich eine Flugschrift: „Allgemeines politisches Bürger-A. B. C." veröffentlicht, welche, vom Dichter Pötefy ins Ungarische übersetzt, theils deutsch, theils ungarisch, in mehr als 15,000 Exemplaren verbreitet war. D. V.

ungarischen politischen Verhältnisse von den allmälig erfochtenen perfiden österreichischen Kabinetssiegen zu den alten Verträgen.

Auch in Wien fand ich bei meiner Ankunft im April diesen Köhlerglauben vor, und die Warnung vor der bevorstehenden Reaktion galt damals allgemein für eine lächerliche Besorgniß, der jeder Verständige das Ohr verschließen müsse.

Um nun nachzuweisen, daß ich mich in jener Zeit nicht zu diesen Verständigen zählte, erlaube ich mir, einige Stellen aus der obenerwähnten Brochüre, die, wie gesagt, im März veröffentlicht wurde, hier anzuführen:

„Noch nie hat eine rasche politische Umwälzung stattgefunden, ohne eine Reaktion hervorzurufen; auf diese Reaktion müssen wir gefaßt sein, sie liegt in der Natur der Sache, sie kann so wenig ausbleiben, als die Nachwehen bei einer gesunden Geburt, und bliebe sie aus, so läge hierin, wie im ähnlichen Falle bei Geburten, nur ein Beweis unserer Schwäche, das heißt: unser Werk wäre so ohnmächtig, daß sich Niemand dadurch gefährdet glaubte.

Wir müssen also dieser Reaktion mit Bestimmtheit entgegensehen, sie aber nicht fürchten, sondern ihr mit Ruhe, mit Ueberlegung, mit Männlichkeit die Stirne bieten und keinen Zoll breit zurückweichen vom gewonnenen Boden."

Und dann wieder an einer andern Stelle:

„Bewaffnet bis an die Zähne mögen uns jene Beamtenoligarchie und jener zugleich hochmüthige und unterthänige Hofadel finden, welche zwischen die Völker und ihre Regenten getreten sind, um ihre eigenen Pfründen und Privilegien auf Kosten Beider zu schützen. Diese büreaukratische Macht und diese Hofadels-Kaste hatten bisher faktisch in den meisten mitteleuropäischen Ländern alle Fäden der Staatsmaschinen in den Händen, und sind darum der Revolution noch jetzt viel gefährlicher, als man glaubt, wenn unsre Beharrlichkeit oder ihre Unfähigkeit nicht Rettung schafft. Die Enden dieser Fäden werden sie nicht allzu bereitwillig aus den Händen geben, und unwillkürlich fällt mir hier jenes Sprichwort der gelübdethuenden Wälschen ein, welche sagen: „Passato il pericolo, gobato il santo."*)

Zu den Verlegenheiten, welche diese natürlichen Feinde volksthümlicher Reformen denselben künstlich zu bereiten nicht ermüden werden, wird sich ohne Zweifel eine andere große Schwierigkeit gesellen, die darin liegen wird, daß die früheren schlechten Staatshaushaltungen, auf die Schultern der Reformen fallen werden. Man wird an Diese Anforderungen stellen, deren schnelle Erfüllung mathematisch unmöglich ist. Aber nicht die Folgen der alten Sünden allein werden sie in der kürzesten Frist beseitigen sollen, sondern Jedermann wird überdieß sogleich die Früchte der Neuerungen erndten wollen. Man wird von dem Bivouac der Freiheit die Bequemlichkeiten des Patrizierhauses verlangen.

Louis Philipp, um ein Beispiel zu geben, hinterließ die Finanzen, ja sogar seine Civilliste in großer Verwirrung, und dennoch wird die Reaktionspartei bei jedem jetzt vor-

*) Ist die Gefahr vorüber, ist der Heilige gefoppt.

kommenden Verlegenheitsfalle ganz gewiß laut schreien: „**Seht die Folgen der Volksregierung!**" Das Volk also wird, durch Uebelwollende oder durch kurzsichtige Nachbeter derselben, dafür noch verantwortlich gemacht werden, daß es durch seinen früheren Despoten geplündert worden ist. Dieser Unsinn wird sich bequem auf das Ruhebett der allgemeinen Unwissenheit legen, und gewiß auch im Herzen von Europa nur zu viel begeisterte Anhänger finden, nämlich unter den Reaktionären.

Ich will Euch sagen, von was die Legion dieser Reaktionäre zu Euch sprechen wird:

1) **Von der Stockung des Handels, der Industrie, des Verkehrs** ꝛc. . . . . . .

2) **Von den Uebergriffen des Communismus, des Socialismus, des Fourierismus, von den unheilbaren Wunden, welche das aufgeregte Proletarierthum der Gesellschaft schlagen wird.**

3) **Von dem Mißbrauche, welchen eigennützige, feile, versteckte Schriftsteller von der freien Presse machen werden.**

4) **Von den gefährlichen Franzosen, gegen die man sich rüsten muß** u. s. w. . . . . *)

Seit Jahren sind mir die Schlagworte bekannt, welche die Reaktionsparthei dem Werke der Freiheit zuverlässlich entgegenstellen muß, um sich den bequemen Besitz ihrer Pfründen und Privilegien wo möglich noch für eine Reihe von Jahren zu sichern." —

Und all diese Schlagworte, die ich vor einem Jahre in jener Brochüre angekündigt, sind seither von der Reaktionsparthei wirklich gebracht worden, und die Bourgeoisie hat sie gehörig nachgebetet und die bewaffnete Contrerevolution hat die kühnsten Erwartungen übertroffen.

Kehren wir zu den ungarischen Verhältnissen zurück, und werfen wir dabei auch einen flüchtigen Blick auf die früheren Jahrhunderte.

Ferdinand I. war der erste Habsburger, welcher sich auf den ungarischen Thron setzte. Hat er Ungarn durch die Gewalt der Waffen erobert und den Magyaren Gesetze vorgeschrieben? Ihr, die Ihr immer das historische Recht im Munde führt, müßt Ihr nicht bestätigen, daß es die freie Wahl des magyarischen Volkes war, welche diesen Fürsten zum Könige von Ungarn machte, nachdem er den Eid geleistet hatte, die Constitution aufrecht erhalten zu wollen? Und haben nicht alle seine Nachfolger denselben Eid geleistet? War Ungarn nicht von 1526 bis 1687 ein Wahlreich? War die nachherige Bestimmung, daß von nun an die ungarische Krone im Hause Habsburg eine erbliche sein solle, nicht zugleich eine Bestätigung der Unabhängigkeit Ungarns? Oder durch welches Gesetz ist diese jemals

*) Manche werden so weit gehen, die Geschichte von der russisch-französischen Allianz, welche Mitteleuropa in die Seitenzange nehmen will, noch jetzt zu wiederholen."

Wie richtig diese Voraussagung war, das bezeugte erst vor wenigen Tagen (April 1849) ein berühmter norddeutscher Schriftsteller, der sich einen Führer der norddeutschen Democratie nennt, und in Gegenwart vieler Democraten äußerte: „Laßt erst die Franzosen den Rhein überschreiten, und es wird sich zeigen, was die norddeutsche Democratie ist." Gott bewahre die norddeutsche Democratie vor solchen Führern, und hätten diese auch eine noch so bedeutende literarische Vergangenheit aufzuweisen!

aufgehoben worden? Es ist nicht nur gewiß, daß die Unabhängigkeit Ungarns de jure stets rechtskräftig bestanden hat, sondern Ferdinand (genannt der Gütige) hat diese Unabhängigkeit am 11. April 1848 auch faktisch durch seine Sanction der Reichstags-Gesetze in der jüngsten Zeit anerkannt. Aber diese Anerkennung war eine heuchlerische, denn unter den in Ofen zurückgebliebenen Papieren des Erzherzogs Stephan fand sich eine Denkschrift, welche schon mit dem Datum vom 24. März 1848 in Wien concipirt war, und in welcher der Palatin die an ihn vom Hofe gestellte Frage, „wie man Ungarn zum alten Status quo zurückführen könne", beantwortete,*) Der junge hoffnungsvolle Habsburger bewahrheitete in diesem Concepte das alte Sprichwort, welches da behauptet: der Apfel pflege nicht weit vom Stamme zu fallen, denn er beantwortete diese Lebens- oder vielmehr Todes-Frage Ungarns mit nachstehenden drei Punkten:

„Erstens. Indem man Ungarn von allem ungarischen Militär entblößt und das Land unter dem Einflusse der österreichischen Truppen behält, und den innern Zwistigkeiten überläßt.

Zweitens. Indem man vorläufig in die Ansichten und Forderungen des Ministerpräsidenten Batthiany eingeht, da sich späterhin mancher Schritt thun läßt, der jetzt als zu herbe erscheinen würde.

Drittens. Indem man Ungarn durch Waffengewalt wieder erobert."

Aus diesem interessanten Dokumente läßt sich ersehen, daß der perfide Krieg in Ungarn durch die von der Hofcamarilla schon damals beschlossene Contrerevolution dem jungen Erzherzoge am 24. März 1848, also wenige Tage nach den Märzerhebungen und wenige Tage vor den heiligen Zugeständnissen des Monarchen in Preßburg, in die Feder diktirt worden war, ein Krieg, welcher die Greuel aller Zeiten, ja selbst die des Hussittenkrieges, weit hinter sich läßt.

Nach der am 11. April erfolgten Sanction der Reichstags-Gesetze von Preßburg durch den Kaiser, und nachdem die ungarische Regierung Alles aufgeboten hatte, um die nichtmagyarischen Völker Ungarns durch vollkommene Gleichstellung und Gleichberechtigung in bleibender Sympathie an sich zu fesseln, erklärte sich selbst Kroatien vollkommen zufriedengestellt. Diese Zufriedenheit aller integrirenden Theile Ungarns, deren segenreiche Früchte nicht lange auf sich warten lassen konnten, und durch welche die fortschreitende Civilisation und Kräftigung des Ostens gewährleistet schien, war natürlich der österreichischen Regierung, welche das „divide et impera" als Devise führt, um so mehr ein Dorn im Auge, als auch die gegenseitigen Sympathieen Deutschlands und Ungarns sich nur allzudeutlich herausgestellt hatten. Auch die Serben hatten sich vollkommen zufrieden gegeben, und als später auf den 27. Mai zur Schlichtung der Religions- und Schul-Angelegenheiten, durch die ungarische Regierung eine griechische Kirchensynode einberufen wurde, war an den Sympathien der Serben für die neuen ungarischen Zustände um so weniger zu zweifeln, als sie sogar ihre vollkommene Befriedigung und Anhänglichkeit an die ungarische Regierung ausdrücklich aussprachen. Allein auch für Serbien fand sich ein Jellachich, der die Intriguen der öster-

*) Die Ereignisse in Ungarn seit dem März 1848. Manifest an die civilisirten Völker Europas im Namen der ungarischen Regierung. Vom Grafen Ladislas Teleki. Leipzig, Ernst Keil und Comp. 1849.



reichischen Regierung ins Werk zu setzen bereit war. Der Oberste Supplicacz machte im Einverständnisse mit der reaktionären Hofcamarilla in Serbien dieselben Manövers, welche früher Jellachich in Kroatien ins Werk gesetzt hatte. Die kroatische und die serbische Deputation trafen in Insbruck zusammen, sie wurden zwar nur privatim, aber doch günstig empfangen, und ihre Vorschläge, welche nichts Geringeres als gänzliche Lostrennung von Ungarn enthielten, wurden dem Ministerium später als Grundlage der Unterhandlungen bezeichnet. Dem Auge des klarsehenden Politikers konnte es schon damals nicht entgehen, daß die Politik des österreichischen Kabinetes gleich dem österreichischen Adler zwei Köpfe habe, welche nach den entgegengesetzten Richtungen hin mit dem scharfen Schnabel drohen. Die reaktionäre Hofcamarilla, an deren Spitze die Erzherzogin Sophie stand, ließ den Kaiser Ferdinand gewähren, obschon sie die combabischen Bestrebungen des Ministeriums Dobblhof, das sich zum Theile persönlich nach Insbruck begeben hatte, um die Entschließungen des geistesunfähigen Monarchen zu überwachen, verächtlich über die Achsel ansah. Die Verfügungen Ferdinands sollten die Revolution in den Schlaf lullen, während die Reaktion Zeit gewann, sich insgeheim zu kräftigen, um dann später im günstigen Augenblicke durch die Abdikation des unzurechnungsfähigen Monarchen tabula rasa zu machen. Ich zweifle keinen Augenblick, daß die reaktionäre Hofcamarilla die Abdankung des Kaisers schon im Monate April insgeheim beschlossen hatte.

Als das ungarische Ministerium Jellachich und die verschiedenen Militär- und Civildistrikte aufgefordert hatte, sich mit ihm, rücksichtlich der Einberufung der kroatischen Generalkongregation ins Einvernehmen zu setzen und ihre Wünsche auszusprechen, antwortete Jellachich mit dem Martialgesetze, mit welchem jedem Kroaten gedroht wurde, der es wagen würde, an die gesetzliche Verbindung Kroatiens mit Ungarn zu appelliren. Der Palatin Erzherzog Stephan, der Stellvertreter des Königs, schickte nun einen Kommissär nach Kroatien, um das Treiben des Ban Jellachich zu untersuchen, allein dieser verwehrte demselben mit Gewalt den Eintritt ins Land. Ein Handbillet des Kaisers vom 29. Mai verbot Jellachich die Einberufung der Generalkongregation, allein auch an dieses Verbot kehrte sich Jellachich nicht, denn als er bald darauf nach Insbruck berufen wurde, um dort mit dem ungarischen Ministerpräsidenten Graf Batthiany zu conferiren, erschien er nicht, sondern eröffnete die Generalkongregation unter dem Titel eines kroatisch-slavonisch-dalmatischen Reichstages.

Eine königl. Ordonnanz vom 10. Juni enthob Jellachich aller seiner Militär- und Civil-Funktionen, versetzte ihn wegen Hochverrathes in Anklagestand und erklärte zugleich den kroatischen Reichstag für ungesetzlich. Zugleich wurde ein königl. Kommissär nach Kroatien abgeschickt. Jellachich unterwarf sich nicht.

In der für den 2. Juli in Pesth einberufenen Nationalversammlung erklärte der König in seiner durch den Palatin und Statthalter Erzherzog Stephan verlesenen Thronrede, seinen unerschütterlichen Willen, die Integrität des Königreichs Ungarn und alle Gesetze, welche er am letzten Reichstag zu Preßburg sanctionirt hatte, aufrecht erhalten zu wollen. Er bezeichnete die serbische Bewegung ausdrücklich als Revolte, als ganz gesetzwidrig und erklärte zugleich, daß alle Mitglieder der Dynastie seinen Entschluß theilen. Man sieht also deutlich, daß Kaiser Ferdinand, wenn die Ungarn Rebellen sind, nicht nur als ihr

Mitschuldiger bezeichnet werden muß, sondern daß er durch diese Erklärung die sogenannte ungarische Insurrektion sogar sanctionirt hat; denn was ist es Anderes, wofür die innerhalb ihrer Landesgränzen von allen Seiten angegriffenen Magyaren kämpften, als die Erhaltung der Integrität Ungarns und die Aufrechthaltung der am 11. April durch den rechtmäßigen, mit der Krone des heil. Stephan gekrönten König, in Preßburg sanctionirten Gesetze?

Daß aber die Thronrede Ferdinands, in der Versicherung, alle Mitglieder der Dynastie theilen den Entschluß des Königs, eine Unwahrheit enthielt, zeigte sich nur zu bald. Die österreichische Camarilla hatte Alles aufgeboten, um die Entschließung des Monarchen als eine unfreiwillige darzustellen, und Jellachich hatte sich desselben Kunstgriffes bedient, um seine Absetzung und Versetzung in den Anklagestand den Kroaten gegenüber zu beschönigen.

Als nun nach der Erklärung des österreichischen Ministeriums vom 29. Juli: „daß es seine bisherige Neutralität aufgeben und Kroatien offen unterstützen werde," das ungarische Ministerium sich kaum Illusionen machen konnte, und deshalb auch die vom Reichstage dekretirte Truppenaushebung von 200,000 Mann, sowie das Gesetz über die Emittirung von Papiergeld der königl. Sanction unterbreitete, zögerte man von Seiten des österreichischen Kabinets in jeder nur erdenklichen Weise, um zur Kräftigung der Hofreaktion und zur militärischen Vorbereitung der Contrerevolution Zeit zu gewinnen. Merkwürdig und bezeichnend für das doppelte Spiel, welches der Hof spielte, ist der Umstand, daß der Reichstag in Wien bis zum Oktober in einer entgegengesetzten Meinung belassen wurde, und daß der Kriegsminister Latour, bei Beantwortung von Interpellationen, die Hilfe, welche den Kroaten an Munition, Truppen und Geld zufloß, konsequent ableugnete, bis er endlich durch jene in Ungarn aufgefangene Correspondenz entlarvt und zum Geständnisse gezwungen wurde. Wir wissen, daß dieser unglückliche Greis die beispiellose Perfidie der österreichischen Kabinetspolitik mit seinem Leben bezahlen, und so für eine Treue büßen mußte, welche er einer schlechten Sache gewidmet hatte.

Ich habe diese kurze Uebersicht unwiderleglicher, und durch die Rechtfertigungs-Akten der Ungarn vollständig belegten Thatsachen gebracht, um den Leser dieser Blätter zu überzeugen, daß meine im März veröffentlichte Warnung vor der drohenden Hofreaktion durch die späteren Ereignisse vollkommen gerechtfertigt worden ist. Wären meine Warnungsworte, welche damals weder in Pesth noch in Wien ernstlicher Aufmerksamkeit gewürdigt wurde, gehörig beherzigt worden, die Magyaren hätten die Perfidie der Regierung weit früher erkennen müssen, Wien, und mit ihm die Errungenschaften der Revolution, wären vielleicht nicht gefallen.

Ich komme auf die Märzerhebung, wie sie sich in Pesth kundgab, zurück. Es war ein frisches, bewegtes Treiben, das die Straßen der ungarischen Hauptstadt belebte; man könnte sagen, daß aus der Physiognomie der Stadt Freude und Hoffnung strahlte. Große Fahnen mit der ungarischen Trikolore wehten majestätisch aus den Fenstern, über den Thoren und über allen Kaufläden, ja selbst auf den Gipfeln der Dächer sah man sie flattern. Jedermann war mit diesen heiligen Farben geschmückt, sie prangten als Kokarden auf den Hüten, als Bänder in den Knopflöchern, ja selbst die Frauen und Mädchen trugen sie als Schleifen um den Hals oder als Kokarden auf ihren Hüten. Das Magistratsgebäude (Stadthaus) am

Besorgnisse einflößte. Bei der Eröffnung der zweiten Generalversammlung dieser Gesellschaft war es, wo er die denkwürdige Rede hielt, welche die folgende Stelle in sich schloß: „Ein französischer Redner hat gesagt: die Nationen sterben nicht. Dies ist, meiner Meinung nach, der Sinn dieses Satzes: es giebt Nationen, die bestanden haben, aber dessen ungeachtet in der Geschichte fast unbekannt sind, weil sie nichts erfunden, nichts gestiftet haben, was der Nachwelt überliefert worden, was ihr nützlich gewesen wäre; eine Nation ist unsterblich, wenn sie neue Gedanken geschaffen hat, die sie selbst überleben werden. So lebt noch heute Egypten ohne seine Pharaonen; Rom ohne sein Kapitol, und Karthago, selbst nach der Vollstreckung des Urtheils, welches Cato gegen dasselbe geschleudert: so leben noch die Phönizier und Sparta und Athen; das heißt, nichts ist unsterblich, als die Gedanken, und selbst die Gedanken machen das Volk, in dessen Herzen sie entstanden sind, nur dann unsterblich, wenn sie dieses Volk selbst glücklicher, aufgeklärter, edler gemacht, und so den Schatz der Menschheit bereichert haben." Der Hauptzweck jener Gesellschaft war, den ausschließlichen Verkauf der in Ungarn erzeugten Fabrikate zu begünstigen, und bald machten diese Einrichtungen neue absonderliche Moden*) entstehen, welchen sich sonderbarerweise selbst die Kreaturen des Hofes fügten.

Herr Batthiany präsidirt noch jetzt bei der Eisenbahngesellschaft der untern Donau (von Vukovàr nach Fiume). Er hat bisher genug Thätigkeit, Klugheit, Seelenadel bewiesen, um von der Nation denjenigen Platz angewiesen zu bekommen, den ihm die Revolution gar bald einräumte. Er ist einer der Hauptkämpfer für die Freiheit und Unabhängigkeit des Vaterlandes geworden, und hat als Oberkommandant eines Insurgentenkorps zur Einnahme der Festung Essek, sowie auch zur Niederlage und Gefangennehmung der Generale Roth und Philippovich, von der Armee des Jellachich, viel beigetragen.

3) Paul Nyary.

Mitglied der Vertheidigungskommission.

Ich wollte ein vollständiges Bild Nyary's entwerfen. Man müßte ihn von allen Seiten zeigen, man müßte sein zugleich ernstes, ruhiges und wildes, dann wieder entstelltes und heftiges Antlitz auffassen. Nyary ist einer der vollständigsten Revolutionsmänner, welche in diesem Jahrhunderte entstanden sind. Ohne sich abzunützen, ist er durch die höchsten und durch die kleinlichsten Kämpfe durchgegangen, welche die demokratische Parthei bewegt haben. Nyary wird immer über dem Gewitter erscheinen.

Eine vulkanische Natur, ein mit Combinationen und Entschlüssen gefüllter Kopf; ein Mann, der an Schärfe des Blickes und an Unternehmungsgeist in Ungarn seines Gleichen sucht. Ein glänzender und kühner Redner, weiß er auch in diesem Augenblicke die revolutionäre Gewalt mit Kühnheit zu handhaben. Er trägt Alles in sich, was mächtig zu den versammelten Menschen spricht; feurigen Blick, entschlossene Geberde, und die Gabe, sich selbst zu bewegen, in solchem Grade, daß es ihm eines Tages geschah, auf der Tribüne in Schluchzen auszubrechen. Man liebt in Herrn Nyary seine fliegende Ungeduld, seine

---

*) Hony-Moden.

raschen Bewegungen, seine gallige Derbheit, seine ausdrucksvollen und harten Gesichtszüge, seine durch keinerlei Kunst gemilderte herbe Beredtsamkeit, eine gewisse, manchmal gepreßte, aber stets farbige Art und Weise, Fragen zur Sprache zu bringen; ein glücklicher natürlicher Verstand, das Talent endlich, durch entschiedenen Humor und durch eine lebendige Wendung, an sich triviale Gedanken und gewöhnliche Gefühle zu erheben; er stürzt sich in die Diskussion wie in ein Handgemein. Wehe dem, der seine Hiebe empfängt. Als eingefleischter Feind der Pfaffen, wird er von diesen gefürchtet, wie ein böser Geist. Ein unversöhnlicher Feind der Hofleute, greift er diese überall, sowohl in ihrem Privatleben, als auch in ihren offiziellen Akten an. Herr Nyary ist der Führer der ungarischen Bergpartei;*) er ist es, welcher das erste ungarische Ministerium verhindert hat, den Vorstellungen des Conseil-Präsidenten Herrn Batthiany folgend, einen unfruchtbaren, und für die ungarische Sache gefahrbringenden Weg einzuschlagen. Er hat sich mit seiner Parthei nacheinander der Hilfe, welche Oesterreich zur Beendigung des Krieges in Italien versprochen wurde, der Errichtung einer ungarischen Armee auf österreichischem Fuß, und den Scheinverträgen widersetzt, durch welche Oesterreich Ungarn übertölpeln wollte. Ohne ihn wäre die Märzrevolution weg-eskamotirt worden; er allein, selbst Herrn Kossuth nicht ausgenommen, der gegen seinen Willen Vertheidiger einer Politik war, die er für verloren hielt, Herr Nyary allein, sage ich, hat die Diskussionen der Kammer auf der Höhe erhalten, welche den nationalen Lebensfragen ziemte, er allein hat sich als würdevoller, energischer und kluger Staatsmann gezeigt. Seine Reden sind heftig, aber frei von allen Ausflüchten, von jeder Umschreibung, von jedem Gemeinplatz und Schwulst; sie gehen aufrichtig und derb auf die Thatsachen los.

Man kann sagen, daß Nyary der Danton Ungarns ist, und, wenn ihn die Umstände begünstigen, wird er Kossuth in den Schatten stellen**). Wenn sich sein Kopf belebt, so ist dies einer der schönsten Gesichtsausdrücke, die man sehen kann: für die Reaktionäre ist es ein wahres Medusenhaupt.

4) Franz Pulsky,

Untersekretär des in Wien residirenden ungarischen Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten.

Niemand ist geeigneter, die diplomatischen Geschäfte zu leiten, als Herr Franz Pulszky. Sein ungebundener Geist, sein feines und wohlwollendes Gesicht, die Ungezwungenheit seines Benehmens, die lässige Grazie, mit der er nöthigen Falles seine Wichtigkeit geltend zu machen weiß, dies Alles giebt seiner Superiorität eine gewisse Leichtigkeit, welche ihr um so sichrer Geltung gewährleistet; dies Alles empfiehlt und unterstützt ihn,

*) Dieser Ausspruch ist durch die Stellung, welche Nyary in jüngster Zeit einnimmt, keineswegs gerechtfertigt worden, denn die ungarische Erhebung zählt bekanntlich in diesem Augenblicke drei politische Partheien: Die Kossuth's, welche die Unabhängigkeit und Integrität Ungarns will, dabei aber den abgetretenen Ferdinand noch als ungarischen König anerkennt; die des Nyary, welche den jetzt regierenden Franz Joseph als König von Ungarn anerkennt, und endlich die dritte und zahlreichste, an deren Spitze Madaras steht, und welche Republik will. Man könnte also weit eher Madaras mit Danton vergleichen. D. V.

**) Siehe die vorhergehende Note.

bei Staatsmännern, welche leichtzugängliche und gefällige Kollegen wünschen. Welche Lebhaftigkeit des Verständnisses! welche Fähigkeit, Alles zu begreifen und Alles zu erklären! Herr Pulszky ist Schriftsteller, Journalist, Finanzmann, Redner ꝛc. ꝛc.; er würde sich nöthigenfalls auch als General an die Spitze einer Armee stellen; und seit dem Ankauf einer großen Herrschaft, welche ihm ungefähr auf zwei Millionen Francs zu stehen kommt, arbeitet er daran, einst der Chaptal Ungarns zu werden. Muthmaßlicher Erbe eines ungeheuer reichen Oheims, hat er auch anderweitig für sein Vermögen gesorgt, und den Nationalstolz vor den materiellen Interessen gebeugt, indem er nämlich die Tochter eines Wiener Banquiers heirathete, die ihm ein beträchtliches Heirathsgut mitbrachte. Herr Pulszky weiß die Verhältnisse mit Klarheit auseinanderzusetzen; er spricht mit Hingebung und Natürlichkeit von seiner Liebe zum Vaterlande. Er weiß seiner Stimme, die etwas heiser ist, einen so rührenden Ausdruck von Ermüdung zu geben, daß ihm selbst seine Mängel zum Erfolg verhelfen. Und dennoch hat er, in der That, wenig Tiefe in den Gefühlen, mehr ängstliche Rührigkeit als Thätigkeit, mehr Ungestüm als Kühnheit, zuweilen auch Dünkel; man könnte ihm geistigen Schwung zugestehen, wenn er mehr Schwung im Herzen hätte. Während er ein ehrlicher, aber schüchterner Liebhaber der Freiheit ist, der sich damit begnügt, sie immer mit Eifersucht zu bewachen, und überdies jener Kühnheit baar ist, welche in stürmischen Tagen auch ein Hellseher ist; ersetzt bei ihm das Feuer einer südlichen Einbildungskraft nicht hinlänglich den Mangel an der Energie populärer Leidenschaften, und dient höchstens dazu, der zu großen Mäßigung seiner Gedanken einige Farbe zu geben. Er gehört zu jenen Menschen, die gerade so viel Kraft haben als nöthig, um die Revolutionen anzufangen, und dann später von der Regierung eine Stelle anzunehmen.

Herr Pulszky schreibt in die Augsburger allgemeine Zeitung, und seine Artikel sind treue Gemälde der Lage Ungarns.

5) Moritz Perczel,

General der Insurgenten.

Es ist ein Profil in geäzter Manier, das ich ohne vorgefaßte Meinung, ohne Parteilichkeit, ohne falsche Beleuchtung, blos um des Vergnügens Willen, die Wahrheit zu sagen, hier einschalte. Man könnte auf der Stirne des Herrn Perczel eingraben, daß er der einzige logische Kopf der republikanischen Revolution ist. Es ist in seinem bleichen und rauhen Gesichte, in seiner Haltung etwas Trauriges und Strenges, das auch auf seine Stirne übergegangen ist, und ihr einen herben und heftigen Ausdruck giebt. Herr Perczel ist ein gerader und gerechter Mann, mit einem Anscheine von Steifheit, aber herzlich und wohlwollend gegen Diejenigen, die ihm zu schmeicheln wissen. Wir leben in einer Epoche, wo man die Leute in Bewegung setzen, sie gewaltsam aufrütteln muß, um ihnen eine Ueberzeugung aufzuzwingen. Deputirter beim Landtage von 1844—45, und bei der gegenwärtigen Versammlung des gesetzgebenden Körpers, führt Herr Perczel als Redner eine eingreifende, herbe, schneidende und herausfordernde Sprache, die ganz gerade zum Ziele, das heißt zum bewaffneten Widerstande führt. Ausschließlich revolutionär, und im Grunde Jakobiner, ist er, wenn er angreift, kräftig und scharf wie eine Klinge von Stahl; seine

Geberde macht erstarren, sein Wort zerschmettert, sein Blick versetzt in Schrecken. Bei Gelegenheit einer Niederlage der Ungarn durch die Serben, klagte Herr Perczel die Offiziere laut des Verrathes an, und setzte sich, trotz der Mißbilligung der Kammer gegen seinen Freund Kossuth in Opposition. Statt aller Antwort, thut Herr Perczel, was einst Robespierre gethan: er verläßt die ungarische Gironde, und stellt sich an die Spitze eines Insurgentenkorps, um das Talent eines erfahrenen Kriegers und den Heldenmuth eines Märtyrers darzuthun. Er hat das Glück gehabt, die Generale des Jellachich: Roth und Philoppovich zu besiegen und gefangen zu nehmen, und die österreichischen Korps, welche von Steyermark aus nach Ungarn eindrangen, zurückzuwerfen. Er operirt gegenwärtig gegen Kroatien.

Herr Perczel ist sehr jung, wie es die reinsten Helden der französischen Revolution waren.

Oesterreichs Ansprüche auf Italien.

Durch die letzte österreichische Note in der deutschen Frage ist es dem Kurzsichtigsten klar geworden, daß die Familie Habsburg-Lothringen für russisches Geld und russische Bajonnette sich an die Politik der Moskowiter verkauft und angeschlossen hat. Mit den menschenschänderischen Verträgen, in welchen die Versammlung gekrönter Despoten im Jahre 1815 zu Wien Ehre, Freiheit und Blut der Völker verschachert haben, wollen die verschworenen Höfe ihr Dasein nicht nur rechtfertigen, sondern sich sogar ihr Fortbestehen sichern. Diese Verträge konnten aber niemals zu Recht bestehen, weil ein Kongreß der Fürsten die Schicksale der Völker rechtlich nicht bestimmen kann, und weil die Diplomatie der Dynastien die Souverainität der Völker niemals aufheben konnte. Doch selbst die Möglichkeit der Geltung dieser verbrecherischen Verträge zugegeben, wurden sie ja durch die Wortbrüchigkeit der contrahirenden Familien selbst vernichtet. Erklärte doch sogar Lord Palmerston bei Gelegenheit der gewaltthätigen Einverleibung Krakau's, daß ein Bruch der Verträge an der Weichsel auch die Verträge am Po löse. — Und — was kein vernünftiger und ehrlicher Mann heute mehr auszusprechen wagt — die fortdauernde Geltung dieser Verträge zugegeben, kann doch Oesterreich juridisch keine Ansprüche mehr auf Italien aus ihnen nachweisen.

Oesterreich maßt sich das Recht einer Intervention in Toskana auf Grund seiner Erbberechtigung an. Allein das von ihm behauptete Heimfallsrecht auf Toskana ist durch die Verträge selbst aufgehoben worden. Ueber dieses Recht müssen drei Verträge hier angezogen werden: 1) Ein Vertrag von Wien am 3. Oktober 1735; 2) der Vertrag von Luneville am 9. Februar 1801 und 3) die Hauptakte des Wiener Kongresses vom 9. Juni 1815.

Der §. 2 des Vertrages von 1735 sagt: Le grand-duché de Toscane après la mort du présent possesseur appartiendra à la maison de Lorraine, pour l'endémniser des duchés qu'elle possède aujourd'hui.

Toutes les puissances qui prendront part à la pacification lui en garantiront la succession éventuelle. Les troupes espagnoles seront retirées des places fortes de ce grand-duché et il sera, en leur place, introduit un pareil nombre de troupes impériales uniquement pour la garantir de la succession éventuelle susdite et de la même manière, qu'il a été stipulé à l'égard des garnisons neutres par la quadruple alliance.

„Das Großherzogthum Toskana wird nach dem Tode des gegenwärtigen Besitzers dem Hause Lothringen angehören, um es für die Herzogthümer, welche es gegenwärtig besitzt, zu entschädigen.

Alle an dem Frieden Theil nehmenden Mächte werden ihm die eventuelle Nachfolge garantiren. Die spanischen Truppen werden aus den festen Plätzen dieses Großherzogthums gezogen, und diese mit einer gleichen Zahl kaiserlicher Truppen besetzt werden, zum einzigen Zwecke der Garantie der oben bezeichneten eventuellen Nachfolge und in derselben Weise, als die Quadrupelallianz für neutrale Garnisonen bestimmt worden ist." —

Nachdem nun die unüberwindlichen österreichischen Bajonnette aus Italien durch Napoleon verjagt worden waren, wurden durch den Vertrag von Luneville alle vor ihm bestandenen Rechte des Hauses Lothringen auf Toskana aufgehoben.

Der §. 5 des Luneviller Vertrages von 1801 sagt: Le grand-duc de Toscane renonce à son grand-duché et à la partie de l'isle d'Elbe qui en depend, lesquels seront dorénavant possédés par l'infant duc de Parme. Le grand-duc obtiendra en Allemagne une indemnité pleine et entière.

„Der Großherzog von Toskana entsagt seinem Großherzogthume und dem dazu gehörigen Theile der Insel Elba, welche künftighin der Infant Herzog von Parma besitzen wird. Der Großherzog wird in Deutschland voll und ganz entschädigt werden." —

Als nach dem Sturze Napoleons die Fürsten die europäische Menschheit als ihr Eigenthum betrachteten und unter sich theilten, wurden die Rechte Oesterreichs auf Toskana nur in ausdrücklich bestimmten Gränzen wieder hergestellt.

Nämlich der §. 100 der Wiener Kongreß-Hauptakte von 1815 sagt: S. A. I. l'archiduc Ferdinand d'Autriche est retabli, tant pour lui que pour ses heritiers et successeurs, dans tous les droits de souveraineté et de propriété sur le grand-duché de Toscane et ses dependances, ainsi que son altesse impériale les a possédés antérieurement au traité de Luneville.

Les stipulations de l'article 2 du traité de Vienne du 5. October 1735 entre l'empereur Charles VII. et le roi de France, auxquelles accédèrent les autres puissances, sont pleinement rétablies en faveur de S. A. I. et de ses descendants, ainsi que les garanties resultant de ces stipulations.

„S. K. H. der Erzherzog Ferdinand von Oesterreich ist sowohl für sich als für seine Erben und Nachfolger in alle Hoheits- und Eigenthumsrechte auf das Großherzogthum Toskana und die dazu gehörigen Theile wieder eingesetzt, sowie sie Se. K. Hoheit vor dem Vertrage von Luneville besessen hat.

Die Bestimmungen des Artikels 2 des Wiener Vertrages vom 3. Oktober 1735

zwischen dem Kaiser Karl VII. und dem Könige von Frankreich, welchen die übrigen Mächte beigetreten sind, treten wieder in volle Kraft zu Gunsten Sr. K. Hoheit und seiner Abkömmlinge, sowie die aus diesen Bestimmungen hervorgehenden Bürgschaften." —

Daraus geht unwiderlegbar hervor, daß die Wiener Kongreßakte von 1815

1) Toskana nicht dem Hause Lothringen im Allgemeinen, sondern ganz insbesondere dem Erzherzoge Ferdinand, dessen Erben und Nachfolgern zurückgegeben; ferner

2) ausdrücklich erklärt hat, daß die Bestimmungen des Artikels 2 des Wiener Vertrages von 1735 und die darin enthaltenen Garantien nun zu Gunsten Sr. k. k. Hoheit und dessen Abkömmlinge wieder hergestellt werden.

Also: Die Zwischenverträge hatten den Vertrag von 1735 vollständig aufgehoben. Daher kann von diesem Vertrage nur dasjenige gelten, was seitdem wieder hergestellt worden ist. Der hergestellte Theil jedoch betrifft nur den Erzherzog Ferdinand und seine Nachkommen, nicht aber Oesterreich, das kein Heimfallsrecht auf Toskana mehr besitzt.

Hätte ferner Oesterreich je vernunftgemäße Rechte auf die Lombardei und Venedig besessen, so müßte es derselben wegen seiner unmenschlichen Despotenwirthschaft in diesen Ländern von jedem ehrlichen Gerichte für verlustig erklärt werden. Doch machen die österreichischen Völker Ansprüche auf Italien? — Nein! Denn diese wissen, daß es nur durch eine auf den Kriegsfuß gestellte Armee gebändigt werden kann, deren Erhaltung Italien aussaugt und zu Grunde richtet; bei einer Verminderung der Truppen aber die verhaßte Herrschaft durch die sich wieder stark fühlende Bevölkerung sogleich wird abgeworfen werden. Der Deutsche, der Magyare, der Slave wollen brüderlich neben dem Italiener bestehen und aus einem durch Handelsverträge geregelten Verkehre gegenseitigen Wohlstand schöpfen. Nur die kroatischen Horden Radetzky's betrachten Italien als eine zur Beute bestimmte Provinz, deren geplünderten Reichthum sie nach Hause senden. — Die Dynastie allein macht Ansprüche auf die Unterjochung der Italiener. Diese auf die Heiligkeit der Verträge stets pochende Familie, hat jedoch die ersten, heiligsten Pflichten jeder Regierung so unerhört verletzt, so unsägliches Elend über die Ebenen der Lombardei, über die stolzen Ueberreste Venedigs gebracht, daß es aller Vernunft und aller Sittlichkeit Hohn sprechen heißt, wenn sie heute noch von den Italienern angestammte Treue verlangt.

Nur einige Züge der österreichischen Wirthschaft in Italien will ich anführen. Im August v. J. verlangte das ungarische Kabinet die Uebernahme von 500 Italienern, welche seit 1830 in Szegedin eingekerkert waren. Der hierüber im Reichstage interpellirte Justizminister Bach erklärte, daß die Ursache einer achtzehnjährigen Einkerkung von fünfhundert Männern in den Akten nirgends aufgefunden werden könne; es liege kein Urtheil vor, sondern nur eine Notiz, daß im Jahre 1830 viele italienische Jünglinge wegen unverbesserlichen Hanges zu ungesetzlichen Thaten nach Szegedin abgeführt worden seien.

Wenn von diesen nach 18jährigen Kerkerleiden in der ungesundesten Festung der Welt noch fünf Hundert lebten, so müssen im Jahre 1830 wenigstens Ein Tausend italienischer Jünglinge ohne Verhör und Urtheil ihren Familien, den Segnungen der Väter, den Umarmungen der Mütter und Bräute entrissen worden sein, um in die Nacht und Vergessenheit des Kerkers gestürzt zu werden. Ich sage in die Vergessenheit; denn sie

Hier wagte der Abtrünnige nicht die ganze Wahrheit zu sagen. Denn die ungarischen Märzgesetze wurden durch den verdrängten Kaiser Ferdinand persönlich zu Preßburg sanctionirt, der gegen sie rebellirende Jellachich von Inspruck aus als Verräther erklärt und der „edle Graf" Latour versicherte noch im September v. J. dem Reichstage auf Ehrenwort, daß er mit jenem in durchaus keinem Verkehr stehe.

Der von der einen Parthei abgefallene und um die Gnade der anderen buhlende Verräther verirrt sich in der Bangigkeit seines schuldbewußten Herzens so ungeschickt, daß er den Hauptträger und Intriguanten der Politik, welcher er sich als der vermeintlich aufgehenden Sonne nun zuwendet, des hundertfachen Mordes beschuldiget. Er sagt nämlich: „Ueber Werschatz's und Weißkirchens Wällen haben hundert und hundert deutsche Herzen aufgehört zu schlagen — und diese alle sind Opfer der Politik von 1848, treue, todesmuthige Menschen, die dem Worte ihres Königs glaubten und sich wenig auf Enträthselung der Plane Latours verstanden, Menschen, denen die consequente Gerechtigkeit Kartätschen entgegen gesendet. Das verheerte Banat, das zerfleischte Sachsenland, der ruinirte Wohlstand der Städte werden schwer verlöschliche Andenken jener falschen (tükischen) Politik Oesterreichs bleiben." —

Ja, es bedurfte einer solchen verrätherischen Politik, um den ungarischen Heldenkampf hervorzurufen, es bedurfte einer dynastisch-slavischen Verschwörung gegen die Ungarn und die Deutschen, um die Vertreter des ungarischen Spießbürgerthums, die Deutschen in Ungarn, zur Todesverachtung aufzureizen und zu Genossen Kossuth's zu machen. Allerdings kann das Andenken jener Politik niemals verlöscht werden und an diesen Erinnerungen muß Oesterreich, wenn nicht durch die ungarischen Waffen und den Racheburst der betrogenen, zertretenen Völker, früher oder später zu Grunde gehen. Weil aber mit dieser unverbesserlichen aus der Schule der Jesuiten und Machiavell's hervorgegangenen, gegenwärtig von Rußland inspirirten und zugleich beherrschten Politik jede Versöhnung, jeder ehrenhafte Vergleich unmöglich geworden, darum muß sie unversöhnlich, unaufhörlich von allen Seiten und mit allen Waffen, welche die Wuth in die Hand giebt und der Geist zu erfinden vermag, bekämpft werden; darum kann nur ein Elender „von unserer Liebe, in welcher der Thron wurzelt," stammeln und nur ein Feigling mag wünschen, daß „das Wort der Gnade endlich vom Throne ertöne." — Im Hinblicke auf das zerschossene Lemberg, Krakau und Prag, auf die Galgen in Polen und in Wien, auf das zerstörte, geplünderte Brescia, „wo es nur mehr Schutt, Leichen und k. k. österr. Soldaten giebt," im Hinblicke auf unsere in den abscheulichsten Folterkammern vermodernden Brüder lasset uns jenem Wiener Jünglinge gleichen, der unter Bem's Fahne in Siebenbürgen focht, schwer verwundet gefangen wurde und die angelegten Verbände trotzig von den Wunden riß, weil er lieber verbluten wollte, als „k. k. österreichisch sein." —

Der Verfasser gesteht ferner, „ein großer Theil selbst der Deutschen in Ungarn sieht in dem wider das absolute Oesterreich opponirenden Magyarenthume die wahre Freiheit." — Er hätte hinzufügen müssen, daß dieser Ansicht seit der Mißhandlung des Reichstages und der wortbrüchigen Oktroyirung einer Verfassung, welche den Deutschen vom Vaterlande losreißt, das Magyarenthum vernichtet und die Slaven um die ihnen gemachten Versprechungen und Hoffnungen, dann um den ihnen gebotenen Sündenlohn für ihre Mit-

schuld am Völkermorde beträgt, auch die Serben, Slovaken, Czechen und Sachsen beigetreten sind; daß seitdem der ungarische Krieg ein Kampf der österr. Völker um Freiheit und Rache gegen die Dynastie geworden ist.

Doch die deutsche Stimme aus Ungarn will „den deutschen Stamm in den ungarischen Ländern als eiserne (sic) Stütze für Oesterreich" an die Dynastie verschachern, sie will den Verrath der Deutschen an der magyarischen Sache, an der Freiheit des Ostens. Diese deutsche Stimme dringt aus einem so bodenlosen Abgrunde von Gesinnungslosigkeit, daß sie der Dynastie anräth, mit den Deutschen in Ungarn das Kunststück zu wiederholen, durch welches Stadion die Ruthenen erfunden hat.

Der übergelaufene Rathgeber, dem Gott und Kossuth den verdienten Lohn zu Theil werden lassen mögen, beschönigt die Perfidie seines Rathes durch die vorgeschobene Absicht, den deutschen Einfluß inmitten des österr. Völkergemisches zu heben. Allein dieser deutsche Einfluß besteht eben nur in dem Despotismus der deutschen Dynastie, in dem Uebermuthe, der Verderbtheit und Unfähigkeit der deutschen Bureaukratie. Wird jedoch deutsche Bildung und Sitte, deutsche Wissenschaft und Industrie darunter verstanden, so muß selbst der Herr Rathgeber begreifen, daß der deutsche Einfluß eben nur so weit zur Geltung gelangen kann, als er Träger der Freiheit ist und mithilft an dem heiligen Werke der Zertrümmerung der österr. Monarchie, welche sich als russischer Vorposten gegen Freiheit und Kultur stemmt.

Häfner.

Aus Ungarn, im April 1849. Der Krieg in unserm Lande ist nunmehr ins dritte Stadium getreten. Das erste ging bis zur Besitznahme von Buda-Pest durch die Oesterreicher; das zweite begann mit dem Thauwetter im Januar, wo die Magyaren sich an der Theiß festsetzten; und nun das dritte, wo sie von dort hervorgebrochen, und nicht allein die österreichische Armee, sondern auch die Welt mit ihren raschen Fortschritten in Erstaunen setzten. Der Plan, nachdem sie solches ausgeführt, ist ein tief durchdachter und sehr klug entworfener. Indem sie alle ihre Streitkräfte sammelten und das Volk in Masse aufboten, setzten sie sich mit ihren Partisanen in allen Gegenden des Landes in Rapport, und es beschäftigten dieselben den Feind, während das Gros ihrer Armee sich hinter der Theiß sammelte. Die Schlacht bei Kapolna war ein Vorspiel, nach welchem sie klugerweise hinter die Theiß zurückgingen, theils um ihre Gegner zu täuschen, theils um sich aufs Neue zu verstärken. Man ist erstaunt, wo so schnell eine so zahlreiche Armee herkommt. Die Sache ist leicht zu erklären, wenn man den Enthusiasmus der Magyaren für ihre Sache kennt, und Proben ihrer Kriegslust und ihrer Ausdauer gesehen hat. Ungarn zählt vier Millionen Magyaren. Nehmen wir an, daß hiervon auch nur der zwanzigste Mensch die Waffen ergreift, so giebt dies ein Heer von 200,000 Mann, wobei die Deutschen und Slaven, die zum Theil freiwillig, meistentheils aber gezwungen, sich an dasselbe anschließen, noch nicht gezählt sind. — Ihr stürmisches Vordringen hat den Zweck, die österreichische Armee nicht zu Athem kommen zu lassen und sie aufzureiben, bevor sie Verstärkung

aus Deutschland bekommt, die übrigens jetzt stark im Anzug ist. Der Entsatz von Komorn, nebstdem die Aufnahme der Streifkorps, die noch in den Karpathen umherziehen, und sodann als eigentliches Ziel die Sperrung des Rückmarsches der österreichischen Armee nach Deutschland, das ist der immer klarer werdende Plan. Die Erstürmung von Waitzen, um von da am linken Ufer der Donau vorzudringen, befördert diesen Plan, der aber dadurch daß die Oesterreicher diese Stadt wieder erobert haben gestört worden ist. Die Magyaren müssen nun einen Umweg über Oroszy und Ipol-Sag nehmen, um eine Operationslinie auf Komorn zu gewinnen. Da sie in diesen Gegenden viel Sympathien finden, und auch Streifkorps von den ihrigen aufnehmen können; so dürften wir vielleicht bald Nachricht haben, daß sie auf diesem Wege jene wichtige Festung entsetzen werden. Mittlerweile haben die Gefechte bei Pest wohl vornehmlich den Zweck, den Feind zu beschäftigen, um anderwärts mit desto sicherem Erfolge zu operiren. Wir müssen nämlich auch unsern Blick tiefer hinabrichten, wo unter Perczel ein starkes Korps vorrückt, das bei Baja die Donau überschreiten und über Tolna und Stuhlweißenburg vorrücken kann. In diesen Gegenden ist das Magyarenthum stark vertreten und es muß, wenn der Marsch gelingen sollte, dieser Feldherr da starken Zulauf bekommen, so daß das ihm gegenüberstehende Korps des k. k. General Nugent schwerlich Stand halten könnte. Gelänge es nun, daß Perczel so weit vordränge, und entsetzte die magyarische Armee Komorn, ginge von da bis Dotis vor, so wären die Oesterreicher auf zwei Seiten abgeschnitten, und sie könnten ihren Rückmarsch nach Deutschland nur durch Steyermark nehmen, würden aber da im Veßprimer und Szalader Komitate eine schwierige Stellung haben, weil in denselben viel Magyaren sind und auch die Sympathien für sie vorherrschen. — Es muß sich nun bald zeigen, ob der Wechsel des Oberbefehlshabers in der österreichischen Armee der Sache eine andere Wendung geben wird. Wie aber auch die Würfel fallen mögen, so viel ist wohl gewiß, daß Ungarn nicht allein seine eigene Konstitution erhalten, sondern auch eine noch größere Selbstständigkeit gewinnen wird. Denn sollte dies nicht sein, so bliebe dies Land für Oesterreich die Ferse des Achilles und Meutereien und Aufstände würden fortwährend, wie in Polen, vorkommen. — Uebrigens ist es wahrscheinlich, daß Oesterreich Alles zur Pacifikation des Landes aufbieten und Koncessionen machen werde, die den Magyaren wohl genügen könnten, wozu es auch alle Ursache hat, wenn es nicht Alles aufs Spiel setzen will. — Sind wir auch nicht so sanguinisch zu glauben, es werden die Magyaren in nicht gar langer Zeit vor Wien stehen; so können wir uns doch auch nicht verhehlen, daß sie den Oesterreichern noch viel zu schaffen machen werden, und wer weiß, welche Eventualitäten das launige Kriegsglück noch herbeiführen kann. Ein großes Beispiel aber giebt dieser Krieg davon, was ein Volk vermag, wenn es für seine Sache begeistert ist, und wie Ein Mann aufsteht.

Die letzten Verhandlungen des österreichischen Reichstags.

I.

Mit einer gewissen Bangigkeit, mit einer unverkennbaren Aengstlichkeit ging der österreichische Reichstag an die Berathung der §§. 13, 14, 15 der Grundrechte. Der Antrag, diese Berathung auf einige Zeit zu vertagen — wofür als Grund die nothwendige Drucklegung der bischöflichen Denkschriften angegeben wurde — ward auch von der ängstlichen Majorität mit Freuden angenommen. Die Herrn Volksvertreter erschienen uns in dem Lichte eines Kindes, das eine unerläßliche ärztliche Operation mit Freuden auf einige Tage hinausgeschoben sieht.

Die Denkschriften wurden abgedruckt und den Abgeordneten zur Beherzigung übergeben. Wir wollen sie im Allgemeinen betrachten, um die Schwierigkeit der Aufgabe, die vom Reichstage gelöst werden sollte, desto mehr ersichtlich zu machen.

Wenn man Einen katholischen Hirtenbrief, wenn man Eine katholische bischöfliche Denkschrift gelesen, hat man alle Hirtenbriefe und alle Denkschriften gelesen, mögen sie in was immer für einer Zeit und in was immer für einem Lande geschrieben worden sein. Alle gleichen einander wie ein Ei dem andern. Alle tragen Einen Stempel — den Pferdefuß. Die Hirtenbriefe und Denkschriften der ältesten und der jüngsten Zeit unterscheiden sich im Wesentlichen gar nicht von einander. Die aus der ältern Zeit sind in der Regel geistreicher als die spätern, denen gewöhnlich nebst der Geistlosigkeit auch der gemüthlose Kanzleistyl jedes Interesse benimmt. Die Denkschriften des österreichischen Episcopats sind daran gesegnet. Es straft sich wohl keine Sünde so sehr als die wider den heiligen Geist: „der erkannten christlichen Wahrheit widerstreben.“ Man lese die Denkschrift der zu Würzburg versammelt gewesenen Bischöfe; man lese die Denkschriften der österreichischen Bischöfe, und man wird unwillkürlich zurückschaudern vor der gräßlichen Verrottung, wozu das bewußte Widerstreben gegen das echte, reine, vernünftige Christenthum, gegen die Idee des Jahrhunderts führt. Der langen Reden kurzen Sinn in allen Denkschriften ist: Gebet uns Alles, was die Kirchenvorsteher nur je gefordert haben, und behaltet für euch nur den unbedingten Gehorsam gegen die Kirche. Sie verlangen völlige Freiheit der Kirche, wollen aber nicht die Trennung des Staates und der Kirche, insofern sie nämlich des Staates bedürfen, um ihre erhabenen und nicht erhabenen Zwecke realisiren zu können. Sie wollen unumschränkte Gebarung mit dem Kirchenvermögen, als wenn den Staat, der es ursprünglich der Kirche unter feststehenden Bedingungen geschenkt, alles Kirchenvermögen — das im Grunde genommen das zu kirchlichen Zwecken bestimmte Gemeinde- und Staatsvermögen ist — ganz und gar nicht mehr anginge. Sie verbieten aus dem Schulfonde protestantische Lehrer zu besolden — als wenn es nicht eine längst erkannte Wahrheit wäre, daß den Akatholiken der auf sie entfallende Theil des Kirchen- und Schulfondes gebühre, da ihre katholischen Vorältern zu diesem Vermögen ebenso gut Beiträge geleistet haben, wie die Vorältern derjenigen, welche der katholischen Kirche treu geblieben sind.

Sie protestiren gegen jeden weltlichen Einfluß, gegen jede Einmischung des Staates in die Erziehung der Kleriker — als wenn die Bildung der künftigen Volkslehrer, in deren volle geistliche Gewalt die überwiegend größere Masse der Staatsbürger übergeben wird, dem Staate ganz gleichgiltig sein dürfte. Sie wollen zur Erzielung einer rein kirchlichen Erziehung des Klerus Knabenseminare, sogar auf Staatskosten, errichten. Die „geistlichen Kadettenhäuser," worüber die Pädagogen schon längst das Verdammungsurtheil ausgesprochen haben, diese Verbildungsanstalten, diese Treibhäuser der geistlichen Janitschaaren soll der Staat errichten helfen, weil das untrügliche Koncilium von Trient solches angerathen, den Bischöfen nachdrücklich an das Herz gelegt hat, als wenn der Staat Alles mit der Kirche gemeinschaftlich hätte, und vom kirchlichen Standpunkte aus betrachten müßte. Das Placetum regium, die Beaufsichtigung der Verbindung mit Rom wollen sie auch selbst in der gelindesten Form, insofern sie das jus tuendi, das dem Staate zukommt, betrifft, nicht zulassen. Am allerwenigsten sollte die Trennung der Schule von der Kirche stattfinden. Die Emancipation der Schule von der knechtenden, dem Fortschritte feindlichen Gewalt wäre nach ihrer Ansicht ein Verbrechen gegen die Kirche, die einzig und allein, wie sie sagen, die wahre Erzieherin des Menschengeschlechtes war und bleiben wird. Der Religionslehrgegenstand solle also dem Staate mehr gelten, als alle andern Lehrgegenstände, und man solle dieses einzigen Lehrgegenstandes wegen der Kirche die Oberaufsicht über die Schule — namentlich die Volksschule überlassen? Die kirchliche Erziehung ist, sagen sie, die ausschließlich wahre, und dem Berufe als gehorsamer Unterthan entsprechende, daher müsse die Kirche die erhabene Pädagogie bleiben, bis an das Ende der Welt. Mit besondern Nachdrucke wird auf volle Entschädigung in Betreff der aufgehobenen Giebigkeiten — die aus dem Unterthansverbande entsprossen, gedrungen, namentlich fordern es die krainisch-küstenländischen Bischöfe in einem unerhörten Maße. Von einer Reform der Kirche (von der in Haupt und Gliedern zu schweigen) selbst in zufälligen Dingen, von der Aufhebung zeitwidriger Klöster, von der Geltung des Gemeinderechtes in der Kirchenverfassung, ist in keiner Denkschrift die Rede. Um den Anschein zu gewinnen, daß man den neuen Staatsverhältnissen nicht abhold sei, wird bittere Klage geführt über das gestürzte, alte Regierungssystem, das doch den hochwürdigen Herrn ohngeachtet der lästigen Bevormundung einst so angenehm war. Alles Uebel in der Kirche wird ihm aufgebürdet. Jene geistlichen Herrn, die sich einst in die Regierungsstuben voll Demuth, voll Huldigung herbeidrängten, und Alles daran setzten, um die Stelle eines geistlichen Referenten, und hierdurch einen Bischofsstuhl zu erringen; jene Herrn, welche als geistliche Regierungsreferenten die freiwilligen drückenden Vormünder der Kirche waren, welche als Bischöfe der absoluten Gewalt mit Freuden fröhnten, und das angenehme Geschäft der Ergänzung der Polizei durch Gewissensbeaufsichtigung trieben; jene Herrn, von denen die Meisten einem Konceptspraktikanten der Regierung mehr Huld und Aufmerksamkeit bewiesen, als ihren verdienstvollsten Pfarrern: jene Herrn, welche sich um Regierungssachen tausendmal mehr kümmerten, als um das apostolische Predigtamt: Diese Herrn brechen jetzt den Stab über die alte Regierung, deren Kreaturen die Meisten aus ihnen waren. Jetzt haben sie Muth — einst hatte, mit den wenigen Ausnahmen, Keiner aus ihnen Muth, um die Kirche gegen die weltliche Tyrannei zu vertheidigen. Einst war der Absolutismus an der Ta-

gesordnung, und sie huldigten ihm; jetzt ist es die Freiheit, und sie huldigen ihr — in Bezug auf sich selbst.

Ein trauriges Gefühl bemächtigte sich unser und vieler unserer Kollegen bei der Durchlesung der genannten Denkschriften; ein trauriges Gefühl mußte sich dabei eines Jeden bemächtigen, der es mit der Religion und der katholischen Kirche redlich meint, der die Ueberzeugung hegt, daß die Stabilität, deren sich die katholische Kirche rühmt, sich doch nur einzig und allein auf die Unwandelbarkeit der allgemeinen Religionsprinzien beziehen könne, nicht aber auf jenes, was einer Fortbildung fähig ist, und das fortgebildet werden muß, wenn man nicht, in veralteten Ansichten befangen, dem Zeitgeiste widerstreben, und hiedurch die ganze gebildete Welt von sich stoßen wolle, daß mit dem starren Festhalten an alten Formen, daß mit dem süßlichen Mystizismus der wichtigsten Angelegenheit unsers Lebens ein großer Schade zugefügt werde; daß es eine dem ewigen Geiste, der uns zu unserer Vervollkommnung geschaffen hat, widersprechende Ansicht sei, in dem Katholicismus das konkrete Stabilitäts- und Konservationsprinzip zu verehren. — Betrüben mußte es Jedermann, beinahe von allen österreichischen Bischöfen eine solche Sprache der ganzen gebildeten Welt gegenüber zu hören, und zu sehen, wie die Bischöfe sich als den Gesammtklerus, ja wie die aristokratische Hierarchie sich als Gesammtkirche gerirte, und wie die einzelnen Petitionen des katholischen Vereins zu Linz, und die große Anzahl der Tyroler Riesenpetition, abgesehen davon, daß man die Art und Weise der durch höhere Inspiration entstandenen Petitionen kannte, nicht im Mindesten das Recht, das den Laien auch in der Kirche gebührt, und in der ältesten christlichen Zeit in vollster Geltung war, daß sie das Gemeinderecht nicht auch für die kirchlichen Angelegenheiten in Anspruch nahmen. Betrübend erschien die in den Denkschriften affektirte Demuth der Kirchenfürsten, von denen die meisten, obgleich dem Bauernstande entsprossen, so manchen Aristokraten von Vollblut an Hochmuth übertreffen, und den niedern Klerus auf eine Art behandeln, die Alles eher ist als christlich, als echt apostolisch. Betrübend war die Geduld, die sich in das Unvermeidliche zu fügen, und der Gewalt nichts als Gebete entgegenzusetzen affektirt, jedoch nicht umhin kann zu bemerken, daß die ungeheuer überwiegende Anzahl der österreichischen Staatsbürger der katholischen Kirche angehöre, daß die Kirche aus jedem Kampfe siegreich hervorgegangen wäre, und auch in den künftigen Stürmen triumphiren werde. O Pferdefuß, o Klumpfuß, wie schwer kann man dich verbergen!

Wir können uns hier nicht in alle Einzelheiten einlassen, die in den Denkschriften das beharrliche Widerstreben gegen Aufklärung, gegen Fortschritt, gegen die von so vielen Stimmen geforderte Reform der katholischen Kirche beurkunden; was oben angezeigt worden, genügt vollkommen zur Erhärtung der Behauptung, daß an der vernünftigen Umgestaltung der Kirche Jedermann mehr liegt, als dem österreichischen Episkopate. Wie sehr dies die Kirchenfrage im Reichstage verwickelte und erschwerte, liegt offen auf der Hand. Zwar trösteten sich Manche mit der Hoffnung, und sogar mit der Ueberzeugung, daß die Ansichten des Episkopats, der Hierarchie nicht verwechselt werden dürften mit denen des niedern Klerus, am wenigsten mit jener aller Gläubigen, daß in der katholischen Kirche viele und mächtige Stimmen nach einer zeitgemäßen Reform rufen. Allein wir gestehen, daß wir keineswegs diese Hoffnung, und ganz und gar nicht diese Ueber-

zeugung hegen. Durch unsere Lebens- und Amtsverhältnisse, waren wir in der Lage vier sehr große Kirchensprengel in italienischen, slavischen und deutschen Ländern ganz genau, und mehre andere auf Reisen, und durch Freunde und Bekannte nicht in unbedeutendem Maße kennen gelernt, und mit Leidwesen die Ueberzeugung erlangt zu haben, daß der einflußreichere Theil des niedern Klerus mit seinen Bischöfen gleiche Ansichten hege, und daß der ungeheuer-überwiegend größere Theil der Laien — die aufgeklärten, gebildeten, berücksichtigen wir gar nicht in dieser Sache, weil sie höchstens dem Namen nach der katholischen Kirche angehören — von einer Kirchenform entweder keine Ahnung, oder daran gar kein Interesse hat. Die ganze Masse ist geistig todt, kennt kein Denken, keinen Zweifel in Religions-Angelegenheiten, und vertraut ihren Bischöfen und Seelsorgern unbedingt in Glaubenssachen. — Wir fanden unsere Ansicht bestätigt durch die gleiche Ueberzeugung vieler Deputirten.

Es stellte sich in der Behandlung und Erledigung der Kirchenfrage die Nothwendigkeit heraus, in die Kirche durch den Reichstag freie, zur Kirchenverbesserung bewegende Elemente zu schaffen, um hiemit die Kirche dem Vorbilde gemäß, das aus den ersten Jahrhunderten des Christenthums leuchtet, demokratisch umzuformen, und dadurch die sicherste Gewähr der politischen Freiheit zu erzielen. Wenn je, so hat in der Religionsfrage der Reichstag Großes geleistet, und kein Lob ehrt ihn mehr als der Tadel der verrotteten alten Staatstheoretiker und der Baalsdiener, die sagen: „Der Reichstag hat seine Aufgabe nie so verkannt, als in der Kirchenfrage, da er sich anmaßte, „Religion machen zu wollen." — Der Reichstag maßte sich an, die Religion — von den unchristlichen Fesseln zu befreien, und sie ihrer erhabenen Bestimmung zurückzugeben, was ihr durch den geistlichen Feudalismus, die Hierarchie — entzogen worden ist, und ein solches Werk ehrt Jedermann, der es vollführen kann, er sei Geistlicher oder Laie, Koncilium oder Reichstag.

II.

Der Reichstag hatte den Muth, „Religion machen" — die Religion befreien zu wollen. Es ward die Generaldebatte über die §§. 13, 14, 15 der Grundrechte eröffnet. — Ein polnischer Geistlicher, Bielizky, eröffnete sie mit einem frommen Segenswunsche, man bedürfe, sagte er, bei dieser Debatte vorzüglich des heiligen Geistes — natürlich in dem Sinne, wie er in der katholischen Kirche, in den Gremien der hohen Priester und ihrer Helfershelfer wehet, wie er in allen Jahrhunderten durch die Priesterschaft die Gläubigen erleuchtet hatte, wie er vorzüglich in der gegenwärtigen Zeit des Unglaubens die Gemeinde der Heiligen vor Irrthum, vor Unglauben, vor allem kühnen Gebrauche der Vernunft schützen sollte. Dergleichen mochte sich Bielizky gedacht haben, als er den frommen Wunsch nach höherer Erleuchtung ausgesprochen. Seine Rede war eine Apologie der Kirche, jedoch nicht im Sinne und in der Kraft der ursprünglichen Apologeten. Folgende von ihm mitgetheilte historische Notiz über das rege Treiben der österreichischen Regierung in Galizien erregte Interesse. Graf Stadion, der gegenwärtige große Kultusminister, hat als Gouverneur von Galizien einige Musterkatechesen verfertigen lassen, die

alsdann auf allerhöchsten Befehl durch die Ordinariate den Seelsorgern mit dem strengsten Auftrage mitgetheilt wurden, sie genau, so wie sie vorlagen, den Gläubigen vorzutragen. Wir fügen dieser Notiz zwei andere bei, die wir aus zuverlässiger Quelle selbst entnommen haben. Als in dem unglückseligen Jahre 1846 einige Geistliche die Kirche, welche man durch Mord befleckt hatte, nicht öffnen wollten, wurde Militär beordert, um die Kirchen zu öffnen und die Geistlichen zu zwingen, darin, obgleich sie noch nicht vom Bischofe wieder geweihet wurden, den Gottesdienst abzuhalten. — Mehre Geistliche wollten nicht den Bauern, von denen die Edelleute ermordet wurden, die Absolution ertheilen; sie wurden hiezu durch das Kreisamt gezwungen, — also selbst im Beichtstuhle ward das österreichische Kommando zu Gunsten des Mordes ausgeübt. — Der Bischof von Przemisl sprach in einer sehr langen Rede, so wie die Denkschriften lauteten, pro domo sua. Wenn die hochwürdigen Herrn wenigstens das thäten, was die Jesuiten so meisterhaft ausüben, daß sie verzweifelte Behauptungen, veralteten Kirchenquark mit neuen, aus der modernen Wissenschaft der Form nach geschöpften Beweisen vertheidigen würden, so wäre es nicht so langweilig, ihre Predigten anzuhören; aber wenn man so wie der genannte Herr Bischof veraltete Behauptungen mit elenden, veralteten Schulbeweisen, wie sie jedem Schüler der Theologie geläufig sind, vertheidigt, wird es unerträglich langweilig, dies anzuhören. — Der Abgeordnete Prato sprach im Sinne der beiden genannten Redner, nur in einem etwas besser gehaltenen Tone, und balgte sich vorzüglich viel mit den französischen Encyclopädisten herum. Er wurde von seinen politischen Meinungsgenossen ausgezischt. Diese drei Redner sind übrigens in Betreff ihres Charakters, Prato überdies auch wegen seiner höchst freisinnigen politischen Ansichten, ehrenwerth. Nicht so Herr Szaskiewitz, ruthenischer Pfarrer. Stadion hat die ruthenische Nation erfunden, und unter ihren selbsterfundenen Elementen eines von vorzüglicher Qualität entdeckt, nämlich den großen Bauernaufhetzer von 1846, den unehrenwerthen Szaskiewitz. Dieser war im Reichstage der heilige Geist des Nationenschöpfers Stadion für die ruthenischen Bauern, die ohngeachtet dessen, daß sie keine Sylbe deutsch verstanden, doch die vortrefflichsten Reichstagsabgeordneten und Stimmgeber waren — nämlich im Sinne des Stadion. Wegen der großen Verdienste, die sich Szaskiewitz durch seine Pädagogik der Bauern-Inspiration, namentlich dadurch, daß er sie zu Dreschmaschinen der österreichischen Regierung in der polnischen Revolution von 1846 bildete, und sie dann im Reichstage als Stimmmaschinen der Regierung leitete, wurde ihm, dem großen Pädagogen, eine Ministerialrathstelle im Unterrichtsministerium zu Theil. Der Herr Ministerialrath hat sich seine ganze theologische Gelehrsamkeit aus der bayrischen Kirchenzeitschrift Sion geholt, dem herrlichsten Blatte, das je die Ultramontanen herausgegeben haben. Zur Ergötzung der Linken, zum Aerger des Centrums und der Rechten, und zur Verherrlichung des Ministeriums Stadion sprach der Kirchenritter von der traurigen Gestalt in sehr langer Rede. Der grelle Gegensatz des tückischen Szaskiewitz ist der redliche, brave Pater Sidon. Seine Ansichten bewegen sich ohngeachtet ihrer Freisinnigkeit noch immer im Gebiete der Orthodoxie, sind zwar nicht im mindesten vom Standpunkte der modernen Philosophie und nationellen Theologie gefaßt, aber im Vergleiche mit den verrotteten Ansichten der konservativen Orthodoxen doch freisinnig. Sidon nennt die Mißbräuche, die Vorurtheile, die Degeneration in der katho-

lischen Kirche mit dem wahren Namen, reißt der Hierarchie ihre heuchlerische Larve vom Antlitze, züchtigt die sittenlosen, ignoranten Mönche, und fordert sie auf zu sein, was sie sein sollten oder nicht mehr zu sein, dringt auf Einführung der Synoden, auf Geltendmachung des Gemeinderechtes in der Kirche, auf Beseitigung des bureaukratischen Zwanges in Kirchensachen, überhaupt auf eine Umgestaltung der Kirche, wie sie war zu alter Zeit, in ihrem Ursprunge.

Von allen Geistlichen erntete in der Kirchenfrage den größten Beifall der Sekretär des Erzbischofs von Salzburg, Halter. Das Schicksal ist sehr oft ironisch: diese Ironie des Schicksals waltete in der Rede des Sekretärs des Erzbischofs von Salzburg. Der Letztere ist ein obskuranter Kirchenfürst und Alles eher als mit den Josephinischen Principien einverstanden, der Erstere ist ein Plebejer, war Zögling des höhern Bildungsinstituts für Weltpriester zu Wien — das in der jüngsten Zeit dem Mystizismus und Ultramontanismus in unerhörtem Maße fröhnte — und er hielt eine Lobrede zum Andenken Josephs, des österreichischen Kirchenreformators. Daß ein Geistlicher, und sogar der Sekretär des ultramontanen Fürsten Schwarzenberg in dem ersten österreichischen Reichstage einen Panegyrikon auf Joseph II. hielt, war sehr erhebend und eine Expiation des Andenkens an den großen Kaiser, den die Pfaffen gemordet hatten, dessen Andenken sie fortwährend begeifern. Ein Beifallssturm begleitete die Rede des aufrichtigen, verständigen Halter, und mit Ausnahme der Herrn a la Stadiewitz zollte ihm Jedermann Achtung. Wenn statt der Hoftheologen, der Mystiker und der bureaukratischen Unapostel, Männer wie Halter und Prato — dessen Persönlichkeit die zu strenge kirchliche Orthodoxie mildert — Bischöfe sein werden, dann und eher nicht wird es in Oesterreich besser werden — außer es gelingt durch andere als kirchliche Mittel, die Macht des blinden Glaubens in Oesterreich zu brechen. Von Halter stammt das Wieser'sche Amendement zum §. 15 der Grundrechte, das von unberechenbarer wohlthätiger Wirkung gewesen, wenn es zur Geltung gekommen wäre. —

Unter den Laien, welche in der Kirchenfrage sprachen, zeichnete sich vorzüglich Szabel aus. Wieder eine Ironie des Schicksals! Der Deputirte der Stadt Olmütz, der Residenzstadt der Pfaffen-Aristokratie, der nobelsten österreichischen Hierarchen, donnerte mit unwiderstehlicher Kraft wider die Hierarchie, bekämpfte mit dem Flammeneifer eines Elias, eines Johannes des Täufers das Pfaffenthum. Szabel ist ein Autodidakt; er ward in der jüngsten Zeit des Reichstags durch die Standrechts-Regierung bekehrt, und ist ganz freisinnig geworden. Er wies mit prägnanter Schärfe die unsaubere Wirthschaft der Hierarchie in allen einzelnen Zweigen der kirchlichen Verfassung nach, er vindicirte die Rechte des Clerus und der Laien im Gegensatze zu den Anmaßungen der Hierarchen; er stellte mit besonderm Nachdrucke dar, die Feindseligkeit der Hierarchen gegen die Freiheit, gegen wahres Völkerwohl. Mit welcher Wuth die Pfaffen und ihre Diener, vornehmlich die verkaufte Schandpresse, über Szabel herfielen, wie sie ihn lästerten und verleumdeten, das läßt sich nicht beschreiben. — Man muß seit dem November in Oesterreich gelebt haben, um sich einen klaren Begriff von der niederträchtigsten, crassesten Reaktion, die je geherrscht hat, zu machen. Die Stimmung der Olmützer Hierarchen wider Szabel war ingrimmigster Haß. Man denke sich vier und zwanzig faule Domherrn, von denen jeder die strengste Probe des

adeligen Vollblutes geleistet haben muß, um dann für Nichtsthun sehr gute Einkünfte einzuziehen — die plötzlich aus ihrer sybaritischen Ruhe aufgeschreckt werden und denen Alles lieber ist, als die apostolische Armuth, und die in diese Armuth fallen sollen; man denke sich an ihrer Spitze einen Fürsten, der mit einem ganz unapostolischen Hofe, mit Lehensrittern, Beamten, Kammerdienern, Förstern und Jägern umgeben ist, auf dessen Throne plötzlich die Schrift flammt: Nieder mit den Hierarchen, und man wird die angenehme Stimmung in Olmütz begreifen. Und doch hatte die Nemesis schon gerichtet, selbst in dem an sich unbedeutend scheinenden Ereigniß einer Deputirtenwahl hat sie ihr Urtheil gefällt und über die Hierarchie den Stab gebrochen. Szabel, der sich in Olmütz nach der Debatte über die Kirchenfrage nicht zeigen durfte, ohne öffentlich beschimpft zu werden, wird nach der Sprengung des Reichstags, einige Wochen nach seiner kühnen Bekämpfung des Pfaffenthums in der Pfaffenstadt Olmütz, als Deputirter nach Frankfurt gewählt, ohngeachtet des grimmigen Hasses, des mächtigen Einflusses der nobeln Capitularen von Olmütz und ihrer Knechte, im Angesichte der frommen habsburgischen Herrscherfamilie, der huldreichsten Beschützerin der geistlichen Volks-Obscuranten, wird der gottlose Szabel als Deputirter gewählt.

Bemerkbar machten sich unter den Rednern in der Kirchenfrage, bemerkbar durch — Bornirtheit und Heuchelei (man kann es schwer unterscheiden) die Tyroler Deputirten Hasselwanter, Ingram, Strasser, Klebelsberg, Kahl. Die Rede des ersten war wenigstens durch einleitende historische Notizen interessant, gleichwie die Rede des Klebelsberg einen Lichtpunkt enthielt, nämlich das aufrichtige Geständniß, daß die Unterschriften zur Tyroler Riesen-Petition in Betreff der Kirchenangelegenheit von den Pfaffen gepreßt wurden. Die Tyroler Deputirten wollen wir durch das Nachfolgende bezüglich ihres Charakters nicht angreifen; wir wollen ihnen mit Danke sogar das Zeugniß geben, daß sie zu einer Zeit, wo uns andere Abgeordnete mit Verletzung auswichen und viele nicht den Muth hatten, nur einige Schritte weit mit uns zu gehen, uns eine sehr wohlthuende Menschenfreundlichkeit und Höflichkeit bewiesen. Wir wollen auch ihre schroffen, bornirten religiösen Ansichten zumeist als pflichtschuldigen Ausdruck, den sie ihren Committenten gegenüber beweisen zu müssen glaubten, betrachten, und hierin eine kleine Entschuldigung ihrer verkehrten Ansichten und Gesinnungen finden. Allein rechtfertigen können wir sie nicht. Zu unserer Zeit den Juden und Protestanten, überhaupt Allen, welche nicht Katholiken sind, die Einbürgerung in Tyrol verweigern, ist unerhört — und das wollten die strenggläubigen biedern Tyroler! Läßt sich ihr Menschenverstand vom Pfaffentrug so arg umstricken — dann kann man ihnen solchen kaum zutrauen, oder man muß sie der Heuchelei zeihen. Es ist äußerst schwer, in dieser Angelegenheit ein richtiges Urtheil zu fällen. Gesunden Menschenverstand den Tyrolern absprechen, kann man nicht, sie beweisen ja Pfiffigkeit und in Tyrol rekrutirt sich sogar die österr. Polizei. — Sie der Heuchelei zeihen — das verträgt sich nicht mit ihrer in der ganzen Welt bekannten Aufrichtigkeit und Biederkeit. Wir können uns aus dem fatalen Dilemma nur so helfen, daß wir annehmen, die Majorität des von aller Weltberührung abgeschlossenen gemüthlichen Tyroler-Volkes, ohne Anregung kosmopolitischer Gedanken, müsse starr an der dem gläubigen, kindlichen Gemüthe äußerst liebwerthen katholischen Religion festhalten und in dieser Beziehung vor jedem Religionszweifel zurückbeben.

An der Aufrichtigkeit ihres Bekenntnisses können wir nicht zweifeln. Oder dürften wir es wohl? Die Oktober-Ereignisse in Tyrol, wo die loyalsten Anhänger des Hauses Habsburg-Lothringen beschlossen, eine Deputation nach Frankfurt abzusenden, um sich dort Reichskommissäre auszubitten, die Tyrol regieren sollten, wo man an mehren Orten Tyrols baierische Fahnen aussteckte — was soll man von der Tyroler Aufrichtigkeit halten? — Wenn irgendwo, zeigt sich in den religiösen Angelegenheiten die Einseitigkeit des Menschen. Man kann in andern Dingen ein sehr verständiger Mensch, und in den religiösen Ansichten doch bornirt sein. Beispiele hievon findet man in Menge bei dem verständigsten Volke der Welt, den Engländern. Sollte man sie nicht desto eher und reichlicher bei einem Volke finden, das sich am wenigsten mit den Engländern vergleichen könnte? —

Wir können nicht alle Redner besprechen, beschränken uns nur auf die namhaftesten in den baiden Hauptrichtungen, müssen selbst den Mann, der mit Rieger um die Palme stritt, Schuselka, weil es außer unserm Zwecke liegt, außer Acht lassen, und unsere Aufmerksamkeit dem Berichterstatter Rieger widmen. — Rieger war in der letzten Zeit des österr. Reichstages, wo er die gute Sache vertheidigte, nach dem allgemeinen Urtheile dessen größter Redner. Seine Rede über den §. 1. der Grundrechte „Alle Gewalt geht vom Volke aus,“ ist eine der herrlichsten Reden, welche je gesprochen worden! Mit solcher Kraft und Majestät hörten wir noch nie einen Menschen sprechen. Die schreckliche Verrottung und Schlechtigkeit der Ministerialknechte des Reichstags erschien uns nie in solcher abscheulichen Gestalt, als an diesem Tage, wo sie sich selbst durch die herrlichste Rede nicht eines bessern überzeugen und zu einer andern als der servilen Abstimmung bewegen ließen.

Wir vergaßen die entsetzlichen herzlosen Beleidigungen, die Rieger uns Deutschen zugefügt; wir vergassen während der beiden Reden in der Religionsfrage seine parlamentarische Grausamkeit, mit welcher Rieger die unglücklichen Wiener behandelt. So viel Gemüth, so viel Wahrheitsliebe hatte Rieger darin entwickelt, daß man ihn als einen ganz neuen Menschen betrachten mußte. Könnte man doch die Erinnerung an die Vergangenheit gänzlich verwischen und nur die jüngste Zeit einzig und allein vor Augen haben, um das Bild eines der ausgezeichnetsten Männer unbefleckt der Nachwelt zu überliefern! Du parlamentarischer Heros, warum hast du dein Herz von deinen herzlosen schurkischen Freunden so sehr bethören lassen, daß du in blinder Wuth auf das empörendste Tausende deiner Mitbürger verletzt hattest! Vertilge diese That; im Interesse der Menschheit, die erhabener Vorbilder bedarf, bitten wir Dich darum; Du sollst es thun in Deinem und der Menschheit Interesse, und Du wirst es thun, denn die allgemeine Achtung und Liebe verpflichtet Dich zu diesem Opfer. — Wunderlieblich war in der letzten Rede Riegers das Gleichniß von dem schönen Madonnenbilde, das ursprünglich als herrliches Kunstwerk die Verehrung der Menschen erregt und dann durch bigotte Pfuscherhände überkleckst worden war. Tief, ernst und ergreifend war die Rede am Aschermittwoche, wo R. gesprochen: „Lassen Sie unsere Häupter heute mit Asche bestreuen, in Demuth anerkennen die viele Lieblosigkeit, die man gegen Andersgläubige begangen, und ein Grundgesetz geben, das die vollste Glaubensfreiheit verbürgt.“ Es war die wahrste, die erschütterndste Fastenpredigt, die wir je gehört! Wie erbärmlich erscheinen die Fastenpredigten der bezahlten Priester mit ihrem affektirten himmlischen Sinn, mit ihrer unnatürlichen Salbung, mit ihrer starren

Dogmenverehrung, mit ihren überstrengen Forderungen gegen eine natürliche menschliche Religionsbetrachtung! Wenn alle Olmützer Erzbischöfe nebst ihrem gesammten geistlichen Gefolge je in dem Saale, wo Rieger gesprochen, nur Einiges dessen gedacht und gefühlt, was Rieger und seine Verehrer dachten und fühlten, so hätte im Bisthum des Cyrill und Methodius eine neue apostolische Aera begonnen! Es giebt nichts Traurigeres auf Erden, als die tiefinnerlichsten wichtigsten Angelegenheiten handwerksmäßig behandelt zu sehen.

III.

Es war in der Religions-Debatte, wie gewöhnlich, ein ungeheurer Ueberfluß an Verbesserungs- (zumeist Verschlimmerungs-) Anträgen vorhanden. Mit den Tyrolern rangen ein illyrischer und ein dalmatischer Deputirter um den Ehrenpreis der größern Rechtgläubigkeit. Zum Lohne für die kirchenfreundlichen Bemühungen ward der illyrische Deputirte von der „Allg. österr. Zeitung“ heilig gesprochen. Wenn derlei Herrn — und wir zweifeln nicht daran — als Ausdruck der Majorität der Bewohner in der von ihnen repräsentirten Provinz gelten, dann steht es um die Freiheit der Religionsübung bei uns sehr schlecht! Daß Glaubensfreiheit auch ohne Reichstagsbeschluß vorhanden sei, daran zweifelt Niemand, sie war ja selbst zur Zeit der Inquisition vorhanden. „Jedem Staatsbürger wird die Freiheit des Glaubens gewährleistet“ — so beiläufig lauten die Grundrechte aller constitutionellen Staaten, statt zu sagen: „Die Freiheit der öffentlichen Religionsübung.“ Dieser Ausdruck ist jedoch nach der Ansicht der Klugen viel zu weitumfassend. Auch selbst der erstere Satz, die Glaubensfreiheit betreffend, muß nach ihrer Ansicht mit aller Vorsicht beschränkt werden, damit er nicht gemißbraucht werde und Atheisten, Adamiten, Assassinen u. dgl. sich einschmuggeln. In Oesterreich, wo man den Mißbrauch der ungewohnten Freiheit mehr als irgendwo fürchtet, mußte das Grundgesetz der Glaubensfreiheit mit aller Sorgfalt umzäunt werden, damit man sich ja nicht in das Weite, Nebelhafte, Ungläubige verliere. Der §. 13. lautet: „Den österreichischen Staatsbürgern ist die Freiheit des Glaubens gewährleistet. Sie sind unbeschränkt in der äußerlichen öffentlichen Ausübung der Religion, soweit diese Ausübung weder rechts- noch sittenverletzend ist, noch auch den bürgerlichen oder staatsbürgerlichen Pflichten widerstreitet.“ Die Glaubensfreiheit wurde im §. 13. gewährleistet, insofern sie nicht unsittlich, rechtswidrig, staatsgefährlich u. dgl. m. sei. Es scheint uns, daß nebst den drei genannten noch mehre orthodoxe Gränzpfähle aus dem §. 13. herausgefolgert werden können. Das benannte Grundgesetz enthielt gar nichts mehr als das Josephinische Toleranzpatent. Ist also ein Fortschritt in religiösen Ansichten geschehen? Ist die Toleranz für unsere Zeit nicht eine Schande, wo die „Gleichberechtigung“ aller Staatsbürger in anderer Rücksicht die Grundlage jeder freisinnigen Verfassung bildet? Wo die Gleichberechtigung That geworden, kann von Gnadenspenden — Toleranz, Duldung ist eine Gnadenspendung — keine Rede mehr sein. Der vorsichtige Deputirte Wiser brachte die orthodoxen Gränzpfähle rechts-, sittenverletzend, staatsgefährlich u. dgl. in die Kammer; diese wurde damit überrumpelt; die meisten Mitglieder der Linken stimmten für den Wiserschen Beschränkungs-Antrag. Wiser hatte sich Tags vorher

in der Kaim'schen Angelegenheit ungemein ausgezeichnet; er hatte sich den innigsten Dank der Linken und allgemeine Bewunderung verdient. Seine Biederkeit und Freisinnigkeit war so festgestellt, daß man sich in die Prüfung seines beschränkenden — wahrscheinlich wohlgemeinten — Antrages zu wenig einließ. Bei der dritten Lesung der Grundrechte wäre ganz gewiß der §. 13. abgeändert worden. Wie ängstlich die „Gutgesinnten" in Oesterreich in Betreff der Religionsfreiheit seien, hiezu diene Folgendes als Belege. Der Minister Stadion, ein „Gutgesinnter" sonder Gleichen, äußerte sich mit der größten Bitterkeit gegen einen Abgeordneten über den Deutschkatholicismus, unterstellte diesem perversive Tendenzen in politischer und sozialer Beziehung, schilderte ihn als eine der gefährlichsten Verbindungen. — Daß der althergebrachte römische — aber nicht christliche — Katholizismus dem Stadion und seinen Gesinnungsgenossen am besten zusage, weil es kein besseres Obscuranz-Mittel in der Welt giebt, als dieser After-Katholizismus, der wohl Rom und seinen Helfershelfern, aber nicht unserm Heilande, J. Christus, angehört, weiß jeder Aufgeklärte.

Freisinniger als der §. 13. fiel der §. 14. der Grundrechte aus. Er lautet:

„Keine Religionsgesellschaft (Kirche) genießt vor andern Vorrechte durch den Staat."

„Niemand kann zu religiösen Handlungen und Feierlichkeiten überhaupt oder insbesondere zu den Verpflichtungen eines Cultus, zu welchem er sich nicht bekennt, vom Staate gezwungen werden."

„Eben so wenig darf zur Einhaltung von Verpflichtungen, die Jemand durch geistliche Weihe oder Ordensgelübde übernommen hat, ein Zwang angewendet werden."

Man hatte nicht den Muth, auszusprechen: Es giebt keine Staatskirche in Oesterreich. Man milderte die scharfe Wahrheit, die den Priestern und ihren Freunden unangenehm ist, drückte auf indirektem Wege ganz sanft aus, was auf direktem zu grell erschienen wäre. Wozu nützt diese Heuchelei? denn man sage was man wolle, es ist doch eine Heuchelei. Und wenn irgendwo, so thut es in Oesterreich Noth, wo die Heuchelei, durch den Absolutismus erzwungen und gefördert, die tiefsten Wurzeln geschlagen hat, sie offen, zu aller Welt Beispiel zu bekämpfen und der Aufrichtigkeit das Zeugniß zu geben. Der Reichstag hätte auch in diesem wie in mehren andern Punkten eine Leuchte des Volkes sein sollen.

Sehr wichtig ist der Absatz des §. 14. in Betreff des Zwanges zu irgend einem Cultus. Der Zwang zum Cultus fand in mannigfacher Art Statt. — Man zwingt z. B. in jenen kathol. Pfarren, wo alljährlich alle Gläubigen sich ohne Unterschied einer Religionsprüfung unterziehen müssen, jene, welche nicht erscheinen wollen, durch Assistenz der weltlichen Obrigkeit sich zum Examen zu stellen. Der Absolutismus reichte dem Pfaffenthum bei jeder Gelegenheit die schirmende Hand. Wenn der Pfarrer mit dem Bezirkskommissär nur halbwegs auf gutem Fuße stand, fand er obrigkeitliche Unterstützung, selbst in den Fällen, wo es sich nur um Befriedigung persönlicher Rachsucht handelte. — Sollen wir noch ausführlich sprechen von den verschiedenen, auf Regierungsbefehl abgehaltenen Festen, denen die Staatsbeamten und das Militär beizuwohnen gezwungen waren? Mußte man ihr unehrerbietiges Betragen in den Gotteshäusern — wo der Anstand weniger als selbst in den Theatern beobachtet wurde — nicht zum Theil entschuldigen, da sie mit Widerwillen, blos zur Parade, in das Gotteshaus kommandirt wurden.

Wir müssen bei dieser Gelegenheit noch eines andern Zwanges zu religiösen Handlungen erwähnen, der in Oesterreich Statt fand. Die kaiserliche Familie ist, nach österreichischem Ausdrucke, sehr fromm. Ob wahrhaft fromm, oder nur zum Schein, ob echt religiös, oder nur bigott, dies lassen wir dahingestellt. Wir bemerken nur, daß hieraus gefolgert wurde, daß alle Staatsbeamten in dem Sinne wie die kaiserliche Familie fromm sein müßten. Es ward ein sehr drückender indirekter Zwang zu einem Cultus, der den Wenigsten angenehm war, ausgeübt. Man sah die vornehmsten Herrn sehr fleißig die Kirche besuchen, zur Beichte und Communion gehen, Prozessionen, Wallfahrten ꝛc. mitmachen. Die Liquorianer hatten an den Höflingen und Staatsbeamten ihre eifrigsten Jünger und an deren Frauen und Töchtern die ergebensten Jüngerinnen. Es wehete von dem allerhöchsten Hofe bis in die untersten und entferntesten Kreise ein warmer Wind der Andacht, eine Art (man verzeihe uns den Ausdruck) geistlicher jesuitischer Sirocco, der augenblicklich die religiösen Gefühle anzuspannen schien, der jedoch eine große moralische Abspannung nach sich zog. Darum, ob man auch innere und wahrhaft thätige Religion besitze kümmerte man sich wenig; man konnte stolz, unzüchtig, unredlich u. s. w. sein, wenn man nur äußerlich Religiosität affektirte, wenn man nur im Hofsinne fromm erschien. Andererseits wurde es sehr übel aufgenommen, wenn man bei innerer Religiosität und reinster Sittlichkeit die religiösen Formen gering schätzte, oder sie nur im mindesten verletzte. Der Pharisäismus war österreichische Staatsreligion.

Es war sehr weise gethan, daß man in den Grundrechten allen Cultuszwang abschaffte. Vom humanen Standpunkte aus betrachtet, war von unbeschreiblicher Wichtigkeit der Brauner'sche Zusatzartikel zum §. 14.: „Eben so wenig darf zur Einhaltung von Verpflichtungen, die Jemand durch geistliche Weihe oder Ordensgelübde übernommen hat, ein Zwang angewendet werden."

Wer je in das innere Leben der Priester, der Mönche und Klosterfrauen gesehen hat, der begrüßte den Zusatzartikel mit Jubel. Wir wollen nicht gerade in Abrede stellen, daß es Individuen gebe, welche vielleicht eine Befriedigung darin finden, sich wegen ihres Wankelmuthes durch bindende Gelübde innerlich zu befestigen; — wir geben auch zu, daß der Mensch durch innere oder äußere Verhältnisse, z. B. nach vielen bittern Erfahrungen gedrungen, sich nach Ruhe sehnt, die er nur in einem Kloster zu finden glaubt. Allein folgt hieraus deren unerläßliche Nothwendigkeit, oder gar die Ausdehnung dieser Nothwendigkeit auf so viele Zeit und so viele Individuen, als sie in der katholischen Kirche sanktionirt ist? Giebt es einen größeren Wahnsinn als den, den veränderlichen Menschen für sein Lebelang durch Gelübde zu binden, die an sich unvernünftig, unmoralisch sind; und auch im Falle, daß sie moralisch wären, ihn, der sich so leicht übereilen, überschätzen, oder zu gering schätzen kann, für sein ganzes Leben moralisch zu fesseln, und ihm hierdurch die Freiheit, die Freudigkeit des Lebens zu rauben, ihn um seine Existenz im schönsten Sinn des Wortes zu betrügen? Hat denn der Stifter des Christenthums nur im mindesten auf derlei Zwang hingedeutet? — Wie Viele seufzen unter dem furchtbaren Zwange der religiösen Gelübde! Und es sind die edelsten, gewissenhaftesten Menschen, denen dies Joch am schwersten fällt! Vor Allem schrecklich ist der Zustand der Klosterfrauen! Sie berauschen sich auf einige Zeit im religiösen Mystizismus, dann erwachen sie desto furchtbarer. Im zarten Alter traten sie

in das Kloster ein, man verblendete sie durch dessen Glanzseite, sie legten das Gelübde ab, und nachher, wenn die Kehrseite des geistlichen Gefängnisses hervorgetreten, wenn der Geschlechtstrieb erwacht ist, wenn eine unnennbare Sehnsucht nach dem unerreichbaren Familienglücke an ihrem Lebensmarke nagt, und sie nie mehr ihre Lage ändern können — kann eine Feder den namenlosen Schmerz beschreiben, der sie quält! Die unglücklichen Opfer des Aberglaubens, ihres Leichtsinnes, oder fremder List verseufzen ihr Leben in den kalten Klostermauern. Dem Manne bleibt, wenn er Muth und Erwerbsfähigkeit besitzt, wenigstens die Möglichkeit, in ein protestantisches Land zu flüchten, und dort die geistlichen Fesseln abzuschütteln. Nicht so die Klosterfrauen! Sie sind unter Schloß und Riegel, sie können nicht entfliehen und nicht abschütteln die Fesseln. Für sie giebt es keine Erlösung, als erst im Grabe.

Soll diese geistliche Barbarei fortdauern? In Oesterreich herrscht sie noch künftighin nach der freiheitmörderischen oktroyrten Verfassung. Und doch war selbst die Annahme jenes Zusatz-Antrages nicht Alles, was geschehen. Man hätte noch dafür sorgen sollen, daß er Jedermann, der es wünschte, zu Statten gekommen wäre. Eigene Kommissionen hätten sich in die Frauenklöster begeben sollen, um Allen Gedrückten die Möglichkeit der Befreiung zuzuwenden; aus den Klostereinkünften hätte man bis auf weitere Versorgung die Subsistenz der Ausgetretenen bestreiten müssen. Wie manche junge Klosterfrau würde lieber den schwierigsten Dienst besorgen, als im geistlichen Kerker faulenzen zu können. Sie würde keine Unterstützung angenommen haben. Die Wohlthat der Revolution ist (wenigstens von März bis zum November vergangenen Jahres) jedem Stande zu Theil geworden, nur dem unglücklichsten Stande, dem des religiösen Vorurtheils, brachte sie keine Erleichterung, im Gegentheil, beim Anblicke der neuen größern allgemeinen Freiheit mußte ihm die Sklaverei doppelt empfindlich sein. — Wir werden nie die Schilderung vergessen, die eine dem geistlichen Kerker glücklich entronnene Klosterfrau von dem unglückseligen Zustande des Klosterlebens machte, und zugleich hoch betheuerte, daß in dem Kloster, wo sie gelebt, noch viele ihrer Schwestern nach Erlösung seufzen.

Wir sind überzeugt, daß uns namentlich die Bemerkungen über den Zusatz-Antrag zum §. 14. neue Verleumdungen zuziehen werden. Die erste, bereits viel geübte, mit diabolischen Kunstgriffen viel verbreitete, wird wieder sein, daß der Verfasser dieses Artikels der bekannte unzüchtige Geistliche ist, der sich in Wien in der Revolutionszeit schamlos der Sittenlosigkeit ergeben. Wir fürchten nicht euere Verleumdungen. Beweiset eure Beschuldigungen! Wir wissen sehr gut, daß es unter euch Männer giebt, die dem Cölibate das Wort reden und im Concubinate leben — oder gar den willkürlichen und unwillkürlichen Selbstbefleckungen ergeben sind. — Doch wozu derlei Ausfälle, strengste Orthodoxie ist ja die erste Pflicht des Geistlichen. — Es ist in Wien ein Hof-Geistlicher, der uns bei Gelegenheit der Candidatur um eine Deputirtenstelle, da wir von den nothwendigen Reformen der Kirchen-Verfassung sprachen, und unter ihnen die Abschaffung des Cölibats mit dem Bemerken nannten, daß es eher in der Kirche nicht besser werden wird, bis die Priester Bürger und Menschen werden, der orthodoxe Herr — der übrigens auch Philosoph sein will — sagte uns darauf, daß er nicht aufgehört hätte, Mensch zu sein. Und der Mann ist trotz seiner Orthodoxie und Vertheidigung des Cölibats doch ein eitler Geck und kein

Feind des schönen Geschlechts. Ob er noch Mensch sei? In gewisser Beziehung wollen wir es ihm gern zugeben; in folgenden nicht.

Wenn wir nicht irren, war gerade er jener Geistliche, der im Wiener Gemeinderathe auf den Antrag, daß man sich für den braven unglücklichen Messenhauser eifrigst verwenden solle, den Antrag stellte, zur Tagesordnung überzugehen. Ein Geistlicher stellte den herzlosen Antrag, zur Tagesordnung überzugehen, wo es sich um die Rettung eines Menschenlebens handelte!! Er that es aus — Gerechtigkeitsliebe?! Eine solche Gerechtigkeitsliebe besassen alle Würger, von Kain bis auf Windischgrätz. Um die Worte des genialen Löhner zu brauchen, sage ich verfolgter, geschmähter, heimathloser Priester: Meine Herren, hüten sie sich, daß die Geschichte auch über sie zur Tagesordnung gehe. Sie ist bereits zur Tagesordnung über den reaktionären Clerus Oesterreich's gegangen; denn durch seine der Freiheit feindlichen Bestrebungen hat er die Sympathien aller gebildeten und freiheitliebenden Bürger verloren und hiermit allen Einfluß auf sie eingebüßt. „Pharisäer, Natternbrut," wir fürchten euch nicht! — Wir haben euch getrotzt in euer Angesicht und trotzen euch auch im Exile — euch und euern Bundesgenossen, den Absolutisten. Freuet euch der oktroyrten Verfassung. Sie sichert euch euere Staatskirche, euere Einkünfte und Ehren, euer Cölibat mit allen geistlichen Zwingburgen, sie giebt euch die vollste Freiheit, nach alter Art eure Geschäfte zu treiben; nur Eines kann sie euch nicht geben, die Ehre des freien Mannes. Doch darum kümmert ihr euch nicht, denn ihr wollet ja keine freie Männer, sondern nur gehorsame Diener der Kirche und des Staates sein. Die Geschichte, meine Herren, geht über euch zur Tagesordnung, sie geht über die Staatsdiener zur Tagesordnung, zu den Priestern der Wahrheit und der Freiheit.

Die wichtigste Frage in der Religionsdebatte war die Bestimmung des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche. Das Episcopat forderte vollste Unabhängigkeit der Kirche, es forderte für alle kirchlichen Angelegenheiten Autonomie. Selbst zur Zeit des Absolutismus beutete die Politik der Jesuiten den Staat zu ihren Zwecken aus. „Die religiöse Autorität gab sich äußerlich zum Diener des weltlichen Regiments her, indem sie innerlich dieses letzte zu überwinden hoffte.„ *) Die Hierarchen sind die ärgsten Absolutisten. Sie sind listig, gewandt, und lassen sich jede Hilfe theuer bezahlen. Würden sie mit solchem Eifer für das Beste der Kirche kämpfen, als sie sich für ihr eigenes Bestes abmühen, so würden sie Kirchenväter sein.

Die liberalen Reichstagsmitglieder kamen beim §. 15. in eine große Collision. Nach dem Prinzipe der Freiheit sollten sie der Kirche volle Freiheit gewähren, da sie selbst andern Vereinen die volle Freiheit gewähren wollten; so hätte diese der Kirche, die man auch als Verein betrachten kann, wegen seiner Wichtigkeit um desto mehr zu Theil werden sollen. Andererseits war man wieder überzeugt, daß mit einer allgemein ausgesprochenen Unabhängigkeit und Selbstständigkeit der Kirche die neue Freiheit nur den Hierarchen zu Statten gekommen wäre. Man war überzeugt, daß hierdurch die Macht der Hierarchen vollständig eine kirchliche Allmacht geworden wäre. Man sah sich verpflichtet, die Kirche vor dem geistlichen Terrorismus zu retten und in ihr die Selbstbefreiung und Selbstverbesserung anzuregen.

*) Julius Fröbel, System der sozialen Politik.

Bei dieser Einwirkung auf die allen weltlichen Einfluß perhorrescirende Kirche mußte man mit der größten Vorsicht, mit dem feinsten Zartsinn zu Werke gehen. Kein fremdartiges Element durfte in die Kirche von weltlicher Hand gebracht werden; man durfte nur die hemmenden, dem ursprünglichen Geiste des Christenthums entgegengesetzten, durch hierarchischen Absolutismus der Kirche aufgedrungenen Elemente, entfernen, hierdurch die unterdrückten kirchlichen Elemente heben und mit den überwiegend waltenden in Gleichgewicht stellen. Die gewöhnliche Ansicht, mit der sich die Jesuiten decken, daß die Kirche den übrigen Assoziationen gleichgestellt und vom Staate abgelöst werden müsse, wurde von dem scharfsinnigen Brestl glänzend widerlegt. — Was ist die Kirche, vom staatlichen Standpunkte aus betrachtet? J. Fröbel beantwortet die Frage vor allen andern befriedigend. Er sagt in seinem System der sozialen Politik:

„Die Kirche ist also nicht eine religiöse Anstalt als Anstalt der Religion, sondern als Anstalt des Staates für die Religion, gerade so wie eine Akademie nicht eine Anstalt der Wissenschaft, sondern eine Anstalt des Staates für die Wissenschaft ist.“

„Aeußert sich also in der Kirche die Souverainität des Volkes, so ist es die eine Souverainität, außer der es keine andere giebt, und welche politischer Natur ist. Auch in der Kirche ist es nur der Staat, der einen bestimmten Gebrauch von seiner Souverainität macht.“

„Die Emanzipation der Kirche vom Staate ist also eine Unmöglichkeit.“

So dachten die aufgeklärten Mitglieder der Reichsversammlung und darnach verfaßten sie den §. 15.

Von jedem Club wurden zwei Mitglieder abgeordnet, um über das Wiser'sche (ursprünglich Halter'sche) Amendement zu berathen. Es ward folgendermaßen verfaßt und vom Reichstage als §. 15. der Grundrechte angenommen:

„Das Verhältniß des Staates zu den einzelnen Religionsgesellschaften (Kirchen) ist durch ein organisches Gesetz zu regeln, welchem folgende Bestimmungen zur Grundlage dienen sollen:

A. Jede Kirche steht wie alle Gesellschaften und Gemeinden im Staate unter den Gesetzen und dem Schutze des Staates. B. Jede Kirche ordnet und verwaltet ihre innern Angelegenheiten selbstständig. C. Das Recht, sich Kirchenvorsteher aus freier Wahl zu bestellen, wird den kirchlichen Gemeinden und Synoden, zu welchen auch die Gemeinden Vertreter senden, eingeräumt. D. Das Kirchenvermögen wird durch Organe, welche von den kirchlichen Gemeinden oder nach Umständen von Diöcesan- oder Provinzialsynoden zu wählen sind, unter dem Schutze des Staates verwaltet. Bis zur organischen Regelung des Kirchenwesens auf diesen Grundlagen bleiben die im Staat bisher ausgeübten Rechte in Wirksamkeit.“

Dieser Paragraph ist unstreitig das würdigste Ehrenzeugniß des Reichstags. Mit ihm schloß der Reichstag, ohne es zu wissen, seine Thätigkeit. Am 6. März spät Abends ward der §. 15. der Grundrechte mit großer Majorität angenommen und am 7. des Morgens wurde der Reichstag gewaltsam gesprengt. Aus einer erzbischöflichen Residenz gieng der Befehl zu seiner Sprengung aus. Eine bedeutungsvolle Strafe, sagt der Orthodoxe,

für die Verwegenheit des Reichstags, Religion machen zu wollen. Eine bedeutungsvolle Sache, spricht mit Recht der Zweifler; hat nicht an der Sprengung des Reichstags vielleicht das Pfaffenthum noch mehr Antheil als die Aristokratie und die Prätorianer? — Es gehören viele gewaltige Faktoren hierzu, um ein geknechtetes Volk zu befreien, um eine wirksame radikale Revolution zu begründen. Wir sind fest überzeugt, daß der benannte Paragraph in seiner Verwirklichung einer der mächtigsten Faktoren zur Befreiung Oesterreichs wäre. Eines der größten Hindernisse der innern Befreiung Oesterreichs liegt in der Pfaffenherrschaft. Sie muß gebrochen werden, auf welch eine Art es immer geschehen kann. Die zweckdienlichste ist gewiß die, wenn man sie auf ihrem eigenen Gebiete, mit den von ihr selbst unwillkürlich sanktionirten Mitteln schlägt, wenn man auf kirchlichem Wege, durch kirchliche Elemente die Kirche frei macht, hierdurch den Aberglauben, den blinden Autoritätsglauben vernichtet und die Liebe zur politischen Selbstständigkeit und Freiheit schafft. „Der Episcopat war stets die mystische Leiter, worauf das Königthum zum Himmel emporstieg, um sich höhern Ursprungs, göttlicher Autorität zu rühmen.“ Servile Bischöfe waren stets eine mächtige Stütze der Throne der absoluten Gewalt. — Die österreichische Regierung sorgte emsigst dafür, solche Bischöfe zu erhalten. Der Episcopat rekrutirte sich in Oesterreich, mit den allergeringsten Ausnahmen, aus den geistlichen Regierungsräthen und Referenten, von denen jeder bereits vor der Beförderung zu einem Staatsamte die besten Beweise seiner guten Gesinnungen, seiner innigsten, treuergebensten Anhänglichkeit an das angestammte Herrscherhaus geleistet haben, und die Laufbahn als geistlicher Referent vorzüglich durch die genannten Gesinnungen verherrlicht haben mußte, um das apostolische Amt in der Kirche zu erlangen. Die gutgesinnten Bischöfe eiferten für die Sache des Thrones. Die theologischen Professoren und der Curatclerus bedurften nicht einmal des bischöflichen Antriebes zur treuen Liebe gegen die Dynastie. — Sie stammt ja von Gottes Gnaden, das genügte für die Orthodoxen; und ohne Liebe zu ihr war es unmöglich, eine Beförderung zu erhalten, dieser Grund war mehr als hinlänglich für die Klugen. — Niemand kann zwei Herrn dienen, dem Königthum und dem Volke. Wollte man einen Clerus heranbilden, der die Volksfreiheit liebte, so war es nothwendig, ihn vom Volke abhängig zu machen, so war es nothwendig, jene mystische Leiter umzustürzen, auf welcher das Königthum zum Himmel emporstieg. Man stürzte sie um durch den Beschluß: „Das Recht, sich Kirchenvorsteher durch freie Wahl zu bestellen, wird den kirchlichen Gemeinden und Synoden, zu welchen auch die Gemeinden Vertreter senden, eingeräumt.“ — Die Ministerialknechte bekämpften diese Ansicht; sie behaupteten, das Recht, Bischöfe zu wählen, sei der Krone angestammt, und das Volk, der Reichstag, können nicht darüber verfügen. Thron und Altar sollten immerdar die Leichenhügel der Volksfreiheit sein!

Der Reichstag wollte, daß Synoden, wozu auch Laien Vertreter senden sollten, abgehalten würden. Synoden fanden in Oesterreich schon längst nicht mehr Statt. Man bedurfte ihrer nicht. Die Synoden, die Kirche sind wir, sprachen die Bischöfe, sie schalteten und walteten nach Herzenslust in der Kirche, natürlich insofern es die Regierung erlaubte. — Nur in Betreff des Kirchenvermögens wurden sie kurz gehalten. Da konnten sie auch nicht über mehr als zehn Gulden ohne Erlaubniß der Regierung verfügen. Der Reichstag wollte ihnen das entzogene Recht wieder ertheilen; allein sie kümmerten sich nicht viel darum;

erstens deshalb nicht, weil das Kirchenvermögen, namentlich der Religionsfond, sich in keinen glänzenden Umständen befindet, sie daher nur Verantwortlichkeit und große Plage, aber keine Geldmacht erringen konnten, und zweitens darum nicht, weil sie überzeugt waren, daß ihnen vom Throne immerdar reichliche Spenden zufließen würden, wenn sie auch kein Kirchenvermögen zu verwalten hätten.

Der Reichstag faßte echt christliche Beschlüsse; er wollte die Kirche in den Zustand versetzen, als sie war zu alter, apostolischer Zeit. Er wollte das Gemeinderecht auch in der Kirche zur Geltung kommen lassen; er wollte die Kirchenvorsteher gewählt wissen, nicht wegen büreaukratischer, sondern wegen apostolischer Befähigung. Er wollte durch kirchliche Freiheit die politische fördern und sanktioniren. Er wollte durch das Synodalwesen die mannigfachen dringend nothwendigen Reformen in der katholischen Kirche anbahnen und hierdurch ihr Ansehen wieder herstellen. Der Reichstag wollte nicht, wie die Pharisäer es sagten, Kirche und Religion verderben, zu Grunde richten; er wollte sie retten, und dem Staate unendliche Verlegenheiten, die aus der starren kirchlichen Bigotterie entspringen müssen, ersparen. Er wollte durch Anbahnung einer zeitgemäßen sichern Reform die Kirche vor einer unsichern Revolution bewahren. Die Regierung und die Hierarchie wollten das Rettungsmittel im stolzen Bewußtsein der eigenen Autonomie und Unfehlbarkeit nicht annehmen. Die Zukunft wird beweisen, daß sie eine wohlgemeinte vortreffliche Arznei verschmäheten und daß sie an den Stärkungsmitteln der absolutistischen Charlatane zu Grunde gingen. Es geschehen bereits Zeichen an Sonne, Mond und Sternen. Throne krachen und wanken; man glaubt nicht mehr an ihre Macht, außer wo sie durch Kanonen und Bajonette gestützt sind. Die Stütze ist unzuverlässig. Die Kirche ist eine verlassene Wittwe geworden, Die intelligenten ihrer Kinder müssen sich der depravirten bigotten Mutter schämen. Die ungebildete Masse des Volks hängt noch an ihr. — Alles, was nicht dazu gehört, hat sich äußerlich, und wenn nicht dies, gewiß innerlich davon losgesagt. Wozu nützt es, den Ausspruch Christi, daß er seine Kirche auf einen Felsen gründete, den die Pforten der Hölle nie werden überwältigen können, mit stolzer Zuversicht auszuposaunen! Die Kirche, von der Christus gesprochen, ist nicht die entartete katholische Kirche. Seine Kirche ist jene, deren Bekenner Gott im Geiste und in der Wahrheit anbeten. In der entarteten betet man ihn an im Fleische und im Aberglauben. Pharisäer, Natternbrut, Königsknechte zur geistlichen Knechtung der Menschen, ihr seid schon gerichtet! Kein Gebildeter glaubt mehr an euch und euere Kirche, dies ist das Gericht, das in die Welt gekommen ist.

Man vergleiche mit den Beschlüssen des Reichstags die folgenden Paragraphen der oktroyrten Charte.

§. 1. „Die volle Glaubensfreiheit und das Recht, der häuslichen Ausübung des Religionsbekenntnisses ist Jedermann gewährleistet. Der Genuß der bürgerlichen und politischen Rechte ist von dem Religionsbekenntnisse unabhängig, doch darf den staatsbürgerlichen Pflichten durch das Religionsbekenntniß kein Abbruch geschehen.“

§. 2. Jede gesetzlich anerkannte Kirche und Religionsgesellschaft hat das Recht, der gemeinsamen öffentlichen Religionsübung, ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten selbstständig, bleibt im Besitze und Genusse der für ihre Cultus-, Unterrichts- und Wohlthätig-

keitszwecke bestimmten Anstalten, Stiftungen und Fonde, ist aber wie jede Gesellschaft den allgemeinen Staatsgesetzen unterworfen.

Jeder kann in Oesterreich hinfort glauben, was er will, er darf sogar zu Hause die Religion haben und ausüben, die ihm gefällt, denn „das Recht der häuslichen Ausübung des Religionsbekenntnisses ist ihm gewährleistet.“ Zur Zeit Metternich's und Sedlnitzky's wurden von Vielen in Wien nicht blos im eigenen Hause, sondern auch in Gasthäusern zu Ehren der Göttin Venus Cultushandlungen abgehalten, welche man mit dem Namen Adamsbälle benannte. Die allmächtige allwissende Polizei drückte ein Auge zu bei diesem Cultus, wobei viele, verschiedenen Familien angehörige Personen an einem fremden öffentlichen Orte versammelt waren und abscheuliche Schandthaten begingen. — Gegenwärtig darf Niemand einen vom Staate nicht anerkannten Cultus außer seinem Hause pflegen und sei es der beste, erbaulichste Gottesdienst. Gewiß ein großer Fortschritt in Oesterreich durch das Ministerium Schwarzenberg-Stadion, das an der Spitze der Bewegung steht. Für meinen Hirnkasten und meine geschlossene Wohnung bedarf ich eurer Erlaubniß nicht, so wenig ich derer zur Zeit Metternichs bedurft hatte.

„Der Genuß der bürgerlichen und politischen Rechte ist von dem Religionsbekenntnisse unabhängig, doch darf den staatsbürgerlichen Pflichten durch das Religionsbekenntniß kein Abbruch geschehen.“ — Wann geschieht denn ein Abbruch den staatsbürgerlichen Pflichten durch das Religionsbekenntniß? Wo ist der Gränzstein, der den Abbruch bezeichnet? Worin besteht der Abbruch? — Die Herren Oktroyirer sind ausgezeichnete Logiker, sie geben Definitionen, worunter man Alles, was man will, begreifen kann; sie geben Gesetze, welche so weit reichen, als die Macht der Kanonen und Bajonette.

„Jede gesetzlich anerkannte Kirche und Religionsgesellschaft hat das Recht der gemeinsamen öffentlichen Religionsübung.“ Was gehört dazu, um die gesetzliche Anerkennung erlangen zu können? Wem wird sie verweigert? Hat bei der gesetzlichen Anerkennung durch allerhöchste Gnade auch der Reichstag sein bescheidenes Wörtchen mitzusprechen? Nach wie vielen Jahren der Probezeit erfolgt die gesetzliche Anerkennung? — Eine gesetzlich anerkannte Religionsgesellschaft verwaltet bei allerhöchster Gnade, durch allerhöchsten Orts gewählte, bestätigte, inspirirte Kirchenvorsteher ihre Angelegenheiten selbstständig, ganz frei zur Zufriedenheit der allergnädigsten Herrschaft. Sie erhält zur Belohnung für treu ergebenen Diensteifer den noch vorhandenen Rest des Kirchenvermögens zur Bestreitung der Kosten für Cultus, Unterricht und Wohlthätigkeitszwecke. Bei Allem, was sie thut, in der Ausübung ihrer vollsten Selbstständigkeit, in der unbeschränkten Gebarung mit ihrem Vermögen „ist sie aber zur unumstößlichen Erhärtung ihrer Autonomie“ wie jede Gesellschaft den Staatsgesetzen unterworfen.“

In den österreichischen Studienzeugnissen, die vielmehr Zeugnisse über Nichtstudien, über Geistesarmuth, als über errungene wissenschaftliche Befähigung waren, eröffnete den Reigen der Lehrgegenstände immerdar die Religionslehre. Die Oktroyirer bleiben sich treu und konsequent in Allem. Die oktroyrte Charte beginnen sie ebenfalls mit dem Religionsgegenstande, damit es ersichtlich werde, sie sei ein echt österreichisches Zeugniß über Staatswissenschaft. Oder beginnt die Charte mit der Religion, dem himmlischen Gegenstande, um die höhere Autorität ihrer Verfassung kund zu geben? — Sie stammt wahrhaft her vom

Thronhimmel und vom katholischen Bischofshimmel zur Beglückung der Völker Oesterreichs. Sie brachte Licht in die österreichische Nacht, denn bei ihrer Erscheinung ward ex officio beleuchtet! Sie hat alle Wünsche befriedigt durch ihre umfangreichen Gesetze. Sie besitzt sogar eine theologische Kraft, was bei einer andern Verfassung noch nie vorgekommen ist, denn sie regte in Agram an, daß man ein dreieiniges Königreich stiftete, zur Erhärtung der himmlischen Kraft der oktroyrten Charte.

Freuet Euch, ihr Völker Oesterreichs, des wahrhaft kaiserlichen Geschenkes, das Euch Se. Majestät und allerhöchst Ihre Rathgeber, Prätorianer, Hofbeamte und Gerichtsräthe oktroyrt haben! Danket ihnen, daß sie Euch von Euern Vertretern, von deren Theorien und Ueberstürzungen erlös't, daß sie Euch mit Einem Schlage mehr gegeben, als die 384 des Reichstags in Jahren hervorgebracht hätten, daß jetzt dauernder Friede, daß Ordnung, Ruhe und Sicherheit in Oesterreich herrschen, daß ein solcher Credit vorhanden ist, daß man kein Gold, Silber und Kupfer mehr braucht, sondern Papierstückchen Alles bezahlen, daß alle Eure Söhne die Ehre haben, zur ruhmgekrönten Armee zugelassen zu werden, und das unbesiegbare österreichische Bajonett führen zu dürfen, daß man Euch sogar für die Zukunft reich macht durch die ungarischen Einkünfte, daß man Euch abermals Robot und Zehent gegen eine mäßige Vergütung nachgelassen hat, und Euch der alte Glaube ungeschmälert bewahrt worden ist!

Genug der Gnaden! wir können sie auch nicht genau schildern, da wir in der Ferne leben; Ihr fühlet unter dem Schatten der neuen Verfassung alle Segnungen, die Euch durch allerhöchste Gnade zu Theil geworden sind. Genießet sie durch und durch, damit Ihr endlich vollständig begreifet und davon überzeugt werdet, daß der März, Mai und Oktober gar nichts brachten, daß die Revolution das größte Unglück sei, und daß nur das Haus Habsburg-Lothringen Euch Alles schenkte und Oesterreich auf den Gipfelpunkt monarchischer Beglückung förderte, daß die Phrase: Ein starkes einiges Oesterreich, endlich die vollste Wirklichkeit erlangt habe.

Fſtr.

Europa.

III.

Oesterreich.

Die ganze Schmach und Gesunkenheit der Gesellschaft, wie sie bis jetzt bestanden, der empörende Wahnsinn in den Verhältnissen und Institutionen, die noch immer dauern, zeigt sich in dem österreichischen Staat, dessen Grundlage Unrecht, Gewaltthat und Raub, dessen Grundbedingung die Despotie, das mittelalterliche Faustrecht, verbunden mit den Ränken, Verräthereien, Treubrüchen einer außerhalb des nationalen Bodens, außerhalb der Volksinteressen wurzelnden und befestigten Diplomatie.

Der österreichische Staat ist das traurigste Denkmal der Völkerentwürdigung: der mahnende Ueberrest einer Zeit, da man Völker entwenden und sich zusammentragen konnte, wie Wegelagerer die den Reisenden abgenommenen Schätze. Der österreichische Staat zeigt die Völker als Eigenthum, als gestohlenes Eigenthum, sein Bestand ist ein Trotz gegen die zur Praxis gewordenen Prinzipien der sittlichen Staatsklugheit. Die Dauer Oesterreichs ist ein dauernder Krieg gegen Italien, Polen, Deutschland, Ungarn, durch deren Unglück es geworden, durch deren moralische Schwäche es fortbestehen konnte. Der österreichische Staat würde, wenn er fortbestehen könnte, der ewige Quell von Zwiespalt, von Unfrieden, von Aufruhr und Bürgerkrieg sein, er würde ewig die Entwickelung der großen neuen Friedenspolitik der gesellschaftlichen Umgestaltung im europäischen Leben stören und hemmen; ist er doch der faktische Protest gegen die Souverainität der Gesellschaft, gegen ihre Selbstbestimmung also gegen die Grundbedingungen einer eigentlichen vernünftigen Staatsordnung, jeder freien Entwickelung und wirklichen Gesetzlichkeit des Wohlstandes und Gedeihens, einer großen Organisation Versöhnung und Vereinigung der Kräfte und Interessen der verschiedenen europäischen Gesellschaften zu einem einheitlichen Streben, zu einem harmonischen Wirken.

Wenn in allen Staaten Europa's sich das Streben nach innigerer Verbindung kund gibt, wenn Deutschland, Italien, Polen seine abgelöst'ten losgerissenen Glieder wieder zu gewinnen sucht, so zeigt sich in Oesterreich die ganz entgegengesetzte Bewegung; es ist daselbst ein Hinarbeiten der vorhandenen Kräfte auf Zersplitterung, Lostrennung unausgesetzt im Zuge. Die seltsamste Tendenz eines Staates, die wohl dazu gemacht ist, seine Unhaltbarkeit zu beweisen und all die Bemerkungen über den organischen Zusammenhang und die Nothwendigkeit dieses zusammengesetzten Raubes zu widerlegen.

In Oesterreich nahm der Kampf für die Befreiung der Gesellschaft eine andere Richtung, als anderswo, es galt die Befreiung von einer lästigen Verbindung; Ungarn machte, durch eine besondere Stellung, durch besondere Verhältnisse begünstigt und unterstützt, den Anfang. Kossuth an der Spitze seiner Partei, war ein Führer, gewandter, überlegener Fechter und parirte den Intriguen und Gewaltstreichen des an Hilfsmitteln und Behelfen reichen und vermöge der Unempfindlichkeit des sogenannten Gewissens schrankenlosen Hofes. Er parirte nicht nur, er machte Angriffe, er brach Lanzen für sein Volk, indem er mit aller Umsicht eines großen Staatsmannes Zeit und Gelegenheit zu Rathe zog, mit aller Sorgfalt die sich entgegenstehenden Kräfte wog und mit einer tiefberechneten Taktik die Angriffspunkte und Rückzugslinien bestimmte. Kossuth wurde belebendes Prinzip für Ungarn, Ungarn für Oesterreich. Kossuth kämpfte unermüdlich mit einer Politik, welche Gift, Zähigkeit, Kraft, Geschmeidigkeit, lauernde List, wie eine Schlange in Anwendung bringen kann und bringt.

Die Lombardei machte Versuche der Befreiung und verblutete; auf dem Spielberge verkümmerten Silvio Peliko, Gonfalonieri u. a. Galizien erhob das Haupt, allein es wurde zertreten. Wishniawski und Kapuszinski fielen von Henkers Hand, die andern Freiheitshelden überfüllten den Spielberg; es waren vereinzelte Regungen des Widerstandes gegen einen Zwang, der sich auf die furchtbarste Weise gestärkt hatte, weil er eben in die tiefste innerste Seele der Gesellschaft schnitt, weil er eine doppelte Gewaltthat, die Be-

rechtigung des Bestandes verschaffen und erhalten mußte: einer **unnatürlichen Losreißung** und einer **unnatürlichen Verbindung**. Die Tyrannei kann wohl verschiedenartige Elemente an einanderschmieden; aber keineswegs verschmelzen, wirklich vereinigen. Hätte die österreichische Regierung, solange sie absolut gewesen, solange sie **geben konnte**, den verschiedenen Gesellschaften gleiche Rechte, gleiche freie Institutionen verliehen, hätte sie nach der Absicht Kaiser Josephs II., aber nicht auf demselben Wege, die Kluft zwischen den verschiedenen Nationalitäten auszufüllen gesucht, statt sie mit unausgesetzter Emsigkeit zu erweitern, **vielleicht** hätte sie aus dem österreichischen Staat einen organischen, untrennbaren gemacht, vielleicht hätte sie eine Verbindung zu Stande gebracht, wie sie zwischen Frankreich und dem deutschen Elsaß besteht, das durch die freiere Verfassung gewonnen, das neue Mutterland anerkennt und jeder Trennung von demselben sich mit aller Entschiedenheit entgegenstellen würde. **Man kann die Welt unterjochen, wenn man sie befreit.** Die französische Republik hat diese Politik mit großem Erfolge angewendet, man weiß, wie ihr die Länder und Völker zugeflogen; selbst Napoleon, der Despot in den größtmöglichen Dimensionen, hat gewissermaßen an dem leitenden Prinzip der von ihm vertretenen, verrathenen, gestürzten Republik fest gehalten; allein Kaiser Franz und Metternich glaubten nicht von der französischen Republik und Napoleon lernen zu können, lernen zu müssen; der habsburgische Hausjesuitismus, die aberwitzige Eingebung einer kurzsichtigen Diplomatie, die über den nächsten Moment nicht hinauszusehen vermag, die plumpe Alltagsregel: divide impera (theile, herrsche) wirkte ihnen angemessener, brauchbarer, als die vom weiten Umblick von einer umfassendern Einsicht ermittelte **Nothwendigkeit**. An dieser **Theilung**, die sie unterstützten, beförderten und auf die sie ihre Herrschaft gründeten, geht der **Staat** so wie ihre **Herrschaft** verloren. Die Feindseligkeit der verschiedenen Nationalitäten wendet sich am Ende gegen den Urheber derselben, da die Verwechselung zwischen den Bevormundenden und Bevormundeten durch das Licht, welches von Intelligenz verbreitet wird, aufhört. Sie haben getheilt, denn sie haben der **bindenden Kraft der einzelnen Person von Gottes Gnaden** Unsterblichkeit zugetraut, sie mußten sich verrechnen und verrechneten sich. So wie der Absolutismus unmöglich wurde, wurde es auch der österreichische Staat, der auf völlige Ohnmacht der Gesellschaft gegründet war. Der Frieden in Europa ist unmöglich, solange der österreichische Staat besteht; weil an der Erniedrigung der Gesellschaft, wie sie von der österreichischen Regierung durch die schändlichsten Hilfsmittel, durch Trug und Gewalt, mit unerschütterlicher Konsequenz zu Stande gebracht wurde und wird, Europa zum großen Theile unmittelbar und auch mittelbar betheiligt bleibt, und weil es bei seiner nothwendig gewordenen Neugestaltung durch Oesterreich, wenn es fortbestände, am meisten gestört und gehindert wurde.

Deutschland kann nicht seine **nächste** Aufgabe lösen, ohne einen Theil von Oesterreich loszureißen, ebenso Italien, Polen, Ungarn. Der österreichische Staat ist durch die überweise Kabinetspolitik dahin gebracht, daß er zu seiner Aufrechthaltung die Hilfe der Kosaken braucht und widerlegt faktisch die spekulativ mystische Erklärung der deutschen Gelehrten, welche in treuer Ergebenheit bemüht sind, systematisch jeder Dynastie eine hohe Mission zuzuweisen, daß Oesterreich **nothwendig**, weil es die Kultur und die Freiheit im Osten zu vertreten hat. Der österreichische Staat, wie er jetzt besteht, vertritt vielmehr die Barbarei im

Westen. Kultur und Freiheit werden von den österreichischen Völkern vertreten werden, ohne daß sie von einer traditionellen Person zusammengehalten werden. Nachdruck und Macht brauchen sie durchaus nicht von ihrer unsittlichen Verbindung zu borgen, sie werden sie durch die europäische Staatenfamilie, durch die Theilnahme der europäischen Völker an ihren Werken, erhalten.

Möglich aber ist es, daß die deutschen Gelehrten mit ihren historischen Visionen trotzdem Recht behalten, und Oesterreich noch vor seiner Zertrümmerung der europäischen Welt den Dienst leistet, daß es die östliche Barbarei mit der neuen Kultur des Westen in den Kampf führt und das jetzige kolossale Rußland mit in den Untergang hineinzieht. Die russischen Soldaten, welche die Waffen nach dem Westen tragen werden, könnten mit Gedanken zurückkehren, wie die deutschen Soldaten Anno 15 von Frankreich, und dadurch Oesterreich zweifach überflüssig machen, einmal, indem sie die kultivirten Volksfamilien konsolidirt und in die zur Erreichung der großen neuaufgetauchten Zwecke nothwendigen Vereinigung gedrängt, und zweitens, indem sie den kolossalen Knutenstaat zertrümmern und die östliche Gränzmacht überflüssig machen. Von dem Standpunkt der veralteten Diplomatie, die in Völkern und Staaten blinde, willenlose, dem Ehrgeiz der Herrschsucht Einzelner dienstbare Kräfte sieht, mag ein solcher österreichischer Staat, wie er unter dem segensreichen Szepter der Lothringer besteht, nothwendig sein, in scharfer Auffassung der bestehenden Verhälfnisse aber und der bevorstehenden sozellen Umgestaltung, in Berücksichtigung ferner der neuen Beziehungen, in welche die europäischen Völker zu einander treten, ist der österreichische Staat ein Unglück und für die Zukunft eine Unmöglichkeit.

Die Revolution in Oesterreich mußte sich wohl je nach den verschiedenen Nationalitäten in verschiedenen Tendenzen zersplittern, weil eben die Gesellschaften in der genährten und unterhaltenen Sonderung ihre Selbstständigkeit, ihre Souverainität geltend zu machen suchen.

Die Föderation war der einzig mögliche Verband dieser von einander abstrebender Völker; der Reichstag, das Organ der österreichischen Bewegung, versuchte diese Form zu schaffen; allein sie konnte sich unmöglich mit einer festen Centralisation, wie sie durch einen Monarchen mit all den unbedingten Zuthaten unausbleiblich begründet ist, vereinigen lassen. Der Monarch oder die Föderation mußte fallen; es fiel die letztere, weil ihre Vertreter zu schwach, zu unbestimmt, zu unentschieden waren. Die Unmöglichkeit einer Föderation, die in einer monarchischen Spitze ausläuft, zeigen am Deutlichsten die Vorgänge und Konflikte in Ungarn, dem von der aufgegipfelten Gewalt nicht Raum gelassen wurde, sich nach seiner Natur und seinen Bedürfnissen staatlich zu entwickeln.

Wien hat die österreichische Revolution im März des Jahres 1848 begonnen, und im Oktober gerettet, es hat sich wie Leonidas mit seinen drei Hundert, der andringenden Gewalt entgegengeworfen; es hat den Magyaren Zeit gewonnen, daß sie sich zum Widerstand rüsten konnten. Wien ist wie Leonidas gefallen; allein Ungarn, und mit Ungarn ist die Revolution gerettet, nur die Blinden wähnen, es sei die Oktobererhebung in Wien umsonst oder der demokratischen Sache zum Schaden gewesen.

In Ungarn ist nun das Schlachtfeld, wo weit mehr als die **magyarische Selbstständigkeit**, wo die **Freiheit der europäischen Gesellschaften ausgefochten**

wird; wo der Kampf geführt wird gegen das europäische Gleichgewicht, wie es der Bund und die Uebermacht der mächtigen Fürsten nennen, die sich wechselseitig den Einfluß auf die großen und kleinen Gesellschaften (Staaten) garantiren, es ist die schlimmste Abhängigkeit der Gesellschaft, von der Willkür, von dem Uebereinkommen der Kabinette. Der Kampf in Ungarn wird das europäische Gleichgewicht erschüttern, das lastende, hemmende, tyrannisirende; der Westen geräth in Gefahr, und er wird seine Lebenskraft erproben; das kultivirte Europa gelangt zu der Ueberzeugung, daß es gegen den Osten eine andere Schutzwehr nöthig hat, als eine Kummulation von geraubten, geknechteten Staaten ohne andern Zusammenhang als durch ein eisernes Szepter. Die Invasion der Russen auf österreichische Requisition ist der Anfang einer großen Entscheidung. Mit den Magyaren steht und fällt der große Gedanke der Kultur und des Fortschrittes, der von dem civilisirten Europa vertreten wird. Der Ausspruch Napoleons: „Europa wird entweder russisch oder zu Republiken," fängt an Sinn und Bedeutung zu gewinnen.

Das neue geläuterte Christenthum muß siegen, das ist weit mächtiger als die Kosaken. In hoc signo vinces las jener König; es war keine bloße Vision.

IV.

Polen.

Das schreiende, furchtbare Verbrechen an Polen mußte begangen werden, damit die kleinern mitgerechnet, mitbestraft werden: Die Tragweite der Tyrannei mußte so bestimmt ausgedrückt sein, um deren Untergang zu beschleunigen. Die Tyrannei mußte bis an die Grenze der Möglichkeit rücken, weil man sonst an diese nie geglaubt hätte. Durch die Theilung Polens haben sich die drei Großmächte: Rußland, Oesterreich und Preußen Wunden geschlagen, die nie zu bluten aufhören; Polen ist wie der Leichnam eines Gemordeten, der vor die Mörder hingestellt wird, wenn sie schlafen, wenn sie prassen, wenn sie Feste feiern, der sie stört und erschreckt. Könnten alle Völker Europa's in Erschlaffung versinken, wollten sie sich geduldig den Fuß der gekrönten Dränger auf den Nacken setzen lassen, unterbräche kein Seufzer, kein Fluchen die Ruhe des Welttheils, so daß die Tyrannei sich unbekümmert dem Vollgenusse des Unrechts hingeben könnte, der ununterbrochene Schmerzensruf des blutenden Polens schriee die Völker wach, spornte ihre Thatkraft, weckte ihre Wuth, Polen, das zertretene, mißhandelte, leidende Polen, das sich unter dem Gewicht der eisernen Gewalten schmerzlich windet, risse die erschlafften Völker aus ihrer Erschlaffung. Denn das maßlose Unrecht und Elend, das dieses Volk erlitten und noch erleidet, erzeugen Schauder und Entsetzen, und sind wohl geeignet, die Tyrannei verhaßt und gefürchtet zu machen. Das todte Polen ist ein Argument gegen die Königthümer, gegen die Politik der Kabinette, gegen das europäische Gleichgewicht, das alle Spitzfindigkeiten der Diplomaten und Hofgelehrten nicht zu widerlegen im Stande sind. Das todte Polen kämpft fürchterlich mit in dem Kampfe für die Freiheit der europäischen Gesellschaft. Nein, Polen ist nicht todt, es lebt und leidet, das Zucken seiner Qualen bewegt die Welt; Märtyrer der Gewalten von Got-

tes Gnaden, predigt es eindringlich die Lehre, daß für diese kein Recht giltig, ob es historisch oder natürlich, und daß es nichts als ein diplomatischer Kniff, mit dem sie die Menge zu täuschen hoffen, wenn sie sich auf irgend ein Recht berufen.

Auf Polen zeigen die Kämpfer für die gesellschaftliche Befreiung; denn Polen zeigt, wie die Gesellschaft zunächst unterdrückt, in welchem Grade sie unterdrückt werden kann. Polen zeigt, wie viel abzuwehren, wie viel zu fürchten nöthig für einen Staat, in welchem die Gesellschaft zerklüftet, folglich ohnmächtig ist, in welchem das Privilegium über das Recht, Bevorzugung über die Gleichheit triumphiren. Polen konnte nur zertheilt und zersplittert werden, weil es zertheilt und zersplittert war. Die drei Großmächte mit all ihren Schätzen und Söldlingen hätten den blutigen Frevel an Polen nicht zu begehen vermocht, wenn die Gesellschaft daselbst nicht durch eine rechtlose Grundlage untergraben gewesen wäre. Wenn die Völker ein Gericht halten sollten über die Tyrannei, wird Polen eine so schwere Anklage erheben, von der sie unmöglich wird freigesprochen werden können. Es ist so natürlich, daß überall, wo ein Volk für sein gutes Recht sich erhebt, Polen mit zu den Losungsworten des Kampfes gehört. Die Februarregierung des Jahres 1848 in Frankreich nahm in ihr Programm die Befreiung und Wiedereinsetzung Polens. In Italien gesellt sich immer zu dem mächtigen Ruf nach Freiheit, Recht und Vereinigung auch der: Eviva la Polonia etc. etc.

Polen hat von dem Schicksale eine große Märtyrer- und Heldenaufgabe bekommen; es muß bluten und kämpfen für die Welt, und in der That scheint es, daß die Tyrannei seit dem Falle Polens nicht froh geworden ihrer Erreichung. Polen kann unmöglich aufhören zu kämpfen für die Freiheit der Gesellschaft, es muß, — das ist eben sein Verhängniß — bis zum letzten Athemzuge die Waffen führen gegen die Despotie in Europa, und wenn es auf dem eigenen Boden geschlagen, ohnmächtig wird, so kämpft es dort, wo eben für Freiheit und Recht geschlagen wird; denn Polens Söhne begreifen wohl, daß die Mächte, die ihr zerrissenes, zertretenes Vaterland in festen Banden halten, von ihnen allein unmöglich besiegt werden können; sie haben die Association vonnöthen. Die europäische Gesellschaft muß frei sein, damit sie und ihr Vaterlerland frei werden, der Despotismus muß vernichtet, jener Druck aufgehoben sein, der im unerschütterlichen Gleichgewicht auf Europa lastet.

Daher das seltsam großartige Schauspiel, daß Polens Söhne auf jedem Schlachtfeld bluten, auf dem für die Freiheit Europa's gefochten wird, an der Seine, am Ticino, an der Donau und an der Theiß; es giebt keinen Freiheitskampf in Europa, ohne eine polnische Legion. Nachdem Warschau, Krakau, Gallizien die Erhebung mit noch tieferem Fall bezahlt, gehen die heldenmüthigen Söhne Polens, die dem Tod und dem Kerker entkommen, die nicht in Sibirien oder auf dem Spielberg ihre Treue und Würdigkeit, ihre Pflichterfüllung und edle Hingebung büßen, ziehen fort, weit fort in die Fremde, den brennenden Haß und die brennende Liebe in der Seele, ohne aber die unglückliche Heimath aus dem Auge, aus dem Herzen zu verlieren, und wo sie auch sind, leiden und wirken sie für Polen, sie kämpfen für das Prinzip der Freiheit, damit es ihrem armen Vaterlande zu Gute komme.

Die Polen bilden eine eigene Gattung von Ritterschaft, durch die Tyrannei er-

zeugt, ins Leben gerufen, und der Tyrannei zum Verderben. In richtiger Auffassung der Sachlage, in klarem Verständniß des gesellschaftlichen Kampfes kämpfen die neuen Ritter des großen Gedankens. Bem und Dembinsky, Heroen der Freiheit, unbeugsam, unerschütterlich ohne Furcht und ohne Tadel, groß im Denken, groß im Handeln, kämpfen sie mit Tausenden ihrer polnischen Brüder in den Reihen der Magyaren gegen die Tyrannei, sie arbeiten an der Befreiung der Welt, um Polen frei zu machen; es ist ein herrliches Muster von Völkerallianzen, von Assoziationen; Bem, Dembinsky mit ihren Polen legen Kraft, Muth, Talent hin auf den Altar des großen europäischen Vaterlandes.

Oesterreich erbebt unter ihren Schlägen. So dient das zertretene Polen dem großen Geschick der Völker, der Kampf kann nicht aufhören, bis die Völker gesiegt, und ein großes, freies Bürgerthum in Europa herrscht.

Der neue Bischof von Seckau.

Der alte Zelot Zängerle, der durch seine Hyper-Orthodoxie, durch seine Mönchthumsmanie, durch seine Intoleranz die Bewohner des schönen Grätz, und der gemüthlichen, lebenslustigen Steiermark lange genug geplagt hatte, schloß vorigen Jahres sein getrübtes Auge. Er hatte in Grätz eine Musterkarte von Mönchsorden angelegt, als z. B. Jesuiten, Liguorianer, Schulbrüder, Schulschwestern, Karmeliter, Karmeliterinnen, Büßerinnen, Barmherzige Schwestern, Kapuziner, Franziskaner, Benediktiner, Barmherzige Brüder, Elisabethinerinnen, Ursulinerinnen waren bereits früher vorhanden. Man denke sich an der schönen Blume Grätz alle derlei unschöne, häßliche Insekten herumkriechen; man denke sich mitten in einer lebenslustigen Bevölkerung derlei ascetische Bußprediger mit dem Großinquisitor Zängerle an der Spitze, man denke sich die vieljährige Pfaffenherrschaft in der größten, allen modernen Ansichten schnurstracks zuwiderlaufenden Bestrebung: und man wird sich die Freude vorstellen können, die der Heimgang des gehaßten Bischofs verursachte. Man fühlte sich von dem geistlichen Alp befreit und sah einer bessern geistlichen Regierung entgegen Der obscure Zängerle hatte das lichtvolle Jahr 1848 nicht vertragen können, und sank in die Grabesnacht. Möchte er das letzte Prachtexemplar eines ultramontanen, mittelalterlichen, mönchischen Bischofs gewesen sein! Doch nein! mögen noch recht viele solche Männer den Krummstab führen, damit der Bruch mit dem Aberglauben desto eher und vollständiger geschehe!

Dafür scheint bereits Vorsorge getroffen worden zu sein durch die Wahl des Ritter von Rauscher zum Bischof von Seckau.

Man kann sagen: die ganze Bevölkerung der Seckauer Diöcese, mit Ausnahme der weniger Ultramontanen, wünschte, daß die Wahl auf den allgeachteten und geliebten Probst von Bruck, Kraus, fiele. Kraus war Professor an der Universität zu Grätz; späterhin Gubernialrath und geistlicher Referent am Gubernium zu Grätz, und ist gegenwärtig Probst

von Bruck an der Mur. In allen Aemtern, die er bekleidete, zeichnete er sich durch Wissenschaft und Humanität, durch Klugheit und Charakterreinheit aus. Sein Name hat in Steiermark den reinsten, angenehmsten Klang. Eine Riesenpetition ward zu seinen Gunsten abgesandt. Man sah in Kraus einzig und allein den Mann, der im Stande wäre, die durch Zängerle's Fanatismus hervorgebrachten Gegensätze zu versöhnen, die katholische Religion, welche durch den obscuren Bischof und seine Helfershelfer, namentlich den Seminarsspiritual Schlör (vulgo „der Tod im Frack") bei dem gebildetern Theil der Bevölkerung Steiermarks außer alles Ansehen gekommen, wieder zu Ansehen zu bringen. Von welcher unendlichen Wichtigkeit in solchen Fällen eine geachtete, geliebte Persönlichkeit ist, und wie nur sie einzig und allein, nicht die Amtswürde, den Bruch heilen könne, sieht Jedermann ein — nur nicht ein Orthodoxer.

Der weltliche und kirchliche Absolutismus hält es für einen Ehrenpunkt, bei Stellenbesetzungen zum Beweise seiner Macht und Unabhängigkeit gerade jene Personen, welche das Volk postulirt, nicht zu wählen, und ihm solche, welche ihm fremd oder sogar verhaßt sind, aufzudringen. Probst Kraus wurde dem allgemeinen Verlangen zum Trotz nicht gewählt, sondern ein Mann, der in Steiermark gar nicht gekannt war, ein Mann, der bei denen, welche ihn kannten, kein Vertrauen erwecken konnte, der Obbenannte, erhielt die wichtige Stelle.

Ritter von Rauscher ist zu Wien gebürtig, er ward daselbst zum Priester geweihet, dann zum Professor der Kirchengeschichte am Salzburger Lyceum, und von da zum Direktor der orientalischen Akademie in Wien befördert. Was die Stelle als Direktor der orientalischen Akademie betrifft, soll er den Titel in dem Sinne verdient haben, als lucus von non lucendo. Er lieferte auch nebst vielen Andern den Beweis von der väterlichen Sorgfalt der österreichischen Regierung bei Besetzung von Stellen mit solchen Kandidaten, denen das Sprichwort helfen mußte: „Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verstand." — Rauscher war Prinzen-Lehrer in Wien (wenn wir nicht falsch berichtet worden sind). Es ist uns jedoch genau bekannt, daß er ein Compendium der Philosophie für die österreichischen Erzherzoge, den gegenwärtigen Kaiser von Oesterreich und dessen Brüder, geschrieben, das uns ein Professor, der es zu begutachten hatte, einen „Ausbund von Unsinn" nannte. Allein, kommt dem Verdienste, das Rauscher sich dadurch erworben, daß er ein Compendium philosophiae in usum Delphini geschrieben, und daß er etwa sogar Prinzenlehrer in der Hofphilosophie gewesen, ein anderes gleich? durfte Kraus sich erfrechen, mit ihm in die Schranken zu treten? Wenn derlei Verdienste, und nebstdem noch die Ritterschaft nicht zu einer Beförderung verhelfen sollten, was könnte dann in der ganzen Welt gefunden werden, das hiezu verhälfe.

Selbst die unter dem Schatten der österreichischen Prätorianer erscheinende, zur Familie Schandpresse gehörige „Grätzer Zeitung" konnte sich nicht enthalten, die unglückliche Wahl Rauschers zu kritisiren. Sie nennt ihn einen Freund der Jesuiten, einen Schützling des Metternich, und bedauert, daß die Wahl diesen Mann getroffen hätte, der bei den gegenwärtigen Zeit- und Ortsverhältnissen am wenigsten für die benannte Stelle geeignet sei. Wenn ein Regierungsblatt so spricht, was läßt sich nicht Alles über die unglückselige Wahl denken!

Zu berücksichtigen ist hierbei noch Folgendes: Die Diöcese Seckau erstreckt sich auch über einen großen Theil von Süd-Steiermark, wo die slavonische oder wendische Sprache die herrschende ist. Spricht Rauscher slavonisch? Man versicherte uns, daß er ein geborner Deutscher, der slavonischen Sprache gänzlich unkundig sei. Doch dies ist ja unnöthig; Rauscher kann seine Diöcese vortrefflich regieren, ohne die Landessprache zu verstehen, er war ja gewiß ein vortrefflicher Direktor der orientalischen Akademie, trotz dem, daß er von den orientalischen Sprachen eben so wenig verstanden hatte, als er vom Slavonischen versteht. „Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verstand."

Wozu soll auch der Bischof die Landessprache kennen? Um dem Volke zu predigen? Das ist bei den österreichischen Bischöfen schon seit langen Zeiten nicht mehr Sitte. Sie waren geistliche Bureaukraten, und das ist ihre wichtigste Beschäftigung. Predigen sollen die Domherrn, sie haben hiezu Zeit. Nein, auch ihnen ist das Predigen eine zu gemeine Beschäftigung. Sie müssen wichtigere Geschäfte treiben; das Wichtigste ist der Chorbesuch, das offizielle geistliche Froschquaken des Breviariums und andere Geschäfte, die höchst wichtig und vornehm sind. Predigen sollen die Pfarrer, falls sie keine Stellvertreter und Subsidiäre haben und die Kapläne. Wie könnte man es von Bischöfen fordern! Wozu also die Kenntniß der Landessprache!

Der neue Bischof von Seckau ist ein Schützling Metternichs, ein Schüler oder Freund der Jesuiten, ein emeritirter Prinzenlehrer, oder wenigstens ein emeritirter Verfasser eines Compendium philosophiae in usum Delphini, ein nobler Mann: wessen bedarf es mehr, um ihn zu einem vorzüglichen österreichischen Bischofe zu befähigen! Das Einzige, daß er ein Schützling des Metternich ist oder war, würde hiezu genügen. Denn faktisch regiert ja noch immer Metternich in Oesterreich, entweder unmittelbar durch Inspiration von London aus, oder mittelbar durch seine Schüler Schwarzenberg, Stadion u. s. w.

Hätte man im vergangenen Sommer einen solchen Bischof, als es Rauscher ist, nach Grätz gesandt, so wäre sein Empfang ganz und gar nicht angenehm gewesen; man hätte sich höchst wahrscheinlich die Ehre, unter seinem Krummstabe zu wohnen, verbeten. Bei den gegenwärtigen Verhältnissen, wo in Oesterreich die größte Ruhe, Ordnung und Sicherheit herrscht, wird Rauscher ganz friedlich in seine Residenz einziehen. Die Grätzer müssen ihm sogar höchst dankbar sein, daß er das schwierige Amt, das nach dem Kirchenausdrucke selbst für die Schultern eines Engels zu schwer ist, übernehmen wolle. Bei der Konfirmation des neuen Bischofs zu Salzburg hat der erzbischöfliche Prokurator dem Rauscher gratulirt — nicht zur Mithra, „denn diese sei in der gegenwärtigen stürmischen Zeit mit einer Dornenkrone umwunden," sondern zu seinem Muthe, zu seiner Geduld, daß er die Bischofsmütze angenommen habe. Sehet ihr guten Steirer, die Gnade eueres neuen Bischofs; er läßt sich herab, euer Bischof werden zu wollen. Die Mithra wird ihn vor dem Dornenkranze, der äußerlich um sie gewunden ist, schützen. — Euch wird der Dornenkranz, wenn ihr die Mithra des Jesuitenfreundes werdet antasten wollen, stechen. Ergebt euch willig dem passiven Widerstande, der aktive würde euch blutige Hände bei der Antastung der dornenumwundenen Bischofsmütze verursachen. Lasset ihn nach Herzenslust die von seinem Vorgänger hinterlassene Musterkarte ordnen, und den Weihrauchduft einathmen, den ihm die Götzendiener darbringen. Lachet ihn und seine ganze Sippschaft aus,

und betet zu euerm Gott dort, wo keine Götzenpriester schalten und walten. Kommt aber die Zeit, wo die Prätorianer-Herrschaft ihr Ende genommen, dann schaffet den Schützling des Metternich, die Schlör's und die ganze Musterkarte auf ewige Zeiten fort.

Wir fühlten uns verpflichtet, diese Vertrauensadresse zu verfassen, und sie dem neuen Bischofe sammt seinen Beschützern und Freunden zu unterbreiten, damit man hieraus ersehe, daß wir auch in der Verbannung noch immer die alte Liebe zu unserm Vaterlande und den alten Haß gegen seine Feinde hegen, worunter wir vor allen die Pharisäer zählen, die wir unser Lebelang bekämpfen wollen. Füster.

Wiener Curiosa.

2.

Die beiden privilegirten österreichischen Universitäten und das Unterrichtsministerium.

„Nur sich nicht überstürzen!" war und ist das Losungswort der „gutgesinnten" Oesterreicher, und vorerst des am meisten gutgesinnten Theils, des österreichischen Ministeriums, „das an der Spitze der — retrograden — Bewegung steht." Einen neuen Beweis davon, wie sehr man jede Ueberstürzung scheuet, und das Gesetz der Stetigkeit mit der größten Ruhe und Besonnenheit befolget, lieferte das Unterrichtsministerium durch die Verfügung, daß die Privilegien der Wiener Universität in Betreff der Ausübung der juridischen und ärztlichen Praxis in Wien und in Betreff der Nothwendigkeit, sich daselbst einem Repetitorium zu unterziehen, für Alle, welche nicht in Wien promovirt, künftighin noch fortbestehen, and nur bei Jenen, welche an der Prager Universität promovirt, eine Ausnahme erleiden sollen. Als Grund der ausnahmsweisen höhern Stellung und Bevorzugung der genannten zwei Universitäten wird angegeben, daß man sich an ihnen die Kenntnisse in einem höhern Maße als anderswo verschaffen könne, und (was man nicht ausgesprochen, was jedoch ob des Privilegiums in Betreff der Praxis von selbst folgt) da für die juridische und ärztliche Praxis in Wien die an andern Universitäten erworbenen Kenntnisse nicht genügen, folglich, daß die Gesundheit und das Eigenthum in Wien und jetzt auch in Prag von einer noblern Art seien, als in den Provinzen, daß für die letztern ein geringerer Grad der Wissenschaft vollkommen genüge. Das ist die Logik des österreichischen Unterrichtsministeriums! Solche Folgerungen zieht der von seinen Gesinnungsgenossen als unbeschreiblich scharfsinniger Logikus bewunderte Unterstaatssekretär Helfert und der durch dessen Inspiration erleuchtete Stadion! — Der letztere ist provisorischer Unterrichtsminister. Er hat als Gouverneur des Küstenlandes, das vor allen andern Provinzen in Betreff des Volksschulwesens vernachlässigt war, guten Willen gezeigt, da er viele Schulen errichtete und, insofern es zu jener Zeit zulässig war, Reformen in das niedere Unterrichtswesen einzuführen sich bestrebte, es sogar wagte, wider die Anordnungen der Studienhofkommission manche

Lehrbücher in Triest drucken zu lassen. Daß ihm pädagogische Kenntnisse fehlten, dies kann man einem österreichischen Grafen nicht zu Schuld anrechnen, wohl aber, daß er sich in Unternehmungen, in Reformen einließ, von denen er nichts verstand und doch darin bestens unterrichtet zu sein glaubte, was ihn zu vielen Mißgriffen verleitete. Als man ihm einst bei der Musterung einer öffentlichen Schulbibliothek das große naturgeschichtliche Werk von Oken zeigte, sprach er, „hieraus sollte man einen Auszug für die Volksschule machen." Als man ihm den Stifter und die Lehrer eines mit großen Opfern errichteten Taubstummen-Instituts vorstellte, und Jedermann die wohlverdiente Belobung der Männer, die mit wahrhaft philanthropischer Selbstaufopferung dem freiwillig übernommenen Amte widmeten, erwartete, sagte Stadion, wahrscheinlich um seine hohen Kenntnisse zu bethätigen: „Ein Taubstummen-Institut ist doch noch wenig im Vergleiche mit einem Institute, worin Kinder erzogen werden, welche blind und taubstumm zugleich sind, wie man in Amerika ein solches Institut besitzt." In dieser Zeit sprach er zu dem Kreisbeamten, der ihn in das Schulgebäude geleitete und in Gegenwart zweier Mitglieder des philosophischen Lehrkörpers fragte, ob er zuerst die philosophische Studienabtheilung mit seinem Besuche beehren wolle: „Nein, die interessirt mich nicht so sehr, als die Volksschule und das Gymnasium." Wenn man Stadion sprechen hört, fällt es überhaupt sehr auf, daß er sich oft wie ein leichtsinniger Junge unüberlegt äußert, und man könnte an ihm nicht den Jesuiten wittern, als den er sich in der neuesten Zeit bewiesen hat. Dieser hochgeborne Herr ohne streng-wissenschaftliche Bildung, dieser in einem gräflichen Hause erzogene Mann, der nicht einmal als Schüler die öffentlichen Studienkurse durchgemacht, geschweige sich je am öffentlichen Unterrichte oder an der Wissenschaft betheiligt hat, ist provisorischer Unterrichtsminister. Kann es eine größere Ironie geben! — abgesehen davon, daß Stadion Alles eher befördern würde, als wahre Aufklärung, was er durch seine Theilnahme an den freiheitsmörderischen Ordonnanzen mehr als sattsam bewiesen hat. Stadion will gerade so viel Aufklärung, als unerläßlich nothwendig ist, damit die Unterthanen ihr Handwerk, ihre Tagsarbeiten verrichten; was darüber ist, das ist ihm Hochverrath. Wenn es je einen so unwissenden und aufklärungsfeindlichen Cultusminister gegeben, als Stadion, so ist Oesterreich gegenwärtig der aufgeklärteste und freieste Staat der Welt!

Die Stütze des ausgezeichneten Unterrichtsministers ist der Unterstaatssekretär Helfert, „dessen ungeheure Einbildung und Selbstüberschätzung vom Ministerium benutzt wurde, um dem Reichstage Sottisen ins Gesicht zu schleudern, und der bereits so abgenutzt war, daß eine Frage, bei welcher er sich, natürlich im hohen Auftrage, betheiligte, füglich für verloren angesehen werden konnte." Dieser an Jahren und Erfahrungen sehr junge und nur an Pedanterie und Anmaßung sehr alte Mann, der, obgleich Sohn eines Professors des Kirchenrechts, im Gesammt-Schulfache ganz und gar nicht bewandert, aber freilich in der Staatssophistik sehr gewandt und ein vortrefflicher Ministerialknecht ist, dieser junge Canonist ist der Helfer, der Schildträger des wissenschweren Unterrichtsministers. Leset alle ihre Anordnungen durch, als, die in Betreff der Privat-Docenten, der Professoren, inwiefern sie liberal sein dürfen und die oben genannte Bevorzugung der Wiener und Prager Universität und bedauert Oesterreich! — Es geht das Gerücht, daß Leopold Neumann Unterrichtsminister werden solle! Vortrefflich, ein Professor des Theresianums, dieser

Anstalt unglückseligsten Andenkens, die in Beziehung auf Geist und Körper eine Onanisten-Anstalt genannt werden muß, der Schleppträger der Stadion'schen Herrlichkeit, der Mann, der einst dem Jellachich gedrohet, daß er, falls es ihn gelüsten würde, als moderner Coriolan wider Wien zu ziehen, selbst an dem Theresianumsprofessor einen römischen Krieger finden sollte, und der sich zur Zeit der Gefahr wirklich als neu-römischer Soldat bewährt, da er bis Triest geflohen, Neumann, der selbst in dem juridischen Fache von dem nichtjuridischen Brestl öffentlich corrigirt werden mußte, der unter jenen Mitgliedern des Reichstags, welche Oesterreich und die Freiheit verrathen haben, hoch obenansteht, sollte Unterrichtsminister werden! Warum denn nicht? Sind solche Erscheinungen in Oesterreich das durch Stadion in dem unglückseligsten Stadium verwickelt ist, nicht möglich, sind sie nicht sogar wahrscheinlich? Am besten wäre es gethan, man wählte auch noch den zweiten, den Joseph Neumann, den frechsten aller Staatssophisten, als Zwillings-Unterrichtsminister, damit Oesterreich durch das nobile par fratrum vollständig, ja doppelt beglückt werde!

Füster.

Briefe.

Aus Schleswig-Holstein, Ende April.

Es wird für unsre Leser vielleicht nicht ohne Interesse sein, in diesem Augenblicke von Truppen aus allen Theilen Deutschlands in unsrem Heimathlande im Kriege mit den Dänen sehen, einen Blick auf das ganze System der dänischen Kriegführung, so wie auf dem allgemeinen, durch die Natur der Verhältnisse gegebenen Operationsplan der deutschen Armee zu werfen; die Wichtigkeit der einzelnen Angriffe und Siege der Deutschen wird dadurch ein neues Licht erhalten, und der Ausgang selber so fest gestellt werden, wie dies nach menschlicher Berechnung überall möglich ist. Der Kriegsschauplatz ist bekanntlich zunächst das Herzogthum Schleswig. Schleswig ist ein langes, schmales Land, das von Osten und Westen vom Meere begrenzt wird, im Norden aber mit einer flachen Ebene an Jütland stößt, während es im Süden mit Holstein vereinigt ist. Die Westküste Schleswigs ist durch dasselbe Meer, das sie scheinbar zu einer offenen macht, fast gänzlich gegen jeden Dänenangriff geschützt. Der flache Grund erstreckt sich meilenweit ins Meer hinaus; die kleinen Inseln erheben sich nur wenige Fuß über den Meeresspiegel bei ordinärer Fluth, und kein Kriegsschiff, die ganz flach gehenden Kanonenböte allein ausgenommen, kann in diesen Gewässern erscheinen. Nur durch die Böte größerer Schiffe und ausgesetzte Mannschaft derselben ist eine Occupation der Insel möglich; allein dieselbe kann nie weder von Bedeutung, noch von Dauer sein. Den Gegenstand der Vertheidigung und des Angriffs bilden daher die Ostküste mit ihren tiefen und schönen Häfen, die alle dem dänischen Reiche gleichsam offen zugewendet sind, und die Nordgrenze. Die Verhältnisse leider geben die natürlichen Kombinationen für Angriff und Vertheidigung ab. Was zuerst die Ostküste

betrifft, so hat dieselbe zwei hauptsächliche Angriffspunkte, die beide bereits eine fast europäische Berühmtheit gewonnen haben. Der erste ist die, durch unsern glänzenden Sieg so hoch gefeierte Eckernförder Bucht. Die Bucht von Eckernförde ist tief und breit, steht von Ost und Nordost gänzlich offen, läßt das Ein- und Auskreuzen selbst der größten Schiffe, bis auf zweihundert Schritte vom Strande zu, hat einen festen, für das Ankerwerfen höchst sichern Grund, und ist, da sie zu breit ist, um sie mit Batterien zu schließen, für eine Landung ein höchst geeigneter Punkt. Sie liegt aber ferner im Süden des Herzogthums, wenige Meilen von Schleswig, Rendsburg und Kiel, und eine Landung auf diesem Punkte muß daher stets den Rücken jedes bei Flensburg operirenden Heeres, alle seine Communicationen mit Holstein und dem übrigen Deutschland, ja selbst mit Rendsburg erschweren und bedrohen. Die Natur der Sache gebietet daher einem Feinde, der Herr zur See ist, gerade auf diesem Punkte anzugreifen; eben so nothwendig ist die Vertheidigung des Strandes; und es wird jetzt schon klar sein, daß der dänische Angriff auf Eckernförde keineswegs eine blos übermüthige Waffenthat, sondern ein wohlberechneter, wenn auch schlecht ausgeführter strategischer Akt war. Der zweite Hauptpunkt des Angriffs war die Insel Alsen. Alsen ist groß, reich, mit schönen nahbaren Ufern umgeben, und für eine marinelose Macht nur auf einem Punkte angreifbar. Dieser Punkt ist die schmale Meerenge, die sich zwischen dem festen Lande und der Insel hinzieht, und der Alsener Sund heißt. Der Alsener Sund ist zwar nur einige hundert Fuß breit, allein er ist sehr tief und reißend; an dem besten Uebergangspunkte liegt die Stadt Sonderburg mit ihrem Schlosse, die die Brücke beherrschen, und diese Punkte haben die Dänen während des vorigen Jahres mit allen Mitteln sehr stark befestigt. Auf diese Weise ist Alsen an sich schon eine starke Meeresfestung ersten Ranges; allein dieselbe hat eine weitere ungemeine Bedeutung. Alsen liegt gerade in der Mitte des Herzogthums Schleswig, dicht über dem Flensburger Meerbusen. Wer die Brücke von Alsen nach dem festen Lande, dessen nächstes Gebiet bekanntlich das Sundewitt heißt, besitzt, kann in jedem Augenblicke von Alsen aus nach Flensburg gelangen, und steht damit in der Mitte des Landes an einem der Hauptpunkte des mittleren Schleswigs, um so sicherer, je mehr er die See mit Kriegsschiffen beherrscht. Die Behauptung Alsens, und von ihr aus die des Flensburger Meerbusens, macht daher die Stellung jeder Armee im Norden Flensburgs gegen Apenrade, Hadersleben und Jütland hin, unsicher und bedenklich, da der Feind alsdann die Communication des Heeres mit dem Süden in Händen hat, und in jedem Augenblicke die ganze Nordarmee im Rücken bedrohen kann. Dadurch ist der Besitz von Alsen und vor Allem der Besitz des Ueberganges nach dem Sundewitt von so sehr militärischer Bedeutung; Alsen ist der natürliche Stützpunkt für die dänische Vertheidigung im Norden, und weit wichtiger als Eckernförde, weil hier ein großes und festes Land den Rückhalt bietet. Der dritte Punkt endlich ist Jütland. Die jütische Grenze ist das Gebiet, wo sich die eigentlichen Heere der beiden Mächte treffen und messen müssen. Hier ist ein breites und freies Terrain, und Raum für eine reguläre Schlacht. Die wichtigsten Punkte in Jütland selber aber sind natürlich diejenigen, welche die Verbindung desselben mit dem zweiten Haupttheil des dänischen Reiches, den Inseln, geben und schützen. Hierher gehören zunächst Kolding, das freilich noch tiefer im Lande an einer Bucht liegt, und dann Fridericia,

das die Dänen stark befestigt haben, und das, für große Schiffe zugänglich, dem eigentlichen Brückenkopf für die Verbindung Jütlands mit den Inseln darbietet. Zwischen Kolding und Friedericia liegt Snoghoi am kleinen Belt, ein Punkt, wo das Wasser so schmal ist, daß im vorigen Jahre die deutsche Artillerie das kleine Städtchen Middelfahrt in Fähre in Brand schießen konnte. Hier ist der gewöhnliche und beste Uebergang nach den Inseln.

Faßt man nun diese Punkte zusammen, so ergiebt sich der Angriffs- und Vertheidigungsplan von beiden Seiten gleichsam von selber. Die deutsche Armee stand im Anfang April bei Flensburg und Apenrade concentrirt. Der Süden schien blos zu sein; der Angriff der Deutschen auf den Norden erschien so lange unthunlich, als die Dänen von Alsen aus die deutsche Stellung im Rücken bedrohen konnten; die Vertheidigung der Dänen war daher gut gewählt. Nun mußten sie die Deutschen zwingen, vom Norden zurückzugehen, aber doch ihre Kräfte nach Süden hin zu zersplittern. Zu dem Ende war der berühmte Angriff auf dem südlichsten Punkt, Eckernförde, am 5. April gemacht, der mit dem glänzendsten Siege der deutschen Waffen über die dänische Marine endete. Die Folge dieses Sieges war nicht blos der Gewinn einer der schönsten Fregatten Europa's, sondern vorzüglich die Gewißheit, daß bei gehöriger Besetzung des Eckernförder Hafens Südschleswig, und damit der Rücken der Armee überhaupt hinreichend gedeckt sei. Die Nachricht von diesem Siege erfüllte die deutschen Krieger im Norden mit dem höchsten Muth; jetzt konnten die Operationen dort nicht länger verschoben werden. Die nächste Aufgabe, um den regulären Angriff in Jütland möglich zu machen, wird nach dem Obigen klar sein; es war die, die Mitte des Landes durch die Angriffe auf den Alsener Uebergang zu sichern; und diese Operationen begannen wenige Tage nach dem Eckernförder Siege. Der Uebergang von Alsen ist bekanntlich durch die Anhöhen von Düppel beschützt; der Besitz dieser Anhöhen entschied über den Werth des vor der Brücke aufgeworfenen Brückenkopfes, über den Gebrauch der Brücke überhaupt, und mithin über die Möglichkeit, von Alsen aus fernerhin die deutsche Stellung bei Flensburg anzugreifen. Die glänzenden Siege der Sachsen und Bayern haben am 13. April über diesen Theil der Angriffslinie entschieden; sie haben uns in den Besitz der Düppeler Verschanzungen gebracht, die den Brückenkopf beherrschen, und damit eine weitere Benutzung der Brücke unmöglich gemacht. Wir werden in Folge dessen nächstens von einem ernsthaften Angriffe auf Alsen selber hören. Bereits haben die Dänen Sonderburg in den äußersten Vertheidigungsstand gesetzt, das Schloß in eine kleine Festung verwandelt, und die Habseligkeiten der Einwohner theils weggebracht, theils taxirt. Man erwartet nun eine ernstliche Beschießung Sonderburgs von dem festen Lande aus; in jedem Falle haben die Dänen die Möglichkeit verloren, fernerhin angriffsweise von Alsen aus zu Werke zu gehen; sie sind auf die Vertheidigung beschränkt, und damit ist ein ernster Angriff auf den dritten Punkt, die jütische Grenze, und besonders Friedericia, möglich geworden. Kaum war denn auch die Kunde von der Erstürmung der Düppeler Höhen nach dem Norden gekommen, als auch schon dort im schleswig-holsteinischen Hauptquartier der Befehl zum Vorrücken gegen Jütland gegeben ward. Man griff zuerst in Kolding, das von den Dänen stark besetzt war, und das man in alter Weise verschanzt und verpallisadirt hatte, an; das erste und zweite

schleswig-holsteinische Jägercorps und das neunte Bataillon haben diese Stadt am 21. einer dreifachen dänischen Uebermacht entrissen; sie haben die dänischen Truppen mit dem Bajonnett angegriffen, die Pallisaden ohne Leiter und Sturmwerkzeuge überstiegen, vier dänische Bataillone, das Castelljägercorps und eine Schwadron Husaren nach einem mehrstündigen Gefecht geworfen, und so den Einzug in Jütland, dies strategische Endziel des Krieges — Gott gebe, daß es auch das diplomatische sei — zu erreichen begonnen. Die nächsten Tage werden uns Nachrichten aus Jütland bringen; ich hoffe, daß wir bald von Friedericia hören werden; fällt diese Stadt, so kann ganz Jütland keinen ernsten Widerstand mehr leisten, und Dänemark wird großen Glückes bedürfen, um selbst die Insel Fünen vor einem Uebergange zu schützen. Mit großer Spannung harrt man daher auf die Botschaften, die vom Norden kommen; wenn Deutschland ernstlich will, kann in vier Wochen der dänische Krieg zu Ende sein; Gott gebe ihm nach so schönen und ruhmreichen Waffenthaten nur diesen ernstlichen Willen, und die Frage des Nordens ist auf lange Zeiten hinaus für Deutschland erledigt.

— Ich glaube Ihnen im Vorliegenden ein kurzes und, wie ich hoffe, klares Bild von dem militärischen Stande der Dinge gegeben zu haben; wenn Sie es für hinreichend interessant halten, so werde ich Ihnen demnächst einen Ueberblick über den politischen Zustand und die diplomatische Frage geben, die freilich keineswegs eben so erfreulich für unser Deutschland sind. Manche trübe Bedenken knüpfen sich an die letzten; wir hoffen auf die „bessere Natur der Dinge;“ wenn hier noch einmal die Feder radirt, was das Schwert erwirbt, so wird Sturm gesäet werden! Möchten unsere Diplomaten das wohl bedenken.

L. Stein.

Semlin, 13 April. Einen betrübenden Anblik gewährte gestern die Ankunft der Dampfboot-Passagiere. Das gesammte Personal des General-Kommandos aus Siebenbürgen, darunter General Fersmann und General Appel, stiegen ans Ufer. Ihr schlechter Anzug, ihre blasse Gesichtsfarbe verräth ihr Unglück. Nach einer Stunde Rast haben sie ihre Reise über Agram und nach Wien fortgesetzt. Sie führen die bedeutende Kriegskasse und die Archive mit sich.

Paris, 18. April. Sämmtliche demokratische Journale hielten heute eine Konferenz, in der sie sich verpflichteten, alle sie treffenden Geldstrafen gemeinschaftlich (pro rata) zu tragen, um auf diese Weise den Plan des Kabinettes, sie zu tödten, zu vereiteln. (?)

Europa.

V.

Italien.

Das gesegnetste Land in Europa und fast am meisten zerrüttet durch Parteien, durch Zwiespalt, durch Unentschiedenheit, durch Kämpfe, ohne Nachdruck, ohne Hingebung.

Es giebt flammende Geister, mächtig arbeitende Kräfte, große Charaktere, glühende Leidenschaften, es giebt Muth und Aufopferungsfähigkeit, Eifer und Begeisterung in Italien, und doch bezeichnen mißglückte Versuche, erfolglose Erhebungen, zurückgeschlagene Angriffe, Italiens Geschichte der letzten Jahrzehnte, so schwer ist es, sich aus einem unnatürlichen in einen natürlichen Zustand zu bringen. Nach Vereinigung schreien und ringen die getrennten Theile Italiens und trotz aller Anstrengungen, trotz allen Blutes, das daselbst geflossen, ist sie bis jetzt nicht gelungen, theils durch innere, theils durch äußere Hindernisse gestört und gehindert. Die Vereinzelung ist aber eine Stütze der Vereinzelung, sie ist eine Schwäche, die schwer zu überwinden, eben weil sie eine Schwäche, die Theilung des Volkes, durch innere Verhältnisse, durch eine eigenthümliche Lage der Dinge hervorgebracht, hat sich den Interessen, den Lebensbedingungen, den Einrichtungen mitgetheilt und findet daher Kräfte, die sie den mächtigsten Angriffen gegenüber vertheidigen; darum die Langwierigkeit des Kampfes. Diese Vereinigung wäre aber weit schwieriger, vielleicht unausführbar, wenn nicht ein Umstand, mehr als alle Lehren, mehr als alle Grundsätze und Ueberzeugungen, die Kräfte zum Anstreben derselben bewegte. Dieser Umstand ist die österreichische Herrschaft über die Lombardei und Venedig. Diese ewig mahnende Schmach Italiens, nur durch die Theilung möglich, und darum zur Vereinigung drängend; die Lombardei und Venedig sind die geraubten Töchter Italiens, über welche der Krieg so lange dauern muß, bis sie dem Vaterlande wieder gegeben sind. Italiens Ehre bleibt verpfändet, so lange diese zwei Gebiete in fremden, in Oesterreichs Händen sind. Aber diese Schmach ist es, welche das getheilte Italien vereinigen hilft, es war von jeher der Fall und ist es noch, daß Nationen die Knechtschaft im Innern leichter ertragen, als die von außen; es ist mitzuzählen unter die eingebürgerten, zur festen Ueberzeugung gewordenen Vorurtheile, unter die zum Gesetz gewordenen Verkehrtheiten, daß man die angestammte Tyrannei bei weitem der fremden vorzieht. So wie aber der Druck im Innern Italiens, dem Aeußern nachgeholfen, so hilft jetzt der äußere den innern vertilgen. Die unberechtigten Gewalten sind Bundesgenossen und fallen mit einander.

Italien bereitet sich in Einzelnkämpfen zum vereinigten Kampfe vor. Nicht die Franzosen können es retten, es muß und wird sich selber helfen; ja, die Befreiung durch fremde Kräfte ist eine neue Unterjochung. Ganz Europa vermöchte nicht Frankreich zu bezwingen, ganz Europa vermöchte nicht Italien frei zu machen. Nur das französische Volk hat sich über den Präsidenten Louis Napoleon und über das Ministerium aus einer gestorbenen

Zeit zu beklagen, weil sie die größten heiligsten Ideen der Zeit, durch die sie doch geworden, verwerfen, indem sie für die weltliche Herrschaft des Papstes gegen das Volk anstatt umgekehrt, interveniren. Italien braucht die französische Intervention zu seinen Gunsten nicht, denn selbst geschlagen siegt es, es muß geschlagen werden, wie der Gegner Carl XII., um siegen zu lernen.

Sizilien erndtet bereits die schöne Frucht, die aus der blutigen Saat Ferdinands aufgegangen; Sizilien ist siegreich und frei; es will eher untergehen, als dem gekrönten „Henker", dem verbündeten käuflicher Lazaroni und blutdürstiger Söldner, der Neapel verwüstet und seine besten, edelsten Söhne rücklings, meuchlings gemordet, ferner unterthan sein.

Rom will dem Kirchenfürsten nichts als die Kirche lassen, es überantwortet ihm die himmlischen Angelegenheiten, die irdischen zu ordnen, behält es sich selber vor. Die österreichische und französische Regierung, die ihm Bajonette schicken, werden seinen schwankenden Thron nicht befestigen, auch wenn sie ihn wieder aufzurichten im Stande sein sollten. Ein Fürst, der zu Bajonetten seine Zuflucht nehmen muß, ist gestürzt, denn die Macht der Krone liegt in dem Gedanken, der sie nährt und schützt; ist dieser vernichtet, so ist's auch die Krone. Rußlands Czar herrscht nicht durch die Knute, sondern durch den irrigen Glauben des Volkes: die Knute ist nur ein Präservativ gegen die Aufklärung, die diesen Glauben erschüttern müßte. Können übrigens Oesterreichs und Frankreichs Waffen mit einander wirken, können sie in Vereinigung einer Sache dienen? Die französische Regierung spielt ein gewagtes Spiel. Sie schickt Waffen der Republik gegen die Republik; selbst im englischen Oberhaus wurde die Verwunderung über diese räthselhafte Erscheinung ausgesprochen. Werden Frankreichs Söhne gegen das römische Volk fechten? Wir glauben es nicht. Wie's auch kommen mag, ob die französischen Soldaten Gehorsam leisten oder verweigern, so hat sich die Regierung einen Schlag versetzt, und die Sache, gegen die sie auftreten, hat dabei gewonnen.

Toskana hat eine fürchterliche Rückwirkung erfahren; die Republik, die daselbst proklamirt worden, hat sehr kurze Zeit gedauert; der Großherzog ward von einer für den Augenblick überlegenen Partei, zu welcher die Soldaten gehören, wieder eingesetzt: Der Reaktion in Toskana liegt ein großer Irrthum zum Grunde; die Partei des Großherzogs bewahrt diesem Fürsten Sympathien seiner Nachgiebigkeit wegen, die er vor wenig Jahren gezeigt, als sich die Wünsche des Volkes, freilich sehr nachdrücklich, für erweiterte Freiheit aussprachen; diese Partei weist auf die Statue des Großherzogs hin, die das jubelnde Volk aus Dankbarkeit auf dem Marktplatze zu Livorno aufgerichtet, und auf andere Ovationen, meint, daß die Gefahr durch die Wiedereinsetzung des Großherzogs nicht so groß sei, als die einer Invasion fremder Mächte im entgegengesetzten Falle, und hält es daher für patriotischer, die Republik aufzuheben — und doch will auch sie die Einheit Italiens, als ob diese jemals zu Stande kommen könnte, ohne die Beseitigung der Throne, als ob eine Constituante und eine wirkliche Zentralgewalt nicht jede Einzelmacht ohnehin aufhübe, als ob eine Person berücksichtiget werden dürfte, wenn es sich um so Großes, wie um ein ganzes Volk, sein Wohl und Gedeihen handelt. Diese Partei muß und wird wohl auch zur Besinnung kommen; die Italiener müssen die Bedingungen eines einigen Italiens klar erkennen,

um es zu gründen. Die Reaktion in Toskana wird wie jede Reaktion die Revolution kräftigen und schärfen, drum mögen sie den Jubel sparen, die sich des Rückhalts freuen.

Sardinien ist hintergangen von seinen eigenen Soldaten, die sich königlich nennen. Carlo Alberto, der treulose, verrätherische Verschwörer von ehemals, hat es ein Mal in seinem eigenen Interesse ehrlich mit der italienischen Sache gemeint, und sah sich durch die Treulosigkeit der Soldaten genöthigt, zu abdiziren. Die Italiener haben die Scharte, die ihre Ehre bei Novara bekommen, auszuwetzen. Die Soldaten von Piemont haben das große italienische Vaterland verrathen und dem alten österreichischen Feldmarschall wohlfeile Lorbeeren verschafft. Diese Niederlage, sowie die Trümmer und Leichen zu Brescia sind zwei Mahnungen mehr zu Vereinigung und zu gemeinschaftlicher Erhebung. Genua hat die Fahne des Aufruhrs erhoben; es unterlag, weil es für sich allein in die Schranken trat. Ein Feldruf, ein Gedanke, ein Kampf, ein Sieg für alle, das muß, das wird der Wahlspruch der ringenden Völker sein. Die Lombardei und Venedig harren der großen Vereinigung, die sie einzig retten kann. Zwei Männer sind die Träger der Gedanken, die in Italien kämpfen, zum Theil gesiegt haben, zum Theil siegen werden, zwei Männer, die sich abgelöst, die sich ergänzt und an welchen der Stand der Dinge, die Beschaffenheit des Kampfes, das Maß des Gewonnenen und des zu Gewinnenden, die Vortheile und Nachtheile der verschiedenen Parteien zu erkennen sind.

Diese zwei Männer sind Mazzini und Pius IX.

Mazzini trat schon vor 17 Jahren auf; doch mußte er wieder abtreten; denn der Moment für ihn war noch nicht gekommen. Zwischen seinem brennenden vorwärtsstürmenden Geiste und dem des italienischen Volkes, der durch Polizei und Pfaffen lahm geworden, war eine Vermittelung nöthig. Der Papst Pius IX. hat diese Vermittelung hergestellt.

Mazzini konnte dort nicht anfangen, wo Pius IX. anfing, Pius IX. kann dort nicht abschließen, wo Mazzini abschließt.

Pius IX. wollte ein einiges Italien, ohne die Schranken, die es theilt, gewaltsam zu stürzen; er wollte das Feindliche versöhnen, statt es zu bekämpfen, er wollte die Reform statt der Umgestaltung; er wollte ein Friedensfürst sein, ohne vorher Krieg geführt zu haben; er brachte Licht und Wahrheit und meinte, diese beiden Heilmittel seien sowohl für die Unterdrücker, als für die Unterdrückten, und können die kranke Welt genesen machen, er glaubte, Licht und Wahrheit müßten siegen, ohne daß für sie das Schwert gezogen würde; er erschütterte die Grundfesten des Irrthums und des Unrechts; aber er vernichtete sie nicht; es war gegen seine Natur und Ueberzeugung, das Bestehende materiell zu zerstören und es blieb hindernd, hemmend, verletzend, wie früher.

Mazzini verbindet mit dem Gedanken die That und arbeitet mit derselben Energie auf die letzten wie auf die ersten Konsequenzen seiner Grundsätze hin. Die Einheit Italiens ist für Mazzini nichts mehr als der Anfang der großen europäischen Völkerverbindung, nichts mehr, als die nöthige Vorbereitung für Italien, um seine Aufgabe im gesellschaftlichen europäischen Verband lösen, seine Pflicht erfüllen zu können. Für Mazzini hat kein Bestehendes eine Berechtigung, das nicht mit hinarbeiten hilft auf dieses große einzig mögliche Ziel, oder das etwa gar störend einwirkt, er mußte nach Pius kommen; dieser mußte für ihn den Boden ebnen; den Grundgedanken alles weitern Strebens zur Geltung bringen und be-

festigen; der ist: Einheit Italiens. Pius IX. hat in der That das Werk begonnen, und es gab eine Zeit, da ihn das italienische Volk für den Apostel seiner Freiheit hielt und als solchen verehrte und feierte. Aber sein Ziel war nicht dasjenige, das erreicht werden soll, darum mußte ihn Mazzini stürzen.

Mazzini hat im Jahre 1833 „das junge Italien“ gegründet und war das Oberhaupt dieses Vereins. Der ausgesprochene Zweck dieses Vereins war: Die Unabhängigkeit und Einheit Italiens, sein Symbol ein Cypressenzweig, sein Wahlspruch: Jetzt und immer (ora e sempre), sein Mittel: Die Erhebung und die Propaganda, das Schwert des Ver-Verschworenen und die Feder des Journalisten. Das junge Italien war tief religiös und demokratisch wie sein Gründer, und unterschied sich dadurch von dem Carbonarismus, der durch die Skepsis zum Liberalismus gelangte. Das junge Italien hatte im Jahre 1833 in Marseille ein Journal zu Verbreitung seiner revolutionären Grundsätze; es bereitete einen revolutionären Feldzug durch Komités vor, die in der Lombardei, in Toskana, in den päpstlichen Staaten und zuletzt in Neapel gebildet wurden. Die Revolution fand einen Anfang sogar unter dem Militär; allein er war nicht groß und nicht allgemein genug, um Mazzini's Plan durchzuführen. Eine aufständische Regierung aus Männern der verschiedenen Provinzen sollte gebildet werden, die so lange bestehen sollten, als der Aufstand nothwendig war und dauerte. d. h. bis zu dem Tage, da das österreichische Szepter in Italien zertrümmert ist. Sobald dieses geschehen, sollte ein aus der allgemeinen Wahl hervorgegangener Nationalkongreß in Rom zusammenkommen, der allen revolutionären Behörden ein Ende machte und Italien zentralisirte. Mazzini entschied sich für den Guerilla-Krieg, „weil dieser sich am besten mit den Eingebungen des Patriotismus vereinigen ließe, weil er durch eine Menge von Waffenthaten jeden Stein des Vaterlandes heiligte, weil er die Freiwilligkeit der tugendhaften, begeisterten Regungen nicht unter dem Druck der Regelmäßigkeit sterben läßt, weil man endlich, wie Napoleon gesagt hat, die Thermopylen nicht durch eine Ladung in zwölf Tempos vertheidigte.“

Mazzini und sein Gedanke kamen zu früh, um für den Augenblick wirksam zu sein. Statt einer großen Revolution wurde von dem jungen Italien eine kleine, mißlungene, verrathene Verschwörung zu Stande gebracht; denn der Widerstand, den sie fanden, war größer als die Theilnahme. In Genua, Turin, Chambery schnaubte die Tyrannei, die sich bedroht sah, Rache. Raffinirte Torturen, Inquisitionen, Spionerien, Verhaftungen, Ermordungen erfolgten. Edle hochherzige Männer und Jünglinge wurden dem Henkerbeil überliefert. Die alte Geschichte vom Purpur, der roth gefärbt wird. Durch diese Niederlage wurde das junge Italien, dessen unerschrockene Seele Mazzini war, keineswegs entmuthigt. Noch im selben Jahre begab sich der kühne Träger des flammenden Gedankens in die Schweiz nach Genf, organisirte daselbst eine Expedition, die sich über Savoyen auf das italienische Gebiet werfen sollte; er hatte den General Ramorino an seiner Seite, es wurde beschlossen, das italienische Gebiet in zwei Colonnen zu überziehen, die eine von Ramorino geführt, dem 40,000 Franken zur Verfügung gestellt wurden, sollte von Lyon, die andere von Genf ausgehen. Mazzini organisirte mit der außerordentlichsten Gewandtheit und Thätigkeit die Verschwörung in Savoyen. Er setzte sich mit den Polen, mit den Deutschen, mit den Schweizer Scharfschützen in Verbindung, er kaufte Schießwaffen, studirte

den Plan zu dem bevorstehenden Feldzuge, und bestürmte durch flammende, begeisternde Briefe die Demokraten in Paris, eine Diversion zu machen. Mazzini wagte, unternahm Alles, was der Ausführung seines Planes förderlich sein konnte; allein umsonst; die Expedition mißlang. Ramorino, derselbe, welcher Schuld an dem Falle Krakau's trägt, welcher jetzt in Sardinien zum mindesten gefehlt, war saumselig und that nicht seine Pflicht, er kam zu spät an den Ort, der ihm bestimmt worden, nachdem er die ganze Sache verzögert und immer hinausgeschoben. Die Sache konnte nicht gelingen, nicht weil Ramorino zu spät, sondern weil Mazzini zu früh kam.

Die Durchführung seines Planes konnte nicht so rasch und stürmisch durchgeführt werden, wie sein flammender Geist es wollte und einzig konnte. Pius IX. kam und diente dem Gedanken Mazzini's, ohne ihn zu hegen, einem Gedanken, der so mächtig ist, daß er die Macht des Papstes in Rom vernichtete, als sie ihm hinderlich wurde. Jetzt ist Mazzini an seinem Platze; und wenn auch er fallen sollte, so wird sein Gedanke siegen, der alle Lebensbedingungen in sich trägt, für welchen kein Tod von der Tyrannei erfunden werden kann. Der Gedanke, der Pius IX. gestürzt, wird auch die Bajonette besiegen. Kolisch.

Rückblicke auf die Gruppen des österreichischen Reichstags.

A. Das Centrum.

In medio virtus; ganz natürlich, eine virtus im Sinne der Bureaukratie, nämlich der Gehorsam, daher in der Mitte, im Centrum des Reichstags, die gehorsamen Diener des Ministeriums, mit Einem Worte ausgedrückt, die Ministerialknechte. Diese Gruppe besteht wieder aus zwei Unter-Gruppen, aus den Centralsophisten und Centralesein.

1) Die Centralsophisten.

Die hervorragendsten Individuen unter den Centralsophisten des österreichischen Reichstags waren: Cajetan Maier, Lasser, Kudler, die beiden Neumann, Neuwall, Helfert.

C. Maier.

Den Chorus eröffnen die Freunde Maier und Lasser. Man ist in Zweifel, wer den Vorzug vor dem andern verdiene. Nach der chronologischen Priorität der Auszeichnung sprechen wir zuerst von Maier.

Maier ist Advokat zu Brünn und Güterinspektor oder Direktor eines Hocharistokraten. Maier ist ein kenntnißreicher Advokat, ein sehr gewandter, spitzfindiger Dialektiker, der nie um eine Antwort verlegen ist; man sagte uns auch, daß er ein gutes Herz besitze. Obgleich wir nie eine Probe hievon gesehen, glauben wir es gerne, so wie wir überhaupt in den folgenden Skizzen, wenn wir es nicht ausdrücklich erwähnen, den persönlichen, sittlichen

Charakter in unsere Kritik so wenig als möglich einbezogen wissen, und nur den öffentlichen berücksichtigen wollen. Wer halbwegs in der Phisiognomik bewandert ist, findet am Antlitze Maier's kein Wohlgefallen. Es drückt höchst wahrscheinlich durch äußerliche häßliche Züge viel mehr innerliche Häßlichkeit aus, als sie Maier besitzt. Es ist die Physiognomie eines ganz gemeinen Sykophanten, vulgo Winkelschreibers oder Afteradvokaten. — Instinktartig riecht man, wenn man in die Nähe Maier's kommt, den Sophisten heraus, wie man den Satan am Schwefelgeruche gleich wittern soll. Ohngeachtet der außerordentlichen Gewandtheit und Geschäftstüchtigkeit, ohngeachtet so manchen, in formeller Beziehung höchst vortrefflichen Dienstes, den Maier dem Reichstage geleistet hatte, ohngeachtet seiner musterhaften Berichterstattungen konnte er doch nie das Zutrauen des Hauses gewinnen. Der fatale Schwefelgeruch war hieran Schuld. Maier war Unterstaatssekretär bei Dobblhof. Wir hörten diesen sich sehr rühmend und dankbar über Maier aussprechen. Maier muß als Unterstaatssekretär ausgezeichnete Dienste geleistet haben, wenn der Ausspruch des gewesenen Ministers Dobblhof vollen Glauben verdient; wenn der Letztere im Stande war, den wahrhaft vorzüglichen Dienst von einem anscheinend vorzüglichen zu unterscheiden. — Im September hörten wir Maiern sagen: „Wir gehen mit Riesenschritten der schrecklichsten Anarchie entgegen." Maier war damals noch Unterstaatssekretär, und verstand nach Hofgebrauche unter dem Worte Anarchie die rechtmäßige Volksbewegung. Vielleicht dachte sich Maier dabei das, was wir unter seinen Worten verstanden, nämlich: Wir gehen mit Riesenschritten der schrecklichsten Säbelherrschaft entgegen. Wenn wir, die im Vergleich mit Maier bezüglich des politischen Scharfblickes arme Stümper sind, ganz genau sahen, wie die mächtig anschwellende Reaktion auf tausend Wegen sich ausbreitete, und Veranlassungen und Reizungen zu irgend einem unbesonnenen Schritte in großer Menge schuf, um einen Vorwand zu Gewaltstreichen zu finden, mußte Maier, der nahe am Heerde der Reaktion saß, bei seinem Scharfblicke dies um so besser als wir bemerkt haben.

In den Oktober-Tagen war Maier in die Reichstagspermanenz gewählt, wo er durch zwei Tage das Präsidium führte. Nach dieser langen Zeit der Amtswirksamkeit sah er sich mit Leidwesen bemüßigt, die ihm ungemein theure Permanenz zu verlassen, um sich wegen der Wiederwahl nach Brünn zu begeben. Die Wahl war gleich geschehen, aber Maier kam nimmer in die Permanenz des Reichstags zurück. Er begab sich in Staatsgeschäften nach Olmütz. Hier verblieb er bis zur Einnahme Wiens und Bildung des neuen Ministeriums. Er leistete dem Vaterlande die ersprießlichsten Dienste; denn er war unter jenen wahrhaften Freunden des Hofes und des Vaterlandes, welche den Erzherzog Franz Karl, und natürlich noch andere allerhöchste Personen, die alle Errungenschaften der Revolution streichen wollten, beschworen, daß sie dieses ja nicht thun sollten, da mit einem solchen Gewaltstreiche die Dynastie selbst sich ins Verderben stürzen würde. Daß es nach derlei Aeußerungen des Hofes für einen ehrlichen Mann keine Kapitulation mit den Verräthern gebe, sah M. ohngeachtet seiner großen Kenntniß nicht ein, ebenso wenig, daß seine Interzession nichts Anderes bewirken würde, als den konstitutionellen Schein, und desgleichen dachte er nicht, daß es am Besten gewesen wäre, wenn der allerhöchste Hof sich gleich gänzlich demaskirt haben würde, damit ihn selbst die blöden Augen der getreuen Unter-

thanen in seiner scheußlichen Gestalt erblickt hätten, und für sie nicht mehre Monate nothwendig gewesen wären, um es endlich einzusehen, daß es dem allerhöchsten Hof so wenig ernst sei um Volksfreiheit, als ihnen um die Liebe, mit der sie die Steuern bezahlen, und ihre Söhne auf die Schlachtbank nach Italien und Ungarn senden.

Dem Maier ward eine Ministerstelle angeboten. Er bedankte sich dafür. Zu seinen Freunden sprach er bei dieser Veranlassung, daß er noch zu jung sei, um seine politische Laufbahn in einem Uebergangs-Ministerium so früh und so schnell zu schließen. Wir meinen, daß Maier sich ohngeachtet seiner großen Klugheit verrechnet habe, da wir hoffentlich einer Zeit eiligst entgegengehen, in welcher Maier und seine Gesinnungsgenossen für Ministerien unmöglich geworden sind. Maier hat den günstigsten Zeitpunkt versäumt, um eine höhere politische Laufbahn zu durchlaufen, als es seine gegenwärtige gewesen.

In der letzten Zeit des Reichstags sprach Maier sehr wenig. Der Fuchs wollte sich nicht durch Vertheidigung von verzweifelten Sachen verrathen, und noch mehr in Mißkredit bringen.

Gegenwärtig soll Maier in Wien sein, in dem vom freisinnigsten aller Ministerien berufenen Gremium seiner unverantwortlichen Räthe. Maier leistet gewiß die vortrefflichsten Dienste in — advokatischer Beziehung. Er ordnet die Angelegenheiten seiner hohen Gönner mit der größten Umsicht und Gewandtheit, zur vollsten Zufriedenheit Stadions. Möge er reichlichen Lohn von seinen Gönnern empfangen. Denn vom Volke hat ein Ministerialknecht der feinsten Qualität, d. i. ein Staatssophist, keinen zu erwarten.

Lasser.

Lasser ist k. k. Fiskal-Adjunkt oder noch was Höheres. Gewiß ist er einer der größten, schamlosesten Staatssophisten, die je der Erdboden getragen hat. Es hat uns allezeit schrecklich angewidert, wenn wir den schönen jungen Mann in seiner gränzenlosen Unverschämtheit auf der Tribüne sahen. Da regnete es so viele Sophismen, daß der Sophist endlich seiner selbst und seines verdrießlichen Amtes überdrüssig, in einem fatalen Momente gesagt: „Meine Herren, halten sie das für keinen Sophismus." O Klugheit der Staatssophisten! unwillkürlich geht sie ihnen durch, und was sie in langer Zeit aufgebaut hatten, ist verloren.

Lasser hat einen Mackel auf seinem Charakter, der nach unserer Ueberzeugung von ihm nicht getilgt worden ist, und ihn auf immer schändet. Lasser war Vorstand des Petitions-Ausschusses des Reichstags. Als solcher ward er einst öffentlich interpellirt wegen einer dringend nothwendigen Petition, die er mit Vorbedacht zurückgelegt hatte. Es kam seine Unehrlichkeit an den Tag, und er konnte sie mit allen seinen sophistischen Künsten nicht beschönigen. Den klugen bureaukratischen Betrügern ist das Wort Gewissen ein leerer Schall, desgleichen Religion, Menschenliebe, Vaterlandsliebe. Beförderungsliebe ist das Prinzip ihrer Moral; darnach bilden sie alle ihre Lebensregeln und Thätigkeiten.

In den Oktobertagen, d. i. in den allerersten Tagen der Reichstags-Permanenz, namentlich zur Zeit, als Maier deren Präsident gewesen, drängte sich Lasser Anfangs, ohne daß er vom Reichstage dazu gewählt worden, in die Permanenz, um sie zu überwachen, und im bureaukratischen Geiste zu inspiriren. Einmal ging er mit uns sogar in das

In der neuesten Zeit verlautete es, daß man ihm das Portefeuille als Minister des Unterrichts angetragen, er es jedoch abgelehnt hätte. Falls dies stattgefunden, müssen wir ihn sehr loben; denn die Wissenschaft wäre bei ihm so geborgen gewesen, wie die Freiheit.

Lasser ist Freund des Judas der Demokratie, des niederträchtigsten Volksverräthers, der je existirt hat, des Ministers Bach. Neumann ist Verehrer und Freund des freiheitmörderischen Aristokraten, des neuen Metternich, des Jesuiten Stadion. Das österreichische Volk hat Ursache genug, sich die beiden Volkszertreter Lasser und Neumann wohl zu merken, um sie bei geeigneter Gelegenheit für ihre Dienste zu belohnen, und so zu erhöhen, wie sie es verdienen. — Wenn wir doch schon dieses eckelhafte Sumpfgebiet des Reichstags durchschritten hätten! Doch, was hälfe es uns auch, wir haben auf der rechten Seite des Reichstags ein ebenso abscheuliches Gebiet zu gewärtigen. Wenn es uns nicht daran läge, pflichtgemäß das Unsrige beizutragen, um das gutmüthige österreichische Volk vor seinen Verräthern zu warnen, würden wir derlei Gebiete nie betreten und Alles eher thun, als Erinnerungen an Erlebnisse und Persönlichkeiten erneuern, welche wir gern in ewige Vergessenheit begraben würden. Vorzüglich gilt dies von dem nächstfolgenden Individuum, Joseph Neumann.

„Hütet euch vor den Gezeichneten.“ — Wenn je, hat sich an Joseph Neumann das Sprichwort bewährt. Wir sahen kaum ein Gesicht, das ein so completes Schurkengesicht wäre, als das Neumann's. Bosheit, diabolische Bösartigkeit mit der größten Keckheit und Frechheit gepaart, ist der vorherrschende Zug in der häßlichen Physiognomie. Wir lernten den saubern Sophisten zuerst kennen bei Gelegenheit der Deputirten-Kandidatur in der Roßau. Neunmann trat mit Unverschämtheit auf, da er uns, seinen Vorredner, wegen unserer Rede, die ihm zu große Wirkung hervorgebracht zu haben schien, verdächtigte und bemerkte, daß die Kraft der Rede ein großes Unglück für den Reichstag sei. Die Versammlung ward indignirt über ihn, und wies ihn zur Ordnung. Wenn man als Kandidat unverschämte Frechheit zur Schau trägt, wo man durch Bescheidenheit am ersten sein Ziel erreichen kann, läßt sich leicht denken, mit welcher Keckheit man als Deputirter, wo man sein Ziel bereits erreicht hat, auftritt. Neumann war in Wien und dessen Umgebung beinahe in allen Wahlbezirken als Kandidat aufgetreten, und glücklich überall durchgefallen, bis es ihm endlich spät im Winter unter der Aegide der schwarzgelben Säbelherrschaft gelungen war, im Wahlbezirke Neunkirchen in den Reichstag gewählt zu werden. Den dritten Tag seiner Anwesenheit in Kremsier hielt er seine — nicht Jungfern-, sondern H.-Rede; holte sich aus der Hand des wackern Sbiczerski die Rittersporen, womit ihn der brave Major auf das gottlose Maul so gewaltig schlug, daß ihm ein unvertilgbares Schandmal davon übrig bleiben wird. Eine solche Frechheit sah man noch nie im Reichstage. Zweimal mußte während der H.-Rede der freche Sophist zur Ordnung gewiesen werden. Er kam von Wien, um dem Reichstage zu zeigen, was ein Windischgrätz'scher und Welden'scher „Gutgesinnter“ von Vollblut sei. Er schmähete die Revolution, alle Freiheitsmänner, alle ehrlichen Menschen, die redlichen Arbeiter, begeiferte überhaupt Alles, was nicht „gutgesinnt“ ist, lobte übermaßen die Prätorianer und ihre Janitscharen, und pries sie als Befreier Oesterreichs. Das ganze Haus, mit Ausnahme einiger Gutgesinnten, war

über seine Keckheit und Frechheit empört; kein Händedruck, keine Worte des Beifalls, kein freundlicher Blick wurde ihm zu Theil, als er auf seine Bank zurückkehrte. Man kann hieraus entnehmen, wie maßlos er sich verhalten, da die Gesinnungsgenossen im Centrum und auf der Rechten es in andern Fällen nie unterließen, ihren Konsorten dergleichen zu spenden, wenn sie von der Tribune zurückkehrten, wo sie die Freiheit mit Nachdruck geschmähet hatten. Neumann hatte die schwarzgelben Farben doch zu grell aufgetragen, dachten sich die Schwarzgelben, und unterließen die Beifallsbezeigung.

In der Kaim'schen Angelegenheit, wo die Czechen und ihre Alliirten, die Centralisten, um jeden Preis eines ehrenwerthen Kollegen los werden wollten, trat Neumann wieder auf. Man meinte, daß er sich von seiner Niederlage nicht gar so schnell erholen werde; allein was ist frechen Menschen eine Niederlage! Sie erholen sich schnell vom Schrecken und von der Schande, und steigern nur noch mehr ihre Kraft, um das nächste Mal desto gewisser durchzudringen. In der Kaim'schen Angelegenheit entwickelte Neumann wieder die alten Talente, und bemühete sich, mit der größten Anstrengung, einen redlichen Mann in Unglück zu bringen.

In der ersten Rede schimpfte er auch wacker los über die Kandidaten für die Deputirtenstellen. Er sagte, daß er Unwissenheit, Unglauben, Verachtung göttlicher und menschlicher Rechte, Schändung des Heiligthums hätte in den Kandidatenreden predigen hören; gewiß sprach ihm Niemand recht, der ihm vorgezogen worden, und da solches vom Juni bis Januar vorgekommen, so hat er sehr viele Kandidaten sprechen, und die obbenannten Laster entwickeln hören.

Wir scheiden von dem Henker der Freiheit, überlassen ihn dem Triumphe, den er unter seinen Gesinnungsgenossen in Wien und dessen Umgebung feiert, gratuliren den Wahlmännern von Neunkirchen zur Ehre, die sie sich durch ihre ausgezeichnet weise Wahl erworben, und bitten unsere Mitbürger inständig, bei günstiger Gelegenheit, den Neumann so zu belohnen, wie er es verdient, ihm noch den Vorrang vor Lasser, und seinem Namens- und Gesinnungsgenossen, L. Neumann, zu geben, damit ein erhabenes Vorbild aufgestellt werde, wie sehr das Volk seine Freunde ehret.

Neuwall.

Ein Kameralist, vulgo Zöllner, aber von nobler Art. Neuwall ist ein Menschenfreund, vorzüglich wenn das **n** vor dem **f** in ein **r** umgewandelt wird, was er zu Kremsier zu allgemeiner Erbauung auf den Bällen, im Badhause ohne Furcht und Scheu öffentlich bewiesen, da er, ein Ritter und Vertheidiger des Adels, sich auf die liebfreundlichste Art bis zu den Bauernmädchen herabgelassen hatte. Im kameralistischen, im Finanzfache soll er gediegene Geschäftskenntnisse besitzen. Im Reichstage vertheidigte er mit Vorliebe die schlechte Sache.

Seine impertinenten Schmähungen der wahrhaft nobeln Magyaren, denen er und alle Schwarzgelbe sammt der glorreichen k. k. Armee die Schuhriemen aufzulösen, nicht würdig sind, schändet ihn für ewige Zeiten. Die elenden Sophisten und Ministerialknechte zählten mit wegwerfender Verachtung die Sünden der Magyaren auf, sie posaunten mit Hochmuth das Sündenregister der Magyaren aus, schmäheten den Kossuth, den genialsten,

größten Mann des Jahrhunderts, stießen die Abgeordneten einer wackern, ruhmgekrönten Nation, die von der Kamarilla verrathen war, von den Pforten des Reichstags weg, und triumphirten über die Unglücklichen. Ritter von Neuwall und ihr Alle, die ihr die Magyaren geschmähet, bestreuet eure Häupter mit Asche, hängt euch den Strick um den Hals und gehet mit dem Wiener Gemeinderathe reumüthig den heranziehenden Ungarn entgegen.

Neuwall hatte den Adel vertheidigt in einer konglomerirten Rede, worin er aus den besten geschichtlichen Quellen die wunderbaren Thaten des Adels seit Noa bis auf die Ritter von Neuwall herab aufzählte. Neuwall wollte höchst wahrscheinlich ein großartiges Mosaikbild der Adelswirksamkeit und Tugenden verfertigen, dem Reichstage, dem österreichischen und allen Völkern der Erde zur Beachtung und Verehrung aufstellen; allein seine kameralistische Hand taugt nicht zum Maler — die Steinchen und die Steine fielen wirre, bunt unter einander, und es war statt des Mosaikbildes ein Konglomerat geworden. Beinahe Alles, was er zu Gunsten des Adels anführte, ließ sich umkehren und zu dessen Ungunsten anwenden.

Bösartigkeit fanden wir nicht an N.; wir zweifeln nicht an seiner Herzensgüte, aber eben so wenig an seinen unglückseligen büreaukratischen Gesinnungen und wünschen, daß er sich den Zöllner Zachäus zum Vorbilde nehmen und zur Demokratie bekehren möchte.

Helfert.

Er ist der Helfer des Stadion. Ein junger hübscher Mann. H. war stets der bissigste Central-Sophist. Eine solche Pedanterie, wie er sie im Reichstage an den Tag legte, ist uns noch nie vorgekommen. Im Privatumgange ist H. menschenfreundlich. H. entwickelt seine Ansichten mit genauester Folgerichtigkeit; er ist geistreich, belesen, gewandt, und doch ein schrecklicher Pedant. Seine Voraussetzungen, seine politischen Grundsätze sind schulmeisterhaft, bornirt, daraus entspringt seine Pedanterie.

Er las, populär ausgedrückt, dem Reichstage, d. i. der Linken, Lektionen. Hieraus entsprang sein hohes Glück, daß er zum Unterstaatssekretär im Ministerium des Unterrichts befördert worden ist. H. ist nach seinem eigenen Ausdrucke Kanonist. Der Ausdruck ist bezeichnend. H. ist Unterstaatssekretär im Kanonen-Ministerium. Denn ohne Herrschaft der Kanonen wäre ein solches Ministerium, wie das verstandes- und freiheitslose Ministerium Schwarzenberg-Stadion ist, nie zu Stande gekommen.

In wiefern H. berechtigt zu sein glaubte, die Studien und Schulen Oesterreichs unter seine jugendliche Obhut zu nehmen — H. war kaum ein Paar Jahre Suppleant oder Docent — woher seine pädagogischen Kenntnisse stammen, ist uns ein Räthel. Jedenfalls ist aber gewiß, daß er sie in größerer Fülle als Stadion, der Minister des Unterrichts, besitze, der sie gar nicht besitzt, und zum Unterrichtsminister so wenig taugt, als er zum Kriegsminister taugen würde.

Helfert trat gewöhnlich unter den Staatssophisten der Letzte auf. In didaktischer Regelmäßigkeit faßte er alle Gründe und Gegengründe zusammen, hob die Ansichten und Beweise seiner Meinungs- und Gesinnungsgenossen mit panegirischer Kritik glänzend hervor, warf die Gegengründe alle zusammen in eine kritische Retorte, übergoß sie mit Scheidewasser

und lieferte das Resultat, daß sie null und nichtig seien. Die Bissigkeit, die eitle Selbstvergötterung, den pedantischen Sarkasmus des Herrn H. kann kein Pedant, und sei er noch so berühmt, übertreffen. So jung und so altklug als H. ist niemand Anderer, nur an Kekheit und Frechheit übertreffen ihn der Großmeister der Unverschämten, J. Neumann, und die drei Gassenbuben des Reichstags, seine saubern Altersgenossen und Landsleute, Havelka, Claudi und Hauschild.

Wir könnten noch einige andere Central-Sophisten beschreiben, als Gredler, Streit, Heifalik, Cavalkabó, Hagenauer, Gobbi, Thiemann; beschränken uns jedoch nur auf wenige Bemerkungen, da die meisten derselben nur eine untergeordnete Rolle spielten und nur deshalb Erwähnung verdienen, weil sie die Gruppe der Uebergangs-Formation von den Centralsophisten zu den Centraleseln bilden.

Gredler sprach mit großem Beifall — nämlich seitens des Centrums und dessen Commandanten, der Minister, in der Debatte über den §. 1. der Grundrechte und hob mit großer Kraftanstrengung die Bemerkung hervor, wie denn die beiden feindlichsten Elemente des Reichstags, die Linke und die Rechte sich einigen könnten! Dem Advokaten des Ministeriums leuchtete es nicht ein, daß sich auch zwei Feinde einigen können zur Selbstvertheidigung, wenn sie von Räubern überfallen werden. Seine Sophismen waren nicht gelungen, deshalb bildet er den Uebergang zur folgenden Klasse.

Thiemann, ein böhmischer Beamte, war und ist einer der eifrigsten Ministerialknechte. Der Trieb nach Berühmtheit, nach Beförderung, ließ ihn nicht ruhen, vornehmlich in den Sektionen des Reichstags war er so wie der Gubernialrath Fluck in und außer derselben als Ministerial-Mäkler sehr thätig.

Die Abgeordneten der treuesten Stadt Triest, Gobbi und Hagenauer, saßen im Centrum und waren eifrige Anhänger der Regierung. Triest vor allen Städten der Monarchie, selbst vor der Residenzstadt, begünstigt, hing und hängt eifrigst an der Regierung. Dazu gesellt sich noch die außerordentliche, unbegreifliche Bornirtheit in Kunst, Wissenschaft und Politik der Bevölkerung von Triest, vorzugsweise der dortigen Deutschen — die junge italienische Gen.ration ist höchst freisinnig, sie ist mit Italien verbunden, dem Triest vermöge der Lage, der Sprache und aller bestimmenden Umstände angehört — woraus sich die Ansichten und Gesinnungen der beiden Deputirten entnehmen lassen. Gobbi hatte nur den Vorzug, daß er, obgleich Italiener, doch nicht mit Italien, sondern mit den deutschen Centralisten sympathisirte und hervorstechend schwarzgelb war. Seine Verdienste, namentlich seine innigste Anhänglichkeit an das Ministerium Stadion wurden belohnt, da er in den Sanitätsrath berufen worden. Pekuniärer Vortheile bedarf Gobbi nicht, da er ein reicher Mann ist; aber die Auszeichnung scheint ihn anzulocken. Er soll im Medizinalfache sehr bewandert sein. Allein, wozu nützen seine Kenntnisse, da er trotzdem ein confuser, angebrannter (österreichischer Ausdruck für periodischen, momentanen Wahnsinn) Mann ist und sich überdies durch hervorragende Grobheit, die er als Ordner des Reichstags zur Genüge an den Tag gelegt hat, auszeichnet.

Die Czechen waren die Verräther der Volksfreiheit, sie sind auf ewig gebrandmarkt, nämlich die czechischen Reichstagsabgeordneten. Es kann jedoch bei ihnen eine Entschuldigung stattfinden, da sie wenigstens eine allgemeine Idee, die Nationalität, zum Vorwande

hatten, mit der Regierung wider die allgemeinen Interessen zu gehen, um sie für die böhmischen auszubeuten; die deutschen Ministerialknechte, vorzüglich die Centralsophisten, haben gar keinen Entschuldigungsgrund, außer — ihren Egoismus, die Beförderungssucht. Wenn sie anderer Gesinnung gewesen wären, würden die Czechen in der Minorität geblieben, es würde ihnen das Handwerk gelegt worden sein. Die Centralisten haben sich ein unvergängliches Schandmal gesetzt. Nicht an Kenntniß fehlte es ihnen, auch nicht an freiern Ansichten, aber an redlichem Charakter. Der Fluch des Absolutismus zeigte sich im Reichstage, wenn irgendwo, da sich aus der alten Zeit eine so scheußliche Vergiftung der Charaktere, namentlich der Staatsbeamten, offenbarte. Die Ansicht, daß es in Oesterreich an fähigen Köpfen fehle, und daß die Herzen bieder und redlich seien, ward im Reichstage und auch außer demselben widerlegt; nicht an Verstand, aber an redlichem starken Willen fehlte es; den sprechendsten Beweis lieferten die Centralisten. Oesterreichisches Volk! du hast traurige Erfahrungen an deinen Abgeordneten gemacht, am meisten bist du durch die Beamten, welche du in den Reichstag gesandt hast, betrogen worden. Man hatte dich vor ihnen gewarnt, man hatte dich oft an den Ausspruch erinnert: „Niemand kann zwei Herrn dienen,“ der Krone und dem Volke, dem Beamtenthum und dem Bürgerthum, der Beförderungsliebe und der Volksliebe! Die Erfahrungen, welche du bei den ersten Wahlen gemacht, werden dich eines Bessern belehrt, zur größten Klugheit und Vorsicht verpflichtet und von den Beamten für immer abgeschreckt haben. Sende lieber den unwissendsten Landmann, als gewisse Advokaten und die Beamten! Der Landmann wird dich nicht verrathen, die Sophisten müssen dich verrathen, denn Sophist ist dem Wesen und allen Bestrebungen nach ein und dasselbe als Verräther. Ihr Centralsophisten, wenn ihr diese Zeilen etwa zu Gesicht bekommen solltet, leset sie als die wohlverschuldete Strafe, die wir euch zufügen können. Ihr wisset, daß wir stets Feinde waren und daß man in diesem abstoßenden Verhältnisse nicht rückhaltend ist; ihr habt uns nicht geschont, wo ihr es hättet thun sollen, da ihr uns Sachen zur Last gelegt habt, deren wir uns nie schuldig gemacht haben. Damit habt ihr uns gelohnt, daß wir unter den Vorkämpfern für die Freiheit Oesterreichs standen! Wir haben nur die auffallendsten Thaten genannt, die ihr zum Unheile des Vaterlandes geübt. Was ihr überdies gethan, davon wissen euere hohen Gönner und euere Mitgenossen; das Eine, daß Ihr das Vaterland im ersten österreichischen Reichstage verrathen habt, steht unwiderruflich fest und hiemit euere Schande und das größte Uebel, das einen Bürger treffen kann: Der Fluch des Vaterlandes.

(Fortsetzung folgt).

P. J. Proudhon und die todte Gesellschaft.

Erster Artikel.

Die Banque du peuple, durch welche Proudhon die Arbeiter-Assoziation concentriren, den Anfang einer friedlichen Revolution der Gesellschaft machen, das naturgemäße Verhältniß zwischen Kapital und Arbeit festsetzen, die Ausbeutung eines Menschen durch den andern beendigen, das Prinzip des freien Tausches, des unentgeldlichen Kredits zur Geltung bringen, die neue Oekonomie der Gesellschaft begründen, den Menschen durch die Arbeit vom Kapital befreien sollte, ist aus Mangel an hinreichendem Geldzufluß eingegangen. Die Heller des Armen, welche zahlreich genug sich hinzudrängten, reichten nicht aus, um gegen die grausame, kalte Allianz der Capitalisten aufzukommen. Die Banque du peuple existirt nicht mehr! Mit dem Blut seines Herzens hat Proudhon ihre Grabschrift geschrieben, mit der Kälte der Verzweiflung sagt er sich von dem Versuche los, auf diesem Wege die Gesellschaft zu reformiren. Noch mehr die Gesellschaft, die er für todt hielt, hat durch ihre gerichtlichen Organe ihn zu dreijähriger Festungsstrafe und einer Geldbuße von 10,000 Fr. verurtheilt, und wenn er nicht entflieht, wird Frankreichs größter Denker, der Mann der Zukunft in den Kerker wandern müssen, in welchen erst vor Kurzem Raspail, Barbès, Blanqui u. s. w. geschleppt worden sind, und im besten Falle wird er zur Thatlosigkeit im Exile Louis Blanc's und Caussidière's verurtheilt sein.

Proudhon hielt die alte Gesellschaft für todt, allein mit Entsetzen fühlt er jetzt, daß sie lebt, sie hat sich ihm auf die Brust geworfen, droht ihn zu erdrücken, sie raubt ihm den Athem, er fühlt den gräßlichen Alp, und bleibt ihm die Ueberzeugung, daß sie todt sei, so ist es ihm um so fürchterlicher, von einem Leichnam erdrückt zu werden. Erstaunt rief Proudhon kürzlich: Die Gesellschaft lebt! Er, der Jahre lang den Brand der Eingeweide der Sozietät studirt, der mit dem Skalpel seiner Kritik jede Haut von ihr abgetrennt, sie zergliedert, ihre Fäulniß gerochen, das Räthselwort des Todes in seinem Werke: Qu' est ce que la propriété ausgesprochen, die Luft der Zukunft gewittert, als Todtengräber der alten, faulen, auf Ausbeutung eines Menschen durch den anderen beruhenden, im Schlamm der Kapitalwirthschaft existirenden Gesellschaft, als Erzfeind der Malthusianer, siegreich aufzutreten bereit war, fährt entsetzt vor den Regungen der Sozietät zurück und schreit verzweifelt: „Die Gesellschaft ist nicht todt, sie lebt!“ Noch mehr, er geht in seiner Verzweiflung so weit, daß sich seine Mitarbeiter, die seinen tragischen Schmerz für Schwäche halten, weil sie fähig wären, das Wehgeschrei Lear's, dessen schauderhafte Tiefe sie nicht ahnen, aus Zahnschmerz abzuleiten. Proudhon, der die todte Gesellschaft plötzlich feindselig über ihn herfallen sieht, steht erschreckt wie Hamlet vor dem Gespenst seines Vaters, und wie dieser in seinem unergründlichen Schmerz die unermeßlich tiefen Worte vor sich hinflüstert: „Die Welt ist aus ihren Angeln, weh mir, daß ich geboren wurde, sie wieder einzurenken,“ so steht Proudhon seit kurzer Zeit verzweifelt vor dem Babelbau, den er begonnen und nicht zu Ende führen kann, weil die Menschen seine Sprache nicht verstehen.

hatten, mit der Regierung wider die allgemeinen Interessen zu gehen, um sie für die böhmischen auszubeuten; die deutschen Ministerialknechte, vorzüglich die Centralsophisten, haben gar keinen Entschuldigungsgrund, außer — ihren Egoismus, die Beförderungssucht. Wenn sie anderer Gesinnung gewesen wären, würden die Czechen in der Minorität geblieben, es würde ihnen das Handwerk gelegt worden sein. Die Centralisten haben sich ein unvergängliches Schandmal gesetzt. Nicht an Kenntniß fehlte es ihnen, auch nicht an freiern Ansichten, aber an redlichem Charakter. Der Fluch des Absolutismus zeigte sich im Reichstage, wenn irgendwo, da sich aus der alten Zeit eine so scheußliche Vergiftung der Charaktere, namentlich der Staatsbeamten, offenbarte. Die Ansicht, daß es in Oesterreich an fähigen Köpfen fehle, und daß die Herzen bieder und redlich seien, ward im Reichstage und auch außer demselben widerlegt; nicht an Verstand, aber an redlichem starken Willen fehlte es; den sprechendsten Beweis lieferten die Centralisten. Oesterreichisches Volk! du hast traurige Erfahrungen an deinen Abgeordneten gemacht, am meisten bist du durch die Beamten, welche du in den Reichstag gesandt hast, betrogen worden. Man hatte dich vor ihnen gewarnt, man hatte dich oft an den Ausspruch erinnert: „Niemand kann zwei Herrn dienen,“ der Krone und dem Volke, dem Beamtenthum und dem Bürgerthum, der Beförderungsliebe und der Volksliebe! Die Erfahrungen, welche du bei den ersten Wahlen gemacht, werden dich eines Bessern belehrt, zur größten Klugheit und Vorsicht verpflichtet und von den Beamten für immer abgeschreckt haben. Sende lieber den unwissendsten Landmann, als gewisse Advokaten und die Beamten! Der Landmann wird dich nicht verrathen, die Sophisten müssen dich verrathen, denn Sophist ist dem Wesen und allen Bestrebungen nach ein und dasselbe als Verräther. Ihr Centralsophisten, wenn ihr diese Zeilen etwa zu Gesicht bekommen solltet, leset sie als die wohlverschuldete Strafe, die wir euch zufügen können. Ihr wisset, daß wir stets Feinde waren und daß man in diesem abstoßenden Verhältnisse nicht rückhaltend ist; ihr habt uns nicht geschont, wo ihr es hättet thun sollen, da ihr uns Sachen zur Last gelegt habt, deren wir uns nie schuldig gemacht haben. Damit habt ihr uns gelohnt, daß wir unter den Vorkämpfern für die Freiheit Oesterreichs standen! Wir haben nur die auffallendsten Thaten genannt, die ihr zum Unheile des Vaterlandes geübt. Was ihr überdies gethan, davon wissen euere hohen Gönner und euere Mitgenossen; das Eine, daß Ihr das Vaterland im ersten österreichischen Reichstage verrathen habt, steht unwiderruflich fest und hiemit euere Schande und das größte Uebel, das einen Bürger treffen kann: Der Fluch des Vaterlandes.

(Fortsetzung folgt).

P. J. Proudhon und die todte Gesellschaft.

Erster Artikel.

Die Banque du peuple, durch welche Proudhon die Arbeiter-Assoziation concentriren, den Anfang einer friedlichen Revolution der Gesellschaft machen, das naturgemäße Verhältniß zwischen Kapital und Arbeit festsetzen, die Ausbeutung eines Menschen durch den andern beendigen, das Prinzip des freien Tausches, des unentgeldlichen Kredits zur Geltung bringen, die neue Oekonomie der Gesellschaft begründen, den Menschen durch die Arbeit vom Kapital befreien sollte, ist aus Mangel an hinreichendem Geldzufluß eingegangen. Die Heller des Armen, welche zahlreich genug sich hinzudrängten, reichten nicht aus, um gegen die grausame, kalte Allianz der Capitalisten aufzukommen. Die Banque du peuple existirt nicht mehr! Mit dem Blut seines Herzens hat Proudhon ihre Grabschrift geschrieben, mit der Kälte der Verzweiflung sagt er sich von dem Versuche los, auf diesem Wege die Gesellschaft zu reformiren. Noch mehr die Gesellschaft, die er für todt hielt, hat durch ihre gerichtlichen Organe ihn zu dreijähriger Festungsstrafe und einer Geldbuße von 10,000 Fr. verurtheilt, und wenn er nicht entflieht, wird Frankreichs größter Denker, der Mann der Zukunft in den Kerker wandern müssen, in welchen erst vor Kurzem Raspail, Barbès, Blanqui u. s. w. geschleppt worden sind, und im besten Falle wird er zur Thatlosigkeit im Exile Louis Blanc's und Caussidière's verurtheilt sein.

Proudhon hielt die alte Gesellschaft für todt, allein mit Entsetzen fühlt er jetzt, daß sie lebt, sie hat sich ihm auf die Brust geworfen, droht ihn zu erdrücken, sie raubt ihm den Athem, er fühlt den gräßlichen Alp, und bleibt ihm die Ueberzeugung, daß sie todt sei, so ist es ihm um so fürchterlicher, von einem Leichnam erdrückt zu werden. Erstaunt rief Proudhon kürzlich: Die Gesellschaft lebt! Er, der Jahre lang den Brand der Eingeweide der Sozietät studirt, der mit dem Skalpel seiner Kritik jede Haut von ihr abgetrennt, sie zergliedert, ihre Fäulniß gerochen, das Räthselwort des Todes in seinem Werke: Qu' est ce que la propriété ausgesprochen, die Luft der Zukunft gewittert, als Todtengräber der alten, faulen, auf Ausbeutung eines Menschen durch den anderen beruhenden, im Schlamm der Kapitalwirthschaft existirenden Gesellschaft, als Erzfeind der Malthusianer, siegreich aufzutreten bereit war, fährt entsetzt vor den Regungen der Sozietät zurück und schreit verzweifelt: „Die Gesellschaft ist nicht todt, sie lebt!" Noch mehr, er geht in seiner Verzweiflung so weit, daß sich seine Mitarbeiter, die seinen tragischen Schmerz für Schwäche halten, weil sie fähig wären, das Wehgeschrei Lear's, dessen schauderhafte Tiefe sie nicht ahnen, aus Zahnschmerz abzuleiten. Proudhon, der die todte Gesellschaft plötzlich feindselig über ihn herfallen sieht, steht erschreckt wie Hamlet vor dem Gespenst seines Vaters, und wie dieser in seinem unergründlichen Schmerz die unermeßlich tiefen Worte vor sich hinflüstert: „Die Welt ist aus ihren Angeln, weh mir, daß ich geboren wurde, sie wieder einzurenken," so steht Proudhon seit kurzer Zeit verzweifelt vor dem Babelbau, den er begonnen und nicht zu Ende führen kann, weil die Menschen seine Sprache nicht verstehen.

Es ist unsäglich rührend, wie Proudhon seit einigen Tagen in seinem Blatt trübe, ernste Reflexionen über die Februar-Revolution anzustellen beginnt, und sich fragt, was diese Revolution gewesen, und ob durch sie nicht wirklich das alte, morsche Gebäude der Gesellschaft zusammengefallen sei. Es sind lauter Monologe, die Proudhon nun in seinem Blatte hält, darum ist seine Gedankenfolge so hastig, sein Styl so dissolut, deshalb können wir ihn auch so ganz nackt in seiner edlen, großen Menschlichkeit sehen. Er ward an sich selbst irre, er verzweifelt an der friedlichen Lösung des Werkes, dem er sein Leben gewidmet und er, der ehemals von jeder Revolution gefordert, daß sie friedlich vor sich gehe, erinnert sich jetzt an den schrecklichen Satz, den der Convent in seine Erklärung der Menschenrechte aufgenommen: Sous un gouvernement oppresseur, l'insurrection est le premier des droits et le plus saint des devoirs. Schmerzlich ruft er dem Volke zu: Der Aufstand mit bewaffneter Hand ist der letzte Zufluchtsort eines freien Volks, der letzte Grund, die ratio ultima der Freiheit.

Noch mehr, er fühlt auf einmal ganz klar, wie der Boden selbst unter ihm schwankt, wie die Republik sich zu verbröckeln beginne und im Munde eines Proudhon, der sein ganzes Leben nur für die soziale Reform gedacht und gewirkt, nimmt die Phrase eines seiner letzten Artikel: „Die Republik ist in Gefahr; der Sozialismus hat jetzt nichts Besseres zu thun, als die Republik zu vertheidigen," eine tragische Bedeutung an. Und dieser Mann, der die neue Oekonomie der Gesellschaft auf die tiefste Weise mit organisatorischem, poetischem Geiste angegeben, ist nicht nur in Deutschland, sondern, was unglaublich scheint, auch in Frankreich, mit seiner eigentlichen Lehre so unbekannt, daß, als kürzlich Mathieu (de le Drôme) in der Nationalversammlung sagte: Es gebe in der Versammlung keinen einzigen Communisten, viele Stimmen, sogar von der Linken, riefen: „Und Proudhon?" Proudhon gilt für einen Communisten! Man steinigt ihn, ohne ihn zu hören, täglich verhöhnen ihn die Zeitungen, und so oft vom Communismus die Rede ist, nennt man Proudhon, während kein Schriftsteller mehr gegen das communistische Prinzip ist und Keiner auf individualistischem Wege die Gesellschaft so umzubilden versteht, als er. Er, dessen ganze Theorie blos dahin geht, dem Kapital die productive Kraft zu nehmen, und das ganze Ergebniß der Production der Arbeit zuzuweisen, er, der nichts weiter erstrebt, als daß die riesige Rente, welche die Arbeit dem Kapital zu zahlen hat, aufhöre, und bloß durch Wegschaffung dieses Zolls, welcher dem Kapital im Verkehr gezahlt werden muß, die Arbeit gänzlich frei und hierdurch die Production verdoppelt und der Lohn vervierfacht werde, er, der gegen jede bloß formale Lösung des sozialen Problems durch Assoziation eingenommen ist, die Beziehungen des Menschen zum Menschen auf bloß nationalökonomischem Wege studirte und die Fiction des productiven Kapitals, welche die arbeitende Kraft zu ihren Gunsten ausbeutet, dadurch vernichtet, daß er die Natur des Verkehrs ergründet und die Gesellschaft auf synthetischem Wege in die frühere naturgemäße Einfachheit des freien Tauschverkehrs zurückführt, er, der als Grundformel seiner ganzen Lehre die unbestreitbare Wahrheit A = A hinsetzt, und im Gegensatz zur jetzigen Gesellschaft, in welcher kein Arbeiter sein Produkt für das, was er dafür bekommen, zurückkaufen kann, den Rapport zwischen Kapital und Arbeit so ordnet, daß er die vollständigste Gleichheit zwischen beiden herstellt und das Eigenthum zu seiner antiken Rolle, dem Sammler des sozialen Erspar-

nisses macht, er, der die ganze schiefe Stellung, welche das Eigenthum jetzt einnimmt, kritisirt hat, ist durch ein grobes Mißverständniß dieser Kritik als Communist verschrien.

Proudhon's Anschauung der Natur des Eigenthums hat sich in dem Satze zugespitzt: La propriété c'est le vol, und da man die Verbindung der Begriffe „Eigenthum" und „Diebstahl" als Gegensätze in ihrer Gleichsetzung nicht leicht begreifen konnte, so hat man ihn vielfach im Vorhinein falsch verstanden. Vor Allem thut es daher Noth, Proudhon's Darstellung des Eigenthums kennen zu lernen. Die neueste Form, in welcher Proudhon seine Ideen über das Eigenthum gebracht hat, und welche aus der tiefsten Erkenntniß des sozialen Verbandes hervorgegangen, ist die folgende:

Man mag die Gegenwart betrachten, oder die Zukunft vor Augen haben, das Eigenthum ist nicht mehr, es ist ein bloßer Schatten. Wie jede Schöpfung der absoluten Idee, ist das Eigenthum, aus der Idee hervorgegangen, wieder zur Idee zurückgekehrt. Es hat das, was es an realem Gehalte faßte, erschöpft, es ist vom Leben zum Tode übergegangen und wird nie mehr wieder zurückkehren. Das Eigenthum gehört von nun an blos der Tradition und der alten Geschichte an. Man muß die Gabe der Poeten, Geister citiren zu können, besitzen, um an das Eigenthum zu glauben.

Wenn man nur einigermaßen die Weltlage und den Gang der Ereignisse versteht, ist es nicht offenbar, daß Niemand mehr von seinem Eigenthum lebt. Wir leben von einer weit größeren Erscheinung, als das Eigenthum, wir leben von der Circulation. So wie die Circulation des Blutes die bewegende Kraft des menschlichen Körpers ist, ebenso ist die Circulation der Produkte die zeugende Kraft des gesellschaftlichen Körpers. Was das Eigenthum betrifft, so ist es in dieser Circulation untergegangen, es hat sich, in dieselbe umgebildet, verloren.

Man hat das Recht, vom römischen Eigenthum zu sprechen. Damals lebte der Familienvater von seinem ererbten Familiengute und ernährte davon die Seinigen; er zog seinen ganzen Bedarf von seiner ländlichen Arbeit, er verlangte von Niemanden Etwas, verkaufte nichts und kaufte noch weniger, er verachtete den Handel, den Tausch, die Bank und widmete seine ganze Sorgfalt auf die Vergrößerung seines Gutes und die Ausdehnung seines Erdreichs. Damals existirte das Eigenthum wirklich, denn der Eigenthümer existirte durch sich selbst, er fürchtete keine finanziellen und Handels-Krisen, er hatte keine Furcht vor dem Versperren der Werkstätten. Der Grundsatz und der Zweck des Eigenthums war der Eigenthümer selbst, der Eigenthümer war in eigener Person die Produktion, Circulation und der Absatz; er lebte in sich, durch sich und für sich.

Ebenso kann man auch von dem feudalen Eigenthum reden, welches bis 1789 gedauert hat, und welches sich unter den Bürgern und Bauern ausbreitete und sich unter ihnen eingewurzelt hatte, aber welches seit 60 Jahren bis auf den ländlichen Verkehr hinaus, wesentliche Modificationen erlitten hat

Damals, und es mögen noch Manche leben, die sich dieser Periode erinnern, gab es noch kaum das Prinzip der Theilung der Arbeit und Industrie, das Eigenthum war Alles, die Familie war wie eine kleine abgeschlossene Welt ohne alle äußere Communication. Dieselben Hände säeten das Getreide, mahlten und buken es. Die Menschen waren zugleich Winzer, Ochsentreiber, Arbeiter, Holzhauer. Sie kannten die Maurerkunst, die Zimmer-

läßt. Die Bourgeoisie hat nichts zu schenken. In Frankreich z. B. liefert die ganze Production des Landes täglich nicht mehr als 75 Centimen für den Kopf. Bei diesem Zustand der Dinge wäre es nöthig, damit die Verbesserung gefühlt werde, daß sie alles Das, was sie mehr als der Arbeiter einnimmt, wieder aufgebe, und das ganze Opfer ihrer Einkünfte brächte. Aber dann hätten wir nichts gethan, als die Ungleichheit der Glücksumstände durch die Gleichheit des Elends ersetzt, und da überdies ein Theil der Einkünfte der Bourgeoisie das nationale Ersparniß konstituirt; so würde aus dieser Verbesserung der Lage der Arbeiter der Untergang der Mittel der Arbeit hervorgehen, was einen Widerspruch in sich schließt. Die einzige mögliche Art der Verbesserung besteht daher in der Vermehrung der Production. Aber die Production vermehren heißt nichts anderes, als die Arbeit vermehren, sei es in der Dauer, oder in der Qualität, oder in der Intensität, d. h. Diejenigen, welche heutzutage gar nicht arbeiten, müssen sich an die Arbeit machen, Jene, welche mittelmäßig arbeiten, müssen mehr arbeiten, und Jene, welche viel arbeiten, müssen besser arbeiten. Besser arbeiten heißt die Kräfte besser anwenden, den Verlust an Zeit und die doppelte Anstrengung vermeiden, und die Reduction der Operationen, die allgemeinen Kosten, der Gesellschaft vermindern. Aber unmöglich kann man die unproductiven Kräfte zur Arbeit nöthigen und die Erhaltungskosten der Gesellschaft vermindern, ohne eine neue Festsetzung der Beziehungen des Tausches ohne eine Reorganisation des Kredits und der Circulation und in Folge dessen ohne eine gänzliche Reform der nationalen Arbeit, was immer, direkt oder indirekt, darauf hinauslauft, das Eigenthum zu modifiziren, einzuschränken und zu verändern.

Den Proudhon in seiner Anschauung des Eigenthums ganz zu verstehen, was unumgänglich nothwendig ist, wenn man seine Pläne zur sozialen Reform prüfen will, müssen wir ihm in seiner Kritik des Verkehrs noch weiter folgen, wobei wir uns stets an seine neueste Lehre halten. Bisher haben wir seinen Beweis wiedergegeben, daß das Eigenthum aufgehört hat, die Grundlage der Gesellschaft zu sein und durch ein höheres Factum die Circulation verschlungen worden ist. Nun wollen wir ihn in seinem Ideengang darüber begleiten, daß das Eigenthum das letzte Hinderniß des Verkehrs sei.

Zwei Lebensgruppen bilden heutzutage die Gesellschaft: Die Eigenthümer, Kapitalisten und Unternehmer auf der einen Seite, und Jene, welche man im allgemeinsten Sinn Arbeiter nennt, auf der anderen. Der Eigenthümer verpachtet und vermiethet, wobei er nichts arbeitet und doch erndtet, und der Pachter und Miether arbeitet und zahlt. Ebenso verleiht der Kapitalist sein Geld und erhält dafür Interessen, wobei das Verhältniß zwischen dem Kapitalisten und dem Entlehner dasselbe ist, wie zwischen dem Eigenthümer und Pächter; der Kapitalist mischt sich nicht in den Handel, sondern bezieht blos seine Revenue und der Entlehner läßt die Kapitalien allein manövriren und zahlt die Revenue. Endlich der Unternehmer ist ein Mann, welcher sich des Mittels der Production des Eigenthums oder des Mittels der Circulation der Kapitalien unter den eben erwähnten Bedingungen bemächtigt, dadurch auf dieselbe Art das Privilegium der Arbeit erhält, wie die ersten beiden das Privilegium des Bodens und des Kapitals. Der Unternehmer überläßt nun die Arbeit an Jene, welche weder Eigenthum, noch Kapital, noch Unternehmungen besitzen und arbeiten müssen, um zu leben. Dafür muß der Bezahlte dem Unternehmer den Vortheil der Arbeit überlassen, welchen er hätte gewinnen können, wenn er direkt mit dem Consumenten in

Verbindung gewesen wäre. Das Verhältniß bleibt also abermal dasselbe, der Unternehmer ordnet die Production an und genießt den Vortheil, der Bezahlte vollführt die Production und überläßt ihm den Vortheil. Durch den Zusammenschuß dieser beiden allgemeinen Lebensgruppen; die Grundeigenthümer, Kapitalisten und Unternehmer auf der einen, und die Bezahlten auf der anderen Seite — entsteht der Verkehr, erzeugt sich die Production und die Consumtion der Reichthümer. Alles zusammen bildet einen geschlossenen Organismus, welcher an sich selbst, durch sich selbst und für sich selbst thätig ist.

Nun wissen wir, daß das Leben dieses Organismus durchaus nicht vollkommen ist, und es im Gegentheile bei ihm unaufhörlich Störungen, Verstopfungen, Leiden, Abzehrung auf der einen, Vollblütigkeit auf der andern Seite giebt, und daß diese Unordnung vom Mangel an Gleichgewicht herkomme. Woher kommt aber dieser Mangel an Gleichgewicht selbst? Um das einzusehen, müssen wir das Produkt in seinem Laufe beobachten, die Funktion des Verkehrs zu ergründen suchen, von dem Augenblick der Produktion bis zu jenem der Consumtion. Dazu müssen wir die soziale Abrechnung vornehmen und die Sache auf eine Art Buchhaltung zurückführen. Da die ganze Gesellschaft, wie zuvor nachgewiesen, in zwei Klassen zerfällt, so läßt sich der ganze Verkehr derselben durch eine einzige Rechnung darstellen.

Bezeichnen wir mit A die ganze Klasse der Eigenthümer, Kapitalisten und Unternehmer, welche wir uns die eine einzige Person ausmachend vorstellen und mit B, C, D, E, F, G, H, I, K, L, die Klasse der bezahlten Arbeiter und gehen wir nun an die Buchhaltung des sozialen Eigenthums, um daraus den Proudhon'schen Satz: La proprieté c'est la vol zu begreifen.

Rechnungen.

zwischen A, Grundeigenthümer = Kapitalist = Unternehmer und zwischen B, C, D, E, F, G, H, I, K, L, bezahlte Arbeiter.

Erstes Kapitel.

1. Berechnung und allgemeine Uebersicht der persönlichen Operationen des A, Grundeigenthümer = Kapitalist = Unternehmer.

Bei Beginn der Rechnung fängt A seine Operationen mit einem Kapital von 10,000 Fr. an. Diese Summe bildet seinen Fond und damit will er seine Handelsunternehmungen beginnen. Dieser Act der Installation des A drückt sich auf folgende Weise aus:

1. Kasse soll an A den 1. Januar ein Kapital von . . . . 10,000 Fr.

Nach der Realisation des Kapitals was wird A thun? Er wird Arbeiter in Dienst nehmen, deren Produkte und Dienstleistungen er mit diesen 10,000 Fr. bezahlen wird, d. h. er wird diese 10,000 Fr. in Waaren verwandeln, was das Rechnungsbuch also ausdrücken wird:

2. Allgemeines Waarenbuch, zur Cassa.

Kauf für Baar oder durch Anticipation der Waaren des laufenden Jahres von den nachstehend genannten Arbeitern:

von B . . .	x Arbeitstage oder Waaren zusammen . . .	1000 Fr.
von C . . .	„ „ „ „ „	1000 Fr.
von D . . .	„ „ „ „ „	1000 Fr.
von E . . .	„ „ „ „ „	1000 Fr.
von F . . .	„ „ „ „ „	1000 Fr.
von G . . .	„ „ „ „ „	1000 Fr.
von H . . .	„ „ „ „ „	1000 Fr.
von I . . .	„ „ „ „ „	1000 Fr.
von K . . .	„ „ „ „ „	1000 Fr.
von L . . .	„ „ „ „ „	1000 Fr.
	Summe:	10,000 Fr.

Nachdem das Geld in Waaren verwandelt ist, handelt es sich für den Grundeigenthümer = Kapitalisten = Unternehmer A, die umgekehrte Operation zu machen und die Waaren wieder in Geld zu verwandeln. Diese Umkehrung setzt einen Vortheil voraus, nachdem, wie man gesehen hat, die Erde, die Häuser sich ebenso wenig umsonst miethen lassen, als die Kapitalien und die Mühe des Unternehmers sich umsonst hergeben. Setzen wir nach den üblichen Regeln des Handels, daß der Vortheil in 10 Prozent bestehe. An wen wird nun A seine Produkte verkaufen? Nothwendig an B, C, D u. s. w., Arbeiter; denn die ganze Gesellschaft besteht ja aus A Grundeigenthümer = Kapitalist = Unternehmer, und aus B, C, D u. s. w., als Salarirten, und außer diesen giebt es ja Niemanden. Die Rechnung stellt sich also nun auf folgende Weise:

3. Allgemeines Verkaufsbuch.

an B	nach Rechnung am 31. Dezember . . .	1,100 Fr.
an C	„ „ „ „ „ . . .	1,100 Fr.
an D	„ „ „ „ „ . . .	1,100 Fr.
an E	„ „ „ „ „ . . .	1,100 Fr.
an F	„ „ „ „ „ . . .	1,100 Fr.
an G	„ „ „ „ „ . . .	1,100 Fr.
an H	„ „ „ „ „ . . .	1,100 Fr.
an I	„ „ „ „ „ . . .	1,100 Fr.
an K	„ „ „ „ „ . . .	1,100 Fr.
an L	„ „ „ „ „ . . .	1,100 Fr.
	Summe:	11,000 Fr.

Auf diese Art ist das Kapital von A zuerst vorausbezahlt, hierauf ist das Kapital in Producte verwandelt, hierauf sind diese Producte wieder an den Arbeiter = Consumenten

verkauft und endlich ist dieser Kauf auch bezahlt worden, dies hat denn dem A eine Vermehrung des Kapitals um ein Zehntel eingebracht. In dieses eine Schema lassen sich alle Handelsbücher des Staates umsetzen, man braucht bloß statt A den eigenen Namen des Grundeigenthümers oder Kapitalisten oder Unternehmers und an die Stelle der angenommenen Summen von 10.000 Fr., 1,100 Fr. und 11,000 Fr. die wirklichen Geschäftssummen zu setzen.

Zweites Kapitel.

Rechnung der Operationen des B, Arbeiter mit A, Grundeigenthümer = Kapitalist = Unternehmer.

B, Arbeiter, ohne Grundeigenthum, ohne Kapital, ohne Werk, ist durch A gedungen, der ihm Beschäftigung giebt und sein Product empfängt. Dieses ist also die erste Operation, welche man in der Rechnung des B also ausdrückt:

1) Die Kasse soll an B auf Rechnung des Kapitals:
Durch Verkauf für Baar oder durch Anticipation aller Arbeitsprodukte des Jahres durch A, Kapitalist-Grundeigenthümer-Unternehmer . . . 1000 Fr.

Für sein Arbeitsprodukt erhält also B von A 1000 Fr., welche Summe wir im ersten Kapitel in der Rechnung Nr. 2. unter B figuriren sahen. Aber B lebt von seinem Lohn, d. h. von dem Gelde, welches ihm A giebt, er muß sich daher bei A mit allen Consumtionsgegenständen versehen, Gegenstände, die ihm, wie wir in der Rechnung des A gesehen haben, gegen 10 Prozent abgelassen werden. Diese Operation stellt sich daher in dem Buche des B auf folgende Art:

2) B soll an A Grundeigenthümer-Kapitalist-Unternehmer
Betrag der Lieferungen jeder Art von dem letzten im Laufe des Jahres . . 1,100 Fr.

3) Resumé der Operationen B's.

Sollen		Haben
1,100 Fr.	Schulden A nach Rechnung von 31. Dezember	
	Einnahme von A nach Rechnung vom 31. Dezember . .	1000 Fr.
	Verlust, welchen B nur mittelst eines Anlehens decken kann	100 Fr.
1,100 Fr.		1,100 Fr.

Alle anderen Arbeiter befinden sich in derselben Lage wie B, ihre Rechnungen geben dieselbe Bilanz. Diese Rechnungen sind nun das genaue Bild der wirklichen Oekonomie der Gesellschaft. Dadurch kann man sich nun überzeugen, daß das Proletariat und das Elend die Wirkung nicht bloß von zufälligen Ursachen, als wie Ueberschwemmung, Krieg, Epidemie sind, sondern daß sie aus einer organischen Ursache, welche der Constitution der Gesellschaft innewohnt, hervorgehen. Es ist also klar, daß durch die Productivität des Kapitals nur zwei Fälle hervorgehen können; entweder ist es der Monopolist, welcher dem Arbeiter (im weitesten Sinne des Worts) einen Theil des gesellschaftlichen Kapitals wegreißt, und dann haben B, C, D, E, F, G, H, I, K, L in einem Jahre so viel produzirt als zehn und haben nur so viel verzehrt, als neun, d. h. der Kapitalist hat einen Ar-

beiter aufgegessen, und außerdem verschlimmert sich durch die Kapitalisation der Interessen die Lage des Arbeiters jedes Jahr mehr und mehr, so daß man, wenn man die Rechnung fortsetzt, findet, daß gegen das siebente Jahr das ganze ursprünglich Eingebrachte der Arbeiter durch Interessen verzehrt ist, so daß die Arbeiter, wenn sie ihre Schulden zahlen wollen, jedes siebente Jahr ganz umsonst arbeiten müssen, oder der Arbeiter, der für sein Produkt nicht mehr geben kann, als den Preis, den er selbst dafür empfangen, treibt den Monopolisten im Preise herab und bringt ihn dadurch um seine Interessen, und es ist daher Banquerott des Kapitalisten, Ruin des Unternehmers und Grundeigenthümers in diesem Falle die Folge. Das Privilegium des Eigenthums ist daher wie ein doppelschneidiger Degen, der beide Theile tödtet. Man wird einwenden, der Arbeiter könne das Deficit dadurch decken, daß er mehr produzirt. Allein der Produzent, Consument und der Arbeiter sind in Wahrheit eine und dieselbe Person. Wenn schon der Arbeiter sein Produkt nicht wieder kaufen kann, wenn er es nach seiner Consumtion einrichtet, wird er es wieder kaufen können, wenn er es über diese Gränze hinauftreibt. Um das Deficit zu decken, müßte er es von der Gesellschaft nehmen, aber auf der Seite der Gesellschaft giebt es nichts mehr. Er hätte daher durch seine gesteigerte Produktion einen Nicht-Werth erzeugt, oder vielmehr er hätte von der Produktion des nächsten Jahres antizipirt und dadurch von seiner eigenen Zukunft Disconto genommen. Und das Agio dieses Disconto würde sich nicht nur aus den Interessen des Kapitals, welches in dem Produkt steckt, sondern auch noch aus der Preiserniedrigung zusammensetzen, welche eine Ueber-Production stets hervorruft. In einem solchen Falle ist das Elend des Arbeiters und der Banquerott des Kapitalisten nur um so rascher.

Will man diese Proudhon'sche Kritik der gesellschaftlichen Oekonomie richtig begreifen, so muß man auch den paradoxen Satz: „Das Eigenthum ist ein Diebstahl," vollkommen begreifen, ohne daß dadurch Proudhon die Eigenthümer Diebe genannt. Das Eigenthum ist nach dieser Anschauung der menschlichen Gesellschaft ein doppelseitiger Diebstahl und Proudhon will ihn durch sein soziales System in einen wechselseitigen Kredit verwandeln. In der ersten Periode des Eigenthums, bevor noch die Arbeit und die Industrie getheilt war, war das Eigenthum nur eine Form des Besitzes ohne Einflußnahme auf die übrige Gesellschaft. Aber seitdem es eine Masche in dem allgemeinen Netz des Verkehrs geworden und seitdem jeder Grundeigenthümer, Kapitalist und Unternehmer sich durch die allgemeine Solidarität in eine Art Zolleinnehmer verwandelt hat, der von jedem Transito einen Zoll fordert, seitdem ist das Eigenthum ein Diebstahl geworden, welchen jeder Einzelne an jedem Einzelnen begeht, und welcher sowohl den Arbeiter als den Monopolisten zum Opfer haben kann. Also nicht etwa die Ungleichheit des Lohns, welchen einige Sozialisten abschaffen wollen, erzeugt das Elend des Arbeiters, sondern die Ungleichheit zwischen den gelieferten Produkten und der erhaltenen Bezahlung, oder mit anderen Worten das Eigenthum. Damit will Proudhon durchaus nicht den Communismus einführen, er will keine Gemeinschaft der Güter und Gewinnste, ja keine Gemeinschaft der Arbeit, wie sie L. Blanc und Andere wollen, sondern er will nur die Prämien und Fesseln des Verkehrs beseitigen. Er müßte nach einem allgemeinen Gesetz der Logik, nach welchem jeder Affirmation eine Negation vorausgehen muß, zuerst das Eigenthum negiren, und dies ist der wissenschaftliche Inhalt seines Systems der

ökonomischen Widersprüche, bevor er zum positiven Inhalt seiner Lehre, der Phase, in welcher er sich seit mehren Monaten befindet, gelangen konnte. Diesen Theil seiner Lehre wollen wir jedoch erst in dem nächsten Artikel wiedergeben.

Paris. Sigm. Engländer.

Rede in der Paulskirche von einem Nichtdeputirten.

Meine Herren, wie nenne ich Sie nur? Volksvertreter? Beim Himmel, wenn Sie wahr sind, müssen Sie eingestehen, daß Sie das nie gewesen; Also meine Herren, und nichts weiter, ich will meinem Zorne, der auf deutscher Erde so viel Nahrung findet, daß er leicht ausarten könnte, nicht die Zügel schießen lassen, ich will die Erbitterung, die sich meiner bemächtigt, wenn ich dieses Haus betrachte, wo so Vieles und Großes hätte werden können, und wo so Weniges und Winziges geworden ist, mit aller Anstrengung niederkämpfen; ich will so ruhig zu Euch sprechen, als es mein Blut erlaubt, das in Wallung geräth, und sich empört ob Eurer Beschlüsse, und noch mehr ob Eurer Nichtbeschlüsse, ob der sumpfigen Trägheit, die nichts zu erschüttern vermag, keine drohende Gefahr für das Vaterland, kein fertiges Unglück, kein Unrecht, keine Gewaltthat, kein Ruf des Volkes, für das Ihr zu wirken, zu leben und zu sterben verpflichtet seid, keine Mahnung der Vernunft, keine Forderung der ewigen, unwandelbaren Gesetze (Mehre von der Rechten: Zur Sache). Zur Sache! ja vom deutschen Volk will ich reden, und das ist für Euch nur eine Sache, eine unbedeutende Sache, wie eben ein Volk.

Was ist hier in diesem Hause für das deutsche Volk geschehen, das Euch berufen in dieses Haus; habt Ihr nun ein deutsches Volk anerkannt? Nein, das habt Ihr nicht, und doch scheint es Euch zu überraschen, daß dem Volke nun die Entscheidung abgesprochen wird über sein eigen Schicksal, jetzt, da es sich um die Verfassung handelt, die Ihr ihm gegeben. Hörtet Ihr je das Volk sprechen, und achtetet Ihr auf seine Forderungen? Gesteht es: niemals, und jetzt scheint Ihr verdutzt, da die Fürsten es auch so halten, wie Ihr; es befremdet Euch, daß die Fürsten, gestützt auf die Bajonette, Euch und dem deutschen Volke Trotz bieten? Habt Ihr nicht selbst die Bajonette sanktionirt? Habt Ihr sie nicht feierlich anerkannt als einen obersten Grundsatz?

Haben Sie das Unheil, als es drohte, von Wien abzuwenden, der Wuth eines rachesschnaubenden Hofes und Adels, die auch ein Mitglied dieser Kammern traf, Einhalt zu thun versucht; haben Sie die deutsche Stadt in Oesterreich, haben Sie Wien vor barbarischer Heimsuchung, vor Verwüstung und Gewaltthat geschützt, zu schützen gesucht? nein. Welcker und Mosle, eure Abgesandten bei Gelegenheit der Wiener Belagerung, aßen stolz an kaiserlicher Tafel zu Olmütz, und machten sich mit dem Volke zu Wien weiter nichts zu schaffen. Gerüchte und Mittheilungen von dem verrätherischen Minister Wessenberg waren die Auskünfte, die sie bekamen. Meine Herren, Sie haben die Gelegenheit vorbeigehen

lassen, sich einen Einfluß in Oesterreich zu sichern, und haben die deutsche Sache, die Sache der Freiheit in Oesterreich fallen lassen Sie haben den Lothringern und ihren Satrapen den edeln deutschen Stamm der Oesterreicher in die Hand gegeben. Sie gaben somit die österreichischen Deutschen in weit, weit schlimmere Hände, als die sind, aus welchen Sie Schleswig-Holstein zu befreien bemüht sind; indem Sie auf diese Weise die österreichischen Deutschen den grausamen Lothringern auslieferten, haben Sie die Einheit Deutschlands unmöglich gemacht. Sie haben dieses Haus hier, das sich das deutsche Volk gebaut, unter den Einfluß eines Hofes gestellt, von dem nie was Anderes, als Schmach und Elend für Deutschland ausgegangen. Mag man diesen Ihren Fehltritt ein Verbrechen, oder dieses Verbrechen einen Fehltritt nennen, Sie sind zu verdammen. Für das Vertrauen einer Volkskammer zu dem Hause Lothringen giebt es keine Entschuldigung. Sie haben sich der Sprache zu schämen, die dort von Olmütz zu Ihnen herübertönt, in München und Berlin widerhallt, Sie haben Recht, dort an dem Hofe, wo Welcker und Mosle, Ihre Abgesandten, zur Tafel gesessen, während man das edle, hochherzige Volk von Wien geknebelt und geschlachtet, daß sie den faktischen Fortbestand des Reichstags und Ihre Abhängigkeit von der Gnade der Fürsten proklamiren; haben Sie sich doch selbst in Verläugnung Ihrer höhern Abkunft, dieser Gnade untergeordnet, haben Sie es doch stets aufs Sorgfältigste vermieden, Ihr Uebergewicht den Kronen gegenüber geltend zu machen.

Was thaten Sie, als man Blum Ihrem Gesetze zum Hohne in Wien unter einem Schein von Recht gemordet? Sie freuten sich im Herzen, und dekretirten eine mark- und saftlose Aufforderung, die der österreichische Ministerrath lächelnd ad Akta legte. Sie hörten Ihren Reichsminister Schmerling, den wedelnden Hofspitz, der jedem volksfreundlichen Gedanken die Zähne weist, diesen Leibeignen jeder fürstlichen Hoheit, der freiwillig seine kümmerliche Seele mit in den Kauf giebt, ruhig an, als er die Ermordung Blums mit den Worten beschönigte: „Wer sich in Gefahr begiebt, der kommt darin um."

Was haben Sie für die Vertreter des preußischen Volkes gethan? Sie haben das Verfahren des Königs und seiner Räthe, Sie haben den Belagerungszustand in Berlin gebilligt, Sie haben sich stets für die Macht ausgesprochen, die sich jetzt ganz natürlich gegen Ihre Beschlüsse auflehnt; Sie haben selbst gegen das Recht, auf das Sie bauen und pochen können, gearbeitet, wie natürlich, daß es in Frage gestellt ist. Bassermann's Visionen und die Mittheilungen, die man ihm im königlichen Schlosse machte, nahmen Sie für Berichte an, auf welche hin Sie Beschlüsse faßten, Anträge fallen ließen und zur Tagesordnung übergingen.

Ihr habt das Schicksal Deutschlands den fürstlichen Familien anvertraut, als hättet Ihr nicht genug gelernt und gelebt, um zu wissen, daß Ihrs nicht schlechter hättet placiren können. Der Herr von Gagern, der edle Mann, hat einen kühnen Griff in die Gebirge von Steiermark gethan, um von dort einen lothringischen Sprößling für die Reichsgewalt zu holen, als fände man Tauben im Neste der Geier, als brüteten die Schlangen fromme Brut, so habt Ihr immer und immer von den beiden Mächten, die sich gegenüber standen, die unrechtmäßige der Kronen gestärkt, die vernünftige des Volkes geschwächt.

Für ein neues freies Reich ein Oberhaupt aus lothringischem Blute, und dafür sollte es vernünftige Gründe, eine politische Rechtfertigung geben! Schämt Euch! Eure Staats-

weisheit ist eine so kranke und erbärmliche, daß sie selbst eher eines Arztes bedarf, als ein Heilmittel zu reichen im Stande ist.

Ihr habt dem Volke die Hände gelähmt und Euch selbst; den natürlichen Feinden des Volkes habt Ihr sie frei gemacht und erhalten. Ich frage Euch nun: Stand es so schlecht mit der deutschen Sache, daß diese Kapitulation auf Gnade und Ungnade nothwendig war.

Ihr habt dem Volke die Hände gebunden, und die Fürsten ließt Ihr frei handeln. Ich frage Euch nun selbst: Ist das Verrath oder Dummheit? (Von allen Seiten, nur nicht von der Linken: Zur Ordnung! zur Ordnung! Der Präsident spricht den Ordnungsruf.)

Ich frage Euch: Wie war es möglich zu denken, daß auf diese Weise ein freies, einiges Deutschland zu Stande kommen könne. Es ist mir unbegreiflich, wie sich diese Ideenverbindung in einem menschlichen Kopfe zurechtsetzt, wenn dieser Kopf nicht ganz abweichend von der gewöhnlichen Art, besonders organisirt ist!

Jeder Mann in Deutschland, was sage ich in Deutschland, jeder Mann in Europa hat es begriffen, daß die Einheit Deutschlands nur mit großer moralischer und materieller Kraft durchgeführt werden kann; nur noch den hochgelahrten, auserlesenen Männern ist diese Wahrheit, so einfach und faßlich sie auch ist, entgangen, und Ihr habt Eure moralische und Eure materielle Kraft hingegeben, den Gekrönten habt Ihr sie überantwortet; dort meintet Ihr, sei sie am Besten aufgehoben zum Heil des deutschen Vaterlandes.

Der letzte Mann in Deutschland hat es begriffen, nur Ihr nicht, daß auf dem Wege, den Ihr einschlagt, Deutschland nicht eins werden kann. Ein großes Volk und eine große Sache habt Ihr fallen lassen; sie werden auferstehen; aber nicht durch Euch; Euch wird das deutsche Volk verspotten und verachten, und es hätte Euch geehrt und gesegnet, wie es gethan, als es Euch gewählt.

Der letzte Mann in Deutschland hat es begriffen, daß auf dem Wege, den Ihr einschlagt, Deutschland nicht eins werden kann; selbst dem Krämer war es klar, dem Wechsler, der die Entwickelung der Völker nach dem Börsenkurse berechnet und werthschätzt, der Wucherer selbst, der seine Ehre, die Ehre seines Volkes, seines Landes, für einen Profit an Geld mit Freuden verkauft, auch der hat es eingesehen, daß Ihr kein einiges Deutschland zu Stande bringt; aber was kümmert ihn ein einiges oder zersplittertes Deutschland; er ging mit Euch und Ihr gingt mit ihm.

Ihr habt wollen in Frieden Eure Tage verleben; in Frieden die deutsche Einheit dekretiren, in Frieden die Rechte des Volkes herstellen und sichern, in Frieden Krieg führen gegen Tyrannei, Dummheit, Niederträchtigkeit, verjährte Uebel, eingewurzelte Mißbräuche; ist es möglich, daß erleuchtete Männer sich so irren? Ist es nicht zu entschuldigen, wenn man Fehler, wie Ihr sie begangen habt auf Rechnung der Treulosigkeit, auf Rechnung eines bösen versteckten Willens schreibt? Die Männer hier (auf die Linke zeigend), die das Volk, und nur das Volk anerkennen, die haben es Euch oft, sehr oft zugerufen: „Verlaßt den Weg, den Ihr geht, er führt zur Knechtschaft, und nicht zur Freiheit, zur Zersplitterung und nicht zur Einheit: sichert der Revolution ihr Recht, und laßt sie nicht

unterdrücken, nicht besiegen, führt sie, leitet sie an ihr Ziel, damit sie es nicht erstürme; aber fesselt sie nicht, ächtet sie nicht, laßt ihr ihr Recht." Was war Eure Antwort?

Schmähung dieser Männer, Anklagen derselben, Vorwürfe gegen ihren redlichen Willen; was habt Ihr geantwortet auf ihre klaren Auseinandersetzungen, auf ihre schlagenden Gründe, auf ihre unumstößliche Logik? Ihr habt sie Anarchisten, überspannte Köpfe, Fantasten, Idealisten, die das Vaterland ins Verderben stürzen würden, wenn sie in diesem Hause die Majorität hätten, und sonst noch Mancherlei genannt, und habt Euch, für die eigentlichen Patrioten, für die Heilande des gesunkenen Vaterlandes, für die weisen, umsichtigen Politiker für die Säulen des freien Reichsstaates ausgegeben. Und jetzt noch, da Ihr seht, wie weit Ihr gekommen, auf welchen Punkt Ihr das deutsche Volk, das deutsche Vaterland gebracht, da das Ergebniß Euerer Verrechnung, um es gelinde auszudrücken, hervortritt, jetzt noch, da ihr Euch und das Volk, das Ihr zu vertreten habt, entwürdigt habt, da ihr als Bettler gekommen seid vor einen Fürsten, und seine Unterstützung ersuchtet für den papiernen Thron, den Ihr gebaut, anstatt als mächtige Fürsten zu kommen im Namen des deutschen Volkes, die das Herrlichste an den Besten und Edelsten der deutschen Söhne zu verschenken haben, jetzt noch, jetzt noch, da man Euch als armselige Bettler zurückgewiesen, da ein Fürst es gewagt, die Verfassung, die sich das deutsche Volk, durch Euch gegeben, als ungiltig zu erklären, und seinen allerhöchsten Willen höher zu stellen, als den des Volkes, jetzt noch wagt Ihr es nicht, ein kühnes Wort auszusprechen, einen kühnen Schritt, einen „kühnen Griff" zu thun; Ihr dekretirt, was schon dekretirt ist, und wonach sich keine Regierung richtet, Ihr beschließt, was schon beschlossen ist, und dem es an Nachdruck fehlt. Wenn man die Reichsverfassung nicht achtet, wer wird die Dekrete achten, die sie einsetzen sollen. Was sind Eure Beschlüsse vom 26. April? Kraftlose Gesetze für Den, der Euch und Eure Verfassung nicht anerkennt, und von Ueberfluß für Diejenigen, die es thun, ein leeres, fruchtloses Thun in einem Momente, da entschiedenes, energisches Handeln nöthig. Noch immer legt Ihr Gewicht auf die zähe, saftlose, feige Sprache Euerer Bassermänner, noch immer erkennt Ihr sie als Eure Führer, noch immer fürchtet Ihr die Bewegung, noch immer fürchtet Ihr Uebereilung, und huldigt dem faulen Prinzip des Abwartens, als ob es noch Etwas abzuwarten gäbe. Ihr habt es nun abgewartet, statt der preußischen Ministerkrisis, wie Ihr sanguinische Seelen erwartet, ist eine Volkskrisis eingetreten. Die Herren Mannteufel, Brandenburg rc. rc. sind auf ihren Plätzen stehen geblieben; aber die Kammern hat man entlassen. Der zweiten Kammer hat man es zum Verbrechen angerechnet, daß sie sich für die Giltigkeit der deutschen Reichsverfassung ausgesprochen, daß sie für das große deutsche Vaterland einen Schritt zu thun gewagt. Das preußische Ministerium wirft ihr Ueberschreitung ihrer Befugniß vor; dasselbe hat die österreichische Regierung in einer ihrer volksfreundlichen Noten Euch vorgeworfen. Bedenkt, was Euch droht, und handelt. Seht Ihr sie, die Männer der Linken, die von Euch verdächtigten, angefeindeten, wie sie einstehen wollen mit dem Leben für eine Verfassung, gegen die sie so viele Einwendungen erhoben, *sie* wollen um jeden Preis das Vaterland retten; *sie* wollen stehen und fallen für die Sache des Volkes, thut es ihnen nach. Zwei Wege liegen vor Euch. *Entweder Ihr stellt Euch an*

die Spitze der Revolution, oder Ihr verlaßt feig das Schlachtfeld. Wählt!

S. Kolisch.

Rechtlichkeitssinn und Mannszucht der k. k. Truppen.

Unter diesem Titel enthält die 74. Nummer der in Wien erscheinenden Zeitschrift: „Der österreichische Courier," (früher „allgemeine Theaterzeitung") einen Artikel, welcher das Unverschämteste und Frechste im Gebiete der Lüge und Verläumdung genannt werden könnte, wenn er nicht in einem Blatte Raum gefunden hätte, das, seiner Käuflichkeit, Kriecherei und Denunciationen wegen, seit einer langen Reihe von Jahren berüchtigt, noch viel Aergeres und Unglaublicheres in den bezeichneten Fächern aufzuweisen hat; ja, das sogar nach dem unglücklichen Ende der Oktobertage förmliche Denunciations- und Proscriptionslisten pour les menuplaisirs der k. k. Scharfrichter enthielt, in welchen die Namen der edelsten Männer der blutigen Schergenrache empfohlen wurden. Dieser Artikel fingirt eine lügenhafte Thatsache, um die Schaaren jener unglücklichen Freiheitskämpfer, welche zu Tausenden durch Tod, Kerker und Exil ihre Tapferkeit erhärtet haben, aus dem sicheren Verstecke des standrechtlichen Bourgeois-Asyles zu Wien, mit Koth zu bewerfen. Er wagt es, zu behaupten, das unter meiner Führung gestandene Mobilkorps habe in der ersten Hälfte des Oktobers, nachdem es in das Schwarzenberg'sche Palais nächst dem Rennwege in Wien eingerückt war, den Keller einer Wohnung im Gartenpalais erbrochen, sämmtlichen darin befindlichen Flaschen den Hals abgeschlagen, den Wein ausgetrunken, die Bouteillen an den Wänden zerschmettert, und vieles werthvolle Glas- und Porzellanwerk verschleppt und gestohlen. Nicht zu meiner Rechtfertigung (denn ein langes, tadelloses, ehrenhaftes Leben, das mir die Achtung aller Derer, die mich gekannt haben, in vollem Maße erworben hat, enthebt mich jeder Widerlegung einer so schändlichen Verläumdung), sondern um den braven Männern, welche unter meinem Kommando für die Sache des Volkes, der Freiheit und des Rechtes, einer hochverrätherischen überlegenen Militärgewalt gegenüber, mit beispielloser Tapferkeit gefochten haben, das gewichtige Zeugniß meines ehrlichen Wortes nicht vorzuenthalten, will ich in diesen Blättern ein kurzes, vielleicht nicht uninteressantes, jedenfalls aber wahrheitsgetreues Aperçu, über den Rechtlichkeitssinn und die Mannszucht der k. k. Truppen, und über das Benehmen meines Mobilkorps, in jenen Tagen entwerfen.

Es ist bekannt, daß das sogenannte Auersperg'sche Korps sich nach der Katastrophe vom 6. Oktober, aus Furcht vor der entfesselten Volkswuth, von den verschiedenen Kasernen, in die, wenigstens für den Augenblick ziemlich sichere Position im Schwarzenberg'schen Palais, und im Belvedere zurückgezogen hatte. Nach dem perfiden, lügenhaften, volksverachtenden, und zuletzt entlarvten Gehaben des Kriegsministers Latour im Reichstage, nach

seinem, durch die Haltung der akademischen Legion glücklich vereitelten, aber doch versuchten tückischen Attentate auf die Aula am 13. September, nach dem blutigen Kampfe am Tabor (vom 6. Oktober), bei welchem ein General und ein Oberstlieutenant den Tod fanden, bei welchem der regulären Truppe drei Kanonen abgenommen wurden, nach den mörderischen Straßenkämpfen, und dem erfolgreichen Sturme auf das Zeughaus — nach allen diesen Prämissen war die maßlose gegenseitige Erbitterung zwischen dem Volke und dem Militär wohl erklärlich. Wir wollen sehen, in welcher Weise sich diese Erbitterung von der einen und von der anderen Seite Luft machte. Von Seite des Volkes wurde die Lynchjustiz am Kriegsminister geübt, und diese Thatsache, die ohne alle Prämeditation, unmittelbar und furchtbar rasch aus der Leidenschaft der aufs Aeußerste getriebenen Massen hervorging, wurde durch systematische, scheinbar offizielle Verläumdungen, durch Verdächtigung aller Art, durch Hinrichtungen, und durch fortgesetzte, jedes rechtlichen Grundes entbehrende Verfolgung an jenem Vorfalle in keiner Weise betheiligter Personen, von der unumschränkten Militärgewalt zur Genüge ausgebeutet.

Das k. k. Militär, welches seines Rechtlichkeitssinnes und seiner Mannszucht wegen, von Herrn Adolph Bäuerle gepriesen wird, nahm seine Rache in anderer Weise. Es konnte sich an keinem Kriegsminister vergreifen, denn das Volk hatte keinen Solchen, es hatte auch nicht den Muth, einem raschen Aufwallen seiner Leidenschaft nachzugeben (trotz seiner mit Kartätschen geladenen Kanonen ergriff es vor dem Volke die Flucht), es übte seine Rache von dem sicheren Verstecke seiner festen Position aus, und zwar nicht an bestimmten, verhaßten, bezeichneten einzelnen Personen, sondern an Jedem, der waffenlos in das Bereich seiner Mörderhöhle kam. Der ganze Umkreis des Schwarzenberg'schen Palais war mit den schaudervollen Opfern der feigen, meuchelmörderischen und grausamen Rache des Militärs bezeichnet. Bald fand man im Wienflusse, bald im Straßenkanale, bald an irgend einem andern Orte jenes Mordrayons die verstümmelten Leichen der Unglücklichen, die in das Bereich des Hinterhaltes der Militärungeheuer gerathen waren. Ich selbst habe die Leichname zweier Studenten gesehen, welchen die Augen ausgestochen, die Zungen herausgeschnitten, die Bäuche aufgeschlitzt und die Gedärme herausgerissen worden waren. Als eine dieser Leichen vor den Permanentsausschuß des Reichstages gebracht wurde, ward der Abgeordnete Lubomirsky beim Anblicke derselben wahnsinnig. Unter den aufgefundenen zahlreichen Leichen befand sich auch die eines Mädchens, welchem, nach vollbrachter Schändung, der Leib auf die rohste und empörendste Weise aufgeschlitzt worden war. Als die Studenten und Mobilgarden von der verlassenen Position des Feindes Besitz nahmen, fanden sich noch die Leichname der Gehenkten in der bezeichnenden Stellung. Wie die k. k. Truppen, besonders die Kroaten, nach der Uebergabe Wiens gewirthschaftet haben, ist nur zu bekannt, und auch von Ungarn aus liest man im gegenwärtigen Augenblicke die verläßlichsten Berichte über die Plünderungen und Schandthaten dieser Helden. Und dennoch hat Herr A. Bäuerle die Frechheit, den Rechtlichkeitssinn und die Mannszucht der k. k. Truppen zu preisen!

Leider wurde, als es noch an der Zeit war, mein Vorschlag, den Wiener Berg Nachts mit 6000 Mann und 20 Kanonen zu besetzen, durch den damaligen Nationalgarde-Oberkommandanten Braun verworfen, und den so rechtlichen und wohldisciplinir-

ten Kriegern Gelegenheit geboten, die von mir projektirte Stellung bald darauf selbst einzunehmen, und so ihrer Vernichtung zu entgehen.

Alle jene schaudervollen Meuchelmorde blieben ungestraft, denn es waren weder Grafen noch Kriegsminister, welchen die Augen ausgestochen, die Zungen ausgeschnitten, und die Bäuche aufgeschlitzt worden waren. Man fand es von Seite der Militärgewalt nicht der Mühe werth, wegen der grausamen, meuchlerischen Ermordung bürgerlicher Kanaillen auch nur Untersuchungen einzuleiten.

Nachdem ich am 12. Oktober vom Nationalgarde-Oberkommando den mündlichen Auftrag erhalten hatte, das bewaffnete Proletariat als geordnetes Mobilkorps zu organisiren, ein Auftrag, um den ich mich nicht beworben, dessen gewissenhafte und energische Erfüllung aber die Bürgerpflicht gebot, ward mir am 13., auf mein Ansuchen, der nachstehende Nationalgarde-Oberkommnndo-Befehl eingehändigt, dessen Original ich noch besitze:

„Vom Nationalgarde-Oberkommando."

„Herr Dr. Franck erhält hiermit den Befehl, sämmtliche bewaffnete Arbeiter in ein mobiles Korps zu formiren."

„Diese bewaffneten Arbeiter haben sich der Militärdisciplin zu unterwerfen, werden von dem Gemeinderathe verpflegt, und unterstehen als Gesammtkorps direkt dem Oberkommando der Nationalgarde."

„Wien, am 13. Oktober 1848."

„Messenhauser,"
„prov. Oberkommandant."

„Werden Einhundert zwanzig Gulden CM. zur Bezahlung angewiesen."

„Vom Gemeinderathe."

„Wien, 14. Oktober 1848."

„Götz."

L. S.

„Schierer."

Der unter dieser ersten Geldanweisung unterfertigte Name „Götz" ist der des Schotten-Priors, welcher an diesem Tage einer Sektionsabtheilung des Gemeinderathes präsidirte, es fehlte also meiner heiligen Mission selbst die geistliche Weihe nicht.

Es ist aus diesem Aktenstücke zugleich ersichtlich, daß ich erst am 14. (und das war überdies spät Abends) die ersten Verpflegsgelder für das Mobilkorps erhielt, welches ich in unglaublich kurzer Zeit gebildet hatte, und daß ich folglich die stündlich massenweise zuwachsenden Mobilgarden, vorläufig aus eigenen Mitteln verpflegen mußte.

Trotz des Umstandes, daß diese wackern und muthigen Männer nur kärgliche Verpflegung erhielten, und trotz der angestrengten Exerzizien, denen ich sie unterziehen mußte, hielten sie musterhafte Disciplin ein, und machten sich keines, auch noch so geringen Exzesses schuldig. Ich halte es sonach für meine Pflicht, diesen braven Kämpfern, welche unter meiner Anführung an jedem Orte, wohin sie beordert wurden, tapfer gefochten

haben, das Zeugniß musterhafter Disciplin und Ordnung zu ertheilen, und den Verfasser des oben angeführten Artikels in Bäuerles „österreichischem Courier“ mit dem Beisatze, für einen frechen und schamlosen Verläumder zu erklären: **Daß nicht ein einziger Mann meines Mobilkorps den Schwarzenberg'schen Garten betreten hat.**

Dr. Franck.

Berlin, den 23. April 1849. Die Linke der zweiten Kammer hatte gestern Abend wieder in der Konversationshalle ein Abendessen, an welchem sich auch andere Personen betheiligen konnten. Eine neue Variante des Gaudeamus igitur wurde bei dieser Gelegenheit zum Besten gegeben. Wir theilen, der Curiosität halber, den ersten Vers daraus mit:

Gaudeamus igitur
Dextra qui sedemus,
Nostra est majoritas,
Nostra est auctoritas,
Vicimus, floremus etc.

Das Lied ist einem lateinischen Schriftstücke entnommen, welches überschrieben ist: Epistolae virorum dextrorum de facinoribus contumatiosis etc. Wie man sieht, eine Art lateinischer Enthüllungen.

In **Sachsen** bricht der Sturm los; es entbrennt ein Kampf auf Tod und Leben. Er wird sich über unser schönes Deutschland verbreiten; Menschenblut wird sich mit dem Grün der verjüngten Erde vermischen und Zeugniß ablegen: daß wir sterben, aber nicht die Ehre verlieren können.

Die Geschichte wird über Deutschlands Fürsten richten, die uns in ein unsägliches Elend stürzen.

Einen wahren Bericht über alle Thatsachen bringen wir nächstens. W.

Aus dem politischen Tagebuche

von

Sigmund Kolisch.

1 8 4 9.

Am 17. April stattet der Deputirte Agustini der Constituente zu Rom Bericht ab über den Verfassungsentwurf; er wird mit großem Beifall von den Deputirten und den Galerien aufgenommen und die Kammer faßt den Beschluß, diesen Entwurf dem Druck zu übergeben und die Druckschrift nicht nur unter die Volksvertreter, sondern auch unter das Volk selbst zu vertheilen, damit die öffentliche Meinung sich über dieses wichtige Aktenstück aussprechen könne. Das römische Volk, die Führer und Vertreter desselben lassen sich in ihrem Streben und Handeln gar nicht irre machen durch die österreichischen und französischen Truppen, die herbeiziehen, um den heiligen Vater in seine Macht wieder einzusetzen. Die französischen Truppen werden eher mit den Römern als gegen dieselben kämpfen, sie sind eher eine Verstärkung des römischen Volks, als der österreichischen Soldaten. Das römische Gebiet kann für Italien werden, was Ungarn für Oesterreich ist; nämlich: der Kampf- und Sammelplatz revolutionärer Kräfte und Talente, das Schlachtfeld, auf dem das Recht gegen die Tyrannei ihre Siege erficht.

Ueberall in Italien Niederlagen, Entmuthigung, blutige Reaktion, sogar die Volksvertreter in Sizilien neigen sich nach einer verläßlichen Nachricht zur Nachgiebigkeit; in Palermo kommt ein zahmeres Ministerium an das Ruder, und man will mit dem Mörder Ferdinand unterhandeln, aber Rom mit seinem Triumvirat rüstet fortwährend und bleibt unerschütterlich. Die kampflustigen Patrioten von Italien vereinigen sich in Rom. Und von diesem Herd der Revolution werden die Flammen ausgehen, welche in die Burgen der Gewalt hineinschlagen und sie vernichten.

Am 20. April hat der General Oudinot, der die 14,000 französischen Soldaten gegen Rom führen soll, seine Truppen in Marseille haranguirt; seine Beredtsamkeit kam sehr ins Gedränge, als er den eigentlichen Zweck dieser Expedition der Mannschaft anzeigen wollte; er mußte dabei die diplomatische Verklausulirung des Ministeriums beibehalten und von „Erhaltung des französischen Einflusses,“ von einem Kampfe für die „wahre Freiheit“ und die „Majorität“ in Rom faseln. Er erinnerte die Soldaten an die ruhmwürdigen Kämpfe ihrer Väter und ermahnte sie zur Tapferkeit und Menschlichkeit. — Was hat er nur gethan, der armselige General, daß er die Franzosen an jene Zeit erinnert, da sie die Waffen der Republik und der Freiheit gegen die coalirte Tyrannei trugen. Nichts ist besser geeignet, als diese Erinnerung, Frankreichs Söhne vor einer Verbindung mit den österreichischen Waffen zurückzuschrecken. Als der General geendet hatte, riefen die Soldaten: Vive la république romaine! —

Am 21. April erklärte die II. preußische Kammer auf den Antrag des Abgeordneten Rodbertus, daß die deutsche Reichsverfassung für Preußen als rechtsgiltig anerkannt sei; ein ungelegener Beschluß für die preußische Regierung und ihre Allianz mit Rußland und Oesterreich. Der preußische Hof kann kein anderes Ministerium als Brandenburg, Man-

teuffel brauchen, das besondere Vorliebe für den Belagerungszustand an den Tag legt und bereit ist, eher das ganze preußische Volk in die Luft zu sprengen, als den Absolutismus um das Geringste schmälern zu lassen. Solche Minister findet man nicht alle Tage; der Hof wird sie nicht so leicht aufgeben.

Am 23. April hat die würtembergische Kammer alle anderen deutschen Kammern und das würtembergische Volk, das ganze übrige deutsche Volk durch Energie, Entschiedenheit, Kraft des Willens und Patriotismus beschämt. Der König hat die Annahme der deutschen Reichsverfassung für das Land geweigert. Ein königliches Rescript ohne die Kontrassignatur eines Ministers verkündete diese Weigerung, da erklärte die Kammer auf den Antrag des Abgeordneten Stockmaier, die Reichsverfassung, welche durch die freigewählten Vertreter des deutschen Volkes gegeben wurde, auch ohne besondere Anerkennung für giltig, jeden Bürger für verpflichtet, sich ihr unterzuordnen und sie zu vertheidigen, und den Gehorsam jedem Befehl zu verweigern, der gegen sie, von wo immer gerichtet würde, sie erklärte jede Handlung gegen die Reichsverfassung für ungesetzlich. Und das Volk von Würtemberg, das bewaffnete und unbewaffnete, ließ sich bereit finden, dem Beschluß seiner Vertreter Nachdruck zu geben. Das ganze Volk: Soldaten, Bürger, Bauern, Arbeiter, erklärte sich in Adressen für die deutsche Reichsverfassung, auch die Soldaten erkannten sich als dem deutschen Volke angehörig und nicht einer Krone unterthänig. Das erste Mal, daß deutsche Soldaten sich als Bürger fühlten und als Bürger handelten; sie haben die Ehre des deutschen Militairs gerettet. Das Ministerium Römer hat seine Entlassung verlangt für den Fall, daß der König seinen Beschluß nicht ändert; dem König bleibt nichts Anderes übrig, als die Krone niederzulegen, oder sich dem Willen des Volkes unterzuordnen. Der Werth eines Volkes bestimmt seine Macht und seine Freiheit. Für das preußische Volk ist kein besserer Minister als Brandenburg nöthig; für das würtembergische ist kein schlimmerer möglich, als Römer.

Am 25. April hat der König von Würtemberg durch das Ministerium eine Note an die schlimme Kammer geschickt, in welcher derselbe die Zurücknahme seines frühern Beschlusses und die Annahme der deutschen Verfassung anzeigt. Ein schönes Beispiel von Nachgiebigkeit, das die Völker, wenn sie brav und einig wären, überall hervorrufen könnten. Das preußische Volk hat im November vorigen Jahres bewiesen, daß es nicht preußisch, und im April dieses Jahrs, daß es nicht deutsch ist. Was ist es also? Wranglisch.

Die II. preußische Kammer häuft Majestätsverbrechen auf Majestätsverbrechen, am 26. April trat sie sogar dem Belagerungszustande in Berlin nahe; heißt das nicht soviel, wie dem Könige selbst nahe treten! Was ist ein König ohne Belagerungszustand? Auf den Antrag des Abgeordneten von Unruh hat diese hochverrätherische Kammer beschlossen, daß der Belagerungszustand aufgehoben sei und ohne die Zustimmung der beiden Kammern nicht eingesetzt werden dürfe. Dieser Beschluß muß wohl bei einem Hofe, der es weiß, wie wohlthätig der Belagerungszustand, wie nothwendig für die „Zukunft Preußens“ und seine „staatliche Entwickelung“ mit dem größten Mißfallen aufgenommen werden, und welche Verlegenheiten müßten daraus entspringen, wenn man diesen Beschluß berücksichtigen wollte; was finge man z. B. mit einem Ministerium Brandenburg-Manteuffel an, das doch selbst eigentlich nichts anderes als ein Belagerungszustand, der so lange

dauern wird, als man ihn erhalten kann! Eine Krisis steht in Preußen bevor. Das blutgetaufte Kindlein, das im März des vorigen Jahres zur Welt kam, schwebt zwischen Leben und Tod; es wird nicht sterben.

Es ist der 26. April; alles das, was geschehen ist, ist geschehen und die deutsche Kammer zu Frankfurt dekretirt noch immer mit „Mäßigung;" sie beschließt, daß die verschiedenen widerspenstigen Regierungen — dieses Ausdruckes hat sie sich freilich nicht bedient — von der Centralgewalt (???) zur Annahme der Reichsverfassung und des allgemeinen Wahlgesetzes aufgefordert werden, — „aufgefordert! ein sehr parlamentarischer Ausdruck," — daß jetzt keine Volkskammern aufgelöst werden sollten, und in denjenigen Ländern, wo sie nicht versammelt sind, habe die Einberufung sogleich zu geschehen rc. rc." „Bittschriften, nichts als Bittschriften" Die Kammer zu Frankfurt hat den Antrag, einen Aufruf an das deutsche Volk ergehen zu lassen, der es zur Vertheidigung seiner Verfassung auffordert, verworfen. Die deutsche Volkskammer fürchtet sich, mit dem Volke zu reden, sie fürchtet sich gewissermaßen vor sich selbst. Diese Kammer ist in dem einen Punkte fürstlich, daß sie „nichts lernt und nichts vergißt;" sie bleibt so lange passiv, bis sie nicht mehr aktiv sein kann, und will, wie es scheint, auf legalem Boden begraben sein. Das kann ihr werden.

Am 27. April gab die preußische Regierung Antwort auf die Beschlüsse der deutschen Reichsversammlung vom 26. — Durch eine telegraphische Depesche von dieser in Kenntniß gesetzt, dekretirte die preußische Regierung die Auflösung der II. und die Prorogirung der I. Kammer. Die dadurch hervorgerufene Aufregung des Berliner Volkes wurde durch Schüsse von Seiten des Militärs gemäßigt. Es ist wieder Blut geflossen; mehre Leichen sind die Siegestrophäen der preußischen Regierung. Das Ministerium hat sich herabgelassen, Gründe dieser Maßregel anzugeben.

Der erste Grund der Auflösung besteht darin, daß die Majorität in der zweiten Kammer dem Ministerium entgegen war, und sich mithin nichts Gedeihliches für das Vaterland erwarten ließ. Die Stichhaltigkeit dieses Grundes ist gewiß Jedem einleuchtend. Der zweite von den angegebenen Gründen ist, daß die zweite Kammer ihre Befugniß überschritten, indem sie sich für die Annahme der deutschen Reichsverfassung und für die Aufhebung des Belagerungszustandes ausgesprochen.

Ganz recht! so eine Kammer ist nur eine Volksvertretung, mithin nicht berechtigt, dem Hofe in seinen allerhöchsten Maßregeln etwas drein zu reden. Wer das nicht einsieht, der ist kein guter Preuße.

Die konstitutionelle Monarchie kann nicht anders, als so verstanden werden, wie sie der König Friedrich Wilhelm IV. von Gottes Gnaden versteht. Eine Volksvertretung ist zu nichts Anderem da, als mit dem Fürsten Hand in Hand zu gehen, oder aufgelöst zu werden. Das Volk bekommt, wenn man eine Kammer auflöst, aufs Neue Gelegenheit von seinem Wahlrecht Gebrauch zu machen. Ist das nicht eher eine Begünstigung, als eine Beeinträchtigung! Jedenfalls ist die wahre Ordnung „die wahre Freiheit." Der König herrscht und regiert, der Soldat schießt, das Volk blutet.

Am 30. April hat sich eine erfrischende Strömung von Leben in die deutsche Volks-

versammlung ergossen. Die Kammerauflösungen in Preußen und Hannover haben sie aus ihrem Gleichmuth gerüttelt. Sogar Herr Riesser, der Ungläubige, glaubt jetzt an Reaktion, und daß es nöthig sei, Gewalt mit Gewalt abzuwehren; daß aber die Reaktion so weit gehen sollte, die deutsche Reichsversammlung materiell anzugreifen, das glaubt der alt gewordene Liberale nur dann erst, wenn die Bajonette an die Paulskirche pochen. Wie feig und unerfahren ist noch der alte Herr Riesser, er muß die Vorfälle in Berlin und in Kremsier gänzlich verschlafen haben, oder meint er etwa die Versammlung zu Frankfurt sei den Herren Lothringen und Hohenzollern ehrwürdiger, als die zu Berlin und Kremsier. Lächerlicher Wahn, der Tyrannei solche Schwächen zuzumuthen. Die Fürstenhäuser ruiniren Gott im Himmel, wenn er ihre Plane durchkreuzt, wenn er ihre absolute Herrschaft gefährdet; diese Rücksichtslosigkeit heißt man in der Hofsprache: Diplomatie. Die deutsche Reichsversammlung werden sie auflösen, so wie sie können; sie werden und dürfen nicht können. Solcher Beschimpfung und Entwürdigung kann sich das deutsche Volk, wie übermäßig fromm und geduldig es auch sei, doch nicht aussetzen.

Die Versammlung zu Frankfurt hat an dem genannten Tage ganz anders gefühlt, erkannt, geurtheilt, als das vertrauensreiche Mitglied: Herr Riesser. Vorsehend der drohenden Gefahr, hat sie folgende Beschlüsse gefaßt:

1) „Das Präsidium ist ermächtigt, zu jeder Zeit und an jedem Orte, den zu wählen es für zweckmäßig erachtet, Sitzungen der Nationalversammlung anzuberaumen. Sogar Biedermann, der ein Fabius Cunctator, aber kein Römer, hat sich für diesen Antrag Ludwig Simons ausgesprochen.

2) Wenn hundert Mitglieder es verlangen, muß eine außerordentliche Sitzung gehalten werden.

3) Zur Beschlußname ist eine Zahl von nur 150 Mitgiedern der Kammern erforderlich.

4) Mißbilligung gegen die preußische und hannoversche Regierung auszusprechen, und auf die Ausschreibung von neuen Wahlen zu dringen.

Diese Zuckung in der Reichskammer ist freilich nur die Zuckung der Angst; allein es ist gut, daß die Kammer weiß, wessen sie sich, von den deutschen Großmächten zu versehen hat, in welcher Gefahr sie selbst, und mit ihr die deutsche Sache, das deutsche Volk schweben. Hätte Jemand an der echten, redlichen Gesinnung, an dem wahren Patriotismus der Linken zweifeln können, er wäre jetzt vollkommen überführt. Welche Unbefangenheit von Parteileidenschaften legt sie in ihrer Verbindung mit den Fraktionen, die ihr so schroff und schonungslos gegenübergestanden, an den Tag; welche Unermüdlichkeit in dem Hinarbeiten auf den großen Zweck, der sie immer und immer leitet, ob sie nachgiebt oder Widerstand leistet. Welche Selbstverleugnung allen Meinungen gegenüber, und welche klare Auffassung der Verhältnisse und Momente, welche ausschließliche Berücksichtigung der Sache, die sie vertreten. Ihre jetzige Verbindung ist ihr eben so von der Pflicht geboten, wie es ihre frühere Trennung war. Die Linke verdient den Dank des Vaterlandes, die Dinge mögen sich wenden, wie sie wollen; sie hat redlich das Ihrige gethan, was auch Verderbliches über Deutschland hereinbrechen mag, sie hat es nicht zu verantworten.

Simon von Trier steht ununterbrochen auf der Warte mit seinem donnernden

Ruf: „Wahrt die Freiheit, sonst ist sie verloren!“ Er hat sorgsam Acht gehabt auf jedes Stäubchen, das sich kaum sichtbar in der Ferne erhoben, und Feindliches verkündete. Auf jeden Klang hat er gelauscht, und ihn ängstlich und unerschrocken zugleich geprüft, ob er nicht ein Zeichen, das einem Angriff vorhergeht. Durch die deutschen Gauen ist sein lauter Warnungsruf gedrungen, daß sie davor erschracken, die Feinde der Freiheit und des Rechts, die Feinde des schwarz-roth-goldenen Banners. Es ist nicht seine Schuld, wenn Freiheit und Recht mit ihrem schwarz-roth-goldenen Banner schutzlos bleiben, und von Feinden in Staub getreten werden. Das deutsche Volk ist selbst für sich verantwortlich, es kennt die Gefahr, es kennt die Mittel, sie abzuwehren.

Am 30. April wurden auch die sächsischen Kammern aufgelöst, die sich entschieden für die Reichsverfassung ausgesprochen. Auch du, mein Sohn Brutus! Es ist ein beträchtliches Häuflein, das für die deutsche Zersplitterung und Schmach in die Schranken tritt. Das deutsche Volk wird doch sein Recht zu wahren wissen, und wird dabei zu seinem eigenen Frommen zugleich seine Kraft erkennen. —

Wien.

„Wien ist ruhig,“ fahren die offiziellen und nicht offiziellen österreichischen Zeitungen zu berichten fort; ja fürwahr, es ist ruhig; außer dem Ruf der Patrouillen, dem Klirren der Sporen und Säbel ist wohl nichts zu hören daselbst. Blasse stumme Menschen sitzen in ihren Stuben, aus denen die Freude und das Lachen verbannt sind. Das Entsetzen sitzt mit ihnen und die ängstliche Erwartung der Zukunft. Der Vater wird seiner Kinder nicht froh und des entwürdigten Heerdes, den er sich gebaut, um an ihn das unstete Leben zu befestigen. Die Mütter sind bang, denn sie erkennen in dem Schweigen, in der Zurückhaltung der Gatten und Söhne den unüberwindlichen Trotz, den heiligen Zorn, die namenlose Entrüstung des Patrioten, den unbeugsamen Entschluß, den über Wien verhängten schimpflichen Zustand nicht zu dulden, zu kämpfen und zu fallen für Wiens Erlösung, wann und wo es auch sei.

Die Männer sind entschlossen und die Frauen sind bange, sie sind bange, aber sie sprechen doch kein Wort der Abmahnung, der Beruhigung, sie ahnen, sie wissen das Fürchterliche, das kommen muß; aber sie können, sie wollen es nicht verhindern; denn sie wollen eher Wittwen werden, als Frauen feiger, erniedrigter Männer sein. Sie weinen manche verborgenen Thränen, sie sind bis in den Tod betrübt; aber sie schweigen, sie sprechen kein Wort der Beruhigung, sie würden noch anfachen die Flamme des heiligen Zornes, wie es Priesterinnen ziemt, wäre es nöthig; oder auch nur möglich.

Eine traurige Häuslichkeit ist es, die von der väterlichen Gnade den wackern Bürgern Wiens bereitet wird. Bis ins Innere der Familien hinein hat das milde österreichische Szepter Wien zerstört und verwüstet. „Wien ist ruhig,“ es ist gebeugt und stumm, es ist äußerlich ruhig; aber in seinem Innern bekämpfen sich in wilder Heftigkeit zahllose Leiden-

schaften, zahllose Interessen. Die alte Polizei, die Bureaukratie, das Pfaffenthum, die Aristokratie und die Geldmacht treiben da ihr Wesen, und liefern ihre Schlachten, sie sind Alle bemüht, den entrissenen Raub wieder zu erbeuten, sich ihn zu sichern — und all' diesen mächtigen, blutigen Gewalten steht ganz allein die Idee des Jahrhunderts entgegen, sie siegt, sie hat gesiegt; die 6000 Polizeispione, die in Wien auf der Lauer liegen, können sie nicht verscheuchen, die Bajonette können sie nicht tödten, das Geld kann sie nicht kaufen, die Jesuiten nicht bekehren; sie siegt, sie hat gesiegt; sie ist der Felsen, an dem die blutige Krone der Lothringer zerschellt, obgleich Adel, Militär, Pfaffen, Polizei und Banquiers sie zu halten und zu schützen bemüht sind.

„In Ungarn hat das Haus Habsburg zu herrschen aufgehört," so lautet der einstimmige Beschluß der beiden ungarischen Kammern, der am 14. April des Jahres 1849 zu Debrezin gefaßt wurde. Der Ausschuß, dem diese Angelegenheit zur Ausarbeitung übergeben wurde, und dessen Referent Kossuth gewesen, hat als Gründe dieses ihres Antrages den Wortbruch und Verrath 2c. 2c. der Dynastie Lothringen angegeben.

Bis zur Vollendung einer Konstitution ist Kossuth verantwortlicher Präsident der neuen Republik, und hat sich ein verantwortliches Ministerium zu bilden. Solch ein fait accompli, mit dem Blute eines edeln, hochherzigen Volkes besiegelt, ist unumstößlicher, als die durch unrechtmäßige Verträge gewährleisteten Räubereien der Herrscherfamilien. Das Jahr 1849 fällt schwerer in die Wage der Völkergeschicke, als 1815, und macht es ungiltig, was jenes eingesetzt. Ungarns Freiheit ist erkämpft und gegründet, und ist fester, als die drei Kronen auf den Häuptern der Mächtigen, die sich gegen diese Freiheit wie gegen jede in Europa in ungeheuchelter Offenheit verschworen.

Russische Hilfe kann für den österreichischen Staat keine Hilfe sein; sie ist die Anwendung von Moschus, welche die unheilbare Krankheit verräth; sie beweist, wohin die österreichische Regierung den Staat und sich selbst gebracht; eine Regierung, die eine fremde Knute als Stütze braucht, ist wohl eine zu Grunde gegangene: es ist mir unmöglich, die Staatsweisheit zu begreifen, die das nicht anerkennt, sie wäre denn die des „Lloyd" und der „Presse" in Wien, die sich für Geld zu Allem versteht! Die mit aller Ruhe der Schamlosigkeit von einem Irrthum zum andern, von einer Lüge zur andern wankt. Es giebt nichts Ekelhafteres als die leibeignen Regierungsorgane, die für Sold ihren Verstand prostituiren müssen, die alle Fehler und Niederträchtigkeiten, die sie vollkommen würdigen, zu den ihrigen machen, die rein zu waschen sich bemühen, was nie rein werden kann, die auf einem Felde, wo nur die Wahrheit siegt, mit den Lügen kämpfen, und in der That nie was Anderes gewinnen, als Haß und Verachtung. Ach, ein Organ der österreichischen Regierung zu sein, kann es was Schrecklicheres, was Schimpflicheres geben?

Sie haben eine eigene Art von Polizeidienst, diese Organe; sie müssen Gedanken und Werke verleumden, denunziren, sie müssen Personen und ihre Thaten, je nachdem sie der Regierung gelegen oder ungelegen sind, preisen und dann beschimpfen, ohne Rücksicht auf ihre eigene Ehre, auf ihre eigene Würde. Sie überbringen gewissermaßen gefallenen Günstlingen die seidene Schnur des Sultans; es ist das ein traurig, erbärmlich Amt, und dazu gemacht — eben so viel Mitleid als Verachtung zu erwecken.

Windischgrätz war ein solches Opfer der kaiserlichen Ungnade, nachdem er durch die

Gunst des Hofes zu einer Höhe emporgeklommen war, auf welcher sich dieser beschränkte, ganz und gar talentlose Fürst in einer wichtigen, bedeutungsschweren Zeit, da die Menge der Ahnen nicht zureicht, einen wankenden Thron zu stützen, unmöglich erhalten konnte. Wie hat der „Lloyd" und die „Presse," und mit ihnen das ganze Gefolge der feilen, niedrigen Hof- und Militär-Organe Koth geworfen auf den Mann, den sie kurz zuvor vergöttert, als ob Windischgrätz dafür gekonnt hätte, daß ihn der Hof dafür, daß er an der Spitze eines großen Heeres in friedliche Städte Bomben warf, Verheerung schleuderte, was der letzte Soldat, wenn ihm die Härte des Herzens gegeben, auszuführen vermag, so hoch gestellt, als er nicht stehen konnte, daß er ihm so viel aufgelegt, als er nicht zu tragen vermochte. Es liegt im System des Absolutismus, daß Männer emporsteigen ohne Berechtigung und herabsinken ohne Schuld. Windischgrätz konnte zur österreichischen Regierung sagen: „Ihr habt mich zum Feldmarschall gemacht, ohne daß ich es verdient; warum wundert ihr euch, daß ich es nicht verdiene, Kommandant der kaiserlichen Armee in Ungarn zu sein, zu dem ihr mich gemacht?"

Das ist der Fluch der Ständeprivilegien, daß sie die Talente nicht finden lassen, weil die Klasse dem Talent seine Rechte, und der Gesellschaft ihre Resultate entreißt. Es müßte ein Zufall sein, daß unter den Hochadeligen in Oesterreich sich ein großes militärisches Talent fände; dem Himmel sei Dank, es findet sich Keines, und Welden ist, wie Windischgrätz, zu nichts weiter gut, als den Schergen zum Schutze des absoluten Thrones abzugeben, eine wehrlose Stadt blutig wund zu schlagen, zu verderben. Einer Armee, wie die ungarische, Talenten wie Bem, Dembinski, Görgey ꝛc. ꝛc. gegenüber, ist er ein verlorner Mann trotz all der Kräfte, die ihm zu Gebote stehen; sein Eingreifen in die Angelegenheiten entscheidet so viel wie nichts. Der österreichische Staat ist zertrümmert, weil er keine andern Stützen fand und findet, als Windischgrätz, Welden und Konsorten, und — die Russen; weil es unbestreitbar ist, daß eine Armee einen Staat erobern, aber nicht erhalten, nach Außen vertheidigen, aber nicht im Innern verbinden kann.

Windischgrätz ist als Sündenbock der österreichischen Politik gefallen; ihm wurde die Schuld aufgebürdet, die lediglich ihr gehört. Windischgrätz mußte fallen, damit das Bekenntniß der Ohnmacht von der Regierung nicht ausgesprochen werden müsse, damit dem gerechten Vorwurf des Volkes eine Ableitung gewonnen sei, damit der Anstrengung der Dynastie die Möglichkeit des Gelingens nicht von allen Zungen abgesprochen werde.

Windischgrätz mußte fallen, damit der fruchtlose Kampf aufs Neue begonnen werden könne, und damit die verblendeten österreichischen Völker glauben, daß es die schlechte Karte gewesen, auf die sie gesetzt, durch die sie verloren, und daß sie jetzt auf eine bessere setzen, statt einzusehen, daß das Spiel ein verlornes sei. Die Bethörten opfern nach wie vor einem falschen Götzen; ihr Irrthum wird erst spät, aber um so gründlicher von ihnen erkannt, diese Erkenntniß um so heilbringender werden.

Windischgrätz ist als Sündenbock vernichtet, und Viele freuen sich der raschen Nemesis, die den blutigen Büttel erreicht; ich kann mich nicht freuen; ist doch die Rolle von e i n e m Tag für einen so unfähigen, unbedeutenden Menschen eine enorme Begünstigung, die sein natürlicher Sturz bei Weitem nicht ausgleicht.

Windischgrätz hätte es höchstens bis zum Korporal bringen, bei Exekutionen mit dem Stocke verwendet und nie genannt werden sollen; dann wäre das Schicksal gerecht gegen ihn gewesen.

Ueber stehende Heere und Disciplin!

„So lange die Welt steht, ist Krieg geführt worden, und immer wird es auch Krieg geben," so beantwortet man gewöhnlich die Frage: „Warum diese ungeheuren Streitkräfte in Friedenszeit?" Eben diese Antwort wird dem schlichten Bürger, der sich wundert, daß die Armee nicht nur die besten Kräfte der Jugend, sondern auch den dritten Theil sämmtlicher Staatseinnahmen verschlingt. Den ersten Theil des Satzes bestreitet Niemand, er ist ein historisches Faktum, welches sich zu dem übrigen Unglück und den Thorheiten gesellt, welche die Geschichte des Menschengeschlechts aufzählt. Gehen wir auf die Ursache vieler, ja der meisten Kriege zurück, so spielte und spielt der Hochmuth, Eigensinn, Fanatismus und der ihnen treu verbundene Despotismus die erste Rolle.

Dem zweiten Theile des Satzes wird nur der beistimmen, der an der Fortbildung, an der zunehmenden Vernunft der Menschheit verzweifelt, und kein Diplomat wird uns irre machen, wenn er über europäisches Gleichgewicht, Nationaleifersucht und tausend andre Dinge, welche die Nothwendigkeit des Krieges begründen sollen, redet. Vernunft und Recht sei die Angel, um die das ganze Staatssystem sich drehe, Vernunft und Recht soll stürzen den alten Wahnsinn und das alte Unrecht. Viele Gründe barbarischer Völker fallen bei uns weg, so z. B. die Kriege der Caraiben um ihrer Lieblingsspeise, des Menschenfleisches, willen. Bei uns schlachtet man den Göttern nicht mehr feindliche Gefangene. Was, bei uns keine Opfer? Wie viel edle Männer sind in unserer Zeit dem Hochmuth, der Selbstsucht, der Heuchelei, unter dem Bilde der Religion, geschlachtet worden, wie Viele schmachten, um des freien Wortes willen, in Kerkern, und um der sogenannten Ruhe und Ordnung, erzeugt durch Kugel und Bajonett, vergießt man das Blut derer, die da lehren, daß wahre Ruhe die Tochter der Freiheit, Grabesruhe das Kind des Despotismus sei, die mit Begeisterung die Ruhe der Freiheit preisen, und die Ruhe des Despotismus verabscheuen. Selbst die Religion, zum Dämon der Rache entstellt, muß helfen, Tod und Verderben verbreiten. Der Mensch denkt sich die Gottheit nach seiner eignen Bildungsstufe; bist du selbst noch roh und brutal, so wirst du deinen Gott dir ähnlich denken; die Mütter Karthagos schlachteten ihrem Gott die eigenen Kinder; doch auch bei uns fallen der finstern Gewalt, die den Fortschritt hemmt, und die alte Zeit wieder herauf beschwören möchte, unzählige Opfer. Ja „Opfer fallen hier, weder Lamm noch Stier, aber Menschenopfer unerhört." Wahr, leider wahr; doch eben dieser furchtbare Prinzipienkampf der Barbarei gegen die Freiheit zeigt, daß die Morgenröthe erschienen, zeigt, daß die Völker sich ermannt, giebt endlich Zeugniß, daß der Despotismus erliegen, und die Freiheit und Vernunft das Siegesfest feiern werden. Die Bildung des Volkes, der unaufhaltsame Fortschritt stürzt

die finstern Götter mit ihren erbärmlichen Fürsten von den Altären. Die Politik, die Bürgerblut vergießt, die den Geist, den Muth des Volkes ertödten möchte, die das: „Theile und du wirst herrschen," so praktisch ausübt, daß sie die Kinder Eines Volkes gegeneinander stachelt, auf daß sie sich untereinander zerfleischen, eine solche Politik, sich auf Ruinen stützend, gräbt sich ihr eignes Grab, sie selbst hat sich der Pfeiler beraubt, sie sinkt in Schutt und Graus. — Wie aber ist's möglich, daß ein Volk, welches doch zuletzt der Mächtigere ist, seine eigne Knechtung duldet? Die Macht der Gewalthaber liegt eben in der Zwietracht des Volkes; erhebt sich dasselbe gegen solch Frevelspiel, fordert es sein uraltes Recht, dann heißt es Rebell, und Kugel und Bajonett zerschmettert diejenigen, die jenes Heer kleiden und nähren. Wer lehrt den Soldaten seine Hand mit Bürgerblut befeuchten? Warum tödtet der Sohn den Vater? Warum o Vater sendest du das tödtende Blei in des geliebten Sohnes Brust? Was verbannt aus eurem Herzen das Herrlichste aller Gefühle, die Liebe? Oder schießt ihr mit Liebe und Lust auf eure Brüder, macht es euch Freude, Jammer und Elend in die Hütten eurer Mitmenschen zu tragen? Ihr antwortet: „Nein," wenn die Kugel trifft, schaudern wir selbst, und unser Herz erbebt; aber der Hauptmann befiehlt „Feuer," und ob Mutter, Tochter und Braut uns gegenüberstehen, wir müssen gehorchen, das ist Disciplin. Nach eurer Erklärung ertödtet also die Disciplin die edelsten Gefühle des Menschen, sie beraubt euch des Nachdenkens, denn, sagt ihr selbst, wir dürfen uns nicht bedenken, sondern wir müssen ohne Bedenken gehorchen. Wir sind Maschinen, und unser Thun verantworten nicht wir, sondern die, auf deren Wort der Tod seine Ernte hält." So ist denn die Disciplin ein grauenvoller Moloch, dem man unerhörter Weise tausende von Opfern schlachtet, so ist denn Disciplin jenes schauerliche Räthsel, welches das Leben zum Tode erstarrt, welches, zur Blutgier stachelnd, den Mord gebietet? Nein ihr Männer, das ist nicht Disciplin, das ist Mißbrauch, der mit diesem Worte getrieben, das sind schändliche Ueberschreitungen, das ist der jesuitische Kunstgriff, alles Beliebige, sei es auch noch so verdammungswürdig, wenns nur zum Ziele führt, als zur Disciplin gehörend, zu gebrauchen. — Die Disciplin lehrt keinen Brudermord, sie ertödtet nicht das menschliche Gefühl, sie entwürdigt nicht den Menschen zur Bestialität. Die wahre Disciplin ist eine Tochter der Humanität, und durch diese begränzt; sie darf euch nicht rauben die Kraft des Geistes, sie soll den Geist kräftigen, auf daß ihr den Feinden des Volkes freudig entgegeneilt, und selbst denkend im freien Gehorsam handelt. Aber wehe euch, ihr Gewalthaber, die ihr die Begriffe zu verwirren sucht, die ihr den freien Gehorsam mißbraucht, und jenes unschuldige Wort zu euren finstern Absichten benutzt. Wehe euch, das durch euch vergossene Blut ruft um Rache, die vergeltende Stunde der Abzahlung schlägt, die Völker machen eurem Schauerspiele ein Ende, ein gerechtes Urtheil ereilt die Volkspeiniger. — Während wahnsinniger Hochmuth die Kriegsfackel umherschleudert, die Freiheit bedroht und reiche Leichenernten schafft, freut sich Nordamerika der Ruhe, nicht der des Grabes, nicht der durch scharfgeschliffne Schwerter und Bajonette erzeugten, sondern der aus der Freiheit hervorgegangenen Ruhe. Nimmer wird dauernde Ruhe durch Gewaltthaten erzielt; nein, durch sie wird der Volkssturm erregt, er brauset dahin, und die stolzen, himmelanstrebenden Bäume stürzen knarrend zusammen, und ihre Kronen decken den Boden. Freiheit bedinge den Frieden, nur aus ihr entwickelt sich das Volkswohl.

Nicht auf die Möglichkeit eines Krieges verwende man den Schweiß des Volkes, wozu das eitle Schaugepränge der Armee? Kriege sollen nur im Interesse des Volks, und zur Selbstvertheidigung geführt werden, nicht aber um derer willen, die da glauben, das Volk sei der Schwamm, den sie ausdrücken, und dann bei Seite werfen. — Wer unsre Heere denkend betrachtet, wie nur sie der Mittelpunkt der Staaten sind, wie nur um sie sich Alles dreht, muß der nicht auf den Gedanken kommen, daß der Frieden für uns ein unnatürlicher, kaum zu ertragender Zustand sei, und daß wir mit aller Macht darauf hinarbeiteten, einander wieder erschlagen zu können? Gott bewahre, entgegnen die Vertheidiger dieses Systems, aber: si vis pacem, para bellum, d. h. wenn du Frieden willst, so mache dich auf den Krieg bereit, oder besser: gieb im Frieden dasselbe, was der Krieg erfordern möchte, oder: schenke das Elend des Krieges schon zum großen Theil dem Volke im Frieden. Ja, dieses wahnsinnige System ist es, was die fruchtbaren Aecker verwüstet, den Landmann zu Grunde richtet. Nur ein freies Volk ist stets vorbereitet, den Feind zu empfangen, ein solches braucht keine großen stehenden Heere, wodurch der Landbau vernachlässigt, und Hungersnoth herbeigeführt wird. Können denn die Völker sich durchaus nicht vertragen, und einander sagen: „Friede sei zwischen uns?“ Du irrst Freund, nicht die Völker sind es, die große Armeen bereit halten, nicht die Völker beschließen gewöhnlich den Krieg, die Fürsten sind es. Also die Fürsten führen besondere Kriege? Weichen denn ihre Interessen von denen des Volkes ab? Sprechen die Fürsten denn nicht den Willen der Völker aus, sind sie denn nicht um des Volkes willen da? Leider führen die Fürsten oft Kriege aus Sonderinteressen, leider handeln sie oft gegen den Willen des Volkes, und viele derselben glauben, daß sie nicht um der Völker, sondern die Völker um ihretwillen da sind. Darum jetzt in den Kammern so viel von Wahrung der Rechte und Interessen der Krone, dem Volk gegenüber, man reservirt den Fürsten besondere Rechte, man stellt sie dem Volke feindlich entgegen, und betrachtet das Volk als den leibeignen Knecht, nur geschaffen zum Leiden und Dulden. Denken denn alle Fürsten so, halten alle das Volk für ein Lastthier? Nein, nicht Alle, aber die Mehrzahl stellt sich dem Volke gegenüber, und sucht die Freiheit zu erdrücken. Aha Freund! jetzt merken wir, wo ihr hinaus wollt, ihr wollt die Republik, wohl gar die rothe! Die Fürsten sind uns nur in so fern eine widrige Erscheinung, in so fern sie dem Volkswohl entgegenhandeln; was die Republik anbelangt, so wird sie da sein, wenn ihre Stunde geschlagen. Für jetzt aber wollen wir, daß den schlechten Fürsten es schwer gemacht werde, dem Volke entgegenzuhandeln. Wir wollen, daß der Krieg, wenn er nur den Privatinteressen der Fürsten dient, als das ärgste Uebel, ganz aufhöre. Im nächsten Hefte wollen wir den Unterschied zwischen Kabinets- und Völkerkriegen näher auseinandersetzen.

Janson.

Die Räthsel der Gegenwart

I.

Es herrscht Anarchie sogar in den Gedanken; die Dinge und Ereignisse haben keinen geordneten Zusammenhang; es scheint fast, daß die Weltgeschichte eine Narrheit geworden, die sich selbst widerspricht; sie ist wie jenes Ungethüm in der griechischen Mythe, das unheilvolle Räthsel aufgab; kein Oedypus, kein blinder König wird die Jetzigen lösen. Es ist Alles wunderbar, unbegreiflich, was sich vor unsern Augen zuträgt, und es ist nicht zu ermitteln, nach welchen Gesetzen die verschiedenen Kräfte wirken. Alle Berechnung wird zu Schanden an dem Tumult der Leidenschaften, die ihre natürlich vorgezeichnete Richtung verlassen, und einen entgegengesetzten Weg einschlagen. Es ist kein Verstand in den Ereignissen, und Thaten geschehen, die mit all ihren Bedingungen im Widerspruche stehen.

Das Jahr 1849 veranlaßt zu dem Glauben, daß das Jahr 1848 nichts als eine Uebereilung gewesen, so schonungslos werden dieselben Kräfte verletzt, mißhandelt, die sich nur kurze Zeit vorher gebieterisch geltend gemacht, und die europäische Welt umgewandelt.

Wie ist es möglich, daß Frankreich mit der österreichischen und russischen Regierung einen Weg geht? Ich sage: Frankreich, das französische Volk; denn jenseits des Rheins ist das Volk nicht willenlos gemacht, im blutigen Kampfe besiegt, wie an der Donau, nicht stumpf und bewußtlos von einem Czaren und der Knute regiert wie hinter dem baltischen Meere. In Frankreich bemühen sich die jungen Sprößlinge gesalbter Sträflinge umsonst, die schönen glänzenden Tage des Februar 1848 aus dem französischen Kalender zu streichen. Die morschen Ueberreste ihres Anhanges sind weit näher dem Grabe, als dem Gelingen ihrer frommen Absicht. Ach, ein Kultus der Königstradition ist um seine Weihe gebracht, seit man die Göttersöhne zu den Menschenkindern herabkommen, und unter ihnen wandeln sieht. Man sieht es bei der Gelegenheit deutlich, daß sie keine Heilande sind, und daß sie nicht auferstehen können, wenn sie einmal begraben sind. Die nebelige Insel Albion's jenseits des Kanals, die ihnen wieder etwas Mysterieuses verleiht, und wo sie als bestrafte Schatten halb leben und halb gestorben sind, ist ein wahres Glück für die sündigen Gestürzten.

In Frankreich herrscht das Volk, zum mindesten ein Theil des Volkes; es ist daselbst eine Volksvertretung in Kraft, die kein leeres Spielzeug der Willkür, und die ein unantastbares Heiligthum für jeden Franzosen, und die französische Republik, muß man daher sagen, schickt Söldlinge nach Rom, und im Einverständnisse mit der österreichischen und russischen Regierung. Die Beschlüsse des Volkes und seiner Vertreter daselbst umzustürzen, und ihm Gesetze aufzudringen, um es zur Annahme einer Regierung zu zwingen, die sie selbst abgeschüttelt.

In Rom geht eine moralische Theilung Polens vor sich. Maria Theresia hat, wie die Chronisten erzählen, geweint über die schreiende Gewaltthat; allein sie be-

theiligte sich an derselben aus Politik, um sich die vermehrte Macht der Bundesgenossen nicht überflügeln zu lassen; es war aber eine absolute Fürstin, die das Volk nicht zu fragen hatte und nicht frug, die mehr ihr Haus und das Gedeihen ihres Geschlechtes bedachte, als die Bedürfnisse und Wünsche des Volkes, die derzeit noch keine Sprache, noch keinen Ausdruck gefunden, und daher außerhalb der Berücksichtigung der Fürsten blieben, es war eine absolute Fürstin, die in diese unerhörte Maßregel mitstimmen zu müssen glaubte.

Hätte diese Fürstin das österreichische Volk gefragt und gehört, sie hätte die unselige Blutschuld, die weder für das Land, noch für den Thron segenbringend war, nicht mit auf sich geladen.

Das österreichische Volk hätte Veto gerufen, wenn es nur von der natürlichen Verfassung gewußt hätte, die ihm jederzeit ein absolutes Veto zuerkennt. Hat doch das Volk zu Wien Veto gerufen gegen das blutige Einschreiten der Bajonette in Ungarn, und es mußte erst besiegt und geknebelt werden, bevor an das Zerstören und Schlachten in Ungarn gegangen wurde.

Die französische Regierung, das Machwerk des Volkes, läßt bewaffnete Truppen gen Rom marschiren, in Vereinigung mit Neapel und Oesterreich die Bürger auf fremdem Boden entwaffnen, die Hauptstadt stürmen, um sich daselbst ihren Einfluß zu sichern, um die Reaktion, wie sie sagen, nicht in österreichisch neapolitanischem Sinne geschehen zu lassen, und in ganz Frankreich ertönt nicht ein Schrei, daß dieses Gebahren ein ehrloses, ein niederträchtiges. Im Namen der Republik Frankreichs wird die Republik Rom bekämpft, zu Boden geschleudert, wo möglich vernichtet; im Namen der französischen Republik, die vor sehr kurzer Zeit zu ihrem Tyrannen sprach: Du sollst nicht sein, Du sollst auf dem heiligen Boden Frankreichs nicht weilen, im Namen dieser Republik wird für Einsetzung eines Fürsten gekämpft, zu dem das römische Volk auch so, oder viel milder gesprochen, und die Kammer und das Volk hören die Vorspiegelungen, die Winkelzüge, Ausflüchte und diplomatischen Wendungen des Ministeriums an, das von „wahrer Freiheit" spricht, die für die Römer von den französischen Soldaten unter dem General Oudinot erkämpft werden soll, von Verhütung einer blutigen Reaktion durch die Neapolitaner und Oesterreicher — und dieses Ministerium besteht, sitzt auf seinen Bänken in der Kammer, behält seine Macht im Lande.

Es ist ausgemacht, daß die französische Regierung mit Oesterreich und Neapel um den Einfluß in Rom gefeilscht; die absoluten Regierungen cedirten blutige Gerichte, standrechtliche Ermordungen, und die Franzosen cedirten die römische Republik, pfui über einen solchen Handel. Das Verbrechen der Theilung Polens wiederholt sich, und wird von Frankreich mit begangen, mit begangen im Jahre 1849.

Kann ein Land sich selbst mehr entwürdigen, beschimpfen, seinen Ruhm mehr beschmutzen, eine glänzende Vergangenheit lästern, die großen Märtyrer, die für seine Erhebung, für seine Zukunft gefallen, mehr verhöhnen, all' die Geister erzürnen, die ob seiner Geschichte schweben?!

Frankreich will die römische Republik stürzen helfen, anstatt sie mit aller Kraft zu vertheidigen, Frankreich schachert mit seinen Grundsätzen, und wagt nicht mehr zu sagen: „Das will ich, für das stehe ich ein." Frankreich, das stets den Völkern vorangeht auf

dem Wege der Freiheit, bleibt plötzlich stehen: und ruft seinem nächsten Genossen zu: „Geh einen andern Weg, als den ich gehe, wende dich ab von mir, sonst tödte ich dich.“ So verderblich, so vergiftend für Recht und Fortschritt in Europa kann nichts mehr wirken, als dieser Schlag, von Frankreich gegen Rom geführt. So verbrecherisch, so unheilvoll ist dieser Argonautenzug der französischen Soldaten, daß Frankreich durch ihn seine großen Verdienste um die Welt, um die große europäische Entwickelung quitt gemacht.

Frankreich trägt nach dem Süden die Knute, wie Rußland nach dem Osten.

Frankreich ruft den Fluch auf die Lippen, derjenigen, die es gesegnet. Kann ihm Italien, das ihm ein treuer Bundesgenosse gewesen in einer bedrängten Zeit, das mit ihm gekämpft, gelitten, geblutet, kann ihm Italien diesen Abfall und Verrath je verzeihen? Frankreich wird den erzürnten Völkern eine glänzende Genugthuung zu geben haben für diese Schandthat.

Die Soldaten der französischen und römischen Republik sind hart aneinander gerathen; es ist von beiden Seiten Blut vergossen worden; wer würde es glauben, daß deswegen Blut geflossen, weil Frankreich nicht will, daß Rom sich seine ihm beliebige Regierungsform constituire. Der General Oudinot berichtet in Aufrichtigkeit dem Ministerium, daß die geistliche Regierung dem gesammten römischen Volke verhaßt sei. Die Depesche, die dieses enthielt, wurde in der Kammersitzung vom 10. Mai auf einen Beschluß der Versammlung vorgelesen. Umsonst! Der Regierung wird doch nicht aufgetragen, das allem Völkerrecht entgegenlaufende Verfahren einzustellen, und wenn sie den Einfluß Oesterreichs und Neapels in Italien mit Recht fürchtet, sich mit den Römern zu verbinden, und die gewaltsamen Eingriffe in die Rechte der jungen Nachbarrepublik zu hindern, gewiß unerklärlich und räthselhaft!

Rückblicke auf die Gruppen des österreichischen Reichstags.

(Fortsetzung.)

2) Die Centralesel.

Die Gruppe ist sehr groß, denn nebst den bureaukratischen Knechten enthält sie die Trabanten des Stadion und des Szaskiewitz, polnische und ruthenische Bauern, die in Pelz gehüllten Partikeln der Volkssouveränetät. Die hervorragenden Mitglieder der Gruppe waren: Selinger, Wildner, Jonak, Trojan, Doliak, Trummer, Thinfeld, Kulitz, Jachimowicz, Fleischer, Schopf, und die Tyroler Sippschaft, namentlich Strasser und Ingram.

Selinger.

Der unglückselige Selinger! Der Troubadour unter den Centralesetn, der in verrückter Prosa die ruhmgekrönte tapfere Armee, und in langgezogenen epischen Tönen den Adel besungen, der als Palmesel auch das Kirchengebiet mit frommen accordischen Tönen durchschritten, der seine Aufgabe als größtes Reichstags-Langohr vortrefflich gelöst. Glückseliger Selinger! Der Unterstaatssekretär Helfert hat dich mit seiner herablassenden Freundschaft beglückt, und du kannst noch Minister der öffentlichen Aufklärung werden, wenn es in Oesterreich noch so fortgeht, wenn die Aufklärung im Geiste des Stadion Fortschritte macht. Selinger ist Professor an der orientalischen Akademie zu Wien. Er tradirt beinahe alle juridischen Lehrgegenstände. Wenn man die orientalische Akademie nach dem unlängst zum Bischof von Seckau beförderten Direktor Rauscher, der gar keine orientalische Sprache kennen soll, und nach dem scharfsinnigen Juristen, Selinger, beurtheilt, so dürfte sie an wissenschaftlichem Gehalt wahrhaft orientalisch sein.

Selinger hielt eine Lobrede der ruhmgekrönten österreichischen italienischen Armee und fordert die Reichstagsversammlung auf, daß sie sich wie Ein Mann erhebe, und der glorreichen Armee unbedingt, ohne Anstand, gleich den Dank votirt. Er fand Applaus im Centrum — aber nicht darüber hinaus, und mußte sich, ohne durch die Erwirkung der Dankesadresse Lorbeeren gepflückt zu haben, niedersetzen. Darüber war er so trostlos, daß er die Sache fallen ließ. Sein langjähriger Kollege Straßer belud sich mit dem schweren Antrage; er wollte noch vorzüglicher sein als Solinger, welchen Wettstreit man ihm gern überließ.

Selinger besang in tiefelegischen Tönen die Herrlichkeit des Adels. Er war poetisch geworden; er meinte, daß ohne den Adel die bürgerliche Gesellschaft einer Landschaft gleichen würde, welche keinen Berg besitzt, daß man das Große, das Erhabene in der Gesellschaft nur einzig und allein dem Adel verdanken müßte. Der czechische Kobold (Charivari) hat den Selinger zum Lohne für seinen Gesang besungen; er hat ihn mit solcher Kraft besungen, daß der Adels-Troubadour davon so gerührt war, daß er in eine Krankheit verfiel. In Kremsier war Selinger längere Zeit hindurch sehr redselig. Da ihm jedoch endlich das Auditorium beinahe gänzlich ausging, hing er seine Leier auf und sang nicht mehr.

Die Stadt Sternberg hat diesen großen Stern in den Reichstag gesandt.

Wildner.

Einst Ritter von der traurigen Gestalt durch die Gewogenheit der ungarischen Nation, der er ein Wechselrecht componirt hatte. Bei der kritischen Lage der Magyaren im Anfange des vergangenen Winters sah Wildner ein, daß ihm der ungarische Adel zu nichts mehr verhelfen könnte, daß ihm jedoch die Verehrung des österreichischen Ministeriums zu sehr Vielem verhelfen werde, darum entschloß er sich, in der Adelsfrage seinen alten Adel unter Schmähung der ungarischen Nation, zur Freude der Minister, als Opfer auf den Altar des Vaterlandes zu legen. Wie schwer ihm dies war, wollte er der Welt zeigen; er legte das Opfer öffentlich dreimal auf den Altar des Vaterlandes nieder; er nahm es also zweimal wieder weg vom Altar; da er sich endlich überzeugt, daß man die Größe seines

dreimaligen Opfers wohl begriffen hatte, ließ er es auf dem Altare liegen, das Ritterthum von der traurigen Gestalt diesseits und jenseits der Leitha war zu Ende — und er blieb nur noch der E... diesseits und jenseits der Leitha.

Wildner war einer der ausgezeichnetsten Redner des Reichstags. Niemand war so sehr ausgezeichnet, wenn er die Rednerbühne betrat, als Wildner. Wie ihn der Präsident aufrief, stand zur Auszeichnung beinahe die ganze Versammlung auf, um — hinauszugehen. Wo Wildner sein schönes Deutsch gelernt, konnte man trotz der eifrigsten Nachforschung noch nicht erfahren. Phrasen von ungewöhnlichem Nachdrucke kann er drechseln, so z. B., daß er „mit beiden Händen unterschreiben wolle.“

Wildner war sehr ungehalten über die Journalisten, daß sie seine gelungensten Stellen nicht anführten, daß sie des großen Beifalls, den er im Reichstage gehabt, mit keiner Sylbe erwähnten, daß sie auch zu seinen Neidern gehörten u. s. w. Wildner möge sich darüber trösten, die Deputirten sind nach allen vier Weltgegenden der Monarchie zerstreut worden, sie werden sein Lob überall verkündigen. Nebstdem hat Wildner so Viel geschrieben, so viele Broschüren gratis vertheilt, sogar ganz österreichisch duftende Grundrechte (wenn nicht gar die ganze Charte) verfaßt, daß die Gleichgiltigkeit der Journalisten gegen seine hohe Berühmtheit ganz und gar nichts an seinem Ruhme schmälern kann, und daß dieser durch seine Schriften in der ganzen Welt sich ausbreiten wird.

Höchst wahrscheinlich wäre Wildner, wenn das Ministerium nicht ohnehin an solchen berühmten Männern Ueberfluß hätte, zum Pack-E... des Ministeriums Schwarzenberg-Stadion befördert worden, worauf er um so mehr Anspruch hat, da das Centrum selbst in Anbetracht, daß er immerdar mit der größten Geduld den Ministerialpack, getragen, und zwar mit solcher Anstrengung getragen hatte, daß ihn die Centralisten ersuchten, im Reichstage nicht mehr sich so Viel aufbürden zu lassen, und von da an gänzlich auszuruhen — in Anbetracht dessen sollte ihn das Ministerium, da er jetzt ausgeruhet hat, wieder zum Packtragen benützen, um desto mehr, weil man ihn nach seinem ruhmvollen Lastteagen nicht mehr, weder im Reichstage, noch in der Advokatur wird belästigen wollen.

Wildner war eine vormärzliche Berühmtheit. Unerhört, wie schnell die Zeit verflogen ist, jetzt ist er nur noch das antediluvianische Skelett eines kolossalen Centralesels.

Jonak.

Die czechischen Deputirten hatten den Brestel in ihrem Charivari als Mops der deutschen Deputirten Löhner und Zimmer abgebildet. Sie selbst hatten mehre Möpse, viel mehre als Löhner und Zimmer, und keinen so pfiffigen, als es Brestel war. Der gehorsamste Mops der Czechen war Jonak, der Deputirte, der die Deutschen, die Logik des Brestel, und die gesunde Vernunft eines Jeden, der nicht Czeche oder Centralist war, anbellte, da er selbst weder Logik, noch Vernunft besitzt.

Jonak hätte sich gar so gern hinauf gebracht in das Ministerium. Er hätte gar so gern eine Ministerialrathstelle erhalten! Sein Freund Helfert konnte ihm bisher noch nicht hiezu verhelfen, trotzdem daß er allmächtiger Unterstaatssekretär im Ministerium des Unterrichts ist.

Jonak thut sich sehr viel zu gute auf seine volkswirthschaftlichen Kenntnisse. Der

Reichstag mußte sich sehr oft von ihm mahnen lassen, um einen volkswirthschaftlichen Ausschuß zusammenzusetzen. Leider, zu unersetzlichem Schaden Oesterreichs und der ganzen Welt, kam nichts von der goldmachenden Kunst des volkswirthschaftlichen Jonak zum Vorschein. Gerade in dem Momente, wo endlich Etwas zum Vorschein gekommen wär, wurde der Reichstag aufgelöst, unser volkswirthschaftlicher Prophet Jonas vom Haifisch, Ministerium Stadion, mit allen Propheten des Reichstags sammt den unvolkswirthschaftlichen Diäten für faselnde Deputirte verschlungen, und Jonak auf das Trockene ohne Ministerialraths-, und ohne Deputirtenstelle geworfen.

Trojan,

zubenannt der Große, Don Quixotte und Sancho Pansa in Einer Person, das Erstere für sich, das Zweite für seine Freunde. Ein furchtbarer Deutschfresser ist Herr Trojan. Wenn er nur den Namen Frankfurt hört, zuckt es in ihm voll Ingrimms. Wer diesen Namen aussprechen will, sollte, um Herrn Trojan nicht zu beleidigen, immer eher sagen: Mit Respekt zu melden, Frankfurt.

Es ist uns noch nie ein blinderer, eingefleischterer Fanatiker vorgekommen, als Trojan. Czechenthum, Slaventhum ist das heiligste Wort für ihn; wenn er es ausspricht, beugt er sich im Geiste tiefer, als der Mohamedaner vor Allah.

Trojan der Große ist ein Freund der Todesstrafe. Als die Grundrechte in den Sektionssitzungen berathen wurden, war Trojan in seiner Sektion der Einzige, der für die Beibehaltung der Todesstrafe sprach. Trojan ist ein Demokrat, im Sinne der czechischen Deputirten.

Die römischen Triumphatoren mußten sich gefallen lassen, daß auf dem Triumphwagen ein Possenreißer, vulgo Narr, saß, der sie mitten im Siegesjubel verspottete. Die czechischen Deputirten feierten so manchen Triumph im Reichstage. Damit er vollständig war, saßen auf ihren Triumphbänken zwei Possenreißer oder Reichstagsnarren, Jonak, der große Politiker der fragte: von Winnen und von Wannen kommt die Reaktion? und Trojan, der Deutschenfresser und Frankfurter- — nämlich Würstel- — Vertilger.

Doliak.

Eine der Merkwürdigkeiten des Centrums und des Reichstags — zum Leidwesen seiner Verehrer nur in der Zeit des Reichstags bis zu den Oktober-Unruhen thätig Er selbst ein Bauernsohn und Bauernabgeordneter, aber so unparteiisch, daß er die Rechte der Bauernfeinde, der Herrschaften in vollster Geltung erhalten wollte. Dies Alles, weil er Landrechts-Auskultant ist, und den Ministern dienen wollte. Die Minister hatten an Doliak den eifrigsten Stallbuben; denn über die Stelle eines Stalljungen erhob sich Doliak nicht, weder durch Verstand, noch durch Artigkeit.

In seinem unbegränzten Eifer für die Angelegenheit des Ministeriums, und bei seinem ganz beschränkten Verstande, veranlaßte Doliak oft die Minister und ihre Freunde, aus des Herzens Tiefe zu seufzen: „Gott bewahre uns vor unsern Freunden u. s. w.“ Doliak war gleich dem Claudi ein Gassenjunge des Reichstags, ein roher ungewaschener Junge, voll Einbildung und Unwissenheit. Es gab keine Debatte, woran Doliak sich nicht

betheiligt hatte. Alles aus Eifer für die gute Sache des Ministeriums, Alles mit Bach für Kaiser und Beförderung! Ob ihm seine „ersprießlichen Dienste“, die er sich mit Aufopferung der Selbstständigkeit, der Ehre, der Menschlichkeit für Altösterreich, Kaiser und Bach erworben hat, bereits belohnt worden seien, ist uns nicht bekannt. Jedenfalls ward sein Name verzeichnet in das Buch des Lebens, der Beförderungspolizei. Und hierin mag Doliak einen Ersatz finden dafür, daß ihn das Volk in das Buch des Todes aufgeschrieben, und er sich für das Volk auf ewige Zeiten unmöglich gemacht hat.

Alle Bureaukraten sind unangenehm genug; junge Bureaukraten, wie ein Helfert, Doliak verderben vollends Jedermann den Appetit.

Doliak konnte nicht umhin, zu bemerken, daß die letzte ungarische Deputation an den Kaiser sich bei ihrer Abfahrt mit rothen Federn geschmückt habe. Rothe Federn sind dem Doliak, dem Ministerialknechte, ein Gräuel — wir überlassen es ihm, sich mit der weißen oder grauen Gansfeder zu schmücken, zur Verherrlichung seines Amtes und jener, die ihn befördern.

Trummer und Thinfeld.

Zwei steirische Holzköpfe. Maier und Lasser — Trummer und Thinfeld sind zwei Paare des Centrums, jedes seine Art im höchsten Maße repräsentirend.

Trummer fragte einst bei Gelegenheit einer stattgefundenen Katzenmusik voll Besorgniß das Ministerium: ob es denn gar nichts wisse von dem ungeheuern Aufstande, der in der Alservorstadt stattgefunden, dessentwillen die Gefahr drohet, daß Wien und Altösterreich aus den Fugen gehen müßte. Die Antwort des Ministers Dobblhof auf die besorgte Anfrage, erwarb sich hohes Verdienst um den Reichstag, denn sie hatte dem Herrn Trummer das Fragen, das Interpelliren auf immer verleidet, und den Reichstag von der Weisheit des Trummer befreit.

Trummer war im vergangenen Winter mit einer Deputation nach Olmütz gegangen, und es ist ihm die Auszeichnung zu Theil geworden, an der kaiserlichen Tafel gespeist zu haben. Sein Entzücken über diese Ehre läßt sich gar nicht schildern. Er hielt überall begeisterte Lobreden auf die Mutter des Kaisers, auf die Pietät des Kaisers gegen seine Mutter — merkwürdig, Herr Trummer machte keine Erwähnung vom Vater des Kaisers — Von der Herablassung der neuen Kaiserin Mutter, von der väterlichen Weisheit des Kaiserjünglings u. dgl.

Trummer erhielt vom Ministerium bereits den Lohn für seine eifrigen Dienste. Es wurde ihm die Auszeichnung zu Theil, zum Staatsanwalt des Preßgerichtes von Gratz befördert zu worden. Wie vortrefflich es mit der Aufklärung und Freiheit in Oesterreich stehe, ersieht man daraus, daß Trummer eine Celebrität ist, und zwar nicht allein eine antediluvianische (daran hat man nie gezweifelt), sondern sogar eine postdiluvianische, nämlich nach dem diluvium durch Windischgrätz und Prätorianer, zur Zeit des diluvium durch Schwarzenberg-Stadion. Der Staatsanwalt zu Grätz ist gleich in der ersten Verhandlung, gleich bei deren Eröffnung, ja sogar vor deren Eröffnung, ehe er den Mund zum Sprechen geöffnet, berühmt gewesen, nnd noch berühmter durch die Eröffnungsrede geworden, die

kammersysteme, seinen doppelten Wahlen, mit seinem fürstlichen Veto und Kammerauflösungsrechte eben so wenig ein Uebergang zur Volkssouveränität sei, als die deutsche Zwanzigbogenfreiheit einen Uebergang zur Preßfreiheit bilde. Wie oft mögen die Staatsmänner des Wienerkongresses in ihrem Innern über den Blödsinn des deutschen Volkes gelacht haben, das in den Redeübungen, welche ihm gestattet worden, Volksvertretung, das in der Zwanzigbogenfreiheit Preßfreiheit zu besitzen glaubte. Die Fürsten und ihre Rathgeber sahen ein, daß die Sklaven, welche ihre Ketten fühlen, weit gefährlicher sind, als Diejenigen, denen man glauben macht, sie seien freie Männer, und darum verliehen sie jenen Ländern, welche nicht durch andere zuverlässige Mittel gezügelt werden konnten, sehr bereitwillig Constitutionen. Das österreichische Kabinet hielt die Verleihung einer Verfassung für überflüssig, weil die Ueberwachung und Bändigung der verschiedenen Nationalitäten, welche den österreichischen Ländercomplex bildeten, durch Aufstachlung der gegenseitigen Antipathien, und durch systematische Depravirung der mittleren Schichten der Gesellschaft schon hinlänglich garantirt schien. Die Fürsten und ihre kurzsichtigen Rathgeber bedachten aber nicht, daß die Völker sich gegenseitig ergänzen, daß ihr geistiger Verkehr nicht gänzlich zu unterdrücken, und daß ihre Entwickelung wohl gehemmt, verspätet, aber nicht gehindert werden könne. Die formellen Entwickelungen, welche selbst der Scheinconstitutionalismus im Gefolge hat, transpirirten auch in die nichtconstitutionellen Staaten, und die Erbitterung, die Leidenschaft der Letzteren, theilte sich nach und nach den durch das Opium des Constitutionalismus eingeschläferten Völkern mit. Der Irrthum, als könne die Wahrheit in dicken, kostspieligen Bänden dem Volke zugänglich gemacht werden, schwand endlich auch in den constitutionellen deutschen zwanzigbogenfreien Staaten, als die Märzerhebung des Jahres 1848 das Pamphlet, die Flugschrift, das Plakat geboren hatte. Der deutsche Buchhandel erstarrte. Die Belletristen — Bücherfabrikanten, großen Geister, altliberalen Freiheitsapostel und heuchelnden Professoren gingen zur Reaktion über, indem sie zugleich alles Talent mit sich hinüber zu nehmen glaubten, und der gesunde Menschenverstand rettete die politische Idee. Wie klar sich diese bereits aus dem Chaos der systematischen Lüge, und der doktrinären Heuchelei herausgearbeitet hat, das wird durch keine Thatsache klarer bewiesen, als durch die, daß die Fürsten in neuester Zeit die constitutionelle Fiktion aufgegeben, die Maske abgeworfen, und den nackten Absolutismus herausgekehrt haben. Es ist endlich zum offenen Kampfe gekommen, und Niemand glaubt mehr ernstlich an die constitutionelle Monarchie. Diejenigen, welche diesen Glauben noch heute aussprechen, sind entweder Betrüger oder Betrogene. Der verstorbene Kaiser Franz von Oesterreich, der nach Talma und Garrik der beste Schauspieler war, hatte dennoch schon weit früher die Lächerlichkeit des Constitutionalismus an den Pranger gestellt, indem er einst irgendwo, da von einer neugeschaffenen oder zu schaffenden Constitution die Rede war, ganz naiv sagte: „Das Ding habe ich daheim schon lange." Er meinte damit den alten landständischen Embrio in Oesterreich, und hatte im Grund recht; denn der monarchische Constitutionalismus ist in der That von der Volkssouveränität so weit entfernt, daß ein Mehr oder Weniger in der Formbeobachtung kaum in Betracht kommen kann; so wenig, als man der Sonne näher kommt, wenn man einen Berg besteigt.

In den Großstaaten Deutschlands (Oesterreich und Preußen) wurde indessen der

Jachimovicz,

Bischof des griechisch unirten Ritus aus Galizien. Warum wir seiner als Reichstags-deputirten erwähnen, dafür haben wir ohngeachtet dessen, daß er nie ein Wort im Reichs-tage gesprochen, folgende Gründe. Erstens, weil er im Reichstage gesessen hatte — alle-zeit gesessen hatte, wenn er für eine freisinnige Abstimmung hätte aufstehen sollen; der zweite Grund ist, weil er als Bischof-Deputirter zu Kremsier am Epiphaniasfeste das schmutzige Froschwasser im Schloßgarten geweihet und als ächter Priester der Latona nicht vom Schmutze befreit hatte. Als dritten Grund können wir den angeben, weil J. einst sehr viel gesprochen, da er als Seminars-Spiritual zu Lemberg seine Zöglinge der Polizei denuncirte, und wegen seiner großen Verdienste als politischer Spion würdig be-funden wurde, mit der Mithra gekrönt zu werden.

Fleischer,

Doktor der Medizin, aber gefügiger als jeder Ministerialknecht. Um eine bessere Anstel-lung zu erhalten, würde er Alles gern thun, was man von ihm fordert. Seine Wahl-männer haben ihn im Oktober nicht besonders freundlich empfangen; sie witterten bereits, daß die Angelegenheit der Deutsch-Böhmen, dieser Märtyrer für die deutsche Angelegenheit, in sehr schlechten Händen war, und daß Fleischer im Stande wäre, für die Stelle eines Distrikts-Physikus ganz Deutschböhmen, und selbst ganz Deutschland an das Ministerium zu verkaufen.

Fleischer that sich auf seine Verbindung mit dem Ministerium sehr viel zu Gute. Vornehmlich zeigte er seine Wichtigkeit wegen der knechtlichen Verbindung mit dem Mini-sterium dadurch, daß er in dem Krähwinkel Kremsier sehr häufig erzählte, nächster Tage werde eine standrechtliche Kommission von Wien ankommen, um seine lieben Kollegen von der Linken zu verhören, oder gar augenblicklich in den Stadtgraben nach Wien abzuführen. Es verging beinahe nie eine Woche, wo Fleischer nicht mehre Verhaftsbefehle oder stand-rechtliche Urtheile über die bekannten Mitglieder der Linken publicirte, und sich so in Kräh-winkel in Wichtigkeit erhielt. Es wundert uns, daß man Fleischer nicht mit dem när-rischen Gobbi in den Medizinal-Senat berufen hat. Man wußte jedoch gut, daß Flei-scher sich mit jedem noch so geringen Bröckchen begnüge, um dafür dem Ministerium die eifrigsten, gehorsamsten Dienste zu leisten.

Ein berüchtigter Deputirter der Linken schloß sich an Fleischer an, als dieser seinen ersten Gang durch die Stadt Kremsier machte. Das lange saure Gesicht des Fleischer wurde auf dem bittern Gange in Gesellschaft eines Mannes, den das Ministerium gebrand-markt hatte, schrecklich lang und sauer. Fleischer fürchtete alle Amtsbröcklein zu verlieren, wenn er von einem Minister in so schlechter Gesellschaft gesehen worden wäre. Fleischer hütete sich, jemehr in solche Gesellschaft zu kommen, er ging lieber um mit Männern, die das Ministerium achtete, und das Volk haßte.

Schopf.

Schopf oder Zopf gilt beinahe ein und dasselbe. Schopf ist Auditor, oder vielmehr Stabsprofos. Er hat das Ministerium mit großer Devotion verehrt, er verehrt es noch gegenwärtig, und haßt nichts so sehr, als die Abschaffung der Todesstrafe. Man kann sich darüber nicht verwundern, denn durch die Abschaffung der Todesstrafe würde der herrlichste Akt seines Handwerks verloren gehen.

Der Grund, warum man die Todesstrafe nicht abschaffen solle, den Schopf in der Sektionsberathung angegeben hatte, verdient wohl, daß er der ganzen Welt bekannt werde, damit sie einen österreichischen Auditor, besser Stabsprofosen, in seiner ganzen Größe kennen lerne. Nachdem Schopf mit einer Menge jesuitischer Phrasen seine humanen Ansichten, seine grenzenlose Achtung der Menschenwürde, seine Barmherzigkeit gegen die Sünder und die Wichtigkeit des Menschenlebens dargethan hatte, rückte er mit seiner würdigen Ansicht hervor. Man solle schon deshalb die großen Verbrecher mit dem Tode bestrafen, weil die langdauernde Kerkerstrafe zu viel kosten würde. Sehet, solche ökonomische Männer saßen im österreichischen Reichstage, die für die Mitbürger aus edler Sparsamkeit keinen Heller bewilligen wollten, die jedoch dem Ministerium wegen des von ihm wohlverdienten Vertrauens, zu seinen erhabenen Staatszwecken binnen wenigen Monaten nebst den gewöhnlichen und außergewöhnlichen Steuern noch ein Anlehen von 100 Millionen Gulden mit Freuden votirten. O Schopf, warum erhängst Du Dich nicht aus Oekonomie für den Staat, der Dich besolden muß, am eigenen Zopf!

Strasser, Ingram.

Wir haben uns über die tyroler Sippschaft des Reichstags ausgesprochen in dem Artikel der Wiener Boten: „Die letzten Verhandlungen des österreichischen Reichstags." Hierorts bemerken wir nur das Einzige, daß von der ganzen Sippschaft die Obbenannten vorzüglich unter den Centraleseln paradirten, daß namentlich Strasser noch deshalb berühmt geworden ist, weil er die politische Parabel erfunden hat, wodurch er dem Vater Ebersberg, dem Erfinder der politischen Fabel, würdig zur Seite steht.

(Fortsetzung folgt.)

Die constitutionelle Monarchie in Deutschland.

Von

Dr. Franck.

Motto: Kein Oesterreich, kein Preußen, nur ein einiges Deutschland.
Erzherzog Johann.

Man fängt an, sich wieder jenes halbvergessenen Napoleonischen Ausspruches zu erinnern, nach welchem Europa entweder republikanisch oder russisch zu werden bestimmt ist. Wohl nie ist eine Prophezeihung buchstäblicher eingetroffen, als diese. Die Demokratie kämpft gegen die Knute, sie ringt mit dieser um die Herrschaft über die civilisirte Welt. Napoleon hatte die Nothwendigkeit dieses Kampfes aus der Revolution von 1793 herausgelesen, und wollte sein Attentat gegen die Republik durch seinen Feldzug gegen Rußland sühnen: diese Sühne war sein Sturz; er fiel, wie es dem tragischen Helden ziemte.

Die pygmäischen Fürsten, die als Sieger so klein aussahen neben dem großen Besiegten, haben sich Manches hinter's Ohr geschrieben, von dem, was jener Einsiedler von St. Helena in seiner pythischen Weisheit gesprochen: unter Anderem auch den eben angeführten Ausspruch. Es galt somit, den Absolutismus um jeden Preis aufrecht zu erhalten, denn der Absolutismus ist ja eben das Russenthum. Die Wahl konnte den Herren von Gottes Gnaden nicht schwer werden, die Wahl zwischen der gefürchteten Weltbefreiung und dem Russenkaiser. Sie buhlten um das Glück, ihr Blut mit dem der Czarenfamilie zu vermischen, und aus dieser Blutvermischung entstand die rothe Monarchie. Zur Begründung der rothen Monarchie war es indessen nöthig, den Deutschen, die noch aus Wunden bluteten, welche sie im Kampfe für die Freiheit empfangen zu haben glaubten, irgend eine Täuschung, eine Illusion zu gewähren, auf daß sie nicht sogleich bemerkten, daß sie für nichts Anderes gekämpft, als für ihre Ketten. Man versprach ihnen Constitutionen, nach Art Derjenigen, welche die wiedereingesetzte Bourbonenfamilie den Franzosen gegeben, den Franzosen, welche unter Ludwig XVIII. nicht minder geknechtet waren, als unter Ludwig XIV. Zugleich wies man immerdar auf England hin, das durch seine alten, eigenthümlichen, ausgegorenen Verhältnisse für die politischen Bedürfnisse anderer Völker nie ein Vorbild sein kann, und der verächtlichste (herrschende) Theil der Professorenkaste, ja fast die gesammte deutsche Publizistik, arbeitete den Fürsten in die Hände, indem sie der constitutionellen Monarchie im angeführten Sinne das Wort redete, indem sie die Fiktion der Gewalthaber, als wäre dieselbe ein Reales, ausarbeitete, indem sie das Volk glauben machte, in der constitutionellen Monarchie sei wirklich eine Garantie für die Vertretung des Volkswillens zu suchen. Die Fürsten wußten gar wohl, was an den Constitutionen sei, wie sie der gelehrte deutsche Blödsinn dem Volke vordozirt hatte, und sie ließen darum in Kleindeutschland Solche entstehen, in der Ueberzeugung, daß das Volk durch dieselben nur in einem Irrthume bestärkt werde, und daß der Constitutionalismus mit seinem Zwei-

kammersysteme, seinen doppelten Wahlen, mit seinem fürstlichen Veto und Kammerauflösungsrechte eben so wenig ein Uebergang zur Volkssouveränität sei, als die deutsche Zwanzigbogenfreiheit einen Uebergang zur Preßfreiheit bilde. Wie oft mögen die Staatsmänner des Wienerkongresses in ihrem Innern über den Blödsinn des deutschen Volkes gelacht haben, das in den Redeübungen, welche ihm gestattet worden, Volksvertretung, das in der Zwanzigbogenfreiheit Preßfreiheit zu besitzen glaubte. Die Fürsten und ihre Rathgeber sahen ein, daß die Sklaven, welche ihre Ketten fühlen, weit gefährlicher sind, als Diejenigen, denen man glauben macht, sie seien freie Männer, und darum verliehen sie jenen Ländern, welche nicht durch andere zuverlässige Mittel gezügelt werden konnten, sehr bereitwillig Constitutionen. Das österreichische Kabinet hielt die Verleihung einer Verfassung für überflüssig, weil die Ueberwachung und Bändigung der verschiedenen Nationalitäten, welche den österreichischen Ländercomplex bildeten, durch Aufstachlung der gegenseitigen Antipathien, und durch systematische Depravirung der mittleren Schichten der Gesellschaft schon hinlänglich garantirt schien. Die Fürsten und ihre kurzsichtigen Rathgeber bedachten aber nicht, daß die Völker sich gegenseitig ergänzen, daß ihr geistiger Verkehr nicht gänzlich zu unterdrücken, und daß ihre Entwickelung wohl gehemmt, verspätet, aber nicht gehindert werden könne. Die formellen Entwickelungen, welche selbst der Scheinconstitutionalismus im Gefolge hat, transpirirten auch in die nichtconstitutionellen Staaten, und die Erbitterung, die Leidenschaft der Letzteren, theilte sich nach und nach den durch das Opium des Constitutionalismus eingeschläferten Völkern mit. Der Irrthum, als könne die Wahrheit in dicken, kostspieligen Bänden dem Volke zugänglich gemacht werden, schwand endlich auch in den constitutionellen deutschen zwanzigbogenfreien Staaten, als die Märzerhebung des Jahres 1848 das Pamphlet, die Flugschrift, das Plakat geboren hatte. Der deutsche Buchhandel erstarrte. Die Belletristen — Bücherfabrikanten, großen Geister, altliberalen Freiheitsapostel und heuchelnden Professoren gingen zur Reaktion über, indem sie zugleich alles Talent mit sich hinüber zu nehmen glaubten, und der gesunde Menschenverstand rettete die politische Idee. Wie klar sich diese bereits aus dem Chaos der systematischen Lüge, und der doktrinären Heuchelei herausgearbeitet hat, das wird durch keine Thatsache klarer bewiesen, als durch die, daß die Fürsten in neuester Zeit die constitutionelle Fiktion aufgegeben, die Maske abgeworfen, und den nackten Absolutismus herausgekehrt haben. Es ist endlich zum offenen Kampfe gekommen, und Niemand glaubt mehr ernstlich an die constitutionelle Monarchie. Diejenigen, welche diesen Glauben noch heute aussprechen, sind entweder Betrüger oder Betrogene. Der verstorbene Kaiser Franz von Oesterreich, der nach Talma und Garrik der beste Schauspieler war, hatte dennoch schon weit früher die Lächerlichkeit des Constitutionalismus an den Pranger gestellt, indem er einst irgendwo, da von einer neugeschaffenen oder zu schaffenden Constitution die Rede war, ganz naiv sagte: „Das Ding habe ich daheim schon lange." Er meinte damit den alten landständischen Embrio in Oesterreich, und hatte im Grund recht; denn der monarchische Constitutionalismus ist in der That von der Volkssouveränität so weit entfernt, daß ein Mehr oder Weniger in der Formbeobachtung kaum in Betracht kommen kann; so wenig, als man der Sonne näher kommt, wenn man einen Berg besteigt.

In den Großstaaten Deutschlands (Oesterreich und Preußen) wurde indessen der

formelle Constitutionalismus sorgsam vermieden, und hierin liegt ein großer Irrthum der Fürsten zu Gunsten der Revolution. Der März und dessen Kinder: der Mai und der Oktober haben dies hinreichend bewiesen. Die Verschwommenheit des Scheinconstitutionalismus würde auch in Oesterreich jene Rottek-Welcker'schen Freiheitsbegriffe ausgebildet haben, auf deren luftgefülltem Pfühl die absolute Monarchie noch ein Vierteljahrhundert in Mitteleuropa sanft ruhen konnte. Aber der mit eiserner Konsequenz durchgeführte Metternich'sche Zwang hatte das Freiheitsbedürfniß der österreichischen Völker bis zur Realität getrieben, und mit Scheinkonzessionen war fortan nichts zu machen. Daher die Eifersucht, mit welcher Wien seine Errungenschaften bewachte; daher die Demonstrationen des Mai, daher die großartige Erhebung und der heldenmüthige Kampf des Oktober. Die Wahrheit des Angeführten beweist auch der eigenthümliche Literaturzweig, welcher sich, auf Oesterreich berechnet, während des Sedlnitzky'schen Zwanges gebildet hatte, und mehre deutsche Buchhändler bereicherte. Gierig verschlang man Alles, was anklagende Thatsachen gegen die österreichische Regierung enthielt, und die heuchlerischen Staatstheorien der deutschen Professoren berührten die Oesterreicher nur oberflächlich. Während der intelligente Norden Deutschlands fortwährend auf England hinwies, und höchstens bisweilen von der belgischen oder nordamerikanischen Verfassung nebenbei sprach, wandte das österreichische Volk seine Sympathien immer vorzugsweise Frankreich zu, in dessen Volke es die Vorkämpfer der Freiheit erkannte. Man wende hier nicht etwa ein, daß gerade dieser Umstand von politischer Unreife zeige, da weder die Verfassung unter der Restauration noch die Charte des Louis Philipp der Freiheit eine Gasse öffneten; — das österreichische Volk liebte nicht die französische Verfassung, es liebte die Revolution von 1793, und die Barrikaden der Julitage, und wie gut es diese Barrikaden ins Auge gefaßt, das hat es im Mai und Oktober 1848 bewiesen. Oesterreich hat eine Phase überhüpft: — die Phase des Scheinconstitutionalismus. Dieser Letztere bedarf der Prämissen eines gelehrten Lügensystemes, da sich ihm der gesunde Sinn, wenn er nicht durch die Theorien blödsinniger oder heuchlerischer Professoren irre geleitet worden, geradehin widersetzt. So in Wien. Schon vor mehr denn 20 Jahren hat Paul Louis Courier in einem seiner meisterhaften politischen Pamphlete den Scheinconstitutionalismus gegeißelt. Ich glaube, daß es jetzt, da das deutsche Volk sich mit Macht erhebt, um diesen Drachen zu tödten, wohl an der Zeit sein dürfte, jene herrliche Satyre gleichsam als Leichenrede hier zu bringen.

Diplomatisches Aktenstück.

Den englischen Journalen entnommen *).

An meinen Bruder, den König von Spanien.

„Ich habe Ihr Schreiben erhalten, mein Bruder und Vetter, denn wir stammen ja von Geschwisterkindern ab; Sie sind nun, dem Himmel sei's gedankt, bald aus den Klauen Ihrer rebellischen Unterthanen befreit, worüber ich mich als Verwandter, Nachbar und

*) Wie man sagt, wurde es von Cadix aus dem Herrn Canning durch einen seiner geheimen Agenten zugeschickt, der es von einem Kammerdiener erhalten haben soll, welcher es in den Taschen Sr. königl. Majestät gefunden hätte.

Freund, mit Ihnen freue, ganz Ihre Meinung theilend über unsere legitime und heilige Macht. Wir regieren von Gottes Gnaden, der uns die Völker schenkt, und wir sind über unsere Handlungen nur Gott Rechenschaft schuldig, oder den Priestern, wie sich das von selbst versteht. Ich füge noch, als eine eben so unzweifelhafte Folgerung hinzu, daß wir niemals von unseren Unterthanen Gesetze annehmen, oder mit ihnen unterhandeln, oder uns wenigstens durch derlei Unterhandlungen, welche nach göttlichen Gesetzen null und nichtig sind, für gebunden halten sollen. Für Personen unseres Ranges ist es der tiefste Grad der Erniedrigung, den Unterthanen Versprechungen zu machen, und ihnen Wort zu halten, wie dies Ludwig XIV. sehr gut gesagt hat, unser Ahnherr ruhmvollen Andenkens, der sein Königsgewerbe verstand. Unter ihm sah man die Franzosen nicht murren, in welches Elend er sie auch versetzen mochte, nicht Einer von ihnen wagte das leiseste Wort, so lange er lebte. Für seine Kriege, seine Maitressen und den Bau seiner Paläste, nahm er ihnen den letzten Heller; das heiße ich regieren. Karl II. von England that beiläufig dasselbe. Gleich uns, nach zwanzigjährigem Exil, und dem Tode seines Vaters wieder eingesetzt, erklärte er laut, daß er sich lieber einem fremden König, einem Feinde seiner Nation unterwerfen wolle, als mit dieser Rechnung zu pflegen, oder sie über die Staatsangelegenheiten um Rath zu fragen. Erhabene Gesinnungen, seines Blutes, seines Namens und seines Ranges würdig. Ich, der ich Ihnen dies schreibe, mein Vetter, ich wäre jetzt der größte König Europa's, wenn ich mich nur mit meinem Volke hätte verständigen wollen. Nichts war leichter. Der Himmel bewahre mich aber vor einer solchen Niedrigkeit! Ich gehorche den Kongressen, den Fürsten, den Kabinetten, und erhalte von ihnen Befehle, die oft sehr lästig, immer sehr insolent sind; aber ich gehorche. Von dem hingegen, was mein Volk will, und was ich ihm versprochen habe, thue ich gar nichts, so stolz bin ich, so sehr bin ich durchdrungen von den hohen Gesinnungen meines Geschlechtes. Behalten wir ihn, mein Vetter, diesen edeln Stolz unsern Unterthanen gegenüber; behalten wir sie um jeden Preis unsere alten Prärogative; lassen Sie uns nach dem Beispiele unserer Vorfahren regieren, ohne jemand Anderem Gehör zu leihen, als unseren Lakaien, unseren Maitressen, unseren Günstlingen, unseren Priestern; das ist die Ehre der Krone; was auch immer geschehe, eher sollen die Nationen zu Grunde gehen, als das göttliche Recht."

„Ueber diesen Punkt, mein Vetter, theile ich, wie Sie sehen, alle Ihre Ansichten, und bitte Gott, daß er uns in denselben erhalten möge, aber Ihren Widerwillen gegen jene Regierungsform kann ich nicht billigen, welche man die repräsentative nennt, und welche ich die recreative nenne, weil ich nichts in der Welt kenne, was für einen König unterhaltender sein könnte, von dem nicht unbedeutenden Vortheile gar nicht zu sprechen, der uns daraus erwächst. Ich liebe das Absolute, aber, was die Einträglichkeit betrifft, ist dies noch besser. Ohne allen Vergleich ziehe ich es beiweitem vor. Das Repräsentativsystem gefällt mir außerordentlich, vorausgesetzt, daß ich es übrigens bin, der die Volksdeputirten wählt, wie wir es in diesem Lande sehr glücklich eingerichtet haben. Das Repräsentativwesen in dieser Weise ist eine Goldquelle, mein Vetter. Das Gold fließt uns scheffelweise zu, fragen Sie nur meinen Neffen von Angoulème, wir rechnen hier nach Milliarden, oder, wahr zu sprechen, wir rechnen gar nicht mehr, bei meiner Treue, seit wir unsere Deputirten

haben, was man so eine kompakte Majorität nennt, eine Auslage, allerdings, aber eine sehr unbedeutende. Es kostet mich gar nichts, — .... nein, hundert Stimmen, so viel weiß ich gewiß, kosten mich jährlich nicht so viel, als ein Monat der Madame du Cayla, und auf diese Weise geht Alles von selbst, Geld ohne Maß und Zahl, und das göttliche Recht büßt dabei nichts ein; wir machen deshalb nicht minder, was wir wollen, d. h. was unsere Höflinge wollen."

„Ihre Cortes haben Sie von den berathenden Versammlungen abgeschreckt; aber ein Fall ist kein Beweis. Mein seliger Bruder kam schlecht dabei weg, und doch hat mich das nicht gehindert, wieder darauf zurückzukommen, und ich befinde mich sehr wohl dabei. Wollen Sie ein armer Teufel sein, wie er, der in Ermangelung von 50 elenden Millionen — — — — — —. Welcher Bettel! Fünfzigtausend Millionen, mein Vetter, bringen mich so wenig in Verlegenheit, als eine Prise Tabak. Vor meiner Reise nach England habe ich wie Sie gedacht, das ist wahr, ich mochte das Repräsentativsystem nicht leiden, aber dort habe ich gesehen, was es ist; wenn der Türke das ahnte, er würde gar nichts Anderes wünschen, und würde seinen Divan in zwei Kammern verwandeln. Versuchen Sie's doch damit, mein Vetter, und wir wollen dann weiter sprechen. Sie werden sich bald überzeugen, daß Ihr Indien, Ihre Gallionen, Ihr Peru nur armselige Sparbüchsen waren im Vergleiche mit dieser Erfindung, im Vergleiche mit einem, durch gute Deputirte erörterten und votirten Budget. Sie müssen sich durch die Worte: „Freiheit, Oeffentlichkeit, Vertretung &c." nicht abschrecken lassen. Es sind Vertretungen, bei denen Etwas vom Treten ist, aber zu unserem Vortheile, und deren Erträgniß unermeßlich, und wobei gar keine Gefahr ist, was man auch sagen mag. Ein Vergleich wird Ihnen das klar machen. Die Druckpumpe .... doch besser noch: der papinianische Topf, der in jeder Minute eine gute fette Suppe giebt, wenn man damit umzugehen weiß, der aber zerplatzt, und Einen tödtet, wenn man nicht Acht hat; das ist die Sache, das ist mein Repräsentativsystem. Es handelt sich nur ums Heizen; nicht zu viel und nicht zu wenig, eine Kleinigkeit, die unsere Minister angeht, und die Suppe ist eine Milliarde. Ja, da loben Sie mir noch einmal Ihr absolutes System, das meinem seligen Bruder wie viel eintrug? Drei oder vier hundert Millionen jährlich, und mit welcher Mühe noch dazu! Hier jedes Budget eine Milliarde, ohne die geringste Schwierigkeit. Was sagen Sie dazu, mein Vetter? Gehen Sie doch, legen Sie Ihre kleinen Aversionen ab, und halten Sie's mit unserer Suppe, ganz en famille; es giebt nichts Köstlicheres. Wir werden uns gegenseitig unterstützen, um das Ding ordentlich zu unterhalten, und jedem Uebelstande zuvorzukommen."

„Wenn Sie ihn gehabt hätten, diesen Repräsentativtopf zur Zeit der Insel Leon, so würde es Ihnen nicht am Geld zum Solde für Ihre Soldaten gefehlt haben, die sich dann auch nicht empört haben würden; ich hätte nicht nöthig gehabt, Ihnen fünf hundert schöne Millionen zu Hilfe zu schicken, um Sie aus dieser Verlegenheit zu ziehen, ein rundes Sümmchen, mein Vetter; nicht als wollte ich Ihnen diese Millionen zum Vorwurfe machen; wahre Kleinigkeit; nicht der Rede werth; unter Verwandten ist Alles gemeinschaftlich; Geld und Blut meiner Unterthanen gehören Ihnen so gut wie mir; schalten Sie damit, sobald Sie deren bedürfen; ich werde Sie zehnmal wieder einsetzen, wenn es nöthig, ohne

mir die geringste Unbequemlichkeit zu verursachen, ohne daß es Sie einen Pfennig kosten soll. Ich werde Ihnen keine Kostenberechnung schicken, wie man dies bei mir gethan. Das war Filzigkeit von Seite meiner Verbündeten. Im Gegentheile will ich Ihnen, indem ich Sie wieder einsetze, auch Geld geben, Ihnen und Ihren Unterthanen, so viel Sie nur wollen. Ich zahle der ganzen Welt, ich zahle überall; ich habe meine Restauration bezahlt, ich werde auch die Ihrige bezahlen, denn ich habe viel Geld und viel Bereitwilligkeit, auch den fremden Souveränen gegenüber, die mich vor der Gefahr schützen, mir von meinem Volke Gesetze vorschreiben zu lassen. Ich bezahle Jene, wenn sie zu mir kommen, ich bezahle sie, wenn ich zu ihnen gehe. Besetzt oder besetzend, bezahle ich immer die Besetzung. Ich habe Sacken und Platow bezahlt. Ich bezahle Morillo, Ballesteros, ich bezahle die Kabinette, die Mächte; ich bezahle die Cortes, die Regentschaft; ich bezahle die Schweizer; mir bleibt noch nach Bezahlung aller dieser Leute genug übrig, nicht nur um meine Leibgarde zu unterhalten, nein, auch um hier ein Haus zu machen, das man ziemlich erträglich, und ein Bischen anders findet, als das meines Vorgängers; von den Maitressen nicht zu sprechen, die natürlich auch ihr Geld kosten. Das Budget reicht für dies Alles aus, und darin besteht dieses Repräsentativsystem, vor dem Sie sich dort so sehr fürchten. Albernheit, Kinderei, lieber Vetter, es giebt gar nichts Besseres auf der Welt."

„Um diese Maschine bei Ihnen aufzurichten, und sie, ohne irgend eine Gefahr für Ihre königlichen Personen, in Gang zu bringen, will ich Ihnen, wenn Sie wollen, den Herrn Villèle schicken, einen bewunderungswürdigen Mann, oder irgend einen Andern von unseren Getreuen, mit ein Stück zwanzig Präfekten. Verlassen Sie sich auf diese Leute; ehe Sie die Hand umdrehen, werden sie Ihnen zwei Kammern organisirt haben, und ein Ministerium, hinter dem Sie schlafen werden, indeß für Sie gemünzt wird. Sie werden von der hohen Sphäre aus, in welcher wir uns befinden, wie Foy sagt, die Debatten dieser Leute zum Zeitvertreib mitansehen, das komischste Teufelszeug von der Welt, eine wahre Balgerei von Hunden und Katzen, die sich auf der Straße die Brodbrocken streitig machen. Wird ihr Geschrei zu lästig, so läßt man einige Eimer Wasser auf sie schütten, sobald nur das Budget votirt ist."

„Gewähren Sie, mein Vetter, gewähren Sie eine constitutionelle Charte, und Alles, was daran hängt, Wahlrecht, Jury, Preßfreiheit, gestehen Sie Alles zu, und kümmern Sie sich um nichts, vor Allem aber vergessen Sie nicht, einen neuen Adel dazwischen zu stecken, den Sie mit dem alten vermischen müssen; auch eine Art von Unterhaltung, die Sie lange bei guter Laune und Gesundheit erhalten wird. Wäre das nicht, wir müßten ja in den Tuillerien vor langer Weile sterben. Wenn Sie unter der Garantie der Mächte mit Ihren Liberalen unterhandelt, und allen diesen Revolutionären Vergessenheit des Vergangenen gelobt haben werden, dann lassen Sie gleich nach der Amnestie fünf oder sechs davon hängen, und ernennen Sie die Uebrigen zu Herzogen oder Pairs, besonders wenn Solche unter ihnen sind, die man als Lastträger oder Stallknechte gekannt hat; Advokaten, Schriftsteller, Philosophen, Alles Leute, die für Gleichheit schwärmen, müssen Sie mit Bändern, mit alten Titeln und mit neuen Adelsdiplomen bedecken; und dann sehen Sie sich einmal das Ding an; ich will des Teufels sein, wenn Sie das Lachen unterdrücken können, während Sie diese Leute mitten unter Ihren Sanches und Gezmans sehen, wie sie ihre Wagen mit

Wappen versehen, und ihre Wappenschilder austipfeln: Das Ding ist wahrhaftig wie das Nachspiel zu einer Revolution, es ist eine Komödie, an der man sich nicht satt sehen kann, und die für Ihre Unterthanen gleichsam ein ununterbrochener Karneval sein wird."

„Ich hätte Ihnen eigentlich noch viel zu sagen, was ich für jetzt aufschiebe, indem ich Gott bitte, daß er Sie, mein lieber Vetter, mit seinem heiligen Schutze begnadige."

Unterzeichnet:

„Ludwig."
„von Villéle."
„Dem Originale gleichlautend:"
„Paul Louis Courier."
„Winzer."

Diese Ueberzeugung von der Mistifizirung der Völker durch den Scheinconstitutionalismus fing endlich auch in Deutschland in Fleisch und Blut des Volkes überzugehen an, und was von dieser Illusion noch übrig geblieben war, das haben die Fürsten in jüngster Zeit selbst zerstört, indem sie es nicht mehr der Mühe werth hielten, für eine Minorität die alte Komödie fortzuspielen. An die Stelle der Heuchelei und des Trugs setzten sie nun die Gewalt.

Der Constitutionalismus hatte nach den Märzerhebungen von 1848 zum letzten Male Muth und Hoffnung geschöpft, die Fürsten waren über die Entwickelungsstufe, auf welcher die Völker standen, damals noch nicht vollkommen aufgeklärt. Die Wiener Kamarilla ließ den geistesschwachen, willenlosen Kaiser Ferdinand auf dem Balkon der Hofburg am Josephsplatze die schwarz-roth-goldne Fahne schwingen, und der König von Preußen wollte sich an die Spitze der deutschen Bewegung stellen. Die Bourgeoisie schmückte sich mit schwarz-roth-goldnen Bändern, schleppte den Säbel und that liberal. Alle Frösche und Kröten des Sumpfes waren für die Bewegung, quakten liberal im deutschen Teiche, und wühlten wollüstig im alten Schlamme. Der Jubel war groß in Israel, und jeder egoistische Fettwannst glaubte, daß er den Argonautenzug nach dem goldnen Vließ der Freiheit als mystischer Volontär mitgemacht habe, daß er nun ausruhen, und sich wohlgehäbig seinen Ruhm mit Butter aufs Brod streichen könne. Das Beamten- und Professorenthum bestärkte die plebs (non misera et non contribuens) in diesem bequemen und wohlfeilen Enthusiasmus, und wer im schwarzen Frack an irgend einer Deputation Theil genommen hatte, die sich mit Herzklopfen aus der Antichambre in die inneren Gemächer einer Hofburg gewagt hatte, hielt sich für einen Helden oder Märtyrer der Freiheit. Bei all diesem Firlefanz vergaß man die Hauptsache, — nämlich die wirkliche, leibhaftige Revolution, die, als eine geschichtliche Nothwendigkeit, ihre demokratischen Löwenmähnen schüttelnd, aus der Höhle der mittelalterlichen Hof- und Adelstraditionen, ein wahrhaftiger Barbarossa, hervorschritt. Nun erschrack man. Das Volk hatte die Wahrheit durch die Räucherungen der doktrinären deutschen Begriffsverwirrer hindurchgewittert, und ließ sich mit Dunst nicht mehr abspeisen. Die Seele der Gesellschaft, der Kern der Staaten, die Arbeiter, — diese Schatzgräbergilde aller Nationen, die aus dem rauhen, widerstreben-

den, geheimnißvollen Schachte der Erde, die Reichthümer hervorholt, auf deren Besitz die Kaste der Müßigen ihre Prärogative gründet, diese betrogene heilige Genossenschaft, deren Schweißtropfen sich in Gold verwandeln, um in die Taschen der Bevorzugten zu fallen, — mit einem Worte, das Volk hatte den alten Berggeist gesehen, der sich seit Jahrhunderten in Deutschland nicht gezeigt hatte; wie Schuppen fiel es von den Augen dieser kräftigen, naturwüchsigen Arbeiter; einen Blick warfen sie nach dem wunderbaren, unvorhergesehenen Spuck, den zweiten auf ihre schwüligen Hände, und sie hatten Alles begriffen und verstanden, ohne Hegel, und ohne den Haller'schen Staatsbegriff.

Die letzte Heuchelei der Fürsten war die ihrer Mitwirkung und Zustimmung zu einem großen einigen Deutschland, mit einer Centralgewalt, und einer Verfassung auf demokratischer Basis. Man verfiel folgerichtig auf den seit lange nicht zur Sprache gekommenen Erzherzog Johann von Oesterreich, der durch gewisse Verirrungen seiner Geschlechtsneigungen in den Gebirgen von Tyrol und Steyermark unverschuldeter Weise populär geworden war, auf den man aber im rechten Augenblicke zählen zu können hoffte. Ich habe schon in einem der ersten Hefte der „Wiener Boten" eine Charakteristik dieses Prinzen gegeben, deren Richtigkeit durch das Benehmen des Reichsverwesers in diesem entscheidenden Augenblicke nur zu sehr erhärtet wird. In der Wahl des Erzherzog Johann zum Reichsverweser lag schon das Schicksal der deutschen Centralgewalt und der Nationalversammlung. Die Stufenleiter, auf welcher die Großmächte Deutschlands von der constitutionellen Fiktion zum nackten, blutigen Absolutismus, zur rothen Monarchie übergegangen, ließen sich beiläufig folgendermaßen geben:

Widerrufung der kaiserlichen Zusicherungen an Ungarn, nach den Erfolgen Radetzky's in Italien.

Das absolute Veto. Die ministeriellen Desavouirungen der Volkssouveränität in Oesterreich.

Die Wiedereinsetzung des Rebellen Jellachich in alle seine Würden und Ehren.

Auseinandersprengung der Berliner Nationalversammlung und Verfolgung der Abgeordneten der Linken.

Oktroyrung einer preußischen Verfassung.

Sprengung des Reichstags in Kremsier.

Oktroyrte Verfassung in Oesterreich.

Cirkular der königl. preußischen Regierung an alle ihre bei den deutschen Regierungen beglaubigten Missionen.

Oesterreichische Note vom 4. Februar.

Einberufung der österreichischen Deputirten von der Frankfurter Nationalversammlung.

Preußischer Uebermuth und preußische Maßgebung den deutschen Fürsten gegenüber.

Anrufung der Russenhilfe durch die österreichische Regierung.

Preußische Intervention in Sachsen ꝛc.......

Rückberufung der preußischen Deputirten aus der Frankfurter Nationalversammlung.

Wird nun noch folgen:

Gewaltsame Sprengung des deutschen Parlamentes in Frankfurt, willkürliche Einsetzung eines preußischen Prinzen als Reichsoberhaupt, und Oktroyrung einer deutschen Reichsverfassung, angeblich auf die Grundlage der durch die Nationalversammlung in Frankfurt votirten.

Und dies Alles soll sich das deutsche Volk gefallen lassen, es soll noch länger unter dem Drucke von Dynastien seufzen, die gierig sein Blut trinken?

Seht ihr es nun noch immer nicht klar, ihr Verblendeten, was die Volksvertretung im Sinne der Fürsten ist? was Diese unter der constitutionellen Monarchie verstehen?

Der Reichsverweser spielt ein Spiel, das an Perfidie seines Gleichen sucht in der Geschichte. Ganz Deutschland ist in Belagerungszustand; seine besten Söhne sind theils erschlagen, theils geächtet, theils eingekerkert! Der Bürgerkrieg ist durch die Felonie der Fürsten gewaltsam heraufbeschworen worden, ein Kampf auf Leben und Tod, ein Kampf Aller gegen Alle, ein Vertilgungskrieg steht in Aussicht!

Ja, sie wollen ein einiges Deutschland, die Fürsten von Gottes Gnaden! Von der Ostsee bis zum adriatischen Meere, von der Weichsel bis zum Rheine soll sich ein großer Friedhof ausdehnen, auf welchem Richtschwerdter als Kreuze aufgepflanzt sein sollen. Und die Kosaken sollen wieder ihre Pferde tränken in den Fluthen des deutschen Rheins.

Auf! Uebersetzt das Lied des alten Arndt ins Russische, und lernt so viel Russisch, daß Ihr in dieser Sprache miteinstimmen könnt in das Spottlied:

„Wo ist des Deutschen Vaterland?"

Aber Deutschland wird bei alledem konstitutionell bleiben.

Briefe.

Berlin, den 16. Mai 1849 *).

Was sich in einem Artikel der berl. constitutionellen Zeitung vom 11. v. M. vermuthungsweise als die einzig denkbare Ursache angedeutet findet, welche die kaiserliche Armee in Ungarn in die Defensive geworfen haben könnte, hat sich seitdem durch ganz zuverlässige Nachrichten bestätigt. Die halbe Armee ist den Krankheiten, dem beständigen Feinde aller österreichischen Armeen in Ungarn, wie der russischen in der Türkei, erlegen. Der Feldzeugmeister Welden fand sie auf einige dreißigtausend Mann zurückgebracht. Mit dem Corps von Schlick, was aus Galizien gekommen, waren wohl 60—70,000 Mann in das Land hineingegangen. Die Gefechte hatten nur wenig gekostet. So hielt der neue Obergeneral es wohl nicht für möglich, die Offensive zu ergreifen, und eben so bedenklich mag es ihm erschienen sein, die Defensive weit entfernt von seinen Verstärkungen, die er erwartet, zu

*) Wir geben diesen Brief, der nicht die politische Farbe der „Wiener Boten" hat, nur deshalb, weil er eine Beleuchtung des Krieges in Ungarn, vom militärischen Standpunkt enthält. D. R.

führen. So gab er die unteren Gegenden nebst Pest auf, und suchte sich rückwärts zu concentriren. Die Gefechte, welche geliefert worden, scheinen lauter Rückzugsgefechte gewesen zu sein, so das bei Waitzen, das bei Komorn, die Gefechte an der Waag. Wir wissen wenig von ihnen, sie wurden aber gar nicht angenommen, um einen Sieg zu erfechten, man wollte nur nicht ohne Grund weiter zurückgehen, als nöthig war. In solchem Falle liefert man ziemlich ernsthafte Rückzugsgefechte. Daß bei dem Rückzuge aber der Fehler, welcher dem ganzen österreichischen Feldzug in Ungarn, im entschiedensten Gegensatze zu dem in Italien, zu seinem Verderben anklebt, die Trennung in mindestens 3 Theile, immer wieder begangen worden ist, zeigt sich nur zu deutlich. General Götz und Wohlgemuth auf der Nordseite der Donau, der General Schlick auf der Südseite, und der Banus marschirt sogar, wenn auch nur mit seinen kroatischen Bataillonen und einiger Kavallerie und Artillerie, über Fünfkirchen nach Essek. Alle gesunde Kriegsführung ruht aber auf dem durch Alles durchgehenden Grundsatz, seine Massen zusammen zu halten, ein Grundsatz, der hier und da wohl bei der Offensive vernachlässigt werden darf, aber unter keinen Umständen bei der Defensive. Wie soll sie ihre Sache getrennt durchführen, da sie es mit voller Kraft nur kann, wenn sie durch andere Mittel, als eben in den aktiven Streitkräften gegeben sind, unterstützt wird. Die Zersplitterung der Kräfte, die falsche Richtung, welche man früher den Angriffen gegeben, ist die eigentliche Ursache des wenig ehrenvollen Ausganges des ungarischen Feldzugs. Diese Zersplitterung zu korrigiren, das mußte der erste Gedanke des neuen Feldherrn sein. Der linke Flügel mußte also von Waitzen über Gran nach Ofen gezogen, und nun ein kräftiger Angriff von Pest gegen Erlau geführt werden. Die Belagerung von Komorn war in eine leichte Blokade am rechten Ufer zu verwandeln, das ganze linke Ufer und die Schütt aber war zu räumen und die operirende Armee durch das Belagerungscorps zu verstärken. Oder umgekehrt Pest, und das linke Ufer mußte hier verlassen werden, Ofen als fester Platz festgehalten, die Armee über Gran bei Waitzen concentrirt, und ebenfalls durch das Belagerungscorps von Komorn verstärkt, zum Angriff geschritten, oder der Rückzug der ganzen vereinigten Masse hinter die Waag angetreten werden. Es ist noch nicht zu übersehen, wie die Ungarn den fehlerhaften Rückzug benutzt haben, es scheint, auch schlecht genug; sie mußten sich nach dem Gefecht von Waitzen entweder um das rechte Ufer der Donau gar nicht kümmern, und rücksichtslos mit ganzer Macht auf dem linken gegen Preßburg operiren, oder den Vortheil von Komorn benutzen, und mit ihrer ganzen Macht auf das rechte Ufer gegen Raab und Oedenburg marschiren. Auch sie scheinen sich auf beiden Ufern der Donau vertheilt bewegt zu haben, so daß es hier gegolten zu haben scheint, wer die meisten und gröbsten Fehler mache. Entweder also ist die Uebermacht der Ungarn nicht so groß, wie man sie wohl angegeben findet, oder sie haben auch große Fehler gemacht.

Jetzt rühmt man sich in Wien, den neuen strategischen Punkt Preßburg gewonnen zu haben, aber der Punkt ist nichts, sondern seine Benutzung. Zuerst muß er ein Concentrationspunkt werden, die ganze österreichische Armee muß auf das linke Ufer gehen, zuerst da Verbindung mit den Russen suchen, sich, so nahe es geht, an dem Gebirge halten, um den aus Galizien kommenden Kolonnen entgegen zu rücken, ihnen die Wege zu öffnen. Auf dem rechten Ufer der Donau muß fast nichts bleiben.

Die Art, wie die russische Armee eingreift, scheint uns auch nicht die rechte; sie ist zu sehr zersplittert, es ist ein fehlerhafter, concentrischer Angriff. Der Marsch der einen Kolonne an die Waag oder gar gegen Wien, ist falsch, er ist kein strategischer gegen die Verbindungen des Feindes gerichteter. Wenn kein Massenangriff auf einer Linie geführt werden kann, so müssen die äußeren Linien, die man wählt, wenigstens so weit auseinander liegen, daß der Feind dagegen keine innere Masse bilden kann. So müßten sich also die russischen Angriffe auf zwei Linien sammeln, auf der, welche aus Galizien an die obere Theiß führt, um von hier bei Gelegenheit, durch einen Abmarsch gegen Westen, die Verbindung mit der österreichischen Hauptarmee aufzusuchen, und auf der, welche aus der Wallachei über Orsova nach dem Banat führt, um hier die Verbindung mit der österreichischen Südarmee, die sich doch nun wohl unter dem Banus mit einigen Verstärkungen aus Italien, die endlich kommen werden, bilden wird, zu bewerkstelligen. Diese beiden Massen werden dann jedenfalls so stark sein, daß sie der ganzen Macht, welche der Gegner aufbringen könnte, mehr als gewachsen sein werden, und in solchem Falle ist ein concentrischer Angriff richtig.

Wie die Dinge jetzt liegen, hat, wenn die ungarischen Streitkräfte nicht ungeheuer übertrieben werden, die Stille, mit welcher die Ungarn sich den Angriff entwickeln lassen, etwas Unheimliches. Es könnte sehr gut der Fall sein, daß sie zwischen der Waag, der Donau und der Gran in Massen concentrirt, auf der Lauer liegen, um dem ersten Angriffe, der ihnen nahe kommt, auf den Hals zu fallen. Die nächsten Tage werden es zeigen, ob dem so ist. Die Zersplitterung der Kräfte, welche für den Krieg in Ungarn so verderblich geworden, wiederholt sich im Großen in der Art, wie Oesterreich seine ganze Politik führt. Warum in Italien über seine Gränzen hinausgehen, wenn man seine Kräfte im eignen Hause so dringend braucht, und bedenklicher Weise, wie die Kaiser des alternden Römerreiches, fremde Hilfe in Anspuch nehmen muß. Warum hat man nach dem schönen und wohlverdienten Siege nicht mit dem bis zur Unterschrift fertigen Friedenstraktat in der Hand die Verfolgung des Feindes bis zur drohenden Vernichtung fortgesetzt? In zwei Tagen hatte man den Frieden. War die Erfahrung des vorigen Jahres schon vergessen? Warum wollte man den Kampf in Toskana und Rom sich nicht selbst überlassen oder jedem, der sich einmischen wollte? Wie viel aber immer im Kriege die Leitung entscheidet, beweisen die zwei nebeneinander stehenden Feldzüge in Italien, und Ungarn aufs Neue zur Evidenz. Dieselbe Armee, dieselben guten Elemente in den Truppen, aber dort in Italien eine sichere Kenntniß des großen Krieges, wissenschaftliche Leitung der physischen Elemente, hier in Ungarn in diesen entscheidenden Dingen bis jetzt von Anfang bis zu Ende kein gesunder Gedanke, und alle die schönen Kräfte, der größte Muth, die rücksichtsloseste Aufopferung ohne Erfolge verschwendet. Die nächste Zeit wird lehren, ob es besser geworden.

Von dem Prinzip der despotischen Regierung.

In einer Republik bedarf es der Tugend, in einer Monarchie der Ehre, unter einer despotischen Regierung der Furcht. Die Tugend ist hier unnöthig, die Ehre wäre gefährlich.

Die ungemessene Gewalt des Fürsten geht hier gänzlich auf die über, welchen er sie anvertraut. Leute, die hoher Selbstschätzung fähig, würden im Stande sein, hier Umwälzungen herbeizuführen. Die Furcht muß also hier allen Muth niederschlagen, und auch den letzten Funken des Ehrgeizes ersticken.

Eine gemäßigte Regierung kann nach Gutdünken und ohne Gefahr ihre Triebfedern nachlassen; sie behauptet sich durch ihre Gesetze, und durch ihre Macht selbst. Sobald aber in der despotischen Regierung der Fürst nur einen Augenblick den Arm sinken läßt; wenn er nicht auf der Stelle die Würdenträger vernichten kann; so ist Alles verloren. Denn wenn die Triebfeder der Regierung, die Furcht wegfällt, so hat das Volk keinen Beschützer mehr.

In diesem Sinne behaupteten offenbar die Kadi's, daß der Großherr nicht an sein Wort oder seinen Eid gebunden sei, wenn er dadurch seiner Gewalt Gränzen setze.

Das Volk muß nach Gesetzen, die Großen aber nach des Fürsten Gutdünken gerichtet werden; der Kopf des geringsten Unterthans muß in Sicherheit sein, das Schwert aber beständig über dem des Pascha schweben. Man kann dieser ungeheuren Regierungen nicht ohne Schauder gedenken. Der Sophi von Persien, der zu unserer Zeit (1722) von Mir Wei's entthront wurde, sah noch vor dieser Katastrophe selbst die Regierung zu Grunde gehen, weil er nicht genug Blut vergossen. Wir lesen in der Geschichte, daß die scheußlichen Grausamkeiten Domizian's den Statthaltern solchen Schrecken einjagten, daß sich das Volk unter seiner Regierung wieder ein wenig erholte. So läßt eine Wasserfluth, die auf der einen Seite Alles verheert, auf der andern noch Flächen übrig, wo das Auge in der Ferne einige Wiesen entdeckt.

Die tschecho-slavische Propaganda.

I.

Der Slavencongreß.

Unter den Erhebungen und Kämpfen um die von dem brutalen Eigenwillen so lange unterdrückten Menschenrechte, unter jenen Revolutionen und Straßenschlachten, welche im vergangenen Jahre fast in allen Hauptstädten Europa's die Runde gemacht haben, bemerken wir eine eigenthümliche, früher nur unvollkommen geahnte und gar nicht gewürdigte Erscheinung, das Streben mehrer politisch und national lange unterdrückter Völker, der Slaven nämlich, ihre in geographischer, sprachlicher und staatlicher Hinsicht so zerrissenen Stämme zu einem einheitlichen Ganzen zu bilden, und einen Rang in der Völkerfamilie Europa's einzunehmen. Wenn dieses auch von der größern Hälfte derselben, den 51 Millionen Russen nicht gilt, die, unter den Eigenwillen ihres Autokraten gebeugt, bis jetzt jeder selbstständigen Regung unzugänglich waren, wenn die 10 Millionen Polen auch vom Despotismus erdrückt, die 4 Millionen Bulgaren unter der türkischen Herrschaft verdummt waren, so machte dieses Streben sich dafür umsomehr bei den Kroaten und Serben, am meisten aber bei den tschechischen Stämmen, den Tschechen, Mähren und Slovaken bemerklich, die, unter der österreichischen Herrschaft sich etwas freier bewegend, durch die Nachbarschaft gebildeter Völker und die ihnen von denselben kommende wissenschaftliche Bildung für die Freiheit und Selbstständigkeit empfänglicher gemacht worden waren. Der Grund dieser Erscheinung ist leicht erklärlich; ein jeder Druck erzeugt Gegendruck. Böhmen stand im sechszehnten Jahrhunderte auf dem Gipfel seiner Macht und Bildung; Kunst und Literatur blühten überall, und wenn auch keine hervorragenden Geister an der Spitze des tschechischen Volkes standen, so war dafür eine desto mehr ins Leben greifende Bildung durch alle Volksklassen verbreitet. Böhmen ragte damals hinsichtlich seines Schulwesens über alle Nachbarländer hervor; in Prag allein existirten zwei Universitäten und 16 andere Lehranstalten, und die tschechische Sprache, in welcher alle öffentlichen Angelegenheiten verhandelt wurden, war durch die Unzahl theologischer Streitschriften auf den höchsten Grad ihrer grammatikalischen Ausbildung gelangt. Da vernichtete die Schlacht am weißen Berge das Werk von Jahrhunderten in einem Tage. Die hervorragendsten Männer, die eifrigsten Patrioten stiegen auf das Schaffot oder flüchteten ins Ausland, an 38,000 Familien, welche nicht katholisch werden wollten, wanderten nach Sachsen oder Brandenburg aus, während der Rest, das heißt fast drei Viertel der Bevölkerung durch die unmenschlichsten Maßregeln zum Katholicismus gezwungen wurden. Die Jesuiten, von kaiserlichen Soldatenhorden begleitet, zogen durch das ganze Land, verbrannten alle böhmischen Bücher, und da es ihr Grundsatz war, daß jedes von 1414—1635 geschriebene Werk irrgläubig sein müßte, so wurde Alles ohne Unterschied den Flammen übergeben, so daß wirklich nur wenige, in Archiven vergrabene und unbeachtete Schriften auf die Nachwelt gekommen sind.

Der Grundbesitz des geflüchteten Adels wurde an Begünstigte, namentlich Offiziere des aus allen Abenteurern Europa's zusammengesetzten Heeres verschenkt, der dreißigjährige Krieg entvölkerte das Land vollends, und so kam es, daß durch die darauf folgende Einwanderung von Deutschen das tschechische Element vorzüglich im nördlichen Theile immer mehr niedergedrückt, das deutsche dagegen durch die dominirende Macht immer mehr begünstigt und gehoben wurde; kurz, Böhmen war zu einer österreichischen Provinz gemacht, seine Nationalität, wie sie sich durch das Hussitenthum groß und kräftig entwickelt hatte, vernichtet worden. So vegetirte das Volk anderthalb Jahrhunderte lang fort, bis es endlich durch die Gewaltmaßregeln Joseph II. aus seinem Schlummer aufgerüttelt wurde. Joseph machte die deutsche Sprache zur Unterrichtssprache in allen Lehrgegenständen, und gab damit den tschechischen den Todesstoß, denn wer in Zukunft nur einige Bildung beanspruchen wollte, mußte des Deutschen so mächtig wie seiner Muttersprache sein. Aber diese Tyrannei weckte den schlummernden Volksgeist wieder; es traten Männer auf, denen ihre Muttersprache in ihrer Vernachlässigung dennoch theuer genug noch war, um ihrer Pflege alle ihre Geisteskräfte zu widmen. So wie die Magyaren in Ungarn, so stemmten sich die Tschechen in Böhmen gegen das Germanisirsystem des Kaisers, und wenn ihre Anzahl auch klein war, so waren es doch immer die erleuchtetsten, durch Talent, Geburt oder Vermögen über dem Haufen stehenden Köpfe. Graf Kinsky erhob seine Stimme in einigen Schriften, der böhmische Historiker Pelzel (1774), welcher gegen die Unterdrückung ankämpfte, schrieb eine vaterländische Geschichte, und schon ein Jahr später fand die Regierung sich bewogen, den Unterricht in der tschechischen Sprache in den höhern Militärschulen wenigstens wieder frei zu geben. Aber die Sprachforscher fanden die Sprache ihrer Väter entartet; fast zwei Jahrhunderte hatte sie geschlummert, und während alle andern Sprachen sich mit neuen Ausdrücken für neue Begriffe bereichert hatten, war das Tschechische beim Anfang des 17. Jahrhunderts stehen geblieben; nur über die gewöhnlichsten Gegenstände konnte man sich verständlich machen. Um diese Zeit war es, wo Dobrowsky, der größte slavische Geschichtsforscher, seine Aufmerksamkeit der fast todten Sprache zuwandte, und in ihr noch frische, lebenskräftige Keime entdeckte; seine böhmische Grammatik entwickelte die Sprache in ihrem Geiste, und stellte die Gesetze dar, auf welche ihre innere Eigenthümlichkeit basirt war. Auf Dobrowsky's Vorarbeiten gestützt, gelang es einer Anzahl tschechischer Gelehrten, den verdienstvollen Jungmann an der Spitze, die Sprache wieder auf die Höhe des Jahrhunderts zu bringen, und mittelst Ableitung aus schon bekannten Wurzelwörtern, die fehlenden Ideen auf eine jedes tschechische Ohr ansprechende Weise durch Worte zu verkörpern. Eine Menge Anderer schlossen sich ihm an; Hanka, durch seine grammatikalischen Arbeiten eben so bekannt, wie durch die Auffindung der Königinhofer Handschrift, einer Sammlung Gedichte aus dem 12—13. Jahrhunderte von hohem poetischen und historischen Werthe; Schafarschik, der bekannte slavische Philologe; Presl, der Schöpfer der böhmischen Terminologie der Naturwissenschaften; Palazky, der Geschichtsforscher. Mit Eifer wurde das reiche, ungeackerte Feld der böhmischen Literatur bearbeitet; man theilte sich die gemachten Erfahrungen mit und suchte bei den Schülern eine ähnliche Richtung, eine gleiche Vorliebe für die Muttersprache hervorzubringen. Die Jugend wurde auf den Druck der Gegenwart im Vergleich zu der freien Entwickelung der Vergangenheit aufmerk-

sam gemacht; in tschechischen Liedern wurden die Großthaten der Hussiten besungen, und auf die Jetztzeit hingewiesen, in welcher kein böhmisches Heer mehr existire, die Nationalität zu Boden getreten sei. Die alte böhmische Geschichte wurde ein Hauptstudium auf der Universität, wie auf den Gymnasien, die Tracht der Voreltern wurde hervorgesucht, die Schriften der Vorzeit aus dem Schutte hervorgegraben, die gegenwärtige gedrückte Lage der Nation erweckte ein Streben nach Befreiung, und unbemerkt wurde von jenen alten Professoren bei der glühenden Jugend die Idee eines großen, tschechischen Reiches hervorgerufen, welches wie das ihrer Voreltern selbstständig unter eigenen Königen in der Geschichte Europa's glänzen sollte. Diese feurige studirende Jugend sog die Grundsätze mit Vorliebe, mit Hingebung ein, man träumte und schwärmte für die Selbstständigkeit Böhmens, und als nach Beendigung ihrer Studien ein großer Theil von ihnen in den Lehrerstand trat, wurde diese Idee noch weiter, noch erfolgreicher verbreitet. So wie auf dem Gymnasien sich Vereine zur Anschaffung slavischer Bücher bildeten, von denen die Polizei nichts wußte, so fing der Adel auf die Bewegung aufmerksam zu werden an. Man interessirte sich für den Fortschritt der tschechischen Sprache; die Grafen Sternberg gründeten im Vereine mit den Grafen Kolowrat das böhmische Nationalmuseum, und später einen Fonds, welcher unter dem Namen Matice ceska zur Erleichterung der Herausgabe guter tschechischer Werke bestimmt war; Graf Thun trat selbst als Schriftsteller für die tschechische Sache auf, der Adel begünstigte das Streben der tschechischen Patrioten, indem er dadurch den Einfluß der deutschen Aufklärung zu verhindern, und seine Privilegien zu erhalten glaubte; kurz, das Jahr 1848 traf Böhmen in einem Zustande der Gährung, der, wenn auch von der Metternich'schen Despotie niedergehalten, bei dem einen Theile in der Unzufriedenheit mit der gegenwärtigen Lage der Nation, bei dem andern, intelligentern desselben aus der Begeisterung für ein freies, selbstständiges Böhmen unter Königen aus einer Landesfamilie bestand. Die Februarrevolution in Paris weckte auch in Prag die Geister zum Handeln. Schon am 11. März wurde im Wenzelsbade daselbst unter dem Vorsitze des Gastwirths Peter Faster und des Rechtspracticanten Trojan eine Volksversammlung abgehalten, eine zu jener Zeit unerhörte Sache, bei denen den Unternehmern ein Platz auf dem Spielberge in Aussicht stand. Man beanspruchte außer den schon lange und überall geforderten Reformen die Aufhebung des Lehnsverbandes, die Verbindung Böhmens, Mährens und Schlesiens zu einem Kronlande, und die vollkommene Gleichberechtigung beider Landessprachen in Schule und Amt. Diese Forderung war diejenige, auf welche die Tschechen am meisten und bei jeder Gelegenheit bestanden, und die überall in den Vordergrund geschoben wurde; ihre Abneigung gegen die Deutschen, welche sie als die Unterdrücker ihrer Nationalität zu betrachten gewohnt waren, wurde nach und nach bemerkbar, und nachdem die Constitution von Kaiser Ferdinand proklamirt, die Presse frei gegeben worden war, las man schon einzelne Angriffe gegen die bevorrechtigte Klasse, „gegen diese Einwanderer, welche das Stammvolk Tschechiens zu vernichten drohten." Die Nationalitäten, welche früher, freilich unter gleichem Drucke, friedlich neben einander gelebt hatten, fingen sich zu sondern an; bei der Nationalgarde entstanden über die Frage, ob man tschechisches oder deutsches Commando annehmen solle, Streitigkeiten, welche von der tschechischen Presse, namentlich dem Redakteur der Narodni nowini, Hawlitschek, eifrig genährt

und angefacht wurden. Die Männer, welche die Bewegung hervorgerufen und größtentheils aus Ultratschechen bestanden, hatten sich zu einem Vereine constituirt, welcher unter dem Namen St. Wenzelsbrüderschaft, und unter dem Vorsitze des Barons Villani und des Grafen Deym, sich die Wahrung der böhmischen Sprache zur Pflicht machte, und aus dem sich das spätere, aber sehr mit Unrecht, so gefürchtete Sondercorps der Nationalgarde, die Swornost, bildete. Schon die Wahl des Commandanten, des Barons Villani, eines durch seine persönliche Feigheit bekannten Mannes, hätte die Deutschen von den friedlichen Absichten der Swornost überzeugen können. Die Gährung in der Bürgerschaft wuchs indessen zusehends, da die nach Wien gesendete Deputation der Prager keine vollständige Erledigung ihrer Petition erhalten hatte; die Studenten wurden zwar durch volle Bewilligung der Lehr- und Lernfreiheit zufrieden gestellt, allein das Preßgesetz entfremdete der Regierung wiederum alle Sympathien. Unterdessen war in dem Kreise jener heimlichen Leiter der tschechischen Sache, Palazky, Schafarschik, Hanka rc., und ihren Schülern Hawlitschek, Trojan, Brauner, Rieger rc. eine merkliche Veränderung vorgegangen; man mochte schon lange eingesehen haben, daß die Selbstständigkeit Böhmens unter den Verhältnissen der Gegenwart nur ein Traum sei, und man suchte daher eine Politik hervor, welche, wenn auch später, doch um so sicherer zum Ziele führe. Am 10. April wurde im Wenzelsbade wiederum eine Volksversammlung gehalten, in welcher man aus dem sogenannten, größtentheils aus Ultratschechen bestehenden Wenzelcomité (den Anstellern der ersten Volksversammlung) unter Reden vom Bürgermeister Strobach, Uffo-Horn und Hawlitschek ein Nationalcomité bildete, welches nach einer Bekanntmachung des Gouverneurs Stadion selbst weiter nichts zu thun hatte, als die nöthigen Einleitungen zu treffen, damit das constitutionelle Prinzip auf Grundlage der zweiten Prager Petition ins Leben gerufen, dem constitutionellen Landtage die nöthigen Vorarbeiten geliefert, und Eintracht zwischen beiden Nationalitäten gehalten werde. Die Blüthe der tschechischen Propaganda tagte in diesem Ausschusse; Palazky, Graf Bouqoi, Hanka, Graf Deym, Sabina (Literat), Schafarschik, Professor Smetana, Prof. Wenzig, Graf Wurmbrandt rc. Von diesen Männern angestachelt, in allen Zeitschriften genährt, wuchs der Widerwille gegen alles Deutsche immer mehr; man suchte dem Volke begreiflich zu machen, daß Oesterreich bei der gegenwärtigen Bewegung in Deutschland selbstständig, allem Einflusse desselben fern bleiben, und sich als freier unabhängiger Staat constituiren müsse. So wie man in der ersten Petition durch das Verlangen zur Errichtung verantwortlicher politischer Centralbehörden in Prag auf die Unabhängigkeit Böhmens angespielt hatte, so suchte man jetzt auf einen Föderativstaat, auf einen Bund gleichberechtigter Nationen in Oesterreich hinzuwirken, wobei sodann das Uebergewicht der tschechischen Bevölkerung in Böhmen unzweifelhaft gewesen wäre. Man ging dabei von dem Grundsatze aus, das slavische Element in einem jeden Kronlande sich soviel als möglich kräftigen zu lassen, um nach und nach ein Uebergewicht über das Deutschthum in Oesterreich hervorzubringen, und den günstigen Moment zu erfassen, Oesterreich zu einem Slavenreiche zu machen. Um dieses aber zu bewerkstelligen, mußte Ungarn zerrissen, die eine überwiegende slavische Bevölkerung besitzenden Provinzen zu eigenen, von den Magyaren unabhängigen Kronländern constituirt, und dieselben im Vereine mit den Slaven der Provinzen des deutschen Bundes durch einen eigenen slavischen Bundes-

tractat zu einem einigen Ganzen verbunden werden, welches sodann bei jeder Gelegenheit das physische Uebergewicht über alle andern Nationalitäten ausgeübt hätte. Dieser freilich sehr geheim gehaltene Plan wurde von dem Nationalcomité, dessen deutsche Mitglieder durch das aller parlamentarischen Sitte Hohn sprechende Wortabschneiden zum Austritte gezwungen wurden, nicht außer Augen gelassen. Emissäre bearbeiteten die Südslaven und reizten sie zur Empörung gegen die Magyaren auf, die freilich durch ihr rücksichtsloses Bestreben, der sie weit überwiegenden Anzahl Slaven ihre Sprache aufzuzwingen, dem Plane nicht wenig Vorschub leisteten: das deutsche Element in Prag, das größtentheils aus Besitzenden und Gebildeten bestand, wurde als reactionär verschrieen, obgleich ihm, als dem schwächern Theile, bei dem Terrorismus der Tschechen und dem Aufwühlen des Proletariats, ein Anlehnen an die Regierung nicht zu verdenken war; die deutschen Farben wurden insultirt, der deutsche constitutionelle Verein wurde von einer, aus Swornostmitgliedern und Pöbel bestehenden Bande unter Anführung Hawlitschek's, Mikowetz's und Lampel's gesprengt, und als das deutsche Vorparlament Palazky zur Theilnahme an demselben aufforderte, erließ derselbe in einem offenen Briefe eine Antwort, in welcher er sagte, daß er kein Deutscher, sondern ein Böhme slavischen Stammes sei. Das böhmische Volk sei immer ein eigenes, selbstständiges gewesen, nur durch die Gewalt zum Bunde mit Deutschland gezwungen worden, und das Verhältniß Böhmens zu Deutschland könne auch nur als von Herrscher zu Herrscher, und nicht von Volk zu Volk aufgefaßt werden. Er weise eben so entschieden die Tendenz Frankfurts, d. h. jede Schwächung der Souveränität Oesterreichs als eines Bundesstaates gleichberechtigter Nationalitäten zurück, beharre fest auf dem Grundsatze der vollkommenen Unabhängigkeit Oesterreichs, und glaube, daß es vernunftgemäßer sei, wenn sich Deutschland an Oesterreich anschließe, als daß letzteres in ersterem aufgehe. Sollte dieses dem deutschen Nationalgefühle unstatthaft sein, so wäre ein Trutz- und Schutzbündniß beider Staaten, und, wenn es beider Interessen zugäben, eine Zolleinigung Alles, was man thun könne. Man sieht, daß es vor allen Dingen den Leitern der tschechischen Sache darum zu thun war, dem überwiegenden Einflusse Deutschlands zu entgehen, das durch seine wissenschaftliche und industrielle Bildung immer mehr Uebergewicht über das Tschechenthum errang, und, ohne zu wollen, es durch den überall eindringenden Einfluß des höhern Wissens germanisirte, ein Umstand, der sehr begreiflich wird, wenn man bedenkt, daß Jeder, der mehr als Lesen und Schreiben lernen wollte, die deutsche Sprache sich zu eigen machen mußte. Hierzu kam noch, daß eine Menge kleiner Geister, welche in der Weltliteratur Deutschlands ohne Spur verschwunden sein würden, sich mit Eifer auf die weniger Ansprüche machende tschechische Literatur warfen, und durch Flugschriften die willenlose ungebildete große Masse der Tschechen zu lenken suchten, während der Ehrgeiz der Leiter, bei der neuen Ordnung der Dinge ihren Platz nicht zu verfehlen, ebenfalls keine kleine Triebfeder gewesen sein mag. Palazky's Antwort flog, wie ein Funken in eine Pulvertonne, unter das Volk; überall declamirte man gegen Deutschland, man wollte nicht „unter Frankfurt“ stehen; die von der Regierung erlassenen Wahlaufrufe wurden von den Ecken gerissen, das Bemühen der nach Prag geschickten Deputirten des Fünfzigerausschusses, Wächter und Kuranda, scheiterte vollkommen, kurz, das ganze tschechische Volk sträubte sich so blind, und der größte Theil ohne es zu verstehen, so hartnäckig

gegen einen Anschluß an Deutschland, daß sogar eine Zolleinigung mit demselben durch den böhmischen Gewerbeverein als nachtheilig erklärt wurde, trotz den Bemühungen des Herrn Leitenberger, eines bedeutenden Fabrikanten Prags, der in seinen handelswissenschaftlichen Artikeln unzweifelhaft mehr Talent und Wissen zeigt, als der ganze böhmische Gewerbeverein zusammengenommen, welcher, wenn man die in den Händen der Deutschen befindliche Fabrikation und den Großhandel abrechnet, aus nichts als kleinen Geschäftsleuten besteht, die, ohne nur einige Kenntnisse von der Sache zu haben, der Stimme der tschechischen Volksführer blindlings folgten.

Die nächsten Bemühungen der Slavenpartei gingen nun dahin, dem Frankfurter Parlamente ein Gegengewicht zu setzen, und sich über die Art und Weise zu verständigen, wie man die projectirte Einigung der Slaven erstreben könne; dieses war der Zweck des Slavencongresses. Die österreichische Regierung, von diesen Umtrieben sehr wohlunterrichtet, legte denselben jedoch durchaus nichts in den Weg, sondern benutzte die Stimmung der Slavenpartei, um den Bestrebungen der ein Aufgehen in Deutschland anstrebenden schwarz-roth-goldnen Oesterreicher ein Gegengewicht zu setzen, was ihr nur zu gut gelungen ist. Graf Stadion wurde abberufen, und Graf Leo Thun zum Regierungspräsidenten ernannt, ein Mann, der sich durch seinen Eifer für die tschechische Sache, und durch seine Schriften in diesem Sinne schon lange in Böhmen beliebt zu machen gewußt hatte. Er selbst präsidirte den Sitzungen des Nationalausschusses, welcher seine Vorarbeiten für den kräftigen Landtag eifrig fortsetzte, d. h. die tschechischen Bauern in ihrem Widerwillen gegen Frankfurt zu erhalten, die deutschen wo möglich dagegen aufzureizen suchte, und hinsichtlich der Wahlen nach Frankfurt Deputationen an den Kaiser schickte, welche um Verschiebung derselben bis zum ersten böhmischen Landtage anhalten sollten. Um immer mehr Einfluß auf das Volk zu gewinnen, wurde (30. April) auf Anregung Rieger's Hawlitschek's, Mikowetz's ein Verein, die Slowanska lipa (slavische Linde) von demselben gegründet, welcher sich die Wahrung der tschechischen Nationalität, und ein kräftiges Wirken gegen die Usurpationen des deutschen Parlamentes zur Pflicht machen sollte; seine Mitglieder waren die gewöhnlichen Coryphäen des Tschechenthums, Graf Mathias Thun, Ritter Neuperg, Baron Villani, Palazky, Hanka 2c. und sein Einfluß, den er sich später vorzüglich auf das Landvolk errang, sehr bedeutend.

Die Polen, Südslaven und Slovaken waren durch den slavischen Schriftsteller Stur schon lange bearbeitet worden; die einflußreichsten Mitglieder des Nationalausschusses hatten also bei der Ankunft desselben in Prag blos eine Conferenz, in welcher man sich darüber berieth, wie den Anmaßungen des Frankfurter Parlaments und des magyarischen Ministeriums am besten entgegenzutreten sei. Da man sich über die Mittel dazu wohl schon lange geeinigt hatte, so wurde schon am andern Tage ein Aufruf an das Slavenvolk entworfen, bei welchem nur eine Frage, nämlich die hinsichtlich des Verhältnisses der nichtösterreichischen Slaven zum Congresse, erörtert wurde. Mehre, unter ihnen Lubomirski, Jordan, Stur 2c., beantragten zwar, daß man den nationalen Standpunkt allein festhalten, und eine reine Slavenversammlung ohne Unterschied der Länder zusammenberufen müsse, allein die alten Prager Professoren, welche schon so lange vorsichtig vorwärts geschlichen waren, wollten sich nicht überstürzen; man wies auf die ungeheure Verantwortlichkeit einer

solchen Maßregel hin, die die Aufmerksamkeit und Furcht der Herrscher aller von Slaven bewohnten Ländern erregen, und vorzüglich die nächsten Nachbaren Oesterreichs aufs Höchste allarmiren müßte; man glaubte, dem ganzen Congresse den Anstrich der Revolution und des Umsturzes zu geben, und ihn gleich von vorn herein zu vereiteln, ja mehrere der einflußreichsten Mitglieder erklärten, sich von der ganzen Sache zurückziehen zu wollen, wenn man die außerösterreichischen Slaven nicht aus dem Spiel lasse. Der Antrag wurde also dahin erledigt, daß die nichtösterreichischen Slaven in die Reihe der Gäste verwiesen, und der Congreß zu einem rein österreichischen gestempelt wurde. Noch an demselben Tage wurde der Aufruf in folgender Gestalt angenommen und in tausenden von Exemplaren eilig in alle Slavenländer verbreitet:

„Slavenbrüder! Wer von uns blickte nicht mit Wehmuth auf unsere Vergangenheit? Wer von uns wüßte nicht, daß Alles, was wir erduldeten, seinen Grund hatte in unserm Mangel an Selbstbewußtsein und unserer Zerstückelung, welche den Bruder vom Bruder trennte? Allein nach den langen Jahrhunderten, wo wir Einer des Andern vergessen hatten, wo so vielfaches Unheil auf unsere Häupter hereinströmte, sind wir zur Erkenntniß gekommen, daß wir eins, daß wir Brüder sind. Inhaltsschwere Zeiten sind hereingebrochen, welche die Völker befreiten und die Last von ihnen nahmen, unter deren Schwere sie seufzten. Diese Zeiten haben auch von uns zum großen Theil die Last gehoben, und auch wir können jetzt aussprechen, was wir längst gefühlt, erwägen und beschließen, was zu unserm Besten dient. Die Völker Europa's verständigen und vereinigen sich. Die Deutschen haben zu ihrer Vereinigung ein Parlament nach Frankfurt berufen, welches darauf besteht, daß ihm der österreichische Staat von seiner Souveränität so viel abtrete, als zur deutschen Einheit nothwendig ist, und daß sich das Kaiserreich mit allen seinen nichtungarischen Ländern Deutschland einverleibe. Ein solcher Schritt würde nicht nur die Einheit Oesterreichs, sondern auch den bisherigen Verband und die Selbstständigkeit der slavischen Volksstämme vernichten, deren Nationalität dadurch in Gefahr geriethe. An uns ist's, männlich zu schützen, was uns das Heiligste ist. Die Zeit ist gekommen, daß auch wir Slaven uns miteinander verständigen und uns vereinigen in unserer Gesinnung. Indem wir daher mit Freuden den vielfachen, aus verschiedenen slavischen Gegenden uns zugekommenen Wünschen entsprechen, erlassen wir diesen Aufruf an alle Slaven der österreichischen Monarchie, und fordern alle Männer auf, welche das Vertrauen ihrer Nation haben, und denen unser allgemeines Wohl am Herzen liegt, zum 31. Mai d. J. in der altberühmten Slavenstadt Prag sich zu versammeln, um gemeinschaftlich alles das in Berathung zu nehmen, was das Beste unserer Nation erfordert, und was wir in diesen wichtigen Zeiten zu thun haben. Sollten aber auch außerösterreichische Slaven sich bei dieser Zusammenkunft einfinden, so werden sie uns herzlich willkommene Gäste sein."

Prag, den 1. Mai 1848.

Joseph Mathias Graf von Thun, Albert Graf Deym, Johann Ritter von Neuberg, Paul Joseph Schafarschik, Karl Malisz, Mitglied der polnischen Deputation, Franz Palazky, Wenceslaw Hanka, Ludevit Stur, Georg Fürst Lubomirsky, Johann Dobrzanski, Bevollmächtigter des Volksrathes in Lemberg, Dr. Dworatschek, Vincenz Graf Waldstein-Wartemberg, Maxim Papiz, Protopresbyter,

Hanusch, Graf Kolowrat-Krakowsky, Friedrich Graf Rummerskirch, Johann Peter Jordan, J. Erasmus Wocel, Stephan Aranitski, Karl Wladislaw Zap, Dr. F. Ladislaus Rieger, Witalis Przybowski, Wenceslaw Stulc, Michail Paniz, Karl Maria Baron Villani, Karl Jaromia Erben, Dr. Fr. Mikloschiz, Dr. Anton Jaroslaw Beck, Fr. Mathias Klacel, Robert Freiherr von Hildprandt.

Zu gleicher Zeit wurde ein provisorischer Ausschuß von 18 Mitgliedern unter dem Präsidium des Grafen Mathias Thun niedergesetzt, welcher sowohl für die Unterbringung der erwarteten Gäste zu sorgen, als auch vorzüglich dem erwarteten Congresse einige Vorarbeiten über das, was zu thun war, zu liefern hatte.

Um eine feste Basis zu gewinnen und die Gränzen der Loyalität vor der Hand nicht zu überschreiten, erließen ein großer Theil der Ausschußmitglieder am 5. Mai eine Erklärung, in welcher sie dem Hause Habsburg Treue gelobten, sich gegen die Verdächtigungen der Unterdrückung nichtslavischer Nationalitäten feierlichst verwahrten, und erklärten, nichts weiter als den Grundsatz der vollen Gleichberechtigung aller Nationalitäten im österreichischen Kaiserstaate zur Geltung bringen zu wollen, wobei sich die Wahrung der Integrität Oesterreichs von selbst verstehe; den Schluß machte die Bemerkung, daß, da diese Maßregel wesentlich conservirender Natur sei, für die gerechten und freisinnigen Mitbürger vom nichtslavischen Stamme durchaus nicht beunruhigen könne. Der Ausschuß beschäftigte sich sodann mit der Geschäftsordnung, welche von Jordan ausgearbeitet wurde. Sämmtliche österreichische Slaven wurden hiernach in drei Abtheilungen getheilt, die erste bildeten die Tschechen, Mähren und Slovaken; die zweite die Polen, Ruthenen und polnischen Schlesier; die dritte endlich die Slovenen, Kroaten, Serben und Dalmatiner. Sämmtliche Abtheilungen wurden, ohne die Anzahl ihrer Vertreter zu berücksichtigen, als gleichberechtigt anerkannt; sie arbeiteten einzeln, sollten aber zur Beschlußnahme in Generalversammlungen zusammentreten, und nur ein von den drei Abtheilungen einstimmig anerkannter Antrag als Beschluß gelten. Um das Verfahren zu vereinfachen, wurde sodann ein großer Ausschuß, nämlich 16 Mitglieder aus jeder Abtheilung gewählt, in deren Hand die Beschlußnahme lag. Außerdem wurde noch ein kleiner Ausschuß, aus dem Präsidenten, den beiden Vicpräsidenten, den drei Abtheilungssecretären und deren Stellvertretern bestehend, niedergesetzt, welcher die Anträge durcharbeiten, in Ordnung bringen, und sodann zur weitern Besprechung vorlegen sollte, eine Maßregel, welche jedenfalls nur deshalb ergriffen wurde, um eine Verwirrung in sprachlicher Hinsicht zu verhüten. Da es nämlich den Tschechen, Polen, Kroaten, Serben und Illyriern, welche keine philologischen Kenntnisse besaßen, bei der Verschiedenheit ihrer Idiome unmöglich gewesen wäre, sich zu verständigen, und man, um sich nicht lächerlich zu machen, die deutsche Sprache im voraus ausschloß, so sollte der kleine Ausschuß, fast ganz aus allen slavischen Dialecten mächtigen Philologen zusammengesetzt, die Beschlüsse durcharbeiten, in Privatconferenzen mit den einzelnen Ausschußmitgliedern sich darüber aussprechen, und so etwaigen Verwirrungen bei den Debatten der Ausschuß- und Plenarversammlungen vorbeugen, bei denen dann ohne Gefahr für die Sache sich immerhin auch nur der dritte Theil der Theilnehmer verstehen mochte; trotzdem behauptet man, daß man in den großen Ausschußsitzungen genöthigt gewesen sei, zur deutschen Sprache seine Zuflucht zu nehmen.

Die Vorlagen für den Congreß, von denen wir später sprechen werden, waren unterdessen vollendet, und nachdem Ende Mai die meisten Deputirten der verschiedenen Slavenländer angekommen waren, wurden am 31. die drei Nationalabtheilungen gebildet, von denen sich jede ihren Präsidenten, Secretär und Stellvertreter wählte; in der tschechischen Abtheilung wurden Schafarschik, Dr. Dworschatschek, Storch und Nebesky gewählt; in der polnischen der Literat Karl Liebelt, Kanonikus Ginilewiz aus Lemberg, Walewsky und Zaklinski aus Galizien; in der südslavischen Dechant Stamatowitz aus Neusatz, Franz Zach, Dr. Subbotiz aus Neusatz und Andreas Prliz. Sodann wurden von jeder Abtheilung 16 Mitglieder in den großen Ausschuß und ein Candidat für das Präsidium in den Personen Palazky's, Praz's und Lubomirski's gewählt, während die Stimmen für die Generalsecretäre auf Walewski, Prica und Hawlitschek fielen. Am 1. Juni wurde dem Landespräsidenten Grafen Thun die Eröffnung des Congresses durch eine Deputation officiell angezeigt, und nachdem noch an demselben Nachmittage Franz Palazky von dem großen Ausschusse als Präsident des Slavencongresses proclamirt, die beiden andern Candidaten aber als Vicepräsidenten bestätigt wurden, ging am 2. Juni die Eröffnung des Congresses durch einen feierlichen Aufzug von dem Museum in die Teynkirche, wo eine Messe gelesen, und von dort nach dem Saale der Sophieninsel, wo die Sitzung abgehalten wurde, vor sich. Verhandlungen fanden in derselben noch nicht statt, sondern nachdem Palazky den Congreß mit einer Rede eröffnet, die Geschäftsordnung und das Programm hatte vorlesen lassen, folgten noch einige Reden von Lubomirski, Dworschatschek, Prof. Kaubek, dem slavonischen Prediger Hodscha und mehren Andern, worauf die Sitzung mit einem Vortrage Schafarschik's aufgehoben und die Feierlichkeit mit einem Festmahle geschlossen wurde. Die Reden drehten sich fast alle um dasselbe Thema; man verlange die Freiheit der Nationen, so wie die Sklaverei des Einzelnen aufgehört, müsse auch die Sklaverei der Völker vernichtet werden. Man schilderte die bedrückte Lage der Südslaven, die Tyrannei der Magyaren, die Germanisirungsbestrebungen der Deutschen, und verlangte freie Entwickelung des Slaventhums. Schafarschik schloß mit der Bemerkung, daß man in Frankfurt und Pest Rath halte über das Schicksal der Slaven, daß es aber an der Zeit sei, daß die Slaven sich selbst darum bekümmerten. Man spreche den Slaven die Befähigung zur Freiheit ab, nun denn, so mögen sie die ganze Kraft ihrer Nation aufbieten, um sich dieselbe zu erobern!

In den folgenden Tagen fingen nun die Sitzungen der einzelnen Abtheilungen an, bei denen das von Zach ausgearbeitete Programm des provisorischen Ausschusses zu Grunde gelegt wurde. Dasselbe beantragte 1) den Abschluß eines slavischen Schutz- und Trutzbündnisses, indem die Rettung Oesterreichs nur von dem innigen Anschlusse der slavischen Völker und der Errichtung eines Bundesstaates bedingt werde, in welchem die slavischen Völkerstämme sich ihre constitutionelle und nationale Unabhängigkeit gegen innere oder äußere Angriffe garantirten; 2) daß dieses Bündniß nur unter der Bedingung der Umgestaltung Oesterreichs in einen Föderativstaat und völliger und unbedingter Gleichstellung aller Nationalitäten und deren Sprachen geschlossen werden könne; 3) daß die Slaven aller Länder in eine enge und ununterbrochene Verbindung in Wissenschaft, Kunst [illegible] Leben treten möchten, und 4) endlich die Abweisung einer jeden Unterwerfung [illegible]

fremde Nationalität, welches nichts als ein Protest gegen die Frankfurter Reichsversammlung und die Versicherung war, daß die Slaven Oesterreichs nun und nimmermehr die Souveränetät Deutschlands und die Rechtsgiltigkeit der Frankfurter Beschlüsse anerkennen würden. Allein diese Geschäftsordnung fand bald ihre Anfeinder; mehre Mitglieder, unter ihnen der Präsident der polnisch-ruthenischen Abtheilung, Karl Liebelt, sahen ein, daß die gegenwärtige Haltung der Regierung eine den Slaven nicht mehr so günstige war. Der Kaiser war nach Innsbruck geflüchtet, wo die Camarilla ihn gefangen hielt, und feindliche Pläne gegen die neuen Errungenschaften Wiens schmiedete; der Kern des Slavencongresses war als ein durchaus radikaler bekannt, und ihr Föderationssystem hätte die kaiserliche Gewalt zu einem bloßen Schatten gemacht, während die Regierung andererseits durch Proclamirung eines Slavenreichs seinen Einfluß in Deutschland nicht verlieren wollte, und zu besorgen schien, bei einer zu innigen Einigung der Slaven den ganzen Kaiserstaat von ihnen terrorisirt zu sehen. Graf Thun hatte, um den Befehlen des „slavenfeindlichen" Ministeriums nicht zu gehorchen, eine provisorische verantwortliche Regierung für Böhmen eingesetzt, ja man sagte, daß er, von den Slaven verblendet, mit dem Gedanken umgegangen wäre, eine unabhängige Regierung zu bilden, und diese die Unabhängigkeitsgelüste wirklich stark blosstellende Maßregel vom Ministerium wie von der Camarilla angefeindet und verworfen, mochte ein Hauptgrund gewesen sein, warum man den General Windischgrätz mit gemessenen Instructionen nach Prag geschickt hatte und die Slavenbewegung mit ganz andern Augen zu betrachten anfing. Diese Gründe und das Mißtrauen, mit welchem man den Slavencongreß seitens der ausländischen Regierungen zu betrachten schien, welche trotz den Aussprüchen des Congresses immer noch eine Aufregung der nichtösterreichischen Slaven fürchteten, bewogen Liebelt in der Sitzung vom 5. Juni auf Vereinfachung des vorhandenen Programms anzutragen, und die Wünsche der Slaven in folgende drei Punkte abzufassen: 1) Erlaß eines Manifestes an die europäischen Nationen, worin die Grundsätze und Tendenzen des Slavencongresses auseinander gesetzt, die Stellung, welche die Slaven den andern Nationen gegenüber einzunehmen verlangten, vorgezeichnet und ihnen die Bruderhand zum gemeinschaftlichen Wirken in Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit dargeboten werde; 2) Entwurf einer Adresse oder Petition an den Kaiser, in welcher die Wünsche sämmtlicher slavischer Völkerschaften Oesterreichs an den Thron gebracht, und durch das Gewicht der gesammten Bitte verstärkt würden, und 3) endlich Abschluß eines Bündnisses der österreichischen Slaven und Auffindung und Festsetzung von Mitteln und Wegen, die Grundsätze und Zwecke eines solchen Vereins mit allen zu Gebote stehenden constitutionellen Mitteln zur Geltung zu bringen. Der Congreß, welcher es sich ebenfalls nicht verläugnen konnte, daß er von seinen innigsten Wünschen und Absichten, Bildung eines großen Slavenreiches, vor der Hand noch sehr fern sei, wollte wenigstens seine gegenwärtigen Pläne, Bildung und Einigung der Slaven zu einer compacten, Oesterreich dominirenden Masse an dem Mißtrauen der Regierungen nicht scheitern sehen, und beseitigte deshalb gänzlich durch die Annahme des Liebelt'schen Antrags die Frage über die nichtösterreichischen Slaven, während die Stellung Oesterreichs zu Deutschland, sowie das zu schroffe Abscheiden und Lossagen von demselben ebenfalls darin umgangen wurde. Zum Entwurf dieser drei Actenstücke wurden drei Comité's ernannt, von denen das mit dem Mani-

fest beauftragte das besprochene und gesammelte Material Palazky als Vorsitzendem übergab, von welchem die Adresse ausgearbeitet und in folgender Form in der Sitzung vom 12. Juni angenommen wurde:

Proclamation der ersten Slavenversammlung in Prag an die Völker Europa's.

Der Zusammentritt eines Slavencongresses in Prag ist ein ungewöhnliches Ereigniß, wie in Europa, so auch bei uns Slaven selbst. Zum ersten Male, seit die Geschichte uns nennt, sind wir zerstreute Glieder einer großen Völkerfamilie aus entfernten Gegenden zahlreich zusammengeströmt, um uns als Brüder wieder zu erkennen, und unsere gemeinsamen Angelegenheiten friedlich zu berathen; und wir haben uns verständigt, nicht allein durch das Mittel unserer herrlichen, von 80 Millionen Stammgenossen gesprochenen Sprache, sondern auch durch den harmonischen Schlag unserer Herzen, durch den Einklang unserer geistigen Interessen. Die Wahrheit und Offenheit, welche alle unsere Verhandlungen leitete, bestimmt uns, es auch vor Gott und der Welt auszusprechen, was wir gewollt, und welche Grundsätze unsern Verhandlungen als Richtschnur gedient haben.

Die romanischen und germanischen Völkerstämme, einst als gewaltige Eroberer in Europa berühmt, haben mit der Kraft ihrer Schwerter seit Jahrtausenden nicht nur ihre staatliche Unabhängigkeit gesichert, sondern auch für ihre Herrschsucht mannigfache Befriedigung sich zu verschaffen gewußt. Ihre Staatskunst stützte sich zunächst auf das Recht des Stärkern, nahm die Freiheit für die bevorzugten Klassen allein in Anspruch, regierte mittelst Privilegien, und erkannte den Volksmassen nur bloße Pflichten zu; erst in der jüngsten Zeit gelang es der, gleich Gottes Odem über die Länder daher brausenden Macht der öffentlichen Meinung alle Ketten des Feudalismus plötzlich zu sprengen, und die unverjährbaren Rechte des Menschen für das Individuum allenthalben wieder zu gewinnen. Bei den Slaven dagegen, wo man die Freiheit von jeher um so inniger liebte, je weniger man sich herrsch- und eroberungssüchtig bewies, wo der Hang zur Unabhängigkeit die Bildung jeder höhern Centralgewalt gehindert hatte, verfiel im Ablauf der Jahrhunderte ein Stamm nach dem andern in Abhängigkeit; durch eine Politik, die vor den Augen der Welt längst nach Gebühr gerichtet worden, wurde zuletzt auch noch das ritterliche Volk der Polen, unsere edeln Brüder, um seine staatliche Existenz gebracht, die ganze große Slavenwelt schien der Zwingherrschaft unwiderruflich verfallen, und die Wohldiener derselben verfehlten nicht, ihr auch die Fähigkeit zur Freiheit abzusprechen. Doch auch dieser thörichte Wahn schwindet vor der Stimme Gottes, welche in den unerhörten Umwälzungen der Gegenwart jedem Herzen verständlich spricht; der Geist hat endlich den Sieg davon getragen, der Zauberbann ist gelöst, der tausendjährige Bau, den rohe Gewalt mit List und Tücke im Bunde, aufgeführt und gehalten, — er stürzt vor unsern Augen in Trümmer, ein frischer Lebenshauch weht über die öden Gefilde und treibt neue Schöpfungen empor, das freie Wort, die freie That, sie werden zur Wahrheit. Da erhebt auch der lang gedrückte Slave sein Haupt wieder, wirft den Zwang von sich, und fordert mit lauter und entschiedener Stimme sein altes Erbe wieder: die Freiheit. Stark durch seine Zahl, noch stärker durch seinen Willen und die wieder erlangte brüderliche Einmüthigkeit seiner [illegible]!

bleibt er dennoch seiner Natur und den Grundsätzen seiner Väter treu: er will keine Herrschaft, keine Eroberung, er will die Freiheit für sich wie für Jedermann; er fordert sie unbedingt als die Anerkennung des heiligsten Rechts der Menschen. Darum verdammen und verabscheuen wir Slaven jede Herrschaft der Gewalt, die sich neben dem Gesetze geltend machen will, wir verwerfen alle Privilegien und Vorrechte, so wie alle politischen Ständeunterschiede, und verlangen unbedingte Gleichheit vor dem Gesetze; fordern das gleiche Maß von Rechten und Pflichten für Jedermann; wo immer unter Millionen auch nur ein Knecht geboren wird, da kennt man die wahre Freiheit noch nicht. Ja, die Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit aller Staatsangehörigen sind, wie vor einem Jahrtausende, so auch heutzutage wieder unsere Loosung.

Doch nicht das Individuum, nicht der einzelne Mensch im Staate allein ist es, wofür wir unsere Stimmen erheben, zu dessen Gunsten wir unsere Forderungen stellen. Nicht minder heilig als der Mensch in seinem angeborenen Rechte, ist uns auch das Volk in der Gesammtheit seiner geistigen Interessen. Wenn gleich die Geschichte einzelnen Völkern vor anderen eine vollendetere humane Entwickelung zugesteht, so belehrt sie uns dennoch, daß der Entwickelungsfähigkeit auch der andern keine Schranken gesetzt sind; die Natur kennt weder edle noch unedle Völker an sich, sie hat keines derselben zur Herrschaft über ein anderes berufen, hat keines bestimmt, einem andern als Mittel zu dessen besondern Zwecken zu dienen; die gleiche Berechtigung Aller zur höchsten Humanität ist ein Gesetz Gottes, das keines von ihnen ungestraft zu verletzen wagen darf. Leider aber scheint dieses Gesetz in unsern Tagen auch von den gebildetsten Völkern noch nicht nach Gebühr erkannt und gewürdigt zu werden; Ansprüche von Obrigkeit, von Bevormundung, die man den Individuen gegenüber willig fahren ließ, erhebt man noch immer einzelnen Völkern gegenüber; man strebt nach Herrschaft im Namen der Freiheit, und weiß diese von jener nicht zu trennen. So versagt der freie Britte dem Irländer die volle nationale Ebenbürtigkeit, so droht der Deutsche manchem slavischen Stamme mit Zwang, wenn er sich weigert, zum Bau von Deutschlands politischer Größe beizutragen, so scheut der Magyare sich nicht, das Recht der Nationalität in Ungarn für seine Race allein in Anspruch zu nehmen. Wir Slaven verdammen solche Anmaßungen unbedingt, und weisen sie um so entschiedener von uns, je heuchlerischer sie sich unter der Maske der Freiheit verbergen. Doch treu unserm natürlichen Sinne, dem Rachegefühl für vergangene Unbill unzugänglich, bieten wir allen Nachbarvölkern die brüderliche Hand, welche wie wir bereit sind, die vollkommene gleiche Berechtigung aller Nationalitäten, unabhängig von deren politischer Macht und Größe, anzuerkennen und thatsächlich zu schützen.

Eben so verdammen und verabscheuen wir offen jene Politik, welche sich anmaßt, Länder und Völker als einen der Herrschermacht preisgegebenen Stoff zu behandeln, nach Willkür und Laune zu nehmen, zu tauschen, zu vertheilen ohne Rücksicht auf Stamm, Sprache, Sitten und Neigungen der Völker, ohne Beachtung ihres natürlichen Zusammenhanges, ihrer berechtigten Selbstständigkeit. Die rohe Waffengewalt allein entschied das Loos der Ueberwundenen, oft gar nicht zum Kampfe gelangten, von denen man in der Regel nichts wollte, als Soldaten und Geld zur Verstärkung der Zwingmacht, und allenfalls erheuchelte Bezeigungen von Anhänglichkeit für den Zwingherrn.

Von dem Grundsatze ausgehend, daß die gewaltige Geistesfluth der Gegenwart neue politische Schöpfungen bedinge, daß ein Wiederaufbau des Staates, wo nicht in neuen Gränzen, doch auf neuen Grundlagen stattfinden müsse, haben wir dem Kaiser von Oesterreich, unter dessen constitutioneller Regierung wir der Mehrzahl nach leben, den Vorschlag gemacht, den Kaiserstaat in einen Bund gleichberechtigter Nationen umzugestalten, welcher den abweichenden Bedürfnissen der letztern, so wie der Einheit der Monarchie gleiche Rechnung tragen soll. Wir erblicken in einem solchen Bunde das Heil nicht für uns allein, sondern auch für Freiheit, Civilisation und Humanität überhaupt, und hoffen auf des aufgeklärten Europa's freiwilligen Beistand zu dessen Verwirklichung. Auf jeden Fall sind wir entschlossen, unserer Nationalität in Oesterreich mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln jene volle staatliche Anerkennung und Stellung zu erringen, welche das deutsche und magyarische Element bereits inne haben, und rechnen dabei auf diejenige Unterstützung, welche dem guten Rechte in jeder wahrhaft freien Brust warm entgegenströmt.

Den Feinden unserer Nationalität ist es gelungen, Europa mit dem Gespenst des politischen Panslavismus zu erschrecken, der angeblich alle Errungenschaften der Freiheit, der Bildung und Humanität zu vernichten droht. Wir kennen die Zauberformel, welche allein dieses Gespenst zu bannen vermag, und wollen sie im Interesse der Freiheit, Bildung und Humanität den zum Theil durch eigenes Schuldbewußtsein geängstigten Völkern nicht vorenthalten: sie heißt Gerechtigkeit, Gerechtigkeit gegen das Slavenvolk überhaupt und gegen die gedrückten Zweige desselben insbesondere. Der Deutsche rühmt von sich, daß er mehr als andere Völker fähig und geneigt sei, die Eigenthümlichkeiten aller fremden Nationalitäten unbefangen aufzufassen und zu würdigen: wir wünschen und verlangen, wenn er vom Slaven spricht, daß er aufhöre, diese Worte noch Lügen zu strafen. Wir erheben laut die Stimme für unsere unglücklichen Brüder, die Polen, welche durch die schmählichsten Künste der Gewalt um ihre Selbstständigkeit gebracht worden sind; wir fordern die Kabinette auf, diese alte Sünde, den Fluch, der erblich auf ihrer Politik lastet, endlich zu sühnen, und rechnen dabei auf die Sympathien von ganz Europa. Wir protestiren gegen das willkürliche Zerreißen von Ländern, wie es heutzutage im Großherzogthum Posen durchgeführt werden will, und erwarten von der preußischen und sächsischen Regierung, daß sie von der bisher planmäßig betriebenen Entnationalisirung der in Schlesien, der Lausitz, Posen, Ost- und Westpreußen lebenden Slaven fortan abstehe; wir fordern das ungarische Ministerium auf, die empörenden Gewaltmaßregeln, die es gegen die slavischen Stämme in Ungarn, namentlich gegen die Serben, Kroaten, Slovaken und Russinen getroffen, schleunigst abzustellen, und dahin zu wirken, daß ihnen die gebührenden Nationalrechte in vollem Maße baldigst gewährt werden; wir hoffen, daß eine herzlose Politik unsere slavischen Brüder in der Türkei nicht lange mehr hindern wird, ihre Nationalität auch staatlich zu entwickeln und naturgemäß geltend zu machen. Wenn wir hier einen feierlichen Protest gegen unwürdige Acte einlegen, so geschieht es, weil wir zugleich den wohlthätigen Wirkungen der Freiheit vertrauen. Die Freiheit muß und wird die bisher herrschenden Völker gerechter machen und zu der Einsicht bringen, daß Unrecht und Willkür nicht jenem Schande bringt, der sie erleiden muß, sondern dem, der sie übt.

Wir, die wir die Jüngsten, doch nicht die Schwächern auf Europa's politischer Bühne wieder erscheinen, wir tragen sofort auf die Beschickung eines allgemeinen europäischen Völkercongresses zur Ausgleichung aller internationalen Fragen an; denn wir sind überzeugt, daß sich freie Völker leichter unter einander verstehen, als bezahlte Diplomaten. Möchte doch dieser Vorschlag bei Zeiten beachtet werden, ehe die Reactionspolitik einzelner Höfe es wieder dahin bringt, daß die durch Neid und Haß aufgestachelten Völker sich unter einander zerfleischen.

Im Namen der Freiheit, Gleichheit und Brüderschaft aller Völker. Gegeben in der Versammlung am 12. Juni 1848.

Wenn wir dieses Document unparteiisch betrachten, so finden wir, daß Herr Palazky nichts mehr oder weniger ausgesprochen, als das, was man eben wissen lassen wollte, und dabei so drollige Schlüsse gemacht hat, wie man sie nur einem Parteimanne zuschreiben kann. Er spricht von einer Verständigung durch das Mittel seiner herrlichen, von 80 Millionen Stammgenossen gesprochenen Sprache, allein es wird von sehr gut unterrichteten Personen behauptet, daß in der ersten öffentlichen Sitzung außer den dort befindlichen Philologen sich kaum zwei Stammgenossen verstanden haben, und daß man selbst in den Ausschußsitzungen sich größtentheils durch die deutsche Sprache hat verständigen müssen; er sagt, daß ein Stamm der Slaven nach dem andern in Abhängigkeit gerathen und vergißt, daß es 51 Millionen Groß-, Klein- und Weißrussen giebt, die Knute und Knechtschaft über die freien asiatischen Völker tragen, „während der Slave dennoch keine Herrschaft, keine Eroberung will;" er spricht von der Knechtschaft des ritterlichen Volkes der Polen, und ist mit seiner Partei einer der heftigsten Vertheidiger der Integrität der Monarchie, das heißt der Knechtung Galiziens und Italiens, welches letztere nicht wie seine Stammgenossen aus einem zusammengewürfelten Haufen an Sprache und Sitten verschiedener, an industrieller und geistiger Bildung noch weit hintan stehender Völker, sondern aus einer Nation besteht, die ein Jahrtausend fast an der Spitze der Civilisation sich befand, und fast eben nicht mehr Freiheit als die Polen hat; er sagt, daß „wir" Slaven die Bevormundung der Völker verdammen, und scheint zu vergessen, daß die Hälfte des „die brüderliche Hand" reichenden großen Slavenvolkes, die Russen, das Symbol der Knechtschaft sind, ihre eigenen Stammgenossen, die Polen, knechten, und daß seine eigenen Landsleute in Prag die deutsche Partei auf eine unverantwortliche Weise terrorisirten; er verabscheut jene Politik, welche Länder nach Laune und ohne Rücksicht auf Stamm, Sprache, Sitten und Neigungen zusammenwürfelt, protestirt aber gegen die nationale Theilung Posens, und würde andererseits wieder ein gewaltiges Zetergeschrei erheben, wenn die Deutschböhmen sich an Sachsen, mit dem sie doch mehr als mit den Tschechen in Stamm, Sprache und Sitten überein haben, anschließen, oder die Lombardei mit Italien, Galizien mit Polen sich vereinigen wollte. Am Schlusse kommt er auf des Pudels Kern, dem er seine Logik zum Opfer gebracht, den Bund gleichberechtigter Nationen in Oesterreich, das heißt mit andern Worten Unterdrückung der acht Millionen Deutschen durch die nach Zerreißung Ungarns hervorgehenden achtzehn Millionen Slaven, welche wie in Prag nie vergessen würden, daß sie das numerische Uebergewicht haben. Eines der ersten Decrete der deutschen Nationalversammlung war die Heilighaltung einer jeden dem Bunde einverleibten nichtdeutschen

Nationalität, es liegt also klar am Tage, daß der Slavencongreß tiefer gehende Pläne hegt, als die Geltendmachung der schon garantirten Nationalität. Den Gebrauch der deutschen Sprache am Reichstage dagegen wird Niemand als eine Bevorzugung betrachten können, indem es bekannt ist, daß, die polnischen Bauern abgerechnet, ein jeder gebildete slavische Deputirte das Deutsche besser als seine Muttersprache sprach und, wenn ein Jeder einen andern slavischen Dialect hätte sprechen wollen, sich nicht zwanzig Slaven der verschiedenen Stämme am Reichstage verstanden haben würden.

Dieses Manifest ist das einzige Actenstück, welches wir vom Congresse haben; von der zweiten mit der Petition beauftragten Commission waren zwar die meisten Entwürfe schon eingebracht und auch schon angenommen worden, allein die officielle Stylisirung des Ganzen fehlte noch, und eben war am 12. Juni Vormittags der Fürst Lubomirski auf dem Zimmer des Professors Helzelet mit demselben bei der Ausarbeitung des Endtextes beschäftigt, als der Tumult am Generalcommando ausbrach, der goldene Engel, aus welchem Schüsse gefallen sein sollten, gestürmt und Lubomirski mit Helzelet ohne Weiteres in eine Kaserne gefangen abgeführt wurden, von wo man sie am andern Tage auf die Eisenbahn transportirte und nach Olmütz abzureisen zwang. Die Actenstücke wurden theils confiscirt, theils mitgenommen, und nur aus den bei andern Mitgliedern vorgefundenen Abschriften war es möglich, die Petitionspunkte zusammenzustellen, von denen man freilich nicht wissen konnte, ob sie in der Form angenommen worden wären.

Nach einem Eingange, in welchem darauf hingewiesen wurde, daß Oesterreichs künftige Großmacht nur auf der freien Entwickelung seiner einzelnen, insbesondere aber der slavischen Völkerschaften beruhe, dankten die Tschechen für die ihnen durch das Patent vom 8. April gewährleisteten Rechte ihrer Nationalität. Die Mährer, „ihre angestammten Brüder,“ verlangten außer den gleichen Rechten wie die Tschechen, daß die oberste Centralbehörde für Böhmen auch die innern Angelegenheiten Mährens in das Bereich ihrer Verpflichtungen nehme, also eine wirkliche Vereinigung beider Länder, gegen welche die Mährer, wie bekannt, von jeher in großer Majorität protestirt hatten. Die Galizier, polnischen und ruthenischen Stammes, verlangten gleiche Rechte wie die Tschechen, verantwortliche Centralbehörden, ein neues Wahlgesetz und Einsetzung von Beamten, welche beider Landessprachen mächtig sind, wobei sie zugleich noch einen Vertrag über die wechselseitige Garantirung ihrer Nationalitäten und Regulirung der Sprachangelegenheiten in Schule und Amt feststellten. Die Slovaken und Ruthenen in Ungarn verlangten Gleichstellung mit den Magyaren, gleiche Rechte am Landtage, eigene Nationalcongresse, eigene Schulen, Seminarien und Academien. Die Serben in Ungarn und dessen Nebenländern baten um Bestätigung der Karlowitzer Beschlüsse, die Kroaten um Erfüllung der Landtagsbeschlüsse des dreieinigen Königreichs Dalmatien, Kroatien und Slavonien. Die Slovenen in Steiermark und Illyrien aber verlangten zu einem politischen Ganzen unter dem Namen des Königreichs Slovenien mit der Hauptstadt Laibach vereinigt zu werden, forderten Einführung ihrer Sprache in Schule, Amt und Gericht, Kenntniß des Slovenischen für jeden Beamten und Errichtung einer Universität in Laibach, und zum Schluß verwahrten sich Böhmen, Mährer und Slovenen noch einmal gegen jede Ein-

bleibt er dennoch seiner Natur und den Grundsätzen seiner Väter treu: er will keine Herrschaft, keine Eroberung, er will die Freiheit für sich wie für Jedermann; er fordert sie unbedingt als die Anerkennung des heiligsten Rechts der Menschen. Darum verdammen und verabscheuen wir Slaven jede Herrschaft der Gewalt, die sich neben dem Gesetze geltend machen will, wir verwerfen alle Privilegien und Vorrechte, so wie alle politischen Ständeunterschiede, und verlangen unbedingte Gleichheit vor dem Gesetze; fordern das gleiche Maß von Rechten und Pflichten für Jedermann; wo immer unter Millionen auch nur ein Knecht geboren wird, da kennt man die wahre Freiheit noch nicht. Ja, die Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit aller Staatsangehörigen sind, wie vor einem Jahrtausende, so auch heutzutage wieder unsere Loosung.

Doch nicht das Individuum, nicht der einzelne Mensch im Staate allein ist es, wofür wir unsere Stimmen erheben, zu dessen Gunsten wir unsere Forderungen stellen. Nicht minder heilig als der Mensch in seinem angeborenen Rechte, ist uns auch das Volk in der Gesammtheit seiner geistigen Interessen. Wenn gleich die Geschichte einzelnen Völkern vor anderen eine vollendetere humane Entwickelung zugesteht, so belehrt sie uns dennoch, daß der Entwickelungsfähigkeit auch der andern keine Schranken gesetzt sind; die Natur kennt weder edle noch unedle Völker an sich, sie hat keines derselben zur Herrschaft über ein anderes berufen, hat keines bestimmt, einem andern als Mittel zu dessen besondern Zwecken zu dienen; die gleiche Berechtigung Aller zur höchsten Humanität ist ein Gesetz Gottes, das keines von ihnen ungestraft zu verletzen wagen darf. Leider aber scheint dieses Gesetz in unsern Tagen auch von den gebildetsten Völkern noch nicht nach Gebühr erkannt und gewürdigt zu werden; Ansprüche von Obrigkeit, von Bevormundung, die man den Individuen gegenüber willig fahren ließ, erhebt man noch immer einzelnen Völkern gegenüber; man strebt nach Herrschaft im Namen der Freiheit, und weiß diese von jener nicht zu trennen. So versagt der freie Britte dem Irländer die volle nationale Ebenbürtigkeit, so droht der Deutsche manchem slavischen Stamme mit Zwang, wenn er sich weigert, zum Bau von Deutschlands politischer Größe beizutragen, so scheut der Magyare sich nicht, das Recht der Nationalität in Ungarn für seine Race allein in Anspruch zu nehmen. Wir Slaven verdammen solche Anmaßungen unbedingt, und weisen sie um so entschiedener von uns, je heuchlerischer sie sich unter der Maske der Freiheit verbergen. Doch treu unserm natürlichen Sinne, dem Rachegefühl für vergangene Unbill unzugänglich, bieten wir allen Nachbarvölkern die brüderliche Hand, welche wie wir bereit sind, die vollkommene gleiche Berechtigung aller Nationalitäten, unabhängig von deren politischer Macht und Größe, anzuerkennen und thatsächlich zu schützen.

Eben so verdammen und verabscheuen wir offen jene Politik, welche sich anmaßt, Länder und Völker als einen der Herrschermacht preisgegebenen Stoff zu behandeln, nach Willkür und Laune zu nehmen, zu tauschen, zu vertheilen ohne Rücksicht auf Stamm, Sprache, Sitten und Neigungen der Völker, ohne Beachtung ihres natürlichen Zusammenhanges, ihrer berechtigten Selbstständigkeit. Die rohe Waffengewalt allein entschied das Loos der Ueberwundenen, oft gar nicht zum Kampfe gelangten, von denen man in der Regel nichts wollte, als Soldaten und Geld zur Verstärkung der Zwingmacht, und allenfalls erheuchelte Bezeigungen von Anhänglichkeit für den Zwingherrn.

Von dem Grundsatze ausgehend, daß die gewaltige Geistesfluth der Gegenwart neue politische Schöpfungen bedinge, daß ein Wiederaufbau des Staates, wo nicht in neuen Gränzen, doch auf neuen Grundlagen stattfinden müsse, haben wir dem Kaiser von Oesterreich, unter dessen constitutioneller Regierung wir der Mehrzahl nach leben, den Vorschlag gemacht, den Kaiserstaat in einen Bund gleichberechtigter Nationen umzugestalten, welcher den abweichenden Bedürfnissen der letztern, so wie der Einheit der Monarchie gleiche Rechnung tragen soll. Wir erblicken in einem solchen Bunde das Heil nicht für uns allein, sondern auch für Freiheit, Civilisation und Humanität überhaupt, und hoffen auf des aufgeklärten Europa's freiwilligen Beistand zu dessen Verwirklichung. Auf jeden Fall sind wir entschlossen, unserer Nationalität in Oesterreich mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln jene volle staatliche Anerkennung und Stellung zu erringen, welche das deutsche und magyarische Element bereits inne haben, und rechnen dabei auf diejenige Unterstützung, welche dem guten Rechte in jeder wahrhaft freien Brust warm entgegenströmt.

Den Feinden unserer Nationalität ist es gelungen, Europa mit dem Gespenst des politischen Panslavismus zu erschrecken, der angeblich alle Errungenschaften der Freiheit, der Bildung und Humanität zu vernichten droht. Wir kennen die Zauberformel, welche allein dieses Gespenst zu bannen vermag, und wollen sie im Interesse der Freiheit, Bildung und Humanität den zum Theil durch eigenes Schuldbewußtsein geängstigten Völkern nicht vorenthalten: sie heißt Gerechtigkeit, Gerechtigkeit gegen das Slavenvolk überhaupt und gegen die gedrückten Zweige desselben insbesondere. Der Deutsche rühmt von sich, daß er mehr als andere Völker fähig und geneigt sei, die Eigenthümlichkeiten aller fremden Nationalitäten unbefangen aufzufassen und zu würdigen: wir wünschen und verlangen, wenn er vom Slaven spricht, daß er aufhöre, diese Worte noch Lügen zu strafen. Wir erheben laut die Stimme für unsere unglücklichen Brüder, die Polen, welche durch die schmählichsten Künste der Gewalt um ihre Selbstständigkeit gebracht worden sind; wir fordern die Kabinette auf, diese alte Sünde, den Fluch, der erblich auf ihrer Politik lastet, endlich zu sühnen, und rechnen dabei auf die Sympathien von ganz Europa. Wir protestiren gegen das willkürliche Zerreißen von Ländern, wie es heutzutage im Großherzogthum Posen durchgeführt werden will, und erwarten von der preußischen und sächsischen Regierung, daß sie von der bisher planmäßig betriebenen Entnationalisirung der in Schlesien, der Lausitz, Posen, Ost- und Westpreußen lebenden Slaven fortan abstehe; wir fordern das ungarische Ministerium auf, die empörenden Gewaltmaßregeln, die es gegen die slavischen Stämme in Ungarn, namentlich gegen die Serben, Kroaten, Slovaken und Russinen getroffen, schleunigst abzustellen, und dahin zu wirken, daß ihnen die gebührenden Nationalrechte in vollem Maße baldigst gewährt werden; wir hoffen, daß eine herzlose Politik unsere slavischen Brüder in der Türkei nicht lange mehr hindern wird, ihre Nationalität auch staatlich zu entwickeln und naturgemäß geltend zu machen. Wenn wir hier einen feierlichen Protest gegen unwürdige Acte einlegen, so geschieht es, weil wir zugleich den wohlthätigen Wirkungen der Freiheit vertrauen. Die Freiheit muß und wird die bisher herrschenden Völker gerechter machen und zu der Einsicht bringen, daß Unrecht und Willkür nicht jenem Schande bringt, der sie erleiden muß, sondern dem, der sie übt.

verleibung, worauf nach einigen Versicherungen von Treue und Ergebenheit für das Kaiserhaus die Petition schloß.

Die Arbeit der dritten Commission, das Actenstück über den Bund der österreichischen Slaven, ist leider im Sturme der Begebenheiten verschwunden; es wäre ohne Zweifel dasjenige gewesen, aus welchem man auf die wahren Tendenzen des Slavencongresses die meisten Schlüsse hätte ziehen können. So viel wie bei der für Nichteingeweihte oder Suspecte hermetischen Abgeschlossenheit der Sitzungen zu erfahren war, waren die Entwürfe Liebelt's und Bakunin's als noch nicht zeitgemäß verworfen worden, indem sie auch die nicht-österreichischen Slaven ins Interesse zu ziehen bemüht waren; ebenso fiel ein Antrag Zach's, dessen Föderationsentwurf sich nicht nur auf die Slaven, sondern auf alle Völker Oesterreichs bezog, also ein durchaus nicht undeutlicher Fingerzeig, daß man nur die Slaven zu einer compacten Masse formen, ihre Interessen mit denen der andern Nationalitäten aber nicht vermischen, sondern so zu sagen einen durch seine Willenseinheit dominirenden Staat im Staate aufstellen wollte. Der Entwurf Lubomirski's, welcher sich auf eine Verbindung der Slaven Oesterreichs zur wechselseitigen Wahrung und Hebung ihrer Nationalitäten bezog, schien die meisten Meinungen für sich zu haben, und sollte in der Sitzung vom 12. discutirt werden, am 14. Juni aber, an welchem man die letzte Sitzung halten und die Beschlüsse publiciren wollte, schon fertig sein, als der Mittags ausgebrochene Straßenkampf die Congreßmitglieder zerstreute. Einige wurden sogleich gefangen genommen, Andere flüchteten sich, und nur Wenige nahmen am Kampfe Theil, waren aber, bis auf die Prager, als das Bombardement begann, sammt und sonders verschwunden und der Congreß somit beendet.

Die tschechische Presse wirft den Deutschen vor, daß auch nicht ein einziges Journal von Bedeutung die slavischen Angelegenheiten unparteiisch beurtheilt, sondern immerwährend durch die gröbsten Lügen verunstaltet hätte. Wir wollen sie Lügen strafen. Kein tschechisches Organ wird diesem Aufsatze Unwahrheiten vorwerfen können; wenn jedoch die auf Thatsachen basirten Schlüsse anders ausfallen, als die Declamationen Jordan's und die Hetzereien Hawlitschek's, wenn wir durch den Lauf der Begebenheiten, durch manche Erfahrungen, durch die Debatten und Beschlüsse des Congresses selbst zu der Ueberzeugung gelangt sind, daß der wahre Zweck des Congresses die Vereinigung der Slaven Oesterreichs zu einer das Uebergewicht im Staate erlangenden Masse war, und unsrer Ansicht nach der rechte Augenblick zur Bildung eines Slavenreiches dann nicht verfehlt worden wäre, so sind dies Ansichten, die man uns nicht verargen kann, indem die Haltung der Slaven und die Beschlüsse des Congresses zu klare Beweise dafür geben. N—e.

(Schluß folgt.)

Die Räthsel der Gegenwart

II.

Wie steht es aus im deutschen Land? Ein Parlament, man nennt es so, sitzt zu Frankfurt am Main, ein Volksparlament noch oben drein, das in kurzer Zeit so morsch geworden, daß es sich in einem immer zunehmenden Grade abbröckelt und wahrscheinlich bald zerfällt.

In diesem Parlamente saßen und sitzen wunderliche Leute, mit besonders construirten Denkorganen, die von der Natur nur einzig diesen verliehen worden. Viele von ihnen sollten Abgötter des Volkes sein; sie sind aber nur falsche Götzen, von denen es in der Bibel heißt: „Sie haben Augen und sehen nicht, sie haben Ohren und hören nicht." Vermöge ihrer wunderbaren Organisation sind sie in der Lage, Eines und Dasselbe zu wollen und nicht zu wollen, eines und dasselbe anzuerkennen und zu bekämpfen. Es ist nöthig, dieses Räthsel durch Beispiele zu beleuchten, weil sonst kein schlichter menschlicher Verstand sie begreifen, daran glauben kann.

Da haben sie einen Mann im Parlamente, Gagern der Edle geheißen; er hat einen Schweif von ungefähr hundert Abgeordneten, die hinter ihm her sind und seine Paladine, seine Leibwache bilden; wo er hinzieht, folgen sie ihm; sie erhalten von ihm Tagesbefehle und Verhaltungsregeln, nach welchen sie sich genau richten. Dieser Gagern und sein Gefolge haben sich für große Männer, bedeutende Politiker, für die Helden Deutschlands angesehen. Denn sie haben die große Idee gefaßt, neuzugestalten und doch Alles beim Alten zu lassen und darnach richteten sie die parlamentarischen Manoeuvres ein. Wie fingen sie das an? frugen gewöhnliche Leute, die vom Außerordentlichen keinen Begriff haben, und diesen muß man also den Weg zeigen, auf dem diese unerhörten Resultate erreicht werden sollten.

Die Revolution im März des Jahres 1848 war der Anfang der Umgestaltung Deutschlands, ihr erstes Ergebniß die konstituirende Reichsversammlung; die Revolution war somit die Wurzel. Die Reichsversammlung ihr erster Trieb. Herr von Gagern und sein Anhang waren bemüht, die Wurzel abzuschneiden, ohne daran zu denken, daß sie sich selbst mit dem ganzen Parlamente dadurch entwurzeln.

Die großen Staatsmänner wollten ein einiges Deutschland und freie Institutionen für dasselbe, und zertrümmerten mit eigenen Händen alle Bedingungen dieser Vortheile, sie lähmten bei jeder Gelegenheit die Kraft, die auf diese Einheit hinarbeitet, und stützten diejenige, die entgegenwirkt; sie schwächten das Volk, das einig zu sein den Willen kund gegeben und stärkten die Kronen, die der wesentliche Grund der deutschen Zersplitterung waren; wie unwiderleglich ist die Beweisführung zu Gunsten dieser Wahrheit. Wenn die deutsche Zentralgewalt die empörten Volkselemente in Wien und Berlin nachdrücklich unterstützt, so daß sie sie zugleich geleitet und dirigirt hätte, nimmermehr wären die österreichische und preußische Regierung zwei Gewalten geworden, die Deutschland

zerreißen, nimmermehr wären die deutschen Oesterreicher russisch geworden und das deutsche Volk wundgeschlagen, getheilt, den Wechselfällen eines Kampfes preisgegeben, der unglückselig enden muß, wie er auch endet, nimmermehr hätte der Säbel solche Allmacht erlangt, die gewiß nicht sehr förderlich für die Freiheit, das Recht, Gesittung und Civilisation. Gagern und seine Partei, die leider den Ausschlag gegeben, thaten in ihrer unergründlichen Staatsweisheit von all dem das Gegentheil, trotz aller Gegenbemühungen der „Umsturzpartei" im Parlamente, die bei jeder Gelegenheit verhöhnt und verdächtigt wurde, die doch einzig Muth, Einsicht, wahren hingebenden Patriotismus an den Tag gelegt und das Wort des alten Salustius im Auge behielt: „Wenn du Frieden willst, bereite dich zum Krieg;" ein vielerprobter Grundsatz, der aber den Weisen im deutschen Parlamente nicht beachtenswerth erschien. Sie vereinbarten immer; aber das Volk blieb bei diesen Negoziationen stets im Nachtheil. Eine Frucht der Vermittelungspolitik war der wackere Reichsverweser aus dem Hause Habsburg-Lothringen, die giftige Schlange an dem Busen Deutschlands; man versöhnte durch diese Wahl freilich die Fürsten, aber man hinterging das Volk; man brachte es von vorn herein um seinen Gewinnst des März. Wunderliche Patrioten, die sich von einem Trinkspruch bestechen lassen, wenn es gilt, ein Reich und das Glück von Millionen zu gründen, verbrecherische Anmaßung, mit der alltäglichen Spießbürgerbeschränktheit, mit so gewöhnlich kleinem Geist eine große Zeit begreifen und lenken zu wollen. Unerhörte Gemeinheit, so niedere jämmerliche Bedenklichkeiten den größten heiligsten Bestrebungen eines Volkes entgegenzusetzen. Und was ist dieser Reichsverweser? Nichts als die lenksame Gliederpuppe der österreichischen Kabinetspolitik, nichts als ein diplomatisches Auskunftsmittel für den österreichischen Hof, der ihn benützt; nöthigenfalls sogar opfert, welcher vermöge eines Familiengesetzes der Hausmacht zu dienen die Verpflichtung hat, und der, statt allen deutschen Höfen zu befehlen, dem Hofe zu Olmütz oder Schönbrunn so ergeben ist, daß er auf einen Befehl von dort kommt und geht, Das thut und Jenes läßt, ohne sich um das deutsche Volk, von dem er gerufen, so hoch gestellt, so hoch geehrt wurde, weiter zu kümmern, als eben nöthig, um es zu unterdrücken. Der deutsche Reichsverweser hat sich gegen die deutsche Verfassung, somit gegen die Reichsversammlung, gegen das Volk, und für die Vereinbarung mit den Fürsten, ja für die Nothwendigkeit, für die Unerläßlichkeit dieser Vereinbarung ausgesprochen, und er blieb noch Reichsverweser.

Man wußte, daß er auf Geheiß des österreichischen Hofes seine Stelle niederlegen wollte, daß er sie auf dasselbe Geheiß beibehalten — und er blieb noch immer Reichsverweser.

Das Ministerium Gagern ist ihm in Vertretung des deutschen Volkes zu weit gegangen; er hat es aufzulösen sich bewogen gefunden — und er blieb noch immer Reichsverweser.

Er hat einen Tagsbefehl an die Frankfurter Garnison erlassen, in welcher das deutsche Volk und seine Erhebung für die Verfassung verläugnet und verleumdet wird, der ganz und gar in die Aufforderungen des Königs von Preußen einstimmt, welcher sich „an die Spitze der Bewegung" gegen die Reichsverfassung, gegen die Einheit, gegen die Ehre und Größe Deutschlands stellt: Der Erzherzog Johann macht offenbar mit den

allerhöchsten Rebellen, mit den contrerevolutionären Bajonetten Partei gegen das deutsche Parlament, gegen die deutsche Sache — und blieb noch immer deutscher Reichsverweser.

Und wer ist es, der ihn hält, wer ist's, der jetzt von einem „kühnen Griffe" nichts hören will, da es gilt, den Habsburg-Lothringer zurückzuschleudern, von wo man ihn genommen? Es ist wieder Gagern und seine Partei; selbst vor dieser Veränderung, vor dieser That, vor dieser Nothwendigkeit schrecken sie zurück, und doch haben sie sich für die deutsche Verfassung „erklärt."

Es ist eine armselige, stupide Partei, die sich „praktisch" schelten läßt, obgleich für die Durchführung ihrer Prinzipien auch nicht eine leise Wahrscheinlichkeit, ja bei dem Stand der Dinge nicht eine Möglichkeit vorhanden ist. Sie haben nicht einmal die Ehrlichkeit und den Muth des Gervinus und Welker rc. rc., einzusehen und zu bekennen, daß sie sich geirrt, einzusehen und zu bekennen, daß auf alle Gefahr hin erkämpft werden müsse, was man umsonst dekretirt. Herr v. Gagern hat sich noch vor Kurzem vor ganz Deutschland gegen die beantragte Maßregel, das Militär und die sonstige Bürgerschaft der mit der Verfassung einverstandenen Reiche auf diese Verfassung vereidigen zu lassen, erklärt. Im deutschen Militär, meinte der umsichtige Minister, sei die Einheit Deutschlands, und durch diese Maßregel werde Zwiespalt geschaffen; als ob der Zwiespalt nicht schon vorhanden wäre durch die Annahme und die Renitenz der Verfassung, als ob für die deutsche Reichsversammlung ein Anderes möglich wäre, als an ihrer Souverainetät und der Unumstößlichkeit ihrer Beschlüsse zu halten oder in die Vereinbarung zu willigen? Herr v. Gagern hat sich mit Festigkeit gegen jede Vereinbarung ausgesprochen, er will, daß das deutsche Volk die Verfassung, wie sie das Parlament vollendet, annehme und als die einzig rechtsgiltige anerkenne, und doch soll es sich nicht gegen die bewaffneten renitenten Regierungen erheben, und doch will Herr v. Gagern nicht, daß sich der Widerstand gegen die Angriffe auf die Verfassung konzentrire, befestige, organisire, daß er sich um eine Fahne schaare, daß er unerschütterlich sei.

Wer vermöchte das zu erklären!

Herr v. Gagern will aus Furcht vor dem Bürgerkrieg, der bereits durch einige deutsche Regierungen entflammt, seine Fahne aufgerollt, den Sieg seiner eignen Ueberzeugung verhindern.

Das ist Gagern'scher Patriotismus. Welche übermenschliche Langmuth hat dieser edle Getäuschte gegen die Täuschenden. Wie schlecht versteht der Mann, der hinter dem Pfluge einherging, den deutschen Boden zu bebauen. Er thut ganz recht, wieder heimzukehren in seinen engen Kreis, um dort zu schaffen. Die Welt ist für ihn zu groß, er versteht sie nicht.

Er hat mit dem ganzen Gefolge von Feiglingen und Dummköpfen das deutsche Parlament und die deutsche Sache verlassen. Die Begründung ihres Austritts ist ebenso verkehrt, saftlos, unlogisch und unmännlich, wie ihre ganze Wirksamkeit. Die Mitwelt kann sie nicht einmal verdammen, sondern nur verachten, und die Nachwelt wird sie nicht richten, sondern vergessen; sie wollten die Girondisten spielen, haben aber ihre Rollen ganz vergriffen; denn die Girondisten scheuten nicht den Kampf für das Recht und für Frankreich, sie riefen ihn hervor, sie unterstützten, sie nährten ihn; nur dem Schreckensystem traten

sie entgegen. Die Partei Gagerns aber wollte den ehrlichen, nothwendigen Kampf der möglichen Auswüchse wegen verhindern, und lieber die große heilige Sache preisgeben, als die Ordnung in Frage stellen; sie verlangten, daß die alte Gesetzlichkeit vor der neuen wie ein Wachtposten von dem andern friedlich nach der Vorschrift abgelöst werde, und weil dieses, wie jeder halbwegs helle Blick, vorhersehen mußte, unmöglich, wollten sie lieber den alten unwürdigen Zustand fortdauern lassen, als den störenden verworrenen Uebergang hervorbringen. Beim Himmel, die sind keine Girondisten; sie haben das Vaterland verrathen; denn sie haben es stets mit seinen Feinden gehalten; aber sie sind zu unbedeutend, als daß ihr Verrath hätte schaden können. Ueber die Ohnmächtigen hinweg stürmen die Gewalten an ihr Ziel; die vereinigten Regierungen Rußlands, Oesterreichs, Preußens vermögen die Revolution nicht aufzuhalten, nicht einmal zu hemmen; wie federleicht muß wohl der Einfluß des armseligen Gagern und seiner armseligen Partei in die Wagschale der Völkerschicksale fallen! aber ein Räthsel ist diese Partei.

III.

Wie sieht es aus im deutschen Land? So arg betrogen und hintergangen, so in eine unehrenhafte Feindseligkeit gebracht, in unrühmliche Kämpfe verstrickt, kurz so arg mißbraucht von den Fürsten, wie das Militär, wird wohl keine zweite Körperschaft. Das Militär wird in gewissen Ländern nach Art der Maitressen bezahlt, gehätschelt und prostituirt.

Deutsche Soldaten sind es, die sich beliebig brauchen lassen, wie die russischen, ja mit den russischen für Deutschland und gegen Deutschland; deutsche Soldaten sind es ganz allein, die der Durchführung der deutschen Verfassung im Wege sind, und zugleich sind es deutsche Soldaten, die in Schleswig-Holstein für Deutschlands Vergrößerung kämpfen; also vertreten sie auf der einen Seite die Schmach, auf der andern die Ehre Deutschlands; auf der einen Seite kämpfen sie für die Selbstbestimmung eines deutschen Stammes, auf der andern Seite für die Tyrannei, für die Unterordnung des Volkswillens unter den Willen eines Einzelnen. Allen deutschen Staatsbürgern gegenüber stellte sich der deutsche Soldat, zum Schutze der Tyrannei, zur Vernichtung der Freiheit, zur Verwüstung des Landes, zur Zerrüttung der Verhältnisse, zur Verhinderung einer werdenden, wirklichen Ordnung der Dinge, und doch ist es nicht möglich, daß die Ideen, welche die ganze zivilisirte Welt bewegen, welche mit den gewaltigsten Interessen siegreiche Kämpfe bestehen, nicht auch ihm nahen, daß sie nicht auch an ihm dieselbe Metamorphose vollbringen, wie an allen Klassen, allen Ständen. Ist in dem zweifärbigen Rocke die magische Kraft verborgen, die den Bekleideten sogleich erfaßt, bezwingt und festhält und ihn neuen Gedanken, neuen Anschauungen, neuen Ueberzeugungen plötzlich zu eigen macht? Ist in dem zweifarbigen Rocke ein Zauber, der augenblicklich eine Scheidewand bildet zwischen einem Bruder und dem andern, so wie einer der Brüder diesen Rock anzieht! Verhärtet dieser fatale Rock das Herz, lähmt er die Seele, zerrüttet er die Gedanken, so daß alles Fühlen

und Denken durch ihn plötzlich aus dem Gleise geräth und andern Gesetzen gehorcht, als den natürlichen?

In Oesterreich haben deutsche Soldaten für die Slaven gegen Wien gefochten, trotz der schwarzrothgoldenen Fahne, welche die Revolution entfaltete, und des deutschen Liedes, das aus jedem Herzen, aus jeder Seele tönte.

Deutsche Soldaten schleuderten Brand und Verwüstung auf die Stadt Wien, die glorreiche Vorkämpferin der deutschen Sache in Oesterreich und den wachsamen Vorposten gegen slavische Uebergriffe und Barbarei. Wer begreift, wer erklärt das?

In Preußen ist es noch schlimmer und unerklärlicher. Da jeder Bürger daselbst militärpflichtig ist, so unterscheidet sich das Militär von der Bürgerschaft in der That durch nichts anderes, als durch die Uniform und die veränderte Disziplin, und doch, wie weicht es ab von den Wegen des Volkes, wie tritt es plötzlich heraus aus den bürgerlichen Sitten, Gebräuchen, Sympathien und Verhältnissen. Das preußische Militär sprengte den preußischen konstituirenden Landtag, für den sich beinahe das ganze Volk entschieden ausgesprochen. Das preußische Militär, von dem ein Theil in Schleswig-Holstein die deutsche Sache verficht, feuert mit aller Wuth und Erbitterung auf die Vertreter der deutschen Reichsverfassung, welchem Stamme diese auch angehören, ob sie sich in Breslau oder Dresden erheben, mit empörender Grausamkeit wühlen sie in den Eingeweiden ihrer Brüder, trachten sie die Kroaten und Kosaken an blutiger Entmenschung zu überbieten. Preußische Soldaten lassen sich als Schergen der Gewalt brauchen, in Städten, die ihnen fremd, gegen Bürger, die unter einem andern Szepter, in Landestheilen, wo sie keine Stimme haben, wo sie nur als Räuber, und nicht als Bürger, nicht mit einem Schatten von Recht, sondern nur mit Gewalt auftreten können, barbarische Eindringlinge, von ihren Häuplingen geführt, ohne zu fragen: „wohin?“ bereit zu morden, wo es auch sei, ohne Theilnahme für Recht und Freiheit, für die großen Gewinnste eines aufgeklärten Geschlechtes, ohne Rücksicht auf die höchsten Güter, die der lebendige, schaffende Geist des Volkes erkennt, vertritt und vertheidigt.

Gestern Bürger und heute Soldat, gestern ein frommer Sohn der Familie, die Interessen des Landes am Herzen tragend, heute ein unbekümmerter Söldling, ohne Gesetz, ohne Neigung, seine Abkunft und seinen Stamm, alle theueren heiligen Beziehungen verläugnend, die noch vor Kurzem sein Leben ausgemacht, und die Wurzeln waren, durch die er festgestellt war in der Gesellschaft, mit einem Ruck aus dem natürlichen Zusammenhang mit den Verhältnissen gerissen und zum willfährigen, stumpfen, abgetödteten Werkzeug der Tyrannei gemacht, das nichts glaubt und nichts bekennt, nichts faßt und nichts liebt — sondern sich brauchen läßt.

Gestern Bürger und heute Soldat, gestern für das Volk und mit dem Volke, heute ganz außerhalb desselben, auch gegen dasselbe, wenn der Tagsbefehl so lautet. Gestern Bürger und heute Soldat, gestern ein Mann mit seinen eigenen Gedanken und freien Anschauungen, heute ein gedankenloser Sclave, dessen einzige Gemüthsbewegung: die Furcht vor dem Stocke, dessen einzige Religion: die Disciplin, dessen einzige Tugend: der Gehorsam.

Diese Erscheinung in dieser Zeit gehört wohl zu dem Wunderbarsten, das je ein Institut hervorgebracht.

Das Beamtennetz ist gewiß fest, mit großer Geschicklichkeit gesponnen, und doch hat die Idee des Jahrhunderts fürchterliche Risse hineingemacht und der bureaukratischen Subordination, trotz der strengen Ordensregel, ward von dieser Seite mit aller Unerschrockenheit Trotz geboten, Recht und Gesetzlichkeit gegen gewaltherrschaftliche Angriffe sogar vertheidigt.

Der Krämer mit seinem goldenen Kalb als Götzen, den er anbetet, dem er opfert, der sein Schicksal ausmacht, der Krämer, der im Gegensatz von jenem stolzen Römer Geld in die Wagschale wirft, um Schmach und Frieden zu erkaufen, selbst dieser im niedrigen Betrieb fast untergegangene Mensch, der nichts kann als rechnen, selbst diese wahrhafte Verkrüppelung einer menschlichen Natur fühlt in einer geweihten Stunde, die über ihn kommt, Begeisterung für eine Idee, die eben nicht Bereicherung seines Seckels zum Zweck hat, fühlt Entrüstung, ja Ingrimm gegen die allzuweitgreifende Willkür.

Die Polizei sogar schreckt vor manchem Unsinn zurück, und vollführt oft nur säumig die gegebenen Befehle, weil sie selbst dem Sbirren verbrecherisch erscheinen.

Nur der Soldat, wie in Rußland, Preußen und Oesterreich, thut Alles, thut das Fürchterlichste, das sich Widersprechende, als wäre er kein Mensch und kein Bürger, als wäre er in der Wildniß gezeugt und von reißenden Thieren großgezogen worden.

Ist es denn wirklich so unzerreißbar, das Netz, das durch ein verfluchtes System um den Kriegsmann geschlungen wird? Ist die militärische Organisation wie die wilde Meeresfluth, der Alles verfällt, was hineingeräth, und die Alles, was sie erfaßt, in ihre bodenlose Tiefe hinunterreißt und nicht wieder losläßt; übt die militärische Uniform die Wirkung einer Inkrustation, die ihren Gegenstand in einem Augenblick umwandelt — dann freilich müßte man die armen gefangenen und gehaltenen Kinder des Volkes zu befreien suchen, statt sie zu bekämpfen; man müßte sich bemühen, sie aus den Klauen eines Systems zu reißen, das von der raffinirtesten Tyrannei durch Jahrhunderte ausgebildet und vervollkommnet wurde, und die stärkste Barrière des Unrechts, des Absolutismus bildet. Wie kann es vernichtet werden, das fürchterliche Institut, das den heiligen Boden, aus dem es Nahrung und Kräfte saugt, zerstört und verwüstet? Der Gedanke, dem keine Inkrustation zu fest und undurchdringlich ist, wird und muß es vollbringen.

Sigmund Kolisch.

Erinnerungen aus Pest und Wien.

(Vom Jahre 1848.)

III.

Demonstrationen gegen die Juden.

Bevor ich Pest verließ, um mich nach Wien zu begeben, hatte ich in jenem denkwürdigen Frühlinge von 1848 noch Gelegenheit, die Bourgeoisie der beiden Schwesterstädte Ungarns (Pest und Ofen) in ihrer ganzen Erbärmlichkeit kennen zu lernen. Wie liebt es doch überall die Bourgeoisie, über das entfesselte Proletariat Zether zu schreien, gewaltthätigen Eingriff in das geheiligte Eigenthum zu verkünden und über bevorstehende Anarchie zu jammern! — Sonderbar! — Ich habe bisher Niemanden mehr gegen die Anarchie deklamiren gehört, als Spießbürger und Soldaten, und habe jene durch Niemanden verwirklicht gesehen, als durch Spießbürger und Soldaten! — Die Pester und Ofner Bourgeoisie (fast durchgehends Deutsche) haben die Aufregung der Gemüther im Frühlinge 1848 dazu benützt, um ihrem verjährten Hasse gegen die Juden einmal Luft zu machen. Es ist nicht zu läugnen, daß es wohl kaum irgendwo mehr Depravation unter der jüdischen Bevölkerung giebt, als eben in Pest, eine Erscheinung, die für den ernsten Beobachter nichts Befremdendes enthält, stellt er die schlechte Justiz- und Polizeiverwaltung, wie sie vormärzlich durch bestechliche Beamte gehandhabt wurde, mit dem Umstande zusammen, daß der Jude in Pest durch die Ueberbleibsel mittelalterlicher Einrichtungen fast ausschließlich auf den Schacher angewiesen war, da ihm die Ausübung der sogenannten Professionen in hohem Grade erschwert wurde, und er überdies vom Besitze liegender Güter (unbeweglichen Vermögens) ausgeschlossen war. Als Beispiel will ich hier nur den Umstand anführen, daß es keinem israelitischen Professionisten gestattet war, in seinem Geschäftslokale nach der Straße führende Ausgänge zu haben; wo sich solche zufällig vorfanden, da wurden sie bis etwa eine Elle über dem Boden mit Brettern verschlagen. War nun der arme Jude in jeder Beziehung gedrückt, so war dagegen der reiche Jude eben so privilegirt, als jeder andere Crösus, der sich die Justiz- und Polizeibehörden erkaufen konnte. Daher die Klage über die pekuniäre Suprematie der Juden in Ungarn. Der Druck einerseits, und die Aussicht auf gänzliche Unbeschränktheit andererseits, stachelte das an sich spekulative Volk zu den unermüdlichsten Anstrengungen auf; der Jude mußte um jeden Preis Geld zu erwerben suchen, um sich jenen Grad von Emanzipation erkaufen zu können, von welchem ab es für ihn keine Hindernisse mehr gab, von welchem ab jeder Erwerb, auch der unredlichste, für ihn ein erlaubter und strafloser war. Bedenkt man nun noch ferner, daß Ungarn ein Agrikulturstaat, und der Magyare für seine Person dem Handel abgeneigt ist, so wird man es begreiflich finden, wie es den spekulativen, nur auf den Handel angewiesenen Juden gelingen mußte, sich des Geldmarkts zu bemächtigen. Nach dem Vorausgeschickten wird es

mir leicht sein, die Motive zum Hasse der Pest-Ofner Bourgeoisie gegen die Juden zu beleuchten. Man glaube ja nicht, daß dieser in einer Art moralischer Empörung, in dem Abscheu vor den verwerflichen Mitteln, deren sich die Juden bedienten, um sich zu bereichern, seinen Grund gehabt habe. Dieser Haß war ein Kind des Neides, der Eifersucht. Der Pester Bourgeois verabscheute im Juden seinen Nebenbuhler. Und es wäre in der That nicht leicht denkbar, wie eine moralisch so sehr verwahrloste und depravirte Kaste, wie es die der Pester Spießbürger war, Aufwallungen empörten Sittlichkeitsgefühles haben sollte. Die moralische Stufe, auf welcher die Geschäftsleute Pests standen, ist in der Handelswelt nur zu gut bekannt, und ich darf wohl nicht befürchten, zu hart zu urtheilen, wenn ich den Judenhaß des bezeichneten Spießbürgerthums lediglich dem Brodneide zuschreibe.

Eines Abends, es war schon spät (zwischen 9 und 10 Uhr), ward mir in meiner entlegenen Vorstadtwohnung (in der Christinenstadt auf der Ofner Seite) Kunde von einer Erhebung, welche gegen den israelitischen Theil der Bevölkerung Pests stattfinde, und von Gewaltthätigkeiten, die bevorständen. Der Pöbel — so hieß es — habe sich erhoben, und werde in denjenigen Stadttheilen, welche fast ausschließlich von Juden bewohnt seien, plündern, rauben und morden.

Ich war schon entkleidet. Schnell warf ich mich wieder in meine Kleider, und eilte über die Brücke der Stadt zu, um mich Denjenigen anzuschließen, welche diese anarchische Erhebung bekämpfen würden. Ich fand Pest in großer Aufregung. Wohin sollte ich mich wenden, um zur Bekämpfung des drohenden Unheiles werkthätig beizutragen? Unentschlossen, fast mechanisch, eilte ich die Herrengasse entlang nach der Post zu, — — als mir der Lichtschein aus dem Juraten-Kaffeehause nächst der Post plötzlich ins Auge fiel. Hunderte von Menschen füllten in dichtem Gedränge vor dem Kaffeehause, dessen Flügelthüren geöffnet waren, die Straße, Alles schien in großer Aufregung zu sein, und aus dem Innern des Juraten-Kaffeehauses ertönten laute Stimmen, die sich in ungarischer Sprache zu bekämpfen schienen. Ich stürzte hinein. Meine Ueberzeugung, daß es nicht das Alter, sondern die Jugend sei, welcher das Epitheton der Ehrwürdigkeit gebühre, eine Ueberzeugung, welche ich schon mehrmals, und zuletzt in dem Motto zu meiner Brochüre: „die Reaktion" ausgesprochen hatte, trieb mich auch diesmal an, mich an die Uneigennützigkeit der Jugend zu wenden, um gegen eine Gewaltthätigkeit, die durch die schmutzigen Leidenschaften einer entsittlichten Bourgeoisie aufgestachelt worden war, Hilfstruppen zu werben. Ich sprach mich im Innern des Kaffeehauses laut über die Schändlichkeit des Attentates gegen die Juden aus; Gruppen bildeten sich um mich, — — endlich näherte sich mir eine Deputation der Juraten, welche mich einlud, falls ich Etwas zu sprechen hätte, einen Tisch zu besteigen, und so zu reden, daß mich Alle hören könnten. Ich erwiderte, daß ich zwar dazu gerne bereit sei, daß ich aber einen der Herren bitten müßte, mir als Dolmetscher zu dienen, da ich nicht ungarisch sprechen könne. Man gab mir zur Antwort, daß dies durchaus nicht nöthig sei, da die meisten der Anwesenden deutsch verstünden, und die Wenigen, bei denen dies nicht der Fall sei, den Inhalt meiner Rede durch die Andern erfahren würden. Ich bestieg den Tisch, die Juraten geboten Stille, und meine Rede begann. Mit einfachen Worten setzte ich auseinander, wie diese Exzeptionalitäten, welche eine eigennützige, rohe und egoistische Fraktion der Bourgeoisie Betreffs der Juden ver-

lange, und zu deren Durchsetzung sie Pöbelhaufen aufgestachelt habe, um zu plündern, zu rauben, wohl gar zu morden, — — wie diese Exzeptionalitäten der erste Wurm seien, der sich an die jungen frischen Triebe der aufkeimenden Freiheit setze, wie die Freiheit nur denkbar sei, als ein Gut, welches Allen, ohne Ausnahme, in gleichem Maße zukomme, wie es die Freiheit selbst tödten heiße, wenn man Ausnahmen von derselben gestatte, und wie es daher die Pflicht jedes wahrhaften Freiheitsmannes sei, gegen das beabsichtigte Attentat mit aller Kraft anzukämpfen. Stürmischer Beifall und anhaltender Eljen-Ruf gaben mir die Gewißheit, daß meine Worte auf guten Boden gefallen seien. Als ich zum Schlusse noch hinzufügte, ich sei im Begriffe, nach Wien abzureisen, und erbiete mich, der Wiener Aula Gruß und Handschlag der Pester Juraten zu überbringen, so beauftragten mich diese wackern Jünglinge, den Wiener Studenten zu sagen, daß sie an den Schändlichkeiten, welche gegen die Juden geübt werden, keinen Antheil haben, sondern daß sie vielmehr als Wächter der Freiheit jedes Attentat gegen dieselbe zu bekämpfen stets bereit seien. Und in der That hat in jener Nacht die Thätigkeit und Wachsamkeit der braven Juraten viel dazu beigetragen, daß nicht, wie später in Preßburg, die bösen Absichten einer Rotte egoistischer und fanatischer Spießbürger erreicht wurden. Das Gewitter ging glücklich vorüber, ohne Schaden zurückzulassen. Nicht so in Preßburg, wo bekanntlich Gräuel begangen wurden, welche als ein Schandfleck an der Krönungsstadt haften bleiben werden. Und dieselbe Bourgeoisie, welche es mit Vergnügen, ja mit Wollust gesehen haben würde, wenn man die Juden ausgeplündert und mißhandelt hätte, — dieselbe Bourgeoisie führt gewiß bei anderer Gelegenheit immer die Worte: „Ruhe, Sicherheit, Ordnung, Heiligkeit des Eigenthums und gesetzliche Freiheit“ im Munde, sie lehnt sich gewiß gegen jede soziale Umgestaltung auf, sei diese noch so dringend von der Zeit geboten; sie will gewiß von ihren alten Privilegien, vom Zunft- und Innungszwange, vom Bürgerrechte im alten Sinne, nichts hergeben. Gott bewahre jedes edle, nach Freiheit ringende Volk vor derjenigen Ruhe, Sicherheit, Ordnung und Gesetzlichkeit, welche ihm durch die Bourgeoisie und die Soldaten oktroyirt werden.

Aus dem politischen Tagebuche

von

Sigmund Kolisch.

1849.

Am 3. Mai hat das Volk in Dresden sein Recht und seine Pflicht, deutsch, frei und stark zu sein, mit donnernder Stimme proklamirt. Ein Augenzeuge des beginnenden Sturmes schrieb in der ersten Wärme der Begeisterung, im Drange des heiligen Augenblickes, da die Bewegung zum Ausbruch kam, der ersten unmittelbaren Eingebung folgend,

Einem seiner Freunde nachstehende einfache, lebendige Schilderung der Vorgänge in Dresden:

Dresden, den 3. Mai 1849, 6½ Uhr.

„Die Revolution heult und brüllt durch die Straßen von Dresden. Die Antezedenzien sind Dir bekannt; seit drei Tagen treffen stündlich Deputationen aus allen Bezirken Sachsens in Dresden ein, den König zur Entlassung des Ministeriums und zur Annahme der Reichsverfassung zu bewegen. Er weigert sich beharrlich. Eben war ich bei Y.., als (10 Uhr Vorm.) ein Mitglied der Zwickauer Deputation diesen besuchte mit dem Referate der ungnädigen königlichen Entschließung. Eine spätere Deputation, wobei Herr Dörfling war, wurde gar nicht mehr vorgelassen.

Um 12 Uhr Mittags füllt sich die Schloßgasse mit Volk, es steht vor dem Schlosse, erwartet die sich auf dem Fuße folgenden Gesandtschaften und schimpft und droht.

Ein Arbeiter ballt die Faust gegen den Balkon und ruft: Ich sch... auf den hohen Adel und die Stabsoffiziere. —

Ich brenne und glühe vor Revolutionslust, und wandle mit Y.. und W... durch die Straßen. Ersterer verliert sich bald, ich bleibe mit Letzterem allein. Die Straßen sind belebt.

Um 1 Uhr wird Appel geschlagen, Kommunalgarde und Turner sammeln sich, aber wenig. Erstere steht eine Kompagnie stark auf dem Neumark, Letztere auf dem Altmarkt. Auf unsere Frage, warum blos Appel und nicht Generalmarsch geschlagen wird, heißt es, dazu müßte der Stadtrath Ordre geben, und diese giebt er nicht. Es steht flau aus. Die Kommunalgarde — heroisch in dem Entschlusse, auch ohne königliche Genehmigung, sich heute selbst auf die Reichsverfassung zu vereidigen, scheint mit der Waffe in der Hand, dieser Gesinnung wenig Nachdruck geben zu wollen.

Der Kaufmann W... und ich moquiren uns schrecklich über sächsische Volksbewegung, und durchstreifen mißmuthig, verachtungsvoll die Straße. Auflauf — nirgends Ernst.

Gegen 2—3 Uhr verbreitet sich das Gerücht, der König wolle fliehen, da verrammelt das Volk die Thore des Schlosses (namentlich in der Augustusstraße) mit Leiterwagen und Droschken, die königlichen Pferde, die als Gespann bereits aus den Ställen gezogen und angeschirrt werden, müssen sich zurückziehen und schlagen sich auf Abwegen aus dem Volke. Inzwischen rückten drei Kompagnien Infanterie ins Schloß, das Volk sieht zu, verläuft sich. Das Turnercorps, das sich am äußern Thor (zwischen der katholischen Kirche und der Terasse) aufgestellt hatte, wird vom Kommandanten Dr. Munde entlassen, mit der Weisung, auf Generalmarsch wieder zu kommen. Gleichzeitig spricht er friedliche Worte zu ihnen, die nur den Mann verdächtigen, ich äußere es, und wäre bald mit seinen Garden in ernstlichen Streit gerathen. Lenz, der Oberkommandant der Kommunalgarde, hat um halb ein Uhr abgedankt, eben so die Nächsten im Stabe. Verrath der Führer, lederne Muthlosigkeit im Volke; wir ärgern uns immer mehr und mehr, unser stehender Witz ist: „Die Revolution wird heute Abends bei Wepha gemacht." Es ist 3—4 Uhr. Ein Haufen Volkes begiebt sich zum Zeughause, und versucht zu stürmen. Die Soldaten

schießen zu den Fenstern heraus; 3 Todte, — 5 Verwundete — Wüthende durchrasen die Straße und: schreien nach der Kommunalgarde. Die Bewegung fängt an heiß zu werden. Selbst wir lassen ihr jetzt Gerechtigkeit widerfahren. Es wird Sturm geläutet, Generalmarsch geschlagen, auf dem Stadthause (am Altmarkt) weht die rothe Fahne. Ich eile dorthin, begehre Waffen, will mich der Kommunalgarde einreihen lassen. Der Kommandant hat selbst nicht den geringsten Vorrath an Waffen und Munition disponibel, er dankt mir, ich muß leer gehen. Wieder lenken wir zum Zeughaus, das eine gaffende Volksmenge umsteht, Kommunalgarde und Turner kommen endlich. Sie und das Militär im Hause stehen sich beobachtend gegenüber. Proletarier aber schleppen einen großen Packwagen herbei, und rennen mit der Deichsel gegen das Thor an, es zu sprengen. „Es wird Ernst," sagt mein Begleiter, und zieht mich, der ich ganz nahe stand, zurück. Plötzlich wird das Thor halb geöffnet, und ein Kartätschenschuß donnert unter die Stürmer; 12 fallen. Nun geht es: krach, krach, daß es der Seele grauset. 3—4 Schüsse folgen noch; die Turner geben eine Decharge mit Kleingewehr — das geht hinüber, herüber — Kartätschen innen, Musketen draußen, ein vollständiges uns bekanntes Bild. Uns entfernend, und über die Terasse dem Schlosse zu wandelnd, sehen wir einen Zug Kanonen über die Brücke fahren, Kavallerie mit blanker Waffe folgt, sie stellen sich vor dem Schlosse auf. In der Stadt aber baut das Volk Barrikaden, die Buden vom Altmarkt werden dazu benützt, auch das Pflaster wird aufgerissen; ich will es hier mit keinem schlechten Witz über seine Unbrauchbarkeit mißhandeln.

Während ich dieses schreibe, heult die Sturmglocke, wirbelt die Trommel, Reiter sprengen auf und ab, aber es ist doch nicht jene Furie, wie wir sie gesehen. Der Garde fehlt es fast allgemein an Pulver, ihre Kugeln sind für ihre Läufe zu klein. Auf dem Altmarkt wird ein Kaufmannsgewölbe erbrochen, um Pulver und Blei zu holen. — Dies der Zustand der Stadt in diesem Momente. Von den Todten sah ich selbst einen im Graben zwischen dem Zeughaus und der Terasse, ein breiter Blutstrom qualmt aus der Brust über das Hemde — das Gesicht bleich, aschgrau. Heute erwartet man noch preußische Soldaten, welche interveniren; aber auch auf den Landsturm aus dem Voigtlande und der Lausitz macht man sich Rechnung. Adieu!

Jetzt eile ich wieder auf die Straße, um die Weltgeschichte weiter spielen zu sehen."

Es kann nicht mehr Frieden herrschen zwischen Volk und Fürsten. Ueber Sachsen, das friedliche Ländchen, das stets alle nur denkbare Mäßigung beobachtet, das sich in ruhigen Ordnen im erweiternden Gründen mit den Verhältnissen zurechtgefunden, auch über Sachsen ist Zerrüttung, Anarchie, Bürgerkrieg, der schrecklichste, verheerendste von allen Kriegen, hereingebrochen. Wer hat sie in das Land gerufen, diese entsetzlichen Gäste? wer hat ihnen den Weg gebahnt? wer hat ihnen den Segen und den Wohlstand des Bürgers, sein Gut und Blut, die stille geordnete Entwickelung der Angelegenheit, Alles, was sich des Heilsamen durch Jahre gebildet, was mit frommer Sorgfalt von den edelsten Geistern des Landes gepflegt wurde, wer hat das Alles mit der grausamsten Rücksichtslosigkeit preisgegeben? Die Regierung.

Das sächsische Volk hat sich einstimmig durch seine Vertreter sowohl, als durch die andern Organe, durch Adressen der Gemeinden, aller Vereine und sonstiger Körperschaften

für die Annahme der deutschen Reichsverfassung ausgesprochen; es kann wohl kein höheres, kein giltigeres Gesetz geben, als durch diese unbestreitbare Einstimmigkeit des Volkswillens sich herausstellt; die Regierung glaubte dieses Gesetz verletzen, ihm trotzen zu dürfen; sie versicherte sich der Unterstützung Preußens, das mit Oesterreich und Rußland verbunden, und glaubte auf diese Unterstützung hin, ihren Willen gegen das ganze Land durchsetzen zu können.

Sie löste die Kammern auf, und gab auf alle Petitionen in Betreff der deutschen Verfassung abschlägige Antwort. Sich stützend auf die Bajonette preußischer Soldaten, bietet sie dem ganzen Lande Trotz. Schon bedecken Todte den heimischen Boden, der zum Schlachtfeld geworden, das Weitere wird in Konsequenz dieses Anfangs folgen. Auf Blutvergießen kommt Blutvergießen; preußische Soldaten gesellen sich zu den einheimischen, und werden es durch die ultima ratio regum mit blutiger Mathematik nachweisen, daß ein Volk keinen Willen hat.

Sachsen ist am 3. Mai in eine Aufregung gerathen, die ihm bis jetzt unbekannt geblieben; die Nachricht, daß in der Hauptstadt der Kampf begonnen, zuckte wie eine zündende Flamme durch die Gemüther des Volkes. Die Hauptstadt hat im Namen und im Einverständniß des ganzen Landes den Fehdehandschuh aufgehoben, den die Regierung dem Volk ins Gesicht geschleudert. Das Land mußte natürlich seine Pflicht erkennen, der Hauptstadt seinen Beifall und seine Hilfe zukommen zu lassen. Ein Wogen, ein Drängen begann, bewaffnete Zuzüge organisirten sich im ganzen Lande — nur in Leipzig nicht: in dieser Stadt trugen sich so seltsame Dinge zu, daß sie würdig sind, im Gedächtniß festgehalten zu werden; darum mögen all' die Vorkommnisse daselbst in diesen Blättern eine Stelle finden.

Am 3. Mai Nachmittags kam von Dresden nach Leipzig der Befehl an das daselbst stationirende Schützenbataillon, daß es sich schleunigst mit einem Extrazuge auf der Eisenbahn nach der Residenzstadt begebe; dieser Befehl wurde bekannt, und diente mehr als alle Berichte und Privatbriefe dazu, über die Sachlage in der nahen Hauptstadt Aufklärung zu geben; es zeigte sich Aufregung und Bestürzung unter den Einwohnern Leipzigs, so wie unter den Fremden, die noch in großer Anzahl zur Messe anwesend waren. Eine Menge Volkes lagerte vor dem „Schloß" (der Pleißenburg), wo das Militär einquartirt war.

Man erwartete allgemein, daß die Leipziger Bürgerschaft, die sich in pomphaften Gemeinplätzen für die Reichsverfassung erklärt hatte, das Militär verhindern werde, abzuziehen. Man erwartete eine Verbindung, eine heilsame Allianz der Demokraten mit der Bürgerschaft, eine Verbindung aller Parteien, da es sich diesmal um keine Parteifrage; sondern um Deutschland handelte, um Deutschland, das doch jedem Deutschen heilig sein soll, sein muß; man erwartete, daß es so geschehen werde, wie in andern Ländern, wie z. B. in Frankreich, wo man alles Andere zu sein aufhört, wenn es einmal nothwendig wird, Franzose zu sein; doch diese Erwartungen wurden schon am 3. Mai bei dem ersten ungestümen Andrang der Ereignisse getäuscht. Das Militär zog unter Hornklang ab; keiner von der Kommunalgarde, keiner von den Bürgern ließ sich blicken. „Die Schützen werden auf das Volk nicht schießen," hörte man überall sich erzählen, „die haben der deutschen Verfassung ein Hoch gebracht; die können wir getrost nach Dresden ziehen lassen."

Die alte bequeme Vertröstung, durch die man sich einen entschiedenen nicht ganz gefahrlosen Schritt erspart.

Vor dem Bahnhofe, wo die Schützen aufgestellt waren, hatten sich Massen Volkes gesammelt, und ließen nicht ganz undeutlich die Absicht merken, sich dem Abzuge des Militärs zu widersetzen; das Volk machte keine feindselige Demonstration; ließ freundliche Zurufe dem Militär ertönen, in welchen sich das dringende Verlangen aussprach, daß es zurückbleibe, anstatt gegen das Volk nach Dresden zu ziehen. Das Militär schien mit dem Volke zu fraternisiren, ließ die deutsche Verfassung leben und sang: „Was ist des Deutschen Vaterland?"

Das Volk, mit seinem unfehlbaren Instinkt, bot alle freundlichen Mittel auf, das durchzusetzen, was es als seine Pflicht erkannte; es hatte jedoch die ganze Breite des Weges dergestalt eingenommen, daß das Militär den angewachsenen dichten Haufen durchbrechen mußte, um auf den Eisenbahnhof zu gelangen.

So standen die Dinge, so war die Position der zwei sich entgegenstehenden Parteien, als sich einige Demokraten von Profession beikommen ließen, sich ganz unnöthiger Weise zu Rednern aufzuwerfen.

Ein Herr Windwart stieg auf die Barriere, und fing das Volk zu haranguiren an; und, o Wunder, der Demagog bot seine freilich sehr nothdürftige Beredtsamkeit auf, um die Menge von dem Widerstand gegen den Abzug der Soldaten abzumahnen; er sprach davon, daß man die Kräfte vereint anwenden, und nicht bei einzelnen Zusammenstößen zersplittern müsse und dergleichen mehr; das Volk unterbrach mit Lachen und Schreien diese Manifestation einer tiefen unergründlichen Staatsweisheit, und beharrte bei seinem Entschluß. Nun führte das Militär einen diplomatisch strategischen Coup aus; es machte unter dem Jubel der Menge: Rechts um, und dadurch glauben, es wolle sich zurückziehen und wieder sein Quartier beziehen; allein die Menge vergeudete ihr Jubelgeschrei umsonst; die Soldaten hatten sie hintergangen, sie marschirten nicht in ihr Quartier, sondern bei dem Gerberthore hinaus, nachdem sie dem Volke durch diese Täuschung einen großen Vorsprung abgewonnen, und verließen ungehindert die Stadt.

Diese Vorfälle, die zu den Nachrichten von Dresden hinzukamen, waren eben nicht geeignet, die Aufregung der Stadt zu vermindern, die Kampflustigen des Volkes schrien nach Waffen, damit sie ihre heiligste Pflicht erfüllend, der bedrängten Schwesterstadt zu Hilfe ziehen könnten. Der Stadtrath und die Stadtverordneten versammelten sich, das Volk zog mit seinen dringendem Begehren vor das Rathhaus; statt der Waffen bekamen sie die Erklärung, daß Kommunalgarde und Stadtrath mit der deutschen Reichsverfassung (wahrscheinlich auf dem Rathhause) „stehen" und „fallen" wolle. Es wurde Allarm geschlagen, es wurden die Glocken geläutet; allein Niemand zog der bedrängten Schwesterstadt zu Hilfe. Es war gerade Messe in Leipzig, und die Bewegung kam den deutschen Kaufleuten ungelegen.

Redner, demokratische Redner traten auf, und beschwichtigten die Kampflust des Volkes; sie suchten einen Zwiespalt desselben mit der Bürgerschaft zu verhüten, die sich durchaus nicht dazu verstehen wollte, das Volk zu bewaffnen, noch auch selbst für die

deutsche Sache mit den Waffen in der Hand einzustehen. Die Menge, der jede Leitung fehlte, verlief sich nach und nach, und das erste Feuer der Begeisterung war verprasselt. So endete der 3. Mai in Leipzig. — — —

Täuschungen über Finanzverhältnisse.

In allen wahrhaft constitutionellen Staaten, so namentlich in England, und mindestens ebenso in allen wahrhaft republikanischen Staaten, ist das Budget, und das Ganze der Finanz derjenige Zweig des Staatswesens, der von Seiten der Volksvertreter in allen Einzelnheiten mit ganz besonderer Aufmerksamkeit verfolgt wird, an dem eben solche ihren Scharfsinn, vom wissenschaftlichen sowohl, als praktischen Standpunkt aus, vorzugsweise in Ausübung zu bringen suchen, und in den demzufolge auch das Volk selbst am ersten klare und sachkundige Blicke zu thun weiß.

Wir wiesen erst kürzlich darauf hin, daß in dieser Beziehung Deutschland, wo das constitutionelle Wesen mehr Schein als Wirklichkeit bisher war, ungemein zurückgeblieben sei, und eben so Frankreich, wo es durch allerhand Regierungskünste und Mangel an Einsicht auf Seiten des Volks auf einen ganz unhaltsamen Boden hinüber geleitet worden war, besonders aber darauf, daß bei uns in Deutschland das staatliche Finanzwesen durch die obwaltenden politischen Verhältnisse in eine neue eigenthümliche Dunkelheit gerathen sei, und gar leicht, wenn nicht bald eine Aenderung der Dinge eintrete, für das Sonderinteresse der Regierungen, und gegen die wahren Interessen des Volks stark gemißbraucht werden könnte. Wir haben bis zu diesem Augenblicke durchaus keine Ursache, diese unsere Ansicht zu ändern, und bedauern um so mehr, daß es in Deutschland an dem erforderlichen Maß von Einsicht in diese äußerst wichtige Materie augenscheinlich gar sehr bis jetzt fehlt, als dadurch unsere Besorgnisse, daß das Finanzwesen Deutschlands, unter den obwaltenden politischen Umständen, in immer tiefere Abgründe gerathe, ganz besonders vermehrt werden. Gelehrte Abhandlungen über Finanzwesen, über Finanzwissenschaft, Finanzsystem, Finanzhoheit, Finanzpolitik, Finanzkunst, Finanzverwaltung u. s. w. hat Deutschland allerdings schon in Menge producirt. Wie aber davon sehr wenig erst in das Volk gedrungen ist, so bietet es für die moderne Staatswirthschaft, für die, welche mit der Volkswirthschaft Hand in Hand geht, und diese nicht nach-, sondern unbedingt voranstellt, überhaupt wenig Brauchbares dar, und inzwischen behalten große Gleichgiltigkeit gegen die Führung des Finanzwesens und confuse Begriffe über Alles, was damit zusammenhängt, die Vorherrschaft. Es ist nicht unsere Absicht, dies hier bis in alle Einzelheiten noch weiter zu verfolgen, doch fühlen wir uns gedrungen, wenigstens einige sattsam sprechende Fingerzeige darüber zu geben.

Als nämlich im Frühjahr des verflossenen Jahres die bis dahin in Preußen genährten Vorstellungen über die Lage der Staatsfinanzen, die man sich als eine äußerst günstige

gedacht hatte, plötzlich stark decimirt wurden, als man vernahm, daß der Staatsschatz viel weniger enthalte, als man geglaubt hatte, und demnächst berechnete, daß dem Staate, der schon im Jahre vorher ein Minus gehabt, ein ansehnlicher Ausfall in der Einnahme, dagegen ein ansehnlicher Zuwachs an Ausgaben bevorstehe, da gerieth Alles in Bezug auf die Zukunft der Finanzen in Allarm und Besorgnisse vielerlei Art. Indessen, man wußte sich bald zu trösten und zu beruhigen, nachdem von mehren Seiten durch Berechnungen darzuthun versucht wurde, daß das in Domänen und andern Immobilien steckende Staatsvermögen viel bedeutender sei, als die auf dem Staate noch ruhende Schuldenlast, und gegen diese einen noch weiten Spielraum gewähre. Dabei wurde jedoch zweierlei übersehen: Erstens, daß für den Werth eines in Grund und Boden, und anderen immobilen Gütern steckenden Vermögens, wenn staatserschütternde Verhältnisse eintreten, ein haltbarer Maßstab gar nicht gefunden werden kann, und daß ein solcher Werth für schnelle Benutzung, auf die es unter solchen Umständen ganz besonders ankommt, stets als mehr oder minder unbrauchbar erachtet werden muß. Zweitens, daß die Revenuen aus diesen Gütern regelmäßig in die Staatskasse flossen, die darauf angewiesen war, und sie gar nicht entbehren konnte, und daß sonach das Kapital derselben gewissermaßen als schon absorbirt, und als gar nicht mehr vorhanden angesehen werden mußte!

Noch weit großartiger aber ist die Täuschung, die unlängst über Oesterreichs Finanzlage, zur Beruhigung seiner Gläubiger, von Herrn Otto Hübner, früherem Bevollmächtigten des österreichischen Lloyd, in einem von ihm herausgegebenen Buche, ausgetheilt worden ist. Herr Hübner bespricht die seitherige fehlerhafte Finanzwirthschaft Oesterreichs, das seit 1818 seine Staatsschuld jährlich um 20 Millionen vermehrt, und es schon vor den Märztagen bis zu einem Schuldenetat von 1,206,078,891 Fl. oder etwas über 1000 Millionen in einer 5 procentigen Schuld gebracht hatte, mit großem Freimuth, und legte viele klare Blicke in diese Materie an den Tag, stellt jedoch über Oesterreichs Finanzverhältnisse, seinen Gläubigern gegenüber, eine Berechnung auf, die aller Haltbarkeit entbehrt. Nachdem er nämlich Oesterreichs Staatsschuld, nach Abzug des Tilgungsfonds (der seit Kurzem wohl vollständig vergriffen worden ist) auf 831 Millionen reducirt hat, führt er folgende Beträge als wirkliche Aktivposten auf:

Staatsgüter, Eisenbahnen, Salinen mit 30 Millionen Rente zu 5 Procent	600,000,000 Fl.
Inventur der Militärverwaltung	100,000,000 „
Bei den Gesellschaftskassen	83,000,000 „
„ „ Filialkassen	19,000,000 „
„ „ Provinzial-Zollämtern	16,000,000 „
Baarschaften, rückständige Forderungen	32,000,000 „
	850,000,000 „

Angenommen, diese Berechnung sei an sich ganz richtig, so hat sie doch als Deckungsmittel der Staatsschuld Oesterreichs ganz und gar keinen Werth, da die Finanz und Verwaltung theils auf die Revenuen der aufgeführten Aktivvermögen-Posten, theils auf die unmittelbarere Verwendung derselben ganz unnachsichtlich angewiesen sind, und nicht das

zu entziehen, nach Innsbruck geschleppt worden, in eine dunkle, von Pfaffen beherrschte, und von aller Communication abgeschnittene Ecke des Landes, wo man ihn mit den seltsamsten Märchen über den Zustand Wiens hinhielt, und desto ungestörter die Fäden der Reaction spann, welche, mit geschickter Hand von London aus geleitet, in allen größern Reichen Deutschlands die junge Freiheit erdrücken sollte. Da traf die Nachricht von der Errichtung einer provisorischen Regierung für Böhmen in Innsbruck ein, und brachte einen allgemeinen Schrecken hervor. Man kannte die radicalen Bestrebungen der Tschechen, die nur durch Begünstigung ihrer Nationalität ein wenig gedämpft werden konnten, man wußte ihre Gesinnungen hinsichtlich Oesterreichs, hatte doch Stur in einer Sitzung der tschechoslavischen Abtheilung des Slavencongresses gesagt: „Was ist das alte Oesterreich? Es ist die Quintessenz alles Servilismus und aller Späherei; wollten wir es erhalten, wir müßten gegen Italien, gegen Polen, gegen uns selbst zu Felde ziehen. So lange Oesterreich stand, faulten wir, selbst auf dem Namen ruht ein blutiger Fluch, wollten wir dieses Oesterreich erhalten, so brächten wir uns um die Sympathien aller Völker Europa's!“ Aber in dem Plane der Camarilla lag es, dieses Oesterreich zu erhalten, oder die dem Geiste des Jahrhunderts gemachten Zugeständnisse wenigstens so zu beschneiden, daß sie dem alten Oesterreich wenig Abbruch thaten. Man traf deshalb seine Maßregeln; Graf Thun, dessen verantwortliche provisorische Regierung eigentlich nur diejenigen Verfügungen treffen sollte, welche den Wirkungskreis der bestehenden Behörden weit überschritten, indem der Verkehr mit dem Ministerium durch die Wiener Vorfälle unterbrochen sei, wurde von Pillersdorf natürlicherweise sogleich desavouirt, und der ganze Act für illegal erklärt. Die Hofpartei that nichts hiergegen, denn während sie auf der einen Seite den schwankenden Character des böhmischen Gubernialpräsidenten kannte, welcher sich auf den durch das Zusammenkommen des Slavencongresses geweckten Enthusiasmus des tschechischen Volkes stützte, wurden andererseits wieder dunkle Gerüchte laut, welche dem Grafen Thun die Gründung einer von Oesterreich unabhängigen Regierung im Interesse des Slavencongresses unterschoben, einen Plan, der nur an der getheilten Meinung seiner Anhänger gescheitert sei. Ueberdies bestand Graf Thun hartnäckig auf seiner Maßregel, und erklärte dem Ministerium, daß er die Verantwortung derselben, bis sie die Genehmigung des Kaisers im verfassungsmäßigen Wege erhalte, ruhig trage. Diese Gerüchte, so wie die entschiedenen Forderungen der Slaven, welche auf einen gänzlichen Bruch mit Deutschland drangen, den Oesterreich dazumal durchaus nicht geschehen lassen wollte; der Bundestractat, der die Slaven zu einem imponirenden Ganzen gestaltet hätte, während es die Politik der Hofpartei war, die Kräfte der verschiedenen Völkerschaften durch Zwiespalt sich einander selbst paralysiren zu lassen, brachten endlich den Entschluß zuwege, dem schwankenden characterlosen Thun einen Mentor zu geben, und die mit den Ansichten der Regierung nicht mehr im Einklange stehende Bewegung der Slaven womöglich zu vereiteln.

Der Mann hierzu war bald gefunden; man brauchte ja den in Wien ohnehin sehr wenig beliebten Fürsten Windischgrätz nur wieder zu seinem Gouvernement nach Prag zu schicken. Fürst Windischgrätz ist ein Mann, über den bei seiner Stellung natürlicherweise verschiedene Urtheile laut werden mußten. Was wir von ihm wissen, ist, daß er, grau

geworden in den Vorurtheilen einer bevorzugten Classe, den neuen Errungenschaften natürlicherweise sehr abhold sein mußte; von seinen militärischen Heldenthaten der Neuzeit, die er mit seinem Feldzuge nach Ungarn übrigens glänzend geschlossen hat, ist nichts als das Anzünden der Prager Mühlen, und das Bombardement Wiens zu erwähnen, ein Heroenstückchen, das ein Artilleriecorporal ebenso gut vollbracht haben würde; von seiner frühern Soldatenlaufbahn schweigt die Geschichte, und seine Grade verdankt er der Anciennetät oder der Protection, die ihm sein starrer Aristokratismus zu erwerben nicht verfehlen konnte. Die Ereignisse des 15. Mai waren nicht ohne Wirkung auf das Militär geblieben. Der Officierstand, großentheils dem Adel angehörig oder doch als solcher betrachtet, konnte die Mairevolution, welche seiner Kaste den Todesstoß gegeben, nur mit geheimen Ingrimm betrachten, der sich natürlicherweise auf die ganze Demokratie fortpflanzte; der Soldat wurde aufgewiegelt, durch das Hindeuten auf das Bürgerpack, welches das Recht zum Waffentragen wolle, ärgerlich gemacht, und auf die Nothwendigkeit hingewiesen, einen großen Theil des Heeres abdanken zu müssen, wenn die Nationalgarde fortbestehe. Das Linienmilitär verweigerte der Nationalgarde die Ehrenbezeugungen, kurz, es wurde keine kleinliche Reibung vorbeigelassen, das Militär aufzureizen. Der Adel als in seinen Rechten, in seinen Bevorzugungen, in seinem Vermögen durch die wahrscheinliche Robotaufhebung verkürzt, war der natürliche Verbündete des Officierstandes; die vorzüglich in Oesterreich vermoderte, in Servilität und Müßiggang verrostete, am Mark des Volkes saugende Bureaukratie fürchtete eine jede Reform, die sie aus ihrem geliebten Schlendrian herausrissen, und zur Anwendung ihrer Kräfte zwingen könnte; der Klerus war wie überall der natürliche Verbündete des Adels, und zu allem diesem kam noch die Bourgeoisie, die eine jede Umwälzung als den Geschäften nachtheilig betrachtete, und überdies in jeder Bewegung Communismus und Ueberlegenheit des Proletariats befürchtete. In Prag wird aber die Classe der Gebildeten und Besitzenden fast ausschließlich durch das deutsche Element gebildet, die hohen Beamten sind ebenfalls Deutsche, und so kam es, daß diese natürlichen Verbündeten der Aristokratie den meisten Haß des Volkes zu tragen hatten, und die ganze deutsche Partei als reactionär verschrien wurde, eine Anschuldigung, welche die Haltung der deutschen Zeitung aus Böhmen der spätern Haltung der Tschechen im Reichstage gegenüber wohl glänzend genug widerlegt hat. Auf der andern Seite stand wieder der Slavencongreß, die von ihren Lehrern für die slavische Sache begeisterten Studenten, die Swornost, die Mitglieder der Slovanska lipa, und die von der Unmasse jener literarischen und politischen Aufwiegler für Tschechien angeregte Menge der niedern Bevölkerung, eifersüchtig auf die errungene Freiheit, die ihnen die Möglichkeit gegeben, ihr Haupt für das Slaventhum frei und kühn zu erheben.

Der Fürst traf also bei seiner Ankunft in Prag einen Zündstoff unter der Bevölkerung angehäuft, der nur eines Funkes bedurfte, um auszubrechen. Der schwache, schwankende Gubernialpräsident, der zu den Böhmen von ehemals gekommen zu sein glaubte, sollte jetzt einen brausenden Strom in sein Bett dämmen, er verlor den Kopf und verdarb es mit seiner Inconsequenz bei den Deutschen, indem er sich im Princip gegen die Frankfurter Wahlen erklärte, bei den Tschechen durch die Absicht, die er hatte blicken lassen, die Swornost aufzulösen, bei dem Ministerium durch die Errichtung einer provisorischen Re-

gierung. Die Ankunft des Fürsten hingegen schien ihn wieder in seine alte Bahn zu drängen; in wenigen Tagen war der Mann, der sich vor Jahren durch Wort und Schrift so entschieden für die Hebung der Nationalität ausgesprochen hatte, wiederum ein Fürstenknecht, ein willenloses Werkzeug der Innsbrucker Hofpartei. Die Ankunft des Fürsten Windischgrätz, welche die schon damals reagirende Partei nicht wenig ermuthigte, war für den Liberalen Prags ein Dorn im Auge. Sein Wirken in den Märztagen in Wien, seine anerkannt aristokratische Gesinnung machten Befürchtungen rege, und in einer am 29. Mai abgehaltenen Volksversammlung wurde eine Adresse an den Kaiser beschlossen, welche um Abberufung Windischgrätz's bat. Die Stimmung gegen ihn wurde überall laut, und bald circulirten Gerüchte, daß man ihm eine damals stark in die Mode gekommene Katzenmusik zudenke. Dies zu verhindern, schien die ganze Garnison auf den Beinen zu sein. Während früher die Nationalgarde sowohl den regelmäßigen, als den bei Aufläufen erforderlichen verstärkten Patrouillendienst versah, kreuzten sich jetzt zu allen Stunden der Nacht starke Militärpatrouillen in solcher Zahl, daß bei der Wohnung des Fürsten, dem Generalcommandogebäude, oft drei bis vier zusammenstießen. Das Militär wurde durch alle nur möglichen Dienstanstrengungen gegen die vermeintlichen Aufrührer gereizt und erbittert, und als am 7. Juni von dem Fürsten eine große Revue abgehalten wurde, machte es seiner Anhänglichkeit an denselben, und seiner Abneigung gegen die den Fürsten hassende Volkspartei durch wiederholte stürmische Vivats Luft. Diese sonst so unüblichen Beifallsbezeigungen der Soldaten einem General gegenüber, machten bei den Zuschauern einen befürchtenden Eindruck rege, es schien, als habe sich eine Macht im Staate, ein alles Widerstrebende niedertretender Soldatendespotismus gebildet. Als jedoch beim Rückmarsch von dieser Revue eine Batterie in der Josephstädter Kaserne gelassen, eine andere nach dem Wischherad geführt wurde, anstatt sie nach ihrem gewöhnlichen Standorte, dem jenseits der Moldau liegenden Hradschin zu führen, als man bemerkte, daß der die ganze Stadt dominirende Laurenziberg ebenfalls mit Geschütz besetzt sei, wurde die Aufregung allgemein. Man fragte sich, wozu diese Maßregeln führen sollten, und konnte keine andere Antwort, als einen beabsichtigten Staatsstreich finden. Von der 3600 Mann starken Studentenlegion waren damals kaum 800 Mann in Prag anwesend, indem die meisten auf Ferienreisen waren; nur eine geringe Anzahl war von wohlthätigen Bürgern zurückgehalten und verpflegt worden, indem man bei der Eröffnung des Landtags einen Conflict der Liberalen mit der Reactionspartei fürchtete, und die Studentenlegion schon bei den Judenemeuten eine tapfere und energische Haltung gezeigt hatte. Schon dieser Umstand spricht viel gegen einen, für den 15. beabsichtigten Ausbruch, denn einige Tage vor einem Blutbade ist man nicht in der Stimmung, Ferienreisen zu machen. Die in Prag anwesenden Studenten hielten es also in einer am 10. abgehaltenen Versammlung in der Aula für ihre Pflicht, eine Deputation an den Erzherzog Karl Ferdinand zu senden, ihn um Beseitigung der beängstigenden militärischen Vorsichtsmaßregeln und Auslieferung von 2000 Gewehren, 80,000 Patronen und einer Batterie für die Nationalgarde zu ersuchen, indem die Studentenlegion in ihrem Dienste, obgleich mit Schießgewehren versehen, ohne Patronen dennoch unbewaffnet sei. Diese Petition wurde mit der Bemerkung, daß Fürst Windischgrätz als Commandirender einzig und allein über ähnliche Angelegenheiten zu verfügen

habe, abgewiesen, und dadurch eine ungeheure Aufregung unter den Studenten hervorgerufen, indem man hieraus zu sehen glaubte, daß der Erzherzog den verhaßten Windischgrätz allein handeln lassen wolle. Eine zweite Versammlung wurde für den 11., den Pfingstsonntag im Carolinum anberaumt, welche von Sladkowsky präsidirt wurde, einem jungen Ultratschechen mit guter Lunge und einiger Rednergabe, und in welcher man beschloß, die abgewiesene Deputation mit derselben Bitte an den Fürsten zu schicken. Die Versammlung war äußerst stürmisch, und wurde nur durch die Ankunft des Bürgermeisters und des Buchhändlers Borrosch, welche besänftigende Worte sprachen, und sich der Deputation hinsichtlich der Bitte um Beseitigung der militärischen Vorkehrungen anschlossen, ein wenig beruhigt.

Während ein von dichten Haufen umlagertes, und von Dr. Sladkowsky, Jarosch, Dr. Bruna und Noak unterzeichnetes Placat die Bewohnerschaft von den schon früher erwähnten Forderungen der Studenten unterrichtete, kam die Deputation vom Fürsten mit einer abschlägigen Antwort zurück; dem Bemerken Borrosch's, daß in constitutionellen Staaten die Militärbehörden den Civilbehörden auf Verlangen Aufschluß zu geben hätten, hatte er einfach erwidert, daß er vom Kaiser eingesetzt sei, und sich nur diesem verantwortlich fühle. Die Aufregung, welche vorher schon durch einige feurige Reden des bekannten slovakischen Predigers Hurban hervorgerufen worden war, brach bei der Antwort des Fürsten in ein lautes Wuthgeschrei aus, und nur die Ermahnungen einiger Besonnenen, und der Antrag Sladkowsky's, ein Centralcomité von Studenten zusammenzusetzen, welches im Vereine mit den Stadtverordneten die gehörigen Schritte zur Wahrung der Freiheit thun sollte, konnte einen Ausbruch verhindern. Eine neue Volksversammlung im Wenzelsbade wurde von Sladkowsky für fünf Uhr angesagt, welche, großentheils aus Swornostern und Studenten bestehend, den Bericht über die Antwort des Fürsten mit lautem Murren empfing. Sladkowsky ermahnte zur Mäßigung, und vor allen Dingen keinen Anlaß zum Einschreiten zu geben, Dr. Kampelik aber zur Einigkeit im muthvollen Vertheidigen der Errungenschaften, und um das Volk durch einen religiösen Act desto inniger zu verbrüdern, schlug er eine am folgenden Tage abzuhaltende Messe an der St. Wenzelsstatue vor, welche auch allerseits angenommen wurde. In der größten Aufregung trennte man sich, während die Erbitterung über die feindlichen Maßregeln in der Menge wuchs; Gerüchte von Reibungen zwischen Militär und Civil verbreiteten sich jeden Augenblick, und von der Seite des Generals wurden die militärischen Maßregeln immer drohender; die Hauptwache am altstädter Ringe wurde verstärkt, auf dem Ringe selbst eine Compagnie Grenadiere und ein Detachement Husaren als Piquet aufgestellt; das Generalcommando war mit Grenadieren angefüllt, und der Hof der Josephscaserne mit unter den Waffen stehender Infanterie, Cavallerie und bespanntem Geschütze.

Unterdessen brach der zweite Pfingsttag, der 12. Juni, heran, und schon früh am Morgen sah man ein Placat an den Ecken, in welchem der Gubernialpräsident bekannt machte, daß auf den Wischherad nur soviel Geschütze gebracht worden wären, als zu der ordnungsmäßigen Ausrüstung der neu hergestellten Citadelle gehörten, und die Kanonen in der Josephscaserne ohne Bemannung und Bespannung nur deshalb dort zurückgelassen

worden wären, um bei neuerlichen Ausrückungen den mühsamen Transport auf den Hradschin zu ersparen, daß diese Geschütze aber auf die Vorstellungen des Bürgermeisters heut Morgen von dort wieder auf den Hradschin geführt worden seien. Diese Kundmachung blieb ohne die geringste Wirkung, und gleichgiltig strömten die Massen nach dem Roßmarkt. Ein Haufe Arbeiter von etwa 2000 Mann, der sich schon Morgens vor dem Thore gesammelt, zog jetzt ebenfalls herein, und nachdem der Prediger Arnold die Messe abgehalten, wurden einige Reden gehalten, zur Einigkeit gemahnt, man reichte sich die Hände und schwor, das Vaterland mit Gut und Blut zu vertheidigen. Nach Beendigung der Messe zog ein Haufe Studenten den Roßmarkt hinab, wo sie sich trennten, und während ein Theil über das Brückel nach der Zeltnergasse ging, zog der andere durch die Kollowratstraße und den Pulverthurm beim Generalcommando vorbei. Der Zug bestand theils aus Studenten und einigen Swornosten, von denen nur wenige mit dem Säbel, aber Niemand mit Schießgewehren bewaffnet war, und großentheils aus Frauen und Kindern, welche unter Absingung des Liedes „Hey Slované“ so eben an dem Generalcommandothor vorbeigingen, als ein Detachement Grenadiere unter der Anführung des Lieutenants Jablonsky aus der dem Generalcommando gegenüberliegenden Königinhofergasse, wie man sagt, zur Ablösung der Generalcommandowache, hervorkam, den Haufen durchschnitt, und, plötzlich nach rechts und links sich umwendend, aufs Schonungsloseste auf die großentheils aus Weibern und Kindern bestehende Menge mit den Gewehren einhieb. Nach den gerichtlichen Erhebungen spricht man von Spottliedern und Pereats, welche dem Fürsten gebracht sein sollen, allein ich, gerade gegenwärtig, habe hiervon nichts, sondern nur jenes schon erwähnte Volkslied gehört. Wenn es auch möglich ist, daß einige Vorwitzige gepfiffen, oder das Militär verhöhnt haben, so ist doch von dem Haufen im Ganzen keine Demonstration vorgefallen. Der Haufe zerstreute sich mit dem Rufe: „Verrath! Man haut die Bürger nieder! Baut Barricaden!“ durch die ganze Stadt, wobei sie von den Grenadieren bis zur Hälfte der Straße verfolgt, und bei einer nochmaligen Zusammenrottung bis an den Ring getrieben wurden, wo schon ernstliche Verwundungen vorfielen. Während die Besatzung des Ringes, aus Besorgniß abgeschnitten zu werden, denselben räumte, waren beim Generalcommando einige Verwundungen vorgefallen; ein Lieutenant Gerstäcker, welcher die Neustädter Casernen allarmiren wollte, hieb, um sich die Passage am Pulverthurme zu erzwingen, einem Studenten das Ohr ab, wurde aber nur durch Grenadiere vor der Steinigung gerettet, und der Lieutenant Jablonsky erhielt einen Stockschlag über den Kopf, der ihn betäubt niederstreckte. Unterdessen waren die übertriebensten Gerüchte in die Stadt gedrungen, man sprach und schrie von einem Gemetzel am Generalcommando, und die Erbitterung, durch die vorhergehenden Vorfälle genährt, war so allgemein, daß bei dem Rufe Barricaden ein Jeder Hand anlegte; das Pflaster wurde aufgerissen, Gegenstände aller Art, Kisten, Wägen, Tonnen, Breter aus den Häusern geschleppt, und so überall Brustwehren errichtet. Will man jedoch in der Schnelligkeit, mit welcher die Barricaden errichtet wurden, den Beweis einer angelegten Verschwörung suchen, so irrt man sich gewaltig; seit einem Vierteljahre hatte man nichts von Barricaden gehört, konnte im März vielleicht auch darauf vorbereitet gewesen sein, Alles war gespannt, erregt, erbittert, und der Ruf: Verwundete! Barricaden! that das Uebrige. Den augenschein-

lichsten Beweis jedoch giebt die Anlegung der Barricaden selbst, denn das Aufeinanderthürmen von Geräthschaften und Pflastersteinen selbst in den entferntesten Gassen war so kopflos, daß, wenn wirklich ein Plan dagewesen sein sollte, man im Interesse ihrer Sache die Herrn Verschwörer ersuchen muß, sich im Wiederholungsfalle nach andern Strategikern umzusehen. Durch die Masse der Barricaden wurde alle Communication und das Concentriren der Streitkräfte der Vertheidiger gehemmt; die Kämpfenden waren so von einander getrennt, daß man in der einen Gasse nicht wußte, was in der nächsten vorging. Niemand commandirte, als gerade derjenige, welcher es für gut fand, etwas zu sagen, und die meisten Barricadenbauer gingen, nachdem sie ihre Steinwälle vollendet hatten, so ruhig wieder nach Hause, als wenn sie damit Alles gethan hätten, was zu thun gewesen wäre. Zu gleicher Zeit begann das Stürmen von allen Kirchthürmen herab, und wurde unaufhörlich fortgesetzt; die Vertheidiger schaarten sich jedoch nur spärlich hinter den Barricaden. Es wurde Allarm getrommelt, allein die Nationalgarde fand sich nur einzeln oder fast gar nicht ein, und die Wenigen, welche kamen, blieben fast ganz unthätig. Das Commando fehlte; die Prager, welche so pfiffig gewesen waren, ihre Officiere unter dem Adel oder der Bureaukratie zu wählen, hatten das Vergnügen, zu sehen, wie sich dieselben in der Stunde der Gefahr aus Furcht hinter dem Ofen verkrochen, oder aus Grundsatz nicht kamen, um dem Militär freies Spiel zu lassen. Nur ein geringer Theil, vielleicht kaum 100 Mann von 6—7000, welche der Meinung waren, die Freiheit zu verfechten, stellten sich, mit Studenten und wenigen bewaffneten Bürgern vermischt, hinter die Barricaden; der andere Theil behauptete, es werde Anarchie und Pöbelherrschaft eintreten, wenn man gegen das Militär kämpfe, und der Rest, bei weitem der größere Theil, verkroch sich, wenn man sie suchte, hinter seine Weiber, in die Schornsteine, unter die Betten, oder ließ sich in den folgenden Tagen, in Stroh verpackt, zur Stadt hinausfahren. Die unendliche Mehrheit der Prager Nationalgarde hat sich an diesem Tage mit einem Schandflecke der Feigheit beschmutzt, den weder Palazky's Erzählungen von den Heldenthaten ihrer Väter, den Hussiten, noch die schönsten Paraden und Begräbnißfeierlichkeiten, wo die Prager Nationalgarde nicht gern fehlt, verwischen werden. Was für Unheil hätten in dieser Stunde 2—3000 Mann verhüten können, wenn sie auch ohne Officiere, nur durch ihre imponirende Masse sowohl die Insurgenten, wie die wenigen Bataillone Infanterie zu gelindern Forderungen gezwungen hätten. Nur die Compagnie des Grafen Franz Thun, aber nur 40 Mann stark, fand sich im blauen Stern ein, ließ sich aber zu weiter nichts, als zum Durchsuchen der Häuser gebrauchen, aus welchen geschossen sein sollte. Die Erbitterung des Volkes wuchs unterdessen immer mehr; der Ruf, daß die Bürger ermordet, die Studenten im Carolinum niedergemacht, ganze Straßen geplündert worden wären, drang bis in die entferntesten Stadttheile, alle Waffen wurden hervorgesucht, Steine in die Fenster geschleppt, und Männer und Weiber, Deutsche und Tschechen, Leute aller Stände schienen sich zu einem erbitterten Kampfe zu rüsten. Allein Lebensgefahr und Selbsterhaltungstrieb ließen diesen Eifer bald erkalten, und als die ersten Kanonenschüsse erschollen, schmolz die Schaar der Vertheidiger immer mehr zusammen, bis endlich nichts als ein kleiner Kern von Studenten, Swornostern, und nur wenigen Nationalgarden blieb.

Nach Errichtung der ersten Barricaden rückten die Grenadiere durch den [illegible]

nach dem Graben, wo die ersten Schüsse durch Polen aus dem blauen Stern abgefeuert sein sollen, bis an das Museum, die Swornosthwache vor, welche verrammelt war, und aus dem man ebenfalls gefeuert zu haben behauptet, worauf, wie man sagt, ohne Commando, ein ganzes Pelotonfeuer auf die Fenster gegeben wurde. Major Lang vom Generalstabe war unterdessen mit einem Geschütze herbeigekommen, und unterhandelte mit den Swornostern, welche keine feindlichen Absichten zu haben betheuerten und das Museum übergaben. Die Waffen aus dem Wachtzimmer nebst einigen alten Hakenbüchsen wurden hierauf confiscirt, und eine große böhmische Fahne, welche das Museum zur Geburtsfeier des Kaisers hatte machen lassen, von den Grenadieren in Fetzen gerissen und mit Füßen getreten. Hierauf rückte das Militär gegen die nächsten, freilich wegen der Breite der Straßen nur sehr schwachen Barricaden vor. Oberst Mainoni gab eine halbe Stunde Bedenkzeit, welche jedoch verfloß, ohne daß die Bemühungen des Fürsten Lobkowitz, des Commandanten der Nationalgarde, und die des Grafen Thun eine Vermittelung zu Stande hätten bringen können, denn das Volk verlangte immer erst Zurückziehen des Militärs in die Casernen, ehe es die Barricaden räumen könne, während der Militärcommandant immer erst Räumung der Barricaden verlangte, ehe das Militär seine Stellung auf der Straße zu verlassen vermöge. Gegen fünf Uhr also griff der Generalmajor Schütte die Barricaden mit Geschütz an, und nahm trotz hartnäckiger Gegenwehr der wenigen Vertheidiger, die mit immerwährenden Kartätschensalven überschüttet wurden, eine nach der andern. Am hartnäckigsten war der Kampf am Bergstein, dessen Barricade von Technikern vertheidigt wurde, einer Schaar junger Männer, die sich so lange hielten, bis sie die letzte Patrone verschossen hatten. Bei Anbruch der Dunkelheit war endlich die Kollowratstraße und neue Allee bis an die Schützeninsel frei, deren Brücke schon am Nachmittage von der Kleinseite aus von Jägern besetzt wurde, und somit die Communication mit der Kleinseite wieder hergestellt. Bei diesem Kampfe wurde Oberst Mainoni und der junge Fürst Windischgrätz am Schenkel verwundet, Major van der Mühlen hingegen erschossen.

Ein Theil der beim Anfang des Kampfes in der Zeltnergasse versprengten Studenten hatte sich, größtentheils ohne Waffen, ins Carolinum geflüchtet, welches hierauf von einer Compagnie Grenadiere unter Anführung des Hauptmann Müller erstürmt, und mehre Wehrlose niedergestochen, unter Andern auch Prof. Patruban verwundet wurde. Die Grenadiere erbrachen sodann Zimmer und Säle, das anatomische Cabinet, das chemische Laboratorium, im großen Saale rissen sie alle Bildnisse der Kaiser, Universitätscanzler und Rectoren von der Wand herab und traten sie mit Füßen, rissen die Legionsfahne von 1809 in Stücken, und entwendeten aus dem erbrochenen Archivskasten nebst andern Gegenständen das goldene Originalsiegel Karls IV., mit welchem der Stiftungsbrief der Universität, die sogenannte aurea bulla vom 7. April 1348 behängt war. Die hier gemachten Gefangenen wurden hierauf unter der rohesten Behandlung, mit Kolbenstößen und Schlägen bedeckt, bis in die Königinhofer Caserne transportirt.

In der Zeltnergasse hatten sich die Grenadiere unterdessen wieder bis zum Generalcommando zurückgezogen, und erst beim Donner der Kanonen auf dem Graben entspann sich hier der Kampf wieder. Aus allen Häusern wurde auf das Militär gefeuert, welches

mit Salven auf die Fenster erwiderte, und langsam die Gasse hinaufrückte. Hier und zu dieser Zeit wurde auch die Fürstin Windischgrätz, am Fenster stehend, erschossen; von wem, ist unbekannt. Eben so wenig wie man den dunklen Gerüchten Raum geben kann, daß sich die Fürstin aus Gram über die harte Behandlung von Seiten ihres Mannes selbst erschossen habe, oder andern, den Fürsten noch schwerer gravirende, ist die Anklage gegen den Techniker Maux zu rechtfertigen gewesen, welcher in der Untersuchung bewies, daß er zu jener Zeit verwundet in einem Hause der Zeltnergasse gelegen, von wo aus er das Generalcommando gar nicht erreichen konnte, auch paßte die Kugel nicht in sein Gewehr. Nach und nach wurde das Militär, Kanonen in der Mitte, Infanterie auf den Trottoirs, rechts und links auf die Fenster feuernd, Herr der Zeltnergasse. Die Häuser wurden hierauf erbrochen, und alle bejahrten Bewohner derselben konnten sich noch einmal des Anblicks einer ächt kosakischen Plünderung erfreuen. Im Hause des Kürschnermeisters Kudlaschek wurden in seiner Abwesenheit, und nachdem ein Nachbar alle Thüren mit dem Hauptschlüssel hatte öffnen wollen, aber abgewiesen worden war, das Hauptthor aus seinen Angeln gehoben, alle Schlösser von den eisenbeschlagenen Gewölbthüren herab, die Thüren durchgeschlagen, alle Glastafeln und Auslagekasten zertrümmert, die Waaren ruinirt, Thüren, Fenster und Möbel kurz und klein zerschlagen; die Wohnung der Witwe Neubert und des Parfumeurs Prochaska wurde ebenso zugerichtet, beim Uhrmacher Luhe eine Anzahl Uhren gestohlen, beim Kaufmann Weldari die feinste Leinwand zu Fußlappen zerrissen, beim Kaufmann Zappert nahm man die feinsten Tücher weg, zerriß die weniger werthvollen Ausschnittwaaren, vernichtete Wechselpapiere, kurz, es gab kein Haus, welches nicht Zeugniß von der Aufführung der k. k. Grenadiere geben konnte. Auf eine ähnliche Weise hausten die Jäger der 1. Compagnie auf der Schützeninsel. Nachdem die Insel schon lange besetzt war, wurde der Zielerjunge muthwilligerweise erschossen, indem man ihn beschuldigte, von einem Baume gefeuert zu haben, Keller, Speisekammern, Kästen, Schränke und alle sonstigen Behälter erbrochen und ausgeleert, 40 Fässer Bier, 6 Eimer Tischwein und an 300 Flaschen Champagner und Liqueure ausgetrunken, alle Möbel zertrümmert, Bücher, Charten und Bilder zerrissen, und wild in den Zimmern mit ausgeschüttetem Stroh, Bettfedern und Roßhaaren durcheinander zerstreut, alle Schriften und Urkunden vernichtet, alle Schlösser und Beschläge von den Thüren und Kästen abgerissen, alle dort befindlichen Kleider, Wäsche, Vorhänge, Lüstern, Uhren, Etuis, Schatullen, Glas, Porzellan, Staatspapiere, Silberzeug, Gold, Präciosen und selbst die eiserne Handkasse gestohlen, die kupfernen Kessel aus der Mauer und den Oefen herausgebrochen, die Einrichtungsstücke, Wäsche, Schlösser, Ketten, in der Badeanstalt gestohlen und in den Gastwirthslocalitäten Alles ausgeplündert und zerstört, kurz, Türken oder Rothhäute hätten nicht ärger hausen können, wenn sie es nicht vorgezogen hätten, das Haus obendrein noch anzuzünden. Und Alles dieses geschah in einem friedlich in Besitz genommenen Locale, nachdem der k. k. Oberlieutenant von Stauduar dem Besitzer bei seinem Weggange sein Ehrenwort gegeben hatte, daß ihm kein Schade an seiner Habe geschehen solle. Dieses adlige Ehrenwort hinderte jedoch den erwähnten Officier nebst seinen Cameraden Hajek und Hauer nicht, die Wein- und Bierfässer mit den Jägern in Gemeinschaft zu leeren. So rückte das Militär bis an die den Altstädter Ring versperrende Barricade vor, welche zu nehmen es mehre [illegible]

Versuche machte. Diese Barricade ist die einzige, welche, Stunden lang mit Kartätschen und Flintenkugeln überschüttet, nicht genommen wurde. Dreimal fuhren die Geschütze der Krümmung der Straße halber auf Flintenschußweite heran, mußten sich aber, als ein Kanonier nach dem andern am Geschütze niedersank, immer wieder aus dem Bereiche der Kugeln zurückziehen; eben so erging es den Grenadieren, welche verschiedene Male zum Sturm mit dem Bajonett ansetzten. Und wie viel Vertheidiger zählte die Barricade? Kaum 15—20 Männer standen an der Ecke der Gasse, und feuerten einer nach dem andern durch die Seitenöffnung der Barricade, indem der Kartätschenhagel und die Kanonenkugeln, welche sie durchwühlten, sie von der Höhe derselben herabgetrieben hatten. Das Militär ließ endlich vom unnützen Kampfe ab, und erst gegen zehn Uhr, als die Anzahl der Vertheidiger bis auf drei oder vier zusammengeschmolzen war, und sich auch diese endlich zurückgezogen hatten, drang das Militär von der Zeltnergasse in die Teynkirche, und von dort unter die Lauben, worauf die gänzlich verlassene Barricade auseinander geworfen wurde.

In den übrigen, vom Militär unberührten Straßen der Altstadt waren unterdessen ebenfalls eine Unzahl Barricaden aufgethürmt, das Clementinum und die Technik aber fast zu kleinen Festungen gemacht worden. Die Vertheidiger fanden sich indessen nur spärlich ein, denn es schien der großen Menge weniger gefährlich, die Barricaden zu bauen, als sich hinter denselben zu schlagen. Ohne Plan und Ordnung stellten sich die Studenten hinter den Steinwällen auf, und der Student Fritsch, welcher auf einer alten Stute die seltsame Erscheinung eines Reiters in einer verbarricadirten Stadt darbot, wurde eher verlacht, als ihm gehorcht. Gleich nach Errichtung der ersten Barricaden wurde der Gubernialpräsident Graf Thun, als er sich von der Kleinseite nach dem Generalcommando begeben wollte, von den Studenten gefangen genommen, und ins Clementinum geführt. Obgleich ihn ein Haufe eben nicht freundlicher Gesichter umgab, behielt er doch seine Fassung, und erwiderte auf die Bitten der Studenten, die Vermittelung zwischen Volk und Militär zu übernehmen, daß er als Gefangener seines Willens nicht Herr sei, und deshalb nichts thun könne. Mit einem wahrhaft stoischen Gleichmuthe hielt er sich während seiner Gefangenschaft, und hatte auf die wiederholten Anträge keine andere, als die schon erwähnte Antwort.

Auf der Kleinseite war es unterdessen, nachdem die Jäger nach einigen Verhandlungen mit dem Nationalgardenhauptmann Pinkas von dem dortigen Ringe abgezogen waren, ebenfalls zum Gefechte gekommen, und die hereingedrungenen Landsleute waren durch einige Kartätschensalven aus der Karmelitergasse herausgetrieben worden, jedoch hielt man sich später besser, so daß das Militär keinen Fuß breit Terrain gewinnen konnte; die Nacht wurde zum Befestigen der Barricaden benutzt. Das Militär hatte so außer der Neustadt nur die Linie vom Bahnhofe über den Graben, und die neue Allee nach der Kettenbrücke besetzt, während der Moldauquai von den Kugeln der Jäger von der Schützeninsel aus beherrscht wurde. Die Neustadt nahm fast gar keinen Antheil am Kampfe, war auch theilweise vom Militär besetzt, nur die Altstadt war in den Händen des Volkes.

Am 13. fünf Uhr früh wurde dem Volke vom Fürsten eine Frist von zwei Stunden zum Wegräumen der Barricaden gegeben, und als dieses nicht geschah, von den in den

Häusern unter der Teynkirche postirten Soldaten das Feuer auf die Barricade am kleinen Ringe wieder eröffnet. Es wurde mehrmals versucht, zu unterhandeln, allein vergeblich, bis endlich gegen zehn Uhr das Feuern auf dem kleinen Ringe aufhörte. Nur auf dem Viehmarkte wurde ein Angriff auf das Militärspital unternommen, von den darin Befindlichen jedoch zurückgeschlagen, ebenso ein Angriff auf das Zeughaus auf der Kleinseite. Der Tag verging unter den Bestrebungen des Bürgermeisters Wanka, der sich in diesen gefährlichen Stunden durch seinen rastlosen Diensteifer auszeichnete, eine Ausgleichung zu Stande zu bringen, bis endlich am Nachmittag auf Vermittelung Palazky's, Hawlitschek's und Fingerhut's Graf Thun freigelassen wurde. Er versprach den Studenten, Alles zu thun, um den Frieden herzustellen, und für seine Person Alles zu vergessen und zu vergeben, erließ auch sogleich eine Proclamation, in welcher er um des Friedens willen die Barricaden wegzuräumen bat, worauf sich das Militar augenblicklich zurückziehen werde, allein vergebens. An demselben Morgen versuchte auch der bekannte tschechische Agitator, der Bierwirth Faster aus der Stadt zu fliehen, wurde aber verfolgt, und seine Begleiter, die Gebrüder Schulz, durch zwei Schüsse niedergestreckt, während er in die Kornfelder entkam. Er sagt, daß er Zuzug habe herbeiführen wollen, allein es ist wahrscheinlicher, daß er nur darauf bedacht war, seine Person in Sicherheit zu bringen. Faster hat sich ebenso wenig wie ein anderer Volksmann da sehen lassen, wo die Kugeln pfiffen, und hätte besser gethan, nach jenem, vom Glück begünstigten Auftreten am 11. März zu seinem Berufe zurückzukehren, da er leicht hätte einsehen können, daß er bei seinem Mangel an Intelligenz und Bildung nur eine klägliche Rolle spielen konnte.

Der Mittwoch verging ruhig, allein schon stiegen bei einem großen Theile der Kämpfer bange Befürchtungen auf. Man hatte an der geringen Vertheidigung der Barricaden gesehen, daß nur ein winziger Theil der Bevölkerung der Bewegung mit Leib und Leben zugethan sei; die besitzende Classe, die Juden und der größere Theil der Deutschen, die einen gegen sie selbst gerichteten Angriff vermutheten, wünschten um jeden Preis Ruhe und Frieden. Es gelang auch Palazky und Neuperg wirklich, an demselben Morgen einen Vergleich mit dem Fürsten zu Stande zu bringen, nach welchem nach Abräumung der Barricaden das Militär sich in die Kasernen zurückziehen, und die Wachen von Bürgern und Studenten besetzt werden sollten. Allein die Ultratschechen verhinderten jede, den Besonnenen sehr willkommene Vermittelung. Unter Gerüchten, daß ungeheuere Massen Landvolks gegen Prag ziehen, rief man sich so lange zu, daß man gesiegt habe, bis man es endlich selbst glaubte, und noch am Vormittage wurde ein Placat angeschlagen, in welchem man den Fürsten Windischgrätz als einen Feind der österreichischen Völker vor ein Nationalgericht stellte, einen Böhmen zum Militärcommandanten, und ein böhmisches, von Wien unabhängiges Generalcommando nebst Beeidigung des Commandanten auf die böhmische Verfassung, und alleinige Anwendung der böhmischen Truppen in Böhmen verlangte, Forderungen, denen man eine sehr große Aehnlichkeit mit denen des Slavencongresses nicht absprechen kann. Unterdessen war von Wien aus eine mit der Schlichtung der Angelegenheiten beauftragte Hofcommission in den Personen des Generals Mensdorf und des Hofraths Klezansky in Prag angekommen, und hatte sich auf dem Altstädter Rathhause mit den Bürgern in Unterhandlungen [illegible] zur Ab-

berufung des Fürsten Windischgrätz, und Entfernung der Grenadiere aus Prag gebeten wurde. In Anbetracht der Wichtigkeit dieser Forderungen wollte die Hofcommission ihren Entschluß erst am andern Morgen kund geben, und glaubte dieses um so eher zu können, als der Tag ohne Schießen vergangen war, und die Nachgiebigkeit der Regierung die Stadt zur Wegräumung der Barricaden vielleicht bewegen würde. Das Kinsky'sche Palais, die Teynkirche und das Carolinum wurden daher vom Militär geräumt, bis endlich der Fürst, um einen neuen Straßenkampf zu vermeiden, in der Nacht die Altstadt verließ, durch das Porschitscher Thor über den neuen Viaduct der böhmisch-sächsischen Eisenbahn auf das linke Moldauufer, und von da über das Belvedere auf die Kleinseite zog, wo die Barricaden, auf Ehrenwort des Grafen Thun, daß der Friede in der Altstadt abgeschlossen sei, von den Bürgern beseitigt worden waren.

So brach der Morgen des 15., der Donnerstag heran. Das Belvedere, die Stiegen der Schloßtreppe starrten von Militär; am linken Moldauufer auf der Schanze bei der Kettenbrücke standen Geschütze, an den Ziegelhütten ebenfalls, sowie unterhalb der steinernen Brücke, welche den Kreuzherrnplatz bestrichen. Die Umgebungen des Belvedere wimmelten von Cavallerie. Gegen sieben Uhr schon begann das Feuer nach Aussage des Militärs zuerst von der Altstadt, nach der des Volks zuerst von der Kleinseite. Aus allen Schlupfwinkeln am Quai fielen Schüsse auf die Schützeninsel, die von dorther erwidert wurden. Der Altstädter Brückenthurm war bis zur Hälfte der Thoreshöhe verbarricadirt, slavische und böhmische Fahnen flatterten von ihm herab; jede Nische, jede Fensteröffnung war besetzt, während ein Student, mit einem Perspective und einem Sprachrohr bewaffnet, den Beobachter machte, und jede Bewegung des Militärs den unten Stehenden anzeigte. Das Kreuzherrnkloster war ebenfalls bis unter das Dach mit Schützen besetzt, und das Clementinum glich einem wahren Lager, seine Thoren waren mit Steinen und Balken verrammelt. Das Dach und der Balkon der Salvatorkirche waren ebenfalls besetzt, in allen Häusern die Fenster verschwunden, und die Brüstungen derselben mit Steinen bedeckt, während sich fast alle Kämpfer auf den umliegenden Barricaden concentrirt hatten. Gegen acht Uhr endlich schlug die erste Kanonenkugel gegen den alten Brückenthurm, welcher gerade vor zwei hundert Jahren dieselben Grüße der Schweden auszuhalten hatte. Die Besatzung im Brückenthurme hielt sich jedoch wacker gegen den Kartätschenhagel und die Granaten, welche auf den Kreuzherrnplatz niederfielen. Die Häuser an diesem Platze, das Kloster selbst und der Brückenthurm wurden stark beschädigt, von den Vertheidigern jedoch nur einer getödtet und zwei verwundet; die Bemannung der zwei zwischen dem Holzgarten und der Ziegelhütte aufgestellten Haubitzen wurden jedoch durch das wohlgenährte Feuer vom rechten Ufer gezwungen, sammt der Infanterie sich in den Holzgarten und hinter die Bäume zurückzuziehen. Der Donner der Kanonen, das Slava-Rufen bei jeder am Kreuzherrnplatz anschlagenden Kugel, das Jammern und Wehklagen der Bewohner, und zuletzt das alte Volkslied: „Hej Slované,“ welches unter dem Gebrüll der Geschütze von der Besatzung des Brückenthurms mit Begeisterung gesungen wurde, machte einen schaurigen Eindruck. Die Entmuthigung der Bürger wurde bei dem Beschießen immer auffallender, und nur die muthige Besatzung des Brückenthurmes und der Umgegend wollte nicht einsehen, daß schlechte Gewehre gegen Kanonen nicht viel auszurichten vermögen. Die gehoffte Hilfe des

Landsturms blieb aus, oder es erschienen nur wenige, größtentheils mit Knitteln bewaffnete Bauernhaufen und einige Abtheilungen der nahewohnenden Nationalgarden. Gegen Mittag erschien eine Bürgerdeputation am Brückenthurme, welche die Studenten nur mit Mühe zum Aufstecken einer weißen Fahne bewegen konnte, und sich sodann, den Bürgermeister an der Spitze, auf den Hradschin begab, um die Unterhandlungen mit der Hofcommission wieder anzuknüpfen. Dieselbe ging darauf zwar wieder ein, allein Fürst Windischgrätz erklärte, auf die Proposition abzutreten, daß er keinem Ministerium das Recht zuerkenne, ihn eines Amtes zu entsetzen, das ihm vom Kaiser übertragen worden sei. Graf Thun stimmte ebenfalls gegen die Entsetzung des Fürsten, und erklärte, sein Amt in die Hände der Hofcommission niederzulegen, wenn es dieselbe verlange, so wie wiederum Fürst Windischgrätz gegen die Entsetzung des Grafen Thun protestirte, und erklärte, wenn auf die Entfernung desselben bestanden würde, sein Amt, doch nur in die Hände des Kaisers niederlegen zu wollen. So war die Entlassung des Grafen Thun, welche derselbe dem Hofrath Klezansky anbot, die Bedingung geworden, unter welcher Fürst Windischgrätz allein abtreten wollte. Sie wurde also angenommen, Fürst Windischgrätz dadurch zum Abtreten genöthigt, und die städtische Deputation mit einer Kundmachung in die Stadt entlassen, nach welcher Fürst Windischgrätz dem Grafen Mensdorff seine Stelle provisorisch übergab, die Truppen in dem Maße in die Stadt einrücken sollten, in welchem die Barricaden abgeräumt wurden, wonach Militär und Nationalgarde den Patrouillendienst gemeinschaftlich zu versehen habe. Als diese Bedingungen auf dem Ringe publicirt wurden, war es, als ob eine allgemeine Erleichterung der Bevölkerung sichtbar würde, man jubelte, drückte sich die Hände, und schickte sogleich eine Deputation auf den Hradschin, welche die Hofcommission ersuchen sollte, sich nach der Altstadt zu begeben, um der Bevölkerung einen neuen Beweis ihres Vertrauens zu geben. Die Hofcommission willigte sogleich ein, allein leider war der Eindruck, den sie dort empfand, kein günstiger; die Bevölkerung war durch die Ultras wieder mißtrauisch gemacht und aufgeregt worden, man sprach von neuen Petitionen, neuen Forderungen, erklärte die erlassene Kundmachung für eine ganz unvollständige Erledigung der gemachten Forderungen, und zu allem Ueberfluß fing gegen drei Uhr das Gewehrfeuer auf beiden Seiten wieder an, und wurde bald von dem Donner der Kanonen überdröhnt. Die Ursache war die gewöhnliche, beide Theile behaupteten, daß von dem andern zuerst geschossen worden sei, und so wurde das Feuer vorzüglich von den Mühlen am Brückenthurm auf die Kleinseite, und den Helm'schen Mühlen am Porschitsch auf die Hetzinsel immer heftiger. Gegen zehn Uhr begab sich die Hofcommission wieder auf die Kleinseite zurück, wo die Truppen ungestüm die Wiedereinsetzung des Fürsten Windischgrätz und den Angriff auf die Stadt verlangten, so daß eine förmliche Meuterei gegen den Regierungscommissär zu befürchten war.

Am andern Morgen, Freitag den 16., erklärte also die Regierungscommission ihre Geschäfte für geschlossen, indem die Punkte der Capitulation nicht eingehalten worden, und sie zu der Ueberzeugung gekommen sei, daß die steten Bestrebungen des Bürgermeisters, sowie des besten Theils der Einwohner, Frieden zu machen, von der Umsturzpartei vereitelt würden, und ein völliger Terrorismus also nicht mehr zu bezweifeln wäre. Sie übergebe daher dem Fürsten Windischgrätz das Regiment wieder, [illegible]

Uebergabe der Stadt bis zum kommenden Tag 6 Uhr aufrecht. Nach dieser Frist werde die Beschießung unnachsichtlich beginnen. Zugleich wurde in einem andern Anschlage des Grafen Thun Prag in Belagerungszustand erklärt, und das Landvolk ermahnt, nicht nach Prag zu ziehen. Auf dem Rathhause folgte auf diese Kundmachung eine stürmische Sitzung, in welcher man die Barricaden wegzuräumen, und eine Deputation mit der Bitte um Amnestie nach Wien zu senden beschloß. Dieser Deputation schlossen sich von Seite der Studenten noch die Doctoren Haimerl, Claudi, Bruna, Sladkowsky und der Mediciner Cermak an, welche bei so bewandten Umständen die günstige Gelegenheit zum Ausreißen nicht vorbeigehen lassen wollten, ohne daß man ihnen geradezu ins Gesicht hätte sagen können, daß sie die, welche sie durch ihre Aufhetzerei ins Verderben geführt, nun feig im Stiche gelassen. Der Bürgermeister und die Stadtverordneten erließen sodann mit Bezug auf die Publication der Hofcommission einen Aufruf an die Bewohner, in welchem sie Einstellung des Feuers, und Wegräumung der Barricaden als einziges Mittel zur Beruhigung der Stadt verlangten, und hierauf allen denen, die am Kampfe Theil genommen, mit ihrer Ehre vollkommene Sicherheit verbürgten. Die Stadt war vom Landvolk erfüllt, ein großer Theil der Proletarier war bewaffnet, und beide Theile zogen singend durch die Straßen, und rissen unter Drohungen aller Art die Placate des Bürgermeisters herab. Trotzdem fielen weder Plünderungen noch sonstige Excesse vor, nur einzelne Fälle gab es, wo bewaffnete Proletarier um Essen baten; auch waren an jeder Barricade Teller aufgestellt, in welchen für das Proletariat gesammelt wurde. Ganze Schaaren Einwohner verließen die Stadt, und der Bahnhof konnte die Abreisenden kaum fassen. Nach den officiellen Berichten erschien an demselben Nachmittage eine Deputation auf dem Hradschin, deren Namen jedoch verschwiegen wird, vermuthlich der Kern der später so berüchtigten 67 Unterzeichner der Petition um Verlängerung des Belagerungszustandes, und machte dem General das traurige Geständniß, daß man leider nicht mehr die Macht besitze, die Aufrührer zu überwältigen, und namentlich die Proletarier zu entwaffnen, die Verhandlungen somit zu keinem Ende gelangen könnten. Diese Deputation, welche keineswegs vom Rathhause ausging, soll die Anregung zu Ergreifung der härtesten Maßregeln gegeben, und das Ultimatum des Fürsten bewirkt haben, welches jedoch erst am folgenden Tage herauskam. Die Magistratsmitglieder und alle Besonnenen in der Stadt gaben sich indessen alle mögliche Mühe, die Massen der Proletarier zu beschwichtigen und sie zum Abräumen der Barricaden zu bewegen, womit man wirklich gegen fünf Uhr Abends anfing. Die Studenten und viele Andere, welche an dem Kampfe den thätigsten Antheil genommen, widersetzten sich zwar nicht, verwünschten aber die erbärmliche Feigheit der Prager Bürger und den Verrath, mit welchem man sie umgeben. Wüthend schlugen sie die Kolben ihrer Gewehre auf den Steinhaufen ab, erklärten, mit den Feiglingen, die sich Prager Bürgercorps und Nationalgarde nennten, nichts mehr zu thun haben zu wollen, und verließen in hellen Haufen die Stadt. Die Barricaden wurden indessen nicht ganz weggeräumt, und nur soviel davon entfernt, daß man ungehindert und ohne Schwierigkeiten durchgehen konnte. In der Altstadt glaubte man jetzt allgemein an den abgeschlossenen Frieden, ja gegen 6 Uhr erschien abermals eine Deputation bei den Landesautoritäten und der Hofcommission mit der Bitte, es möge bei der Kundmachung [illegible]

mission vom 15. verbleiben. Die Straßen der Altstadt wurden lebhafter; die Feiglinge, welche seit fünf Tagen nicht zum Fenster herauszusehen gewagt, kamen zum Vorschein, eine Menge Volks ging am Kreuzherrnplatz, dem Quai und andern den Geschützen bloßgestellten Orten spazieren, und besah die Verwüstungen, welche die Kanonenkugeln angerichtet hatten, als plötzlich wie ein Blitz aus heiterm Himmel die Geschütze auf der Kleinseite von Neuem zu donnern anfingen. Niemand wußte im ersten Augenblicke, warum dieses geschehe; Alles schrie: Verrath! Verrath! Baut Barricaden! Man schlug Allarm, die Glocken fingen wieder zu stürmen an, die Massen Volks rannten mit wirrem Geschrei durch die Straßen, kurz es war dieses ein Augenblick der Verwirrung und des Schreckens. Instinctmäßig griff Alles, was Hände hatte, an, die Barricaden wieder herzustellen, denn überall war man der Meinung, das Militär wolle in die Stadt rücken, um zu plündern. In einem Nu waren der Brückenthurm und die Zugänge von der Moldaubrücke wieder verrammelt und besetzt, während sich am entgegengesetzten Ende einige Menschenknäuel zum Porschitscher Thore wälzten, wo man die Grenadiere zum Eindringen in die Stadt bereit glaubte. Die Barricaden standen wieder wie aus der Erde gezaubert, das Gewehrfeuer rasselte wieder von beiden Seiten auf der ganzen Moldaulinie auf und ab, dazwischen donnerten die Kanonen, und überschütteten die Altstadt mit Kartätschen, Granaten und Bomben. Die Auswanderung begann von Neuem, und der Rest der Studenten schlich mit hängenden Köpfen durch die Neustädter Thore in die Felder. Die Veranlassung zu dem erneuten Bombardement ging von den Altstädter Mühlen aus, wo es plötzlich hieß, das Militär schieße schon wieder auf die Stadt. Die Mühlknappen griffen wieder zu den Gewehren und feuerten auf die an der Brücke auf der Kleinseite postirten Jäger, welche die Schüsse erwiderten. Als sich das Gefecht auf der ganzen Linie entsponnen hatte, ließ Fürst Windischgrätz die Altstädter Mühlen, aus welchen dem Militär in diesen Tagen der bedeutendste Schaden zugefügt worden, gegen neun Uhr durch einige Haubitzgranaten in Brand stecken. In wenigen Minuten loderte die Flamme aus diesem compacten, mit Frucht gefüllten Gebäudehaufen gen Himmel. An Löschen war nicht zu denken, denn wer hätte sich an jene Gebäude heranwagen wollen, da sie unausgesetzt von Geschütz- und Gewehrfeuer bestrichen wurden. Zudem waren die Straßen durch Barricaden gesperrt, und als man endlich nach unsäglicher Mühe eine kleine Spritze herbeigebracht, nahm die Mannschaft derselben bei dem Pfeifen der Kugeln Reißaus. Bald stand auch der danebenstehende Wasserthurm in Flammen, krachend stürzte die Kuppel desselben zusammen, und die ganze Altstadt war ohne Wasser. Aber trotzdem zündete die entsetzliche Gluth das Gerüst eines den Mühlen gegenüber im Bau stehenden Hauses an, ebenso brannten die hintern Zimmer des Colloredo'schen Palastes aus. Nur mit Mühe gelang es der Aufopferung der Buchdrucker und Schriftgießer der Haase'schen Officin, das Gerüst unter dem Büchsenfeuer der auf der Moldau in Kähnen herumziehenden Jäger theilweise zu zerstören, und so der Flamme die Nahrung zu nehmen. Kerzengerade stieg die Feuersäule in die sternenhelle, windstille Nacht empor, und am Morgen standen nur noch die steinernen Mauern des Wasserthurms und der Mühlen. Das Geschützfeuer hatte bis Mitternacht gedauert, und außer einer Anzahl von Granaten, [illegible]kugeln und Kartätschen, waren auch zwei Bomben geworfen worden, welche [illegible]kirche und dem Annahofe platzten. Das Gewehr-

[illegible]

feuer, vom rechten Ufer durch die in Verstecken am Quai liegenden wuthentbrannten Barricadenmänner immer noch unterhalten, hörte erst mit Tagesanbruch auf.

Endlich beleuchtete die Morgensonne des 17. die rauchenden Ruinen des Moldauufers. In der Stadt, die von den Studenten und den muthigsten Kämpfern verlassen worden war, herrschte die größte Entmuthigung; man sah ein, daß man der Uebermacht der Geschütze, wenn man die Stadt erhalten wolle, weichen müsse. Gleich am Morgen erschien auch die Aufforderung des Fürsten Windischgrätz und Grafen Thun zur unbedingten Uebergabe, Räumung der Barricaden, Abbrechen der am Podskal neuerrichteten Floßbrücke und Auslieferung aller vorhandenen Waffen, unter Androhung des Beschießens aus schwerem Geschütze, wenn diese Bedingungen nebst Stellung von zwölf Geißeln bis Mittag nicht erfüllt seien. Unter den Geißeln waren der Holzhändler Brabez, die Studenten Bradka und Fritsch, der Stadtcassirer Haklik, die Mediciner Patrubarr, Kampelik und Ratzenbeck, Klaudy, Tyl rc., von welcher Bedingung jedoch abgelassen wurde, da nur ein Geißel zu finden war. So hartnäckig man früher gewesen war, so muthlos war man jetzt; aus allen Fenstern flatterten weiße Fahnen; man ergab sich auf Gnade und Ungnade, und Jeder beeilte sich, so schnell als möglich die Waffen los zu werden, so daß noch an demselben Morgen an 4000 Gewehre auf dem Rathhause abgegeben wurden. Die Barricaden wurden schnell beseitigt, da die Stadt die Arbeiter gut bezahlte. Am schwierigsten waren die größtentheils aus Arbeitern, Floßleuten, Schiffern und Holzhändlern bestehenden Bewohner des Podskals zu beruhigen, welche sich unter Anführung des Schriftstellers Mitowetz verbarricadirt hatten, und am 17. nur mit Mühe dazu gebracht werden konnten, die Barricaden zu räumen und die Floßbrücke abzubrechen, welche sie gleich in den ersten Tagen über die Moldau geschlagen hatten, um, da die Stadtthore besetzt waren, dem Landvolke einen Weg in die Stadt zu bahnen. An 20,000 Menschen hatten in diesen Tagen Prag verlassen, und noch immer nahm der Zudrang im Bahnhofe kein Ende. Mit dem Abendzuge fuhren auch die der Stadt zu Hilfe geeilten Nationalgarden von Kolin, Kuttenberg, Czaslau und Chrudim in ihre Heimath zurück. Als sie in Bechowic, der ersten Station, ankamen, fanden sie den Bahnhof mit einer Abtheilung Palatinalhusaren unter dem Rittmeister Windischgrätz, und der 9. und 10. Compagnie des Regimentes Latour unter den Hauptleuten Elbenich und Fialka besetzt, während ein Bataillon Klevenhüller vor dem Bahnhofe stand. Der Zug hielt an, und wurde von den Soldaten umringt, die bei dem Anblicke der Studentenkappen und Nationalgardenhüte die Ankommenden mit Verwünschungen begrüßten. Mit Ungestüm wurden die Waffen verlangt, und auch sogleich abgeliefert, allein als man ein erbeutetes Grenadiergewehr nebst Patrontasche und daran befindlichen Blutspuren entdeckt haben wollte, wurden wie auf ein Signal die abgegebenen, und meist noch geladenen Gewehre in die überfüllten Waggons abgefeuert, die Husaren sprengten heran, feuerten ihre Pistolen ebenfalls auf sie ab, und hieben in die Waggons hinein; kurz es fing ein furchtbares Massacre an, Bewaffnete und Unbewaffnete, Männer und Frauen, Kinder und Greise wurden nicht geschont. In einem Augenblicke waren die Waggons mit Todten und Verwundeten bedeckt; die Studenten und Nationalgardisten wurden herausgezogen, mit Säbelhieben und Bajonnetstichen bedeckt und in den Wartsaal der Station getrieben, wobei jeder Einzelne, den die Husaren erreichen konnten, unbarm-

herzig zusammengehauen wurde. Um das Maß der Bestialität voll zu machen, wurde in den mit Verwundeten und Sterbenden gefüllten Saal hineingeschossen, und vielleicht wäre kein einziger mit dem Leben herausgekommen, wenn die Officiere mit Gefahr ihres eigenen Lebens diese militärische Canaille nicht über die Barrieren hinausgejagt, und für den Verband der Verwundeten Sorge getragen hätten. Sieben Personen blieben todt, und gegen 30 waren meist schwer verwundet. Die unversehrt Gebliebenen und nur leicht Verwundeten wurden zwar sogleich frei gelassen, allein Viele sanken noch als Opfer dieser entzügelten, verthierten Soldateska, indem die Husaren auf die über die Felder Fliehenden völlige Jagd machten, und was sie erreichen konnten, niederhieben. So benahmen sich diese Feiglinge, die am Prager Kampfe gar nicht betheiligt gewesen, Wehrlosen gegenüber, die ihnen einen Augenblick vorher ihre Waffen übergeben hatten. Unter dem Jammergeschrei und Gestöhn der Sterbenden und Verwundeten setzten sich die bluttriefenden Waggons wieder in Bewegung.

Mit dieser Begebenheit, welche füglich für eine erdichtete Scene aus einem Räuberromane gelten könnte, wollen wir das Prager Trauerspiel schließen. Nach genauen Zählungen hatte das Volk 42 Todte und an 100 Verwundete, während vom Militär 652 Mann getödtet und kampfunfähig gemacht worden sein sollen. Die officiellen Berichte sprechen freilich blos von 18 Todten und 66 Verwundeten von Seite des Militärs, und 40 Todten und 50 Verwundeten vom Volke, allein man darf sich nur an die 17 gefallenen Soldaten der Berliner Straßenschlacht erinnern, um diese Angaben ein wenig unwahrscheinlich zu finden. Fürst Windischgrätz hatte seine Aufgabe erfüllt; der Slavencongreß war gesprengt, seine Deputirten gleich in den ersten Tagen, wo man sie finden konnte, aufgegriffen, und nach Confiscirung ihrer Schriften und Waffen auf der Eisenbahn abzureisen gezwungen, einige auch eingezogen worden. Das liberale Element seufzte unter dem Drucke des Belagerungszustandes, dessen Paragraphen jedes Kind jetzt kennt, und auf dem Schlosse wurde eine Untersuchungscommission niedergesetzt, welche urplötzlich auf die Fäden einer weitverzweigten Verschwörung stieß. Graf Deym, Graf Buquoi, Pater Arnold, Pater Krolmus, Literat Sabina, Dr. Brauner, Hawlitschek, Dr. Fritsch, Peter Faster ꝛc., fast an 100 Personen wurden eingezogen und schmachteten wochenlang im Kerker, mußten aber nach einigen nichtssagenden Verhören nach und nach sämmtlich ohne Strafe entlassen werden. Die veröffentlichten Resultate dieser gerichtlichen Untersuchung erweisen eine schon seit mehren Jahren bestehende Verschwörung, welche die Gründung eines Slavenreichs aus den österreichischen und ungarischen Ländern bezweckte, und schon vollständig organisirt über jene Länder verbreitet war; auch sollte der Aufruhr erst 1850 in Agram, Prag, Krakau und bei Preßburg zugleich losbrechen. Nach den „eidlich bekräftigten" Zeugenaussagen und Geständnissen der Beschuldigten sind Palazky, Stur, Hurban, Faster, Sladkowsky, Lubomirsky, Mikowetz nebst allen am Slavencongreß Betheiligten des Hochverraths schuldig, allein diese Beschuldigungen sind so dunkel, und auf diese Aussagen gänzlich unbekannter Individuen basirt, so abenteuerlich und widersprechend, daß man Niemanden zur Rechenschaft ziehen konnte, obgleich es wahrscheinlich ist, daß bei einer so unvermuthet aus einander gesprengten Verschwörung doch andere Beweisstücke in die Hände der Sieger hätten fallen müssen. Das Criminalgericht hat also durch Losge-

bung der Gefangenen ihre Schuldlosigkeit und die Nichtigkeit der ganzen Verschwörung dargethan, und würde sich zu diesem compromittirenden Schritte gewiß nicht verstanden haben, wenn es auch nur die geringsten Beweise für seine Anklagen aufzubringen im Stande gewesen wäre. Was die Haltung jener Männer betrifft, welche man als die eigentlichen Urheber, als diejenigen betrachten kann, welche den Grundstein zur Bewegung gelegt, so war sie eine gänzlich passive; nur Palazky trat mehrmals vermittelnd auf; Brauner, Pinkas, Trojan, Hawlitschek und Consorten waren nie da zu sehen, wo die Kugeln pfiffen, Bruna, Slodkowsky, Claudi flüchteten noch vor dem Bombardement, und die ganze Bewegung hätte fast als verdampft betrachtet werden können, wenn uns die Haltung der tschechischen Deputirten auf dem Reichstage nicht abermals einen Beweis gegeben hätte, daß den Slaven zur Hebung ihrer Nationalität selbst die Freiheit nicht zu theuer ist, ein Umstand, der uns die Worte des Redacteurs Hawlitschek: „Lieber die russische Knute, als die deutsche Freiheit!“ erklärt, und auf die der Civilisation drohende Gefahr hinweist, wenn Rußland seine Rolle verstehen, und Sympathien bei den Slaven erwecken sollte, die ihm alle Männer derselben in die Arme führen würden. N— e.

Die Erhebungen am Rhein.

Die gleichzeitigen Erhebungen im Großherzogthum Baden, in der Pfalz und in Rheinpreußen für Aufrechthaltung der Reichsverfassung sind von großer moralischer Bedeutung, wenn sie auch bisher in militärischer Beziehung, der drohenden Uebermacht gegenüber, leider noch als unzureichend und ohnmächtig bezeichnet werden müssen. Von der höchsten Wichtigkeit sind sie, des mächtigen Anklanges wegen, den sie in ganz Deutschland finden, und weil sie der unzweideutige Ausdruck des deutschen Volkswillens sind, gegenüber einer ebenso rechtswidrigen als unheilvollen Fürstenverschwörung. Nun kann nicht mehr gesprochen werden von einzelnen fanatisirten Haufen, von einer kleinen gewissenlosen, schändlichen Umsturzpartei, von vereinzelten Faktionen, welche durch politische Marodeurs, durch besitzlose und eigennützige Demagogen (meist Ausländer) aufgewiegelt worden sind. Ganz Baden, die Rheinpfalz und ein großer Theil von Rheinpreußen sind aufgestanden wie ein Mann; entschlossen, das Leben einzusetzen für die gerechte Sache des deutschen Volkes, für die Aufrechthaltung einer Verfassung, die aus der Vertretung des gesammten deutschen Volkes in Frankfurt hervorgegangen, einer Verfassung, an welcher zu rühren nur wieder das gesammte deutsche Volk berechtigt, und deren Antastung der frechste Hochverrath an der Heiligkeit der Volkssouveränetät ist. Die illusorischen Fantasmagorien vom verletzten Rechtsboden haben endlich aufgehört, irgend Jemanden zu täuschen; der Rechtsboden ist eine Wahrheit geworden; der alte verzauberte Rechtsboden mit dem Wiener Kongreßspuck ist geborsten, und hat selbst einen Herrn von Gagern verschlungen. An der Stelle des alten Rechtsbodens steigt mephitischer Schwefeldampf auf, und inmitten dieses letzteren

erglänzt als Transparent: — — — ein ungeheuerer Pferdefuß! Die Völker aber, von deren Augen es wie Schuppen gefallen, sitzen herum und bekreuzigen sich, — mit Ausnahme derjenigen, die da aufstehen und nach dem Schwerdte greifen. Selbst die unverbesserlichsten Bourgeois reiben sich die Augen, als hätten sie einen schweren Traum gehabt, und können die augenfällige, unläugbare Wirklichkeit mit ihren geträumten Lügengestalten nicht in Einklang bringen, und ein unbeschreiblicher Katzenjammer geht durch das ganze Spießbürgerthum. Diese bleiernen Philosophen des Besitzes, die ihr „Ich“ viel kathegorischer gesetzt haben, als Kant und Konsorten, fangen an zu begreifen, daß sie nicht auf die rechte Karte gesetzt, daß sie die Kouleur verfehlt, und daß sie nun, aller Wahrscheinlichkeit nach im großen Rouge-et-noir-Spiel der Zeit verlieren werden. Sie fangen an zu begreifen, daß die Politik der Fürsten ihren Besitz weit mehr gefährdet, als die unvermeidliche gesellschaftliche Umgestaltung es gethan haben würde, falls ihr eine ruhige, naturgemäße Entwickelung gegönnt worden wäre. Die Nadel der großen Zeituhr bewegt sich unmerklich, aber sie steht nie stille, und die Stunde muß doch endlich schlagen, in welcher den Bedürfnissen des Jahrhunderts Rechnung getragen werden wird. Schon zeigen die neuen Wahlen Frankreichs, wie mächtig der Fortschritt, welchen die sozialistischen Ideen in der Ueberzeugung des Volkes gemacht. Sind ihre Vertreter auch noch in der Minorität in der Kammer, so sind sie doch viermal zahlreicher, als bei den letzten Wahlen. Wenn diese naturgemäße Entwickelung des französischen Volkes auch für den Augenblick, einem Louis Napoleon und einem Odilon-Barrot gegenüber, noch immer ohnmächtig erscheint, so werden doch ihre indirekten Wirkungen schon jetzt hervorbringen, und eine der ersten dürfte der Krieg sein. Frankreich wird Krieg führen müssen, die Erklärung desselben wird eine Lebensbedingung für die gegenwärtige Regierung sein, — und diese Nothwendigkeit wird die deutsche Erhebung begünstigen. Preußen fängt an zu bemerken, daß es sich zu weit vorgewagt, und bemäntelt diese Ueberzeugung mit dem bekannten, und gewiß allgemein anerkannten preußischen Possesso di scena. Oesterreich und Bayern wagen es nicht, sich unbedingt an die preußische Politik anzuschließen, die nun den kläglichsten Materialismus in die Arme gefallen ist. In ganz Deutschland kein Staatsmann! Dies ist ein gutes Zeichen; denn die Zeit pflegt die Persönlichkieten zu gebären, deren sie bedarf. Die Politik der Fürsten bedarf nun keiner Staatsmänner mehr, weil sie sich nur noch durch Gewaltmaßregeln am Ruder erhält. Und hierin liegt ein Zeichen der Zeit. Auch die Staatsidee der Machthaber ist nicht in einzelnen Köpfen zu suchen, — sie spuckt in den Massen der Gewaltigen, es hat sich selbst die Despotie gewissermaßen sozialistisch gestaltet, jeder Korporal hat seinen Antheil an der Unterdrückung, der Knechtung des Volkes, jeder Korporal trägt in seinem Kopfe sein Theil von der Schwarzenberg'schen oder Manteufel'schen Kabinetspolitik.

Die Erhebung am Rhein aber ist ein Ereigniß der höchsten Bedeutung, wie sie auch immer zunächst ausfallen mag; sie ist ein Ausdruck der geschichtlichen Nothwendigkeit. Wir wollen die Probabilitäten ins Auge fassen, die sich etwa zunächst herausstellen:

Die günstigste Chance für die Erhebung am Rheine, und die damit verbundene allgemeine deutsche Revolution wäre für jetzt eine Kriegserklärung Frankreichs gegen Rußland und Oesterreich. Diese Kriegserklärung dürfte, wie schon angedeutet, nicht zu den

Unwahrscheinlichkeiten gehören, da nicht gut abzusehen, wie die französische Regierung denselben aus dem Wege gehen könnte.

Was die militärische Stellung der rheinischen Bewegung anbelangt, so muß gestanden werden, daß sie eine äußerst ungünstige ist. Nur ein glücklich geleiteter Guerilla'skrieg könnte für jetzt, wenn nicht Hilfe von Außen kömmt, der Uebermacht gegenüber, die nöthige Zeit zur militärischen Organisation und Konsolidirung des bewaffneten Widerstandes gewinnen lassen. Der Schwarzwald wäre nun das Terrain, auf welches ein solcher Guerilla'skrieg beschränkt wäre; denn das weit wichtigere Terrain (Spessart, Rhöngebirge, Thüringerwald &c.) wäre von einer allgemeinen bayrischen Erhebung abhängig; da sonst die Freiheitskämpfer von zwei Seiten gefährdet wären; ein folgenreicher Guerilla'skrieg müßte sich aber bis in das Fichtelgebirge erstrecken, um sich mit der sächsischen und deutsch-böhmischen Demokratie in Verbindung zu setzen. Es ist möglich, daß irgend eine andere günstige militärische Kombination ausfindig gemacht werden könnte; aber da mir keine Spezialkarten vorliegen, kann ich nur Andeutungen in den weitesten Umrissen geben. Und wenn auch die rohe Waffengewalt siegt, wenn das Blut der edelsten Männer die heimathliche Erde färbt, der Gedanke muß endlich siegen, und aus dem blutgedüngten Boden wird zuletzt die Freiheit erblühen.

Dr. Franck.

Der deutsche Sonderbund.

Preußen hat es für nöthig erachtet, in Deutschland einen Sonderbund zu gründen, der zwei Hauptzwecke hat: 1) Die Emanzipation des Volkes von der absoluten Macht hintanzuhalten, und 2) die preußische Hegemonie zu gründen. Der in Berlin ausgebrütete Verfassungsentwurf für das deutsche Volk wird gewiß einst als ein merkwürdiges Zeichen der Zeit, als ein Curiosum, als ein Denkmal des dynastischen Jesuitismus für alle Zeiten aufbewahrt werden. Hannover und Sachsen haben ministrirt bei diesem zu Ehren der Despotie abgehaltenen Hochamte. Preußen ist seit der durch die Unfähigkeit der Staatsmänner herbeigeführten Ohnmacht und Verlegenheit Oesterreichs, der mächtigste Staat Deutschlands, und das Kabinet Brandenburg hat die Taktlosigkeit begangen, dies in der bekannten preußischen Weise das österreichische Kabinet zu sehr fühlen zu lassen. Es ist ein großes Glück für die Völker, daß es noch Kabinetseitelkeiten und Kabinetsleidenschaften giebt, sonst würde der Absolutismus unsterblich sein. Die österreichische Verstimmung über den preußischen Sonderbund ist trotz der gemeinsamen Noth der deutschen Fürsten nur all zu bemerkbar, und selbst Bayern hat, mit Hinblick auf Oesterreich, seine Zustimmung zu einer deutschen Verfassung, bei deren Anfertigung es mitgewirkt, aufgeschoben. Sowohl der preußisch-hannoverisch-sächsische Sonderbund, als auch das Verfassungs-Echantillon mit seiner offiziellen Einbegleitung im preußischen Staatsanzeiger, und mit seiner den übrigen deutschen Bundesgliedern zugeschickten Denkschrift sind

im Drange der Noth mit Uebereilung gemacht worden, und tragen den Charakter einer gewissen Athemlosigkeit an sich. Das preußische Kabinet unterschätzt die deutsche Intelligenz, indem es eine Einbegleitung dieses Verfassungsentwurfes für möglich hält. Dieser Verfassungsentwurf kann nur eskortirt, aber nicht einbegleitet werden. Nur durch die Gewalt der Bajonette ist eine solche Verfassung dem deutschen Volke aufzudringen, und wozu dann die Einbegleitung im Staatsanzeiger, wozu eine erläuternde Denkschrift. Der Berliner Verfassungsentwurf bedarf keiner Erläuterung, er ist sehr naiv und verständlich, er hat das Verdienst einer schauerlichen Deutlichkeit.

Und dennoch hat es das preußische Kabinet für nöthig erachtet, im preußischen Staatsanzeiger vom 31. Mai eine einbegleitende offizielle Auseinandersetzung zu veröffentlichen, welche das Programm der preußischen Regierungspolik betreffs der deutschen Reichsverfassung enthält,

Der deutsche Bund wird darin als rechtlich fortbestehend erklärt, und die Aufgabe der Frankfurter Nationalversammlung als die Anbahnung des Ueberganges vom früheren Staatenbunde zum neuen Bundesstaate. Da nun aber die Nationalversammlung ihrem eigentlichen Berufe angeblich untreu geworden sei (die Völker hatten dies früher behauptet), so haben Preußen mit Sachsen und Hannover ein Schiedsgericht gebildet, das dazu dienen solle, die Differenzen zwischen den verschiedenen Regierungen, sowie zwischen diesen und ihren Ständen und Angehörigen zu schlichten, um die Quellen der Uebelstände zu verstopfen. Der deutsche Bund von 1815 soll nebenbei mit all seinen Konsequenzen unverkümmert fortbestehen, d. h. mit dem Worte: „Völkerrecht“ soll auch fortan kein anderer Begriff verbunden sein, als der der Rechte der Dynastien. Auch den Befugnissen des Erzherzogs Reichsverwesers soll dadurch kein Eintrag geschehen, da er ja durch Bundesbeschluß vom 12. Juli 1848 eingesetzt worden, wobei freilich besonders in Betracht zu ziehen, daß er ja auch zu den Gottbegnadigten gehört, denn mit einem Reichsverweser von Volksgnaden würde das preußische (sächsisch-hannoverische) Schiedsgericht wohl weniger Umstände machen. Dessen ungeachtet wird aber dem Erzherzog Reichsverweser doch in der zartesten Weise angedeutet, daß er sich wohl demnächst geneigt finden lassen dürfte, sein Mandat niederzulegen, welches ohnedies bei dem Umstande, daß sein Ministerium der nunmehr inkompetent gewordenen Nationalversammlung verantwortlich sei, keinen weiteren Fortbestand verspreche. Die Ergänzung dieses Consilium abeundi findet sich mit ans Unhöfliche gränzender Deutlichkeit in der Korrespondenz des preußischen Kabinettes mit dem Erzherzoge Reichsverweser. Natürlich spricht die Einbegleitungsnote im preußischen Staatsanzeiger bei dieser Gelegenheit den Grundsatz aus, daß im Falle des Rücktritts von Seite des Reichsverwesers, nur der Gesammtwille der deutschen Fürsten neue Bestimmungen treffen könne; denn vom deutschen Volke und seinem Willen, vom wirklichen, wahrhaftigen Völkerrechte kann bei den Verträgen von 1815 nicht die Rede sein. Nach der Meinung des preußisch-sächsisch-hannoverischen Schiedsgerichtes ist Eines gewiß: nämlich daß die Fürsten nach wie vor ihre Lämmer weiden — — (und scheeren) werden. Wenn nun auch, — so giebt der Staatsanzeiger weiter zu verstehen, — die Frankfurter Nationalversammlung in ihrer Majorität während geraumer Zeit das Verfassungswerk im Sinne der Fürsten, und nicht in dem der Völker (ihrer Committenten) gefördert hat, so sind doch

leider Umstände eingetreten (nämlich die Revolutionen), welche die Reichsverfassungssuppe ein wenig versalzen haben. Die preußische Kabinetspolitik, die sich natürlich für die gescheuteste hält, läßt für einen allenfallsigen späteren Entschluß der österreichischen Regierung, die ja doch am Ende zur Ueberzeugung von der Unfähigkeit ihrer sogenannten Staatsmänner kommen könnte, einen Platz offen. Die Auflehnung der Regierungen gegen die angebliche Ueberschreitung des Mandates von Seite der Nationalversammlung, die eine unannehmbare (?) Verfassung zu Stande gebracht habe, wird nur heuchlerischer Weise als eine Erfüllung der Pflicht der Regierungen ihren Angehörigen (?!) gegenüber dargestellt. Die Einbegleitung im Staatsanzeiger sagt ferner, daß die Grundlage der in Frankfurt berathenen Reichsverfassung, und alle jene Bestimmungen derselben beibehalten worden seien, welche den obersten Forderungen des Rechts und der Ordnung nicht widersprechen. Wir wollen am Schlusse dieses Aufsatzes jene Bestimmungen der in Frankfurt votirten Reichsverfassung, welche in dem Berliner Entwurfe **nicht** beibehalten worden sind, prüfen und untersuchen, ob sie denn in der That als den obersten Forderungen des Rechtes und der Ordnung widersprechende verwerflich waren.

Als der leitende Hauptgedanke der zu oktroyirenden Verfassung wird angegeben: daß es nach Außen hin **nur Deutsche** geben solle, im Innern aber solle es fort und fort **Preußen**, **Sachsen**, **Bayern** rc.... geben. Es frägt sich nun: Warum soll es nicht auch im Innern von Deutschland blos Deutsche geben? Weil durch diese Verschmelzung aller Deutschen zu einer großen, einigen, mächtigen Nation die Sonderinteressen der einzelnen Regierungen verkümmert würden. Haec fabula docet: daß 40 Millionen Deutsche, welche das größte Volk Europa's sein könnten, wenn sie sich vollkommen einigten, für alle Zeiten zerstückelt, ohnmächtig, ja der Spott aller freien Völker bleiben sollen, blos damit einige Familien fortregieren können. Also sind die Völker der Regierungen wegen da, und nicht umgekehrt?

Was die Centralgewalt anbelangt, so soll sie keine Macht haben, die in das Ressort einer Einzelregierung gehört. Sie soll also nicht viel mehr sein, als ein Popanz, den man dem Auslande zeigt. Mit einem Worte, der alte deutsche Bund von 1815 soll dem Wesen nach fortbestehen, und zur Täuschung der Dummköpfe sollen lediglich einige formale Aenderungen vorgenommen werden. Der preußische Staatsanzeiger sagt aber ausdrücklich:

„**Nicht blos die formale Einheit, sondern auch eine tiefer begründete Einigung zu erzielen, ist die Aufgabe der Verfassung, und eine solche kann nicht erwartet werden, wo den einzelnen Regierungen Opfer angesonnen werden, welche weder die Nothwendigkeit fordert, noch der Geist der deutschen Stämme billigt.**" (!!!!)

Welche Logik! Also besteht die vom Geist der deutschen Stämme gebilligte tiefer begründete Einigung eben in der inneren Zerstückelung? Ich glaube kaum, daß der Geist der deutschen Stämme diese Logik billigen könne! Ich habe eine zu hohe Idee von dem Geist der deutschen Stämme, als daß ich glauben sollte, mit albernen Phrasen, wie sie der preußische Staatsanzeiger ex offo bringt, könne man ihm ein X für ein U machen. Uebrigens läßt die Exoffo-Einbegleitung des preußischen Staatsanzeigers andererseits an Deut-

lichkeit nichts zu wünschen übrig, indem sie weiter unten ausdrücklich sagt: daß der durch die vorgeschlagene Verfassung entstehende Bundesstaat ein bloßes Bündniß im Sinne des §. 11 der Wiener Verträge sei, und daß er folglich den Fortbestand der Verträge von 1815 nirgends antaste.

Wir wollen nun die wesentlichsten Aenderungen durchgehen, welche der Berliner Entwurf an der Reichsverfassung vornimmt, und dann untersuchen, ob er in der That, wie die offizielle Einbegleitung im preußischen Staatsanzeiger behauptet: nicht blos die nothwendigen und nützlichen Bestimmungen der Reichsverfassung beibehalten hat, sondern auch alle diejenigen, welche, den obersten Forderungen des Rechtes und der Ordnung nicht widersprechend, keinen eigentlichen Nachtheil für die gemeine Wohlfahrt befürchten lassen.

Die wesentlichsten, durch den Sonderbundsentwurf an der Reichsverfassung vorgenommenen Aenderungen dürften wohl die nachstehenden sein:

Das Heer soll nicht, wie es die Reichsverfassung bestimmt, den Eid der Treue auf die Reichsverfassung leisten.

Von den Zöllen, sowie von den Produktions- und Verbrauchssteuern soll nicht, wie es die Reichsverfassung bestimmt, nach Maßgabe des Budgets für die Ausgaben des Reichs, die Vorwegnahme eines bestimmten Theiles angesetzt werden.

Der Reichsgewalt soll es nicht zustehen, die Gleichmäßigkeit des Postwesens in ganz Deutschland zu ordnen und zu überwachen.

Die Reichsgewalt soll nicht die Befugniß haben, insofern es nöthig erscheint, das deutsche Postwesen für Rechnung des Reichs in Gemäßheit eines Reichsgesetzes zu übernehmen.

Die Reichsgewalt soll nicht berechtigt sein, Reichssteuern aufzulegen und zu erheben.

Das Reichsoberhaupt soll nicht irgend einer der regierenden Fürsten als deutscher Kaiser sein, sondern der jeweilige König von Preußen unter dem bescheidenen Titel eines Reichsvorstandes, und an der Spitze eines Fürstenkollegiums.

Das Veto der Reichsregierung soll nicht ein blos suspensives, sondern ein absolutes sein.

Die Dauer der Finanzperiode und Budgetbewilligung soll nicht ein Jahr, sondern drei Jahre sein.

Das Staatenhaus soll in Betreff des Budgets nicht blos das Recht haben, Erinnerungen und Ausstellungen zu machen, so daß das Volkshaus allein darüber endgiltig beschließt, sondern das Budget soll an das Staatenhaus zur Berathung und Beschlußnahme abgegeben werden, und nur durch die Uebereinstimmung beider Häuser soll ein endgiltiger Beschluß zu Stande kommen.

Es soll nicht jedes Haus das Recht haben, sich seine eigene Geschäftsordnung zu geben.

Es soll dem Hause nicht zustehen, die Aufhebung der Haft oder Untersuchung eines seiner Mitglieder bis zum Schlusse der Sitzungsperiode zu beschließen.

Die Reichsminister sollen auch das Recht haben, Kommissarien zu bezeichnen, welche den Verhandlungen beider Häuser des Reichstages beizuwohnen, und jederzeit von denselben gehört zu werden das Recht haben sollen.

Die Bestimmung, daß keine Verfassung oder Gesetzgebung eines deutschen Einzelstaates die Grundrechte aufzuheben oder zu beschränken berechtigt sein soll, findet nicht Anwendung, im Gegentheile sollen die Grundrechte ihre Anwendung auf die besondern Verhältnisse der Einzelstaaten in den Gesetzgebungen derselben finden. Mit einem Worte, dem deutschen Volke sollen durch die Reichsverfassung keine Grundrechte garantirt sein.

Der Adel als Stand soll nicht aufgehoben sein. Auch die Titel sollen fortbestehen.

Auch die Todesstrafe soll nicht abgeschafft werden. Die von der Reichsverfassung zugestandenen Ausnahmen für die Fälle des Kriegsgerichtes und des Seewesens genügen dem Blutdurste der Fürsten nicht. Die Justizmorde sollen nicht blos Ausnahme sein, sie sollen in der Regel stattfinden dürfen. Es scheint, daß das Blut zum Färben des Purpurs unentbehrlich ist.

Die Preßfreiheit soll nicht garantirt sein. Nur die Censur soll nicht mehr eingeführt werden; alle andern Präventivmaßregeln, wie: Concessionsertheilungen, Sicherheitsbestellungen, Staatsauflagen, Beschränkungen der Druckereien und des Buchhandels, Postverbote und andere Hemmungen sollen die Preßfreiheit untergraben dürfen.

Die Bestimmung, daß Niemand verpflichtet sei, seine religiöse Ueberzeugung zu offenbaren, soll wegbleiben.

Die Religionsgesellschaften sollen den allgemeinen Staatsgesetzen nicht unterworfen sein. Einer oder der anderen Kirche soll es also gestattet sein, einen Status in statu zu bilden.

Die in der Reichsverfassung enthaltene Bestimmung, daß das Unterrichts- und Erziehungswesen, abgesehen vom Religionsunterrichte, der Beaufsichtigung der Geistlichkeit als solcher enthoben sei, soll wegfallen, so daß es einer Einzelregierung auch freistehen soll, das Unterrichts- und Erziehungswesen der Gesellschaft Jesu anzuvertrauen, wenn sie dies als in ihrem Interesse begründet erachtet.

Die Bestimmung, daß Unbemittelten auf allen öffentlichen Unterrichtsanstalten freier Unterricht gewährt werden soll, wird dahin beschränkt, daß dies nur in den Volksschulen und niederen Gewerbsschulen der Fall sein solle. Der höhere Unterricht soll ein Privilegium der Bemittelten sein. Ein Genie wie Newton muß Schuster oder Schneider werden, wenn es zufällig von unbemittelten Aeltern stammt.

Nur Einzelne und Korporationen sollen das Petitions- und Beschwerderecht haben, nicht auch Mehre im Vereine. Die Innung der Seifensieder z. B. soll sich beschweren dürfen, ein Verein von 10,000 Menschen aber nicht.

Auch das Vereinsrecht soll durch zu erlassende Gesetze im Interesse der öffentlichen Sicherheit beschränkt werden können.

Nicht alle auf Grund und Boden haftenden Abgaben und Leistungen, sondern nur die privatrechtlichen sollen ablösbar sein.

Die Jagdgerechtigkeit auf fremdem Grund und Boden, Jagddienste, Jagdfrohnden und andere Leistungen für Jagdzwecke sollen nicht, wie es die Reichsverfassung vorschreibt, ohne Entschädigung aufgehoben sein, sondern die betreffende Entschädigung soll den Landesgesetzgebungen der Einzelregierungen vorbehalten bleiben. Es wäre auch gar zu empörend, wenn die hohen Herrschaften ihre unentgeldlichen Treiber und dergl. einbüßen sollten!

Nicht bei allen politischen Vergehen, sondern nur bei schweren, sollen Schwurgerichte urtheilen. Wo blieben denn sonst die zahlreichen willkürlichen jahrelangen Verhaftungen?

Die Gemeinden sollen als Grundrecht ihrer Verfassung nicht auch die Ortspolizei haben.

Bei der Volksvertretung in den Einzelstaaten soll nicht, wie es die Reichsverfassung vorschreibt, bei der Gesetzgebung, bei der Besteuerung, bei der Ordnung des Staatshaushaltes ɩc. (wo zwei Kammern vorhanden sind) — jede Kammer für sich das Recht des Gesetzvorschlages, der Beschwerde, der Adresse, so wie der Anklage der Minister haben.

Die Bestimmung, daß bei jedem Regierungswechsel der Reichstag, falls er nicht schon versammelt ist, ohne Berufung in der Art, wie er das letzte Mal zusammengesetzt war, zusammentreten soll, bleibt weg.

Auch das Gesetz, daß das Reichsoberhaupt, erst nach geleistetem Eide berechtigt sei, Regierungshandlungen vorzunehmen, wird verworfen.

In Bezug auf die Abänderung der Reichsverfassung soll das Reichsoberhaupt nicht ein blos suspensives, sondern ein absolutes Veto haben.

Im Falle des Krieges oder Aufruhrs können nicht nur die Bestimmungen der Grundrechte über Verhaftung, Haussuchung und Versammlungsrecht, sondern auch die über den Gerichtsstand und die Presse außer Kraft gesetzt werden.

Es sollen nicht direkte, sondern indirekte Wahlen stattfinden, und alle bei dieser Prinzipveränderung üblichen wesentlichen Modifikationen und Beschränkungen sollen Platz greifen.

Ich stelle nun schließlich an alle Staatskundigen einige ganz einfache Fragen:

1) In wie ferne würde es den obersten Forderungen des Rechts und der Ordnung widersprechen, wenn das deutsche Heer den Eid der Treue auf die deutsche Reichsverfassung leisten würde?

2) In wie ferne würde es den obersten Forderungen des Rechtes und der Ordnung widersprechen, wenn die Gleichmäßigkeit des Postwesens in ganz Deutschland durch die Reichsgewalt überwacht, und nöthigen Falles das Postwesen für Rechnung des Reichs übernommen würde?

3) In wie ferne würde es den obersten Forderungen des Rechtes und der Ordnung widersprechen, wenn ein anderer regierender Fürst als der jeweilige Preußenkönig zum Reichsoberhaupte ernannt würde?

4) In wie ferne würde es den obersten Forderungen des Rechtes und der Ordnung widersprechen, wenn die Reichsregierung nicht ein absolutes, sondern ein blos suspensives Veto hätte?

5) In wie ferne würde es den obersten Forderungen des Rechtes und der Ordnung widersprechen, wenn die Dauer der Finanzperiode und Budgetbewilligung nur ein Jahr wäre?

6) In wie ferne würde es den obersten Forderungen des Rechtes und der Ordnung widersprechen, wenn jedes der beiden Häuser das Recht hätte, sich seine eigene Geschäftsordnung zu geben?

7) In wie ferne würde es den obersten Forderungen des Rechtes und der Ordnung widersprechen, wenn die Reichsminister nur das Recht hätten, persönlich den Verhandlungen der beiden Häuser beizuwohnen, und jederzeit von denselben gehört zu werden, nicht aber befugt wären, sich durch Kommissarien in denselben vertreten zu lassen?

8) In wie ferne würde es den obersten Forderungen des Rechtes und der Ordnung widersprechen, wenn die Grundrechte dem deutschen Volke durch die Reichsverfassung wirklich gewährleistet wären, und nicht deren Anwendung den Gesetzgebungen der Einzelregierungen freigestellt wäre?

9) In wie ferne würde es den obersten Forderungen des Rechtes und der Ordnung widersprechen, wenn der Adel als Stand, und die Titel aufgehoben würden?

10) In wie ferne würde es den obersten Forderungen des Rechtes und der Ordnung widersprechen, wenn die Todesstrafe abgeschafft würde?

11) In wie ferne würde es den obersten Forderungen des Rechtes und der Ordnung widersprechen, wenn die Preßfreiheit garantirt wäre?

12) In wie ferne würde es den obersten Forderungen des Rechtes und der Ordnung widersprechen, wenn Niemand verpflichtet wäre, seine religiöse Ueberzeugung zu offenbaren?

13) In wie ferne würde es den obersten Forderungen des Rechtes und der Ordnung widersprechen, wenn die Religionsgesellschaften den allgemeinen Staatsgesetzen unterworfen wären?

14) In wie ferne würde es den obersten Forderungen des Rechtes und der Ordnung widersprechen, wenn das Unterrichts- und Erziehungswesen der Pfaffenbeaufsichtigung enthoben wäre?

15) In wie ferne würde es den obersten Forderungen des Rechtes und der Ordnung widersprechen, wenn Unbemittelten auf allen öffentlichen Unterrichtsanstalten freier Unterricht gewährt würde?

16) In wie ferne würde es den obersten Forderungen des Rechtes und der Ordnung widersprechen, wenn auch Mehre im Vereine das Petitions- und Beschwerderecht hätten?

17) In wie ferne würde es den obersten Forderungen des Rechtes und der Ordnung widersprechen, wenn die Jagddienste, Jagdfrohnden ꝛc.... ohne Entschädigung aufgehoben würden?

18) In wie ferne würde es den obersten Forderungen des Rechtes und der Ordnung widersprechen, wenn bei allen politischen Vergehen Schwurgerichte urtheilen würden?

19) In wie ferne würde es den obersten Forderungen des Rechtes und der Ordnung widersprechen, wenn das Reichsoberhaupt erst nach geleistetem Eide berechtigt wäre, Regierungshandlungen vorzunehmen?

20) In wie ferne würde es den obersten Forderungen des Rechtes und der Ordnung widersprechen, wenn das Volk durch einfache Wahlen unmittelbar seine Stellvertreter ernennen würde?

Ich beschränke mich auf diese 20 Fragen, obschon ich in Betreff der durch den Berliner Entwurf an der Reichsverfassung vorgenommenen Veränderungen noch viele andere Fragen zu stellen hätte.

Da ich aber sehr bezweifeln muß, daß sich irgend ein Mann der Wissenschaft finden wird, der diese 20 Fragen genügend zu beantworten im Stande wäre, so bin ich zu der Ueberzeugung gezwungen, daß die Herren, welche in Berlin zusammengesessen haben, um die deutsche Reichsverfassung zu verstümmeln, auch für die obersten Forderungen des Rechtes und der Ordnung einen ganz eigenen, der Wissenschaft fremden, in jüngster Zeit durch preußisches: Car tel est mon plaisir oktroyirten Begriff in ihre Sitzungen mitgebracht haben, den zu ergründen wohl nur höhere preußische Beamte und Diplomaten befähigt sein dürften. Dr. Franck.

Proudhon's Banque du peuple

von

Josef Hrczka.

II.

Der gründlichste Sozialist ist Proudhon. Er hat der sozialistischen Frage bis auf die tiefste Wurzel nachgespürt, er hat den Strom des gesellschaftlichen Elends bis auf seinen Ursprung verfolgt. Das gesellschaftliche Elend besteht darin, daß so viele Menschen in materieller und geistiger Noth verkümmern. Dieses Faktum hat zwei Parteien hervorgerufen: die Malthusianer und die Sozialisten. Das Prinzip der erstern hat der englische Doktor Malthus ganz klar und unumwunden ausgesprochen. Es lautet:

„Wenn ein Mensch in einer Welt geboren wird, die bereits in Besitz genommen ist, wenn seine Familie einen solchen Menschen nicht ernähren kann, und wenn die Gesellschaft seine Arbeit nicht braucht, so hat er nicht das geringste Recht, irgend ein Stück Nahrung zu verlangen. Er ist wirklich zu viel auf der Erde. Am großen Bankett der Natur ist für ihn kein Gedeck gerichtet. Die Natur befiehlt ihm, sich wegzupacken, und sie wird nicht säumen, diesen Befehl selbst in Vollzug zu bringen.“ Noch entschiedener als Malthus spricht sich sein Landsmann Marcus aus, der überdies nicht will, daß man die Natur allein ihren Prozeß mit dem Armen ausmachen lassen, sonder ihr darin zu Hilfe kommen solle. Malthus will, daß man diejenigen, welche keine Mittel haben, unthätig dem Hungertode überlasse; Marcus aber kann nicht zusehen, wie die Menschen vor Hunger sterben, und verlangt deshalb, daß man dem grausamen Hunger durch einen barmherzigen Mord zuvorkomme, und zwar legt er diese Pflicht demjenigen zunächst auf, dessen Barmherzigkeit durch die Bande des Blutes zunächst angeregt werden muß. Marcus verlangt ganz kurz, daß die Mutter, wenn sie ihren Kindern kein Brod geben kann, ihnen ihre mütterliche Zärtlichkeit durch einen Todtschlag beweise. „Von drei Kindern aus der arbeitenden Klasse sollen zwei bei der Geburt erstickt werden, und den kindmörderischen Müttern soll für diesen Akt des Patriotismus eine Nationalbelohnung zu Theil werden.“ Malthus hat auf seiner Fahne das Bild von Hagar in der Wüste, Marcus aber das Bild einer Kindesmörderin. Zur Ehre der Menschheit sei es gesagt, daß Marcus keine Partei gefunden. Wer sind aber die Malthusianer? Die Reichen, die Prasser, die müßigen, selbstsüchtigen Schwelger.

Während den Malthusianern das fatalistische Prinzip des Gehenlassens bequem ist, während sie das gesellschaftliche Elend für eine unabänderliche Nothwendigkeit ansehen, die man höchstens beklagen, in keiner Weise aber wegzuräumen unternehmen darf, sind die Sozialisten, geleitet durch das Prinzip der Humanität, zu der Ueberzeugung gelangt, daß das Elend der Gesellschaft keine innere Nothwendigkeit derselben ist, daß ihm daher abgeholfen werden kann und muß. „Brod für Alle, Gedanken für Alle,“ das ist die Devise der Sozialisten. Mit diesem Prinzipe ist für die Millionen starke Masse der Nothleidenden, und in geistiger Verwilderung Versunkenen Alles gewonnen. Wenn es nur einmal feststeht, daß geholfen werden muß, so wird auch geholfen werden, obschon in Betreff der Art und Weise, wie geholfen werden soll, adhuc sub judice lis est. Es ist ganz natürlich, daß so viele sozialistische Systeme sich entwickelt haben. Sind doch viel geringere und minder umfassende Aufgaben der Menschheit erst nach langen verfehlten Versuchen, und oft wiederholten Mißgriffen zur Lösung gelangt. Um so mehr denn der Sozialismus, dessen Aufgabe darin besteht, den Hunger zu bekämpfen, und die geistige Nacht zu verscheuchen, unter welcher so viele Millionen Menschen schmachten. Die Aufgabe ist groß und heilig, sich mit ihrer Lösung beschäftigen, ist wahrer Gottesdienst, an ihre Lösung glauben, ist wahre Religion, und ihre Lösung finden, heißt der Welt die Erlösung bringen.

Der Kommunismus hat zuerst eine Antwort gegeben auf die sozialistische Frage, und

er hat sie in einer ganz naiven Weise gegeben. Die sozialistische Frage ist: Wie soll dem materiellen Elend und der geistigen Verwahrlosung so zahlloser Menschen abgeholfen werden? Der Kommunismus giebt ganz einfach zur Antwort: Man vertheile die Arbeit gleich unter Alle, man vertheile die Früchte der Arbeit gleich unter Alle, man vertheile endlich auch die Aufklärung gleich unter Alle, und Alle werden genug haben, Brod genug und genug Gedanken. Der Kommunismus hat freilich eine Antwort gegeben, hat er aber etwas beantwortet? Wie soll der Abstand der Erde von der Sonne ausfindig gemacht werden? Man messe! Gerade so klingt die Antwort des Kommunismus auf die sozialistische Frage. Die Kommunisten wollen schlechtweg theilen, dabei haben sie zweierlei vergessen: 1) daß die Theilung nicht durchzuführen, weil sie in der ganzen Gesellschaft den unüberwindlichsten Widerstand findet, 2) daß, wenn auch die Theilung gelungen, und die Gleichheit des Güterbesitzes durchgeführt wäre, dieses eben nur für einen Augenblick Bestand hätte. In Sparta wurde ja durch Lykurg der Kommunismus in allen seinen Konsequenzen eingeführt, obschon er nicht die Staatsgemeinde, sondern nur einen gewissen Theil derselben, nämlich den der freien Spartaner umfaßte, während Sklaven und Heloten ausgeschlossen blieben. Aber wie bange wurde Lykurg um die Fortdauer seines Systemes. Nachdem es eingeführt, in Gang gebracht, zum Gesetz erhoben war, verließ Lykurg Sparta, und nahm den Schwur seiner Landsleute mit sich in die Fremde, daß sie, bis er zurückgekehrt, an seinem Systeme nichts ändern wollten. Lykurg faßte den Entschluß, nie wieder zurückzukehren, um so den Spartanern den ewigen Kommunimus moralisch aufzuzwingen. Lykurg starb auf fremden Boden, und noch in der Sterbestunde war er ängstlich um den Kommunismus in seinem Vaterlande, er fürchtete, daß, wenn auch nur seine Gebeine oder seine Asche zurückgebracht würde, seine Landsleute darin seine eigene Zurückkunft auslegen, und sich ihres Schwures Betreffs der kommunistischen Verfassung Lykurg's entbunden sehen dürften. Darum verordnete er, daß seine Gebeine ins Meer geworfen würden. Hierdurch glaubte er den Kommunismus in Sparta für ewig gegründet zu haben, gegründet durch den äußersten Zwang des Schwures. Also muß Lykurg auch tief gefühlt haben, daß der Kommunismus in sich keine Garantie des Bestandes, und daß vielmehr in der Fortentwickelung der Gesellschaft die Bedingung seines Unterganges liege. In der That, die Spartaner hatten geschworen, sich in gleicher Weise zu beschäftigen, in gleicher Weise zu genießen, sich Alle in gleicher Weise ihre Frauen vom Staate geben zu lassen, und ihm dafür Alle in gleicher Weise ihre Kinder zu schenken, mit einem Worte, die Spartaner hatten sich dem Kommunismus zugeschworen, Lykurg ist ausgewandert, und seine Asche wurde ins Meer verstreuet, und doch ist Sparta den Weg der übrigen menschlichen Gesellschaft gegangen, der Kommunismus ist dort nach und nach verschwunden.

Noch näher als das alte Sparta liegt uns Russland wo noch zu Peters des Großen Zeiten jede Kommune eine wahre kommunistische Gemeinde bildete, wo alljährlich eine neue Vertheilung der Güter vorgenommen wurde, während später diese frischen Theilungen immer unregelmäßiger immer ungleicher in den verschiedenen Gemeinden und immer seltener wurde, so daß heute bald alle 7 bald alle 15 Jahre oder nach einem andern Ciclus die Theilung vorgenommen wird, und zu erwarten steht, daß der Kommunismus auch in Russland mit dessen Fortschritten der Entwickelung endlich ganz aufhören und nur historisch bleiben wird.

Die Kommunisten erscheinen also wie gewisse Wundärzte, welche einen bösartigen Auswuchs am Körper durch eine einfache Operation, durch einen einfachen Schnitt geheilt und das ganze Leiden durch den einmaligen kostspieligen Blut und Säfteverlust, durch den einmaligen Schmerz durch die einmal überstandene Gefahr unter der chirurgischen Operation abgethan glauben.

Wie arg ist aber die Täuschung, wenn schon nach kurzer Zeit der Auswuchs wieder sich zu entwickeln beginnt. Und warum entwickelt er sich wieder? Weil der ganze Organismus in seiner innersten Mischung diese krankhafte Tendenz mit sich führt und weil der Arzt nicht darauf bedacht war, lieber diese Mischung zu ändern, diese verfehlte Entwickelungsrichtung umzustimmen und zum Gesunden und Normalen zurückzuführen. Der Kommunismus ist eine mechanische Operation an dem Aeußeren des gesellschaftlichen Körpers, soll dieser aber wirklich gesund werden, so muß er organisch umgeändert werden nach einem bestimmten Gesetz und Systeme, nicht aber ohne Gesetz und ohne System durch den rohen und gefährlichen Eingriff in seine Existenz. Schließlich hat der Kommunismus in den meisten der ihn repräsentirenden Schulen, eben so wie in der Lykurgischen, sich der Entwickelung des Geistes feindlich gezeigt und er mußte es weil er wohl wußte, daß, wenn der Entwickelung des Geistes freies Feld gegeben wird, sich der Natur des Menschen gemäß größere und kleinere, mächtigere und schwächere geistige Kapazitäten hervor entwickeln werden, und daß dann der reichere den ärmeren Geist eben so unterordnen müßte wie die größere Kraft die kleinere. Wo aber sollte es dann mit dergleichen Vertheilung der Güter hinkommen, wenn das größere Talent das kleinere ausbeutet? Also der Geist müßte zurückgedrängt werden, und anstatt allgemeiner freier Entwickelung desselben sollte allgemeine Einschänkung die Regel sein, dann aber hätte der Kommunismus die eine Hälfte der sozialistischen Aufgabe auf Kosten der andern Hälfte gelöst, denn die ganze sozialistische Aufgabe besteht darin, allen Menschen körperliche und geistige Arbeit, körperlichen und geistigen Genuß zu verschaffen. Brod und Erkenntniß für Alle verlangt der Sozialismus; der Kommunismus aber will Brod geben um den Preis der Erkenntniß; jenes reicht er mit der einen Hand, diese nimmt er mit der andern. Der Kommunismus will auf der einen Seite aufbauen was er auf der andern Seite zerstört, nämlich eine freie Gesellschaft. Denn frei ist nur wer weder geistig, noch körperliche Fesseln trägt. Also der Kommunismus ist einseitig, oder vielmehr er widerspricht sich, der Kommunismus kann wegen der materiellen Hindernisse nicht eingeführt werden und kann, wenn auch glücklich eingeführt, nicht dem Fortbestand entgegen sehen.

Etwas über Kabinets- und Volkskriege mit einem Hinblick auf unsere Zeit.

Oft zwar ist von Kabinetskriegen, in ihrem Gegensatz zu den Volkskriegen, gesprochen worden; immer aber ist es versäumt worden, durch eine populäre Erklärung den zwischen beiden obwaltenden Unterschied deutlich und klar darzustellen. Wir haben es uns hier zur Aufgabe gemacht, mit wenig Worten die Gränze zu bezeichnen.

Krieg, aus unlauterer Absicht geführt, stempelt den, der ihn heraufbeschworen, zum Verbrecher. Auf ihm ruht der Fluch der Wittwen und Waisen. Ich spreche von Kriegen, die, durch Ehrgeiz, Hochmuth und Fanatismus einzelner Machthaber entzündet, die Saaten des Landmannes verheeren, und ganze Völker zur Schlachtbank führen. Wie aber bezeichnen wir den Frevler, der das Licht der Freiheit mit dem Blute seines Volkes verlöschen, den erwachenden Geist in die Betäubung der Knechtschaft zurückstoßen möchte, und die Straßen der Städte mit Bürgerblut zu beflecken befiehlt. Solch einen Mann näher zu bezeichnen, brauchen wir nicht, seine Thaten haben ihn mit dem Zeichen des absichtlichen Mordes gestempelt. Warum treten aber viele Regierungen der Freiheit so feindlich entgegen? Woher diese Furcht vor einem freien Volke? Ein freies Volk ist zugleich ein denkendes Volk, ein freies Volk leistet nicht blinden Gehorsam; es will Gründe für die Handlungen der Regierung, ja es verlangt sogar Rechenschaft. Der Machthaber aber, nur Knechtung sinnend, vermag weder wahrhafte Gründe, noch genügende Rechenschaft zu leisten, bethört von Hochmuth, verachtet er den Rath der Klügeren, und will als Zwingherr nur nach seiner Laune, nicht nach der Vernunft handeln; doch es mahnt die Zeit, wo die Burgen der Zwingherrn gebrochen, und sie selbst, vor dem Zorn des Volkes erbebend, in das Nichts, aus dem sie ihre Vorrechte entnommen, versinken werden. Der Genius der Freiheit ruft im Sturm der Revolution die Völker zum Siege für Wahrheit und Recht, ein solcher Kampf zieht, ein befruchtendes Gewitter, über den europäischen Himmel, haucht Zorn und Muth in den erwachenden Geist des Volkes, Ohnmacht und tückische Feigheit in die verdorrten Herzen der Volksdränger. Die Kriege solcher Fürsten, nur berechnet auf ihren Privatvortheil, berücksichtigen nicht das Wohl und Wehe der Völker, selbstsüchtig opfert man einem finstern Lügensystem kalt, herzlos die Jünger der Freiheit. Mögen ganze Völker unter dem Mordbeile verbluten, wenn nur die Freiheit erdrückt, die zersprengten Sklavenfesseln dem Volke wieder angelegt werden. Was kümmert euch die blutgeröthete Straße, das Wehgeschrei verlassener Mütter und Waisen. Trauer und Klage findet keinen Widerhall in euren Herzen; nur die geschwungene Waffe, nur der vergeltende Zorn des Volkes, füllt mit bleicher Furcht und mit Entsetzen eure verzagende Seele; nur die drohende Strafe lehrt euch nachgeben und Besserung geloben. Solche Kriege, zum Unheil der Völker geführt, die wahrhaft teuflisch, die heiligsten Rechte antasten, Freiheit und Wahrheit in Sklaverei und Lüge umwandeln möchten, gehören zu den Kabinetskriegen. So strebt man, die große, herrliche Idee, der deutschen Einheit, von dem Volke mit Be-

Der Feldzug ist eröffnet. Jeder Mann muß es fühlen, daß ein schwerer, hartnäckiger Kampf geschlagen werde, und daß er seine Stellung einzunehmen habe.

Russische, preußische, österreichische Söldlinge, geübt im schweigenden Gehorsam, im Dienste der Tyrannei, schauerlich abgerichtet zur Handhabung der tödtlichen Waffen; ohne Prüfung, ohne Wahl zu stehen und zu fallen, zu tödten und zu zerstören aufs Kommando. — Auf der andern Seite stehen die Völker mit dem Bewußtsein ihrer Würde, ihres Rechtes, ihrer höchsten, heiligsten Pflichten, den Forderungen der Sittlichkeit, und des großen Geistes gegenüber, der Gesetze giebt, die Niemand umzustoßen berechtigt ist. — Die Demokratie, welche die große herkulische Arbeit übernommen, den Unrath von Jahrhunderten aus der Welt zu schaffen, und müßten sie ihn mit den Strömen ihres eigenen Blutes wegschwemmen.

Der Feldzug ist eröffnet. Im Osten und im Süden befestigen sich die Vertreter des Rechtes gegen den Absolutismus, dem nur die brutale Gewalt zu Gebothe steht, der trotz Civilisation und Aufklärung, trotz aller Offenbarungen des Geistes, das Faustrecht geltend machen will, und dem Zeitalter ungestraft diesen Schimpf anthun zu können glaubt.

In Ungarn kämpft ein Heer für die Weltbefreiung, in Süddeutschland, rüstet sich das andere.

In der Rheinpfalz und in Baden haben sie an dem Unglück in Mailand, Florenz, Wien, Turin, Krakau rc., und an dem Gelingen in Frankreich, in Ungarn gelernt, was ein Volk vermeiden und was es thun muß, um zu siegen, vor Allem thut eine umfassende Organisation Noth.

Die provisorische Regierung der Rheinpfalz hat folgendes Organisationsdekret für die pfälzer Volkswehr erlassen:

„Die Aushebung eines Volksheeres und die möglichst schnelle Organisirung desselben erscheinen gegenüber den gegenwärtigen Verhältnissen als um so dringlichere Maßregeln, da von allen Seiten die Feinde der Reichsverfassung und der Freiheit des Volkes sich zu einem Kampfe auf Tod und Leben gegen uns rüsten, und nur mit einem wohlorganisirten, waffengeübten Heere ein erfolgreicher Widerstand möglich ist. Die provisorische Regierung beschließt daher folgendes Organisationsdekret, welches von dem Tage seiner Kundmachung an in Wirksamkeit zu treten hat:

§. 1.

Die gesammte waffenfähige Mannschaft der Pfalz theilt sich in drei Aufgebote, und zwar:

a) In das bewegliche Aufgebot, aus dem das Volksheer gebildet wird;

b) in das stabile Aufgebot, welchem zunächst die Vertheidigung des eigenen Heerdes obliegt, und dann

c) in das dritte Aufgebot oder die Reserve.

§. 2.

In das erste Aufgebot gehört jeder waffenfähige, ledige Pfälzer bis zum 30. Jahre. Wer in dieses Aufgebot zählt, ist bei Vermeidung der Erklärung zum Landesverräther verpflichtet, auf den ersten Ruf des Oberkommandanten der pfälzischen Volkswehr sofort zu erscheinen.

§. 3.

In das zweite Aufgebot gehört jeder waffenfähige ledige Mann vom 30. bis zum 40. Lebensjahre, und jeder waffenfähige verheirathete Mann bis zum 40. Jahre.

§. 4.

In das dritte Aufgebot endlich gehören alle waffenfähigen Männer vom 40. bis zum 60. Jahre.

§. 5.

Die Aushebung zu dem stehenden Heere beschränkt sich auf das erste Aufgebot, und wird, wie folgt, ausgeführt:

a) Aus dem ersten Aufgebot wird vorläufig nur die Hälfte desselben ausgehoben, und zwar in der Weise, daß zuerst die sich freiwillig Meldenden konskribirt werden. Genügt die Anzahl der Freiwilligen nicht, um die Hälfte des ersten Aufgebots auszufüllen, so wird an den Orten, wo sich eine Rekrutirungskommission befindet, durch das Loos bestimmt, wer in die erste, und wer in die zweite Abtheilung des ersten Aufgebots einzureihen ist;

b) die zweite Abtheilung des ersten Aufgebots tritt nicht minder, wie die erste, unter Waffen, konzentrirt sich nach erfolgtem Abmarsch der ersten Abtheilung, jedoch in den Kantonsorten, um jederzeit, falls sie vom Oberkommando einberufen würde, augenblicklich ausmarschiren zu können.

§. 6.

Behufs der Aushebung der Aufgebote wird an allen Kantonsorten eine Rekrutirungscommission, bestehend aus dem Präsidenten, der gegenwärtigen Kantonalausschüsse, einem Arzte, einem Offiziere des Wahlkörpers des Kantons und zwei Aktuaren, niedergesetzt.

§. 7.

Zu sorgfältiger Leitung und Beaufsichtigung der Rekrutirung sendet die provisorische Regierung einen mit den nöthigen Vollmachten versehenen Kommissär in alle Landeskommissariate. Dieser hat täglich bis zu vollendeter Aushebung an die provisorische Regierung Bericht zu erstatten, und den Gang der Aushebung selbst in jeder möglichen Weise zu fördern und zu beschleunigen.

§. 8.

Ist die Aushebung der ersten Hälfte des ersten Aufgebots bewirkt, so konzentrirt sich dieselbe augenblicklich in dem Kantonsort.

§. 9.

Dieses erste Aufgebot bildet das stehende Heer, welches eingetheilt wird, wie folgt:

a) Aus jedem Kantone werden an den Kantonsorten so viele Kompagnien zu 150 Mann gebildet, als Mannschaft vorhanden ist.
b) Die Kompagnien wählen ihren Kompagnieführer, 2 Zugführer und 13 Unteroffiziere.
c) Aus je 6 Kompagnien wird am Sitze der Landkommissariate ein Bataillon formirt in der Weise, daß zunächst die Kompagnien desselben Landeskommissariats zusammenstoßen. Die Regierung ernennt die Bataillonsführer. Den Mannschaften steht aber ein Veto zu.

§. 10.

Sobald die erste Hälfte marschirt, tritt augenblicklich die zweite Hälfte des ersten Aufgebots an deren Stelle.

§. 11.

Die Gemeinden haben jeden Mann, sofern er nicht selbst dazu die Mittel besitzt, mit zwei Hemden, zwei Paar Schuhen, einer Blouse, einer Tuch- und einer leinenen Hose, einer Kopfbedeckung und einer Patrontasche zu versehen.

§. 12.

Sobald die Mannschaft nach den Kantonsorten rückt, erhält sie regelmäßige Verpflegung und Besoldung. Die Besoldung beträgt für den Mann 6 Kreuzer, für den Unteroffizier 15. — Ueber die Besoldung der Offiziere wird ein eigener Etat aufgestellt werden.

§. 13.

Zur Bewaffnung des ersten Aufgebots werden, außer den von der Regierung gelieferten, alle Schußwaffen verwandt, die in den Händen der Gemeinden sind. Außerdem erwartet die Regierung von dem Patriotismus aller Bürger, daß sie ihre Privatwaffen gegen Schein leihweise für das erste Aufgebot hergeben. So lange an Schußwaffen Mangel ist, haben die Gemeinden für Piken und Sensen zu sorgen.

§. 14.

Alle gedienten Artilleristen und Kavalleristen sind von den Regierungskommissionen sofort nach Kaiserslautern zu dirigiren.

§. 15.

Das zweite Aufgebot dient, wie schon erwähnt, ausschließlich zur Vertheidigung des heimathlichen Bodens, und kann nur im Falle dringender Gefahr zur Dienstleistung außerhalb seiner Kantone verwendet werden.

§. 16.

Das dritte Aufgebot endlich beschränkt sich ausschließlich auf die Vertheidigung des heimathlichen Bodens, und kann außerhalb desselben nicht verwendet werden.

§. 17.

Jedem Wehrmann aus dem zweiten und dritten Aufgebote bleibt es unbenommen, sich dem ersten Aufgebote anzureihen.

§. 18.

In jedem Katonsorte wird eine Kommission niedergesetzt, welche sich mit Anschaffung und Erzeugung von Blousen, Kopfbedeckungen, Schuhen, Herstellung schadhafter Armirungsstücke 2c. 2c. vorzüglich zu beschäftigen hat; dieselbe ist dem Kantonalvertheidigungs-Ausschusse untergeordnet.

§. 19.

In den weiteren Pflichten dieser Kommission liegt die Anlegung eines Munitions- und Waffenmagazins, in welchem die Munition des zweiten und dritten Aufgebots, so wie die Waffen der Kranken, Beurlaubten oder sonst Abwesenden aufbewahrt werden.

§. 20.

Binnen drei Tagen muß die Organisation so weit ausgeführt sein, daß die Kompagnien formirt sind. Binnen acht Tagen müssen die Bataillons formirt sein.

§. 21.

Die jetzt bestehenden Freischaaren bleiben als selbstständige Truppen bestehen. Neue Zuzüge von außen haben sich denselben anzureihen. Aus dem Lande selbst werden keine Freischaaren ferner gebildet.

§. 22.

Sold und Verpflegung erhalten die Freischaaren wie die Volkswehr. Sie sind denselben Kriegsgesetze unterworfen.

§. 23.

Dem Exerzieren wird das bayerische Reglement zu Grunde gelegt. In alle Kantone werden Instruktoren gesandt.

§. 24.

Die Kantonalvertheidigungs-Ausschüsse haben binnen 24 Stunden die im §. 6 angeordneten Kommissionen zu bilden. Diesen Kommissionen, so wie den Gemeindeverwaltungen, liegt die fernere Ausübung ob.

Speyer, den 19. Mai 1849.

Die provisorische Regierung der Rheinpfalz:
Gez. P. Fries. Greiner. Dr. Hepp. Rheinhard.
Schmitt.

Man sieht, die Sache ist ernst, und wenn dennoch die offiziellen Blätter berichten, und noch berichten werden, daß ein Haufen Uebelgesinnter die gesellschaftliche Ordnung umzustürzen, Ruhe und Gesetzlichkeit zu vernichten droht, so weiß man derzeit ganz wohl, was dergleichen offizielle Phrasen zu bedeuten haben, und daß die ganze Bevölkerung der gedachten Länder zu den Waffen greift, um die hart angegriffene Sache des deutschen Volkes des civilisirten Europa zu vertheidigen.

Es läßt sich nicht länger zweifeln und verhehlen, daß dieselbe Koalition, die sich vor mehren Dezennien vermaß das französische Volk in der Ausübung seiner Rechte zu hindern, ihm die Bestimmung seiner Verhältnisse im eigenen Lande verbieten zu wollen, daß dieselbe Koalition wieder gerüstet dasteht, um dieselbe Gewaltthat an jeder Staatsgesellschaft in Europa zu begehen, die sich ihrer Natur und ihren Bedürfnissen gemäß zu konstituiren beginnt.

Freilich ist der jetzt unternommene Kampf dieser Koalition ein ganz anderer, ein weit schwierigerer, als vor einem halben Jahrhundert; denn sie hat den Feind im eigenen Hause, und es sind nicht mehr blinde, stumpfe Völker, die so gutwillig ihre Güter und Kinder hergeben, um die absolutistischen Kreuzzüge zu beschicken.

Die Koalition spielt um die eigene Existenz; der unermüdliche Propagandist: der Gedanke, bohrt an den Thronen, und ein geringes Mißgeschick kann sie stürzen über Nacht.

Frankreich wurde besiegt, und im Jahre 15 tränkte der Kosake mit dem Wasser der Seine sein Pferd; war der neue Glauben deshalb gestürzt? Nein, mächtiger wurde er, riesiger erhob er sich aus seiner Unterdrückung: die Restauration war nichts als eine lächerliche Episode, dazu gemacht, die Lebensunfähigkeit der gespenstischen Traditionen ins hellste Licht zu setzen. Kann noch Jemand, dessen Auge nicht absolutistisch geblendet, über den Ausgang dieses Kampfes zweifelhaft sein! — — Jenseits des Rheins liegt Frankreich mit seinen unerschöpflichen lebendigen Kräften mit seinen Erinnerungen und Erfahrungen und — die Regierung Barrot ist nicht unsterblich. Kann das demokratische Deutschland nicht allein seines Feindes Meister werden, so wird es sich von dem demokratischen Frankreich helfen lassen, troß dem Minoritätsgutachten von Welcker rc. rc. im Frankfurter Parlamente, welches dahin lautet, daß Deutschland jede äußere Hilfe, sie mag vom Westen oder vom Osten kommen, zurückweise. Da

aber die Herren Hohenzollern und Lothringen nicht anstehen, sich Hilfe von Osten auszubitten, wird und kann Deutschland die von Westen nicht verschmähen. Die deutsche Demokratie weiß besser als Herr Welcker, an wen sie sich zu ihrem Heil zu halten habe, und verwechselt nicht, wie der gelehrte Lexicograf von ehemals die französischen Legionen unter Napoleon mit dem neuen Frankreich. Die deutsche Demokratie weiß sehr wohl, wo sie ihre Allianzen zu suchen hat. Die Freundschaftsadresse der Elsasser an die Pfälzer ist keine Proklamation des Helden des 18. Brumair.

S. Kolisch.

Erinnerungen aus Pest und Wien.

(Vom Jahre 1848.)

IV.

Wien.

Wie fand ich sie wieder, die Stadt des harmlosen Genusses, die Stadt der gemüthlichen Sorglosigkeit, die Stadt der Backhühner und des Censurzwanges, die Stadt der Praterfahrten und des Sedlnitzki'schen Paschaliks! Ist es möglich, daß eine Residenzstadt binnen Jahresfrist ihre Physiognomie so ganz und gar verändert! Und es war doch kaum ein Jahr verflossen, seit ich Wien den Rücken gekehrt, seit ich die Wiener Schöngeister zum letzten Male in der Konkordia, in der Kaiserin von Oesterreich, versammelt gesehen, wie sie mit gleicher Resignation Zoten von Castelli, oder Carmina von Otto Prechtler, oder Streichquartette von Becher angehört. Und ich hatte gedacht: weil sie Alles mit jener ehrenvollen Abhärtung anhören, die nur den Fachmännern eigen ist, — warum sollte ich nicht eben so gut verlangen können, daß sie meinen Versen ihr geduldiges Ohr leihen? Und ich hatte das Gedicht schon in dem Gewande verborgen, wie Mörös den für Dyonis den Tyrannen bestimmten Dolch, sie konnten mir nicht mehr entrinnen — — aber mein Paß war noch von der Polizei zu vidiren, und das Gedicht: „Abschied von Wien," das ich in der Busentasche barg, konnte mir einen unangenehmen Konflikt mit dem Grafen Sedlnitzki zu Wege bringen; denn der edle Graf hatte auch in der Konkordia seine geheimen Berichterstatter, vulgo Naderer. Weil ich aber damals nicht wagen durfte, mit lauter Stimme von Wien Abschied zu nehmen, und mich darauf beschränken mußte, mein Gedicht nur in Abschriften einigen meiner Freunde mitzutheilen, so kann ich mir die Freude nicht versagen, meinen „Abschied von Wien," wie ich ihn damals geschrieben, hier mitzutheilen für Freund und Feind:

Abschied von Wien.

Ich scheide nun, Du Stadt der Freude,
Der, glaub' ich, längst Gesetz es war:
Mehr Lust an einem Tag vergeuden,
Als deutsches Reich im langen Jahr.

Ich scheide nun, Du Stadt der Schmerzen,
Die, ob sie Jubel hegt und pflegt,
Doch längst schon unter ihrem Herzen
Den ungebornen Kummer trägt.

Bestimmt zum Herrlichsten auf Erden,
Bestimmt zu blühen froh und frei,
Was mußtest Du, mein Wien, doch werden
Schalksnarr der Bundestyrannei?!

Was mußtest Du mit schnödem Lachen
Ersticken den gerechten Schmerz?
Einlullend, hindern am Erwachen
Das ruhm- und thatendurst'ge Herz?!

Leb' wohl, Du Demokrit der Städte,
(Doch eleat'scher Weisheit baar,)
Die Rosen nimm von Deiner Kette
Und streue Asche auf Dein Haar.

Empfind' auch Du der Zeiten Schwere,
Begreife endlich Dein Geschick;
St. Stephans Zeigefinger kehre
Nach Oben endlich Deinen Blick!

Hör' auf zu lachen, zieh in Falten
Die glatte Stirn' und sei nicht blind,
Und laß nicht länger schmachvoll halten
Am Gängelband Dich, greises Kind!

Die Hand, die Dir mit süßem Breie
So sanft bisher den Mund gestopft,
Die Hand kennt Glaube nicht noch Treue,
Und ist mit frischem Blut betropft.

Hör' auf zu lachen, reib' die Augen,
Den Veitstanz ende, blick' um Dich,
Und in der Wahrheit herben Laugen
Entweichliche Dein Körper sich.



Hör' auf zu lachen! Glaube nimmer,
Dem Ernst der Zeit entschlüpfest Du;
Der allgemeinen Noth Gewimmer
Aufschreck' es Dich aus Deiner Ruh'!

Hör' auf zu lachen! Schamesröthe
Sie lagre auf Dein Antlitz sich!
Den üppig trägen Leib ertödte!
Thu' Buße, Wien, und beßre Dich!

Und Wien hat Buße gethan, und hat sich gebessert, und daher die gänzliche Umgestaltung seiner Physiognomie. Zugleich mit dem wohlthuenden neuen Ernst sah man aber auch hie und da die Grimasse der Ungewohnheit und Unbehaglichkeit, die komische Fratze des sich tragisch geberdenden alten Hanswurstes. Es konnte in der That nichts Possirlicheres geben, als die bittersüße Miene jener eigenthümlichen Gattung von Geschöpfen, wie sie nur der Zustand geistiger und moralischer Stagnation ausbrütet, jener Insekten, die, wie die Schmeißfliegen, nur im Kothe behaglich leben. Diese Erbärmlichen, die nur von der Ausbeutung des polizeistaatlichen Verhältnisses lebten, diese ehemaligen feineren oder gröberen Denunzianten, feineren oder gröberen Speichellecker und Bücklingschneider, diese protektionenaustheilenden Protegirten, diese censurfreigeisterischen literarischen Tonangeber, diese Cliquen-Halbgötter, diese Patenthonoratioren und tolerirten Salonfiguranten der Noblesse financiére, — — kurz dieses ganze elende, Mummenschanz treibende Ungeziefer des Absolutismus und der Knechtschaft, das durch den hereinbrechenden Tag bankrott werden mußte, nahm sich im rosigen Schimmer des Freiheitsmorgens, mit seinen groben, nur aufs Lampenlicht berechneten bunten Lappen, und mit der dicken Schminke auf den runzligen und verbuhlten Gesichtern gar zu katzenjämmerlich possirlich aus. Und was die tragikomische Wirkung noch erhöhte, das war die Mühe, welche sich diese Histrionen gaben, sich in den Vordergrund zu drängen, der Versuch, den sie wagten, auch in den neuen Verhältnissen, wie in der früheren Cloake, den Ton anzugeben, oder die Chorführer zu spielen. Es war zum Todtlachen. Gleich am ersten Abende nach meiner Ankunft führte mich einer meiner Freunde in einen der politischen Klubs, die wie Pilze aufgeschossen waren, und ich hatte das Glück, auf den ersten Griff ein Prachtexemplar von der bezeichneten Gattung zu finden. Das Prachtexemplar saß an einem großen runden Tische, von einem Haufen andächtiger Zuhörer umstellt, und hielt eben mit allem Aufwande an Gemeinplätzen und phraseologischer Ueberschwänglichkeit eine lange, salbungsvolle Rede, deren Tendenz es war, zu beweisen, wie unrecht es sei, den Nationalgardeoberkommandanten und Oberstjägermeister, den edlen Grafen Hoyos mit Mißtrauen und Geringschätzung zu behandeln. Ein Nationalgardeoberkommandant, der zugleich Oberstjägermeister war! Ein Lafayette mit einem Kammerherrnschlüssel! Der Panegyriker Sr. Exzellenz des Herrn Grafen Hoyos war ein einäugiger Augendiener, quand même, denn er war einäugig, unter seinem Stiefel hätte man einen [illegible] wenn der lange salbungsreiche Sermon nicht [illegible] gewesen wäre,

„Noch hab' ich sie nicht gelesen," — war die Antwort des Angeredeten, — „aber ich kann mir denken, daß dieses Schandblatt wieder die empörendsten Niederträchtigkeiten enthalt."

„Da ist heute ein Artikel unter dem Titel: „„Eine überstandene Gefahr,"" ein schändlicher Artikel, der Schmähungen gegen den Grafen Stadion enthält, gegen einen unserer tüchtigsten und ausgezeichnetsten Staatsmänner. Denken Sie nur, gegen den Grafen Stadion wagen es diese Lumpen, diese Wühler öffentlich aufzutreten, gegen einen Mann, den als Premier-Minister zu besitzen, wir uns glücklich schätzen dürften."

„Wer sind aber auch diese Leute, die solche Artikel schreiben?" — so fiel nun ein, am Nebentische sitzender k. k. Beamter ein, — „wer sind sie? — nichts als Gesindel, — elendes, erbärmliches Lumpenvolk!"

„Man sollte sie alle hängen, diese sogenannten Publizisten!" — nahm ein anderer Habitué das Wort.

„Ja wohl! hängen! Alle hängen!" — so ertönte es aus dem Nebenzimmer. — — — —

Der besprochene Artikel war von mir. Ich erhob mich von meinem Sitze, und richtete mit Stentorstimme beiläufig die nachstehenden Worte an die versammelten Gäste:

„Der Artikel: „„Eine überstandene Gefahr"" in dem heutigen Tageblatte, „„die Kostitution,"" ist von mir, und ich erkläre hiermit laut und feierlich, daß entweder Niemand von Ihnen diesen Artikel gelesen hat, oder daß Sie Alle ohne Ausnahme die größten Schafsköpfe der Stadt Wien sind.

Ein unheimliches Schweigen der Verlegenheit folgte dieser entschiedenen und kurzen Erklärung; Köpfe wurden zusammengesteckt, es wurde geflüstert und berathen, — und — — das Resultat dieses Flüsterns und dieser Berathungen war: daß mir von den Tischen, an welchen gesprochen worden war, Deputationen zugeschickt wurden, mit der feierlichen Versicherung, es habe Niemand von den Anwesenden den in Frage stehenden Artikel gelesen; man habe nur davon sprechen gehört, und wisse nur, daß er Angriffe gegen den Grafen Stadion enthalte. Ich möchte überzeugt sein, daß Niemand von den Anwesenden im Entferntesten daran gedacht habe, den Verfasser jenes Artikels speziell zu tadeln, man habe sich nur im Allgemeinen gegen die Tagespresse aussprechen wollen.

Ich gab diesen Abgesandten die einfache Antwort: „Daß es meiner Meinung nach gut wäre, nicht über Etwas zu sprechen, das man nicht kenne, weil man dadurch leicht in den Fall komme, für einen Dummkopf gehalten zu werden." Ich führe die in jenem Artikel enthaltene Stelle, welche auf den Grafen Stadion bezogen war, hier an:

„Graf Stadion hat in Galizien eine Rolle gespielt, die kaum mehr als zweideutig bezeichnet werden kann; er hat mit einer gewissen Pietät den Aufbau des alten Systems zu bewahren gesucht, er hat sich gehütet, an die blutunterlaufenen Kreisamtsgeschwüre Hand anzulegen, er hat sich als unverbesserlicher Adept des alten Systems bewährt, und wir werden ihm nimmermehr Vertrauen schenken können. Dazu kommt nun das große, das ausgezeichnete Renommee dieses Mannes. Eine Million von Dummköpfen schwört darauf, daß er ein Genie, daß er ein Rettungsengel, der erste Beamte Oesterreichs, mit

einem Worte, der politische Groszkofta sei. Ich aber sage Euch, daß er ein Beamter, ein eingefleischter, unverbesserlicher Beamter aus der guten alten Zeit ist, und kann nur heiße Dankgebete zum Allmächtigen emporsenden, der uns vor der Gefahr eines Ministeriums Stadion bewahrt hat. Der jetzige Augenblick ist nicht nur ein sehr wichtiger, er ist auch ein höchst gefährlicher. Fürst Windischgrätz hat in Prag einen Staat im Staate gegründet, er erkennt weder das Ministerium Pillersdorf, noch den Ausschuß der Bürger, Nationalgarden und Studenten an, er erklärt Wien für eine Stadt, die im Zustande des Aufruhrs ist, er läßt eine durch die Signatur des Ministeriums beglaubigte Deputation des Wiener Sicherheitsausschusses in Prag verhaften, und erklärt ausdrücklich, offen, ohne alles Geheimniß, daß in Prag die Militärgewalt herrsche, und wird natürlich die Schlünde seiner Kanonen nach jeder Richtung hinspeien lassen, welche sein reaktionäres, aristokratisches Gelüste, oder der Wunsch seiner Bundesgenossen in Innsbruck zu wählen für gut finden wird. Dieser feste Punkt, den die Adelsreaktion nun gewonnen, dürfte leicht zu kühneren Plänen, zu gewagteren und entscheidenderen Schritten einer Partei führen, die nichts mehr zu verlieren, und ihrer Meinung nach, noch Alles zu gewinnen hat. In einem solchen Augenblicke bedürfen wir mehr als jemals eines Ministeriums, dessen Richtung uns klar vor Augen liegt, an dessen Tendenzen wir nicht zweifeln."

Dies die Stelle, welche unter den Reaktionären vor einem Jahre so böses Blut machte. Nicht nur meine Voraussagungen Betreff Windischgrätz's und der gesammten Reaktion sind eingetroffen, sondern auch das Ministerium Stadion, vor dem ich damals warnte, hat meine Worte gerechtfertigt. Man wird mir zugestehen müssen, daß ich den Mann richtig gezeichnet; und ich meinerseits muß bekennen, daß das Ministerium Schwarzenberg-Stadion meine kühnsten Erwartungen überflügelt hat.

Die Reaktionspartei hat, wie schon erwähnt, der periodischen Presse Wiens politische Unreife vorgeworfen, was sehr erklärlich ist; denn die von diesen Rückschrittsmännern angefeindeten Publizisten waren ehrlich und verkündigten die Wahrheit. Diejenigen von der Gegenpartei, welche Verstand und Kenntnisse genug besaßen, um dies einzusehen, hielten diese Ehrlichkeit und Geradheit für einen Beweis von Unklugheit, und Diejenigen, welche mit gebührender Bornirtheit gesegnet waren, hielten die Aussprüche der redlichen Presse geradezu für verrückt. So skandalisirten sie sich z. B. nicht wenig über eine Stelle, welche ich am 9. Mai drucken ließ:

„Die Magyaren, die in diesem Augenblicke die allgemeine Empörung der Gemüther gegen sich ins Feld gerufen haben (sie hatten sich geweigert, einen Theil der Staatsschuld zu übernehmen und Truppen nach Italien zu schicken), die Magyaren werden vielleicht nur zu bald mit uns in Reihe und Glied stehen, und dem Bruderbunde das rothe Siegel aufdrücken. Kömmt's nur erst zum naturgemäßen unvermeidlichen Völkerkriege, zu dem großen blutigen Zusammenstoße des Westens mit dem Osten, dann werden wir zur Einsicht kommen, und unsere natürlichen Freunde von unsern natürlichen Feinden unterscheiden lernen. Noch sind die Wirkungen der perfiden absolutistischen Nationalitätenaufstachelungen fühlbar, aber bald wird es nur einen Kampf geben, den Kampf der politischen Civilisation mit dem modernen Hunnenthum."

Er hat begonnen, dieser Kampf, und es werden Jahre dahinschwinden, ehe er aus-

gekämpft ist. Ich habe keine Gelegenheit versäumt, um vor den Plänen der Reaktion zu warnen, ich habe stets kühn, unumwunden und laut ausgesprochen, was die Folge nur allzutreu bewahrheitet hat, und der Haß, die Verfolgung, die Schmähungen und Verläumdungen der Gegenpartei werden mich nie und nimmer daran hindern, öffentlich mit Wort und That für die heilige Sache des Volkes einzustehen. Am 30. Juni schloß ich einen größeren Artikel in der „Konstitution“ mit den Worten:

„Außer dem Vorhergeschickten wissen wir, daß vor den Märztagen ein Bündniß mit Rußland und Preußen im Werke war, wir kennen die freundschaftlichen Beziehungen, in welchen, außer Metternich (der stets in russischem Solde war) und Fiquelmont, noch andere sehr hoch gestellte Personen, die wir nicht nennen wollen, mit dem guten Czaar standen und stehen, wir sahen die Bildung großer russischer Armeekorps an der russischen Gränze, wir haben in den jüngsten Tagen in Prag ein blutiges Trauerspiel aufführen gesehen, das für die unermüdliche Thätigkeit der Reaktion giltiges Zeugniß giebt, wir haben nicht vergessen, daß wir durch ein Anlehen Rußland verpflichtet sind, wir sehen in Wien selbst die Thätigkeit der reaktionären Schwarzgelben, wir sehen diese unheimlichen Patrone, so oft die Reaktion einen scheinbaren Sieg erfochten, oder wenigstens in Aussicht hat, die Häupter kühn erheben und Terrorismus predigen, wir sehen dies Alles, wir bemerken das letztere Symptom besonders in der jüngsten Zeit, — und wir sollten uns die drückende Schwüle, die in Wien herrscht, wir sollten uns die ahnenden Besorgnisse, welche durch die gesammte Bevölkerung Wiens laufen, nicht auf ganz einfachem, natürlichem Wege erklären können? Ich will diese Erklärung mit wenigen, schlichten Worten geben: „Die Bevölkerung Wiens ahnt und befürchtet, daß die nächste, vom Zaun gebrochene Veranlassung von der nun mächtiger gewordenen Reaktionspartei dazu benützt werden dürfte, um einen großen, entscheidenden Schlag gegen die junge Freiheit unter dem Protektorate Rußlands zu führen.“

„Dies ist ganz einfach die Besorgniß, welche die Mehrzahl, wenn sie es auch eben nicht geradezu auszusprechen wagt, hegt, eine gerechte, durch viele Umstände motivirte Besorgniß. Ich schließe mit dem aufrichtigen Wunsche, die Hofkamarilla möchte diesen unheilbringenden Plan nicht zur Ausführung bringen, sie möchte ihn, im Interesse der Dynastie zurücknehmen, und wohl bedenken, daß ein augenblickliches Gelingen nur Verderben im Gefolge haben würde.“

Die Kamarilla hat Alles aufgeboten, um meine Prophetenehre den bornirten und den heuchlerischen politischen Prognosten gegenüber zu retten. Sie hat Alles treulich erfüllt, was ich den Oesterreichern verkündigt habe, und ich danke ihr dafür, denn eine kurze blutige Krisis ist am Ende einem langen Siechthume vorzuziehen. Möchte aber die Ueberstürzung der Verhältnisse durch die Unerfahrenheit und Blindheit getäuschter Fürsten nicht etwa die Völker zur Organisation unvorbereitet finden! Namenloses Elend könnte daraus hervorgehen. Was ich schon an anderem Orte ausgesprochen, muß ich hier wiederholen: Die übelberathenen Fürsten sind durch ihre Umgebungen zu einem Extreme getrieben worden, in welchem sie nur zu bald, aber dennoch zu spät, ihr eigenes Verderben erblicken werden; wie, wenn die Dynastien früher unmöglich würden als die Monarchien?

Wohl nirgends ist das Werk der Reaktion mit mehr Plumpheit und Schamlosigkeit vollführt worden, als in dem unglücklichen, schwer heimgesuchten Oesterreich. Der Plan, nach welchem die Hofkamarilla vorging, war schon im Mai 1848 kein Geheimniß mehr, wie ich dies durch die oben angeführten Stellen aus Wiener Blättern dargethan habe. Ich schließe mit einem kurzen Aufsatze, den ich am 1. September des vorigen Jahres in des nunmehr erschossenen Dr. Becher Zeitschrift: „Der Radikale," abdrucken ließ, und der nicht ganz ohne Bedeutung ist, bedenkt man, daß er sechs Wochen vor dem Ausbruche der Oktoberrevolution geschrieben worden:

Die Klagelieder Jeremias.

Der Freiheit Jammerstand.

Wie liegt die Stadt so wüste, die voll der schönsten Hoffnungen war! Sie ist wie eine Witwe. Die eine Fürstin unter den Städten Deutschlands war, muß dienen der Reaktion.

Sie weint des Nachts, daß ihr die Thränen über die Backen laufen und wünscht die Reaktion zum T**.

Die Widersacher der Freiheit schweben empor, und ihren Feinden geht es wohl.

Es ist von der jungen Freiheit aller Schmuck dahin. Ihre Vorkämpfer sind wie die Widder, die keine Weide finden, und matt vor dem Treiber hergehen.

Frankreich denkt in dieser Zeit, wie matt und elend es ist, und wie viel Gutes ihm verloren geht, weil all' sein Volk darniederliegt unter dem Drucke der Militärdespotie; Frankreichs Feinde sehen ihre Lust an ihm, und spotten seiner Sabbathe der Freiheit.

Die Lombardei ist gefangen in Elend und schwerem Dienst; sie wohnet unter den Bajonetten und findet keine Ruhe; alle ihre Verfolger halten sie übel.

Die Straßen, welche nach dem Garten Europa's führen, liegen wüste, weil Niemand auf kein Fest kommt; alle Thore sind bewachet, die Priester seufzen, die Jungfrauen sehen jämmerlich.

Das lombardische Volk hat sich an der Freiheit versündiget, weil es einen König zu Hilfe gerufen hat, darum muß es sein wie ein unreines Weib, Alle, die es ehrten, verschmähen es jetzt, weil sie seine Schaam sehen. Das Volk aber seufzt und ist zurückgekehrt.

Des Blutes Unflath klebt am Saume der herrlichen Italia. Sie hätte nicht gemeinet, daß es ihr zuletzt so gehen würde; sie ist ja zu gräulich heruntergestoßen und hat dazu Niemand, der sie tröstet.

Der Feind hat seine Hand an alle ihre Kleinodien gelegt, denn sie mußte zusehen, daß er über die Gränze drang, davon geboten war: „sie sollen sie nicht überschreiten."

Und überall seufzet das Volk und gehet nach Brot; sie geben ihre Kleinodien, ihr Recht und ihre Freiheit um Speise, daß sie ihre Bäuche mästen. Ach Herr, siehe doch und schaue, wie schnöde die Sache der Freiheit geworden ist!

Und die Trabanten der Willkür und Macht haben ihre Schwerter getaucht in das heilige Blut der Lieblinge des Herrn, der Armen.

Euch sage ich allen, die ihr vorüber gehet: Schauet doch und sehet, ob irgend ein Schmerz sei, wie mein Schmerz!

Der Herr hat den Servilismus aus seiner Höhe in die preußischen Städte gesandt, und denselben lassen walten. Er hat den norddeutschen Völkern ein Netz gestellt und sie zurückgeprellet; er hat sie so verblendet gemacht, daß ich täglich trauern muß.

Die schweren Sünden der Metternich'schen Finanzwirthschaft sind durch die Strafe des Herrn erwachet, und mit Haufen dem armen österreichischen Volke auf den Hals gekommen, daß ihm alle seine Kraft vergehet. Das alte System hat dieses herrliche Volk also zugerichtet, daß es nicht aufkommen kann.

Der Herr hat zertreten alle Starken, so die Freiheit als Vorkämpfer hatte, er hat über sie ein Fest ausrufen lassen, ihre junge Mannschaft zu verderben. Der Herr hat der jungen Freiheit eine Kelter treten lassen.

Darum weine ich so, und meine Augen fließen mit Wasser, daß der Tröster, der meine Seele sollte erquicken, ferne von mir ist. Meine Hoffnungen sind gelähmt, denn der Feind hat die Oberhand gekriegt.

Der Herr ist gerecht, denn die Völker sind seinem Munde ungehorsam gewesen, der sie gelehret hat die Freiheit und Gleichheit.

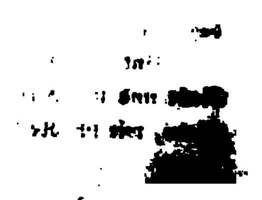
Ich rief die Freunde der Freiheit an, aber sie haben mich betrogen; ihre Priester und Aeltesten sind verschmachtet, denn sie gehen nach Brod, damit sie ihre Bäuche mästen, und sie geben die Freiheit auf um geringen Vortheil, und setzen sich auf die Rechte.

Ach Herr, siehe doch, wie bange ist mir, daß mir es im Leibe davon wehe thut! Mein Herz wallet mir in meinem Leibe, denn ich bin hochbetrübt. In Italien hat das Schwert, und in Frankfurt der Tod die Freiheit zur Witwe gemacht.

Man höret es wohl, daß ich seufze, und habe doch keinen Tröster: alle Feinde der Freiheit hören mein Unglück und freuen sich. Das machst Du, o Herr. So laß doch den Tag kommen, den Du ausrufest, daß es ihnen gehen soll, wie sie es verdienen!

Laß alle ihre Bosheit vor Dich kommen und richte sie zu, wie sie uns zugerichtet haben, denn meines Seufzens ist viel und mein Herz ist betrübt.

Dr. Franck.



Rückblicke auf die Gruppen des österreichischen Reichstags.

(Fortsetzung.)

B. Die Rechte.

Die Rechte des österreichischen Reichstags bestand aus den Czechen. Sie war die treue Verbündete des Centrums. Der Name Czeche, der keinen angenehmen Klang hatte, ward durch die Männer, welche die czechische Nation in den österreichischen Reichstag sandte, dermaßen verrufen, daß man sich in Wien seiner bediente, wenn man ein Compositum von jeder Art Perfidie und Schlechtigkeit ausdrücken wollte. Es freut uns unaussprechlich, daß am Schlusse des Reichstags, nach dessen Sprengung mehre czechische Abgeordnete bei ihrer Rückkunft sehr mißliebig aufgenommen wurden, sie also vom Volke gewissermaßen desavouirt worden sind. Wir gestehen offen, daß wir die czechische Nation in Betreff der Falschheit, die sie im hohen Grade besitzen soll, mißachtet hatten; daß wir jedoch ohngeachtet des Rufes, worin die Czechen in Oesterreich stehen, doch nie eine solche Schlechtigkeit geahnt hatten, als sie die czechischen Deputirten an den Tag legten. Die peinvollen Stunden, die wir ihnen gegenüber im Reichstage versessen haben, werden uns nie aus dem Gedächtnisse schwinden; die furchtbaren Schattenseiten der Menschennatur, die von der rechten Seite des österreichischen Reichstages sich kund gaben, wären beinahe im Stande gewesen zu bewirken, daß man am angebornen Adel der Menschennatur verzweifelt, und den von der Erbsünde faselnden Theologen beigepflichtet hätte. Es saßen Deputirte im Reichstage, welche diabolisch-, nicht menschlichböse zu sein schienen; die alle edlen Gefühle verachteten, die alles Höhere verhöhnten, die Alles, was nicht czechisch war, mit Füßen traten. Sie nannten sich Demokraten, und verriethen, gleich ihrem Alliirten Bach, immer die Demokratie und ihre eigenen Landsleute. Um eine Beamtenstelle, um Beförderung verwirrten sie Alles, trotz ihren bombastischen Betheuerungen von Patriotismus, von unendlicher Liebe für Czechenthum. Nationalität gehe ihnen über Freiheit, sagten sie, „zuerst Nationalität, dann Freiheit“ — zuerst eine Beamtenstelle, dann möge geschehen, was wolle, dann möge Nationalität und Freiheit zu Grunde gehen; wenn nur sie das erreichten, was sie wünschten, dann könne alles Uebrige verloren sein. So mußte man ihre Betheuerungen interprätiren, so wurden ihre Aussprüche durch ihre Thaten kommentirt. Daß sie, wo es sich einzig und allein um böhmische, besser czechische Interessen handelte, welche denen Deutschlands entgegengesetzt waren, mit den Deutschen nicht Hand in Hand gingen, hat ihnen Niemand verargt; daß sie jedoch selbst bei ganz allgemeinen Sachen, welche nicht im Mindesten czechisch genannt werden konnten, aus Oppositionssucht wider die Deutschen gingen, muß ihnen Jedermann verargen. Daß sie Diejenigen waren, an deren Hartnäckigkeit und Schlechtigkeit die freisinnigen Bestrebungen im Reichstage Schiffbruch erlitten; daß sie durch ihre gränzenlose, egoistische Gefügigkeit gegen die Regierung größtentheils [illegible] Elende, das über Oesterreich ge

kommen ist, darüber hat sie die Geschichte bereits gebrandmarkt. Der erste freisinnige Entwurf der Grundrechte wäre leicht vor dem Ausbruche der Oktoberrevolution zur Berathung gekommen, wenn sie es nicht verhindert hätten. Wenn die czechische Nation nicht ihre niederträchtigen Deputirten vollends desavouirt, soll sie sich nicht darüber beklagen, daß man sie dafür hält, als sei sie mit ihnen von gleicher Gesinnung. Wenn sie den Strohbach, Brauner, Rieger, Havelka, Pinkas, Hauschild, Claudi mit dem Patriarchen der czechischen Reichstagsschurken, Palacki, mit dem gesammten Gefolge der übrigen Deputirten, die sich von den Führern auf unerhörte Art gängeln ließen, nicht vollends desavouirt, ist sie um keinen Gran besser, als die Genannten.

Wir wollen die Einzelnen jetzt in kurzen Umrissen darstellen. Wer wünschte nicht, Hogarth zu sein, um die Portraits zu ewiger Warnung zu zeichnen! Wir können nur eine ganz unbedeutende Zeichnung liefern. Würden wir so zeichnen können, als wir die großen Verräther des Vaterlandes glühend hassen, dann würde unsere Zeichnung nicht im Mindesten den Hogarth'schen nachstehen! Wir verzeihen gern die Beleidigungen, die uns angethan wurden — aber nie den Verrath, den man an der Menschheit, am Vaterlande begeht. Uns selbst persönlich haben die Czechen nicht viel Uebles angethan; wir waren ihnen eine zu unbedeutende Persönlichkeit, wir kamen bei ihrer großen Klugheit und diplomatischen Pfiffigkeit mit ihnen in gar keinen Vergleich, deswegen haben sie uns öffentlich ganz ignorirt. Wenn sie privatim über uns schimpften, so wie es das gesammte große Heer der österreichischen Reaktion gethan, wollen wir es ihnen nicht nachtragen. Wenn wir Alle die Tausende hassen wollten, die aus Schlechtigkeit oder blinder Nachbeterei uns beschimpften, würde unser Herz nicht im Stande sein, jeden aus ihnen auch nur mit einem Gran Haß zu betheilen. Weil die czechischen Deputirten Oesterreich und ihr spezielles Vaterland verrathen haben, hassen wir sie und hoffen, daß sie auch von Andern gehaßt werden.

Wer am meisten zu bedauern, das sind die Deutschböhmen. Sie kann man mit Recht die Märtyrer der guten deutschen Sache nennen. Sie wurden in den Gouvernementswahlen des Reichstags immer übergangen. Wie wird es ihnen im böhmischen Landtage ergehen, wo sie immerdar gegen die Czechen in der Minorität verbleiben werden. Mit solchen Menschen beisammen leben zu müssen, wo jeder Tag eine neue Kränkung und Rechtsverletzung bringt, ist eine unerträgliche Existenz. Deutschböhmen löst sich am ersten, wenn der Gnadenstoß dem Conglomerate Oesterreich versetzt werden wird, von dem Körper ab, und schließt sich an das Land, dem es der Lage, der Sprache, der Abstammung nach angehört, an Deutschland schließt es sich an, und wird da, wenn etwa auch nicht den materiellen Vortheil (was jedoch noch nicht erwiesen ist), den es bei Oesterreich hatte, doch gewiß die geistige und gemüthliche Befriedigung finden, die es bei Czechien nie gefunden hat, das ihm nur Qualen bereitete.

Wir gehen jetzt an die Charakterisirung der einzelnen Mitglieder der Rechten.

Strohbach.

Der unglückselige dominirende Präsident in der Reitschule vor dem Oktober, dessen löbliche Eigenschaften vom Ministerium Bach und Stadion benützt wurden, um den Reichs-

tag zu Grunde zu richten. Manche Mitglieder des Reichstages waren so kurzsichtig, daß sie an Strohbach lange Zeit hindurch nur Löbliches sahen; sie rühmten nebst seiner viel gepriesenen Kenntniß der Geschäftsordnung die Unparteilichkeit des czechischen Präsidenten, der Jeden ohne Ausnahme gleich behandelte, der gegen Jedermann gerecht war — nur nicht gegen die Linken, nur nicht gegen Recht und Freiheit. Nach und nach gingen den blinden Verehrern des Heros der Geschäftsordnung die Augen auf, und sie erkannten in ihm den schlauen Betrüger, den Sophisten der Geschäftsordnung und den Verbündeten der Kamarilla.

Am 6. Oktober hat sich Strohbach in seiner ganzen Schändlichkeit gezeigt. Man drang in ihn, die Sitzung sogleich zu bestimmen, die Deputirten augenblicklich mittelst Plakat und mündlichen speziellen Einladungen zusammen zu berufen — Alles vergeblich. Der Präsident der Geschäftsordnung wollte nichts hiervon hören, und retirirte sich in das Hofkriegsgebäude zu den Ministern. Erst um vier Uhr Nachmittags sollte die Sitzung Statt finden — bis dahin konnte Menschenblut auch in Strömen fließen. Was ficht dies einen herzlosen Bureaukraten an! Was gelten ihm tausend Menschenleben gegen ein Amt, das tausend Gulden jährlich abwirft, und die Aussicht auf Erhöhung des Gehaltes verspricht. Dieses erhielt Strohbach im reichlichsten Maße; vom Praktikanten ward er zum Appellationsrath mit Ueberspringung aller Mittelstufen befördert. So gut lohnt der Hof und die Bureaukratie die Dienste, die man ihm leistet. Das Volk hätte dem Strohbach keine solche Belohnung bieten können; das Volk ist arm, und kann seinen Freunden nichts geben, es kann sie nicht befördern zu Appellationsräthen.

Strohbach besaß den großen Muth, eine Art von zahmen Mißtrauensvotum gegen das Ministerium Schwarzenberg-Stadion zu unterzeichnen; er besaß den noch größern Muth, während der Debatte über das Mißtrauensvotum den Präsidentenstuhl zu verlassen, um auf seinem Deputirtenplatze zu sitzen und — zu schweigen. Der neuavancirte Rath hatte den Muth, eine Farçe mitzuspielen, zum Vortheile des Ministeriums sich lächerlich zu machen.

In den letzten Monden des Reichstages fing der Stern des Geschäftsordnungshelden zu erbleichen an. Selbst Centralisten sahen es endlich ein, daß Strohbach nicht mehr dafür galt, wofür man ihn vor dem Oktober gehalten. Alle Glorie des Märtyrerthums, die den Strohbach, der von Wien am 6. Oktober fliehen mußte, umstrahlte, konnte ihm den ursprünglichen Glanz nicht mehr verleihen, und die vielen dunklen Stellen in seinem Bilde beleuchten, wo er parteiisch, freiheitmörderisch gehandelt. Strohbach war, um sich des Ausdrucks seiner Landsleute zu bedienen, eine Kalamität des ersten österreichischen Reichstags. Weil der Reichstag der erste, und Strohbach am längsten dessen Präsident war, können wir ihn die erste Kalamität des ersten österreichischen Reichstags nennen. Was konnte er auch anders sein, er, der sich an Bach innigst angeschlossen hatte. Mit Bach besprach er die Pläne, wornach der Reichstag geleitet wurde. Mit ihm wurden die Ränke geschmiedet zur Unterdrückung der jungen Freiheit, zur Unterdrückung der erst begonnenen, noch gar nicht zu Ende geführten Revolution. Wer kann alle einzelnen schlechten Streiche nennen, die Strohbach im Reichstage und außer dem Reichstage geführt hatte, wer kann seine bodenlose Schlechtigkeit genügend schildern! Czechien, dieser Mann

war eine deiner Größen, du warst stolz, einen Strohbach zu besitzen, und mußt dich jetzt seiner schämen! Wir wünschen dir Glück dazu, wenn du dich seiner schämst, und berichtigen mit Freuden unsere Ansichten über czechischen Charakter. Schämst du dich seiner nicht, dann bedauern wir dich, und müssen mit Leidwesen die oben ausgesprochene Ansicht über Czechenthum festhalten, und Jedermann bitten, sich vor dir zu hüten.

Wer den Strohbach näher beobachtete, und in der Physiognomik nicht unbewandert ist, der entdeckte an ihm, ohngeachtet seines schmiegsamen, schmeichlerischen Benehmens voll Süßigkeit, einen wahrhaft infernalen Zug, der sich in höhnischer Schadenfreude, in der herzlosesten Niedertretung des Feindes kund gab, und das nicht unschöne Gesicht des jungen Mannes häßlich machte. Wir gehörten, nach unserm Platze, zu einer andern Partei, als Strohbach, und man wird uns höchst wahrscheinlich deshalb der Parteilichkeit, des leidenschaftlichen, unbegründeten Hasses zeihen. Man glaube uns, wenn wir sagen, daß nicht persönlicher Haß es sei, daß nicht persönliche Rücksichten uns leiten, sondern einzig und allein die gute Sache, die Liebe zu ihr, und der Haß, den Jedermann gegen das Böse und seine Träger hegen muß, wenn er von Rechtlichkeit und Freiheitsliebe durchglühet ist. Die czechischen Deputirten des österreichischen Reichstages waren das konkrete böse Prinzip, man sollte ihre Namen verkehrt schreiben, wie die Perser den Gott des Bösen schrieben, zur Warnung, zur gerechten Strafe, die ihr schmählicher Verrath verschuldet hat, zur Erinnerung ihrer Nation, daß sie mit allem Eifer dahin streben solle, um die vielen Makel, womit sie von ihren Repräsentanten befleckt worden ist, zu tilgen und die Söhne zu enterben, welche die Ehre ihres Volkes im Angesichte aller österreichischen Völker und ganz Europa's mit ungeheuren Brandmalen geschändet haben.

Brauner.

Wenn in Strohbach's Gesichte nur manchmal der infernale Zug auftauchte, war er im Angesichte des Brauner als permanent zu sehen. Eine erzböse Visage, mit der Permanenz infernaler Züge gebrandmarkt, ist das Antlitz des Brauner. Brauner erfreut sich auch unter seinen Landsleuten keines guten, moralischen Rufes. Seine scheußliche, brutale Behandlung des Volkes während seiner Anstellung als Amtmann ist in Böhmen bekannt. So erzählt man sich, daß er eine schwangere Frau mit Stockstreichen habe bestrafen lassen, die sie aus dem Leben zum Tode beförderten. Und doch wählten die Czechen einen solchen Wütherich als Abgeordneten! Ueber die Pfingstereignisse herrscht noch ein tiefes Dunkel. Brauner war unter den Verhafteten, und wurde befreit auf Interpellationen des Reichstags. Er lohnte den deutschen Deputirten das Mitleid, das sie ihm wegen seiner Verhaftung bezeigten, und ihre Unterstützung zur Erwirkung seiner Befreiung durch Deutschenhaß.

Brauner ist ein echter Polizeiverehrer. Seine Bemühung im Reichstage — mit Ausnahme des Zusatzantrages zum §. 14 der Grundrechte — war stets, in jeden Beschluß des Reichstags die Polizei einzuschmuggeln, alle freisinnigen Beschlüsse in vormärzliche Polizeidekrete umzuwandeln und gänzlich zu verderben. Man sprach häufig davon, daß Brauner förmlich erkauft worden sei — von den Ministern und von einer andern Körperschaft. Ob dies wahr sei, können wir nicht entscheiden; wohl aber, daß Brauner der

eifrigste Ministerknecht ist, den die Erde trägt, daß er der Advokat des Ministeriums im Reichstage gewesen ist, und zur Beförderung der Polizei Großartiges geleistet hat, wie es unter andern seine Rede über den Paragraph der Grundrechte, der vom Hausrecht handelt, beweiset. Brauner kennt kein Heiligthum des Hausrechtes; er kennt nur das Heiligthum der Polizei, der Niemand in die Karten zu blicken wagen darf, deren Anordnungen unbedingt als rechtsgiltig zu betrachten sind, die überall hin dringen, die unbedingt den Hausfrieden stören kann.

Die Regierung lohnt ja gewiß dem Brauner seine großen Dienste. Wenn die österreichische Polizei noch nicht seiner würdig ist, um für ihn ein neues Ministerium, das Ministerium der Polizei zu schaffen, empfehle sie ihn bei ihrem Beschützer, dem Kaiser von Rußland, damit der große Bauernschinder Brauner, das seiner ganz würdige Ministerium der Knute erhalte. Vorerst jedoch benütze noch die österreichische Regierung die ausgedehnten herrlichen Polizeikenntnisse Brauner's zur Ausarbeitung freisinniger Institutionen, namentlich in Betreff der Landstände, damit diese ja so vortrefflich oder noch vortrefflicher organisirt werden, als sie es vor dem März waren, damit die österreichische Freiheit in ihren mannichfachen Wurzeln erblühe, und als allgemeine Polizeifreiheit, des Ministeriums würdige Früchte des Absolutismus trage. Wenn Brauner dies erzielt hat, behänge man seine Brust mit Orden, schmücke ihn mit großen Titeln, zahle man ihm mit hundertprozentigen Zinsen nebst Kapital die Summe aus, die er verdient und sich ausbedungen hat, und sende ihn dann in das Knutenministerium. Kann es gleich geschehen, desto besser, denn Brauner hat sich schon längst den vollen Anspruch auf Beförderung — nach Sibirien erworben. Maier, Lasser, Strohbach und ihre Verbündeten werden dafür sorgen, daß der Geist Brauner's in den organischen und unorganischen Gesetzen, die für das freisinnigste aller Ministerien ausgearbeitet werden müssen, walten werde.

Rieger.

Sehr oft waren wir bemüßigt zu sagen, Rieger, Tiger. Im Angesichte Rieger's ist links ein scharfer Zug nach unten, also ein infernaler Zug, auch beinahe permanent; dazu gesellt sich noch ein hinkender Gang, und der Mephistofeles ist fertig.

Rieger entwickelte eine Herzlosigkeit in den Reichstagsverhandlungen vor seinen Reden als Berichterstatter über die Grundrechte, von der uns noch kein Beispiel vorgekommen ist. Seine höhnische Behandlung der edlen unglücklichen ungarischen Nation, noch mehr, seine erste Rede in Kremsier, worin er auf diabolische, henkerwüthende Art die gerade in etwas verharschten Wunden der Deputirten von der Linken — und wir müssen sagen, wenn wir nicht am Menschenwerth verzweifeln wollen — die Wunden der meisten Mitglieder des Reichstags kannibalisch aufriß, war ein unerhörter Beweis von Herz- und Gemüthlosigkeit. Wie gerne möchten wir, um uns das Bild eines großen Mannes zu erhalten, dies Alles vergessen, wenn wir es nur könnten! Wie peinvoll ist es, daß der Eindruck der spätern Reden Rieger's, namentlich der über den ersten Paragraph der Grundrechte, und über deren dreizehnten, in der Religionsfrage, durch Erinnerung an die vorige Herzlosigkeit Rieger's geschwächt wird. Der Mensch bläs't aus seinem Munde kalt und warm. Rieger hatte in Wien, und die erste Zeit in Kremsier, furchtbar kalt und

endlich glühend heiß geblasen. In der von ihm genannten neutralen Hanna, die man besser die indifferente oder stupid-indifferente Hanna nennen könnte, hat er sich plötzlich innerlich erwärmt, und er blies heiß aus seinem Munde, der noch vor Kurzem mit der Grausamkeit eines Tigers die Menschenherzen zerfleischt hatte, so daß seine Rede über die Oktoberereignisse selbst seinen Gesinnungsgenossen und Landsleuten zu grausam erschien.

Rieger gehört zu den Unerklärbaren. Bei seiner Rückkunft vom Reichstage ward er in Prag mit Jubel empfangen. Er verließ seine geliebte Vaterstadt in kurzer Zeit wieder. In Kremsier war er bei der Zersprengung des Reichstags wuthentbrannt über die Schändlichkeit der Regierung, und sprach davon, daß nun Czechien Deputirte nach Frankfurt wählen sollte. Er ging nach Frankfurt, um — seinen Ausspruch in Betreff der deutschen Wahlen zu desavouiren. Von da reiste er nach Paris. Man sprach davon, daß er dahin ging, um französische Offiziere zur Organisirung des böhmischen Aufstandes zu holen. Wer es kann, möge es glauben. Wir sind überzeugt, daß es den czechischen Führern mit der Bekriegung der österreichischen Regierung nie Ernst war und sein wird. Sie wissen und fühlen es besser, daß für ihr übervölkertes Vaterland das Heil nur in einem großen Oesterreich liege, daß sie sich in ihrer geographischen Abgeschlossenheit mit keinem andern slavischen Stamme föderiren können, als höchstens mit den neutralen Hannaken, daß sie also einzig und allein auf Oesterreich gewiesen sind, wo sie mit ihren Brüdern, den Südslaven, die überwiegende Majorität bilden, und herrschen. Sie machen wohl Demonstrationen gegen die Regierung, wenn sie ihnen zu mächtig scheint, und sich nicht von ihnen beherrschen und leiten läßt; wie sie aber dieselbe eingeschüchtert haben, nehmen sie gleich die ihnen angebotene Versöhnung an, und lassen ihre eigenen Bundesgenossen im Stich.

Rieger ist höchst wahrscheinlich nach Paris gegangen, weil es ihm in Prag schon zu lebhaft, zu toll herging, und er den zweiten Belagerungszustand Prags witterte. Wenn wieder Lorbeeren zu brechen sein werden, kehrt er in die Heimath zurück. Daß ihn die fatale Wirthschaft in Oesterreich vielleicht bewogen, sein Vaterland einstweilen zu verlassen, oder was auch wahrscheinlich ist, daß das gesunkene Ansehen der gewesenen czechischen Deputirten, und ihr gegenwärtig auf Null reduzirter Einfluß, woran er ohngeachtet des von den Studenten ihm und Borrosch zu Ehren abgehaltenen Fackelzuges, weil er in Allem mit seinen Kollegen fest und treu mitgehalten hat, auch Antheil nimmt, ihn bewogen hat, ein Land zu meiden, wo neue Führer aufgetaucht sind, und die alten verworfen wurden, oder daß er mit den neuen Bestrebungen in Prag nicht einverstanden sein könne, da er noch voll ist von der alten Politik und Herrscherherrlichkeit der czechischen Deputirten: das Alles oder Einzelnes hievon kann ihn bewogen haben, nach Frankreich zu ziehen, am wenigsten aber die Anwerbung von französischen Offizieren.

Wer kann einen Czechen ergründen? Vielleicht nicht einmal ein anderer Czeche — Jedermann aber gewiß eher, als der ehrliche deutsche Michel.

Die Zukunft kann über Rieger noch nähere Auskunft geben. Wir wünschen nur, daß die fatalen Erinnerungen in Vergessenheit sinken würden, daß Rieger fortan immer in der Art sprechen und handeln würde, als er in der letzten Zeit seiner Reichstagswirksamkeit ge-

wirkt hat, daß es ihm gelingen konnte, den Tiger zu verbannen, der ihn öfters beherrscht hat.

Havelka.

Wir haben in unserm wechselvollen Leben Gelegenheiten gehabt Menschen, aus verschiedenen Ländern und Erdtheilen kennen zu lernen; wir sahen von den civilisirten Nationen nie so abstoßende, so bösartig-häßliche Gesichter, als die der czechischen Deputirten. Man sieht in Norddeutschland nicht gerade viele schöne Männergesichter; allein die Norddeutschen haben ein gewisses Etwas im Antlitze, das den Mangel der ästhetischen Vorzüge ersetzt. Dieses Surrogat fehlt den czechischen Deputirten. Havelka zeichnete sich vor allen andern durch wilde, bösartige Züge aus. Havelka war ein toller Troßbube im Gefolge der Czechenritter, er ist ein Exemplar von jenen wilden Hussitenmännern, die mit Dreschflegeln dreinschlugen. Havelka sprach in seiner ersten Rede, sich selbst rühmend, daß er nicht aus dem Lande der Jesuiten, sondern aus dem Lande der Hussiten komme. Seiner Selbstankündigung blieb er treu; er war der hussitische Dreschflegel des Reichstags; auf Befehl des Altmeisters Palacki und seiner Obergesellen schlug er mit hussitischer Kraft darauf los, unbekümmert, wohin er traf.

Havelka soll ohngeachtet seiner geringen Beamtenbesoldung sehr großen Aufwand machen, und steht im Rufe eines bestechlichen und betrügerischen Beamten; dessen versicherte uns ein glaubwürdiger Mann. Doch nein, wir sollten derlei Sachen gar nicht erwähnen; wegen einiger hundert Gulden ist es nicht der Mühe werth, Lärm zu machen, da es im Reichstage Leute genug gab, die sich durch Beförderung, welche ein Kapital von vielen tausend Gulden abwirft, bestechen ließen, um nicht wie Havelka nur die Bevölkerung eines kleinen Regierungsbezirkes, sondern die gesammten österreichischen Völker zu verrathen.

Havelka schlug das letzte Mal, und zwar mit einer außerordentlichen Wuth mit seinem Hussitendreschflegel auf die Linke los, bei Gelegenheit der Kaim'schen Anklage. Daß man den armen Kaim, der das im Rausche gesprochen, was Tausende bei vollster Nüchternheit noch ärger sprachen und thaten, nicht den Kriminalwölfen als erstes Schaf vorgeworfen, hatte ihn und seine Judaskollegen ungemein geärgert, die mit dem Ministerium, wie es verlautet, einen förmlichen Pakt geschlossen haben sollten, um, gegen gewisse Konzessionen zum Vortheile des lieben Czechenthums, fünfzehn unliebsame Deputirte den Reaktions- und Standrechtswölfen vorzuwerfen. „Der heutige Beschluß ist eine Kalamität des Reichstags," sprach Claudi; und Havelka bestätigte es, und mußte zur Ordnung gerufen werden.

Die größte Kalamität des Reichstags waren die Czechen; nicht allein des Reichstags, sondern für ganz Oesterreich und für ihre eigene Nation waren sie die größte Kalamität. Der hussitische Dreschflegelheld arbeitete fleißig durch seine Hiebe für die allgemeine Kalamität.

Pinkas.

Ein feiner Advokat, ein großer Diplomat, und wahrscheinlich noch Vieles Andere ist Pinkas, was uns nicht bekannt ist, was man jedoch in Prag gut kennt, weshalb man

ihn in den Reichstag gesandt hat. Man dichtet ihm eine schlechte Erziehung seiner Kinder an. „In Kremsier ist eine ganze Familie, die sich mit Verfassung bösartiger Zeitungsartikel befaßt," schrieb der Olmützer Korrespondent, der Jeden an Bösartigkeit, aber Wenige an Talent übertrifft. Die Beschuldigung rührt davon her, daß Pinkas Senior die slavischen Centralblätter redigirt, oder vor allen Andern am meisten Aufsätze dafür schreibt, und daß Pinkas Junior die Zeichnungen für den „Böhmischen Kobold" liefert. Die slavischen Centralblätter enthalten so manchen bösartigen Artikel — der jedoch mit Talent verfaßt ist; der Olmützer Korrespondent enthält so viele bösartige Artikel — die ohne Talent geschrieben sind, ganz gleich dem Ministerium, dessen Organ das Blatt ist. Die Zeichnungen des böhmischen Kobold sind beinahe durchgehends vortrefflich, sehr sinnreich, und machen dem Verfasser nur Ehre. Pinkas war in Betreff des Reichstags mehr hinter den Koulissen, als auf der Bühne thätig. Nur bei dem widersinnigen Protest des Ministeriums gegen den ersten Paragraph der Grundrechte betrat er die Bühne. Er brachte das bekannte zahme Mißtrauensvotum gegen das Ministerium vor die Kammer, und entwickelte hierbei sein vortreffliches Advokatentalent, da er Vormittags aus seinem Munde kalt, und Nachmittags warm blies. Man könnte wahrhaft an Kammern, Staatsverbesserungen, Menschenwerth und vielem Andern zweifeln, wenn man das Treiben der Sophisten, wie Pinkas einer ist, betrachtet. Der edle Advokat und seine Freunde werden vom stupiden Ministerium zu Rathe gezogen in Betreff des Protestes wider §. 1 der Grundrechte. Sie rathen dem Ministerium dazu. Es bringt den Protest vor die Kammer. Pinkas und seine Freunde erheben darüber einen gewaltigen Sturm; sie, die Beherrscher des Reichstags, Verfasser eines Mißtrauensvotum, beschicken selbst den ihnen bis in das Innerste der Seele verhaßten Klub der Linken auf die zuvorkommendste Art, laden ihn zur Unterzeichnung ihrer Schrift ein, wüthen mit Worten gegen das Ministerium so ungeheuer, daß Kremsier aus den Fugen zu gehen drohet. Pinkas hält eine feine, scharfsinnige, ungemein tief einschneidende Rede wider das Ministerium am Vormittage der Verhandlungen. Die Linke ist darüber entzückt; Pinkas erntet ungeheuern Beifall. Fischhof spricht, hält dem Ministerium das Sündenregister vor. Die Debatte kommt Vormittags nicht zum Schlusse. Die Sitzung wird bis Nachmittags um 4 Uhr vertagt. Während der kurzen Zeit drehet sich die czechische Bussole, der Wind hat sich verändert. Pinkas besteigt des Abends die Tribune, desavouirt den neuen Bundesgenossen, den Fischhof mit seinen Gesinnungsgenossen; noch mehr, er desavouirt den vormittägigen Pinkas, der kalt geblasen, er desavouirt sich selbst, er bemerkt ausdrücklich, daß sein Antrag kein Mißtrauensvotum sei. Doch nein, er desavouirt sich nicht, er bestätigt nur, daß er Pinkas, der Sophist, auch von diesem Tage sei, daß er aus demselben Advokatenmunde kalt und warm blasen könne, daß es ihm und seinen Freunden an Nichts liege, als an der Konsequenz zum Vortheile Czechiens, zur Behauptung ihrer Suprematie die Ehre gerne zu opfern.

Pinkas hat nach seiner Rückkunft in Prag zum Danke, daß die Prätorianer den Reichstag gesprengt, im Stadtverordnetenkollegium den Antrag gestellt, daß man dem größten Prätorianer, Radetzki, in der schönen Praga ein Denkmal errichte. Pinkas war in der verhängnißvollen Nacht vom 6—7. März unter jenen, welche Stadion zusammen-

berufen hatte, um sie zu befragen, ob der Reichstag aufgelöst werden sollte, und Pinkas widerrieth es, und ereiferte sich Tags darauf gewiß gegen die Sprengung des Reichstags durch Prätorianer. Er blies kalt gegen die Prätorianer; in Prag stellte er dann den vorhergenannten Antrag, um zu beweisen, daß er sich in der Sophistik immer gleich bleibe.

Der gegenwärtige Belagerungszustand seiner Vaterstadt möge ihn dafür trösten, daß er mit seinem Antrage zu Ehren des modernen Attila durchgefallen ist. Er kann jetzt während der Periode der obligaten Loyalität den Antrag stellen, daß Prag zu Ehren der gefallenen Größe des Fürsten zu Windischgrätz ein Monument errichte, dessen Basrelief die Heldenthaten des Großhenkers enthalte, wobei ja nicht fehlen darf jene Scene, wo die humanen Czechen zu Windischgrätz kommen und ihm erklären, daß er all sein Militär von Prag abziehen lassen könne, da sie sich verpflichten, für die Ruhe und Ordnung in Prag zu sorgen; fehlen soll nicht die Scene, wo die Czechen den nach Wien abziehenden kaiserl. königl. Mordbrenner-Horden Slava zurufen. Dies soll zugleich für die edlen Czechen eine angenehme Erinnerung sein, wie die Regierung ihre treuen Dienste während des Jahres 1848 und während des ersten Viertels von 1849 lohne und wie die Nemesis auf Erden walte, da sie ihr schadenfrohes Slava in kurzer Zeit in Sklave verändert hat.

Doch, was kümmert das den Sophisten Pinkas. Er ist ein sehr reicher Mann, und Reichthum ist mehr werth, als selbst eine republikanische, geschweige eine schmal-konstitutionelle Freiheit, wie es die französische Republik sattsam beweiset.

Hauschild und Claudi.

Die beiden Gassenjungen des Reichstags. Der Erstere jedoch in etwas besser gezogen, als der Letztere.

Hauschild ist kränklich-bissig, und das möge ihn zum Theil entschuldigen. Wenn er im Reichstage sprach, verzog er auf eine ganz eigenthümlich gräuliche Art das Gesicht, so wie ein schmollendes Kind, er sah aus wie ein weinendes, schmollendes Kind, und er schmollte, ärgerte sich über die Linke mit den bittersten Worten und Grimassen. Ein einziges Mal war seine weinerliche Bitterkeit ganz am rechten Orte angebracht, als er für die Abschaffung der Todesstrafe sprach. Der Gegenstand verdiente, daß man über die größte aller Menschenquälereien weinte, und sie auf das bitterste tadelte. Hauschild sprach da kurz und gut — seine bitter-weinenden Gesichtszüge sprachen mehr, als es die vortrefflichste Rede vermocht hätte.

Bei der oben erwähnten Kaim'schen Angelegenheit hatte Hauschild die Worte Claudi's: „Der heutige Beschluß der Kammer ist ein Unglück für den Reichstag," wiederholt und zu schärfen gesucht, da er Unglück in Kalamität verwandelte.

Er und alle Feinde des Kaim und der Linken können sich gegenwärtig über das Mißlingen ihres Planes zur Zeit des Kaim'schen Anklageaktes trösten. Kaim ist schon seit langer Zeit gefänglich eingezogen, Mancher verurtheilt, Fischhof jetzt im Kriminalgefängniß, Kudlich, Goldmark, Violand sind im Exile, der dicke Füster, ihr vorzüglicher Feind, wird zum großen Leidwesen seiner Korpulenz von einer Stadt in die andere in dem Deutschland gehetzt, das er so enthusiastisch verehrt, dessen Farben er, obgleich von

Geburt ein Slave, mit Verläugnung seiner Nationalfarben, mit so großer Liebe und Einigkeit getragen hat. — Hauschild möge jetzt die Mienen weinerlich-bitter über die Schande der Rechten, über die Schmach seiner Vaterstadt verziehen, und als Jeremias auf den Trümmern der geschwundenen Herrlichkeit der Rechten Klagelieder anstimmen.

Claudi war der große Gassenjunge des Reichstags. So jung und doch so falsch! Heute ein jugendlicher Demokrat, morgen ein reaktionärer Zopf, aber stets ein Pedant. Kein Straßenjunge benimmt sich so bübischgemein, als er sich im Reichstage gegen den alten ehrenwerthen Borrosch betragen, den er mit den gröbsten Worten laut und nach Bubenart halblaut insultirt. Wo es irgend einen parlamentarischen Strauß zu bestehen galt, war Claudi mit seinen höchst plattgeschlagenen, langgedehnten und langweiligen Reden gewiß dabei, und stritt zur Ehre Czechiens, und zur Bekriegung des Deutschthums, dessen Bekenner er noch im Juni 1848 gewesen war. Da glühete er für die deutsche Sache — und dann, kurz darauf für die czechische. Ein vollendet konsequenter Charakter ist Claudi.

Im Anfange der Oktoberrevolution war er durch zwei Tage fortwährend in der Permanenz des Reichstags, woraus er von Viertelstunde zu Viertelstunde an seine in Wien verborgenen oder nach Czechien entflohenen Freunde Alles, was da vorging, berichtete. Die Agentschaft ward ihm endlich zu gefährlich, auch beklagte er sich, daß die Anarchisten des Nachts ihn gesucht hätten, und er ging seinen Freunden nach in die theure Heimath, um da über die Geschicke Oesterreichs zu berathen, und in engster Verbindung mit der Olmützer Kamarilla und dem Ban Jellachich Oesterreich zu verrathen.

Claudi war vor dem Reichstage Dozent an der Prager Universität. Er möge jetzt über machiavellistische Reichstagspolitik lesen, und zur Heranbildung solcher Deputirten beitragen, als er und seine politischen Freunde gewesen sind, damit die edle Raçe der czechischen Deputirten des ersten österreichischen Reichstags ja nie aussterbe, und der Ruhm seines Vaterlandes nie erlösche, das dem Metternich die feinsten Polizeibeamten und Polizeispione, der Kammeralistik die gewandtesten Bankalaufseher, Gränzjäger, Finanzwächter, den Tyrannen Galiziens die ausgezeichnetsten bureaukratischen Henker geliefert hat, und das den Absatz an derlei, in überschwänglicher Anzahl vorhandenen Individuen nur darin finden kann, wenn ein großes, einiges Oesterreich fortbesteht, das den Czechen von Reichenberg bis Spalato, von Bregenz bis Karlowitz Brot verschafft.

Palazki.

Wir schließen unsere Charakterisirung der Rechten mit ihrem Treiber und Dränger, mit dem Patriarchen Palazki. Palazki sprach nie im Reichstage eine längere Rede, sondern machte nur ganz kurze Bemerkungen und Einwendungen, war aber außer demselben desto thätiger, und agitirte daselbst außerordentlich. Er war die höchste Autorität der Czechen. Seit Jahren eine der größten Celebritäten Böhmens, sein Geschichtsschreiber, sein Diplomat, nebstdem die übrigen Führer der Czechen, viel jünger als er, zumeist Alle seine Jünger, da läßt sich leicht begreifen, daß er einen außerordentlichen Einfluß auf sie ausübte, und alle czechischen Reichstagsmanövers leitete. Die Verdienste, die sich die czechi-

schen Deputirten um Oesterreich und Böhmen erworben haben, kommen ihm in vorzüglichem Maße zu, und schmücken sein pergamentumhülltes Haupt — „sein Antlitz ist ein Pergament, worauf die Schuld und des Richters Spruch geschrieben steht."

Palazki hätte in der kurzen Zeit der österreichischen Revolution schon öfters Cultusminister werden sollen, er hat jedoch, wie man erzählt, die ehrenvolle Stelle abgelehnt. Palazki braucht kein Ministerium, er ist mehr als Minister, er ist Patriarch der großmögenden Czechen, die unter den übrigen Völkern Oesterreichs die Hegemonie inne haben, mit denen die Minister und der Hof selbst im besten Einverständniß zu sein trachten, denen also die Minister und selbst der Hof den Hof machen. Vollends wird dies dem Patriarchen zu Theil. Wie könnte es sie daher gelüsten, Minister zu werden, statt sich von den Ministern den Hof machen zu lassen, statt des Ranges eines, zwar nicht von Amtswegen angestellten, aber desto mächtigeren Minister- und Czechentreibers ein getriebener Minister zu werden!

Palazki ward kein glänzender Empfang bereitet bei seiner Rückkunft von Kremsier. Die Redlichen unter seinen Landsleuten konnten unmöglich mit ihren Abgeordneten, am wenigsten mit deren Patriarchen zufrieden sein; sie überzeugten sich, daß ihre Vertrauensmänner nur egoistische Interessen verfolgten; daß vor Allen andern Palazki ein Hauptaristokrat ist, dem das Volk gar nicht am Herzen liegt, der durch Czechiens Verherrlichung und Macht nur seine eigene Macht und Verherrlichung sucht.

Wir hoffen, daß künftighin nicht mehr der alte Patriarch in den Reichstag kommen werde, daß man seiner Weisheit mehr als genug habe, und sich um bessere Führer umsehen werde, als es die Benannten und deren Patriarch waren.

Es könnte noch einiger Czechen, die im Reichstage saßen, Erwähnung geschehen, als z. B. des ungeleckten Eisbären oder Neufundländers Havlischek, des Deutschenfressers, der den slovakischen Landsturm wider Ungarn aufgeboten hatte, eine der häßlichsten Räuberphisiognomien, die je die Sonne beschienen hat, und mehrer anderer. Weil sie jedoch nur Troßknechte, Mittraber, der Schweif waren, bedarf es keiner besondern Schilderung wegen ihrer Unbedeutendheit. Sie waren nichts Anderes, als das Echo ihrer Führer. Sie riefen Slava und Sklave, was man in sie hineingerufen im Klub der Rechten. Da herrschte parlamentarischer Terrorismus. Was im Klub festgesetzt worden war, davon konnte Niemand auch nicht ein Haar breit abweichen. Handelte er nicht, wie sie es wünschten, dann traf ihn der Bannstrahl des Patriarchen und seiner Knechte, er ward in Verschiß erklärt.

Ein czechischer Beamte L. schloß sich dem Klub des Centrums, statt dem der Rechten an, und seine Landsleute verfolgten ihn wüthend. Trojan der Große beanstandete seine Wahl; ein geistliches Mitglied des Parlaments wollte uns bereden, in der Sektion wider L. zu stimmen, da er uns als Motiv angab, L. hätte nicht das Mißtrauensvotum gegen die Minister unterschrieben. Wir waren erstaunt über die Rechtsverachtung des geistlichen Herrn. Alles sollte sich dem czechischen Klub und seinen Bestrebungen unterordnen, das Recht mußte ihm weichen, die Ehre geopfert werden. Menschen mit solchen Ansichten, von solcher Rechtsverletzung hätten Oesterreich beglücken können! L. that viel besser, die Unterschrift zum Mißtrauensvotum zu verweigern, als sie, die mit solchem Lärm die Miß-

ihn in den Reichstag gesandt hat. Man dichtet ihm eine schlechte Erziehung seiner Kinder an. „In Kremsier ist eine ganze Familie, die sich mit Verfassung bösartiger Zeitungsartikel befaßt," schrieb der Olmützer Korrespondent, der Jeden an Bösartigkeit, aber Wenige an Talent übertrifft. Die Beschuldigung rührt davon her, daß Pinkas Senior die slavischen Centralblätter redigirt, oder vor allen Andern am meisten Aufsätze dafür schreibt, und daß Pinkas Junior die Zeichnungen für den „Böhmischen Kobold" liefert. Die slavischen Centralblätter enthalten so manchen bösartigen Artikel — der jedoch mit Talent verfaßt ist; der Olmützer Korrespondent enthält so viele bösartige Artikel — die ohne Talent geschrieben sind, ganz gleich dem Ministerium, dessen Organ das Blatt ist. Die Zeichnungen des böhmischen Kobold sind beinahe durchgehends vortrefflich, sehr sinnreich, und machen dem Verfasser nur Ehre. Pinkas war in Betreff des Reichstags mehr hinter den Koulissen, als auf der Bühne thätig. Nur bei dem widersinnigen Protest des Ministeriums gegen den ersten Paragraph der Grundrechte betrat er die Bühne. Er brachte das bekannte zahme Mißtrauensvotum gegen das Ministerium vor die Kammer, und entwickelte hierbei sein vortreffliches Advokatentalent, da er Vormittags aus seinem Munde kalt, und Nachmittags warm blies. Man könnte wahrhaft an Kammern, Staatsverbesserungen, Menschenwerth und vielem Andern zweifeln, wenn man das Treiben der Sophisten, wie Pinkas einer ist, betrachtet. Der edle Advokat und seine Freunde werden vom stupiden Ministerium zu Rathe gezogen in Betreff des Protestes wider §. 1 der Grundrechte. Sie rathen dem Ministerium dazu. Es bringt den Protest vor die Kammer. Pinkas und seine Freunde erheben darüber einen gewaltigen Sturm; sie, die Beherrscher des Reichstags, Verfasser eines Mißtrauensvotum, beschicken selbst den ihnen bis in das Innerste der Seele verhaßten Klub der Linken auf die zuvorkommendste Art, laden ihn zur Unterzeichnung ihrer Schrift ein, wüthen mit Worten gegen das Ministerium so ungeheuer, daß Kremsier aus den Fugen zu gehen drohet. Pinkas hält eine feine, scharfsinnige, ungemein tief einschneidende Rede wider das Ministerium am Vormittage der Verhandlungen. Die Linke ist darüber entzückt; Pinkas erntet ungeheuern Beifall. Fischhof spricht, hält dem Ministerium das Sündenregister vor. Die Debatte kommt Vormittags nicht zum Schlusse. Die Sitzung wird bis Nachmittags um 4 Uhr vertagt. Während der kurzen Zeit drehet sich die czechische Bussole, der Wind hat sich verändert. Pinkas besteigt des Abends die Tribune, desavouirt den neuen Bundesgenossen, den Fischhof mit seinen Gesinnungsgenossen; noch mehr, er desavouirt den vormittägigen Pinkas, der kalt geblasen, er desavouirt sich selbst, er bemerkt ausdrücklich, daß sein Antrag kein Mißtrauensvotum sei. Doch nein, er desavouirt sich nicht, er bestätigt nur, daß er Pinkas, der Sophist, auch von diesem Tage sei, daß er aus demselben Advokatenmunde kalt und warm blasen könne, daß es ihm und seinen Freunden an Nichts liege, als an der Konsequenz zum Vortheile Czechiens, zur Behauptung ihrer Suprematie die Ehre gerne zu opfern.

Pinkas hat nach seiner Rückkunft in Prag zum Danke, daß die Prätorianer den Reichstag gesprengt, im Stadtverordnetenkollegium den Antrag gestellt, daß man dem größten Prätorianer, Radetzki, in der schönen Praga ein Denkmal errichte. Pinkas war in der verhängnißvollen Nacht vom 6—7. März unter jenen, welche Stadion zusammen-

Wieser.

Ein kleines Männchen, sehr liebenswürdig, sehr gewandt, Advokat aus Linz. Wieser hielt sich vor dem Oktober viel mehr an das rechte Centrum, als an die Linke des Reichstags. Wie es oben bemerkt worden, bestand damals nur ein Reichstagscentrum, das rechte. Wieser ging mit den Centralisten denselben Weg. Die Oktober- und Novemberwirthschaft brachte ihn zu anderer Ansicht. Wir hörten ihn in Wien gerade in den ersten Tagen der Schreckensherrschaft im November mit beispiellosem Muthe sich aussprechen, und seinem, durch die Grausamkeit des Höllenfürsten tief verletzten Rechtsgefühle Luft machen. Wieser unterstützte den wackern Präsidenten Smolka in seiner Bestrebung, die verhafteten Deputirten zu befreien. — Wieser erlitt seit dieser Zeit nur ein einziges Mal einen Rückfall in seine vorherige Centralgesinnung. In der Finanzfrage war er sehr gefällig gegen das Ministerium. Die zur Prüfung der Finanzfrage niedergesetzte Commission des Reichstags beantragte, von den geforderten 80 Millionen Gulden einstweilen nur 50 Millionen zu bewilligen. Wieser beantragte, gleich die volle runde Summe zu bewilligen. Seine Absicht mag nicht unredlich gewesen sein, er meinte wohl, daß damit Oesterreich in die Fugen gebracht werden könnte.

Es hat vielleicht Niemand im Reichstage einen solchen Scharfsinn, eine solche anschauliche Rechtsgelehrsamkeit entwickelt, als Wieser in der Kaim'schen Angelegenheit. Die Klarheit der Uebersicht des gesammten Thatbestandes, die scharfsinnige Prüfung des voruntersuchenden Prozeßaktes bewiesen eine unerhörte Meisterschaft, und wanden um die Stirne des menschenfreundlichen Advokaten den Lorbeerkranz. Die unbeschreibliche Wuth der Czechen wegen ihres mißglückten Verdammungsurtheils, was bei der schwankenden Gesinnung mehrer Kammermitglieder durch die von Wieser ausgegangene Ueberzeugung und Anschließung an das linke Centrum und die Linke bewirkt worden war, liefert den schönsten Beweis für die Vortrefflichkeit der Wieser'schen Behandlung des Gegenstandes.

Kurze Zeit darauf hat Wieser jedoch beinahe wieder einen Rückfall in seine alte Gesinnung gehabt, da er zum §. 13 der Grundrechte einen beschränkenden Antrag stellte, den auch die freisinnigen Mitglieder der Kammer, noch ganz erfüllt von der herrlichen Vertheidigung des Kaim, und überzeugt von der Freisinnigkeit des Wieser, gleich ohne Anstand annahmen.

Wieser ist jedenfalls wegen seiner treuen Beharrlichkeit in den Tagen der Gefahr, wegen seiner praktischen Kenntnisse, und seiner in der letztern Zeit des Reichstages kundgegebenen Gesinnungen einer der vorzüglichsten Abgeordneten des Reichstags gewesen.

Pillersdorf.

Eine höchst schwierige Aufgabe, diesen Mann zu charakterisiren. Wir sahen ihn in verschiedenen Momenten, welche höchst kritisch waren, mit verschiedenen Charakterzügen, mit beinahe entgegengesetzten Charakterzügen angethan. Im Allgemeinen gesagt, es zweifelt Niemand an der hohen geistigen Begabung des ersten konstitutionellen Ministers des Innern in Oesterreich, auch an seiner redlichen Gesinnung dürften Wenige zweifeln. Es war ihm gewiß immer Ernst um die gute Sache. Er scheint einen Hauptfehler zu besitzen,

den, daß er sich der alten bureaukratischen Natur nicht entschlagen kann. Er sagte einst zu uns: „Ihr jungen Herrn habet ein leichtes Spiel, ihr könnet euch gleich in die neuen Zustände hineinversetzen, aber wir alten Beamten, uns ist dies beinahe unmöglich, da wir in dem alten Systeme verknöchert sind." Diese Worte scheinen uns Aufklärung zu ertheilen über Vieles, was man sich in seinen Handlungen als Minister nicht erklären kann. Beinahe alle Vormärzlich-Liberale sind sehr bald hinter der Bewegung zurückgeblieben. Man denke an den juridisch-politischen Leseverein. Pillersdorf war in der Bureaukratie ergraut, er war ein Vormärzlich-Liberaler, er kam mit den neuen Bestrebungen bald in Konflikt. Nebstdem beachte man, daß er Minister eines Hofes war, dem es noch viel weniger als den andern — etwa mit Ausnahme des preußischen — mit der Konstitution, mit der Freiheit der Völker Ernst war, mit dem er also in die fatalsten Konflikte kam, wenn er es halbwegs mit der Freiheit ernst meinte; man beachte, daß die Bureaukraten darin ihre höchste Kunst sehen, und mit der größten Lust dahin arbeiten, um entgegengesetzte Elemente auf eine scheinbare Art zu versöhnen, zu vereinbaren, daß sie mit ihren Künsten alle Parteien zufrieden zu stellen meinen, daß sie sich endlich durch die vieljährige Ausübung der systematischen Täuschung Anderer selbst täuschen: man summire alle diese Faktoren, und man wird sich vielleicht am ehesten einen richtigen Begriff von Pillersdorf und seinen Handlungen bilden können.

Nebstbei scheint wohl auch Mangel an Energie ihn zu charakterisiren. Schwäche hat er öfters gezeigt — war sie jedoch immer Schwäche zu nennen? Daß unter seiner Leitung der Staatsgeschäfte, in der gährenden Zeit von März bis Juli kein Blut vergossen worden ist, daß er dies verhindert habe, wenn man ihn deshalb der Schwäche zeiht, irrt man sich gewaltig. Einer solchen Schwäche kann man sich zeihen lassen, sie gereicht gewiß dem Herzen, und in den meisten Fällen auch dem Verstande zur Ehre. Hätte Pillersdorf, wenn er an dem Tage, als die akademische Legion hätte aufgelöst werden sollen, Feuer kommandiren lassen, würde er Oesterreich und der Dynastie einen ersprießlichen Dienst geleistet haben? Hätte er durch Gewaltmaßregeln die heftig brausende Aufregung dämpfen können?

In den Oktobertagen hat sich Pillersdorf vorzüglich ausgezeichnet. Er entwickelte daselbst Muth, Humanität, Intelligenz und Freiheitssinn. Seine Rede wider den schlauen Wütherich Wessenberg, den er in Anklagestand versetzte, bewies seine rechtlichen Gesinnungen zur Genüge. Daß Pillersdorf späterhin aus dem Reichstage ausgetreten, ist ein großer Verlust für die Kammer gewesen. In der letztern Zeit ward er zu Bruck an der Leitha als Deputirter gewählt, und er trat wieder in den Reichstag ein. Er schloß sich an das linke Centrum und an dessen Klub an. In Kremsier waren die Klubs der einzelnen Reichstagsparteien der Reichstag selbst. Sie waren interessanter als der Reichstag selbst. Es ward beinahe Alles in den Klubs entschieden. Viele Deputirte, welche im Reichstage nie sprachen, entwickelten in den Klubs große Thätigkeit und Redekraft. Es ist Jammerschade, daß der Reichstag gerade zu der Zeit, als er sich aus den großen Schwierigkeiten, welche ihm die Neuheit der Sache bereitet, herausgearbeitet und das Schülerhafte überwunden hatte, aufgelöst worden ist. Doch nein! das war ja eben der Grund seiner Auflösung, weil er selbstständig und kräftig geworden war und mit Muth die Freiheit ver-

theidigte troß der Bluthherrschaft der Prätorianer. Deshalb sprengten ihn die Prätorianer.

Pillersdorf war im Klub des linken Centrums außerordentlich thätig. Mit größter Emsigkeit hielt er fort und fort als dessen Präsident Sitzungen, und besprach mit einem Scharfsinne, mit einer Umsicht die Gegenstände, welche im Reichstage zur Debatte kommen sollten, daß alle Mitglieder darüber entzückt waren.

Pillersdorf hatte viel Ungemach zu erleiden. Man griff ihn schonungslos an, und zog ihn hinab in den Koth. Man erwog nicht, wie schwierig seine Stellung gewesen, da er der erste Minister des Innern nach der Märzrevolution war. Uns selbst hat er einst persönlich furchtbar wehe gethan — wir verzeihen es ihm — in einem wichtigen Momente der Revolution boten wir ihm die Hand und sprachen ihm, durch die spätern Umstände eines Bessern belehrt, in vollster Ueberzeugung, daß er uns nur auf Verschulden Anderer wehe gethan, und daß er es mit der Volkswohlfahrt redlich meine, unsere Verehrung aus. Möge der vielgeplagte Greis, insofern man in der jetzigen sturmbewegten Zeit hiervon sprechen, es fordern kann, in Frieden, in der allgemeinen Anerkennung seiner Verdienste von seinen großen Arbeiten ausruhen, und für die Zukunft sich der guten Sache erhalten!

Vanano.

Vanano ist Beamter, aber Alles eher als Bureaukrat und Reaktionär, er ist ein Ehrenmann. Vielleicht wird es ihm nicht lieb sein, daß wir ihn öffentlich gelobt haben. Man ersieht es gleich aus den gegenwärtigen Skizzen, daß wir der äußersten Linken angehören, und das ist in Oesterreich eine Schande. Die Reaktion hat es durch ihre Mitglieder, Aristokraten, Bureaukraten, Pfaffen, Prätorianer, Gutgesinnte und Politischblinde dahin gebracht, daß in Oesterreich der größte Schandtitel ist, den man ertheilen will, wenn man Jemand einen von der Linken nennt. Wir hoffen jedoch, daß Vanano durch diese Ansichten nicht im mindesten sich beirren lasse, ebensowenig als er sich durch die Verleumdungen der Schandpresse hat beirren lassen, die in ihrer Frechheit behauptete, Vanano hätte förmlich linirte Bogen zur Sammlung von Unterschriften nach Korneuburg gesandt, um eine Vertrauensadresse an den Reichstag zu Stande zu bringen. Vanano hat sich in den Oktobertagen in der Permanenz des Reichstages sehr wacker gehalten. Er war als Kommissär beordert worden, um das kaiserliche Zeughaus zu übernehmen. Eine sehr unangenehme Mission, die ihm Verläumdungen von Seite der Janitscharen zugezogen. Vanano ist Beamter — aber kein Ministerialknecht, und stand im Reichstage gegen das Ministerium. Daß dieser Muth eine besondere Anerkennung verdiene, bezweifelt wohl Niemand. Schon für einen Advokaten, der doch nicht von der Regierung abhängt, ja selbst für einen reichen Privaten, der am meisten unabhängig genannt werden kann, ist es eine leichte Sache, wider die herrschende Partei Opposition zu machen, desto schwieriger, ja am schwierigsten ist es für einen Beamten, der vom Ministerium, von der herrschenden Reaktionspartei am meisten abhängt, wider die Ansichten und Bestrebungen des Ministeriums zu kämpfen. Vanano war einer jener wenigen Deputirten, welche von allen Parteien des Reichstags geachtet

werden. Er ist ein persönlich höchst liebenswürdiger Charakter, das Bild eines Weisen, voll Wahrheitsliebe, Rechtlichkeitsgefühl und Humanität.

Wenn er wegen seiner redlichen, muthigen Gesinnungen Verfolgung leiden muß, möge er Trost darin finden, daß es eine Auszeichnung ist, von reaktionären Ministerien verfolgt zu werden, und daß es keinen größern Lohn geben könne, als den, von seinen Mitbürgern, vom Volke geachtet zu werden.

Schmitt.

Der erste Präsident des österreichischen Reichstags. Eine gutmüthige, edle Natur. Ein Mann voll Sanftmuth und Menschenfreundlichkeit, ein Friedens- und Versöhnungsmann; ruhig, gelassen, liberalgesinnt, aber das Alte mit Schonung behandelnd wegen seiner Friedensliebe. Er soll im Finanzfache tüchtige Kenntnisse besitzen: von Finanzformen zu sprechen, ist sein Lieblingsthema. Das kann er stundenlang thun, ohne daß ihm der Stoff darüber ausginge. Für seine Landsleute, die armen schlesischen Weber, that er sehr viel. Er scheint am Hofe beliebt zu sein, und erwirkte namhafte Summen für sie.

Man war mit ihm nicht zufrieden, als er bei der Rückkunft des Kaisers von Innsbruck eine zu zahme Rede gehalten hatte. Man wollte einen Protest dagegen einlegen, unterließ es jedoch aus persönlicher Achtung gegen ihn.

Szabel.

Szabel ist Autodidakt, scharfsinnig, praktisch. Radikal, im strengen Sinn des Wortes, ist er ebensowenig, wie alle seine Kollegen des linken Centrums, und wie die meisten Glieder der Linken selbst.

Die erste Zeit des Reichstags hatten wir von ihm in Betreff der liberalen Ansicht eine sehr geringe Meinung. Er war damals zu sehr mit den Staatssophisten Lasser und Maier alliirt. Wir hegten sogar Mißtrauen gegen ihn, und hielten ihn für einen Sophisten; nicht allein wir, sondern sehr viele Andere hatten diese Ansicht über Szabel. Er war einer Derjenigen, die sich am meisten ins Centrum hinüber neigten, und mit der Reaktion, mit den Ministern und Czechen kokettirten. Er war im Oktober in der Permanenz des Reichstags, durch kurze Zeit Präsident, verließ sie aber nach dem Beispiele Maier's — der aus dringenden Gründen wegen der Wiederwahl nach Brünn eilte, und nachdem dies an einem Vormittage beendet worden, gleich an das kaiserliche Hoflager (wahrhaftig ein Lager, da Prätorianer den Hof kommandirten) ging, um die Freiheit retten zu helfen. Zum Theil that er es wohl auch auf Ansuchen einiger Mitglieder des Reichstags, um in Olmütz für die gute Sache zu wirken, was er wahrscheinlich auch erfüllt, da wir in die Redlichkeit seines Charakters keinen Zweifel setzen.

Die Glanzperiode für Szabel beginnt erst in Kremsier. Die erste Zeit des Reichstags zu Kremsier hielt er noch an seinen Freunden, Maier und Lasser. Endlich ward er doch überdrüssig ihrer Sophismen, oder vielleicht auch ihrer Vormundschaft und des argen Treibens der Centralisten und Czechen. Er war es vorzüglich, der die Spaltung des Klubs des rechten Centrums bewirkte, der sich mit einigen Freunden, namentlich Schmitt, Heim

und Banano loslöste von den Ministerialknechten, und den Klub des linken Centrums gründete, der neben dem der Rechten den größten Einfluß ausübte, da die Linke zumeist aus Männern bestand, die sehr gemäßigt-liberal, überdacht, durch die Zeitereignisse in ihrer Wirksamkeit, wenn auch nicht eingeschüchtert, doch beschränkt waren, und mit denen des linken Centrums sympathisirten, daher dieses verstärkten. Szabel zeichnete sich am meisten aus in seiner Rede über die Religionsfrage, wo er die Hierarchie furchtbar geißelte, was ihm die größten Verfolgungen zuzog. Ohngeachtet der argen Machinationen der Olmützer Pfaffen ward er, in der Zeit der lebhaftesten Angriffe auf ihn, zum Deputirten nach Frankfurt gewählt, und vom Volke hiemit ausgezeichnet.

Szabel blickt noch zu oft auf das Historische, berücksichtigt es noch viel zu sehr; er schreibt demselben eine zu große Macht zu, und will es versöhnen mit den neuen Bestrebungen. · Das ist der ungeheure Fehler, den alle neuern Parlamente begangen, wodurch sie unwillkürlich die Macht, die Entwickelung der Revolution gebrochen und gehemmt haben.

Jedenfalls müssen wir hingegen sagen: **Es wäre ein hohes Glück, wenn es viele solche Kaufleute gäbe, als es Szabel ist, der Intelligenz, Scharfsinn, selbst politische Kenntnisse in bedeutendem Grade besitzt, und nebstdem den Fortschritt, die Freiheit liebt.**

Die Olmützer doppelten Aristokraten — als Pfaffen und als Hochadeliche — mögen immerhin wüthen wider Szabel. Er hat über sie trotz ihrer Anfeindungen gesiegt, und sie haben eine furchtbare Schlappe erlitten von Szabel und vom Schicksale. So wie in die Burg ihres Dalailama zu Kremsier der freisinnige Reichstag eingezogen war, und daselbst den Muth hatte, „Religion machen zu wollen," den Aberglauben zu bekämpfen, so ist die Aufklärung, die Vernunft in die Kirche gekommen, und hat der alten Religion eine furchtbare Schlappe versetzt. Sie mögen sich dagegen sträuben wie sie wollen, ihr Reich ist geistig zu Ende, und wird es auch bald irdisch sein. Szabel war in der That ein Säbel, womit die moderne Zeit dem österreichischen Pfaffenthume Todeswunden versetzte.

Halter.

Halter ist Sekretär eines der obskurantesten Kirchenfürsten, des Erzbischofs von Salzburg, Fürsten zu Schwarzenberg, der von dem Geiste Metternichs, der sich als antiheiliger Geist über die Salzburger Kapitularen gesenkt hatte, als Erzbischof und Primas Germaniae gewählt, und späterhin mit dem Purpur der heiligen römischen Kirche geschmückt worden ist. Weltlicher Fürst und Kirchenfürst in Einer Person ist Schwarzenberg, zwei edle Naturen in Einer Persönlichkeit, deren erste Eigenschaft die Dummheit ist. Halter kam erst im Spätwinter in den Reichstag nach Kremsier, war außer demselben, im Privatumgange und in den Klubs sehr thätig, wir können sagen, zum Vortheile der guten Sache. Im Reichstage sprach er nur einmal, in der Kirchenfrage. Seine Rede fand allgemeinen Beifall, desgleichen der von ihm ausgegangene Antrag zum §. 15 der Grundrechte, den Wieser in die Kammer gebracht, und den die Abgeordneten aller Klubs unterzeichnet hatten.

Halter ist ein Zögling des höhern Bildungsinstituts für Weltpriester zu den Augustinern in Wien, der sogenannten Bischofsfabrik, die in der letztern Zeit durch ihren Vor-

den, daß er sich der alten bureaukratischen Natur nicht entschlagen kann. Er sagte einst zu uns: „Ihr jungen Herrn habet ein leichtes Spiel, ihr könnet euch gleich in die neuen Zustände hineinversetzen, aber wir alten Beamten, uns ist dies beinahe unmöglich, da wir in dem alten Systeme verknöchert sind.“ Diese Worte scheinen uns Aufklärung zu ertheilen über Vieles, was man sich in seinen Handlungen als Minister nicht erklären kann. Beinahe alle Vormärzlich-Liberale sind sehr bald hinter der Bewegung zurückgeblieben. Man denke an den juridisch-politischen Leseverein. Pillersdorf war in der Bureaukratie ergraut, er war ein Vormärzlich-Liberaler, er kam mit den neuen Bestrebungen bald in Konflikt. Nebstdem beachte man, daß er Minister eines Hofes war, dem es noch viel weniger als den andern — etwa mit Ausnahme des preußischen — mit der Konstitution, mit der Freiheit der Völker Ernst war, mit dem er also in die fatalsten Konflikte kam, wenn er es halbwegs mit der Freiheit ernst meinte; man beachte, daß die Bureaukraten darin ihre höchste Kunst sehen, und mit der größten Lust dahin arbeiten, um entgegengesetzte Elemente auf eine scheinbare Art zu versöhnen, zu vereinbaren, daß sie mit ihren Künsten alle Parteien zufrieden zu stellen meinen, daß sie sich endlich durch die vieljährige Ausübung der systematischen Täuschung Anderer selbst täuschen: man summire alle diese Faktoren, und man wird sich vielleicht am ehesten einen richtigen Begriff von Pillersdorf und seinen Handlungen bilden können.

Nebstbei scheint wohl auch Mangel an Energie ihn zu charakterisiren. Schwäche hat er öfters gezeigt — war sie jedoch immer Schwäche zu nennen? Daß unter seiner Leitung der Staatsgeschäfte, in der gährenden Zeit von März bis Juli kein Blut vergossen worden ist, daß er dies verhindert habe, wenn man ihn deshalb der Schwäche zeiht, irrt man sich gewaltig. Einer solchen Schwäche kann man sich zeihen lassen, sie gereicht gewiß dem Herzen, und in den meisten Fällen auch dem Verstande zur Ehre. Hätte Pillersdorf, wenn er an dem Tage, als die akademische Legion hätte aufgelöst werden sollen, Feuer kommandiren lassen, würde er Oesterreich und der Dynastie einen ersprießlichen Dienst geleistet haben? Hätte er durch Gewaltmaßregeln die heftig brausende Aufregung dämpfen können?

In den Oktobertagen hat sich Pillersdorf vorzüglich ausgezeichnet. Er entwickelte daselbst Muth, Humanität, Intelligenz und Freiheitssinn. Seine Rede wider den schlauen Wütherich Wessenberg, den er in Anklagestand versetzte, bewies seine rechtlichen Gesinnungen zur Genüge. Daß Pillersdorf späterhin aus dem Reichstage ausgetreten, ist ein großer Verlust für die Kammer gewesen. In der letztern Zeit ward er zu Bruck an der Leitha als Deputirter gewählt, und er trat wieder in den Reichstag ein. Er schloß sich an das linke Centrum und an dessen Klub an. In Kremsier waren die Klubs der einzelnen Reichstagsparteien der Reichstag selbst. Sie waren interessanter als der Reichstag selbst. Es ward beinahe Alles in den Klubs entschieden. Viele Deputirte, welche im Reichstage nie sprachen, entwickelten in den Klubs große Thätigkeit und Redekraft. Es ist Jammerschade, daß der Reichstag gerade zu der Zeit, als er sich aus den großen Schwierigkeiten, welche ihm die Neuheit der Sache bereitet, herausgearbeitet und das Schülerhafte überwunden hatte, aufgelöst worden ist. Doch nein! das war ja eben der Grund seiner Auflösung, weil er selbstständig und kräftig geworden war und mit Muth die Freiheit ver-

Reichstagspater Abraham a St. Clara. Sidon predigte im Reichstage, der Deklamation nach wohl burlesk, bauernmäßig, aber dem Inhalte der Rede nach vortrefflich. Die meisten geistlichen Herrn, die im Reichstage saßen, hätten von ihm lernen sollen die Wahrheitsliebe, die Freisinnigkeit, die Offenheit.

Sidon sprach vortrefflich bei Gelegenheit der Aufhebung des Unterthänigkeitsverhältnisses, der Abschaffung des Adels und der Todesstrafe. Desgleichen in der Religionsdebatte.

Sidon ist Gymnasialkatechet. Helfert, der Unterstaatssekretär im Ministerium des Unterrichts, der bissige Doktrinär des Reichstags, wollte ihm eine Lektion geben, er meisterte ihn öffentlich. Pater Sidon gab es dem jungen naseweisen Herrn derb zurück.

Seine Landsleute haßten ihn furchtbar. Er hatte nach der Rückkunft aus Wien, anfangs November einen offenen Brief geschrieben, worin er seine Gründe darlegte, warum er nicht von Wien geflohen. Daß er nicht mit den Andern geflohen, nahmen ihm die Landsleute sehr übel, noch mehr, daß er sich deswegen vertheidigt, und sie indirekt angegriffen habe.

Wenn wir an den Czechen zu verzweifeln in Gefahr waren, sahen wir auf den ehrlichen Sidon, und verloren nicht vollends den Glauben an das czechische Volk.

(Fortsetzung folgt.)

Bruchstück aus dem Roman: Clemens Metternich

von

Sigmund Kolisch.

Erschüttert bis in sein innerstes Wesen von den verschiedenen Eindrücken, die an ihn, den kalten unerschütterlichen Mann sich herangedrängt, kehrte der Fürst Metternich von der letzten Unterredung mit dem todtkranken Kaiser Franz zurück.

Der Kampf, in den der Kaiser vor seinem Scheiden mit seinen Gedanken verwickelt war, die riesige Anstrengung, deren es bedurfte, damit er siege der Unbesiegbare, aber Ahnungen und Gefühle, die ihm bis zu diesem Augenblick fremd gewesen, die Wirkungen der Todesschauer, die sich nach Außen wie nach Innen geltend machten, und keineswegs von dem gewaltigen Monarchen ganz bezwungen werden konnten, die Zwecklosigkeit des menschlichen Lebens, Ringens, Thuns, das so scharf und schreiend heraustrat, und die Nichtigkeit der Dinge, die so groß und wichtig auftreten, und vor dem brechenden Auge zusammenschrumpfen, fast verschwinden, die Erinnerungen an Momente und Handlungen, die der Kaiser heraufbeschworen, die zu dem Minister in nahen Beziehungen standen, und vielleicht jetzt zum ersten Mal einen unheimlichen Beigeschmack merken ließen, Alles dies von der einen Seite, und von der andern die Größe, Macht und Herrlichkeit, die sich ihm

nun in gränzenloser Ausdehnung, nicht etwa als eine bloße Hoffnung, sondern durch das Vermächtniß des Kaisers als eine sichere Aussicht darstellten, und mit gewandter Ueberlegenheit den gebeugten, menschlichen Sinn in Anspruch nahmen, aufrichteten; also selbst dieser Widerstreit der Empfindungen griff an die Spannkraft, an die Nerven des Diplomaten.

Metternich war bis jetzt nur der erste Diener des Kaisers; er war ohne die geringste Selbstständigkeit, und in keiner wichtigen Frage stand ihm eine unabhängige Entscheidung zu, denn Franz I. prüfte selbst und entschied. Metternich war sein Werkzeug, seine Kreatur, der scharfe Pfeil in der Hand des mächtigen Schützen, nichts weiter. Nun aber sollte er zur Allmacht gelangen, er sollte fast unabhängig den Staat lenken, regieren, beherrschen, der Kaiser und die Verhältnisse sollten ihm zu dieser Höhe emporhelfen; der Gedanke erfaßte ihn, überwältigte ihn fast, er machte ihn dem Andrange der andern Eindrücke streitig.

Der Fürst befahl den harrenden Dienern Lichter in seine Arbeitsstube zu bringen, in welche er sich wieder begab, um, wiewohl es schon eine Stunde nach Mitternacht war, die unterbrochene dringende Arbeit wieder aufzunehmen; es war ihm unmöglich, seine Gedanken so zu sammeln; er sank erschöpft auf die Lehne des Fauteuilles zurück, und überließ sich seinen kämpfenden, stürmenden Gedanken. Vielleicht das erste Mal in seinem Leben wurde ihm das Bedürfniß fühlbar, sich mitzutheilen, Jemanden zu haben, der ihm tragen helfe, ihm erleichtere das Gewicht der Ereignisse, das Gewicht seines mächtigen Schicksals. In rascher Aufzählung führte er sich die Namen und Gestalten des Haufens vor, der ihn täglich, stündlich umschwärmt, umlagert, der sich benützen läßt und Vortheil sucht, der mit seinen Wünschen kommt, seine Zwecke verfolgt, und mit unermüdlichem Eifer nach Gunst und Glück jagt. Bei keinem Einzigen hielt er an, kein Einziger aus dem ganzen Schwarm fand sich, zu dem er Vertrauen hegte, den er würdig gefunden hätte, das Heimliche, Verborgene seines Wesens, die Räthsel und Geheimnisse seines Lebens zu enthüllen.

„Nichts als schwebende, summende Mücken um meinen Glanz,“ murmelte er vor sich hin. „Nichts als Feinde oder Sklaven, nichts als Narren und Schwächlinge, eben so unfähig als ehrgeizig, eben so gemein als anmaßend und stolz, eben so niedrig als übermüthig, eben so selbstsüchtig als heuchlerisch, ein unleidlicher Troß, den man nur verachten, von dem man sich nur schmeicheln und dienen lassen kann.“

Seinen Gedanken, die eben nicht erquicklich waren, wurde der Minister durch seine Frau entrissen, die gegen ihre Gewohnheit, und mit einer gewissen Hast in die entlegene Geschäftsstube ihres Gatten trat.

„Du bist es, Elise?“ sprach der Minister, indem er sich mit ritterlicher Höflichkeit von seinem Sitz erhob.

„Du warst beim Kaiser, Clemens?“

„So eben bin ich von ihm zurückgekehrt.“

„Ist es wahr, was sich in der Stadt verbreitet, daß der Kaiser dem Tode verfallen ist?“

„Verbreitet sich die Nachricht schon in der Stadt?“ frug der Fürst.

„Was hat Dir der Kaiser gesagt?“

Der Minister sah bei dieser Frage seine Gattin an; ein tiefes Bedauern, daß sie ihm nie gewesen, was sie ihm sein konnte, sprach sich in diesem Blicke aus, als er antwortete: „Nichts von Bedeutung, Seine Majestät haben Abschied von mir, als von einem treuen Diener genommen.“

„Das ist eben keine besondere Auszeichnung; dieselbe Ehre wird der Kaiser auch seinem Kammerdiener zu Theil werden lassen, und darum lohnte es sich nicht, der Fürst Metternich zu sein.“

„Wir sprachen auch über Staatsangelegenheiten,“ bemerkte leichthin der Fürst.

„Was wird aus uns, Clemens, wenn der blöde Ferdinand auf den Thron gelangt? wirst Du bleiben, was Du bist?“

„Ich hoffe es.“

„Am Ende wirst Du mit halbem Gehalt in Ruhestand versetzt, und kannst in friedlicher Zurückgezogenheit den Armen und Dürftigen Wohlthaten erweisen; gewiß ein schöner Beruf für einen Exminister, und eine treffliche Erholung nach einem langen, mühsamen Wirken. Clemens, Du mußt dafür sorgen, daß es nicht dahin kommt.“

„Es steht vielleicht dem Fürsten Metternich eine andere Zukunft in Aussicht, als der ätzende, gallichte Scharfsinn seiner Gattin voraussetzt.“

„Wem willst Du es denn vertrauen, wenn nicht mir,“ frug die Fürstin entrüstet, „etwa Deinem Lackei oder Kutscher, oder sonst so einer hochgestellten Person?“

„Elise!“ sprach der Minister ganz ruhig, „Du bist wieder im Zuge; laß das aber, ich bitte Dich darum in diesem Augenblicke; es sei Dir somit gesagt, daß mein Stern höher zu steigen beginnt, als bisher.“

„In dem Falle mußt Du für meine Brüder mehr thun, als bisher, Edmund muß eine ansehnlichere Stelle in der Armee bekommen, er soll Kapitän, Oberst, General werden.“

Verachtung und Unwillen kaum zu bezwingen, traten in die Züge des Ministers. „Schon gut,“ gab er seiner Frau zur Antwort, und wandte sich, um anzudeuten, daß er die Unterhaltung beendet wünsche.

„Es sind einige Freunde da, komm doch in den Saal, Clemens,“ verlangte die Fürstin, die nun in eine bessere Stimmung gebracht war; „die Gräfin Roben ist auch da,“ setzte sie hinzu, und der Fürst, nach Mittheilung, nach Gesellschaft, nach einem besänftigenden Mittel für seine stürmenden Gedanken lüstern, folgte seiner Gattin in den Saal, wo die engern Freunde des Hauses, oder vielmehr der Fürstin, als ein geräuschloser Zirkel beisammen saßen; es war für diesen Abend die Zusammenkunft einer großen, glänzenden Gesellschaft bei dem Fürsten Metternich bestimmt gewesen; allein die eingetretene Krankheit des Kaisers hatte den Einladungskarten Absagebriefe folgen lassen, und nur die fast tägliche Gesellschaft mit den zufälligen planlosen Variationen fand sich ein.

Der Saal, in welchen der Fürst mit der Fürstin trat, war schimmernd und doch auch behaglich, die feinsten Parketten von weißer und schwarzer Farbe, waren in angenehmer und regelmäßiger Abwechselung derart an einander gereiht, daß sie verschiedene geometrische Figuren bildeten; die Vorhänge waren blau und weiß vom feinsten Spitzengrund, den der Luxus diesem Gebrauch angewiesen. Vier Spiegel, jeder in Mannshöhe

und von einem Stück, prangten an den vier Wänden, der strengen Vorschrift der Mode entgegen, welche die Anwendung von mehr als einem Spiegel für diese Art von Gesellschaftszimmer entschieden und ausdrücklich verbietet, folglich nur nach dem revolutionären souveränen Geschmack der Fürstin. Um verschiedene Tischchen vom feinsten Mahagony standen Stühle Fauteuilles lauseusen Balzacs mit blauem Sammet überzogen, um nöthigenfalls verschiedene Gruppen mit verschiedener Unterhaltung aufzunehmen. Alles mögliche Spielmaterial, als Karten, Damenbret, Domino, Kästchen von feinst gedrechselter Arbeit mit Spielmarken war vorhanden.

Jedes einzelne Stück Meuble war ein Meisterstück der Werkstadt von dem vorzüglichsten Handwerker, dem Lenker der Schicksale mit aller Mühe und Sorgfalt nach der strengen Forderung der Fürstin angefertigt.

Um einen Kamin, in welchem eine muntere Flamme spielte und wärmte, befand sich ein Halbkreis von gepolsterten Sitzen, so daß man, wie in verschollener Zeit, die nur noch in Märchen lebt, traulich an wärmender Flamme beisammensitzen, und sich vergnügen konnte, wenn sich nur erst die Traulichkeit, die es einst gegeben haben soll, hier wiedergefunden hätte. Zwei Diener kredenzten Thee.

Als ihre Durchlauchten eintraten, erhoben sich die Anwesenden ehrerbietig, ganz erstaunt über das Erscheinen des Ministers, der sich nur selten an diesen Privatunterhaltungen seiner Frau zu betheiligen pflegte.

Metternich begrüßte mit einem äußerst freundlichen Lächeln, und mit der feinsten Höflichkeit die Gäste. Mit der ausgesuchtesten Galanterie, die dem verliebten Hofe des berühmtesten Bourbons Ehre gemacht hätten, näherte er sich zunächst der reizenden Witwe, der Gräfin Roben, und sie waren bald abgesondert mit einander im Gespräche.

„Der frühe Tod eines Gatten hat auch seinen Vortheil,“ bemerkte der Minister, „sonst gäbe es keine jungen, bezaubernden Witwen, die reizendste Frauengattung, an der man Alles findet, was anziehend, interessant und gewinnend ist.“

„Ich fühle mich veranlaßt, Witwe zu bleiben, wie traurig der Stand auch sein mag,“ gab eine wohlklingende Frauenstimme höflich zur Antwort.

„Sie haben dazu die Verpflichtung, Gräfin; Sie dürfen nicht so viele Hoffnungen tödten, um eine einzige zu erfüllen.“

„Das kommt nach dem Code civile der Frauen auf die Hoffenden an, Eure Durchlaucht.“

„Sollte unter Allen kein Einziger sein, der all' ihre Rücksicht in Anspruch nimmt, Gräfin?“ frug der Fürst, und beobachtete mit Aufmerksamkeit die Dame.

„Verdienste vor einer Frau sind nicht, wie Verdienste um den Staat, Euer Durchlaucht, die Jeder anerkennen muß; das Herz ist ein launiges, sogar ein ungerechtes und dennoch unumschränktes Tribunal.“

„Es giebt Eigenschaften und Vorzüge, die einem Frauenherzen eben so imponiren, wie der Volksmeinung.“

„Ich weiß nur zwei Menschen, von denen ich diese Behauptung in ihrer ganzen Ausdehnung gelten lassen kann.“

Der Fürst wartete auf die Angabe dieser zwei Helden, und die Gräfin, das war

offenbar, wartete auf die Frage nach ihnen; der Fürst mußte sich also bequemen, zu fragen, und that es so leicht, so hinwerfend:

- „Darf man es wissen, wer diese sind.“

„Der Kaiser von Rußland und Euer Durchlaucht,“ antwortete die Gräfin leicht erröthend, allen Ernst zusammennehmend, den sie in diesem Augenblicke, da sie zum unendlichen Lachen geneigt war, nur finden konnte; die Verstellung gelang ihr, dem verschlagenen Diplomaten gegenüber; der Fürst war durch diese Antwort überrascht. Er dankte für dieses Kompliment mit einer stummen, tiefen Verbeugung.

„Wissen Sie aber, Gräfin,“ begann er nach einer Pause, welche dem Verstummen des Entzückens zugeschrieben werden konnte, „wissen Sie, daß ich stolz gemacht und gedemüthigt zugleich bin?“

„Zu viel Ehre für mich, Euer Durchlaucht!“ sprach die Gräfin, und senkte wie verschämt den schönen Kopf und die Augen.

„Stolz bin ich, daß ich in Ihrem Herzen reizende Frau neben dem Manne stehe, den ich hoch verehre, vor dem ich mich beuge, gedemüthigt, daß ich nicht allein, ganz allein es bin, der diesem Herzen imponirt.“

„Der die Hoffnungen aller Andern tödtet, wo ist die Philantropie Euer Durchlaucht?“ ergänzte die Gräfin.

„Ich gestehe, daß ich in diesem Falle egoistisch bin, Gräfin,“ erklärte der Minister mit so zarter Betonung, als sie nur die innigste Zärtlichkeit finden kann.

Die Gräfin schwieg und wartete, sich an den seltsamen Gebehrden des Diplomaten weidend, auf den Fortgang der Unterhaltung.

Der Minister bedachte sich einige Augenblicke und suchte, nach einem neuen Anknüpfungspunkte für die Unterredung, dessen Ziel er noch nicht erreicht hatte.

„Haben Sie Seine Majestät den Kaiser von Rußland öfter gesehen,“ frug er halblaut und mit gepreßter Stimme, als kostete ihn, diesen Gegenstand zu berühren, die größte Ueberwindung.

„Nicht zu oft,“ antwortete die Gräfin, ohne die leiseste Veränderung in ihrer Miene.

„Hat der Kaiser Ihre Gesellschaft nicht gesucht,“ frug er wieder im Tone eines Eifersüchtigen.

Die Gräfin schien im höchsten Grade verlegen und antwortete: „Wer weiß das zu unterscheiden, was Zufall oder Absicht ist.“

„Sie allein können es in dem Falle; denn keiner Frau entgeht dieser Unterschied, wenn es Sie betrifft.“

„Ich?“ lispelte die Gräfin verlegen, die Blicke zu Boden senkend.

„Nicht diese Zurückhaltung Gräfin,“ sprach nun der Minister mit Emphase; „schenken Sie mir Ihr Vertrauen; ich muß es haben, und es soll nicht zu viel sein, was ich verlange, um was ich Sie bitte, sehr bitte! Ich biete Ihnen meine volle Freundschaft dafür.“

„Sie haben mein Vertrauen, Durchlaucht.“

„Hat Sie der Kaiser von Rußland wirklich durch seine besondere Huld ausgezeichnet?“

„Er that es, Euere Durchlaucht,“ antwortete die junge Dame verschämt; der Minister that, als wäre er sehr ergriffen durch diese Mittheilung, und als faßte er sich mühsam wieder, lenkte rasch und gewandt von dem Gespräche ab, und leitete die Gräfin, ohne daß sie es merkte, zur übrigen Gesellschaft; diese bestand aus dem Fürsten Paul Esterhazy, dem Fürsten Windischgrätz, dem Grafen Dippold, dem Baron Hügel.

Der ganze Kreis schwieg ehrerbietig, so wie der Fürst sich ihm näherte, und erwartete lauschend ein Wort aus seinem Munde.

„Sie wissen, meine Herren,“ begann der Minister, „welcher beklagenswerthe Unfall das ganze österreichische Vaterland, uns Alle zu treffen droht, und welchen Gott allein mit seiner Allmacht abzuwenden vermag: Unser allergnädigster Kaiser ringt mit dem Tode.“

„Das Vaterland und jeder treue Unterthan Sr. Majestät fühlt die Größe des Verlustes;“ nahm der Fürst Paul das Wort; „aber auch niemals lebhafter den Segen einer geordneten festen Regierung. Alles wird trauern; aber Niemand wird leiden unter der Heimsuchung; denn in jedem guten Oesterreicher lebt die Hoffnung, daß er unter dem Scepter Ferdinand's eben so glücklich sein werde, wie unter dem seines Vaters.“

Ein freundliches Lächeln des Ministers belohnte diese Worte, als er, zu dem ungarischen Magnaten gewendet, erklärte: „Diese Hoffnung wird in Erfüllung gehen!“

„Wer könnte daran zweifeln,“ ließ sich der Fürst Windischgrätz vernehmen, ein grauer Mann mit harten Zügen, durch die kein geistiger Ausdruck drang, „daß der erhabene Sohn, des erhabenen Vaters würdig, mit demselben fürstlichen Heldenmuth, die großen Vermächtnisse einer schönen hingeschwundenen Zeit beschützen und vertheidigen werde, gegen die Angriffe gemeiner, unnatürlicher Ideen, gemeiner, niedriger Menschen, die schon durch ihr Blut zu Knechten, für den Koth geschaffen sind, und unmöglich höher stehen können, als sie schon von der Natur gestellt worden.“

Der Minister fand offenbar keinen Gefallen an diesem Sermon des alten Kriegers; denn sein Lächeln, das für den Magyaren hervorgetreten war, verlor sich, als er sprach: „Es lebe der Kaiser Franz, es lebe der Kronprinz Ferdinand.“ Es entstand eine kleine Pause hierauf; durch die kleine Unzufriedenheit, die an dem Minister zu erkennen war, die sich übrigens Niemand zu erklären wußte, trat eine gewisse Spannung ein, die sich Allen mittheilte, nur nicht der Fürstin Metternich, die sich mit dem Grafen Dippold und der Gräfin Roben lebhaft unterhielt, ohne dem ernsten Gespräche der übrigen Gesellschaft die geringste Aufmerksamkeit zu schenken. Die Unterhaltung der Fürstin drehte sich um Dinge von sehr untergeordneter Bedeutung, um Interessen, die nur in dem raffinirten Leben der sogenannten höhern Gesellschaft eine Rolle spielen. Die Unterhaltung der Fürstin drehte sich um Kunst, Mode, Beziehungen, Eigenheiten und die Geschichte von Personen, die sich an dem inhaltlosen Treiben der hohen Gesellschaft betheiligen, die bei diesem seltsamen, kindischen Kampfspiele mitwirken.

Der Graf Julius Dippold unterstützte die beiden Damen durch geistreiche Bemerkungen durch scharfe, schneidende Kritik, durch Mittheilungen der komischsten, ergötzlichsten Art.

„Sie haben viel Glück, Graf Dippold," sprach der Fürst Metternich, der sich zu dieser Gruppe wandte, mit einiger Ironie. „Sie haben gleich bei Ihrer Ankunft die glänzendste Saison, die seit Jahren Wien verherrlichte, gefunden."

„Ich habe auch meinem Adelsdiplom alle Ehre gemacht, Euere Durchlaucht," antwortete der Graf, „Theater, Konzerte, Bälle, Praterfahrten und Ritte; Alles das habe ich mit dem größten Fleiße mitgemacht, und habe, was das Wichtigste ist, sonst nichts gethan. Heißt das nicht seine Pflicht ganz erfüllen?"

Der Diplomat sah den Sprecher mit durchdringenden Blicken an, ohne daß er zu ermitteln vermochte, ob es Ernst oder Scherz, was der junge Mann so eben gesprochen. Das machte ihn stutzen, und veranlaßte ihn zur Fortsetzung des Gesprächs.

„Ich habe somit meine Pflicht verletzt, lieber Graf?" frug lächelnd der Minister.

„Mit Nichten, Euere Durchlaucht; denn Sie haben Ihre Stelle vertreten."

Das Gesicht des jungen Grafen blieb wieder zur Ueberraschung des Diplomaten ohne alle Veränderung; der mit dieser Antwort unendlich zufrieden war, wenn er auch nicht sicher wußte, ob er sie in dem rechten Sinne deute.

„Was gedenken Sie für die Zukunft zu thun?" frug der Minister den jungen Fashionable.

„Ich werde die Sommersaison in London zubringen, und den Herbst in den Bädern, wo es am lebhaftesten hergeht. Was kann ein Edelmann Besseres thun, wenn er nicht selbst die heiligste Tradition beleidigen will."

„Sind Sie nicht ehrgeizig?"

„Ich habe die Ehre, nach der ich gegeizt, in dem Hause Euerer Durchlaucht eine gastliche Aufnahme zu finden."

„Haben Sie gar kein Streben?"

„Ich mache keine unrühmliche Ausnahme, Euere Durchlaucht; aber der Fürst Trautmannsdorf hat den herrlichsten Araber, der nicht feil ist; den möchte ich haben; es ist der schönste Fuchs, der je einen Sattel getragen."

„Fühlen Sie sich nicht tauglich zu Staatsgeschäften?"

„Was fällt Dir ein, Clemens?" rief lachend die Fürstin. „Hat der Graf nichts Besseres zu thun; er ist in der kurzen Zeit unentbehrlich in den Salons geworden."

„Besuchen Sie mich morgen in meiner Kanzlei, Graf Dippold," versetzte der Fürst nach einigem Nachdenken.

„Zu Diensten, Euere Durchlaucht," war die Erwiederung.

Das Gespräch wurde wieder allgemeiner.

Der Minister forderte den Fürst Paul Esterhazy auf, von Ungarn zu erzählen, wo er eine Zeitlang seine Güter inspizirt, und von wo er Tags zuvor zurückgekehrt war.

„Es giebt nicht viel Neues aus Ungarn zu berichten, Euere Durchlaucht," nahm der Fürst Esterhazy das Wort, „ich habe Alles im Alten gefunden. Die Dinge sind, wie sie waren, der Bauer ist ein Bauer, der Edelmann ein Edelmann, wie sonst und eh'. Nur in den Städten hat die Intelligenz neue Losungsworte, neue Parolen vertheilt. In den Städten fühlt man den leisen Hauch eines Geistes der den Ungarn bis jetzt fremd war. Auf dem Landtag ist die alte Hetze; ich habe sie gesehen, die sogenannte Opposition, ich habe

und von einem Stück, prangten an den vier Wänden, der strengen Vorschrift der Mode entgegen, welche die Anwendung von mehr als einem Spiegel für diese Art von Gesellschaftszimmer entschieden und ausdrücklich verbietet, folglich nur nach dem revolutionären souveränen Geschmack der Fürstin. Um verschiedene Tischchen vom feinsten Mahagony standen Stühle Fauteuilles lauseusen Balzacs mit blauem Sammet überzogen, um nöthigenfalls verschiedene Gruppen mit verschiedener Unterhaltung aufzunehmen. Alles mögliche Spielmaterial, als Karten, Damenbret, Domino, Kästchen von feinst gedrechselter Arbeit mit Spielmarken war vorhanden.

Jedes einzelne Stück Meuble war ein Meisterstück der Werkstadt von dem vorzüglichsten Handwerker, dem Lenker der Schicksale mit aller Mühe und Sorgfalt nach der strengen Forderung der Fürstin angefertigt.

Um einen Kamin, in welchem eine muntere Flamme spielte und wärmte, befand sich ein Halbkreis von gepolsterten Sitzen, so daß man, wie in verschollener Zeit, die nur noch in Märchen lebt, traulich an wärmender Flamme beisammensitzen, und sich vergnügen konnte, wenn sich nur erst die Traulichkeit, die es einst gegeben haben soll, hier wiedergefunden hätte. Zwei Diener kredenzten Thee.

Als ihre Durchlauchten eintraten, erhoben sich die Anwesenden ehrerbietig, ganz erstaunt über das Erscheinen des Ministers, der sich nur selten an diesen Privatunterhaltungen seiner Frau zu betheiligen pflegte.

Metternich begrüßte mit einem äußerst freundlichen Lächeln, und mit der feinsten Höflichkeit die Gäste. Mit der ausgesuchtesten Galanterie, die dem verliebten Hofe des berühmtesten Bourbons Ehre gemacht hätten, näherte er sich zunächst der reizenden Witwe, der Gräfin Roben, und sie waren bald abgesondert mit einander im Gespräche.

„Der frühe Tod eines Gatten hat auch seinen Vortheil," bemerkte der Minister, „sonst gäbe es keine jungen, bezaubernden Witwen, die reizendste Frauengattung, an der man Alles findet, was anziehend, interessant und gewinnend ist."

„Ich fühle mich veranlaßt, Witwe zu bleiben, wie traurig der Stand auch sein mag," gab eine wohlklingende Frauenstimme höflich zur Antwort.

„Sie haben dazu die Verpflichtung, Gräfin; Sie dürfen nicht so viele Hoffnungen tödten, um eine einzige zu erfüllen."

„Das kommt nach dem Code civile der Frauen auf die Hoffenden an, Eure Durchlaucht."

„Sollte unter Allen kein Einziger sein, der all' ihre Rücksicht in Anspruch nimmt, Gräfin?" frug der Fürst, und beobachtete mit Aufmerksamkeit die Dame.

„Verdienste vor einer Frau sind nicht, wie Verdienste um den Staat, Euer Durchlaucht, die Jeder anerkennen muß; das Herz ist ein launiges, sogar ein ungerechtes und dennoch unumschränktes Tribunal."

„Es giebt Eigenschaften und Vorzüge, die einem Frauenherzen eben so imponiren, wie der Volksmeinung."

„Ich weiß nur zwei Menschen, von denen ich diese Behauptung in ihrer ganzen Ausdehnung gelten lassen kann."

Der Fürst wartete auf die Angabe dieser zwei Helden, und die Gräfin, das war

offenbar, wartete auf die Frage nach ihnen; der Fürst mußte sich also bequemen, zu fragen, und that es so leicht, so hinwerfend:

„Darf man es wissen, wer diese sind."

„Der Kaiser von Rußland und Euer Durchlaucht," antwortete die Gräfin leicht erröthend, allen Ernst zusammennehmend, den sie in diesem Augenblicke, da sie zum unendlichen Lachen geneigt war, nur finden konnte; die Verstellung gelang ihr, dem verschlagenen Diplomaten gegenüber; der Fürst war durch diese Antwort überrascht. Er dankte für dieses Kompliment mit einer stummen, tiefen Verbeugung.

„Wissen Sie aber, Gräfin," begann er nach einer Pause, welche dem Verstummen des Entzückens zugeschrieben werden konnte, „wissen Sie, daß ich stolz gemacht und gedemüthigt zugleich bin?"

„Zu viel Ehre für mich, Euer Durchlaucht!" sprach die Gräfin, und senkte wie verschämt den schönen Kopf und die Augen.

„Stolz bin ich, daß ich in Ihrem Herzen reizende Frau neben dem Manne stehe, den ich hoch verehre, vor dem ich mich beuge, gedemüthigt, daß ich nicht allein, ganz allein es bin, der diesem Herzen imponirt."

„Der die Hoffnungen aller Andern tödtet, wo ist die Philantropie Euer Durchlaucht?" ergänzte die Gräfin.

„Ich gestehe, daß ich in diesem Falle egoistisch bin, Gräfin," erklärte der Minister mit so zarter Betonung, als sie nur die innigste Zärtlichkeit finden kann.

Die Gräfin schwieg und wartete, sich an den seltsamen Gebehrden des Diplomaten weidend, auf den Fortgang der Unterhaltung.

Der Minister bedachte sich einige Augenblicke und suchte, nach einem neuen Anknüpfungspunkte für die Unterredung, dessen Ziel er noch nicht erreicht hatte.

„Haben Sie Seine Majestät den Kaiser von Rußland öfter gesehen," frug er halblaut und mit gepreßter Stimme, als kostete ihn, diesen Gegenstand zu berühren, die größte Ueberwindung.

„Nicht zu oft," antwortete die Gräfin, ohne die leiseste Veränderung in ihrer Miene.

„Hat der Kaiser Ihre Gesellschaft nicht gesucht," frug er wieder im Tone eines Eifersüchtigen.

Die Gräfin schien im höchsten Grade verlegen und antwortete: „Wer weiß das zu unterscheiden, was Zufall oder Absicht ist."

„Sie allein können es in dem Falle; denn keiner Frau entgeht dieser Unterschied, wenn es Sie betrifft."

„Ich?" lispelte die Gräfin verlegen, die Blicke zu Boden senkend.

„Nicht diese Zurückhaltung Gräfin," sprach nun der Minister mit Emphase; „schenken Sie mir Ihr Vertrauen; ich muß es haben, und es soll nicht zu viel sein, was ich verlange, um was ich Sie bitte, sehr bitte! Ich biete Ihnen meine volle Freundschaft dafür."

„Sie haben mein Vertrauen, Durchlaucht."

„Hat Sie der Kaiser von Rußland wirklich durch seine besondere Huld ausgezeichnet?“

„Er that es, Euere Durchlaucht,“ antwortete die junge Dame verschämt; der Minister that, als wäre er sehr ergriffen durch diese Mittheilung, und als faßte er sich mühsam wieder, lenkte rasch und gewandt von dem Gespräche ab, und leitete die Gräfin, ohne daß sie es merkte, zur übrigen Gesellschaft; diese bestand aus dem Fürsten Paul Esterhazy, dem Fürsten Windischgrätz, dem Grafen Dippold, dem Baron Hügel.

Der ganze Kreis schwieg ehrerbietig, so wie der Fürst sich ihm näherte, und erwartete lauschend ein Wort aus seinem Munde.

„Sie wissen, meine Herren,“ begann der Minister, „welcher beklagenswerthe Unfall das ganze österreichische Vaterland, uns Alle zu treffen droht, und welchen Gott allein mit seiner Allmacht abzuwenden vermag: Unser allergnädigster Kaiser ringt mit dem Tode.“

„Das Vaterland und jeder treue Unterthan Sr. Majestät fühlt die Größe des Verlustes;“ nahm der Fürst Paul das Wort; „aber auch niemals lebhafter den Segen einer geordneten festen Regierung. Alles wird trauern; aber Niemand wird leiden unter der Heimsuchung; denn in jedem guten Oesterreicher lebt die Hoffnung, daß er unter dem Scepter Ferdinand's eben so glücklich sein werde, wie unter dem seines Vaters.“

Ein freundliches Lächeln des Ministers belohnte diese Worte, als er, zu dem ungarischen Magnaten gewendet, erklärte: „Diese Hoffnung wird in Erfüllung gehen!“

„Wer könnte daran zweifeln,“ ließ sich der Fürst Windischgrätz vernehmen, ein grauer Mann mit harten Zügen, durch die kein geistiger Ausdruck drang, „daß der erhabene Sohn, des erhabenen Vaters würdig, mit demselben fürstlichen Heldenmuth, die großen Vermächtnisse einer schönen hingeschwundenen Zeit beschützen und vertheidigen werde, gegen die Angriffe gemeiner, unnatürlicher Ideen, gemeiner, niedriger Menschen, die schon durch ihr Blut zu Knechten, für den Koth geschaffen sind, und unmöglich höher stehen können, als sie schon von der Natur gestellt worden.“

Der Minister fand offenbar keinen Gefallen an diesem Sermon des alten Kriegers; denn sein Lächeln, das für den Magyaren hervorgetreten war, verlor sich, als er sprach: „Es lebe der Kaiser Franz, es lebe der Kronprinz Ferdinand.“ Es entstand eine kleine Pause hierauf; durch die kleine Unzufriedenheit, die an dem Minister zu erkennen war, die sich übrigens Niemand zu erklären wußte, trat eine gewisse Spannung ein, die sich Allen mittheilte, nur nicht der Fürstin Metternich, die sich mit dem Grafen Dippold und der Gräfin Roben lebhaft unterhielt, ohne dem ernsten Gespräche der übrigen Gesellschaft die geringste Aufmerksamkeit zu schenken. Die Unterhaltung der Fürstin drehte sich um Dinge von sehr untergeordneter Bedeutung, um Interessen, die nur in dem raffinirten Leben der sogenannten höhern Gesellschaft eine Rolle spielen. Die Unterhaltung der Fürstin drehte sich um Kunst, Mode, Beziehungen, Eigenheiten und die Geschichte von Personen, die sich an dem inhaltlosen Treiben der hohen Gesellschaft betheiligen, die bei diesem seltsamen, kindischen Kampfspiele mitwirken.

Der Graf Julius Dippold unterstützte die beiden Damen durch geistreiche Bemerkungen durch scharfe, schneidende Kritik, durch Mittheilungen der komischsten, ergötzlichsten Art.

„Sie haben viel Glück, Graf Dippold,“ sprach der Fürst Metternich, der sich zu dieser Gruppe wandte, mit einiger Ironie. „Sie haben gleich bei Ihrer Ankunft die glänzendste Saison, die seit Jahren Wien verherrlichte, gefunden.“

„Ich habe auch meinem Adelsdiplom alle Ehre gemacht, Euere Durchlaucht,“ antwortete der Graf, „Theater, Konzerte, Bälle, Praterfahrten und Ritte; Alles das habe ich mit dem größten Fleiße mitgemacht, und habe, was das Wichtigste ist, sonst nichts gethan. Heißt das nicht seine Pflicht ganz erfüllen?“

Der Diplomat sah den Sprecher mit durchdringenden Blicken an, ohne daß er zu ermitteln vermochte, ob es Ernst oder Scherz, was der junge Mann so eben gesprochen. Das machte ihn stutzen, und veranlaßte ihn zur Fortsetzung des Gespräches.

„Ich habe somit meine Pflicht verletzt, lieber Graf?“ frug lächelnd der Minister.

„Mit Nichten, Euere Durchlaucht; denn Sie haben Ihre Stelle vertreten.“

Das Gesicht des jungen Grafen blieb wieder zur Ueberraschung des Diplomaten ohne alle Veränderung; der mit dieser Antwort unendlich zufrieden war, wenn er auch nicht sicher wußte, ob er sie in dem rechten Sinne deute.

„Was gedenken Sie für die Zukunft zu thun?“ frug der Minister den jungen Fashionable.

„Ich werde die Sommersaison in London zubringen, und den Herbst in den Bädern, wo es am lebhaftesten hergeht. Was kann ein Edelmann Besseres thun, wenn er nicht selbst die heiligste Tradition beleidigen will.“

„Sind Sie nicht ehrgeizig?“

„Ich habe die Ehre, nach der ich gegeizt, in dem Hause Euerer Durchlaucht eine gastliche Aufnahme zu finden.“

„Haben Sie gar kein Streben?“

„Ich mache keine unrühmliche Ausnahme, Euere Durchlaucht; aber der Fürst Trautmannsdorf hat den herrlichsten Araber, der nicht feil ist; den möchte ich haben; es ist der schönste Fuchs, der je einen Sattel getragen.“

„Fühlen Sie sich nicht tauglich zu Staatsgeschäften?“

„Was fällt Dir ein, Clemens?“ rief lachend die Fürstin. „Hat der Graf nichts Besseres zu thun; er ist in der kurzen Zeit unentbehrlich in den Salons geworden.“

„Besuchen Sie mich morgen in meiner Kanzlei, Graf Dippold,“ versetzte der Fürst nach einigem Nachdenken.

„Zu Diensten, Euere Durchlaucht,“ war die Erwiederung.

Das Gespräch wurde wieder allgemeiner.

Der Minister forderte den Fürst Paul Esterhazy auf, von Ungarn zu erzählen, wo er eine Zeitlang seine Güter inspizirt, und von wo er Tags zuvor zurückgekehrt war.

„Es giebt nicht viel Neues aus Ungarn zu berichten, Euere Durchlaucht,“ nahm der Fürst Esterhazy das Wort, „ich habe Alles im Alten gefunden. Die Dinge sind, wie sie waren, der Bauer ist ein Bauer, der Edelmann ein Edelmann, wie sonst und eh'. Nur in den Städten hat die Intelligenz neue Losungsworte, neue Parolen vertheilt. In den Städten fühlt man den leisen Hauch eines Geistes der den Ungarn bis jetzt fremd war. Auf dem Landtag ist die alte Hetze; ich habe sie gesehen, die sogenannte Opposition, ich habe

das Gezwitscher gehört, mit dem Sie dem österreichischen Adler was anhaben wollen; ich habe gelacht und lache noch. Was für Leute sind das! Nicht Kindern könnten sie Furcht einjagen, geschweige Staatsmännern, wie sie an der Spitze der österreichischen Regierung stehen. Sie haben weder Talent, noch Popularität, noch sonst irgend einen Halt, und arbeiten der Sache schnurstracks entgegen, für die sie wirken wollen; sie stärken die Regierung, statt sie zu schwächen."

„Wäre nicht besser, Fürst Paul Esterhazy, man schmisse die ganze Komödie, die sie Konstitution nennen, zum Lande hinaus?"

Der Befragte schien sich zu bedenken und antwortete: „Warum sollte man den Kindern das ungefährliche Spielzeug nicht lassen, Durchlaucht. Kinder spielen gern Erwachsene, die Ungarn wollen französisch spielen, was sie am allerwenigsten können, was sie nicht einmal verstehen. Eine unschädliche Passion, Euere Durchlaucht, die man gewähren lassen kann, wenn man will zumal. Es wird viel gelacht auf dem Landtage, wenn so ein Glied der Opposition sich erhebt, und das Wort ergreift, und Lachen befördert bekanntlich die Verdauung; also auch eine dietätische Rücksicht, diese Posse fortbestehen zu lassen. Der Staat braucht ja seine Theater, und auf etwas mehr oder weniger Kosten kommt es auch nicht an." Die ganze Gesellschaft lächelte dem witzigen Erzähler zu.

„Ich habe nichts Erwähnenswerthes gefunden, bis auf einen jungen Mann, den Euere Durchlaucht bereits kennen müssen," fuhr der Magnat fort.

„Von wem sprechen Sie, Fürst?" frug der Minister.

„Es ist ein gewisser Lajos Kossuth, der viel, der mehr als nöthig von sich reden macht, der unbedingt durch seine Landtagsberichte weit mehr schadet, als die gesammte Opposition in beiden Häusern."

„Sein Handwerk ist ihm bereits gelegt, das Blatt, das er herausgab, ist verboten," bemerkte die Durchlaucht.

„Das Blatt ist verboten; aber sein Handwerk ist ihm nicht gelegt; denn die Berichte erscheinen im Manuskript, sie vermehren sich selbst, wie es scheint, und fliegen wie neue Gedanken durch das Land."

„Und wie, ich weiß noch nichts davon! ich werde den Grafen Sedlnitzky darnach fragen," rief der Minister.

„Vorgestern ist ein solches Blatt erschienen, ich habe es gekauft, weil Niemand in ganz Preßburg den ganzen Tag über von etwas Anderm sprach, als von den Worten des Lajos Kossuth, und weil es keine Hand gab in Preßburg, die, wenn auch noch so nothdürftig die Kunst zu schreiben erlernt, nicht thätig gewesen wäre, diese Zeilen zu vervielfältigen. Hier ist das Corpus delicti, hier eine getreue deutsche Uebersetzung." Der Fürst nahm zwei Blätter Papier aus seinem Portefeuille.

„Lassen Sie doch hören, was er schreibt, dieser jugendliche Held," sprach der Minister, und der Fürst Esterhazy las Folgendes von dem Papier herab:

„Es ist nichts zu berichten über die Sitzung vom 27. Februar, wie eigentlich nichts zu berichten war über die Sitzungen der vorhergehenden Tage, der vorhergehenden Jahre; es bleibt immer dasselbe: Der König verlangt Leute, man bewilligt sie ihm, der König verlangt Geld, man bewilligt, der König verlangt Kräfte, man bewilligt, der König ver-

langt Gehorsam, man bewilligt noch mehr, als er verlangt; man kommt nur zusammen um zu gewähren, zu bewilligen, zu gehorchen. Ob Ungarn Ursache hat, damit zufrieden zu sein, ob Ungarn dabei gewinnt oder verliert, wer kümmert sich um das, wer fragt nach dieser Geringfügigkeit, wer möchte sich zu einer reiflichen Prüfung dessen, wofür er sich entscheidet, veranlaßt fühlen! Ungarn ist ja nur ein Land, und kein König; in Ungarn leben 6 Millionen Menschen, aber ohne Kronen und Purpurmäntel. Sechs Millionen Menschen bedeuten nichts, wenn sie keine Kronen und Purpurmäntel tragen; wer wird diesen eine Aufmerksamkeit schenken, wenn es gilt, dem König zu Willen zu sein! Ungarn ist ja nur das Vaterland, und es verleiht keine Aemter, keine Würden, keine Orden, es führt keinen glänzenden Hof, wo man sich mit Freuden und Lust berauschen kann, und wo es durch ein gnädiges Lächeln die gemeine Gesinnung, die Feilheit und Erbärmlichkeit zum Kniefall bringt. Das ungarische Vaterland ist nicht der Sorge, nicht der Berücksichtigung werth; der König verlangt, und man bewilligt ohne Bedenken, ohne Prüfung. Die Erinnerungen der glorreichen Vorzeit verschläft man in einer wüsten Nacht, vergißt man auf einem rauschenden Hofball, die Kämpfe von den Vätern gekämpft, die zählen nichts, das Blut, das sie bezahlt für des Vaterlandes Freiheit und Unabhängigkeit, das hat der Boden längst eingesogen, man sieht, man achtet es nicht. Was sind das für leere Begriffe: Vaterland, Freiheit, Unabhängigkeit! Der König über Alles! das versteht ein Jeder; denn der König und seine Minister haben Aemter, Würden und Orden zu vergeben."

„Ungarn mit seinen starken, edeln Söhnen, so treu, so ächt, so bieder, so mit seinen Töchtern schön, so reizend, so liebenswerth, das kann man leicht verrathen, das verräth man auch, denn was liegt daran, wenn man nur dem König treu ist und ergeben. Käme ein Reskript des Königs, das alljährlich tausend ungarische Jungfrauen zum Vergnügen für die ergebenen Knechte des Hofes verlangte, der Landtag bewilligte ohne Weiteres diese Schande Ungarns."

Sie träten auch dann auf die Väter des Landes und sprächen: „Der König, der König, der gute König, der die Krone des heiligen Stephan trägt, verlangt die tausend Jungfrauen jährlich zum Gebrauche für den treuen Hofstaat; es ist der heilige Wille der Majestät, und es ist gewiß zum Heil und Segen des Landes, daß wir diese tausend Jungfrauen bewilligen; wir müssen sie bewilligen, und von Beifall erdröhnte das Haus. Wagte es Einer dagegen aufzutreten, auf die Ehre des Landes, auf die Gesetze der Natur, auf das ewige Recht des Menschen, auf die Thaten der Väter, auf ihren unvergänglichen Ruhm hinzuweisen, appellirte er an die Vernunft, an das klare, richtende Urtheil, an Gott, dann würde er verlacht und verhöhnt, beschimpft, geschmäht, wie man das täglich sehen und hören kann in den beiden ungarischen Häusern, so oft der König Unbilliges verlangt."

„Man ginge hin, suchte tausend der schönsten Jungfrauen des Landes heraus, und schickte sie nach Wien, damit die hohen Herren am Hofe sich mit ihnen vergnügen. Ach, es steht schlimm um unser Vaterland, und nur schüchtern darf ich rufen: Es lebe Ungarn, Ungarn über Alles!"

„Denn wo findet dieser Ruf einen Widerhall? Nur schüchtern spreche ich den heiligen Namen: Ungarn aus, ein Name, der von unsterblichen Helden mit blutiger Schrift in dem Buche der Geschichte eingeschrieben steht. Sie müssen wohl gestorben sein,

die Kinder alle jenes Heldenvolkes, das einst diesen Boden mit seinem Blute gefärbt, um ihn zu vertheidigen, sie müssen wohl gestorben sein, die Kinder alle der Herrlichen, die gekämpft und gefallen, und eine fremde Brut hat sich hier eingenistet; denn Kinder können ihren Vätern unmöglich so unähnlich sein, wie die jetzigen Magyaren den frühern. Ich rufe also für mich allein: es lebe Ungarn, Ungarn über Alles! und wenn der Ruf auch in gar keinem Herzen widerhallt, und wenn ich der Einzige sein sollte, dem dieser Ruf aus der Seele dringt, und müßte ich ihn hinausschreien in die Pußta, in die stumme Wildniß. Doch es kann so nicht sein; dieses Land muß auch jetzt Helden tragen, wie es von jeher der Fall war. Söhne Ungarns zeigt, daß ihr ächte Ungarn und keine Bastarde seid, laßt mich ein Echo hören meines Rufes: „Es lebe Ungarn, Ungarn über Alles!“ und wenn ihr ermattet seid in euerer Liebe zum Vaterlande, so blickt um euch, seht die Quellen, die Ströme, die Berge, sie sind bezeichnet durch die Heldenthaten, durch das Blut euerer Väter, sie werden deutlicher zu euch sprechen, als ich es vermag. Treue, starke ungarische Herzen, die können nicht abgefallen sein von ihrem Vaterlande, ich weiß es; sie wallen auf in frommer Begeisterung bei dem Rufe: „Ungarn über Alles!“ “

Lajos Kossuth.

Der Vorleser schwieg und betrachtete die Zuhörer, um die Wirkung dieser Worte zu erfahren.

Der Minister erhob sich; auf den blassen Lippen, in den Augen sah man den Grimm sich regen, als er sprach: „Ich werde den Verfasser selbst verbieten.“

„Das Aufsehen, der Lärm, den der Mann gemacht, war so groß, daß ich mir nicht versagen konnte, ihn von Angesicht zu Angesicht zu sehen,“ bemerkte der ungarische Magnat.

„Wie sieht er denn aus, dieser ungarische Schweinhirt?“ frug die Fürstin Metternich, deren Haupttugenden bekanntlich nicht die Zartheit und Weiblichkeit ausmachen.

„Nicht uninteressant,“ erwiderte der Fürst Esterhazy, „Haar und Bart tief dunkel, ein blasses, melancholisches Gesicht, glühende, feuersprühende Augen mit schattigen Brauen, ein Mund, dem man es ansieht, daß er zum Fluchen und zum Segnen bereit ist, eine wenig gewölbte Stirn, die Einen beunruhigt, eine schlanke, nachlässige Gestalt, die sich unter dem Gewicht des Geistes und der Leidenschaften beugt. Kein uninteressanter Mensch mit einem Worte.“

„Ich will ihn noch interessanter machen,“ sprach der Fürst. Er grüßte nun mit außerordentlicher Feinheit die Gesellschaft, und zog sich zurück.

Man unterhielt sich noch eine kurze Zeit ohne den Minister über Kossuth, und trennte sich. Vor dem Palast warteten die verschiedenen Wagen, und brachten die Gesellschaft nach Hause. — — Der Minister ging zu Bette; denn er bedurfte der Ruhe; die Andern thaten wie er.

Briefe.

I.

Wien, den 10. Juni 1849.

In welcher Verlegenheit dermalen die österreichische Regierung sich befindet, wird wohl Jeder, der in die politischen und sozialen Zustände unseres Staates einen Blick wirft, und sich nicht durch die fabelhaften moskowitischen Auxiliarien verführen läßt, begreifen. Den Fehler, den sie im Januar d. J. begangen, indem sie den Fürsten-Feldmarschall Windischgrätz mit unbeschränkten Vollmachten ausrüsten ließ, der in Budapest ohne Schwertstreich mit zahlreichen Dragonern und kroatischen Leibwächtern einzog, und so sich als Sieger und Retter der Monarchie ausposaunen ließ, in seinem aristokratischen Stolze sogar zu behaupten wagte, daß die Rebellion beendigt, die Honveds in wilder Flucht zerstäubend, sich in Räuberbanden auflösten und in die Wälder verkröchen, was sie, die Regierung, für baare Münze annahm und in die Welt schleuderte. Den Fehler nämlich, einen Menschen, der mehr Aristokrat als Soldat und Diplomat ist, mit den Reorganisationsangelegenheiten eines Landes zu betrauen, einen Fehler, welcher die schmachvollsten Folgen hatte, zu verbessern, übergab sie, nachdem der Fürst-Feldmarschall von seinem hohen Posten abberufen wurde, oder besser, nachdem er von kriegsgewandteren Führern und begeisterten Freiheitskämpfern bis zur Gränze zurückgejagt wurde, am 23. April einem Freiherrn von Welden, der sich seit dem Novemb. 1848 sehr gut als Stadtdiktator in Wien ausnahm, dessen Stelle. Die Regierung d. h. Schwarzenberg-Stadion-Bach, und mit ihnen die sogenannten Gutgesinnten, knüpften nun an den neuen Ungarnbändiger die kühnsten Hoffnungen, und da sie ihn den „Eisenbrecher" nannten, schöpften sie neuerdings frischen Muth. Er wurde fetirt, ohne noch das Geringste geleistet zu haben, und der kühne Mann hielt sich ebenfalls, wie sein Vorgänger, die unbeschränkteste Vollmacht bevor. Wie schmerzlich mußte sich abermals unsere Regierung getäuscht sehen, als sie wieder einen Brausekopf zum Feldherrn ernannte, der von seinem Vorgänger nur das bevor hatte, daß Letzterer die Armee hinunterführte, während er sie wieder heraufbrachte. Der Bock, den der Herr FZM. Welden durch die Zurücklassung der 8000 Mann in der Festung Ofen geschossen, in welcher sich nebenbei gesagt 113 Kanonen und Mörser, 3000 Zentner Pulver, 2000 Zentner Saliter, alle den von den k. k. Truppen besetzt gewesenen Ortschaften abgenommenen Waffen, welche sich auf mehr als 30,000 rechnen ließen, und eine Menge Gold und Silber befanden, konnte natürlich dem ausgezeichneten „Eisenbrecher" nicht verziehen werden, er mußte also „Kopfschmerzen" bekommen und abberufen, d. h. abgesetzt werden. Groß war sein Wirkungskreis nicht, und auch nicht von langer Dauer, er konnte sich also in keine Civilangelegenheiten des Landes einlassen, und enthebt uns daher der Mühe, seine weiteren Leistungen zu besprechen. — Sein Nachfolger, der Dritte, der Ungarn, wenn schon nicht lebendig, so doch als „Leiche" erobern soll, ist der famose FML. Haynau, der sich in Brescia so wacker ausgezeichnet, und der nun zum FZM. mit Uebergehung seiner Rangältern befördert wurde. Dieses Avancement hat sowohl beim Civil als Militär gerechtes Staunen verursacht. Sowohl dem Range als Verdienste nach hätte ein Jeder gehofft, FML. Schlick, der sich seit dem Beginne des Feldzuges in Ungarn namentliche Ver-

dienste erworben hat, werde das Oberkommando erhalten, allein die Gerechtigkeit des Wiener Triumvirats wollte es anders. Ein Mann, der sowohl durch sein humanes Benehmen, als auch durch seine Leutseligkeit und chevaleresko Repräsentation bei der Truppe, ja sogar bei seinen Feinden, den Magyaren, beliebt wurde, mußte sich zurückgesetzt sehen. Welche Folgen dies wohl haben mag, ist leicht vorauszusehen. — FZM. Haynau ist nun Oberbefehlshaber der kaiserlichen Truppen in Ungarn. Unsere Regierung sah endlich ein, daß eine Militärherrschaft allein vor der Hand in Ungarn nicht möglich, und sah sich daher genöthigt, dem Feldherrn den Herrn Baron Beringen beizugeben. Derselbe ist Ministerialrath, und soll dem Feldherrn in der Administration behilflich sein. Wahrlich, wer die Angelegenheiten in Ungarn früher zu kennen Gelegenheit hatte, muß sich wundern, wenn er hört, ein unbekannter österreichischer Beamter solle ein Land administriren, das selbst die tüchtigsten und beliebtesten Männer zählt. Diese Wahl wird abermals keine Sympathien in den zu besetzenden Theilen Ungarns finden, ebenso wenig als die Wahl des k. Kommissärs Havas, den Fürst Windischgrätz seiner Zeit in Ofen einsetzte, und des volksfeindlichen Josika. Ueber die Civilverwaltung des Landes Ungarn dürften sich noch so manche österreichische Diplomaten den Kopf zerbrechen, und es wird Niemanden gelingen, andere als scheinbare und nothgedrungene Sympathien zu gewinnen. Der Ungar will einmal keinen Fremden als Verwalter anerkennen, er traut nur seinen Landsleuten, und diese müssen, wie die neueste Zeit lehrt, Kossuthisch gesinnt sein. Dieser Mann hat Oesterreich heiß gemacht. Die Männer Oesterreichs kennen sich nicht mehr aus. Trotz der pomphaften Ankündigung der russischen Intervention ist man höhern Orts zu der Ueberzeugung gekommen, die Art und Weise, den Krieg in Ungarn zu führen, wie bisher, müsse geändert werden. Es sagen die hiesigen Weisen: „Waffengewalt und Feldherrntalent (?) reichen gegen die Magyaren nicht aus.“ Der Krieg könne nicht allein durch Schlachten entschieden werden, man müsse gleichzeitig eine Politik befolgen, für die „sich im Heerlager der Magyaren eine Partei bilden könne!“ Dies ist durch österreichischen Einfluß ebenso unmöglich, als es lächerlich ist behaupten zu wollen, es sei kein ungarischer Krieg mehr, die Ungarn seien von den Polen tyrannisirt, und Kossuth selbst zur Puppe herabgesunken. Im ungarischen Heerlager, wo man vor der Hand noch einig ist, könnte sich nur dann eine Partei bilden, wenn die Polen nicht denselben Zweck, nämlich den der Freiheit und Unabhängigkeit hätten. Man kennt in Wien die Stärke der Ungarn, und möchte gerne unterhandeln, aber man kann es nicht, nicht etwa weil in Ungarn die Republik proklamirt ist, nein! Einfach aus dem Grunde, weil die Magyaren jetzt, nachdem sie vergangenes Jahr in der Reitschule am Josephsplatz, so wie bei Fürst Windischgrätz zurückgewiesen, an kein Unterhandeln mehr denken. Es dürfte der schlechtberathenen Dynastie Oesterreichs hart zu stehen kommen, daß Windischgrätz mit Rebellen nicht unterhandeln wollte. — Die Wirksamkeit des neuen Feldherrn besteht darin, daß er bereits 4 Wochen dort steht, wo man im Dezember 1848 gestanden. Er hat allerdings für Oesterreich einen erfreulichen Operationsplan, und gedenkt im Vereine mit den Russen eines schönen Morgens die Ungarn auf allen Punkten anzugreifen. — Wenn dies geschehen, wird der ihm beigegebene Herr Beringen die Reorganisation vornehmen. Auf welche Weise er die Aufrechthaltung der nationalen Unabhängigkeit, und überhaupt die Administration Ungarns vorzunehmen und zu verwirklichen gedenkt, kann nicht errathen werden, und muß dem Scharfsinne dieses Diplomaten überlassen bleiben. Die Instruktionen, die er sich vom Wiener Ministerium eingeholt, können freilich nur im Sinne der oktroyirten Verfassung vom 4. März gehalten sein, nach welcher das bisher selbstständige, sich selbst verwaltende Ungarn dem Gesammtstaate einverleibt werden soll. Dies ist eben die schwierigste Aufgabe, die das Kabinet kaum zur Ausführung bringen dürfte. Ein Volk, durch Jahrhunderte an Gesetze und Sitten gewöhnt, plötzlich unter österreichische Vormundschaft zu stellen, ist Wahnsinn. Wenn man dies nun einsehen, und sich etwa zu

Konzessionen herbeilassen würde, durch welche die Ungarn wieder, wenn gleich nur wenige Vortheile erhalten könnten, so wären die bisherigen Opfer an Menschen und Geld, die den übrigen Provinzen Oesterreichs seit dem Beginne des Krieges auferlegt wurden, und durch längere Fortführung noch auferlegt werden, eine unverantwortliche Thorheit. Es würden demnach die Soldaten Oesterreichs nicht für die Gesammtmonarchie, sondern blos für den Namen einer Krone kämpfen, die mit solchen Opfern wahrlich zu theuer erkauft wäre. — Es ist freilich zu spät, die Wirren mehr auf friedlichem Wege beizulegen, und leider bleibt Oesterreich die traurige Nothwendigkeit übrig, sich auf das Schwert Rußlands zu verlassen, und wenn dies auch nicht ausreichen sollte, so mögen die treuen Räthe der Krone es verantworten, daß sie Männer mit Marschallswürden betrauten, die in ihrer Unwissenheit, und in ihrem aristokratischen Hochmuthe so weit gingen, daß sie eine der tapfersten und edelsten Nationen Europa's mit maßlosem Schimpf überhäuften, und jede Verständigung mit den Worten: „Mit Rebellen unterhandeln wir nicht,“ zurückwiesen.

Ein verwundeter österreichischer Krieger.

II.

Wien, den 11. Juni 1848.

Man ist zu der für Oesterreich traurigen Ueberzeugung gelangt, daß die weitverzweigte Kossuth'sche Partei selbst in den Wiener Kabinetten sich Platz zu verschaffen wußte. So ist man hier einer geheimen Verbindung, die von Debrezin bis ins Bureau der auswärtigen Angelegeheiten ausgesponnen wurde, auf die Spur gekommen, die die Gutgesinnten und die Regierung in große Besorgniß setzt. Im Bureau des Ministerpräsidenten Schwarzenberg kam man zwei Beamten, dem Hofkonzipisten Nikolaus Czereminsky, und dem Offizialen Peter Fiszkó auf die Spur, daß sie mit den aufständischen Ungarn in Verbindung ständen. — Der Ministerpräsident Fürst Schwarzenberg ließ sämmtliche Beamten zusammenrufen, und erklärte in einer ihn sichtlich ergreifenden Rede, daß sich unter ihnen Hochverräther befänden, und die sich dadurch getroffen fühlten, mögen hervortreten, was nicht geschah. Hierauf ging er auf die beiden Erwähnten zu, und bezeichnete sie als die gemeinten Hochverräther, worauf sie von 3 Kommissären der Stadthauptmannschaft in Empfang genommen, und mit Militärbedeckung ins Militäruntersuchungsarrest abgeführt wurden. Wie weit ihre Verbindung mit den Magyaren ging, ist nicht ermittelt, soviel scheint aus der seltenen Arrivirung hervorzugehen, daß ihre Briefe — da man Ursache hat zu glauben daß das Briefgeheimniß nicht unverletzt bleibt, — geöffnet wurden. Bei der geringsten Zweideutigkeit mußten die beiden Beamten um so eher angehalten werden, da sie schon mit ihrer Geburt ein Stück „Hochverrath“ auf die Welt gebracht hatten. Der Erste ist nämlich ein Pole, und der Andere ein Ungar. Dieses Ereigniß hatte so manche gesprächige Zunge in Anspruch genommen, man machte es zu einem Tagesgespräch, und vergaß hierüber ganz den wichtigen Stand der Armee, die eigentlich über den Fortbestand der Monarchie Oesterreichs entscheiden soll. Man müht sich außer dem erwähnten Vorfall mit Kleinigkeiten ab, und erzählt sich z. B., der Apotheker vom Kohlmarkt Anton Anghal, der zu 8jähriger Schanzarbeit in leichten Eisen verurtheilt wurde, weil er in seiner Wohnung das Portrait oder die Büste Kossuth's bekränzte, und hinter dieser den Jellachich an den Galgen knüpfte, werde in Folge einer Bitte mit obligatem Kniefall seiner Gattin von dem jungen Kaiser begnadigt werden. Würde man nicht in der Wohnung des Apothekers Anghal 2 Terzerolen und ein deutsches Schwert gefunden haben, so könnte allerdings

lich Grund genug wäre, mich als Demagogen auf ein Paar Jahre nach der Festung zu schaffen.

Ich bringe diesen unbehaglichen Gegenstand nicht in der Absicht zur Sprache, Euch, oder der Regierung direkt die Schuld an diesem Elende und Jammer aufzubürden. Niemand weiß besser als ich, daß weder Ihr, noch die Regierungsgewalt, sofort Abhilfe leisten könnt, — — ich habe Euch nur begreiflich machen wollen, daß es keiner Wühler, Hetzer, Aufwiegler bedarf, um das Volk zu Revolutionen geneigt zu machen. So wenig es in der Macht der Regierungsgewalten liegt, diesen Uebeln abzuhelfen, so wenig liegt es in ihrer Macht, die Revolutionen hintanzuhalten.

Der höchste Lohn, welcher in Sachsen oder Preußen eine Arbeiterin, welche an der Maschine Handschuhe näht, bei großem Fleiße, von Tagesanbruch bis spät in die Nacht hinein fortwährend arbeitend, verdienen kann, beträgt 22—24 Neugroschen, also nicht viel mehr als ein Gulden CM. in der Woche. Besteht nun eine Familie aus fünf solchen Arbeiterinnen, so können diese durch die Assoziation in der Befriedigung ihrer Bedürnisse zur Noth bestehen. Wie soll aber eine ältern- und geschwisterlose, einzeln stehende Arbeiterin alle ihre Bedürfnisse in der Woche mit 1 Gulden bestreiten? Man versuche es, eine Rechnung zu stellen, wobei Wohnung, Kleidung, Nahrung, Feuerung, Licht ꝛc. . . . durch 7 Tage mit 1 Gulden gedeckt erscheinen? Und es giebt sehr viele solcher einzeln stehenden Arbeiterinnen. Der hier angeführte Wochenlohn kann aber nicht durch gewöhnlichen Fleiß verdient werden, er wird nur durch menschenmörderische Anstrengung und Ausdauer errungen; eine Arbeiterin, welche den bezeichneten Wochenlohn verdient, schwächt in wenigen Jahren ihr Augenlicht und ihre Brust so sehr, daß sie dem Spitale anheimfällt.

Doch genug von diesen Bildern des menschlichen Elendes. Wer Augen hat, der sieht, und nur der verknöcherte Egoismus der Krämerseele ist blind und taub für diese Bilder und Seufzer des Märtyrthums der Arbeiter. Vergebens bemüht man sich, dem Monopolisten einige Theilnahme für das Schicksal seiner Opfer abzugewinnen, er sieht nicht, weil er nicht sehen will, er hört nicht, weil er nicht hören will. Sehr treffend schildert Proudhon den hartherzigen Kaufmann mit folgenden Worten:

„Sein charakteristischer Zug ist, daß er jedes Ding entweder zu einem Gegenstande oder zu einem Werkzeuge seines Handels macht. Entgesellschaftet (désassocié) von seines Gleichen, unverbindlich gegen Alle, ist er für und gegen alle Thatsachen, alle Meinungen, alle Parteien. Eine Entdeckung, eine Wissenschaft ist in seinen Augen eine Kriegsmaschine, gegen die er auf seiner Hut ist, und die er vernichten möchte, wofern er sich derselben nicht selbst bedienen kann, um seine Konkurrenten todt zu machen. Ein Künstler, ein Gelehrter ist ihm ein Artillerist, der sein Geschütz zu bedienen versteht, und den er zu verderben sucht, wenn er ihn nicht für sich gewinnen kann. Der Kaufmann ist überzeugt, daß die Logik nichts ist, als die Kunst nach Belieben das Wahre und das Falsche zu beweisen; er hat die politische Verkäuflichkeit, den Gewissenshandel, die Prostitution der Talente, die Bestechung der Presse erfunden. Er weiß Beweisgründe und Advokaten zu finden für jede Lüge, jede Unbill. Nur er allein hat sich niemals Illusionen gemacht

über den Werth der politischen Parteien: er glaubt sie alle gleich gut ausbeuten zu können, d. h. er hält sie alle für gleich unsinnig."

„Ohne Achtung für die Ansichten, zu denen er sich bekennt, und die er abwechselnd bald wieder aufgiebt, bald wieder annimmt, verfolgt er die Unredlichkeiten, deren er sich schuldig macht, bei Andern mit Bitterkeit, und lügt in seinen Ansprüchen, lügt in der Auskunft, die er giebt, lügt in seinen Verzeichnissen; er übertreibt, er vermindert, er übersetzt; er hält sich für den Mittelpunkt der Welt, und Alles außer ihm hat nur in Bezug auf ihn Dasein, Werth und Wahrheit. Spitzfindig und verschmitzt in seinen Verhandlungen, macht er Stipulationen, Vorbehalte, fürchtet stets zu viel, und nicht genug zu sagen; Einfältigen gegenüber treibt er Mißbrauch mit Worten, spricht allgemein, um sich nicht bloszustellen, spezifizirt, um nichts zu bewilligen, und dreht sich dreimal im Zirkel, und bedenkt sich im Stillen siebenmal, bevor er sein letztes Wort sagt. Ist er endlich fertig, so nimmt er seine Worte von vorne durch, legt sie aus und kommentirt sie; er quält sich, um in jedem Partikelchen einen tiefen Sinn, und in den klarsten Sätzen das Gegentheil von dem, was sie sagen, zu entdecken."

„Welche unendliche Kunst, welche Heuchelei bietet er auf in seinem Verkehr mit dem Handwerker! Wie verstehen sie sich alle, vom einfachsten Hauswirth bis zum größten Unternehmer, darauf, seine Arbeit auszubeuten! Wie wissen sie es anzustellen, daß man sich um die Arbeit streitet, damit sie nur niedrige Preise auswirken! Zuerst ist es eine Hoffnung, für die ein Gang zum Herrn gemacht wird; dann macht sich dieses durch eine Dienstleistung für ein Versprechen bezahlt; dann muß ein Versuch gemacht, ein Opfer gebracht werden, denn er gebraucht Niemand, was der Unglückliche dadurch anerkennen muß, daß er sich mit dem erbärmlichsten Lohn begnügt; es ist ein Beanspruchen und Ueberlasten ohne Ende, das durch ein Bezahlungsreglement belohnt wird, welches nicht blutsaugerischer und falscher sein kann. Und der Handwerker muß stillschweigen und sich verbeugen, während er unter der Bluse die Faust ballt, denn der Herr Gönner hat die Arbeit, und Jeder muß sich glücklich schätzen, dem er die Gunst seiner Gaunereien zuwendet."

Und dies sind die guten Bürger, die Freunde der Ruhe, Sicherheit und Ordnung, die Bundesgenossen der Soldatenherrschaft, die Unterzeichner der Dankadressen an die Windischgrätze ꝛc...., dies sind die Freunde der Unproduktiven in der Gesellschaft (der Beamten und Soldaten), und die Gegner der Erzeuger ihrer Reichthümer, der Arbeiter! Es ist staunenswerth, wie dieser outinirten, gewiegten Monopolisten, welche sich der Arbeit bemächtigt haben, um das Gleichgewicht der Gesellschaft zu ihrem Vortheile zu stören, wie diese Herrscher der Gegenwart, die sonst so gut zu rechnen verstehen, doch die einfachste aller Rechnungen nicht begreifen wollen, nämlich die: daß durch die Mästung des Monopols nicht nur die Arbeiter, sondern mit diesen sie selbst zu Grunde gerichtet werden. Der Grundsatz des großen Staatsökonomen Adam Smith, ist ihnen ja kein Geheimniß, sie wissen ja doch, daß die Arbeit allen Reichthum erzeugt, daß es also überhaupt keinen Werth giebt, als die Arbeit. Sie müssen doch eben so gut wissen, daß sie sich selbst nicht außer der Gesellschaft setzen können, und daß die Auflösung der Gesellschaft sie selbst zu Grunde richten muß. Auch kann ihnen nicht entgehen, was ich weiter unten darlegen werde: daß das Mißverhältniß

welches durch das Ueberwuchern des Monopols die Arbeit niederdrückt, mit den Fortschritten der Industrie gleichen Schritt hält, sie müssen andererseits sehen, daß die Beraubung des Arbeiters einen Grad erreicht hat, der keine Steigerung mehr übrig läßt, weil er Jenen schon zur verzweifelten Nothwehr getrieben hat. Dies Alles müssen sie sehen, wenn sie die Augen nicht absichtlich schließen, und dennoch schrecken sie vor einer gesellschaftlichen Reform zurück, die allein ihren Besitz retten kann. Lassen wir die staatlichen Verhältnisse, wie sie z. B. in Oesterreich, in einem großen Theile von Deutschland, wie sie in Frankreich seit 9—10 Monaten herrschen, in gleicher Progression nur noch 1 Jahr fortbestehen, und fragen wir uns, welches nach Ablauf dieses Jahres der Zustand der Gesellschaft sein wird. Ich will das Bild dieser Progression skizziren.

1) Fortwährend neue Truppenaushebungen. Um die staatsökonomische Bedeutung der stehenden Heere richtig aufzufassen, muß man bedenken, daß jeder einzelne Soldat nicht nur täglich die Tagarbeit eines Menschen kostet (da er konsumirt, ohne zu produziren), sondern daß die Quadres der Truppen: Generale, Stabsoffiziere, Ober- und Unteroffiziere, mindestens eben so viel konsumiren, als die durch sie eingeschlossenen Mannschaften, daß also ein stehendes Heer von 300,000 Mann sehr gering gerechnet, jeden Tag die Tagarbeit von 600,000 konsumirt: abgesehen davon, daß die Verminderung und Störung der Produktion überhaupt durch die Truppenaushebungen, der Gesammtheit der Gesellschaft noch anderweitigen großen Schaden bringt.

2) Fortwährende Vermehrung der Beamten (Staats- und Steuerpolizei ꝛc.....). Ein wachsendes Heer von Unproduktiven, deren Einer oft täglich die Tagarbeit von 30—40 Männern konsumirt, ohne irgend einen Werth zu produciren.

3) Da die Soldaten, welche auf den Schlachtfeldern fallen, in der kürzesten Zeit ersetzt werden, um die Truppenkörper zu kompletiren, so kann man (abgesehen von den Truppenvermehrungen) für jeden auf dem Schlachtfelde fallenden Soldaten einen der Arbeit entzogenen Produktiven in Rechnung bringen, es entgehen also der Produktion Alle, die in den Kämpfen fallen, sowohl die vom Volke, als auch die Soldaten. Man wird einwenden: Wenn sie nicht ferner produziren, so konsummiren sie auch nicht. Dieser Einwurf ist nicht stichhaltig; denn, abgesehen davon, daß die Mehrzahl derselben theils in den Spitälern, theils in den Invalidenanstalten dem Staate zur Last fällt, vergesse man auch nicht, daß der Arbeiter in unserem gegenwärtigen gesellschaftlichen Zustande nicht blos produzirt, was er konsumirt, sondern auch dasjenige produziren muß, was die Masse der Unproduktiven konsumirt, und was die Monopolisten, Kapitalisten, Unternehmer verschlingen (was, wie ich weiter unten nachweisen werde, $^2/_3$ seiner Produktion beträgt).

4) Eine große Menge von Produzenten ist theils durch die fortwährenden Kämpfe, theils durch Einkerungen, theils durch Ausweisungen der Arbeit entzogen.

5) Durch das Ueberwuchern des Monopols sind zugleich mit dem Steigen der Industrie die Löhne so sehr herabgesunken, daß sie schon in diesem Augenblicke in den meisten Industriezweigen unter das, zur Existenzmöglichkeit des Arbeiters unumgänglich nöthige Minimum gekommen sind. Die nächste Folge der angedeuteten schauerlichen Progression

wird also die Lichtung der Reihen der Arbeiter durch die Epidemie des Hungers sein (der Zustand Irlands, Schlesiens 2c....).

„Leute genug!" so sagte mir neulich einer der Herren vom Monopole. Hat dieser Herr denn ganz vergessen, daß alles Einkommen sowohl der sogenannten Unproduktiven par Excellence (Hof, Beamte, Soldaten, Polizisten), als auch die Revenüen der Monopolisten (Unternehmer) nur durch die Arbeiter geschaffen werden; denn an die Fiktion der Produktivität des Kapitals glaubt seit Adam Smith kein ehrlicher und vernünftiger Staatsökonom mehr. Denken wir uns also das Heer der Unproduktiven und der Monopolisten als eine große Assoziation, als ein großes Geschäftshaus, welches wir der Kürze halber mit der Firma: „Monopol und Compagnie" bezeichnen wollen, und führen wir einmal eine auf statistische Tabellen gegründete Rechnung, woraus sich ergeben möge, in wie ferne das Haus Monopol und Compagnie Ursache hat zu sagen: „So viel auch Leute verhungern, oder auf den Schlachtfeldern bleiben, so viel auch Leute durch Hinrichtungen, Einkerungen, Ausweisungen, Verstümmlung 2c...., der Arbeit entzogen werden mögen, es bleiben doch immer noch Menschen genug übrig."

Wählen wir beispielsweise Frankreich, und benützen wir die „Bilanz von Frankreich," welche Herr Perreymond durch eine sehr gelehrte und umsichtige Arbeit geliefert hat, indem er die zum Behufe der Besteuerung von den verschiedenen Finanzministerien der letzten Zeit gegebenen Tabellen mit Gewissenhaftigkeit benützte. Wir wollen nur eine seiner Tabellen zu Hilfe nehmen, es ist dies die Tabelle 10 (über das Einkommen).

Einkommenstabelle von Frankreich.

a)	3,602,705	Familien, deren Einkommen nicht übersteigt:	50 Frs.
b)	873,997	„ „ „ „ „	100 „
c)	737,126	„ „ „ „ „	200 „
d)	369,603	„ „ „ „ „	300 „
e)	34,282	„ „ „ „ „	500 „
f)	276,615	„ „ „ „ „	1,000 „
g)	170,579	„ „ „ „ „	2,000 „
h)	23,777	„ „ „ „ „	5,000 „
i)	16,578	„ „ „ „ „	10,000 „
k)	6,681	„ deren Einkommen übersteigt:	10,000 „

Dies die ganz zuverläßliche gewissenhaft gearbeitete Tabelle des Herrn Perreymond.

Nun wollen wir rechnen.

Zur Vereinfachung der Rechnung sei es mir gestattet, diese Familien nach Maßgabe ihres Einkommens in 3 Kategorien einzutheilen:

I. Ganz Arme.

Deren jährliches Einkommen 50 bis 500 Franks nicht übersteigt.

(Von a bis incl. e.)

II. Erträglich Gestellte.

Deren jährliches Einkommen 1000 bis 10,000 Fr. nicht übersteigt.
(Von f bis incl. i.)

III. Reiche.

Deren jährliches Einkommen 10,000 Fr. übersteigt.
(k.)

Rechnen wir die Familie durchschnittlich zu 5 Personen, so ergeben sich:

1) Für die ganz Armen	28,088,565 Köpfe
2) Für die erträglich Gestellten . .	2,437,745 „
3) Für die Reichen	33,405 „
	30,559,715 Köpfe*).

Die 28,088,565 ganz Armen haben somit, aufs Höchste gerechnet, ein Einkommen von beiläufig 472,982,000 Franks im Jahre, also nicht ganz 17 Frank für den Kopf.

Dies der durch Ziffern ausgedrückte Zustand des größten Elendes. Es versteht sich von selbst, daß diese Ziffern mit den allgemein statistischen Angaben nicht stimmen können, da sie blos das Einkommen im strengsten Sinne des Wortes, wie es bei der Besteuerung berücksichtigt wird, betreffen.

Die 2,437,745 erträglich Gestellten und Wohlhabenden haben somit, aufs Höchste gerechnet, ein jährliches Einkommen von beiläufig 902,438,000 Franks.

Von der dritten Kategorie, nämlich der der Reichen, deren Einkommen sich nach Perreymonds Tabelle nicht bestimmen läßt, werde ich später sprechen.

Würden nun alle Personen der zweiten Klasse (die erträglich Gestellten und Wohlhabenden) Produzirende sein, und würde zwischen ihnen und den ganz Armen das Gesammteinkommen der Kategorien I. und II. gleich repartirt, so käme auf die Familie beiläufig 225 Franks Einkommen, auf den Kopf etwas mehr als 45 Franks.

Nun sind aber unter den 2,437,745 Personen der Kategorie II. (der Wohlhabenden) höchstens 200,000 Produzenten; die Uebrigen sind Beamte, Soldaten, Polizisten, Gensdarmen, Amtsdiener, Kerkermeister, Kapitalisten, Unternehmer 2c 2c.... also Nichtproducenten. Die 28,088,565 ganz Armen also müssen auch noch den Werth von beiläufig 100,700,000 Franks für das Einkommen der Nichtproduzirenden schaffen, wodurch (wenn man die 200,000 wohlhabenden Produzenten mitrechnet) etwas mehr als $3^1/_2$ Frs. auf den Kopf ausfällt; der ganz arme Arbeiter muß somit außer den 45—46 Franks, die er, bei gleicher Vertheilung der Arbeit, für sein Theil produziren müßte, noch $3^1/_2$ Franks für die Unproduktiven der Kategorie II., also im Ganzen bei 49 Franks Werth produziren.

*) Die Bevölkerung von Frankreich beträgt nach den neuesten Volkszählungen 34 Millionen.

Nun kommen aber nach der Tabelle des Herrn Verreymond noch 6,681 Familien, welche mehr als 10,000 Franks jährliches Einkommen haben. Rechnen wir auch diese Familien zu 5 Köpfen, so ergeben sich 33,405 reiche Nichtproduzenten.

Da es nun unter diesen 6,681 Familien viele giebt, die nicht viel mehr als 10,000 Franks, dagegen wieder sehr viele, die einige hundert tausend Franks jährliches Einkommen beziehen, so wollen wir eine Durchschnitts Revenue von 60,000 Franks für jede reiche Familie annehmen, was eine Gesammtrevenue von 400,800,000 Franks für die 6,681 reichen Familien der Kategorie III. ergiebt. Diese Summe muß nun natürlich ebenfalls jährlich durch die 28,088,565 ganz armen Produzenten, und durch die 200,000 wohlhabenderen Produzenten erzeugt werden, was jeden Kopf mit einem Erzeugniß von 14 Franks jährlich belastet. Das Erzeugniß des Armen verhält sich also zu seinem Einkommen durchschnittlich wie 63 zu 17.

(Es ist bei dieser Rechnung die Kopfzahl ohne Rücksicht auf die Kinder annähernd angenommen worden, eine Annahme, die im Rechnungsresultate gewiß nicht zum Vortheile der reichen und zum Nachtheile der armen Familien ausfällt.)

Ich glaube durch diese Berechnung bewiesen zu haben, daß, z. B. in Frankreich, der ganz arme Arbeiter (eine ungeheure Majorität von 28 Millionen gegen 3 Millionen) mindestens zwei Dritttheile mehr produziren muß, als er konsumirt.

Den Unternehmern, Kapitalisten und Unproduktiven kommen daher zwei Dritttheile jeder Tagesproduktion des Arbeiters zu Gute.

Wir wollen nun auf Grundlage einer beliebigen Annahme, den Nachtheil untersuchen, der sich für die Besitzenden, Unternehmer, Kapitalisten, Rentiers, Monopolisten, oder wie man sie immer nennen mag, kurz für die sogenannte Bourgeoisie aus dem Ausfalle an Arbeitskräften ergiebt.

Nehmen wir also z. B. an, daß in einem Staate, der ähnliche Populationsverhältnisse hätte, wie Frankreich, und in welchem überdies die Unnatur und Verhältnißlosigkeit des staatsökonomischen Zustandes nur durch die Gewalt der Bajonette zwangweise aufrecht erhalten werden könnte, nachstehende Umstände eintreten würden:

1) Das stehende Heer müßte um 300,000 Mann vermehrt werden.

2) Binnen einem Jahre würden 150,000 Mann Soldaten auf den Schlachtfeldern bleiben, theils arbeits- und dienstunfähig werden.

3) Eben so viele Opfer würden von Seite des Volkes fallen.

4) Nach Arbeitstagen durchschnittlich berechnet, würden durch Volksbewaffnung, Einkerkerungen, Flucht, Ausweisung ıc...., außer den Gebliebenen, der Arbeit auf dieses ganze Jahr 500,000 Mann entzogen.

5) Durch die herabgedrückten Löhne würden als Opfer des Elends in diesem Jahre über die gewöhnliche Mortalität hinaus zu Grunde gehen 600,000.

Durch das Stocken des Verkehrs, durch den Stillstand der Fabriken ıc. würden im ganzen Jahre arbeitslos, also unproduktiv sein 2,000,000 Arbeiter (nicht einmal der 14. Theil der sämmtlichen Arbeiter).

So würden der Arbeit entgehen: 4,000,000 Menschen.

Rechnen wir nun die Durchschnittsproduktion pr. Mann rund nur auf 100 Franks, so haben wir blos durch Entziehung von Arbeitskräften in der Gesammtproduktion dieses Jahres einen Ausfall von 400 Millionen, welchen nur das Haus Monopol und Compagnie zu tragen hätte, weil der Arme ohne dies auf das Minimum der Existenzmöglichkeit reduzirt ist.

Denken wir uns aber die durch das längere Fortbestehen eines solchen Zustandes herbeigeführte mörderische Progression dieses gesellschaftlichen Krebsschadens, noch vermehrt durch die Handelsstockung, so ergiebt sich als Facit zuletzt ein so furchtbares Uebergewicht der Konsumtion über die Produktion, daß die Auflösung des Staates unvermeidlich ist, d. h. das Haus Monopol und Kompagnie macht Bankrott. Oder glauben die Kapitalisten, daß es im Staate einen andern Reichthum gebe, als die Produktion? Durch die Existenzmöglichkeit des Arbeiters, welcher der alleinige Erzeuger alles Werthes im Staate ist (denn was ist Kapital anders, als aufgehäufte Arbeit?) wird aller Wohlstand bedingt. Was ist der papierne Reichthum des Kapitalisten, wenn er nicht durch die Arbeit acceptirt und honorirt wird?

Denken wir uns die Desorganisation der Gesellschaft in einer ununterbrochenen Progression (z. B. gleich derjenigen der letzten 9 Monate in Oesterreich) fort und fort schreitend, wohin würde die Gesellschaft zuletzt kommen? Sie würde zu einem Staate werden, in welchem es nur Hofleute, Prätorianer, Soldaten, Bureaukraten, kleine Beamte, Schergen, Polizisten, Kapitalisten, Aktionäre ꝛc.... und Bettler gäbe.

So versucht es doch einmal, Ihr guten Bourgeois, und nährt Euch von Banknoten, und kleidet Euch in Aktien!

Das Haus Monopol und Kompagnie ist keine bloße Fiktion, es ist eine Wirklichkeit, denn wie durch allgemeines Einverständniß arbeiten alle Monopolisten fort und fort an dem Ruin der Produzenten. Vereinigt Euch Alle, Ihr Nichtproduzenten, Ihr Unproduktiven! Versucht es einmal: Verschwört Euch zur Hebung des Arbeiters! Aber nicht durch Almosen, durch barmherzige Stiftungen, nicht aus Frömmigkeit und erheuchelter Nächstenliebe, sondern aus Vernunft, in Eurem und der Gesellschaft Interesse, aus Eigennutz, wenn Ihr wollt, oder noch richtiger: Zur Rettung Eures Besitzes. Wirkt vereint darauf hin, die Verhältnißmäßigkeit der Werthe praktisch ins Leben zu führen, den Markt zu regeln, wandelt Eure schmachvollen Spielbanken, die Ihr Börsen nennt, in große nützliche Industriebörsen um, auf welchen gegen die unnatürlichen Schwankungen der Werthe gewirkt werde, auf welchen die Löhne geregelt, und durch die Ueberzeugung der Mehrheit das ermöglicht werde, was keine Staatsform, was keine Regierungsgewalt zu verwirklichen vermag. Beschämt sie, diese optimistischen, fabilästigen, auf ihren Lorbeeren ausruhenden, die Wahrheit verfälschenden Staatsökonomen, bringt sie zum Schweigen, diese leidenschaftlichen Luftschlösser aufbauenden Utopisten, die da meinen, man könne die aus den Fugen getretene Gesellschaft mit Schienen einrichten, wie einen gebrochenen Arm. Betretet selbst den Weg der unabweisbaren gesellschaftlichen Reform, glaubt endlich an die Wirklichkeit und Wahrhaftigkeit einer aus der geschichtlichen Nothwendigkeit hervorgegangenen Revolution, die nicht mit den Tausenden und Tausenden begraben wird, die man schlachtet oder einkerkert, die nur

die Orpheusleier der Civilisation und Gerechtigkeit bändigen kann! Euer stillschweigendes Einverständniß hat das Monopol zum Verderben der Gesellschaft gemästet, vielleicht kann Euer Zusammenwirken die Gesellschaft retten, und dies sei fortan das Streben der Gesellschaft Monopol und Kompagnie!

Die badische Revolution.

I.

Es ist unmöglich, die Revolution eines Volkes zu beurtheilen, wenn man nicht vorher einen Blick auf die Zustände wirft, welche es zu dem äußersten Schritte des bewaffneten Widerstandes getrieben haben, und thut man dieses, so wird man immer finden, daß nur die Fehler der Regierungen, die zu allen Mitteln greifende Opposition gegen den Volkswillen eine Revolution hervorbringen kann. Bewegungen, bei welchen Hunderttausende Gut und Blut einsetzen, werden nicht durch einzelne „fremde" Wühler und wenige Verirrte, wie die „Aufrufe an die treuen Völker" tagtäglich sagen, sondern nur durch die feste Ueberzeugung der Massen bewirkt, welche nach jahrelanger, durch Beamtenwillkür und Unterdrückung aller Arten gesteigerter Erbitterung endlich nur noch im Kampfe ihr Recht zu erringen hoffen. Und dieses war wohl nirgends mehr der Fall, als in Baden, obgleich auch hier, wie gewöhnlich, den fremden Wühlern die Schuld beigemessen wurde. Baden hatte vor 1848 von allen deutschen Ländern die freisinnigste Verfassung gehabt, allein der systematische hartnäckige Widerstand der Regierung gegen den Volkswillen, die Verwerflichkeit der Mittel, zu denen man griff, um sich eine gefällige Kammer zu schaffen, hatten das Vertrauen des Volkes zum Fürsten, der sich theils von Ministern aus Metternichs Schule, theils von der Adels- und Hofkaste leiten ließ, untergraben. Minister Blittersdorf, ein würdiger Schüler Metternichs, hatte nach dem Tode Winter's die Gewalt an sich gerissen, den wenig mit ihm harmonirenden Nebenius verdrängt, und nun ein Regierungssystem aufgestellt, nach welchem er nicht nur die Anstrengungen der Kammer paralysiren, sondern die konstitutionelle Staatsform ganz und gar untergraben, und auf eine altständische monarchische zurückführen wollte. Baden hatte sich bisher im Vergleiche zu dem übrigen Deutschland in einem erträglichen Zustande befunden; die Kammern übten ihre gesetzgebende Gewalt ruhig aus, bewilligten die Steuern, und spielten auch manchmal auf allgemeinere politische Angelegenheiten an, was man, ohne sich daran zu kehren, ruhig geschehen ließ, ja den liberalen, in der Kammer sitzenden Abgeordneten nicht einmal Hindernisse in den Weg legte, da man ohnedies der Majorität des Hauses gewiß war. Blittersdorf aber, anstatt das Volk sich ruhig in diesem konstitutionellen Schattenspiele gefallen zu lassen, weckte es durch seine Gewaltmaßregeln aus dem Schlafe. Den liberalen Beamten wurde der Urlaub zu den Kammersitzungen verweigert, die Censoren bekamen stren-

gere Instruktionen, ja selbst die Landtagsberichte wurden auf die gewissenloseste Weise beschnitten und verstümmelt. Auf die Wahlen von 1842 suchte man durch die schmählichsten Korruptionsmittel einzuwirken; Drohungen, Versprechungen, Belohnungen, Chicanirung der liberalen Beamten, nichts wurde gespart, um sich eine gefällige Kammermajorität zu sichern. Der Großherzog, welcher sich bisher einer ziemlichen Popularität zu erfreuen gehabt hatte, wurde von Blittersdorf umgarnt, und ihm Drohungen und königliche Machtsprüche eingeblasen, die dem Volke unmöglicherweise eine andere Ansicht geben konnten, als daß der Regent mit dem verhaßten Minister Hand in Hand gehe. Die geheimen Konduitenlisten tauchten wieder auf; politische Verdächtigungslisten, in welche die Gesinnungen eingetragen wurden, Denunziationen und Spioniren waren an der Tagesordnung. Wehe den Personen, den Städten und Bezirken, wenn sie liberale Deputirte nach Karlsruhe schickten; die theuersten Interessen des Landes wurden zur Chicanirung derselben auf die gemeinste Weise ausgebeutet. Die Beamten wurden durch Drohungen und Einschüchterungen zu willigen Werkzeugen dieser Polizeiherrschaft gemacht, kurz, das Volk auf den Punkt gebracht, daß es die Regierung für eine feindliche Macht ansah, gegen welche man mit vereinten Kräften agiren müsse. Die Moral wurde so auf die schmählichste Weise untergraben, und dennoch kein Halt gefunden, indem diese Kreaturen der Regierungspolitik nur so lange treu waren, als sie dieselbe für die siegreiche hielten; als wenige Jahre später der Augenblick kam, wo es die Regierung zu stützen galt, hatte sich die bureaukratische Arroganz in Feigheit verwandelt, und die späteren Ministerien ernteten in vollem Maße die Saat des Mißtrauens und der Volksfeindlichkeit, welche Herr Blittersdorf so reichlich ausgestreut hatte, und die unterdessen auf guten Boden gefallen war; denn während man die badische Presse aufs engste beschränkte, konnte man es nicht hindern, daß das Land von Frankreich und der Schweiz aus mit einer Menge von Flugschriften überschüttet wurden, welche um so eifrigere Leser fanden, als der Censurdruck auf die einheimischen Journale fühlbarer wurde.

Durch die Wahlen von 1842 hatte das Ministerium das entschiedenste Mißtrauensvotum erhalten, allein es blieb dennoch an seinem Posten. Nur eine Spaltung war eingetreten, denn während Böhk und Jolly den früher eingeschlagenen Weg des Polizeiregiments langsam fortgehen, sich aber doch auch nicht zu sehr mit der Kammer entzweien wollten, verlangte Blittersdorf den Kampf gegen die Konstitution offen und frei, und nöthigenfalls mit Gewalt durchzuführen. Die Aufregung gegen denselben war unterdessen immer mehr gestiegen, so daß ihm keine Wahl mehr blieb, als sich der Regierung entweder ganz zu bemächtigen oder abzutreten. Der Plan, zu diesem Zwecke seinen Neffen Marschall ins Ministerium zu ziehen, scheiterte an dem Widerspruche Böhk's und Jolly's, und als der Großherzog zu der Alternative kam, entweder jene Beiden oder Blittersdorf zu entlassen, entschied er sich zu Gunsten der Ersteren. Blittersdorf selbst gab in seiner unlängst herausgegebenen Korrespondenz die Gründe dahin an, daß er weder in Karlsruhe noch Frankfurt die nöthige Unterstützung für seine Politik gefunden habe, indem der Bundestag die Bestrebungen der Wühler zwar zu nichte machen wolle, aber nicht Kraft genug habe, ein für alle Fälle vorbeugendes Reaktionssystem aufzustellen. Selbst Münch-Bellinghausen hatte ihn zur Geduld ermahnt, und diese seinem Charakter widerstrebende

Selbstbeherrschung mochte es sein, welche diesen herrschsüchtigen Mann, dessen Aristokratenstolz kaum die Höflichkeitsformen in der Kammer berücksichtigte, zum Austritt zwang.

Die nachfolgenden Ministerien arbeiteten im Sinne dieses Mannes fort, das System blieb troß der oft wechselnden Namen dasselbe; selbst die Ernennung Nebenius', welche die aufgeregten Gemüther ein wenig besänftigen sollte, änderte nichts, indem die Kamarilla, welche sich aus leeren Höflingen und Schreibern herangebildet hatte, und sich vor allem andern ähnlichen Gelichter durch Kriecherei gegen den „Herrn" und Arroganz und adeligen Uebermuth gegen das Volk auszeichnete, das eigentliche Heft der Regierung in den Händen hatte, und den gutmüthigen Mann, der überall dahin paßte, wo keine Energie zu entfalten war, auf alle Arten überlistete und umstrickte, bis endlich in der Person des Regierungsdirektors Rettig, welcher zum Direktor des Ministeriums des Innern ernannt wurde, dieser Kamarilla auch Siß und Stimme im Ministerium, sowie ein scharfsichtiger und begabter Führer ertheilt wurde. Die Willkür des Beamten, das abscheuliche polizeiliche Spionirsystem, die Chicanirung der Bürger und die unzähligen Uebergriffe, welche sich die Bureaukraten in einzelnen Bezirken ungerügt zu Schulden kommen ließ, blieben nach wie vor, und die wahrhaft kleinliche, man könnte sagen, ganz widersinnige Unterdrückung der Presse gebar eine heftige, dem Systeme zuleßt verderbliche Opposition; so ist es eine bekannte Sache, daß die Verstümmelung des Mannheimer Journals, dessen damaligen Redakteur, Struve erst zu dem heranbildete, was er später geworden. Der Großherzog selbst zeigte nur noch die stolze Herrschermiene, und zog, um den Demagogen der zweiten Kammer seine Unzufriedenheit zu beweisen, am Tage der Kammeröffnung auf die Saujagd. Einen nicht unerheblichen Grund zur wachsenden Erbitterung gab die gewaltsame Unterdrückung des Deutschkatholicismus, und als die Gemeinde Mannheim allen diesen Chicanirungen halber in einer Gemeindeversammlung eine Petition an die zweite Kammer abfassen wollte, wurde sie von dem Regierungsdirektor Schaaff auf eine würdelose Weise auseinandergetrieben. Die Kammerauflösung von 1846 seßte diesen Gewaltmaßregeln die Krone auf, allein die wiederum demokratisch ausgefallenen Wahlen öffneten endlich auch dem Blindesten die Augen. Man suchte etwas einzulenken, und selbst Blittersdorf rieth von Frankfurt aus, wo er seinen Siß als Bundestagsgesandter wieder eingenommen, in etwas nachzugeben, und auf die Fehler der konstitutionellen Partei zu warten, um die Reaktion um so entschiedener sodann wieder eintreten lassen zu können. Der Hof befolgte diesen jesuitischen Rath, und schlug der Kammer gegenüber einen andern höflichen Ton ein, was auch nothwendig war, wenn man sie nicht wieder auflösen wollte. Die Aufnahme Beck's ins Ministerium, welcher der Blittersdorf'schen Politik vorzüglich in der Urlaubsangelegenheit immer eine entschiedene Opposition entgegengeseßt hatte, sollte eine Konzession für die Volkspartei sein, allein — es war zu spät!.... Die Achtung des Volkes für die Behörden war verschwunden, und mit ihr die Ehrfurcht vor dem Geseße gelockert, welches jene handhaben sollten, aber leider nur mißbrauchten. Das Vertrauen zum Regenten war vernichtet, weil die Konstitution nichts als eine leere Phrase war, die jeder Schreiber mit Füßen treten konnte. Die reaktionäre Hofpolitik und Wühlerei hatte den Rechtsboden gelockert, das Volk empört, und selbst die konstitutionell Gesinnten in die Nothwendigkeit verseßt, mit den Republikanern in einer Reihe gegen die Regierung zu kämpfen. In dieser Stimmung traf die

Revolution von 1848 das badische Volk, welches auch dieses Mal, seiner Gesinnung treu, den Reigen der Umwälzungen eröffnete. Der Enthusiasmus war allgemein, und die Despotie wähnte, ihre letzte Stunde sei gekommen; allein Deutschland schlummerte langsam wieder ein. Die Begeisterung verrauchte, und die monarchische Willkür athmete wieder auf. Man ließ die Herren in der Paulskirche schwatzen, und verstärkte sich nach Kräften. Die Befehle der Centralgewalt, welche die Bewegung nie verstehen konnte oder wollte, blieben unbeachtet, die Beschlüsse der Nationalversammlung wurden nach und nach komisch, denn während die erstarkten Regierungen ihr jede Kompetenz und Rechtskraft absprachen, hatte sie ihren Rechtsboden verloren, der, so viel auch alle jene alten Professoren reden mögen, nie etwas anderes, als die Revolution gewesen ist; Deutschland unterstützte seine Vertreter nicht, es erhob sich nicht für ihre Beschlüsse, und die schönsten Dekrete von der Welt prallten machtlos an den Bajonetten ab. Der König von Preußen verschmähte die in der Paulskirche so mühsam zusammendebattirte Kaiserkrone, weil sie ihm aus den Händen der „Kanaille“ geboten wurde, und die Gagern'sche Weisheit war zu Ende. Die mächtigsten Regierungen traten endlich offen feindlich gegen die Nationalversammlung auf, und riefen ihre Deputirten ab, während der Rest der Majorität mit ihrem Führer Gagern den Posten, auf welchem sie das Volk gerufen, feig im Stiche ließ. Der Rest des Parlamentes blieb, aber seine Beschlüsse waren ein leerer Schall, denn Deutschland hörte sie nicht. Die deutsche Bewegung war gescheitert, denn wenn auch 29 Regierungen die Reichsverfassung anerkannt hatten, so war dieses kaum der zehnte Theil der deutschen Bevölkerung, und selbst mehrere von jenen Regierungen, welche die Reichsverfassung anerkannt, neigen sich schon jetzt zu der herrlichen preußischen Oktroyirten.

Rechnen wir diese Umstände, diese tiefe Enttäuschung des badischen Volkes, die Entrüstung über den Partikularismus, und die wieder erstarkte Despotie, an welchen das deutsche Werk gescheitert, zu dem Mißtrauen, welches ein jahrelanger Kampf der Volksvertretung gegen eine perfide Regierungsgewalt hervorgebracht; berücksichtigen wir die Abneigung gegen einen Fürsten, welcher taub gegen die Stimme des Volkes war, und mit einem Ministerium regierte, welches bei jeder Gelegenheit die eklatantesten Mißtrauensvoten erhielt; bedenken wir den Umstand, daß jede Achtung vor den Handhabern der Gesetze, vor dem schmählichen Korruption- und Denunziationssysteme, vor der Willkür der Beamten und der Verdrehung alles Rechtes schon lange in Nichts zusammengesunken war; so ist es nicht zum Verwundern, wenn in Baden von 20 Deputirten zum Parlamente 16 Republikaner waren, denn das Vertrauen zur Monarchie war durch die rücksichtslose Wühlerei und Tyrannei der monarchischen Ultras vernichtet. Die deutsche Reichsverfassung war zwar in Baden anerkannt, allein ihre Paragraphe existirten nur auf dem Papiere, trotz einer Adresse von 50,000 Unterschriften für die Kammerauflösung, gegen welche die Regierung nur 8000 zusammenbringen konnte, existirte dieselbe fort, Preßprozesse, Belagerungszustand und Reichsexekution nach der unglücklichen Expedition Heckers wollten kein Ende nehmen, und als die größern Staaten die Reichsverfassung endlich formell verleugneten, mußte man sich nothwendigerweise fragen, was die Absicht der badischen Regierung sein möge, da auch sie die Verfassung nur anerkannt hatte, im Falle alle Regierungen sie anerkennen würden. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß das Ministerium weiter

nichts als die Absicht hatte, zu temporisiren, und den günstigen Augenblick abzuwarten, und nach dem Beispiel der größern Staaten die Ordnung wieder herzustellen; allein das badische Volk hatte zu viel gesunden Sinn, um diesen Plan nicht zu merken.

Die Gährung, welche in Baden herrschte, hatte sich nicht nur auf den Bürger, sondern auch auf das Militär erstreckt, welches, großentheils aus Rekruten bestehend, noch nicht so wie ältere Truppen zum Bürgerkriege herandisziplinirt war, wie denn das badische Volk im Allgemeinen durch die nahe Berührung mit Frankreich und der Schweiz, durch das Interesse, welches es an den Kammerverhandlungen genommen, politisch reifer als ein jeder andere deutsche Stamm ist. Die jungen, noch nicht lange aus dem Bürgerstande getretenen Soldaten theilten die Meinung ihrer Angehörigen, und waren seit lange durch Volkversammlungen und Flugschriften aller Art bearbeitet worden. Man hatte ihnen klar gemacht, daß der Offizierstand seine Glieder nicht aus den Fähigsten und Bravsten des Heeres erhalte, sondern daß er zu einer Pensionsanstalt für den armen, an Müßiggang und Unwissenheit gewöhnten Adel herabgesunken sei, und daß es dem Bürgerlichen, wenn auch Gebildeten fast unmöglich falle, die Epauletten zu erringen. Man wies sie auf die drakonische Strenge der Kriegs-, und noch vielmehr der Disciplinargesetze hin, welche den denkenden Menschen zur Spielpuppe eines Prinzen oder Fürsten herabwürdigten, und ihn auf der andern Seite bei den unbedeutendsten Fehlern der Willkür der Offiziere preisgaben, die, wie man großentheils die Erfahrung gemacht hatte, ihren Mangel an Bildung und wahrer Manneswürde hinter einer „ritterlichen“ Arroganz und Grobheit gegen die „Bauernkerle“ zu verbergen suchten. Andererseits hielt man ihnen die Organisation des Volksheeres, die eigene Wahl ihrer Offiziere, die Herabsetzung der Dienstzeit, kurz Alles das vor, was sie jetzt so schwer entbehrten: was Wunder also, daß sich die jungen, durch die Militärdressur noch nicht zu Maschinen herabgewürdigten Soldaten auf die Seite des Volkes und der Reichsverfassung neigten, welche jetzt das allgemeine Banner wurde, um welches sich alle Feinde der bestehenden Regierungsgewalt, um so dichter schaarten, als die Oktroyirungsgelüste Preußens immer unverholener hervortraten. Die Forderung nach Aufrechterhaltung und wirklicher Anerkennung der Reichsverfassuug hatte alle liberalen Parteien verschmolzen, und selbst die Stimme der Republikaner erstickt, die in Baden gewiß den größern Theil der Bevölkerung ausmachen. Es galt eine auf legalem Wege für ganz Deutschland geschaffene Verfassung aufrecht zu erhalten, die man nur mit der preußischen und österreichischen Oktroyirten zu vergleichen braucht, um zu sehen, daß es sich nicht um die von dem Könige von Preußen so sehr vorangestellte Sorge für sein getreues Volk, sondern um Freiheit und Knechtschaft, um Licht oder Dunkelheit, um freie, zeitgemäße, staatliche Entwickelung, sondern um ein konstitutionelles Marionettenspiel, und das alte Polizeiregiment handelte.

Aus allen Theilen Deutschland strömten indessen der Nationalversammlung Zustimmungsadressen in solcher Masse zu, die Betheuerungen, Gut und Blut für die Verfassung zu lassen, ertönten so laut aus den kleinsten Lokalblättern, daß, wenn nur die Hälfte jener Unterzeichner und Schreier sich thatkräftig erhoben hätte, die Verfassung schon lange eine Wahrheit geworden wäre. Aber nur in einem winzig kleinen Theile des großen Vaterlandes, in der Rheinpfalz, hatte man den Muth, zu handeln. Die bayerische Rheinpro-

vinz steht auf derselben Stufe der politischen Ausbildung, wie Baden, zu der sich noch ein traditioneller, tiefer Haß gegen Alles, was Bayer heißt, gesellt, der wohl seinen Grund in dem Gegensatze haben mag, den die freiere Bewegung unter den französischen Gesetzen zu dem ultramontanen Treiben in Altbayern bildet. In der Riesenvolksversammlung zu Kaiserslautern wurde am 2. Mai mit Hinweisung auf die Weigerung der bayerischen Regierung die Reichsverfassung anzuerkennen, ein Landesvertheidigungsausschuß erwählt, welcher sich permanent, die Beamten, welche sich der Reichsverfassung nicht unterordnen wollten, für rebellisch erklärte, eine allgemeine Bewaffnung organisirte, Steuerverweigerung beschloß, kurz alle Anordnungen traf, die endgültig beschlossene Reichsverfassung mit den Waffen in der Hand einzuführen. Auch in Dresden entbrannte der Kampf für das schwarzrothgoldne Banner, allein er scheiterte an dem Krämergeiste der Umgebungen und preußische Bajonette bereiteten ihm ein baldiges Grab. Sachsen wurde von Preußen überschwemmt und der Beitritt des Königs zu der in Berlin herausgeklügelten Reichsverfassung war der Preis der Hülfe. Die Bewohner des Niederrheins, Düsseldorf, Crefeld erhoben sich ebenfalls für Deutschland, aber desto gewaltiger wurden die Rüstungen Preußens. Die Centralgewalt blieb regungslos, sie weigerte sich, die Verfassung durchzuführen, die deutsche Bewegung in die Hand zu nehmen, sie bewies, daß sie entweder im Einverständnisse mit den renitenten Regierungen oder zu gebrechlich war, sich an die Spitze des Volkes zu stellen. Die Regierungen, welche im März vorigen Jahres vor der Souverainetät des Volkes im Staube gelegen, erhoben kühn ihr Haupt, und es blieb dem Volke, wenn es etwas von der Verfassung der Paulskirche retten wollte, nichts übrig, als sich selbst zu erheben.

Und dies geschah. Volksversammlungen und Erklärungen der Bürgerwehrvereine, die Reichsverfassung mit Gut und Blut zu schützen, drängten sich in Baden eine auf die andere. Die Perfidie der Centralgewalt, welche den Abgeordneten Eisenstuck als Civilkommissär mit dem Zugeständnisse nach der Pfalz geschickt hatte, daß ohne sein Verlangen keine Reichstruppen dorthin geschickt werden würden, und dennoch ein Bataillon Preußen dorthin beorderte, welches aber unverrichteter Sache zurückkehren mußte, erregte die Mißstimmung noch mehr; die Komödie mit den österreichischen Truppen, welche, nachdem Oesterreich sich von der ganzen Reichsgeschichte losgesagt, als „Reichsexekution" nach Homburg beordert worden, gaben einen neuen Beweis von dem innigen Einverständnisse Oesterreichs mit den andern Fürsten, die widerlichen Einheits- und Freiheitsbestrebungen auf den alten Bundestag und das Polizeiregiment zu reduziren, und die Bereitwilligkeit Preußens bei dem Russentransporte, so wie die Rüstungen desselben, ohne äußere Feinde zu haben, bestärkte noch mehr in der Vermuthung einer neuen heiligen Allianz. Die Stimmung des Volkes sprach sich laut für Maßregeln zum Schutz der Reichsverfassung aus, und so wurde von dem provisorischen Landesausschusse sämmtlicher Volksvereine in Baden auf den 12. Mai ein Landeskongreß der Volksvereine nach Offenburg ausgeschrieben, zu dem jeder Bezirksverein einen Abgeordneten schicken sollte; am andern Tage, am 13., sollte eine große Volksversammlung folgen. Derselbe Landesausschuß der badischen Volksvereine erließ am 7. Mai einen Aufruf an seine Mitbürger, in welchem er auf die Gefahr hinwies, welche den Pfälzer durch Einrücken preußischer Regimenter drohe, und das Volk aufforderte, nicht auf die schon ergangene Aufforderung zur Bildung von Freischaaren durch

die von den Bezirksvereinen eingesetzten Wehrausschüsse zu warten, sondern sich sofort mit allem Möglichen zu bewaffnen, und des Rufes gewärtig zu sein. Am 8. Mai wurde die Bewegung in Mannheim immer größer. Die Nachricht, daß außer den schon abgegangenen Preußen auch ein Theil des dort liegenden vierten Regiments nach der Pfalz bestimmt sei, rief eine allgemeine Entrüstung hervor, und veranlaßte eine Sitzung des Gemeinderathes, während welcher der vor dem Sitzungslokale versammelten Menge auf ihr Verlangen das Reskript der Centralgewalt vorgelesen werden mußte, welches wirklich eine Abtheilung des vierten Regiments zum Schutz der Reichsfestung Landau gegen „anarchische Bestrebungen" kommandirte. Man schrie Verrath und verlangte, die Gemeinde solle von dem Stadtkommandanten fordern, in Erwägung der Stimmung der Bürger wie Soldaten, den Abmarsch bis auf weitere Ordre aufzuschieben, als die Polizei mit dem Assessor Jägerschmidt an der Spitze erschien, und die unter dem Gewehr stehende Rathhauswache zu seinem Schutze requirirte. Der kommandirende Offizier kommandirte sogleich Feuer auf die wehrlosen Bürger, allein nur wenige Soldaten schossen und vernünftigerweise zu hoch, so daß Niemand getroffen wurde. Leider ging es nicht ohne einige Verwundungen mit dem Bajonette ab, bis sich die Menge endlich zerstreute.

Dieses unnütze Blutvergießen vermehrte die allgemeine Aufregung, welche fieberhaft durch das ganze Land sich verbreitet hatte. Das Ministerium hatte den Kopf verloren, und glaubte den Sturm, den es heranbrausen sah, durch die amtlich erfolgte Beeidigung der Kammer auf die Reichsverfassung zu beschwören; allein vergebens, seit Jahren war man daran gewöhnt, in einem badischen Ministerium nur das Bild der Hinterlist und Unterdrückung zu gewahren. Die Kamarilla und Hofpartei fing an einzupacken, denn mit Entsetzen hatte man bemerkt, daß der badische Soldat ein Mensch geworden war, daß er denken gelernt hatte, daß er nicht mehr gewillt schien, sich für Hofintriguen niederschießen zu lassen. In Rastatt hatte das Militär schon am 9. eine Art Verbrüderungsfest mit der Bürgerwehr gefeiert und gelobt, mit der Reichsverfassung stehen und fallen zu wollen. Nach mehren abgehaltenen Reden zog man in guter Ordnung nach Hause, allein am andern Tage wurden die Soldaten, welche gesprochen, verhaftet, aber sogleich von ihren Kameraden wieder befreit. Man schlug Generalmarsch, allein nur wenige Soldaten erschienen auf den Sammelplätzen, und als es den Offizieren dennoch gelungen war, die Anführer bei dem eben stattgefundenen Befreiungsakte zu arretiren, brach der Sturm los. Die Soldaten schlugen die Gefängnißthüren nochmals ein, befreiten ihre Kameraden, und demolirten die Wohnung des Obersten und anderer mißliebiger Offiziere, welche ohne Weiteres zu Boden geschlagen oder verjagt wurden. Sogleich eilte der Kriegsminister General Hoffmann mit einer Abtheilung Dragoner nach der Festung, mußte sich jedoch, nachdem ein Theil der Reiter zur Infanterie übergegangen war, und man ihn als Geißel einziehen wollte, eiligst durch ein Ausfallspförtchen flüchten, und die Bundesfestung in den Händen von 4000 Soldaten ohne Offiziere lassen. In Lörrach trugen sich ähnliche Scenen zu; die Soldaten wollten einige wegen Insubordinationsvergehen verhaftete Kameraden befreien, und eröffneten, als sich die Wache weigerte, ein Gewehrfeuer gegen den Thurm, wobei der Oberst verwundet wurde. Die Gefangenen wurden, während Dragoner und Artillerie sich ruhig verhielt, herausgezogen und im Triumph davon geführt. In

Freiburg und Bruchsal wiederholte sich dasselbe Spiel; überall verlangte das Militär, auf die Reichsverfassung beeidigt zu werden, und verbrüderte sich mit den Bürgern, die ihrerseits wieder auch ihre schon lange gemachten Forderungen an das Ministerium brachten.

Die Volksversammlung in Offenburg war unterdessen zusammengetreten, und von Tausenden besucht. Der Tags zuvor zusammengekommene Landeskongreß der badischen Volksvereine hatte der Versammlung eine Petition vorgeschlagen, in welcher man Auflösung der Kammern, Rücktritt des Ministeriums Bekk, konstituirende Versammlung, Zurückberufung der politischen Flüchtlinge, Niederschlagung aller politischen Prozesse und Entlassung aller politischen Gefangenen verlangte, welche sofort auch mit dem Zusatze angenommen wurde, daß sich sogleich eine Deputation zum Großherzoge begeben und eine bündige Antwort fordern solle, widrigenfalls man die Regierung für die Folgen verantwortlich mache. Dies geschah; allein der Großherzog schlug Alles ab. In einem von den „Gliedern des großherzoglichen Hauses“ besuchten Staatsrathe wurde folgende Antwort abgefaßt, und der Deputation auf einem nichtunterzeichneten Zettel vom Minister Dusch überreicht: „Die Ständeversammlung wird ihre Geschäfte in acht Tagen vollenden, worauf dann der Landtag geschlossen wird. Dann wird eine Auflösung der Stände erfolgen, und mit der neuzuberufenden Ständeversammlung werden die weiteren in Folge der Reichsgesetzgebung, oder sonst nothwendigen Verfassungsänderungen berathen werden. Was die Amnestie betrifft, so ist sie schon so weit ausgedehnt, und es sind bereits Weisungen an die Behörden ergangen, um dieselbe noch weiter auszudehnen. Das Ministerium wird hinsichtlich der Frage des Rücktritts von der schweren Last seines Amtes ganz nach konstitutionellen Grundsätzen verfahren.“ Diese Antwort brachte ein Murren der tiefsten Entrüstung unter den Versammelten hervor; denn man wußte, was konstitutionelle Grundsätze im Ministerium Bekk zu bedeuten haben. Es unterliegt keinem Zweifel, daß schon damals der Gedanke bei den Ministern feststand, den Großherzog zur Flucht zu bewegen, und die Ruhe sodann mit fremden Bajonetten wieder herzustellen; denn die Abgeneigtheit des Militärs konnte ihnen nicht fremd sein. Die Volksversammlung wurde immer aufgeregter, und die Reden bedeutsamerweise immer kürzer, bis man sich endlich über folgende Punkte geeinigt hatte: 1) Die Regierung muß die Reichsverfassung, wie sie nun nach der durch die Ereignisse beseitigten Oberhauptsfrage feststeht, unbedingt anerkennen, und mit der ganzen bewaffneten Macht deren Durchführung in andern deutschen Staaten, zunächst in der bayerischen Pfalz unterstützen; 2) das gegenwärtige Ministerium ist sofort zu entlassen, und Bürger Brentano, Obergerichtsadvokat zu Mannheim, und Bürger Peter, Reichstagsabgeordneter von Konstanz, mit der Bildung eines neuen Ministeriums zu beauftragen; 3) es muß alsbald, unter sofortiger Auflösung der jetzigen Ständekammer eine verfassunggebende Landesversammlung berufen werden, welche in sich die gesammte Rechts- und Machtvollkommenheit des badischen Volkes vereinigt; — diese Landesversammlung soll gewählt werden von und aus den sämmtlichen volljährigen Staatsbürgern des Landes, und zwar unter Beibehaltung der für die bisherige zweite Kammer bestandenen Wahlbezirke; 4) es muß ohne allen Verzug die Volksbewaffnung auf Staatskosten ins Leben gerufen werden, und es sind alle ledigen Männer von 18—30 Jahren als erstes Aufgebot sofort mobil zu machen; alle diejenigen Gemeindebehörden, welche nicht alsbald die Be-

waffnung ihrer Bürger anordnen, sind augenblicklich abzusetzen; 5) die politischen Flüchtlinge sind sofort zurückzurufen, die politischen Militär- und Civilgefangenen zu entlassen, und alle politischen Prozesse niederzuschlagen; namentlich verlangen wir aber auch die Entlassung derjenigen Militärgefangenen, welche in Folge der politischen Bewegungen wegen sogenannter Disziplinar- und Insubordinationsvergehen bestraft worden; 6) die Militärgerichtsbarkeit muß aufgehoben werden; 7) bei dem Heere soll eine freie Wahl der Offiziere stattfinden; 8) wir verlangen alsbaldige Verschmelzung des stehenden Heeres mit der Volkswehr; 9) es müssen sämmtliche Grundlasten unentgeldlich aufgehoben werden; 10) es müssen die Gemeinden unbedingt selbstständig erklärt werden, sowohl was die Verwaltung des Gemeindevermögens, als die Wahl der Gemeindevertreter betrifft; es müssen alsbald im ganzen Lande neue Wahlen für die Gemeindevertretung stattfinden; 11) es werden sämmtliche, von den sogenannten Kammern in Karlsruhe seit dem 17. Januar d. J. gefaßten Beschlüsse für null und nichtig erklärt, und darunter namentlich das sogenannte Wahlgesetz vom 10. v. M., welches einen förmlichen Angriff auf die in den Reichsgesetzen gegebenen Bestimmungen enthält; 12) die Geschwornengerichte sind augenblicklich einzuführen, und kein einziger Kriminalprozeß darf mehr von Staatsrichtern entschieden werden; 13) die alte Verwaltungsbureaukratie muß abgeschafft werden, und an ihre Stelle die freie Verwaltung der Gemeinden oder andern Körperschaften treten; 14) Errichtung einer Nationalbank für Gewerbe, Handel und Ackerbau zum Schutze gegen das Uebergewicht der großen Kapitalisten; 15) Abschaffung des alten Steuerwesens, hierfür Einführung einer progressiven Einkommensteuer nebst Beibehaltung der Zölle; 16) Errichtung eines großen Landespensionsfonds, aus dem jeder arbeitsunfähig gewordene Bürger unterstützt werden kann. Hierdurch fällt der besondere Pensionsfonds für die Staatsdiener von selbst weg.

Nachdem diese Beschlüsse festgestellt waren, wurde der Landesausschuß mit Ausführung derselben beauftragt, als eine Deputation der Unteroffiziere des Rastatter Militärs die Vorgänge in der Festung meldete, und das Militär dem Landesausschuß zur Verfügung stellte. Man beschloß sogleich nach Rastatt zu ziehen, und von dortaus die Bewegung zu leiten. Der Landesausschuß bestand aus folgenden Mitgliedern: L. Brentano von Mannheim; J. Fickler von Konstanz; A. Goegg von Mannheim; Peter von Konstanz; Werner von Oberkirch; Rehmann von Offenburg; Stay von Heidelberg; Willmann von Pfohren; K. Steinmetz von Durlach; Wernwag von Kenzingen; Richter von Achern; Degen von Mannheim; J. Ritter von Karsau und J. Stark von Lottstetten, Soldaten aus der Garnison in Rastatt.

In Karlsruhe war indessen die Bewegung ebenfalls ausgebrochen. Seit einigen Tagen schon, und durch die Nachrichten aus dem Oberlande noch mehr aufgestachelt, hatte sich eine bedeutende Aufregung unter dem Militär gezeigt, welche durch die am 13. erfolgte Beeidigung auf die Reichsverfassung in nichts gemindert wurde; die Ceremonie wurde sehr gleichgültig aufgenommen. „Wir haben zu viel Fürsten," schrieen die Soldaten, „wir wollen vom Kaiser nichts wissen! Man denkt doch nicht ernstlich an die Reichsverfassung! Man will uns Sand damit in die Augen streuen rc." Gegen fünf Uhr nahm die Aufregung in der Infanteriekaserne noch mehr zu. Die Kamaschen, als Symbol des speci-

fischen Soldatenthums, wurden auf einen Haufen geworfen, und unter dem Rufe: „Es lebe Hecker!“ angezündet. Die Soldaten hörten nicht mehr auf die Befehle ihrer Offiziere, und als einige Kompagnien des in Bruchsal liegenden Leibinfanterieregiments von der Behörde herbeigeholt wurden, lösten sie sich ebenfalls auf, und vermischten sich mit ihren Kameraden. Kein Offizier hatte mehr Ansehen, die Meisten wurden verjagt oder mißhandelt, und Prinz Friedrich entkam nur mit Mühe. Hierauf wurde die Infanteriekaserne demolirt, die Pulverkammer derselben erbrochen, und nachdem sich die Soldaten mit Munition versehen, wurde das Haus des Obersten Holz demolirt, das Fürstenberg'sche Palais hart mitgenommen, und endlich nach dem Zeughause zugerückt. Eine Abtheilung Dragoner vom Regiment Hinkeldey durch ein Detachement Bürgerschützen verstärkt, rückte ihnen entgegen, und fing an auf die Infanterie zu feuern, ging jedoch theilweise bald zu ihnen über. Nur die Bürgerschützen, fast wie überall, so auch hier, ein Bestandtheil des reaktionären Elements, feuerten mit einigen Dragonern auf das insurgirte Militär, so daß sich das Gefecht bis gegen zwei Uhr hinzog; die Infanterie zählte 7—8 Todte, die Dragoner und Bürgerschützen ebensoviel, unter ihnen der Rittmeister Laroche. Beide Theile zogen sich endlich, um weiteres Blutvergießen zu vermeiden, zurück, und zerstreuten sich in die Straßen; die Karlsruher Garnison war aufgelöst. In der Nacht noch entfloh der Großherzog mit seiner ganzen Familie und dem Ministerium nach Germersheim, worauf, da das Land ohne Regierung war, in aller Frühe sich eine Deputation von drei Gemeinderäthen nach Rastatt begab, um den Landesausschuß einzuladen, nach Karlsruhe zu kommen, die Zügel der Regierung in die Hand zu nehmen, und der möglicherweise hereinbrechenden Unordnung zu steuern. Während dies geschah, zerstreute sich die Garnison vollkommen; ein Theil kehrte mit Sack und Pack nach Hause zurück, der andere wurde bei den Bürgern einquartiert. Eine Unzahl Familien verließen die Stadt, bis endlich gegen Mittag die Deputation von Rastatt zurückkehrte, und die Nachricht von der bevorstehenden Ankunft des Landesausschusses mitbrachte. Der Gemeinderath erklärte sodann in einem Plakate einstweilen die Leitung der bürgerlichen und militärischen Angelegenheiten übernehmen zu wollen, und ließ gegen Mittag Generalmarsch schlagen, worauf sich das zurückgebliebene Militär und die Bürgerwehr auf dem Marktplatze versammelte. Das Militär wurde vom Hauptmann Frei, den es hierum ersuchte, kommandirt, hierauf die Wachtposten organisirt, und von Linie und Bürgerwehr sämmtlich bezogen. Die Stadt war, außer der natürlichen Bewegung der in den Straßen versammelten Gruppen, ruhig, bis endlich gegen 4 Uhr der Landesausschuß an der Spitze eines Rastatter Bataillons anlangte. Brentano, als Chef des erstern, begab sich hierauf aufs Rathhaus, wo er vom Gemeinderathe empfangen wurde, und sogleich die nöthigen Maßregeln ergriff, um mit aller Energie für die Ruhe der Stadt zu sorgen. Der Landesausschuß blieb als oberste Gewalt bestehen, und erwählte in den Personen des verantwortlichen Ministeriums eine Exekutivkommission, Brentano für das Innere, Peter für die Justiz, Eichfeld für den Krieg und Goegg für die Finanzen, welche sogleich in allen Verwaltungszweigen die nöthigen Maßregeln trafen, damit der Gang der Staatsmaschine in Nichts gestört werde. Das Militär wurde auf die Verfassung beeidigt, wählte sich sodann seine Offiziere selbst, und den Staatsdienern wurde ein Befehl zugesandt, daß Jeder, welcher sich von seinem Posten entfernte, sogleich entlassen würde. Struve

Blind und Bornstedt, welche bei den ersten Bewegungen sogleich nach Bruchsal transportirt worden, wurden in der Nacht des 14. von den Bürgern befreit, und gingen nach Karlsruhe ab. Struve, Reichstagsabgeordneter Damm, Advokat Ziegler und Thiebaut von Ettlingen wurden noch nachträglich zum Landesausschusse gezogen.

Im Oberlande hatte unterdessen nach der Kunde von den Vorfällen in Rastatt die Revolution ebenfalls reißende Fortschritte gemacht. Die in Freiburg garnisonirenden zwei Bataillone des 2. Infanterieregiments hatten am 14. eine Versammlung gehabt, in welcher man folgende Forderungen zu stellen beschloß: Unverzügliche Beeidigung auf die Reichsverfassung, wie diese aus den Beschlüssen der deutschen Nationalversammlung hervorgegangen ist; unbedingte Amnestie für alle Soldaten, welche auf Seiten des Volkes stehen, wofür der General von Gayling sein Ehrenwort zu verpfänden hat; freie Wahl der Vorstände durch Wahlmänner aus den einzelnen Kompagnien; Anerkennung der Offenburger Beschlüsse, und freie Ausübung der staatsbürgerlichen Rechte, ungehindert durch die militärische Disziplin. Mit diesen Forderungen wurde eine Deputation in das Hauptquartier des im Kirchzarter Thal stehenden Generals Miller geschickt, welcher die in Baden stehenden Reichstruppen kommandirte, und beim Beginn der Unruhen mit den Würtembergern abmarschirt war. Die Deputation wurde jedoch abschläglich beschieden, und unbedingte Unterwerfung gefordert. Diesem Zumuthen fügten sich die badischen Truppen nicht, und nach öfterem Hin- und Herparlamentiren gab ihnen der General endlich bis zum 15. Mittags Bedenkzeit, wonach er die Stadt angreifen werde. Die ganze Einwohnerschaft rüstete sich also zur Vertheidigung, und nachdem noch ein Bataillon der auf den Dörfern unterhalb Freiburg liegenden Truppen angekommen war, gingen die beiden ersten Bataillone, welche sich ihre Offiziere bereits wieder gewählt, und den bisherigen Major Dreyer zum Oberst ernannt hatten, ins Oberland ab, indem General Miller später erklärt hatte, er werde Freiburg nicht angreifen, wenn das badische Militär die Stadt verlasse. Am 16. früh kehrten sie jedoch zurück, und entschlossen, sich trotz allem Abrathen der Offiziere zum Kampfe, indem sie den vom General Miller verlangten Verzicht auf die Offenburger Beschlüsse verwarfen. Das aus acht Stücken bestehende Geschütz wurde durch vier Stück aus Lörrach vermehrt, und schon hatte General Miller seine Vorposten bis Ebnet vorgeschoben, und in der Stadt sich Alles zum Kampfe vorbereitet, als am Nachmittage die Nachricht kam, der Reichsgeneral habe mit seinen Truppen das Freiburger Gebiet verlassen, und sich nach der würtembergischen Gränze zurückgezogen. Es soll dies einer Erklärung des Königs von Würtemberg zur Folge geschehen sein, welcher seine Truppen nicht gegen eine für die Reichsverfassung ausgebrochene Bewegung habe verwenden wollen; allein es ist wahrscheinlicher, daß General Miller seinen Truppen, welche sich laut für die Badenser aussprachen, nicht getraut habe. Nach dem Abzuge der Reichstruppen organisirte sich die Bewegung, vorzüglich durch Mitwirkung des Rechtsanwalts Heunisch, welcher vom Landesausschusse zum Civilkommissär ernannt wurde, wie überall. Willmann aus Pfohren, Mitglied des Landesausschusses, wurde mit außerordentlichen Vollmachten für den Oberrhein- und Seekreis abgeschickt.

In Mannheim und Heidelberg hatte unterdessen die Revolution ohne Blut die bestehenden Verhältnisse ebenfalls umgestoßen. Bei einer den 14. am erstern Orte stattge-

fundenen Volksversammlung hatten sich Civil und Militär verbrüdert, die Offenburger Beschlüsse anerkannt, einen Sicherheitsausschuß, aus beiden Theilen bestehend, ernannt, und zuletzt alle Wachen zusammen bezogen. Die zwei Schwadronen Dragoner nebst 16 Geschützen der reitenden Artillerie, welche unter Oberst Hinkeldey die Flucht des Großherzogs gedeckt, hatten nach mehrtägigem Umherirren vor den verfolgenden Freischaaren endlich die würtembergische Gränze erreicht, wo sie am 17. jedoch noch von denselben eingeholt wurden. Die durch mehrere Nachrichten allarmirte Heilbronner Bürgerwehr befand sich ebenfalls auf der Stelle, und nachdem man den Offizieren freies Geleit nach Ludwigsburg zugesichert, wurden Geschütze und Heergeräth an die Freischaaren abgeliefert, den Soldaten aber freigestellt, den Offizieren zu folgen oder nach Baden zurückzukehren, welches letztere sie denn auch bis auf Wenige thaten. Der vor wenigen Tagen durch das Vertrauen der Soldaten erst zum Major erwählte Bruder des Exkriegsministers Hoffmann wurde bei dieser Gelegenheit von den Soldaten arretirt und seiner Auszeichnung beraubt, nach Mannheim abgeliefert, indem ihn seine eigenen Leute beschuldigten, daß er in Uebereinstimmung mit seinem Bruder und dem Obersten Hinkeldey, den letztern durch Irreführen seiner Mannschaft bei Ladenburg habe entwischen lassen, so daß man die Gefangennehmung dieser Truppen nur dem Eifer der Heidelberger und Wieslocher Bürgerwehr zu verdanken habe.

Die Waffen ruhten nun; die volksfeindliche Partei war unterlegen, und rüstig ging es ans Reorganisiren der verwirrten Zustände. Nachdem der Landesausschuß erklärt, daß er die durch die Flucht des Regenten und des Ministeriums erledigte Regierung übernommen, wurden, nachdem das bisherige Ministerium abgesetzt, die Stellen der entflohenen Beamten, sowie die anerkannt reaktionären durch freisinnige, die Offiziersgrade durch Wahl ersetzt. Alle übrigen Beamten blieben, nach Eidesleistung auf die Reichsverfassung in ihren Stellen, ebenso wie die oberen Beamten in den Ministerien, die Vorstände ausgenommen. In die verschiedenen Kreise des Landes wurden Civilkommissäre geschickt, um sowohl die gebliebenen Beamten zu überwachen, als die Bewegung zu organisiren. Die Karlsruher Bürgerwehr wurde durch Dekret des Landesausschusses aufgelöst und organisirt, und alle nicht über 30 Jahre alte Unverheirathete oder kinderlose Witwer zum Dinste im ersten Aufgebote verpflichtet. Dem Militär wurde vom Feldwebel abwärts eine Zulage von vier Kreuzern gewährt. Die allgemeine Volksbewaffnung, diese so schwierige Aufgabe, wurde sofort in Angriff genommen, das erste Aufgebot, alle waffenfähigen ledigen Bürger von 18—30 Jahren, mobil gemacht, und das zweite und dritte Aufgebot hergestellt. Für den Landesausschuß wurde eine Neuwahl festgesetzt, um ihn aus dem Gesammtwillen des Volkes hervorgehen zu lassen. Die Kammern wurden aufgelöst, und eine konstituirende Versammlung einberufen, wobei jeder der zwanzig Wahlbezirke vier Abgeordnete zu schicken hat, und alle volljährigen Bürger wahlfähig und wählbar sind. Die politischen Flüchtlinge, und Hecker insbesondere, wurden zurückgerufen, letzterer mit der Einladung, in den Landesausschuß einzutreten, und sodann ein Schutz- und Trutzbündniß mit der provisorischen Regierung der ebenfalls für die deutsche Reichsverfassung aufgestandenen Rheinpfalz abgeschlossen, nach welchem beide Länder in militärischer Beziehung vereinigt, und das badische Kriegsministerium vor der Hand als das gemeinschaftliche be-

trachtet wurde. Die ganze Staatsmaschine ging ununterbrochen und ruhig ihren Gang fort, und der Umschwung der Dinge war kaum wo anders, als an der würdigen Karlsruher Zeitung des Herrn Dr. Giehne zu bemerken, welche plötzlich aus einem faden Organe der leersten Hofschwätzereien und Jesuitenintriguen in eine würdige Vertreterin der heiligsten Interessen eines jeden Deutschen verwandelt worden war.

So hatte sich in drei Tagen ein Umschwung der Dinge, und hauptsächlich mit Hilfe von Kräften gestaltet, an welchen ein Besonnener kaum gedacht. Das Militär hatte dem Stande, aus dem es hervorgegangen, die Bruderhand gereicht; es hatte erkannt, daß die Interessen der Freiheit, des Volkswohles höher stehen, als dem Eigenwillen der Dynastien, jener Kaste, welche seit dem Bestehen der menschlichen Gesellschaft, um ihrem Dünkel, ihrer Lust zum Herrschen zu fröhnen, kaltblütig Leben und Glück von Millionen mit Füßen getreten, Sohn gegen Vater, Bruder gegen Bruder zum Morde gehetzt hat, und mit Spekulation auf Eigennutz, Geiz und Hochmuth leider noch Anhänger genug finden wird, um Europa noch einmal in Flammen zu setzen, bis endlich an dem Lichte der Aufklärung die verfaulten Zustände des „väterlichen Regimentes" zusammenschmelzen werden.

Die badische Revolution war eine rein deutsche, eine Schilderhebung für die Rechte, welche die Reichsverfassung den deutschen Staatsbürgern zugesagt, und welchen, trotz Annahme der Verfassung, die Regierung den Badensern dennoch verweigerte, eine Meinung, die selbst das Ministerium theilte, denn noch am Tage der Offenburger Versammlung glaubte es durch das Gaukelspiel der Beeidigung auf die Reichsverfassung die Massen zu beschwichtigen. Ja, fürwahr, ein Gaukelspiel; denn wie Viele, die damals den Eid geleistet, waren wohl davon überzeugt, daß sie in Kurzem die preußische Oktroyirte noch einmal beschwören würden? Baden hatte die Mißhandlung seiner Konstitution durch die Blittersdorf'schen Kreaturen mit einer wahrhaft deutschen Geduld ertragen, selbst Hecker's unbesonnener, schlecht berechneter Zug hatte wenig Anklänge gefunden; aber die Regierung wollte die wahrhaft mittelalterliche Loyalität der Badenser nicht erkennen; die anerkannte Reichsverfassung änderte nichts in den vermoderten Zuständen der Bekk'schen Politik; die zweite Kammer war nach einem Wahlgesetze zusammengetreten, welches nicht im Geringsten mit den Grundrechten in Einklang stand; das Assoziationsrecht seufzte unter dem Drucke der Reichstruppen, und im Osten zeigten sich die drohendsten Demonstrationen, die Hoffnungen des deutschen Volkes auf seine Verfassung zu nichte zu machen; für die deutschen Grundrechte geschah nichts; da erhob sich Baden, um die Konstitution zu einer Wahrheit zu machen, denn Einheit und Freiheit Deutschlands ist eine leerer Schall, so lange auch nur ein Schatten der Fürstenwillkür besteht, und diese kann selbst bei liberalen Institutionen bestehen, wenn Fürstenwille und Ministerintriguen mit der Minorität des Volkes den Staat zu regieren im Stande sind.

Rückblicke auf die Gruppen des österreichischen Reichstags.

(Fortsetzung.)

D. Die Linke.

Die eigene Partei schildern, ist immer eine höchst schwierige Sache, aus mehr als einem Grunde schwierig, unter andern auch deshalb, weil die Beurtheilung der Schilderung gewöhnlich Unannehmlichkeiten bereitet, von Seite der Freunde Vorwürfe, daß sie zu hart, zu unnachsichtig, von Seite der Feinde, daß sie zu gelind, zu nachsichtig ist. Eine andere noch größere Schwierigkeit bereitet man durch strenge Beurtheilung der Linken. Bei der geringen politischen Bildung, bei der schwachen Unterscheidungs-, Prüfungs- und Beurtheilungsgabe der Majorität des österreichischen Volkes haben die Feinde der Freiheit ein sehr leichtes und ausgebreitetes Spiel, ihre Gegner zu verdächtigen. Die Welt hat nie ein ähnliches Beispiel der gemeinsten, kolossalsten Lügen, Verläumdungen gesehen, als die österreichische Reaktion — an deren Spitze das dümmste aller Ministerien stand, das sich nur durch die Kniffe der Bundesgenossen auf der Höhe erhält — darbot in ihrer Befeindung der Linken. Daß man sich nur trauen, daß man nur wagen durfte, derlei kolossale Lügen in das Publikum zu schleudern, ist ein Armuthszeugniß des österreichischen Volkes; daß es sehr Viele im Volke gab, die Alles glaubten, was man über die Linke, zu deren Nachtheile, gesprochen und geschrieben hatte, ist ein noch traurigeres Armuthszeugniß des österreichischen Volkes. Wenn bei diesen Umständen ein Mitglied der verhaßten Reichstagspartei, der Linken, von seiner eigenen Genossenschaft nur das Mindeste, was einem Fehler gleichsieht, aussagt, läßt sich leicht denken, wie die Feinde eine solche Aussage zu ihrem Vortheile, zum Schaden der Linken ausbeuten, mit welchem Nachdrucke sie sich darauf berufen werden, daß ein Mitglied der Linken selbst mit ihnen übereinstimmt, und die Fehler seiner Partei darlegt. Sie mögen ausbeuten eine aufrichtige, wohlgemeinte Schilderung wie sie wollen, endlich muß denn doch trotz allen Anfeindungen, Verunglimpfungen, Verläumdungen die Wahrheit an das Tageslicht kommen, und beide Parteien werden in ihrer wahren Gestalt erscheinen. Wir hoffen, daß die Zeit nicht mehr ferne ist, ja wir meinen, daß sie bereits angebrochen ist. Wenn das österreichische Volk bei den zahllosen bittern Erfahrungen, die es seit dem Oktober heimsuchen, nicht seine Feinde kennen gelernt hat, muß man an seiner Bildungsfähigkeit verzweifeln; wenn es bei den hellen Oktoberflammen nicht sehen konnte, wer seine Feinde sind, wenn es sie in dieser furchtbar erleuchteten Zeit nicht in ihrer abscheulichen Gestalt erkennen, und zugleich auch die Freunde mit ihren Todeswunden, die ihnen des Volkes wegen geschlagen wurden, in ihrer edlen Gestalt erblicken konnte, dann bleibt es in Ewigkeit blind, und jede Bemühung, es aufzuklären, ist der gleich, wo man einen Blinden, der einmal unglücklich operirt, dessen Sehenerven durchschnitten worden sind, wieder operiren, ihm zum Sehen verhelfen will. Doch nein, das österreichische Volk ist nicht blind, obgleich seine Augen noch nicht hinlänglich gestärkt und

geschärft sind; es sieht bereits Vieles, was es vor wenigen Monaten noch nicht gesehen hatte, es unterscheidet Freunde und Feinde, es sieht in die unglückschwangere Zukunft, und ahnt das furchtbare Elend, das noch in größerem Maße, als es schon hereingebrochen ist, über sein Vaterland hereinbrechen wird. Es sieht jetzt die Lanzen der Kosaken, es sieht die Knute und ihre Wirkungen an den Bundesgenossen, und auch an manchem der Brüder. Es sieht die Prophezeihung, die im September vorigen Jahres ein Mitglied der Linken ausgesprochen: „Jellachich ist nahe, und die Kosaken sind schnell," erfüllt, und Oesterreich doppelt geknechtet. Die Linke hat Alles vorher verkündet, wie es kommen werde, das Volk in den Provinzen hat keinen Finger gerührt, um das namenlose Unglück von sich abzuwenden; die Linke, die dagegen kämpfte, ward verlassen, im Reichstage überstimmt, im Volke nicht beachtet oder gar verachtet, ihre Prophezeihungen sind erfüllt worden, sie ist gerechtfertigt, die sie verrathen, sind gebrandmarkt; die sie verlassen, sind sammt ihren Freunden, die der Uebermacht erlagen, gedrückt vom doppelten Joche, vom österreichisch-russischen. Das österreichische Volk ist unglücklicher, als Prometheus, denn zwei Adler, jeder zweiköpfig, hacken an seiner Leber, peinigen es Tag und Nacht. Wo ist der Retter, der den gefesselten Prometheus befreit? Wehe Jedem, der den Retter nicht in sich selbst sucht! Wer sich selbst hilft, dem hilft Gott, wer sich auf Menschen verläßt, stützt sich auf einen schwachen Stab, der gleich bricht. Wenn du es doch erkannt hättest an deinem Tage, was dir zum Heile ist, österreichisches Volk, wenn du doch die Tage deiner Heimsuchung erkannt hättest, wo die Freiheit bei dir einkehrte, dir die bräutliche, jungfräuliche Hand bot zum lebenslänglichen Bunde; aber es war vor deinen Augen verborgen; die falschen Propheten hörtest du an, deine Freunde hieltest du, an die Sprache und Deutung deiner Pfaffen gewohnt, für falsche Propheten, und stießest sie aus; du wolltest nicht sehen, nicht erkennen dein Heil; du hast die Zeit deiner Heimsuchung nicht erkannt. Auch fremde Feinde sind gekommen; sie haben sich mit einem Walle umgeben, auf allen Seiten eingeengt. Der Czar hält dich, Oesterreich, mit eisernem Arm umschlungen, und drückt dich aus Bundesgenossenliebe an seine stählerne Brust. Es giebt kein Kaiserthum Oesterreich mehr, es giebt nur eine russische Satrapie, die Neu-Rußland, West-Rußland heißt; Oesterreich, Oesterreich ist ein Westreich des Czars geworden, es ward verschmelzt mit dem eigentlichen Oesterreich, Rußland. Das Unglück wollte die Linke von dir abwenden, da sie dir zurief durch das talentvollste ihrer Mitglieder, Löhner: „Die Kosaken sind schnell." Wenn die Linke nichts Anderes gethan hätte, wäre das hinlänglich, um ihren Werth zu zeigen, und die Verläumdungen ihrer Feinde zu Schanden zu machen.

Sie hat ehrlich, redlich, unverdrossen angestrebt die Freiheit Oesterreichs. Das servile Centrum, die perfide Rechte haben sie nicht das Ziel erreichen lassen. Die beiden Parteien waren Oesterreichs Unglück, weil sie widerstrebten, konnte die Linke nicht durchdringen, darum ward Oesterreichs Freiheit vernichtet. Auch an den Männern des Centrums und der Rechten klebt das viele Blut, das in Ungarn vergossen worden ist, um — Oesterreichs Schwäche der ganzen Welt aufzudecken und unserm Lande die größte Schande, die russische Intervention mit ihren unberechenbaren furchtbaren Folgen, zu bereiten. Als die ungarischen Deputirten um Einlaß ersuchten, und der Reichstag, Centralisten und Czechen, sie von der Thür wegwiesen, als man sie nebstdem noch in langer bitterer Rede

schmähete, dachten die eingebildeten Helden des Reichstags ein Meisterwerk der Politik vollbracht zu haben, und sie haben das größte Pfuschwerk vollbracht, sie haben namenloses Unglück über ihr Vaterland, das sie aus egoistischer Rücksicht an das Prätorianer-Ministerium verkauft haben, gebracht.

Wer kämpfte im Reichstage für das Volk? wer verfaßte die liberale Konstitution? wer erkämpfte das, was Liberales, Volksnützliches im Reichstage beschlossen worden ist? wer löste das Unterthänigkeitsband, und erhob den Unterthan zur Bürgerwürde? wer widerstrebte der Anhäufung der Staatsschuld? wer ließ sich um der Freiheit willen monatelang moralisch martern? wer wurde der Freiheit, der Liebe zum Volke willen verfolgt von der Regierung, wessen Mitglieder, der Rechten, des Centrums oder der Linken schmachten im Kerker, werden auf peinvollste Art gequält von den Ministerialhenkersknechten, leben im Exile? Der Pfad, den die Linke des österreichischen Reichstags wandelte, war dornenvoll, aber auch ehrenvoll; den die andern Parteien des Reichstags wandelten, war die breite Straße des Egoismus, voll der weitesten, schönsten Aussichten auf Beförderung, auf Brot und äußere Avancementsehre, aber schandenbedeckt und fluchbelastet. Wer hat besser gewählt? wer ist zu bedauern? wessen Wirksamkeit wird die Geschichte rühmen, und wen wird sie für ewige Zeiten brandmarken? Die das Vaterland verrathen, die den Gräuel der Verwüstung, der über Oesterreich hereingebrochen ist, heraufbeschworen haben, sind schon gerichtet, ihre Namen sind nicht im Buche des Lebens eingezeichnet, sie sind im Buche des Todes, der Verdammten eingezeichnet, die Ministerialknechte und die Czechen des österreichischen Reichstages.

Hatte die Linke keine Gebrechen? Beging sie nicht Fehler? — Der größte Fehler, der ihr anklebte, war, daß nicht die Majorität des Volkes hinter ihr stand, mit Wort und That, daß nur die Minderzahl des Volkes ihr folgte, mit ihr kämpfte, mit ihr treu stand und fiel. Der größte Fehler war, daß sie sich nicht auf das Volk stützen konnte, daß dieses aus Dummheit oder aus Schlechtigkeit der Reaktion zur Stütze diente.

Gebrechen hatte sie auch, wie jede Linke, als daß sie unpraktisch gewesen, weil sie, die Avantgarde des Fortschrittes bildend, weiter vorwärts war, als der Nachtrab, der sie unpraktisch schalt, weil er zu träge war, so schnell, so unverdrossen vorwärts zu rücken, als die zeitgeisterfüllte Linke. Auch war sie nicht immer, besonders im Anfange, hinlänglich als ein Körper, als ein wohlorganisirter politischer Klub streng verbunden; einzelne ihrer Mitglieder ließen sich ohne vorherige Besprechung und planmäßige Anordnung vom Momente hinreißen, handelten auf eigene Faust, begingen große Fehler, schadeten der ganzen Partei. Der Vorwurf ist wohlbegründet, wir können ihn leider nicht ablehnen. Er findet nur darin eine Entschuldigung, daß die Linke als die eigentliche Repräsentantin der Revolution, die verkörperte Apotheose des Individualismus vorstellte, woraus das Handeln auf eigene Faust zu erklären ist.

Was wir von einzelnen, sogar von den hervorragendsten Mitgliedern der Linken sagen werden, trifft nicht die Linke selbst. Die einzelnen Mitglieder waren nur einzelne Organe des Gesammtkörpers, und als solche, wenn auch nicht ohne mächtige Einwirkung doch keineswegs von unwiderstehlicher Wirksamkeit, und von ausschließlicher Leitung des Gesammtwillens der Linken.

Sollte ich Jemand meiner Gesinnungsgenossen wehe thun, so möge er des Spruches eingedenk sein: „Amicus Plato, amicus Socrates, amicus Aristoteles, sed magis amica veritas.“ Jedenfalls kann man die schwache Seite lieber von Freundes, als von Feindes Hand aufdecken, und den wunden Flecken eher von der Hand des erstern als des letztern berühren lassen.

Wir theilen die Linke in die gemäßigte und in die äußerste Linke ein; erinnern jedoch im Voraus, daß mit vielen Mitgliedern der Linken Metamorphosen vorgefallen waren, allein nicht in dem Sinne, als bei den oben genannten Mitgliedern des linken Centrums, die durch die Standrechtspolitik bekehrt, zur liberalen Partei übergingen, also, wenn der Ausdruck erlaubt ist, liberaler wurden. Mit vielen Mitgliedern der Linken geschah nach den Oktoberereignissen die Metamorphose in anderer Richtung, nämlich, daß von der äußersten Linken Viele zur gemäßigten Linken zurückgingen. Ueberhaupt gesagt, die gesammte Linke wurde durch die fatalen Ereignisse bedeutend abgekühlt, sie ward gemäßigt, sie wußte jetzt ganz genau, mit wem sie zu thun hatte, und daß sie selbst im günstigsten Falle nur wenig erreichen konnte; sie beschied sich damit, und sparte ihre Hoffnungen für eine bessere Zeit auf.

1) Die gemäßigte Linke.

Die hervorragenden Mitglieder waren: Löhner, Schuselka, Borrosch, Fischhof, Brestel, Mannheimer, Schneider.

Löhner.

Alle Parteien des Reichstags waren in dem Urtheile, daß Löhner ein Genie sei, einverstanden. Wir lernten Löhner in den Märztagen kennen, wo er unter den Bewaffneten stand, sich an die Studenten anschloß. Später trafen wir ihn in dem Komité, das aus Abgeordneten aller Fakultäten beschickt worden war, um die allen Fakultäten gemeinschaftlichen Punkte zur Einführung der Reformen an der Universität zu besprechen, wo wir die Geistesgaben Löhner's bewunderten. Löhner arbeitete, wie man hörte, im Ministerium Pillersdorf in Unterrichtsangelegenheiten. In den Märztagen war er mit Fischhof und Goldmark in die Aula gekommen, um wahrscheinlich in demselben Geiste zu wirken, wie Fischhof und Goldmark, nämlich für die Auflösung der akademischen Legion. Am 26. Mai war er nach dem Siege der Legion plötzlich von Wien verschwunden, man hörte nichts mehr von ihm. Er kam in den Julitagen des Reichstags erst zum Vorschein. Daselbst reizte er gleich die Czechen. Er soll sich ausgesprochen haben: Ein Extrem kann man nur durch ein anderes bekämpfen, er meinte, die Czechomanie könne man nur durch Teutomanie bekämpfen. Er zeichnete sich im Reichstage bald aus, und zog die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Das Ministerium hetzte er durch eine Menge von Interpellationen, die Czechen durch heftige Ausfälle, die Linke selbst durch eine Menge extemporirter, zumeist nicht nothwendiger Verbesserungsanträge, die er unbekümmert um seine Gesinnungsgenossen im aufwallenden Raptus bildete. Seine großartigste Rede war jedenfalls am Tage, wo die Ungarn im Reichstage vorkommen wollten, wo man ihnen den Eingang verwehrte.

Da sprach Löhner wahrhaft prophetisch. Was wir über das Anrücken des Jellachich gegen Raab geahnt, ward uns zur Gewißheit durch die Rede des Löhner. Am 6. Oktober sammelte er sich hohe Verdienste um den Reichstag und um Wien. Er war es, der zuerst auf die schnelle Einberufung des Reichstags drang, und den Strohbach mit zermalmender Kraft der Rede im Reichstage vom Präsidentenstuhle schleuderte. Als man von dem blutigen Kampfe am Tabor vernahm, wurde er so erschüttert, daß er weinte. Er ward an diesem Tage in die Permanenz des Reichstags gewählt, konnte aber daran wenig Theil nehmen, weil er physisch gebrochen war und auch moralisch. Den 8. Oktober wurde er nach Olmütz an den Hof abgesandt. Er kehrte zurück ganz leidend. Noch einige Male schleppte er sich in die Reichstagssitzungen und erkrankte dann heftig. Von der Zeit der Novemberereignisse war seine Kraft ganz gebrochen. Nur Einmal, in der Debatte über den ersten Paragraph der Grundrechte, sprach er noch ausgezeichnet, allein nicht in dem Maße, als einst. Seine Politik war eine andere geworden. Gegenwärtig ist Löhner im Auslande. Zwei Tage vor der Auflösung des Reichstags reiste er nach Frankfurt ab.

Löhner ist eine eigenthümliche Erscheinung. Ein Genie der Intelligenz nach; ein histerisches Weib dem Körper und dem Charakter nach. Seine Kränklichkeit, seine Nervenzerrüttung scheint die Hauptursache seiner Charakterschwäche zu sein. Muthlos bis zur Feigheit, erscheint Löhner in wichtigen Momenten, wo man nicht reden, sondern handeln soll; auch Wankelmuth ist sein Gebrechen, so namentlich in der Politik in Betreff auf Deutschland. Im Juli war er ein Teutomane, im November verzweifelte er an Deutschland, er nannte letzteres einen Hund, dem man die Zähne ausgebrochen. Daß er ohngeachtet der Frankfurter Beschlüsse, und der damaligen Gleichgültigkeit der Deutschen zu scharf, zu unnachsichtig in seiner Beurtheilung war, läßt sich nicht läugnen. Er ist zum Theile auch durch die neuesten Ereignisse widerlegt worden, da der Hund doch noch einige Zähne gewiesen, und dareingebissen hat. Die Aeußerung frappirte sehr, sie war in einem Klub, in Anwesenheit sehr vieler Deputirten ausgesprochen worden. Löhner ließ die deutsche Sache fallen, deren eifrigster Verfechter er anfänglich war.

In der letztern Zeit hatte man ihn im Verdachte, daß er sich zu den Czechen hinneige. Uns gab er eine Erklärung über dieses Gerücht, die, wenn sie wahr ist, was wir nicht bezweifeln, ihn rechtfertigt. Mit Rieger soll er gedacht haben, in das Ministerium zu treten. Er meinte, daß, falls es gelänge, das Ministerium Schwarzenberg-Stadion zu stürzen, ein Koalitionsministerium zu Stande kommen würde. Daß er nach einer Ministerstelle strebte, daraus machte er kein Hehl. Wir hörten ihn einst, sogar zu allgemeiner Ueberraschung wegen der plötzlichen Aeußerung, da er gerade aus dem Schlafe erwachend sprach: Ich werde dennoch Minister werden. Man legt ihm sehr ehrgeizige Absichten unter. In der letztern Zeit des Reichstags hatte man das Vertrauen zu ihm gänzlich verloren. Er zog sich auch aus dem Klub der Linken zurück; Manche meinten deshalb, weil er von Schuselka überflügelt worden wäre, und die Linke ihn nicht mehr zum Führer haben wollte; also aus gekränkter Eitelkeit. Das müssen wir der Wahrheit zur Steuer sagen, daß Löhner in Beziehung der Verläßlichkeit auf redlichen treuen Charakter beinahe allgemein, selbst von der weit überwiegenden Mehrzahl der Deputirten nicht geachtet wurde; daß hiezu sein Wankelmuth, sein Ehrgeiz das Meiste beigetragen, daß man ihretwegen ihm

vielleicht mehr verdächtigte, als es gerechtfertigt erscheint, kann leicht der Fall sein. Daß zu dieser Zeit des Mißtrauens, wo Niemand, selbst er, der redlichste, treueste Volksfreund nicht, ohne Verdächtigung seines Charakters davonkam, auch dem Löhner Unrecht geschehen, namentlich in Betreff der Beschuldigung, daß er die Volkssache verkaufen, verrathen würde, bezweifeln wir nicht.

Löhner ist am ausgezeichnetesten gewesen in den extemporirten Reden; wo er gegen die Ministerialknechte, noch mehr, wo er gegen die Schurken, Czechen auftrat. Da war er, wenn er in Pathos kam, unübertrefflich. Wenn er eine vorherstudirte Rede auf der Tribune hielt, war sie nie so gut, als eine extemporirte, die er vom Sitze aus sprach. Einen Fehler beging er in den gewöhnlichen Reden, den, daß er die Sache breit, platt schlug; er dehnte Alles zu sehr aus, und ermüdete die Zuhörer durch eine Menge von scholastisch-subtilen Deduktionen. Eine solche Rede mag in der Fakultätssitzung am rechten Orte sein, wo Scholastiker gegenwärtig sind, denen derlei Deduktionen vor allen andern gefallen; nicht aber im Reichstage, wo die Mehrzahl der Mitglieder solche Spitzfindigkeiten weder versteht, noch, wenn dies der Fall ist, daran Vergnügen hat. Löhner verfiel, wenn er nicht gerade im Pathos war, immer in den genannten Fehler.

Verdächtigungen veranlaßte er auch insbesondere dadurch, daß er sich in der letztern Zeit um die Minister sehr viel zu schaffen machte, daß er namentlich mit Stadion häufig, daß er aber desto weniger im Reichstage sprechen wollte. Daß Löhner zum Minister wegen seines großen Wankelmuthes, wegen seiner notorischen Feigheit ohngeachtet seines Genies nicht tauge, sagt Jedermann. Auch deshalb taugt er nicht, weil er nach dem gewöhnlichen Fehler großer Geister Alles anders, besser und viel weiter sehen will, als andere Menschen. Es ergeht ihm wie dem Schützen, welcher sein Ziel weit überschießt. Er denkt viel weiter in die Zukunft als nothwendig ist, und vernachläßigt dadurch die Sorgfalt für die nächsten Stadien gänzlich; er will großartig sein, und vernachlässigt dadurch die kleinlich scheinenden Faktoren gänzlich, aus deren Produkte erst das Großartige entsteht.

Wenn man ihn, besonders in gewissen Momenten des Insichselbstversinkens, betrachtet, ist er das vollständige Bild des melancholischen, in sich versunkenen, stillen Wahnsinns. Er hat etwas Unheimliches an sich; theilnehmend kann er, wenigstens nach unserer Erfahrung, nicht sein. Er ist kalt. Er erscheint uns wie ein ausgebrannter Vulkan. Es mochte auch der Vulkan einst sehr heftig gebrannt haben.

Viele Mitglieder der Linken haben in der zweiten Hälfte des Reichstags oft ihr Bedauern darüber ausgesprochen, welcher Ansicht auch wir beipflichten, daß man in der ersten Hälfte des Reichstags, in Wien, seiner Führung unbedingt gefolgt habe, daß er die Linke, wie man sich populär ausdrückte, hineingerannt, nämlich so wie man das Schiff durch ungeschickte Lenkung in eine Sandbank rennt, hineintreibt. An Takt hat es ihm oft gefehlt. An wohlberechneter, kaltblütig angeordneter Leitung der Manövers, gebrach es ihm beinahe durchgehends. Löhner war in der letztern Zeit in Frankfurt, und ein Heuler über Deutschland. Bei gewissen Menschen, die Alles im überspanntin, exaltirten Zustande ansehen, kommt man sehr leicht zu dem Titel Heuler. Man braucht nur ein Bedenken gegen ihre übertriebenen Hoffnungen zu äußern, man braucht sie nur auf die Wirklichkeit hinzuweisen,

und diese ihren Einbildungen gegenüber vorzuhalten, um Heuler genannt zu werden. Heuler und Wühler bezeichnen — logisch nicht richtig — die Gegensätze. Heuler und Jubler könnte sie besser bezeichnen — die Erstern klagen, verzweifeln bei dem geringsten Unfall; die Letztern frohlocken bei dem geringsten, auch bei blos eingebildetem Vortheil; die Erstern hoffen zu wenig, die Letztern hoffen Alles, viel zu viel. In der Politik kommt Keiner von Beiden zum Ziele — vielleicht der Erstere noch eher, als der Letztere.

Daß Löhner eher das Erstere als das Letztere sei, unterliegt keinem Zweifel. Seine Kränklichkeit, seine große, höchst wahrscheinlich in dem zerrütteten Körper wurzelnde Feigheit mag hieran Schuld tragen.

Wir gaben eine Schilderung des ausgezeichneten Mannes, wie wir sie nach achtmonatlicher Beobachtung, nach achtmonatlichem Beisammenleben, und zwar in vielen solchen Momenten, welche über den Charakter eines Menschen mehr Aufschluß geben, als viele Jahre in gewöhnlichen Ereignissen verlebt. Wenn wir Schattenseiten zeichneten, möge uns der Gezeichnete und seine Freunde nicht grollen. Die Schattenseiten sind nicht Kothflecke, wie sie vor allem die österreichische Schandpresse, die alle Sudelblätter an Gemeinheit übertrifft, hinklecks't; wir zeichneten sie in der Absicht, wie es der Künstler thut, um den Lichtpartheien als Folie zu dienen. Wenn wir es nicht ausführten, möge man es nicht auf Rechnung unseres Herzens, sondern unserer Fähigkeit nehmen; sowie wir oben in der Schilderung der Ministerialknechte und Czechen scharfe Schattenzeichnungen, gelungene Karrikaturen liefern wollten; sind sie mißlungen, können wir uns damit trösten, daß es nur Einen Hogarth gegeben hat.

Dem L., der unstreitig das Genie, der begabteste Kopf des Reichstags war, wünschen wir, daß er ausheile und ausheule, daß er die Beschämung — ihm wird es wie uns, die wir uns beinahe auch desselben Vergehens schuldig gemacht haben, keine Beschämung, sondern eine Freude und zwar eine unbeschreibliche Freude sein — erlebe, zu sehen wie der obgenannte als Vergleichung gebrauchte Hund, Zähne bekommen, sie seinen Gegnern weise, und namentlich die Söldlinge der zur Erzielung von Deutschlands Einheit in Gehorsam verschworenen dreieinigen und sechsunddreißigeinigen Fürsten, recht muthig anbelle, beiße und wegjage.

Schuselka.

Unter den Männern, welche sogar vor Erscheinung der „Spaziergänge eines Wiener Poeten" (der sub rosa gesagt, als Thurnamhardter Gutsherr ganz prosaisch gestimmt ist) sich die Freiheit nahmen, frei zu sein, steht Schuselka oben an. Der Fürst, der dem österreichischen Volke die Bitte: „darf ich so frei sein frei zu sein" nicht gewähren wollte, verfolgte ihn durch ganz Deutschland, selbst an dessen Ende, in Hamburg. Schuselka, der aus des Herzens Tiefe gesprochen und geschrieben: „Oesterreich über Alles, wenn es nur will," kehrte im März 1848 aus der Verbannung in sein geliebtes Vaterland zurück, auf das er durch seine Schriften von Deutschland aus gewaltig eingewirkt, zu dessen Erhebung er aus der Ferne kräftig mitgewirkt hatte. An den Bewegungen in Wien betheiligte sich Schuselka meines Wissens beinahe gar nicht. Er sprach unsers Wissens nur zweimal in der Aula vor der Zeit des Reichstags. Er hielt sich mehr im Verborgenen, und arbeitete

als Schriftsteller. In der ersten Zeit des Reichstags war er auch wenig thätig, seine Reden erfreueten sich nicht des überschwenglichen Beifalls, wie später, woran vorzüglich seine politische Haltung Schuld war. Er spielte den Censor der Parteien, die liberale erschien ihm maßlos; die Presse der Reaktion, wie die radikale erschien ihm maßlos; er wandelte die fatale Mittelstraße, die in der Politik in ewigen Windungen und Krümmungen zwischen beiden Parteien sich schlängelt, und nie zum Ziele kommt; es schien, als wollte er vermitteln. In der Finanzfrage sprach und stimmte er für das Ministerium. In der ungarischen Angelegenheit neigte er sich im Hasse gegen die Magyaren auf die czechische, im Endresultate der Debatte auf die linke Seite, aus humanistischen Rücksichten sich dafür aussprechend, daß man die Deputation der Magyaren empfangen, daß man wenigstens in der fatalen Angelegenheit einwirken solle, um sie [illegible] also vermitteln wollte Schuselka. Sein Haß gegen die Magyaren ist unerklärba[illegible] [illegible] Grund, den er selbst angab, daß die Magyaren durch unbändigen Nationalst[illegible] die übrigen Nationalitäten ihres Vaterlandes beleidigt, gedrückt, ja unterdrückt hätten, [illegible] nicht haltbar, da man weiß, daß die Vorwürfe nicht den Magyar, sondern den Mett[illegible] treffen, der die Nationalitäten gegen einander gehetzt hatte. Desgleichen unbegründet waren die [illegible]dern Vorwürfe, die man gegen die Magyaren vorbrachte, daß sie seit Erlangung der vollen Freiheit sich von Oesterreich gänzlich losgesagt, daß sie von der allgemeinen Staatsschuld nichts übernehmen wollten. Sie hätten das ihrige geleistet, wenn man die Sache besser eingeleitet hätte, wenn die Magyaren als vortreffliche Politiker nicht gemerkt hätten, wie perfid man gegen sie machinirte, daß man ihnen alle ihre Freiheiten rauben wollte. In der benannten Debatte zog sich Schuselka den allgemeinen Unwillen der Linken zu.

Seine Thätigkeit und sein Ruhm im Reichstage beginnt erst mit dem Oktober, als Berichterstatter der Permanenz des Reichstags, woselbst er Umsicht, Charakterstärke entwickelt hat, wie selten Jemand. Der Vorwurf der Unentschiedenheit, mit der man im Oktober vorgegangen, trifft nicht ihn allein, sondern die Permanenz, den ganzen Reichstag. Die Jubler sagen, der Reichstag hätte sich als Konvent erklären sollen, dann hätte die Revolution im Oktober gesiegt. Wir fragen sie, ob sie dem Reichstage die Garantie hätten leisten können, daß die österreichischen Völker — von Böhmen und Tyrol gar nicht zu sprechen, desgleichen nicht von der Armee — ihm gehorcht hätten. Wir zweifeln daran, die Folge hat ja hinlänglich die kleine Minorität herausgestellt, die für die Revolution stand.

Schuselka war den ganzen Oktober hindurch im Reichstage unermüdet thätig; es war staunenswerth, daß er solche Strapatzen, da er gar nicht von starker Komplexion ist, hatte aushalten können. Seine Berichte verdienen das Prädikat klassisch. Privatim betheiligte sich Schuselka gar nicht an der Revolution; was er that, war im Amte, als Deputirter, als Berichterstatter des Reichstags. Daselbst war seine Mission. Darum können ihm seine Feinde, die ihn bitter hassen, weil er sie durch seine Reden im Reichstage zermalmt hatte, nichts anthun, ihn nicht einkerkern. Vielleicht scheuen sie sich auch, um nicht noch den allerletzten Rest des Scheines von Gesetzlichkeit zu vernichten, ihn anzugreifen, und dasselbe Schicksal über ihn zu verhängen, wie über seine verfolgten Kollegen.

In Kremsier zeichnete sich Schuselka vorzüglich aus in seiner Vertheidigungsrede des

Deputirten Kaim. Wir halten diese Rede unter seinen vielen vortrefflichen Reden für die vortrefflichste. Schade, daß sie nicht das Publikum gehört hat, daß sie für die Welt verloren ist, da sie in einer geheimen Sitzung, wozu auch keine Stenographen erschienen, gesprochen war. Mit solcher Klarheit, mit solcher Wärme, mit solcher zermalmender Kraft hörten wir ihn nie sprechen, selbst nicht im Schwanengesange der Linken, in der letzten Rede, die Schuselka in der Verhandlung über die vom Ministerium angegriffenen Depositengelder nicht sprach, sondern donnerte, worin er mit Erbitterung dem Ministerium sein Sündenregister vorhielt und es brandmarkte. Die Standrechts-, die Rachepolitik des Ministeriums seit dem Oktober, die Schändlichkeit der Regierung hatte ihn aus seiner vermittelnden Stellung hinausgetrieben zu den Radikalen; er hatte endlich einsehen gelernt, daß die Vermittlung zwischen Feuer und [illegible] — Revolution und Reaktion ein Unsinn sei, daß eines weichen, sich vom an[illegible]en lassen müsse. Hätte Schuselka diese Ueberzeugung früher gehabt, so hätte er [illegible]lbst viele Täuschungen, viele unangenehme Beurtheilungen — namentlich außer Oester[illegible]in Deutschland, wo man bei seiner eifrigsten Vertheidigung doch den Unmuth über ihn wegen seines halben Liberalismus nicht beheben kann — und dem Vater[illegible]de hätte er auch vielleicht manches Unangenehme ersparen können.

Ueberhaupt scheint uns seine Politik nicht das Gepräge des vollsten Scharfsinnes an sich zu tragen. Er ist mehr ein romantischer Politiker, zu utopistisch in gewisser Beziehung, besonders wenn es sich um den Aufbau eines großen, einigen, starken Oesterreich handelt, und in andern Punkten. Hierau[illegible]olgere man aber nicht, daß er unpraktisch sei. Wir müssen zu seiner Ehre sagen, daß seine Ansichten, Anträge in den Klubberathungen immer als die zweckdienlichen, als die praktisch-nützlichsten, durchführbaren betrachtet wurden.

Jedenfalls gehört er zu den hervorragendsten Deputirten. Löhner, Rieger, Schuselka waren die drei größten Redner des Reichstags. Löhner der genialste, Rieger der scharfsinnigste, wo es sich darum handelte, die Feinde zu entlarven, zu vernichten — auch gemüthlich, wenn er rein humane Zwecke besprach, Schuselka der gebildetste und gemüthlichste. Sie stritten um die Palme. Jeder hat sie verdient, Jeder hatte Momente, wo er am höchsten unter allen Rednern des Reichstags stand, wo ihm die allgemeine Bewunderung, unbeschreiblicher Beifall zu Theil ward.

Schuselka ist einer der edelsten Menschen, die uns je vorgekommen sind. Er drängt sich an Niemand herbei, erscheint sogar stolz, da er Niemand aufsucht, sondern sich beinahe überall zurückzieht. Das Alles ist jedoch nur Schein; er ist zurückhaltend, er ist ein Mann, der sich nicht gleich anschließt, der jedoch, wenn er mit irgend einem bekannt geworden ist, und an ihm einen guten Menschen gefunden hat, der angenehmste, gemüthlichste Gesellschafter, der treueste Freund ist. — Auch seine Pietät gegen seine alte Mutter ist höchst rühmenswerth. Schuselka besitzt einen außerordentlichen Muth den Gewalthabern gegenüber. „Lieber zehnmal — wenn es möglich wäre — erschossen werden, als sich von Windischgrätz pardoniren lassen,“ sprach er bei Gelegenheit der Pardonirung Fröbel's, und wir sind fest überzeugt, daß dies keine leere Phrase gewesen sei, denn wir sahen in der Permanenz des Reichstags Beweise seines Muthes, wir hörten von seinem

entschlossenen Benehmen bei der Auflösung des Reichstags; er besitzt den sogenannten passiven Muth in hohem Grade. Möge er stets eingedenk sein, daß die Augen von Millionen auf ihn gerichtet sind, und mögen die Gerüchte, die in der letztern Zeit über eine bevorstehende, allgemein von seinen Freunden befürchtete Verehelichung sich nie verwirklichen. Möge er sich dem Vaterlande erhalten, das solcher Männer bedarf, trotzdem, daß die Ultraradikalen damit nicht einverstanden sein dürften, denen er zu wenig entschieden zu sein scheint; denn gerade er, der die ganze Schule von der größten Loyalität gegen das Kaiserhaus bis hinauf zu der vollen Revolution durchgemacht, gerade er, der viel, theoretisch und praktisch, gelernt hat, ist der Mann, um seinem unglücklichen Vaterlande zu helfen, das jene Ultraradikalen, denen es an praktischer Befähigung fehlt, nicht retten können. Doch das wollen sie ja nicht, Oesterreich soll ja ganz zertrümmert werden. Gut, es geschehe, es hat das verschuldet, denn es war der große Hemmschuh des Fortschritts, nämlich das alte Kaiserthum Oesterreich. Was soll aber dann daraus werden? namentlich aus den deutschen Provinzen? Wo ist das große, einige Deutschland, woran sie sich anschließen könnten? Wo ist die Republik, mit der sie sich föderiren wollen? Und wollen sie selbst die Republik? Politik ist heutigen Tags die leichteste Sache von der Welt, denn jeder Abenteurer, jeder entlaufene Lehrjunge kann Politik machen, Jeder, wenn er auch seine kleine Wirthschaft nicht in Ordnung halten, wenn er nicht sich selbst beherrschen kann, vermag Staaten zu bewirthschaften und zu regieren; es gehört nichts weiteres dazu, als viel sprechen, viel schreien, Alles verwerfen, Alles verdächtigen, und nichts thun, ohngeachtet dessen, daß man Alles thun will. Doch nein, nicht weiter, widrigenfalls nennt man uns einen Heuler oder einen werdenden Reaktionär, wie man den Schuselka, der um der Freiheit willen zu einer Zeit, wo die Wenigsten nur einen Finger in ihrem Dienste bewegten, verfolgt worden ist, der viele Jahre im Exile verlebte, einen Heuler genannt. Weil er nicht so gewaltig schrie, als Andere, und nicht mit den Jublern frohlockte, war er ein Halber gescholten, und wird noch so gescholten. Wenn ihr solche Beweise der Freimüthigkeit werdet geliefert haben, als sie Schuselka geliefert hat, könnt ihr ihn erst beurtheilen, bis dahin lasset ihn in Ruhe, und makelt nicht an seinem Ruhme, das von Oesterreich — nicht dem Altösterreich — anerkannt wird, das stolz darauf ist, ihn seinen Sohn zu nennen.

Borrosch.

Ein kleines Männchen, einem Schulmeisterlein oder Pastorlein ähnlich. Es bedurfte langer Zeit, ehe man dem Borrosch trauete. Sein Benehmen war dadurch in etwas schwankend, daß er, als Prager den Czechen angehörig, gleich anfangs es mit ihnen nicht verderben wollte, andererseits jedoch, obgleich an der liberalen Partei haltend, voll Selbstständigkeitsliebe, der letztern wegen, nicht in allen Punkten mit der Linken einverständlich handeln konnte. Man wollte in ihm anfänglich einen Jesuiten gesehen haben, was eben aus dem schwankenden Benehmen, das durch die vorhergenannte Verlegenheit hervorgebracht wurde, erklärbar ist.

Seine Donnerinterpellation an das Ministerium wegen des Veto, seine Protestation gegen des letztern ungenügende Beantwortung der Interpellation, stellte seine freimüthige Gesinnung heraus, und machte ihn zu einem Manne des Volkes. Ein großer Fackelzug

ward ihm zu Ehren veranstaltet. Borrosch hielt treu an der Sache des Volkes. Er ist ein grundehrlicher, uneigennütziger Mann. Er besitzt außerordentliche Kenntnisse, eine seltene Redegewandtheit, große Schärfe des Verstandes und ein tiefes Gemüth. Borrosch beurkundet seine großen geistigen Fähigkeiten durch sein wahrhaft merkwürdiges Schachspiel. Zur selben Zeit spielt er zwei Partien, ohne auf der einen oder auf der andern Seite das Schachbret anzusehen, diskurirt mit seiner Umgebung, ja spricht über die wichtigsten Sachen — und gewinnt beide Partien Schach. Außerordentlich treu ist sein Gedächtniß. Reden, die er vor langer Zeit abgehalten, gar nicht einmemorirt hatte, giebt er ganz genau, wie sie abgehalten worden, wieder. So ist wahrhaft bewundernswerth sein Reichthum an Citaten aus den verschiedensten Schriftstellern, die er auf die prompteste und geschickteste Art in seine Reden einzuflechten weiß. Er ist ein Hiob in Betreff seiner Krankheit, des Brustkrampfes, woran er [illegible]recklich leidet. Sein Seelenleiden beim Anblicke des Elends, das über Oesterreich durch die Schreckensherrschaft der Prätorianer hereingebrochen war, hat ihn gebrochen. Seit dem Oktober war er ohngeachtet seiner Thätigkeit, ohngeachtet seiner tagtäglichen Reden nicht mehr der Borrosch von einst. Es mag wohl auch sein, daß sein stetes Auftreten ihm geschadet, daß er sich dadurch abgenützt hatte; allein es war eine innere Schwäche und Abspannung durch die Schreckensereignisse eingetreten, die er alle mit- und durchgefühlt hatte, worin seine vorige Kraft unterging. Der Oktober mit seinen Ereignissen, die Niemand in Ruhe ließen, die Jedermann angriffen im innersten Lebensmarke durch die stete Ungewißheit, durch Befürchtungen, die darauf folgenden Monate der Standrechtsregierung, die trübste Aussicht in die Zukunft, waren im Stande, selbst ein minder tiefes Gefühl, als das des Borrosch zu brechen.

Seine Landsleute bereiteten ihm sehr viele Unannehmlichkeiten. Selbst eine Mißtrauensadresse brachten sie zu Stande gegen den bravsten, ehrlichsten Mann, dessen Worte im Reichstage das Gepräge der reinsten Vaterlandsliebe an sich trugen, dessen Bestrebungen das Lob der Mit- und Nachwelt verdienen. Borrosch ertrug die Beleidigung, wie sie ein großer Mann erträgt; die Schande fiel auf die Verfasser der Adresse zurück. Borrosch erhielt bei seiner Rückkehr nach Prag die schönste Satisfaktion zu Beschämung seiner Kollegen und Landsleute, die ihn angefeindet hatten; die letztern durften sich im Publikum nicht zeigen, den wackern Borrosch zeichnete man mit einem Fackelzuge aus.

Auch Borrosch hat sich als politischer Prophet bewährt. Es ist Vieles geschehen, was er vorher verkündigt hatte. Zwar ist es nicht schwer gewesen, die Ereignisse, die in Oesterreich geschehen sollten, vorher zu verkündigen; allein die Meisten dachten doch nicht daran, denn sie sahen in der Freude über die anfänglich gelungene Revolution Alles rosig.

Was man an Borrosch tadelt, ist die Eitelkeit. Es scheint uns, daß er nicht frei davon sei. Wenn der Mensch es jedoch dahingebracht hat, daß er bei solchen Vorzügen, wie Borrosch sie besitzt, keinen andern Fehler an sich hat, als eine kleine Portion, und sei es selbst eine große Portion Eitelkeit, so kann man ihm Glück dazu wünschen. Wenn Borrosch auch eitel wäre, so sind seine Fähigkeiten, Kenntnisse und Verdienste die Beweggründe derselben, auch Beweggründe zu seiner Entschuldigung.

Möge der alte Herr, wenn er diese Zeilen liest, sich freundlich erinnern eines seiner jüngern Kollegen, der ihn oft Papa nannte, dem es zur Beruhigung und zum Troste im

Exile dient, in sehr vielen Punkten das angestrebt zu haben, was solche Ehrenmänner, als Borrosch, Schuselka u. A. m. anstrebten; möge der verehrungswürdige Herr Borrosch viele Jahre, bessere Jahre, als das gegenwärtige, erleben, und noch die Früchte seiner Bemühungen ernten!

Fischhof.

Der Präsident des unsterblichen Sicherheitsausschusses wird auch unsterblich sein in der Geschichte Oesterreichs; wenn er auch einige Mal gestrauchelt, sehr stark gestrauchelt, verdient er doch unsterblichen Ruhm. In einigen Momenten schien er Unentschiedenheit an den Tag gelegt zu haben, was jedoch durch andere, wo er Charakterfestigkeit, Energie bewiesen, dermaßen widerlegt wird, daß man sich gezwungen sieht, die Unentschiedenheit oder Nachgiebigkeit rein auf Rechnung der Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der Nachgiebigkeit zu nehmen, und ihn zu rechtfertigen. Zur Zeit, als man die akademische Legion auflösen wollte, sprach er zu den Studenten für die Auflösung, er war nachgiebig gegen das Ministerium Pillersdorf. Als Ministerialrath ging er mit Dobblhof und Bach. Man kann ihm zwar nicht Vorwürfe machen, daß er mit Bach auf den krummen Wegen gewandelt, jedenfalls aber, daß er sich zu der Zeit von der Partei des Volkes weggeneigt, und zur Partei des Ministeriums hingeneigt habe. Was die Auflösung der akademischen Legion betrifft, war es höchst wahrscheinlich seine Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der Maßregel, die ihn mit Pillersdorf vereinigte, was ihn entschuldigt, um desto mehr, da er am 26. Mai den Fehler zu verbessern trachtete. Es wäre besser gewesen, wenn er die Ministerialrathstelle nicht angenommen hätte. Die Volkspartei war mit ihm von der Zeit an zerfallen.

Fischhof scheint ein edler Mann zu sein; was wir an ihm tadeln müssen, ist ein Anstrich von Stolz, der öfters zum Vorschein kommt; auch von Wankelmuth ist er nicht frei. Was wir an ihm tadeln müssen, ist auch, daß er gegen die Legion undankbar war, daß er sich um sie nicht mehr kümmerte, nachdem er Ministerialrath geworden, daß er als solcher im Reichstage seiner Partei ungetreu geworden war. Bei den Arbeiterunruhen, bei dem Abzuge von 5 Kreuzern an Arbeitslohn, war er sehr hartnäckig, er beharrte darauf, und wir müssen leider sagen, daß wir ihn für mitschuldig halten an dem Blutbade, das unter den Arbeitern am 23. August im Prater angerichtet worden war; denn wir selbst sprachen mit ihm am Vormittage des benannten Tags, baten ihn, daß er sich eifrig verwenden möchte, um Widerruf der Ordre; Alles vergebens. „Wenn die Arbeiter sich nicht fügen werden, so wird man sie mit Gewalt dazu zwingen,“ sprach er zu uns. Indirekt ist er gewiß mitschuldig an dem im Prater vergossenen Menschenblute. Ob er gar nichts gemerkt von den Machinationen, die im Ministerium vorgingen, müssen wir bezweifeln; er besitzt Scharfblick genug, um das zu sehen, was im Verborgenen in seinen Kreisen vorfällt. Wir können ihn bei allen diesen Ereignissen nur damit entschuldigen, daß wir sagen, er habe die Ueberzeugung gehegt, es könnte nicht anders geholfen werden, als mit Gewalt. Das entschuldigt ihn. Wie kann man ihn aber entschuldigen, da er an dem Sicherheitsausschusse noch undankbarer handelte, als an der Legion. Er, der vom Sicherheitsausschusse gehobene Präsident dieser Körperschaft stimmt mit den Ministern überein, daß der Sicher-

heitsausschuß aufgelöst werden sollte! Wo ist da Pietät, wo Treue, wo Dankbarkeit! Man kann auch da wieder mit dem Entschuldigungsgrunde, Ueberzeugung, kommen; allein wenn auch Fischhof die Ueberzeugung hegte, daß der Sicherheitsausschuß unnöthig, oder gar schädlich war (welche Ueberzeugung eine grundfalsche ist), so sind die obgenannten Rücksichten der Pietät, der Treue, der Dankbarkeit doch auch so wichtig, daß er sich mindestens, wenn er auch die eben berührte Ueberzeugung hegte, ganz indifferent hätte verhalten müssen. In der Politik kennt man keine Freundschaft, keine Treue, keine Pietät, sondern nur den Vortheil; die Menschen, deren man bedarf, sind nichts anderes als Faktoren, das Gleichniß von der Citrone, die man, wenn man sie ausgepreßt hat, wegwirft, ist vortrefflich zur Bezeichnung der Dankbarkeit der Politiker.

Als Präsident der Permanenz des Reichstags kehrte Fischhof wieder in die Sphäre zurück, worin er vor der Annahme der Ministerialrathstelle gewesen. Das Ministerium, worin er gedient, war faktisch gesprengt. Er präsidirte dem Permanenzausschusse mit Umsicht. Späterhin trat er aus dem Staatsdienste. Da bildete er wieder die Opposition des Ministeriums, und von dieser Zeit an gehörte er der äußersten Linken an. Seine Rede in der Debatte über den ersten Paragraph der Grundrechte war eine grobe Bekämpfung des Ministeriums. Die vortrefflichste Rede, die er abgehalten, war über die Abschaffung der Todesstrafe. Sie war eine der feinsten, der schönsten Reden, die im Reichstage abgehalten worden sind.

Gegenwärtig ist Fischhof im Kriminalgefängnisse. Man hatte ihm bei der Auflösung des Reichstages zugeredet, daß er flüchten solle. Er wollte es nicht thun. Warum auch? Es war kein Grund vorhanden. Fischhof, den die liberale Partei verdächtigt hatte, als Mitverschworenen der Reaktion, er, der während seiner Amtswirksamkeit als Ministerialrath, und auch vor dieser, dem Hofe die ersprießlichsten Dienste geleistet hatte; er, dem die Krone sehr viel zu verdanken hatte, da er als Präsident des Sicherheitsausschusses viel Ungemach von ihr abwandte, hätte fliehen sollen! Hätte er in der Haut gesteckt eines der späterhin steckbrieflich verfolgten Deputirten, dann würde er nicht zurückgeblieben sein. So weit kann doch nicht die Blindheit der Standrechtsregierung gehen, daß sie einen Mann, der ihr die größten Dienste geleistet hatte, verfolgen, zu Grunde richten sollte! War nicht schon seine Verhaftung ein Gewaltstreich, eine Thorheit ohne Gleichen! Wer wird noch je den Vermittler zwischen Volk und Regierung vorstellen wollen, wenn man dafür so schlecht belohnt wird! Gott gebe, daß Niemand mehr dieses schädliche Amt übernehmen würde; die Vermittler büßen, in gewisser Beziehung, mit Recht, wenn man ihnen ihre Anstrengungen und Aufopferungen mit Undank lohnt. Die gewaltthätige Behandlung Fischhof's brachte ihm selbst großen Nutzen; dadurch ist er mit der Partei, der er ursprünglich angehörte, ausgesöhnt worden, er ward ihr wieder zurückgestellt. Was von seinem politischen Leben zum Vorscheine gekommen, ist ausgezeichnet im Anfange und am Schlusse. Die Mitte besitzt mancherlei Flecken, die den Glanz, den Ruhm der verdienstvollen Wirksamkeit trüben.

Fischhof sprach am ersten wichtigsten Tage der Revolution im Ständehause, öffentlich ohne Furcht vor der Allmacht des Metternich. Er war einer der Vordersten unter den Vorkämpfern für Oesterreichs Befreiung; er hat mit Ausnahme der oben gerügten Ge-

brechen immer für die Freiheit gekämpft, war beim Rückzuge der Freiheitskämpfer vor der Uebermacht der Prätorianer, bei der Nachhut der Freiheitskämpfer, Verdienste in Fülle, um seinen Namen mit unvergänglichem Ruhme zu krönen.

Brestel.

Der treue Gefährte, Bundesgenosse, nach Andern nur Adjutant des Löhner, war der Mathematikus und Logikus Brestel. Er war Suppleat der Mathematik an der Wiener Universität, hatte in der Mathematik und Physik zwölf Konkurse abgelegt, war immer der Erste unter den Konkurrenten, seine Elaborate ausgezeichnet, und man gab ihm doch keine Lehrkanzel. Brestel war der Logikus des Reichstags, er war bezüglich des Verstandes einer der vorzüglichen Deputirten, ein Stern erster Größe, nicht so, was die Konsequenz des Charakters betrifft. Brestel schien sich oft zur ministeriellen Partei hingeneigt zu haben; man sprach bei der Bildung des Ministeriums Dobblhof davon, daß er eine Ministerialrathsstelle erhalten werde. In den Oktobertagen, nach der Sprengung des vorhergenannten Ministeriums, sollten, wie es verlautete, Borrosch, Löhner, Brestel in das Ministerium treten; auch Schuselka soll vom Minister Kraus sondirt worden sein, ob er eine Ministerstelle wünsche, er soll sich jedoch verneinend geäußert haben, was er auch öffentlich im Reichstage angedeutet hatte. Daß man ihn sondirt, unterliegt keinem Zweifel; auch bei Brestel soll es der Fall gewesen sein. Das kameralistischer Ministerchamäleon, Kraus, arbeitete in den ersten Tagen der Oktoberrevolution an der Zusammensetzung eines neuen Ministeriums, allein mit demselben Erfolge, als er an der Aufbesserung der Finanzen arbeitet, die tief unter Null gesunken sind. So kam auch durch seine Mitwirkung — was er in Wien in den ersten Tagen der Oktoberrevolution für die Zusammensetzung eines volksthümlichen Ministeriums that, war nur Schein, es geschah aus Besorgniß, weil die Revolution siegreich war, und er vor ihr die Flagge strich — ein Ministerium zu Stande, das an Fähigkeit und an Menschlichkeit unter Null stand, gleichwie seine Finanzoperationen, die Oesterreich nicht einmal ganzes Papier ließen, sondern es zerrissen, und mit Viertelchen, Achtelchen des Papierfetzchens, Guldenbanknoten genannt, die bodenlose Tiefe der Finanznoth auszufüllen suchten.

Brestel ist einer der scharfsinnigsten Menschen. Er ist ein durchgehends praktischer Mann, ohne Phantasie, so kalt, so ruhig wie die Mathematik. In dieser Beziehung erntete er Lorbeeren im Reichstage; nicht so sehr in Beziehung auf Konsequenz in Betreff des politischen Charakters. In den Oktobertagen war er einige Tage Mitglied der Permanenz und deren provisorischer Vorstand, wo er ohne Entschiedenheit handelte, die Leute durch lange, plattgeschlagene Reden abspeiste und nur temporisirte. Er that das aus wohlgepflogener Berechnung. Er hatte uns den Ausgang der Sache gleich in den ersten Tagen der Revolution ganz genau so beschrieben, wie er späterhin in Erfüllung ging; nur in Einem Punkte hatte er uns erzürnet und sich geirrt, nämlich darin, daß er dem Volke nicht hinlänglichen Muth zutraute. Er trat nach einigen Tagen seiner temporisirenden, Alles plattschlagenden Wirksamkeit aus der Permanenz des Reichstags.

Für die deutsche Sache interessirte er sich vielleicht am meisten unter allen Deputirten, was er einst im Reichstage ausgesprochen hatte, wovon wir auch überzeugt sind, daß es

keine leere Behauptung gewesen ist. Brestel hat sich privatim nicht im mindesten an der Revolution betheiligt. An der philosophischen Abtheilung der Universität wirkte er vortrefflich für die nothwendigen Reformen; auch auf die Studenten hatte er einigen Einfluß, den er zur Regelung der Studentenversammlungen in Betreff der Wahlen, die von ihnen vorgenommen wurden, benützte. Brestel ist für die Sache der Freiheit begeistert, wenn er es auch nicht so sehr scheint, da er als Praktiker nicht in die sanguinischen Plane der Jubler eingehen will.

Brestel hatte anfänglich im Klub der Linken viel Einfluß, der jedoch später schwand, wie der des Löhner geschwunden war, als dessen treuer Bundesgenosse er auch in Verschiß kam. Löhner, Brestel, Fischhof, Goldmark besuchten in der letzten Zeit des Reichstags nicht mehr die Klubsitzungen, weil es sie verdroß, daß man nicht gerade das annehmen wollte, was sie beantragten, weil hoch über ihnen Schuselka stand, dem der Klub unbedingt vertraute, dessen Anträge beinahe immer als die besten betrachtet und angenommen wurden.

Brestel hat sich in einer der allerletzten Sitzungen gegen Schuselka sehr übel benommen. Er desavouirte den Schuselka bezüglich dessen Donnerrede wider das Ministerium. Da hatte Brestel schlecht gerechnet, er ließ bei seinen Gesinnungsgenossen einen sehr übeln Eindruck zurück — vielleicht bei der andern Partei einen sehr günstigen; wenn er darauf gerechnet, so mag er sich keineswegs verrechnet haben. Ob ihm das viel nützen werde? Gewiß nicht, denn die andere Partei wird ihn, und kann ihn einstweilen nicht belohnen. Die Geschichte des Reichstags wird ihn tadeln, daß er einen Gesinnungsgenossen, daß er seine eigene Partei zum Frommen eines niederträchtigen Ministeriums verlassen, verrathen habe, wozu sich noch das Ueble gesellt, daß Viele sagen, es wäre sogar aus Eifersüchtelei gegen Schuselka, und aus Rachsucht zu Gunsten Löhner's geschehen. Die obbenannten vier Herren, unter ihnen Brestel, die den Klub der Linken verlassen hatten, sollen mit dem Klub der Rechten, der Czechen, kokettirt, mit mehreren Czechen Konferenzen gepflogen haben. Würde Brestel sich nicht so innig an Löhner angeschlossen haben, so würde er reiner da stehen vor dem Forum der Geschichte. Er wollte Alles mit Löhner, und nichts ohne ihn unternehmen, und so treffen die meisten Vorwürfe, die man Löhner macht, auch ihn.

Ohngeachtet dessen hat Brestel eine schöne Zukunft. Wenn das gegenwärtige Standrechtsministerium abtreten wird, dann kommt ein milderes, ein liberales, denn ein Ministerium, das so reaktionär und absolutistisch wäre, als das gegenwärtige, ist nicht möglich; dann könnte Brestel in das nächste Ministerium treten; wo nicht, möge er ja immerdar in irgend einem Wahlbezirke gewählt werden als Reichstagsabgeordneter, als welcher er dem Vaterlande durch seinen Scharfsinn, durch seine Kenntniß, als konkrete Logik des Reichstags, gewiß wichtige Dienste leisten wird. Uns möge er die Rüge verzeihen; er weiß, daß wir es redlich mit ihm meinen, er möge denn auch überzeugt sein, daß wir die Rüge mit schwerem Herzen schrieben, daß wir es aus Wahrheitsliebe thun mußten, daß es uns sehr freuen wird, wenn er das, was ihm gegenwärtig zum Vorwurfe gereicht, auf irgend eine Art wird zu nichte gemacht haben. Am fatalsten ist es, daß der letzte Eindruck, den er im Reichstage auf die gesammte freisinnige Partei in und außer dem

Reichstage gemacht, nicht leicht wird behoben werden können. „Homines sumus et humana patimur;“ „interdum et bonus dormitat Homerus;“ auch der Logikus, der Mathematikus des Reichstags hat einen Fehlschuß, einen groben Rechenfehler begangen, als er den Schuselka desavouirte. Wenn das am grünen Holze geschieht, was wird erst am dürren geschehen! Mit den obigen lateinischen Brocken mag Brestel, und mit dem dürren Holze mögen sich Andere, welche hinter ihm standen, trösten, wenn sie von Unmuth wegen der Fehlschüsse, vulgo Rechenfehler genannt, beschlichen werden. Damit möge sich der ganze Reichstag trösten, der sehr viele Rechenfehler begangen, ihm kommt auch noch zu Trost: „omne initium fervet,“ und „in magnis voluisse sat est!“

Mannheimer.

„Ende gut, Alles gut,“ kann man bei der Betrachtung der Parlamentswirksamkeit des Mannheimer sagen. Vor dem November gehörte er beinahe mehr dem rechten, als dem linken Centrum an, er neigte sich tief zur ministeriellen Partei herab. Die Standrechtspolitik bekehrte ihn, und hob ihn gänzlich aus der Tiefe der Hinneigung zur Regierungspartei. Im Anfange des Reichstags, wo die Freiheit allwege blühete, wo es schwieriger war, Reaktionär als Revolutionär zu sein, sich öffentlich zur Partei der Reaktionäre zu bekennen, als jener der Liberalen, zu dieser Zeit der blühenden, siegenden Revolution war in Beziehung auf das Oeffentliche — nicht in Beziehung auf Körperschaften, denen man angehörte — mehr Muth erforderlich, sich auf die rechte Seite oder in das Centrum des Reichstags, als auf die linke Seite zu setzen. Das möge genügen, um den biedern Mannheimer zu entschuldigen ob seiner Hinneigung zur Ministerpartei. Zur Zeit, wo die Linke in Verschiß kam, wo man sie auf das niederträchtigste schmähete, wo es in Oesterreich keinen größern Schandtitel gab, als den, ein Mitglied der Linken zu sein, zu dieser Zeit entschieden ohne Furcht und Scheu, ja bei Mißbilligung der Vorsteher der Körperschaft, der man angehört, zur Linken überzutreten, bei ihr in Noth und Leiden beharren, beweist Muth, Wahrheits- und Freiheitsliebe, was Mannheimer that, und wodurch er sich große Verdienste um die gute Sache erwarb; deshalb findet bei ihm die vollste Anwendung der Spruch: „Ende gut, Alles gut!“ Seine reichen Glaubensgenossen in Wien, die Wiener jüdische Aristokratie, wollten, daß er seine Anstellung als Oberrabbiner verlieren sollte, weil er sich auf die linke Seite gesetzt. Die reichen Juden — natürlich giebt es auch da Ausnahmen, man denke z. B. an den als Philanthrop rühmlichst bekannten Werthheimer — sind nicht so, wie die Intelligenz und die ärmern ihrer Glaubensgenossenschaft radikal, nicht einmal liberal gesinnt. Ihnen waren die vormärzlichen Zwangszustände, worin ihre Brüder seufzten, nicht blos nicht unangenehm, sondern sogar erwünscht, weil sie dieselben zu ihrem Nutzen ausbeuteten. Bekanntlich durfte kein fremder Jude in Wien über eine gewisse, kurz bemessene Zeit verweilen; wenn er nun längere Zeit daselbst bleiben wollte, mußte er sich ausweisen, daß er von einem Wiener Juden in Dienst genommen worden sei. Damit wurde spekulirt. Die reichen Juden konnten mehr Dienstpersonale bei der Polizei angeben, als die ärmeren, sie profitirten daher auch mehr von der Verlegenheit ihrer fremden Mitbrüder, die eine solche Dienstaufnahme bezahlen mußten. Viele junge Leute ließen sich als Studenten, namentlich als Techniker oder als

Kandidaten der Methodik, ja selbst als Hörer der Philosophie einschreiben, um in Wien bleiben und Geschäfte betreiben zu können. Durch die Revolution sollte der Druck, der auf den Juden lastete, aufgehoben werden, daher die benannten Spekulationen mit der Verlegenheit der Glaubensbrüder aufhören, Grund genug für den Mammonsdiener, um die Revolution und deren Repräsentantin, die Linke, zu hassen, daher es dem Mannheimer sehr übel aufzunehmen, daß er zur Linken übertrat. Für Letztern hingegen ist es desto mehr Ehre, daß er, abgesehen von den allgemeinen Unannehmlichkeiten, welche die Mitgliedschaft der Linken zuzog, auch die speziellen nicht scheuete, die sie ihm bereitete, und mit der Linken treu hielt.

Mannheimer ist ein berühmter Kanzelredner. Er sprach zweimal ausgezeichnet im Reichstage, in der Debatte über Aufhebung der Judensteuer und der Todesstrafe. Seine Rede war nicht, wie man es von manchem berühmten Kanzelredner hört, blos ein Tummelplatz von allgemeinen Phrasen und Beweggründen, sondern sie war mit speziellen, vortrefflich, scharfsinnig gewählten Gründen, mit Beispielen belegt, voll der herrlichsten, aus der Sache selbst entsprungenen Stellen. Namentlich war seine Rede über Aufhebung der Todesstrafe überaus herrlich. Scharfsinn und Gefühl, Idealismus und Wirklichkeit, also Theorie und Praxis vereinigt der Redner in sich; er überzeugt, er rührt, er reißt mit sich den Zuhörer.

Eine sehr angenehme Erscheinung im Reichstage war es, daß Priester verschiedener Konfessionen mit einander freundschaftlich verkehrten. Mit Ausnahme des Bischofs Jachimovich, eines dummorthodoxen, griechisch=unirten Bischofs, und seines Dieners, des Ministerialknechtes Szaskiewiz — verkehrten die andern Geistlichen freundschaftlich mit einander.

Auch war die Erscheinung sehr angenehm, daß, ehe noch die Emanzipation der Juden ausgesprochen worden war, mehrere Juden als Deputirte gewählt wurden, die den Wählern und ihren Glaubensgenossen Ehre machten.

Schneider.

Schneider ist evangelischer Pfarrer in Biala bei Bielitz in Schlesien, ein sehr würdiger, allgemein geachteter Mann. Er war der einzige evangelische Geistliche, wenn wir nicht irren, war nebst ihm noch ein einziger Protestant im Reichstage, der liebenswürdige Huscher aus Asch bei Eger. Es scheint, daß denn doch noch die Vorurtheile wider Religionsverschiedenheit nicht überall erloschen sind; es kann aber auch sein, daß nicht die Vorurtheile, sondern die im Vergleiche mit der katholischen Bevölkerung verhältnißmäßig geringe Anzahl der Protestanten in Oesterreich daran Ursache war, daß nicht mehrere Protestanten im Reichstage saßen.

Schneider ward besonders vom Klub der Linken geachtet, er war dessen Vicepräsident. Bei seiner Wahl haben einige katholische Fanatiker intriguirt, sie wollten dieselbe anulliren, was ihnen nicht gelang; höchst wahrscheinlich hatten katholische Geistliche die Hand im Spiele, die es verdroß, daß der ketzerische Pastor vor ihnen Vorzug hatte, oder die befürchteten, daß er den katholischen Glauben erschüttern, oder gar umstürzen werde. Woran sie sehr irrten. Schneider ist ein grundgescheidter, praktischer Mann, der eine harte

Schule durchgemacht hat. Gerade er sprach mit mehr Achtung von der katholischen Kirche, als mancher Katholik es gethan; er wies wohl hin auf den harten Druck, den seine Kirche in Oesterreich erdulden mußte, er legte jedoch die Schuld hiervon nicht der katholischen Kirche oder dem katholischen Klerus bei, sondern der absolutistischen Regierung. Viele interessante Notizen kamen da zum Vorschein, wie es in der Wirklichkeit mit dem von Kaiser Joseph gegebenen Toleranzpatente in der Praxis gehalten wurde.

Schneider war krank, als er seine Rede hielt in der Religionsangelegenheit. Als ein Mann der Schwäche betrat er die Tribüne, und sprach als ein Mann der Stärke. Sein Ton ist der der Kanzelredner. Daß er zur liberalen Partei hielt, nahm in Oesterreich Niemand Wunder, denn unter Protestant kann man sich daselbst Niemand andern, als einen liberal Gesinnten denken. Als wenn es unter den Protestanten keine Zöpfe gäbe, und was für Zöpfe! So kann man sich in Oesterreich unter dem Namen Student nichts Anderes denken, als einen Erzrevolutionär, und wenn man nach Deutschland kommt, erstaunt man sehr, daß äußerst wenige Studenten radikal, wenige liberal, und die meisten reaktionär gesinnt sind. So meint man auch in Oesterreich, daß nur die katholische Kirche Pfaffen besitze, und weiß nicht, daß die protestantische daran ebenso reichlich gesegnet ist, als die katholische, daß die protestantischen Orthodoxen und Pfaffen in der Rücksicht noch weit mehr verachtungswürdig sind, als die katholischen, weil sie in einer freiern Religion erzogen, mit Philosophie reichlich genährt, doch dem Obskurantismus fröhnen, also obstinater sein mögen, als die katholischen, bei denen es doch meistentheils von der heuchlerischen Erziehung herrührt, und eher Entschuldigung verdient, als bei den aufgeklärten Protestanten.

Wenn alle Geistlichen, welch einer Kirche sie angehören mögen, so bieder, so gescheidt wären, als es Schneider ist, dann würde die Aufklärung sich mit Leichtigkeit bis in die untersten Schichten der Gesellschaft Bahn brechen, dann würde die Reaktion ohnmächtig werden, die Revolution würde ihren Triumph, völlige, radikale Verbesserung der staatlichen Zustände feiern. Wenn die Führer der Blinden selbst blind sind, stürzen Alle in die Grube; wenn das Salz der Erde verdorben ist, womit soll man salzen, wenn nicht die Volkslehrer ihre Zeit, ihre Aufgabe begreifen, soll man sich wundern, daß das Volk keine Ahnung davon hat!

(Schluß folgt.)

Kandidaten der Methodik, ja selbst als Hörer der Philosophie einschreiben, um in Wien bleiben und Geschäfte betreiben zu können. Durch die Revolution sollte der Druck, der auf den Juden lastete, aufgehoben werden, daher die benannten Spekulationen mit der Verlegenheit der Glaubensbrüder aufhören, Grund genug für den Mammonsdiener, um die Revolution und deren Repräsentantin, die Linke, zu hassen, daher es dem Mannheimer sehr übel aufzunehmen, daß er zur Linken übertrat. Für Letztern hingegen ist es desto mehr Ehre, daß er, abgesehen von den allgemeinen Unannehmlichkeiten, welche die Mitgliedschaft der Linken zuzog, auch die speziellen nicht scheuete, die sie ihm bereitete, und mit der Linken treu hielt.

Mannheimer ist ein berühmter Kanzelredner. Er sprach zweimal ausgezeichnet im Reichstage, in der Debatte über Aufhebung der Judensteuer und der Todesstrafe. Seine Rede war nicht, wie man es von manchem berühmten Kanzelredner hört, blos ein Tummelplatz von allgemeinen Phrasen und Beweggründen, sondern sie war mit speziellen, vortrefflich, scharfsinnig gewählten Gründen, mit Beispielen belegt, voll der herrlichsten, aus der Sache selbst entsprungenen Stellen. Namentlich war seine Rede über Aufhebung der Todesstrafe überaus herrlich. Scharfsinn und Gefühl, Idealismus und Wirklichkeit, also Theorie und Praxis vereinigt der Redner in sich; er überzeugt, er rührt, er reißt mit sich den Zuhörer.

Eine sehr angenehme Erscheinung im Reichstage war es, daß Priester verschiedener Konfessionen mit einander freundschaftlich verkehrten. Mit Ausnahme des Bischofs Jachimovich, eines dummorthodoxen, griechisch=unirten Bischofs, und seines Dieners, des Ministerialknechtes Szaskiewiz — verkehrten die andern Geistlichen freundschaftlich mit einander.

Auch war die Erscheinung sehr angenehm, daß, ehe noch die Emanzipation der Juden ausgesprochen worden war, mehrere Juden als Deputirte gewählt wurden, die den Wählern und ihren Glaubensgenossen Ehre machten.

Schneider.

Schneider ist evangelischer Pfarrer in Biala bei Bielitz in Schlesien, ein sehr würdiger, allgemein geachteter Mann. Er war der einzige evangelische Geistliche, wenn wir nicht irren, war nebst ihm noch ein einziger Protestant im Reichstage, der liebenswürdige Huscher aus Asch bei Eger. Es scheint, daß denn doch noch die Vorurtheile wider Religionsverschiedenheit nicht überall erloschen sind; es kann aber auch sein, daß nicht die Vorurtheile, sondern die im Vergleiche mit der katholischen Bevölkerung verhältnißmäßig geringe Anzahl der Protestanten in Oesterreich daran Ursache war, daß nicht mehrere Protestanten im Reichstage saßen.

Schneider ward besonders vom Klub der Linken geachtet, er war dessen Vicepräsident. Bei seiner Wahl haben einige katholische Fanatiker intriguirt, sie wollten dieselbe anulliren, was ihnen nicht gelang; höchst wahrscheinlich hatten katholische Geistliche die Hand im Spiele, die es verdroß, daß der ketzerische Pastor vor ihnen Vorzug hatte, oder die befürchteten, daß er den katholischen Glauben erschüttern, oder gar umstürzen werde. Woran sie sehr irrten. Schneider ist ein grundgescheidter, praktischer Mann, der eine harte

repräsentirenden Charakter verleihen, sowie man jedem Bürger das Stimmrecht ertheilt hat, man muß die Tauschfähigkeit der Werthe ohne die Vermittelung des Geldes organisiren, sowie man die Herrschaft aller Bürger im Staate ohne Vermittelung des Königthums eingerichtet hat. Mit einem Wort, es handelt sich um eine ökonomische Einrichtung, welche der politischen Einrichtung der Republik gleicht. Das Königthum wird, wenn auch alle Könige davon gejagt werden, so lange aufrecht bleiben, als wir nicht seinen materiellsten und abstraktesten Ausdruck, das Königthum des Geldes abgeschafft haben. Das Geld ist der Zauber, welcher das Leben in der Gesellschaft erfrieren läßt, welcher den Verkehr kettet, die Arbeit und den Kredit tödtet, und alle Menschen in eine gegenseitige Sklaverei versetzt. Das Königthum des Geldes muß daher abgeschafft, das Geld muß republikanisirt werden, und zwar dadurch, daß man aus jedem Produkt der Arbeit eine kursirende Münze macht.

Man glaube nicht, daß Proudhon damit die alten Ideen von Papiergeld, Assignaten, Banknoten u. s. w. in einer verjüngten Form erneuern wolle. Diese Repräsentationen des Papiers, durch welche man die Abwesenheit des Geldes ersetzen will, sind nichts Anderes, als eine Anbetung des Metalls, welches immer dabei im Gedanken gegenwärtig bleibt. Das Kreditpapier, welches Proudhon vorschlägt, beruht im Gegentheile auf folgender Anschauung. Unter der Tyrannei des Geldes ist der Kredit einseitig, d. h. blos derjenige, welcher Geld besitzt, giebt allein Kredit, und er empfängt ihn nicht.

Nach dem Grundsatz der Gegenseitigkeit hingegen ist der Kredit doppelseitig, indem Alle sich gegenseitig aus einem Theile ihrer Arbeit sich Kredit geben können. Unter der Herrschaft des Geldes ist der Kredit ein Leihen, unter der des billigen Preises ist Kreditiren ein Tauschen. Das ganze Problem des Verkehrs besteht darin, die schon jetzt bestehenden Wechsel zu generalisiren, d. h. sie stets tauschbar zu machen, aber blos gegen Waaren oder Dienste, statt gegen Geld, oder um noch deutlicher zu reden, es handelt sich darum, die Papiere der Bank nicht mehr durch Gold- oder Silberwaaren, sondern durch Waaren zu decken.

Diese Generalisation der Wechsel läßt sich im Proudhon'schen Sinne folgendermaßen sehr leicht bewerkstelligen. Hunderttausend Fabrikanten, Handarbeiter, Geschäftsleute, Unternehmer, Bauern u. s. w. verpflichten sich gegenseitig den Statuten der „Bank des Tausches," die nichts Anderes sein soll, als die gegenwärtige Nationalbank des Staates, nur unter veränderter Form, anzuhängen. Die Grundsätze dieser „Bank des Tausches" sind folgende:

1) Die „Bank von Frankreich," welche eine „Bank des Tausches" geworden ist, besteht als ein Institut von gemeinnützigem Interesse. Sie ist unter die Aufsicht des Staates gestellt, und wird durch Abgeordnete aller Industrien verwaltet.
2) Jeder Subskribent hat einen Kredit offen in der „Bank des Tausches," für das Diskonto der Werthe seines Geschäfts, bis zu einer Summe, die gleich ist jener, welche ihm unter den Bedingungen eines Diskonto in baarer Münze gewährt worden wäre, d. h. nach Maßstab seiner Fähigkeiten, des Geschäftes, welches er betreibt, der sichern Bürgschaft, die er bietet, des wirklichen Kredits, den er unter dem alten System genossen hätte.

3) Die Diskontogebühren werden auf so und so viel Prozente festgesetzt.
4) Jeder Subskribent verpflichtet sich, in jeder Zahlungsannahme von jeder Person die Papiere der „Bank des Tausches" al pari anzunehmen.
5) Provisorisch, und blos zum Uebergang werden auch Gold- und Silbersorten gegen die Papiere der „Bank des Tausches" für ihren Nominalwerth umgetauscht.

Proudhon schlägt hiemit kein Papiergeld vor; sein Papier ist blos der generalisirte Wechsel. Das Wesentliche eines Wechsels besteht darin, daß er von einem Orte auf den andern gezogen ist, einen ebenso großen Werth repräsentirt, als er angiebt, und denjenigen, auf den er lautet, verpflichtet, ihn nach seinem Verfall einzulösen. Was nun den Tag der Ausstellung und des Verfalls, die Angabe der Orte, der Personen, der Objekte betrifft, so sind dies besondere Umstände, welche die eigentliche Bedeutung des Wechsels doch nicht modificiren. Was schlägt also Proudhon als Bankpapiere vor? Es sind Wechsel, die von den zufälligen Eigenschaften des Orts, des Datums, der Person, des Verfalls, des Objekts beraubt sind, und auf das Wesentliche des Wechsels zurückgeführt sind. Diese Wechsel sind von jedem Orte Frankreichs auf jeden anderen Ort Frankreichs gezogen, die von 100,000 Ausstellern gebildet, durch 100.000 Interessenten garantirt, von 100,000 Subskribenten acceptirt sind, und deren Provision in den Komptoirs, Fabriken, Manufakturen u. s. w. 100,000 Geschäftsleute, Fabrikanten u. s. w. besitzen.

Geld ist nicht so sicher, als ein solches Papier. Denn wenn ein Wechsel desto sicherer wird, je mehr Personen ihn indossiren, so muß jedes dieser Papiere, das durch 100,000 solide Subskribenten gedeckt ist, an Sicherheit Alles übertreffen. Der Werth derselben kann sich auch nie vermindern, weil die Emission derselben, nicht wie bei den gewöhnlichen Banknoten, nie die Werthe der Geschäfte und die Forderungen des Diskonto übersteigen kann. Der größte Gegensatz, trotz der scheinbaren Aehnlichkeit, besteht zwischen Assignaten und diesen Papieren, indem die ersteren auf einseitigem, die letzteren auf doppelseitigem Kredit beruhen, die ersteren Geld, Silber, Grund und Boden, das Versprechen des Staates, die letzteren Produkte zur Deckung haben. Jene stellen den anarchischen und monopolistischen Handel dar, diese den gleichen Austausch und die solidarische Geschäftsthätigkeit. Diese Idee haben Law, Ricardo und alle Oekonomisten hartnäckig verfolgt, nur mit dem Unterschied, daß sie immer das Metall als Ausdruck des Werthes nahmen, und ihre Deckung entweder in Geld, oder in Grund und Boden forderten, und dadurch zu Assignaten und Bankrotts kamen.

Es ist ein von allen Parteien, Socialisten und Oekonomisten, heutzutage ohne Widerspruch angenommener Satz: Die Produkte tauschen sich nur gegen Produkte aus. Der Tausch ist direkt oder indirekt. Selten ist der Tausch direkt, z. B. ein Fabrikant von Sesseln braucht zur selben Zeit ein Faß Wein, als ein Weinhändler Sessel braucht; meistens ist er indirekt, z. B. der Sesselhändler braucht statt des Weines einen Möbelstoff, dann zahlt der Weinhändler Geld für seine Sessel, und der Sesselhändler kauft sich für dieses Geld einen Möbelstoff. Dieser Tausch, welchen nur der Mangel eines gemeinsamen Kreditverbandes indirekt macht, würde direkt werden, wenn es möglich wäre, daß Alle, die ein Bedürfniß zu kaufen und zu verkaufen haben, sich gegenseitig kennen würden. Nehmen wir an, daß der Verkäufer von Möbelstoffen gleichzeitig Wein kaufen wolle, so brauchten diese Drei

kein vermittelndes Geld, sondern könnten in direkten Tausch treten. Setzen wir nun statt drei Austauscher 100,000, so bleibt die Sache gleich, der Tausch wird immer direkt werden. Was ist also nöthig, um den Tausch zwischen allen Produzenten und Konsumenten direkt zu machen? Eine ganz einfache Sache: alle Geschäftsthätigkeit mittelst einer Bank, in welcher alle Wechsel, Fakturen u. s. w. von allen Geschäftsleuten angenommen, und hierauf in Papiere umgewandelt und generalisirt werden, welche zur Deckung natürlicher Weise die Produkte und realen Werthe haben, die diese Obligationen repräsentiren. Die vorzüglichste Sicherheit würden diese Papiere dadurch gewinnen, daß sie nicht auf Fabrikaten, sondern auf bereits verkauften und gelieferten Produkten beruhen, also deren Einzahlung sicher ist. Eben dadurch ist jedes Ueberschreiten in der Ausgabe dieser Papiere eine reine Unmöglichkeit. Diese Papiere können durch Niemand zurückgewiesen werden, weil durch die bloße Thatsache der Centralisation der Tausche, und durch die Adhäsion der Bürger an diese Bank, es für Jeden einen eben so großen Werth darstellt, als er selbst bald in Papieren der Bank zu zahlen haben würde. Die „Tauschbank“ präsentirt sich allen Geschäftsleuten auf die Art, als ob sie alle Produzenten und Konsumenten persönlich kennen würde, nämlich in Bezug auf den Stand ihrer Geschäfte, ihre Fähigkeit, Zahlungstüchtigkeit, Beschaffenheit ihrer Produkte, und was das Wichtigste ist, in Bezug auf ihre jedesmaligen Bedürfnisse. Mittelst dieser Kenntniß kann die Bank jeden Augenblick jeden Theilnehmer mit dem anderen in Verbindung setzen. Und dies Alles ohne Vermittelung des Geldes und ohne Interessen!

Proudhon entwickelt nun den Nutzen dieser Reform für den Staat, die Gesellschaft und jeden Einzelnen. Da er dabei vornehmlich Frankreichs Verhältnisse zur Basis nimmt, und es zur Beispielführung überhaupt nur irgend eines beliebigen Staates bedarf, so folgen wir ihm in seinen Berechnungen. Nach genauen Berechnungen beträgt die Masse von Handelseffekten, welche entweder der Bank von Frankreich oder den Departementalbanken, oder den partikulären Banken zum Diskontogeschäft übertragen werden, jährlich 20 Milliarden Franks. Für diese Cirkulation, oder was dasselbe ist, für den Austausch dieser ihrer Produkte zahlen die Produzenten den Kapitalisten unter dem Titel von Interessen, Kommissionen, Kosten u. s. w. als mittleres Interesse angenommen 8%, also im Ganzen gegen 400 Millionen. Durch diese Tauschbank werden die 400 Millionen Franks den Kapitalisten entzogen, und dafür zum Nutzen der Konsumenten verwendet. Diese Erleichterung der Cirkulation, und die Ersparniß von 400 Millionen, welche in dem Haushaltungsbuche der Gesellschaft statt zum „Sollen“ auf das „Haben“ übergeht, ist der erste Nutzen der Tauschbank. Gehen wir nun zu den hypothecirten Schulden über. In Frankreich ist der Betrag der Schulden, welche die bäuerlichen und industriellen Produzenten auf Hypotheken aufnehmen, durchschnittlich jährlich nach Einigen 12 Milliarden, nach Andern 14 Milliarden groß. Die meisten diesfälligen Schuldner sind Bauern. Die mittleren Taxen und andere Gebühren für diese Art von Anleihen sind 10%, also ein neuer Tribut von 1200 Millionen, welche das Land dem Münzen-Parasitismus zahlt. Der Bauer muß diese Schulden machen, weil er sein Material vergrößert, Pferde kauft, andere häusliche Bedürfnisse deckt, und dazu Geld braucht, da ihm die Produkte, die er liegen hat oder die er ernten wird, nichts nützen. Bei der Tauschbank hingegen leiht der

Bauer gegen dieselben Gebühren sich Geld aus, gegen welche der Geschäftsmann diskontirt, d. h. umsonst. Also der zweite Nutzen der Tauschbank abermals ein Ersparniß von 1200 Millionen. Dasselbe findet bei Leihhäusern, Versatzämtern statt. Im Jahre 1847 war der Gesammtbetrag der Darlehen, welche die Leihhäuser Frankreichs gegen Pfänder gemacht: 42 Millionen. Die Tauschbank macht alle diese Anstalten ganz überflüssig, indem sie die Ursache davon, das Feiern abschafft. Abermals ein beträchtlicher Nutzen für die Gesellschaft. Gleiches gilt in Betreff der öffentlichen Schuld. Der Staat macht nur ein Anlehen, um seine Lieferanten, Arbeiter, Ingenieurs, Soldaten u. s. w. zu bezahlen, um Pferde, Wagen, Eisen u. s. w. zu kaufen, lauter Sachen und Dienste, welche die Bürger ihm liefern. Warum wendet sich nun der Staat nicht lieber sogleich an die Bürger, statt sich zuerst an die Geldmänner zu wenden? Weil er kein anderes Mittel hat, sich mit den Produzenten in direkte Verbindung zu setzen. Durch die Tauschbank erhält nun der Staat das Mittel, sich mit jedem einzelnen Bürger verbinden zu können, und erspart durch diesen Mechanismus nicht nur neue Schulden, sondern er bezahlt sogar die alten. Die Interessen der Staatsschuld betrugen nach dem letzten Budget 330 Millionen; also werden die Bürger um 330 Millionen weniger zu zahlen haben. Gleiche Vortheile bietet die „Bank des Tausches“ in Bezug auf die Zölle. Durch diese Bank ist das Land in der Lage ohne Gefahr, die völlig ungehinderte Konkurrenz des Auslandes ertragen zu können. Jetzt ist das Verhältniß der Ein- und Ausfuhr in Frankreich so gestellt, daß das Ausland 70 Millionen jährlichen Nutzen hat, die dann natürlich wegfallen. Durch die Tauschbank wird die Erhebung der Steuern und die Umwandlung derselben in direkte Bezahlung so leicht gemacht, daß dadurch nach Proudhon's Berechnungen abermals ein Ersparniß von 200 Millionen eingeht. Noch größer kann man diesen Betrag angeben, wenn man auf die nothwendig dadurch veranlaßte Vereinfachung der Verwaltung Rücksicht nimmt. Auch der Effektivstand der Armee, der dann bedeutend verringert werden kann, liefert Ersparniß. Allen diesen Nutzen zusammen berechnet Proudhon mit 2,872,000,000 Franks. So groß sind jetzt die unproduktiven Ausgaben der Gesellschaft. Berechnet man nun, daß diese Riesensumme dann produktiv verwendet werden wird, und außerdem eine Masse von Müßiggängern, welche jetzt von dieser Summe leben, zur Arbeit genöthigt sein werden, daß der Verlust des Feierns wegfällt, und Gold und Silber als Waaren im Preise sinken, so giebt dies eine Totalsumme von wenigstens 7 Milliarden! Das giebt für die Familie von 4 Personen 792 Franks. Alle diese Berechnungen sind jedoch weit eher zu niedrig, als zu hoch angesetzt. Die weiteren Konsequenzen dieser Bank, sowie ihre detaillirte Einrichtung im nächsten Artikel.

S. E.

Briefe.

Wien, den 12. Juni 1849.

An der ungarisch-mährischen Gränze ist ein Gefecht vorgefallen, und da bis heute kein Bülletin darüber ausgegeben wurde, dürfte man glauben, daß es zu Gunsten der Magyaren ausgefallen sei. Dembinsky hat seine Vorposten bis Bartfeld ausgestellt, die Proklamationen, die er auf Schleichwegen nach Mähren und Galizien zu schwärzen weiß, scheinen einigen Erfolg gehabt zu haben, da sich selbst in Olmütz, der Cidevant-Residenz die Bauern weigerten, Vorspann für die russischen Truppen zu bestellen. Sollten sie wirklich mit den Rebellen sympathisiren, fragen sich die Leute, oder fürchten sie, daß bei ihnen auch, wie in Galizien, die russische Polizei eingeführt wurde? Allerdings bestätigt es sich, daß in Galizien die russische Polizei eingeführt werde. — Bei Szered unweit Raab ist es zu einem hartnäckigem Treffen gekommen, und die Ungarn, die auf diesen Ort bedeutendes Gewicht legten, behaupteten denselben. Der ungarische Feldherr Aulich steht am Plattensee mit 20,000 Mann und zahlreichem Geschütze, heute wird versichert, er sei bereits in Kroatien eingebrochen. Die kroatischen Dynasten haben einen andern Feind, als die Magyaren zu befürchten, eine Uneinigkeit ist unter ihnen ausgebrochen. Es sind bereits 2 Bataillone Gränzer nach Wien in Garnison verlegt worden, so wie das 2. Bataillon Ceccopieri, welches Miene machte, mit den Ungarn, wie seine Kameraden (1. Bataillon in Ofen), gemeinschaftliche Sache zu machen, nach Olmütz zurückbeordert wurde. Das Regiment Zanini, welches schon längst mit den Ungarn sympathisirte, wurde ebenfalls verlegt. — Peterwardein ist noch immer in den Händen der Magyaren, und dürfte ihnen ebenso wenig wie Komorn entrissen werden. Wer diese Festung kennt, wird wohl derselben Ansicht sein. Am 2. d. machten 8 Bataillone Honvéds mit 2 Batterien aus derselben einen Ausfall, und nahmen den Serben 5 Kanonen ab, worauf sie sich wieder zurückzogen. Heute dürfte Perczel, der Taktische, bereits in Syrmien eingedrungen sein. Dicht an Peterwardein liegt der Ort Kamenitz, den die Ungarn erstürmten, und haben dadurch wieder ein Stück Donau mehr bekommen. Bei dieser Gelegenheit müssen die Worte Haynau's unwillkürlich erwähnt werden, die er im vergangenen Jahre sagte: „Die Festungen in Ungarn haben die Oesterreicher zu ihrem eigenen Unglück gebaut," und wahrlich, so lange der Donaustrom in den Händen der Magyaren ist, werden die Oesterreicher und Russen ein schweres Spiel haben. — Sie müssen Alles zu Land befördern, was das Doppelte kostet, und dreimal so viel Zeit braucht. Von Komorn bis Peterwardein verkehren die Magyaren leichterdings zu Wasser. — Bem, in Siebenbürgen, das er früher gegen den Russeneinmarsch sicherte, ist bereits bis Orsova gekommen. Also, nachdem der Rothenthurm-, sowie der Temeserpaß für die Russen unzugänglich ist, und ihnen der einzige Weg von Orsova durch das Banat einzudringen übrig blieb, dieser auch nun von Bem vereitelt wurde, so dürfte Herr Paniutin sich behutsam zurückziehen, da auch

die Donau für ihn abgeschnitten ist, und das Liedchen singen: „**Wär'n wir lieber z'Haus** geblieben &c. &c." —

Während die eine Partei hofft, die russische Macht a) **176,000 Mann** werde die Ungarn erdrücken, werden durch die Ankunft Kossuth's in Pest **die Liberalen wieder** gestärkt. Es wird diese Ankunft als ein zweifelloser Sieg gedeutet. **Kossuth, sagen sie, wird** nicht aufs Ungewisse nach Pest kommen, um etwa wieder bei einem **Vorrücken der Kaiserlichen** nach Debrezin zu retiriren. Staunenswerth ist die Thätigkeit **der Ungarn.** Es werden Kreuzzüge im Ornate durchs ganze Land angeordnet, die **Priester aller Konfessionen** gehen mit dem Kreuze, die der Israeliten mit ihren eigenen Insignien **voran, und beschwören** die Nation zum allgemeinen Aufstande, und wahrlich, Jung und Alt, **kurz, was nur** irgend waffenfähig ist, zieht ins Feld. Sämmtliche Nationalgarden **Ungarns ziehen mit** Jubel vom Hause, Kostbarstes und Heiligstes zurücklassend, nur um **ihre Freiheit und ihr** Vaterland zu retten. — Einen schönen Charakterzug, der zugleich seine **edle Gesinnung** manifestirt, offenbarte der ungarische Justizminister Sabbas Vukovits **dadurch, daß** er an alle standrechtlichen Kommissionen die Weisung ergehen ließ, nach welcher **Niemand** wegen des Kriechens und Huldigens an Orten, wo sich der Feind befand, der **standrechtlichen Untersuchung** übergeben werden solle, da dies nur eine Charakterfeigheit, **die der Drang** des Moments mit sich bringt, zu nennen ist, und solche Feiglinge ohnedies **von der öffentlichen** Meinung verdammt sind, das Gesetz daher über sie nicht aburtheilen darf. — Die heldenmüthige Truppe, welche unter dem ritterlichen Görgey Ofen erstürmte, **wurde bei** der Ankunft Kossuth's nobel traktirt, 25,000 Bouteillen echten Steinbrucher **wurden** den Siegern gespendet. Ein Halunke hingegen, Namens Haslinger, der für **Windischgrätz** spionirte, und sich auch von Kossuth bezahlen ließ, wurde, nachdem man bei ihm **Empfangsbriefe** gefunden, und es erwiesen wurde, daß er ein doppelter Halunke ist, **zum Tode durch Pulver** und Blei verurtheilt, welches Urtheil vergangenen Sonntag in Ofen an ihm vollzogen wurde. —

So eben verbreitet sich die Nachricht, die Ungarn seien bis Oedenburg **vorgedrungen,** es kommen viele Marodeurs hier an, und da man noch gestern aus Preßburg schrieb, die Post sei bereits dort 5 Tage von Oedenburg ausgeblieben, ließe sich **etwas davon** glauben. Die Stellung der Ungarn ist folgende: Dembinsky an der **ungarisch-mährischen** Gränze kommandirt den linken Flügel, Daneberg, ein Groß-Kanischaer, **der in Mexiko** gefochten, das Centrum, Klapka den rechten Flügel bei Oedenburg, **Görgey mit 60,000** Mann vor Raab bei Hochstraß. Aulich 20,000 Mann am Plattensee, **ist, wie bestimmt** in hiesigen Handlungshäusern behauptet wird, bereits auf **kroatischem Boden.**

Rückblicke auf die Gruppen des österreichischen Reichstags.

(Schluß.)

2) Die äußerste Linke.

Die äußerste Linke des Reichstags bestand aus einigen wenigen Deutschen, Italienern, und aus den meisten Polen, die zur gebildeten Klasse gehören. Von den Deutschen gehörten zu ihr: Kudlich, Goldmark, Violand, Umlauft, Zimmer, Prato, und der Verfasser dieses Artikels. Von den Polen: Smolka, Borkowski, Hubizki, Popiel, Sierakowski, Robnizki, Bilinski, Ziemialkowski. Die Italiener, mit Ausnahme des greisen Kauzes Pitteri, traten nicht öffentlich auf, deshalb sprechen wir nicht von ihnen, so sehr wir es gerne thäten, da wir für sie eine besondere Verehrung hegen. Drittens gehören dazu die österreichischen Bauern, die wir abgesondert von den einzelnen Deutschen der äußersten Linken als Körperschaft betrachten.

a) Die deutsche äußerste Linke.

Kudlich.

Der Genius des Jahrhunderts sprach durch das jüngste Mitglied des Reichstags, Kudlich, und forderte die Aufhebung des Unterthänigkeitsverbandes. Hans Kudlich ist ein in Oesterreich allgemein bekannter Mann. Ein echter Goldjunge, der Hans Kudlich! So jung und so gescheidt! muß man ausrufen, wenn man ihn kennt den bravsten aller Goldjungen. An ihm fanden wir, so jung er auch ist, keine, auch nicht die geringste Schattenseite, weder in Betreff des Verstandes noch des Herzens, weder in Betreff der Intelligenz noch der Thatkraft. Grundgescheidt, voll Talent, voll Kenntniß, voll Herz, ein eisenfester Charakter ist Kudlich. Wir suchten im Reichstage ein Muster der Nachahmung und fanden es nicht, außer, wenn nicht die Jugend ein Hinderniß dagegen wäre, Hans Kudlich. Fährt Kudlich auf dem Wege fort, sich zu bilden, erhält er sich seine Tugenden, dann wird er in einigen Jahren, durch Erfahrung gereift, was Wenige erreichen.

Die Schwarzgelben finden an ihm nur Eine Schattenseite, die, daß er im Oktober den Landsturm aufgeboten habe. Eine sehr große Sünde in jener Augen, welche die Landruhe um jeden Preis, auch um den der vollsten Knechtung wollen, sie einzig und allein zu erhalten trachten. Wie waren sie über Kudlich hergefallen, die herrlichen Janitscharenblätter der Schandpresse! Mit welcher Wuth schrieen darin die Fanatiker der Ruhe über das Verbrechen des Landsturmaufgebots seitens Kudlich's. Hätten die Bauern ihren Freunden im Oktober gefolgt, so wäre es gegenwärtig nicht so traurig in Oesterreich, so würde man ihnen nicht alle ihre erwachsenen Söhne weggenommen haben, um sie in Ungarn zu schlachten zur Bekräftigung des Meineides, den das Haus Habsburg-Lothringen an den

Magyaren begangen hat, so würde man ihnen nicht durch Papiergeldfabrikation, und erzwungenen Kredit für Gegenwart und Zukunft schreckliche Lasten aufgebürdet, den Wohlstand vernichtet haben; so würde man sie nicht höchst wahrscheinlich, wenn die Reaktion siegen sollte, für die Aufhebung von Robot und Zehent mit einer Entschädigungssteuer beglücken, die eben so unangenehm sein wird, als Robot und Zehent.

Als die Bauern von weit und breit dem wackern Hans Kudlich einen Fackelzug brachten, und er zu ihnen sprach, wenn der Feind sich erhebt, dann möge schnell auch das ganze Volk sich erheben, dann mögen Signalfeuer von Berg zu Berg die Streiter zusammenrufen, dann nehme man die Waffe in die Hand, und eile herbei nach Wien, um die Freiheit zu vertheidigen; da jubelten die Bauern, weil sie Fackeln in der Hand, Wein im Kopfe, das Patent der Aufhebung des Unterthänigkeitsverhältnisses in der Tasche hatten, da war der Landsturm in Wien auf dem Mehlmarkt voll Begeisterung. Und als im Oktober der Ruf erschallte, Wien, die Freiheit ist bedrohet, da erhoben sich Wenige, und es kam kein Landsturm herbei, denn es galt ja keinen Fackelzug.

Hans Kudlich, du irrst jetzt in der Fremde umher; sind deine Erfahrungen mit sehr vielen angenehmen, trostreichen vermehrt worden, oder wiederholt sich manche unangenehme aus der Vergangenheit? Du wirst nie ein Heuler werden, und wenn du noch viele unangenehme Erfahrungen machen solltest, dessen sind wir gewiß, so sehr, als daß wir, wenn wir unangenehme Erfahrungen machen, unsern Unmuth nicht bezwingen können, und es hiebei nicht viel fehlt, daß wir heulen. Lebe wohl, wo du weilst, lieber Hans; selbst die Feinde deiner Partei konnten dir nicht Achtung versagen. Mehrere solcher Männer, als du bist, und deinem Vaterlande muß es gut ergehen. Erhalte dich deinem Vaterlande. Die Bauern sprechen jetzt deinen Namen mit einem Tone aus, der ausspricht: Wir haben gesündigt, da wir vergessen hatten, was wir beim Fackelzuge versprochen haben. Der Genius des Jahrhunderts sprach aus dir, sie hörten es nicht; der Dämon des Alterthums spricht aus den Prätorianern, sie müssen ihn hören, und sie seufzen, daß sie die Zeit der Heimsuchung nicht erkannt hatten. Du hast ihnen verziehen, und durch dich der Genius unserer Zeit, dem sie bald folgen mögen im mächtigen Sturme wider die Herrschaft der Prätorianer, die über Oesterreich auch durch ihr Verschulden hereingebrochen ist.

Goldmark.

Der Stoßvogel des Reichstags, der kleine Sperber des Reichstags war Goldmark. Gegenwärtig stößt er nur Seufzer aus und heult; er gehört nicht mehr der Linken an, am allerwenigsten der äußersten Linken, dieser hatte er im Grunde, obgleich wir ihn unter die Mitglieder der äußersten Linken anreiheten, nie angehört. Er war oft reaktionär gegen die Besonnenheit, gegen die gemäßigte Linke, fiel in der Hitze über den Feind her, wie der Sperber aus der Höhe herabschießt auf seine Beute — Goldmark machte wenig Beute — und deshalb wegen dieser Heftigkeit reiheten wir ihn der äußersten Linken an, dem Vorurtheil uns accommodirend, daß die äußerste Linke sich vor allen Parteien des Reichstags durch Heftigkeit auszeichne. Goldmark gehörte keiner Partei so recht an, als der des eigenen Kopfes, gemeinhin Eigensinn genannt.

Es war kaum Jemand im Reichstage, der so wenig beliebt war, als Goldmark. Sein starrer Eigensinn, seine Arroganz, seine maßlose Herrschsucht, und seine unerträgliche Hofmeistereisucht, womit er Jeden behandelte, als wäre er sein Lehrjunge, seine unverkennbare Bestrebung, Führer der Linken zu sein, machten ihn Jedermann zuwider. Ich glaube nicht, daß Goldmark nur im Mindesten Gemüth besitze, außer wenn Zornmüthigkeit dafür gelten soll. Uns sind wenige Menschen vorgekommen, welche so abstoßend sind, als der Stoßvogel Goldmark. Möge er sich denn doch endlich abstoßen. Auf seine feine Politik, auf seine Diplomatie thut sich Goldmark ungemein viel zu Gute, und vorzüglich auf seine Klugheit. Als man seinen Steckbrief las, worin er nebst dem Hochverrathe auch der Theilnahme an Mord bezüchtigt wird, konnten Mehrere sich ungeachtet des Aergers über die schurkische Perfidie der Standrechtsjustiz kaum vor Schadenfreude enthalten, weil man der vorsichtigen Klugheit des Goldmark einen so schnöden Streich gespielt hatte.

Geredet hat Goldmark im Reichstage ungemein viel; hätte er es weniger gethan, würden wir viel leichter sagen können, wann er vortrefflich geredet. In Kremsier z. B. sprach er ein einziges Mal, und zwar in der geheimen Sitzung, da sprach er ausgezeichnet gut. Warum hat er in Wien so viele Stoßreden gehalten? Hätte er sich auf einige wenige beschränkt, würden wir gleich die vortrefflichen herausfinden.

Goldmark hat trotzdem Verdienste um die Revolution; er hat zwar öfters geschwankt, aber noch öfters treu ausgehalten in dem schwierigen Kampfe um die Freiheit. Am meisten ausgezeichnet hatte er sich am 15. Mai bei Gelegenheit der Sturmpetition. Wir sehen ihn noch immer, den kleinen Sperber, in dem Momente der größten Spannung, wo sich die Gewitterwolken zusammenzogen, plötzlich auf dem Universitätsplatze erscheinen, den Brunnen besteigen, und hören noch immer seine Stoßrede, die daselbst so ganz an ihrem Platze war. Wie ein Wetter-, wie ein Sturmvogel flog Goldmark auf den Universitätsplatz, und bald darauf ging der Sturm los. — Ministerialrath wäre er etwa sehr gern geworden, vielleicht noch was Höheres.

Die Studenten haben ihn gehoben, dafür hat er sie oft niedergedrückt. Es läßt sich zwar nicht läugnen, daß er oft sehr heilsam gewirkt hatte als Präsident des Studentenkomités, ebensowenig aber auch, daß sein Bestreben immer dahin ging, die Studenten zu schulmeistern. Als diese sich seine Vormundschaft nicht mehr gefallen ließen, ward er bitterböse, und wir hörten im Oktober eine Aeußerung, die er über die Studenten auszusprechen sich erfrechte, welche ihm zur Schande gereicht. Auch er hatte, wie Fischhof, keine Pietät gegen die Legion; daß sie beide in der Legion alle Sympathien verloren hatten, wirft den größten Schatten auf ihren Charakter.

Was sie beide um der Freiheit willen leiden, möge zur Versöhnung dienen. Es soll ihre Verdienste erhöhen; hiedurch schwindet allgemach das, was ihnen noch zum Vorwurfe gereicht.

Violand.

Hans Jörgel nennt den Deputirten Violand den Tambour der Revolution. Der Ausdruck ist ganz gut getroffen, so übel er auch von dem weisen Mann gemeint ist; denn Violand trommelte wirklich unermüdet darauf los im Sicherheitsausschusse, im demokra-

tischen Vereine, im Reichstage, auf den Plätzen, wo es nothwendig war. Violand ist ein sehr lebhafter, junger Mann, er ward im Stadtkonvikte in Wien erzogen. Er ist adelig, kümmert sich aber nichts darum. Er galt für sehr geschickt als Landrechtsauskultant; hätte er dem Bach dienen wollen, so würde er eine bedeutende Beförderung erlangt haben. In den österreichisch juridischen Dingen ist er sehr bewandert. Violand ist noch Most, er hat noch nicht ausgegohren; daß die Gährung nicht in die Fäule umschlagen werde, davor bewahrt ihn die Sphäre, wo er lebt, das Exil. Er war unter den deutschen Radikalen des Reichstags der Radikalste. Fenneberg nennt ihn in der Geschichte der Oktoberrevolution den einzigen revolutionären Charakter — mit Ausnahme der Polen — des Reichstags. Violand kann sich des Lobes freuen, ungeachtet dessen, daß es ihm von Fenneberg ertheilt wird. Violand ist ein sehr gutmüthiger, junger Mann, trotz dem, daß er oft dreinschaut wild wie ein Cordelier. In der Permanenz des Reichstags war er der echte Repräsentant der Revolution; als er sah, daß er nicht durchdrang, ließ er die Permanenz gut sein, und kam dahin, um — zu schlafen, ermüdet von den mannigfachen Strapatzen des Tags.

Wenn der Most wird gut ausgegohren haben, kann Violand dem Vaterlande durch Kenntnisse, die er sich im Exile sammelt, bereichert, sehr gute Dienste leisten; denn eine bessere Zeit muß kommen, die Revolution muß endlich siegen. Und wenn sie siegt, dann kann man die halben Charaktere nimmermehr brauchen, es müssen die entschiedenen Männer an das Ruder kommen, und einer der entschiedensten Männer ist Violand, der sein Vaterland innig liebt, und ihm mit Freuden alle seine Kräfte weihen wird.

Umlauft.

„Trompeter der Revolution“ nannte Hans Jörgel den Umlauft; auch vortrefflich, denn Umlauft schmetterte viel im Reichstage als Revolutionstrompeter, obgleich mitunter sehr gellend. Umlauft war einst Censurbeamte, das konnte man ihm nie verzeihen; man wollte nicht glauben, daß er freisinnig wäre; ein ehemaliger, oder gar nicht ehemaliger, sondern in jüngster Zeit als Censurbeamte fungirender Mann, setzte sich zur äußersten Linken, war unter den Radikalen einer der Radikalsten, wie ließ sich das vereinigen, wer konnte dem Umlauft trauen! Dennoch war Umlauft nicht zum Scheine, sondern in der Wirklichkeit eines der radikalsten Mitglieder des Reichstags, nebstdem eines der geschicktesten, wenn nicht das geschickteste für stylistische Arbeiten, für Adressen, Manifeste. Beinahe alle Adressen und Manifeste des Reichstags flossen aus der Feder des Umlauft. Er besitzt in der Verfassung von derlei Schriften die größte, eine wahrhaft bewunderungswürdige Geschicklichkeit.

Auch Umlauft ist ein sehr guter Mann; trotzdem, daß er Censor war, ist er menschenfreundlich, gefällig und wahrhaft freisinnig. Der arme Mann wurde von Stadion nicht mit schönen Aussichten getröstet, er drohete ihm mit Dienstentlassung. Wer nicht alles eigene Urtheil verläugnet, kann unter Stadion nicht Beamte sein, am wenigsten aber, wenn er liberal ist. Von den untauglichen, faulen, betrügerischen Beamten, deren Anzahl in Oesterreich Legion ist, wurde Keiner entlassen, und wenn er noch so unfähig war; von den liberalen Jeder, und wenn er auch der fähigste unter allen Beamten gewesen ist. Lasser, Maker, Trummer u. A. sind avancirt; die beiden Ersteren werden nach der neuen In-

stizordnung Prokuratoren werden, der Letzte ist Staatsanwalt. Wie weise, daß man ihn dazu gewählt, der eine Katzenmusik für einen Aufruhr, welcher Wien und den Kaiserstaat aus den Fugen treibt, ansieht, zum Anwalt wählen; jede noch so zahme Stelle in der Presse wird er gleich als hochverrätherische Wühlerei ansehen. Nebstdem hat man auch noch die Censur eingeführt, welch' herrliche Anstalten! Da kann Umlauft, weil man die alten Censoren in Oesterreich wieder beeidigt hat, abermals Censor werden. Man wollte schon wissen, daß er als Polizeikommissarius nach Innsbruck befördert worden sei, was sich nicht bestätigt hat. Was die neue Beeidigung der Censoren betrifft, ist es auch eine ganz unnöthige Operation. Warum läßt sich 1) eine Regierung, welche selbst die heiligsten Eide gebrochen, noch Eide schwören; wenn sie selbst so handelt, wer wird anders handeln, da er als treuer Beamte keine andere Gesinnungen hegen darf, als die Regierung selbst; und 2) wozu die Censoren Eide schwören lassen, da ja ohnehin alle Censoren entbehrlich sind, da von Windischgrätz bis zum letzten Prätorianer und Janitscharen herab alle besser censuriren können, als die Censoren der ganzen Welt; denn was sind die Rothstifte der Letztern gegen die Säbel der Erstern!

Purtscher.

Purtscher ist absolvirter Medizinер, Doktorand der Medizin. Wir lernten ihn einst in einer sehr kritischen Zeit kennen, als man damit umging, die akademische Legion aufzulösen. Da sprach er in der Aula vor der Studentenschaft, und zeigte die Nothwendigkeit des Fortbestandes der Legion glänzend, zu allgemeiner Ueberzeugung, zur Beschämung und zum Verdrusse einiger im Auftrage des Ministeriums abgesandter Herren, die im entgegengesetzten Sinne gesprochen hatten. Purtscher ist außerordentlich belesen, voll Talent, ja genial in seinen Reden. Er sprach nur zweimal im Reichstage, in Wien in der Finanzfrage, in Kremsier in der Religionsangelegenheit; aber die beiden Reden waren ausgiebiger, als viele Reden anderer Herren.

Namentlich in der Religionsfrage sprach er vorzüglich; er, ein geborner Tyroler, war so kühn, seinem Vaterlande zu Trotz, dem Lande katholischer Hyper-Orthodoxie, das päpstlicher, als der Papst selbst ist, auf das Freisinnigste die Religionsangelegenheit zu behandeln, dem Vaterlande selbst Lektionen zu geben, es vor der ganzen Welt zu kompromittiren. Was will man noch kühner finden? Das war eine Ehrenrettung Tyrols, daß nicht blos Dummköpfe, vielleicht besser Heuchler, in religiöser Beziehung daselbst wohnen, daß es noch Männer giebt, denen das Pfaffenthum nicht Kopf und Herz verschroben hat.

Purtscher könnte auch ohne den Doktorsgrad sehr gut kuriren. Er gehört zu Jenen, welche das kranke Oesterreich heilen würden, wenn man sie konsultirte, und nach ihrer Ordination verfahren würde. Purtscher hat gewisse Eigenheiten, Mucken genannt; darunter war die, daß er, der so warm für den Fortbestand der akademischen Legion gesprochen hatte, sich nicht in die Legion hatte einreihen lassen. Auch mit der Arbeit hatte er Mucken, da er sich öfters der Faulenzerei hingab; dennoch ist Jedermann eher faul, als er, der sich so viele, so herrliche Kenntnisse erworben hat.

Die ihn gewählt, Bezirk Alservorstadt, mögen vielleicht im Innern nicht so ganz damit zufrieden gewesen sein, daß er auf der Linken saß; allein es schien, daß sie dennoch

Respekt vor ihm hatten, da er nicht mit einer Mißtrauensadresse beehrt worden ist. Das ist auch daraus erklärbar, weil Purtscher sich privatim gar nicht an der Bewegung betheiligt hat, weshalb die Standrechtsregierung keinen Grund hatte, auch gegen ihn eine Mißtrauensadresse zu kommandiren; denn die Mißtrauensadressen, die aus Wien kamen, wurden alle auf hohen Befehl des Stadtkommando verfaßt zum Ruhme der Kommandirenden und der Gemeinen, die sich kommandiren ließen, namentlich der Wahlbezirke Mariahilf und Schottenfeld. Wenn die Herren, welche die Mißtrauensadresse vom Stapel gelassen, mindestens die Klugheit beobachtet hätten, daß sie solche nicht in originali mit ihren Namensunterschriften abgesandt hätten! denn sie kann in unrechte oder in rechte Hände kommen; z. B. kommt sie in die Hand desjenigen, für den sie bestimmt war, so kommt sie in unrechte Hände, weil er sie nicht verschuldet, weil er das gerade Gegentheil verdient; kommt sie in die Hände eines Menschen à la Danton zu einer Zeit, wo die rothe Revolution im Schwunge ist, dann kommt sie in die rechten Hände, denn sie enthebt ihn einer bedeutenden Mühe in der Anfertigung der Proskriptionslisten und er kann ihnen, die sich gegen seine Gesinnungsgenossen so brav benommen, gleich danken.

Zimmer.

Einer der lebhaftesten Vorkämpfer für Freiheit im Reichstage war Zimmer, Deutschböhme. Unter den liebenswürdigen, deutschfresserischen Czechen, oder in ihrer unmittelbaren Nähe lebend, hat Zimmer ihre löblichen Tugenden kennen gelernt, nicht der Sage nach, sondern aus eigener Anschauung und Erfahrung. Sein Herz fühlte die Dornen, mit denen die Czechen den Deutschen martern. Der Zorn des Zimmer war nicht der aufflammende des Kriegers im Schlachtgewühle, sondern ein ingrimmiger, mit Wehmuth gepaarter, ein langjährig anhaltender, ein unauslöschlicher, ein Zorn, wie der des Hannibal wider Rom. Zimmer ist Doktor der Medizin, und daher politischer Heilsmann für Oesterreich, das jedoch die Aerzte, die es retten wollten, in der Fiebergluth von sich stieß, und sich Pfuschern in die Arme warf, die mit drastischen Kuren, mit furchtbaren Aderlässen es behandelten, und ein Faulfieber, dann ein Zehrfieber verschuldeten, woran der Patriot bald sterben wird. Zimmer interpellirte das Ministerium, namentlich den Kriegsminister, wegen der deutschen Farben, warum sie denn im österreichischen Heere nicht eingeführt seien. Der Kriegsminister antwortete, was er wollte. Man feierte ein Fest, wo deutsche Bänder an den Militärfahnen sichtbar waren; nur kurze Zeit waren sie sichtbar, dann verschwanden sie aus der Armee, ja diese ward ganz slavisch. Im Oktober rissen die Kroaten die deutsche Fahne von der Zinne des kaiserlichen Lustschlosses herab; Oesterreichs Anschluß an Deutschland verzögerte sich, bis endlich eine völlige Trennung erfolgte. Gegenwärtig protestiren die südslavischen Blätter dagegen, daß „die Augsburgerin“ Wien eine deutsche Stadt nennt. Hatte Zimmer nicht Recht, da er mit solcher Heftigkeit gegen die slavische Hegemonie ankämpfte, die sich schon seit langer Zeit in Oesterreich breit machte! Kannte er nicht ganz genau schon im Voraus, wohin der Czechismus führe?

Die Czechen gaben in den letzten Tagen des Reichstags eine Karrikatur heraus, worin Löhner und Zimmer den Brestel, der als Mops abgebildet ist, und auf dem Halsband die Inschrift: „Czechenfresser“ trägt, abrichten. Für jene Zeit paßte die Karrikatur nicht mehr,

denn Löhner richtete damals den Brestel nicht zum Czechenfresser, sondern zum Czechenlecker ab; man wollte vielleicht gerade das aussprechen; dann paßt aber Zimmer nicht dazu, der immer ein unversöhnlicher Feind der Czechen geblieben war. Löhner, Brestel wurden schwankend in ihren Plänen, nicht so Zimmer, der stets für die Czechen in der Art glühete, als Hannibal für die Römer.

Zimmer ist Mitglied des Frankfurter, oder Stuttgarter, auch das nicht mehr, vielleicht Badner-Parlaments — zur Verherrlichung der deutschen Einigkeit wandert das Parlament, und man nennt es Rumpfparlament, was auch bezeichnend ist, da von dem einigen großen Deutschland nichts Anderes übrig bleiben dürfte, als ein preußisches Rumpfdeutschland. Zimmer mag viel Freude haben, und viel Hoffnung für seine armen, von den Czechen verfolgten Brüder, die sich nach dem Anschlusse an Deutschland sehnen, das ihnen jedoch weggerückt wurde bis nach Baden. Gott bessere es, denn Preußen kann nur verschlechtern!

Prato.

Wenn du einen feinen italienischen Kopf, so, alla Dante, sehen willst, so sieh Prato an. Wenige so feine antik-schöne Physiognomien sind uns vorgekommen, als die des Abbate Prato; was noch seltener, kein katholischer Priester, der eine solche politische Bildung besäße, und so freisinnig wäre, als Prato. Dieser war früher Mitglied des Frankfurter Parlaments — aber deshalb, und seiner Gesinnung wegen zählen wir ihn zur deutschen Linken — für die Stadt Roveredo, woselbst er Religionslehrer am Gymnasium ist. Seine Landsleute wählten ihn für den österreichischen Reichstag, wohin er beiläufig um die Mitte des Reichstags in Wien ankam, und in kurzer Zeit allgemeine Achtung sich erwarb.

In den Oktobertagen war Prato in der Permanenz des Reichstags. Er leistete sehr gute Dienste in Missionen. So wurde er zum Ban nach Schwadorf gesandt; dann mit einer Deputation nach Olmütz an den Hof; im November gleichfalls dahin, um die Rettung des unglücklichen Messenhauser zu bewirken, was ihm höchst wahrscheinlich gelungen wäre, wenn man nicht auf perfide Art in Wien verfahren, ihn vor der festgesetzten Zeit hingerichtet hätte.

Prato ist sehr gewandt, ein feiner Diplomat, ein echter, edler Italiener. Wälschtyrol wird stiefmütterlich behandelt von Deutschtyrol; es ist eine natürliche Trennung zwischen den beiden Ländern vorhanden, die österreichische Politik hat beide in Eins zusammengeworfen, und will dem Südtyrol dieselben Verhältnisse aufdrängen, die in Nordtyrol herrschen, das aber in jeder Beziehung den vollen Gegensatz zu Südtyrol bildet, nicht minder als Deutschland zu Italien im Gegensatze ist. Daß die Südtyroler wider die unnatürliche Anzwängung an Nordtyrol mit allem Eifer ankämpfen, wird ihnen übel gedeutet von der österreichischen Regierung, die nicht allein die Gleichberechtigung aller Nationalitäten, deren Selbstständigkeit, ausgesprochen, sondern in der Nationalitätenliebhaberei so weit gegangen ist, daß sie neue erfunden hat. Prato hat sich für die Selbstständigkeit seines Vaterlandes interessirt. Das wurde schlecht aufgenommen von der Standrechtsregierung. Czechen, Mährer, Steyrer, Krainer, Kärnthner, Ruthenen, Polen, selbst

Respekt vor ihm hatten, da er nicht mit einer Mißtrauensadresse beehrt worden ist. Das ist auch daraus erklärbar, weil Purtscher sich privatim gar nicht an der Bewegung betheiligt hat, weshalb die Standrechtsregierung keinen Grund hatte, auch gegen ihn eine Mißtrauensadresse zu kommandiren; denn die Mißtrauensadressen, die aus Wien kamen, wurden alle auf hohen Befehl des Stadtkommando verfaßt zum Ruhme der Kommandirenden und der Gemeinen, die sich kommandiren ließen, namentlich der Wahlbezirke Mariahilf und Schottenfeld. Wenn die Herren, welche die Mißtrauensadresse vom Stapel gelassen, mindestens die Klugheit beobachtet hätten, daß sie solche nicht in originali mit ihren Namensunterschriften abgesandt hätten! denn sie kann in unrechte oder in rechte Hände kommen; z. B. kommt sie in die Hand desjenigen, für den sie bestimmt war, so kommt sie in unrechte Hände, weil er sie nicht verschuldet, weil er das gerade Gegentheil verdient; kommt sie in die Hände eines Menschen à la Danton zu einer Zeit, wo die rothe Revolution im Schwunge ist, dann kommt sie in die rechten Hände, denn sie enthebt ihn einer bedeutenden Mühe in der Anfertigung der Proskriptionslisten und er kann ihnen, die sich gegen seine Gesinnungsgenossen so brav benommen, gleich danken.

Zimmer.

Einer der lebhaftesten Vorkämpfer für Freiheit im Reichstage war Zimmer, Deutschböhme. Unter den liebenswürdigen, deutschfresserischen Czechen, oder in ihrer unmittelbaren Nähe lebend, hat Zimmer ihre löblichen Tugenden kennen gelernt, nicht der Sage nach, sondern aus eigener Anschauung und Erfahrung. Sein Herz fühlte die Dornen, mit denen die Czechen den Deutschen martern. Der Zorn des Zimmer war nicht der aufflammende des Kriegers im Schlachtgewühle, sondern ein ingrimmiger, mit Wehmuth gepaarter, ein langjährig anhaltender, ein unauslöschlicher, ein Zorn, wie der des Hannibal wider Rom. Zimmer ist Doktor der Medizin, und daher politischer Heilsmann für Oesterreich, das jedoch die Aerzte, die es retten wollten, in der Fiebergluth von sich stieß, und sich Pfuschern in die Arme warf, die mit drastischen Kuren, mit furchtbaren Aderlässen es behandelten, und ein Faulfieber, dann ein Zehrfieber verschuldeten, woran der Patriot bald sterben wird. Zimmer interpellirte das Ministerium, namentlich den Kriegsminister, wegen der deutschen Farben, warum sie denn im österreichischen Heere nicht eingeführt seien. Der Kriegsminister antwortete, was er wollte. Man feierte ein Fest, wo deutsche Bänder an den Militärfahnen sichtbar waren; nur kurze Zeit waren sie sichtbar, dann verschwanden sie aus der Armee, ja diese ward ganz slavisch. Im Oktober rissen die Kroaten die deutsche Fahne von der Zinne des kaiserlichen Lustschlosses herab; Oesterreichs Anschluß an Deutschland verzögerte sich, bis endlich eine völlige Trennung erfolgte. Gegenwärtig protestiren die südslavischen Blätter dagegen, daß „die Augsburgerin" Wien eine deutsche Stadt nennt. Hatte Zimmer nicht Recht, da er mit solcher Heftigkeit gegen die slavische Hegemonie ankämpfte, die sich schon seit langer Zeit in Oesterreich breit machte! Kannte er nicht ganz genau schon im Voraus, wohin der Czechismus führe?

Die Czechen gaben in den letzten Tagen des Reichstags eine Karrikatur heraus, worin Löhner und Zimmer den Brestel, der als Mops abgebildet ist, und auf dem Halsband die Inschrift: „Czechenfresser" trägt, abrichten. Für jene Zeit paßte die Karrikatur nicht mehr,

Landsleute, ein junger Mann, saß im Reichstage, ganz gebeugt, mit krummen Rücken, wie ein Greis; der Kerker hatte ihn zu Grunde gerichtet. Wochenlang ging ihm das Wasser bis an die Knie im Kerker. Das war eine wahrhafte Taufe für die Freiheit.

Smolka beschäftigte sich im Kerker mit Erfindungen zur Behebung der nothwendigsten Bedürfnisse. Es ist wahrhaft erstaunenswürdig, was er geleistet. Er verfertigte sich selbst Nadeln.

Smolka stand über der Tribüne auf dem Präsidentenplatze wie ein Jupiter, Strohbach wie ein Kanzleifuchs. Smolka präsidirte vortrefflich, zu allgemeiner Zufriedenheit, mit einer unerhörten Ruhe und Unparteilichkeit. Er leitete die Debatte vortrefflich.

Er sammelte sich große Verdienste im Oktober, in dieser verhängnißvollen Zeit des Reichstags. Im November zeichnete er sich vorzüglich aus durch seine nachdrückliche Verwendung, Forderung, in Betreff der Befreiung der verhafteten Deputirten. Der Verfasser dieses Artikels ergreift mit Freuden die erste Gelegenheit, die sich ihm hiemit darbietet, um dem würdigen Präsidenten des Reichstags, dem vielgeprüften und bewährt befundenen Manne, dem allverehrten Smolka seinen tief gefühlten, unauslöschlichen Dank dafür abzustatten, daß Smolka ihn aus den Krallen der Standrechtsjustiz befreit hat.

Würdevoll wie immer, war auch sein Benehmen bei der Sprengung des Reichstags. Der Janitscharen Aga, der den Auftrag erhalten hatte, den Reichstag zu sprengen, ward von der Ruhe und Würde des Präsidenten Smolka beschämt; der Präsident trat ab, wie ein altrömischer Senator. Der Name des Märtyrers für die Freiheit, des muthvollen, weisen Präsidenten Smolka gehört der Geschichte an.

Borkowski.

Borkowski ist Graf, denkt aber an Alles eher, als an seinen Grafentitel. Nächst Löhner war Borkowski der genialste Mann des Reichstags. Er besitzt, was man bei Deutschen seltener, als bei Romanen und Polen antrifft, Esprit im hohen Grade. Seine Reden waren voll Esprit. Wie vortrefflich war seine Rede wider das Dankesvotum, das man der italienischen Armee hätte darbringen sollen. Wie scharfsinnig waren seine Bemerkungen über die Errungenschaften, die man der italienischen Armee zu verdanken hatte! Die Worte: „Meine Herren, wir werden vor dem Tribunal der Geschichte stehen, sie wird uns richten unnachsichtlich. Was wird die Geschichte sagen über den ersten österreichischen Reichstag, den der Sieg der Demokratie zu Stande gebracht, wenn wir den Söldlingen dafür, daß sie in Italien die Demokraten besiegt, Dank abstatten!“

In der Finanzfrage hielt Borkowski eine Rede, die das Ministerium und seine Knechte im Reichstage, die ihm die geforderte Summe sehr willig votirten, auf die feinste Art persiflirte. Er zeigte die elende Wirthschaft der österreichischen Regierung in all ihrer Blöße; er stellte den Unsinn der Deputirten, die wider die Freiheit, wider ihren eigenen Vortheil auf das Bereitwilligste dem Ministerium votirten, was es begehrte. Er meinte, man solle dem Ministerium zum Beweise der Hochachtung ein Paar Tausend Gulden bewilligen statt der achtzig Millionen, die es begehrt hatte.

Borkowski lebt gegenwärtig im Auslande. Er schreibt ein Werk über den österreichischen Reichstag in polnischer Sprache, das ein anderer Deputirter in das Deutsche über-

Salzburger durften sich für ihre Nationalität verwenden, nur nicht die Wälschtyroler, weil sie den unglücklichen Italienern angehören. Bei der Sprengung des Reichstags ward Prato verhaftet, wahrscheinlich damit die Standrechtsregierung an ihm ihr Müthchen kühlte. Man ließ ihn jedoch bald frei, vielleicht aus Aerger, daß man gerade jene Abgeordnete, welche man vor allen andern haben wollte, nicht bekommen hatte. Man sprach davon, daß man Prato wegen Einverständnisses mit Karl Albert habe festnehmen lassen. Wie sehr die Leute in der Politik bewandert sind, zeigt dies Gerücht. Wenn man jene, welche mit Karl Albert österreichischer Seits im Einverständnisse waren, hätte festnehmen wollen, so wären es die Herren aus dem kaiserlichen Kabinet und Radetzki gewesen, denn mit ihnen war der Sarden König, der sein Land und Italien verrathen hatte, im Einverständniß.

Prato ist in einer Beziehung eine merkwürdige Erscheinung, gleich seinen italienischen Amtsbrüdern. Während er im Politischen liberal, ja radikal genannt werden kann, ist er ein orthodoxer katholischer Priester, so wie es die italienischen Geistlichen mit sehr seltenen Ausnahmen sind. Ist es wirklich Ueberzeugung, oder nur Politik, dem strenggläubigen Volke gegenüber, auf das man nur dann Einfluß üben kann, wenn man die Rechtgläubigkeit als Aushängeschild hat. Prato ist jedoch nicht von jener Art der Orthodoxen, welche gegen jede Reform der Kirche eifern, er ist, wie man zu sagen pflegt, ein aufgeklärter Katholik, welcher Ausdruck freilich einen Widerspruch in sich enthält. Aufgeklärt ist, wer die Vernunft achtet, und die freie Forschung als oberstes Prinzip bekennt; Katholik ist, wer das Autoritätsprinzip bekennt, wer das glaubt, was die katholische Kirche zu glauben vorstellt, sei es geschrieben oder nicht (sei es wahr oder unwahr). Prato hielt in der Religionsangelegenheit eine lange Rede, gegen die Kirche achtungerfüllt. Seine politischen Gesinnungsgenossen zischten ihn aus, seine politischen Widerparte beklatschten ihn. Deshalb liebten ihn die Erstern nichts desto weniger, wie ihn auch die Letztern nichts desto weniger haßten. Was wir jedoch in diesen Blättern bereits ausgesprochen, wiederholen wir, daß es ein großes Glück für Oesterreich wäre, wenn Männer, so gesinnt, von so edlem Charakter, als Prato, auf den Bischofsstühlen säßen.

b) Die polnische äußerste Linke.

Smolka.

Smolka, der würdige Präsident des österreichischen Reichstags, der von Oktober an, eine einzige Wahl ausgenommen, Präsident des Reichstags war, allgemein geschätzt und geliebt, geachtet selbst von den andern Parteien, denen er nicht angehörte. Smolka machte eine harte Schule durch. Viele Jahre hindurch saß er im schweren Kerker. Fünf Jugendfreunde waren einst beisammen, lebensfroh, freiheitbegeistert; einer von ihnen vergiftete sich bei der Verhaftung, der Zweite starb im Kerker, der Dritte, Wiegnovski, ward in Lemberg hingerichtet, der Vierte ward wahnsinnig; einer lebt noch — Smolka. Sie wurden wegen Hochverraths angeklagt. Smolka überlebte seine Freunde; als ein Riese kam er in den Kerker, und jetzt ist er, ungeachtet seines kräftigen Aussehens, wozu jedoch sein großer Bart das Meiste beiträgt, an Kraft und Gesundheit gebrochen. Einer seiner

leistet hatte, und das gilt mehr, als die Dienste aller Demokraten der Welt zusammengenommen.

Popiel.

Popiel ist ein außerordentlich scharfsinniger, junger Mann. Seine Jugenderfahrungen waren von der Art, daß sie den Menschen eher niederdrücken, als aufrichten für sein ganzes künftiges Leben. Schon als Gymnasiast ward Popiel verhaftet, in den jungen Jahren ward er ohne Rücksicht auf die geringe Zurechnungsfähigkeit, die bei der Beurtheilung des Jünglings — nicht einmal Jüngling, erst ein Knabe war Popiel — obwalten sollte, in den Kerker geworfen. Spiegelt euch, ihr Richter und Erzieher an der österreichischen Kulturpolitik und Staatspädagogik! Die pädagogische Heilmethode, die die österreichische Regierung unter andern auch an Popiel in Anwendung brachte, fruchtete so viel, daß Popiel — noch viermal verhaftet worden ist. Eine vorzüglichere Besserungsmethode hat die Welt doch noch nie gesehen! Knaben wegen Hochverraths einkerkern, welcher Hochverrath darin besteht, daß der Knabe einige verbotene Bücher gelesen, daß er ein feuriges Gedicht geschrieben, worin er Blitze gegen Tyrannen schleudert, worin er die Sehnsucht nach Freiheit besingt, daß er mit seinen Mitschülern über Revolutionen, über Verschwörungen spricht, trotzdem, daß alle diese Sachen auf das Strengste verboten sind, daß man die Studenten mitten in der Nacht überrascht, daß man ihnen die ganze Wohnstube durch und durch visitirt, daß man selbst in den geheimsten Winkeln nach verbotenen Büchern, nach Konzepten, nach Revolutionslisten und Proklamationen sucht. Popiel erzählte uns von allen diesen staatspädagogischen Maßregeln, wie sie in Galizien angewendet wurden, und die so vortrefflich dazu geeignet sind, um den Jüngling frühzeitig an Scharfsinn, Klugheit und List zu gewöhnen. Es ist Jammerschade, daß die österreichische Regierung nicht in allen Provinzen die pädagogischen Maßregeln so in Anwendung gebracht hatte, als in Galizien; hätte sie es gethan, dann würden die Studenten in den andern Provinzen noch vor dem März Revolutionsmacher geworden sein.

Popiel zeichnete sich im Reichstage vorzüglich aus in der Debatte über die Lösung des Unterthänigkeitsverhältnisses. Die Rede war originell, scharfsinnig, witzig, praktisch ohne Gleichen. In der Religionsfrage sprach er ebenso vortrefflich. Man sah es in Allem ab, daß er eine sehr gute Erziehung genossen, daß ihn der alte Staat ganz philosophisch, ganz ohne alle Selbstsucht, nicht für sich, sondern für die Menschheit erzogen habe. Das, was ihr durch euere Einkerkerungen bezwecken wollet, erreichet ihr bei Niemand, die eigentlichen Verbrecher werden nicht besser, und die Hochverräther nicht schlechter, sondern noch viel besser durch die Einkerkerung. Unser Popiel und seine Landsleute sind der sprechende Beweis des Letztern.

Sierakowski.

Der riesige Sierakowski, riesig an Körper und Freiheitsliebe, riesig an Muth und Kraft. Sierakowski ward einige Mal im Reichstage ausgelacht von Dummköpfen und Schurken. Er ist der Mann, der die Aufrichtigkeit vor Allem verehrte. Er gab dem Ministerium oft Lektionen, und gab sie noch andern Leuten, die über den Ministern stan-

den, da er ihnen sehr freundschaftlich Sparsamkeit, Einschränkung des Haushaltes, anrieth. Es war kaum eine Debatte von Wichtigkeit, woran er sich nicht betheiligt hätte, und zwar immer mit sehr originellen Reden.

Er stammt aus einer der ältesten adeligen polnischen Familien, und stellte zur Verherrlichung des Adels den Antrag, ihn — aufzuheben, und zwar, weil ihm der Vorrang als Abkömmling eines der ältesten Adelsgeschlechter gebührte, stellte er, der Erste, und in den ersten Tagen des Reichstags, den benannten, für seine Standesgenossen erfreulichen Antrag.

Bei der Frage über die Aufhebung der Judensteuer bemerkte er, was zwar nicht fein scheinen dürfte, daß die Judensteuer mit der Accise, die man für einen Ochsen zahlt, in gleiche Linie komme. In der Finanzfrage machte er einen vortrefflichen Witz, indem er sagte, daß bei der gegenwärtigen Verwaltung die italienischen Provinzen nichts Anderes sind, als kaiserliche Lustschlösser, Schönbrunn, Laxenburg; nur noch in größerm Maßstabe, da sie noch viel mehr Auslagen verursachen.

Sierakowski war einer der populärsten Männer in Wien, ohngeachtet dessen, daß er kein Wiener, und erst kurze Zeit in Wien war. Sein Hämmern auf das Ministerium, seine originellen Anträge, seine Freundlichkeit und sein reges Interesse, sich von der Sachlage durch Augenschein zu überzeugen, die ihn weit umher trieben, machten ihn allwege bekannt; sein freundliches Wesen, und sein Humor namentlich, gewannen ihm alle Herzen.

Stobnicki.

Stobnicki hat nie eine Rede im Reichstage gehalten, er hat nur Weniges gesprochen, aber das, was er sprach, war seinem vormaligen Stande, er war Artilleriehauptmann in der polnischen Armee, ganz angemessen, jedes Wort war eine Bombe, die er auf den Feind schleuderte, womit er ihn niederwarf.

Stobnicki hat große Erfahrungen in seinen Kriegerjahren gemacht, er hat in den größten Schlachten im polnischen Aufstande 1830 mitgefochten. General Bem war sein Professor in der Artillerieschule. Was ihn besonders charakterisirt, ist seine große Menschenfreundlichkeit, die er ohngeachtet des rauhen Kriegerstandes, worin er die meiste Zeit seines Lebens zugebracht, bewahrt hat.

Wir waren einst im Oktober in der Permanenz todtmüde auf eine Bank gesunken, und riefen: Wann kommt die Ruhe! „Ein wahrer Demokrat hat nur im Grabe Ruhe!“ sprach der wackere Bombensender, Stobnicki. Er hat Recht! „Wer die Hand an den Pflug legt, um auszuruhen, kommt nicht in das Himmelreich;“ wer sich zu oft nach Ruhe sehnt, kann nicht dem Fortschritte dienen.

Bilinski.

Bilinski ist ein junger Mann. Er saß im Reichstage auf dem Flügel der äußersten Linken. Er machte sich oft bemerkbar durch halblaute Bemerkungen über die Redner auf der Tribüne, und brachte manchen Centralisten in Verlegenheit und Verwirrung durch seine witzigen Exklamationen. Wir hatten oft Gelegenheit, seine schnellen kurzen Bemerkungen

voll des feinsten Salzes, zu bewundern. In den Abtheilungssitzungen lernten wir seine ausgezeichnete juridische Gewandtheit kennen.

In Kremsier interpellirte er einmal das Ministerium wegen der Rekrutenaushebung auf eine vorzüglich feine, sarkastische Art. So war auch seine Rede in der Finanzfrage beschaffen.

Bilinski ist radikal durch und durch. In der Permanenz des Reichstags war es ein höchst ergötzliches Schauspiel, als er, der feine Pole, einen andern Polen, der aber durch die Bureaukratie degenerirt ist, den Minister Kraus, preßte. Das süßlächelnde Chamäleon Kraus schillerte in allen möglichen Farben; kam das Licht von Olmütz, schillerte er schwarzgelb, kam es aus der Permanenz, hoffnungsgrün, kam es aus Deutschland, schwarzrothgolden, kam es von Windischgrätz, blutroth, sprach man von Ungarn, grünweißroth, sprach man vom ungarischen Heere oder vom Landsturme, ward er öffentlich leichenblaß, unter vier Augen schillerte er rosenfarb, sprechend, „er möge kommen, der Landsturm, es mögen kommen die Ungarn, sie können Wien retten." Dem Bilinski ward die Sache doch zu arg, er stellte einst eine wichtige Frage in Betreff der Geldsendungen, die Kraus an die volksfeindliche Armee regelmäßig besorgen ließ, machte kategorische Forderungen an ihn; da lächelte das Männchen nicht mehr, da schillerte das Chamäleon keine andere, als die Farbe der Verlegenheit. Das war ein schlimmer Abend für den Kraus, es war ihm für den ganzen Abend das Lächeln vergangen.

Ziemialkowski.

Ein sehr feiner Mann, der Freiheitsbekenner Ziemialkowski. Er hatte auch die Freude erlebt, in die Schule der österreichischen Staatspädagogik zu kommen, woraus er kurz vor dem März befreit worden ist. Er ist Advokat in Lemberg, übt jedoch keine Advokatenkniffe und bureaukratische Formjägerei aus à la C. Meier, obgleich Ziemialkowski noch viel gewandter, viel scharfsinniger ist als Meier, dieser sophistische Advokat im eminentesten Sinne des Wortes. Ziemialkowski verwandte seine Fähigkeit, seine Behendigkeit, seinen Scharfsinn für die gute Sache, und hat die Advokatennaturen tief beschämt. Er sprach oft, genial, voll Esprit. Seine letzte Rede war über die Religionsangelegenheit, wodurch er sich von einem Mitgliede, das nicht ohne Talent, ja das vorzüglich begabt, aber an Gesinnungstüchtigkeit arm ist, das Orthodoxie affektirte, den Vorwurf zuzog, als wollte er jede Religion, selbst den Atheismus billigen. Durch welche Konklusion das orthodoxe Mitglied die Kammer ergötzte.

Ziemialkowski kam unter den Polen dem Borkowski zunächst an Genialität; an Scharfsinn übertraf er den Letztern. Es war überhaupt bei der Fülle von Talent schwer zu entscheiden, in welcher Art von geistiger Begabung der Eine vor dem Andern hervorragte.

Nie sahen wir den Gegensatz zwischen Germanismus und Slavismus so grell, als in dem österreichischen Reichstage, namentlich was gewisse Vorzüge des Slavismus vor dem Germanismus betrifft, an den polnischen Deputirten, in ihren geistreichen Reden. Der Deutsche entwickelte Alles schulgerecht. Wenn es noch so vortrefflich war, noch so logisch, noch so durchgedacht, fehlte ihm doch die Originalität; Alles roch nach der Studirlampe,

den, da er ihnen sehr freundschaftlich Sparsamkeit, Einschränkung des Haushaltes, anrieth. Es war kaum eine Debatte von Wichtigkeit, woran er sich nicht betheiligt hätte, und zwar immer mit sehr originellen Reden.

Er stammt aus einer der ältesten adeligen polnischen Familien, und stellte zur Verherrlichung des Adels den Antrag, ihn — aufzuheben, und zwar, weil ihm der Vorrang als Abkömmling eines der ältesten Adelsgeschlechter gebührte, stellte er, der Erste, und in den ersten Tagen des Reichstags, den benannten, für seine Standesgenossen erfreulichen Antrag.

Bei der Frage über die Aufhebung der Judensteuer bemerkte er, was zwar nicht fein scheinen dürfte, daß die Judensteuer mit der Accise, die man für einen Ochsen zahlt, in gleiche Linie komme. In der Finanzfrage machte er einen vortrefflichen Witz, indem er sagte, daß bei der gegenwärtigen Verwaltung die italienischen Provinzen nichts Anderes sind, als kaiserliche Lustschlösser, Schönbrunn, Laxemburg; nur noch in größerm Maßstabe, da sie noch viel mehr Auslagen verursachen.

Sierakowski war einer der populärsten Männer in Wien, ohngeachtet dessen, daß er kein Wiener, und erst kurze Zeit in Wien war. Sein Hämmern auf das Ministerium, seine originellen Anträge, seine Freundlichkeit und sein reges Interesse, sich von der Sachlage durch Augenschein zu überzeugen, die ihn weit umher trieben, machten ihn allwege bekannt; sein freundliches Wesen, und sein Humor namentlich, gewannen ihm alle Herzen.

Stobnicki.

Stobnicki hat nie eine Rede im Reichstage gehalten, er hat nur Weniges gesprochen, aber das, was er sprach, war seinem vormaligen Stande, er war Artilleriehauptmann in der polnischen Armee, ganz angemessen, jedes Wort war eine Bombe, die er auf den Feind schleuderte, womit er ihn niederwarf.

Stobnicki hat große Erfahrungen in seinen Kriegerjahren gemacht, er hat in den größten Schlachten im polnischen Aufstande 1830 mitgefochten. General Bem war sein Professor in der Artillerieschule. Was ihn besonders charakterisirt, ist seine große Menschenfreundlichkeit, die er ohngeachtet des rauhen Kriegerstandes, worin er die meiste Zeit seines Lebens zugebracht, bewahrt hat.

Wir waren einst im Oktober in der Permanenz todtmüde auf eine Bank gesunken, und riefen: Wann kommt die Ruhe! „Ein wahrer Demokrat hat nur im Grabe Ruhe!" sprach der wackere Bombensender, Stobnicki. Er hat Recht! „Wer die Hand an den Pflug legt, um auszuruhen, kommt nicht in das Himmelreich;" wer sich zu oft nach Ruhe sehnt, kann nicht dem Fortschritte dienen.

Bilinski.

Bilinski ist ein junger Mann. Er saß im Reichstage auf dem Flügel der äußersten Linken. Er machte sich oft bemerkbar durch halblaute Bemerkungen über die Redner auf der Tribüne, und brachte manchen Centralisten in Verlegenheit und Verwirrung durch seine witzigen Exklamationen. Wir hatten oft Gelegenheit, seine schnellen kurzen Bemerkungen

fellen sollte: „Noch ist Ungarn nicht verloren.“ Und der Deutsche, was spricht er gegenwärtig? Hätte er nicht Grund genug zu singen, daß Berg und Thal wiederhallten: „Noch ist Deutschland nicht verloren.“

Euch, meine verehrten Freunde, Ihr edlen Polen, unter denen ich im Reichstage saß, rufe ich nochmals, was ich Euch oft gesagt: Ihr seid die nobelste Nation, die ich kenne! Behaltet mich in Euerm Andenken. Euere Brüder kämpfen in ganz Europa für die Freiheit, sie sind heimathlos, ich theile ihr Schicksal, und kämpfe mit der Waffe, die mir gegeben ist, mit der Feder, mit der Rede, und werde Euerm Beispiele treu, wenn es noch schlimmer werden sollte, als es gegenwärtig ist, nicht verzweifeln, und sprechen: Noch ist Deutschland, noch ist die Freiheit nicht verloren! Die Autokraten sind verloren, ihre jüngsten Siege selbst beweisen ihre Schwäche, ihre Furcht. Bald kommt das Weltgericht über sie und ihre Bundesgenossen!

c) Die österreichischen Bauern.

Mit der obigen Benennung bezeichnete man die Mitglieder des Reichstags aus dem Erzherzogthum Oesterreich und Salzburg, die nicht dem gelehrten Stande angehörten. Sie gehörten zumeist dem Bauernstande an.

Diese Männer verdienen vor allen Reichstagsmitgliedern Erwähnung und Lob. In einem Stande geboren, wo weder Bildung noch Freiheit blüht, von Kindheit an durch falsche Lehren der Geistlichkeit niedergedrückt, die so ganz geeignet sind, allen gesunden Verstand, alles Selbstständigkeitsgefühl zu vernichten, und den Menschen für sein ganzes Leben geistig zu Grunde zu richten, widerstanden die wackern Männer den vergiftenden Einflüssen, erhielten sich den gesunden Sinn und Verstand, die Freiheitsliebe, und nebstdem Religion, Menschenliebe, Vaterlandsliebe.

Worüber wir oft erstaunten, war, daß sie sehr schwierige Fragen, die über ihre Sphäre ungemein hoch erhaben waren, wo man an Alles eher, als daran gedacht hätte, daß sie im Stande wären, sie nur im Geringsten zu ahnen, ganz richtig begriffen. Es kam uns vor, als besäße der Mensch einen innern Instinkt, der ihn dort, wo der Verstand wegen Mangels an höherer Bildung nicht zureicht, das Richtige an einer unbekannten, über der Fassungskraft erhabenen Wahrheit, Idee, ahnen und finden, erfassen lerne. Wenn die Herrn Juristen im Centrum des Reichstags die Forderungen der Zeit mit so gesundem Sinne aufgefaßt hätten, als die Bauern, und wenn sie vorzüglich mit solchem Rechtsgefühl sich ausgestattet hätten, als die Bauern, würde der Reichstag eine bessere Zeit geschaffen haben. „Was der Verstand der Verständigen nicht sieht, das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth.“ Den Spruch konnte man ganz füglich auch da anwenden.

Wir bewunderten in der Klubsitzung, wo die Bauern sich nicht genirten und sprachen, was sie im Reichstage zumeist nicht thaten, ihren gesunden Verstand, ihre Kenntnisse. Ein Bauer, der seiner Beschäftigung nach als Handelsmann, die Juden wegen der Konkurrenz fürchtend, sich gegen die Emanzipation aussprach, wurde von einem andern Bauer trefflichst eines Bessern belehrt, der ihn erinnerte an die evangelische Parabel von jenem Knechte, der seinem Herrn viel schuldig war, dem der Herr die ganze Schuld nachgelassen hatte, der

Alles erinnerte an die Schule oder an die Amtsstube! Bei Jenen selbst, welche nicht der Amtsstube angehörten, und durch ihre Reden vorzüglich glänzten, war — etwa mit Ausnahme Löhners — Keiner originell; es war Gelerntes, mühsam Erworbenes, es war Talent, aber nicht Esprit sichtbar geworden. Wir könnten sagen, die Reden der Deutschen erschienen uns wie getrocknete, die der Polen wie lebensfrische Pflanzen. Die Polen waren originell, voll Esprit, lebensfrisch. Wenn ein Pole die Tribüne betrat, merkte man an der gesteigerten Aufmerksamkeit des gesammten Auditoriums, namentlich der Galerien, daß Interessantes zum Vorschein kommen werde. Die Polen erinnern ganz an die Franzosen und Italiener. Die Czechen zeigten weniger von der an den Polen gerühmten Eigenthümlichkeit, vielleicht deshalb, weil ihre ganze Bildung, so sehr sie sich auch gegen diese Bemerkung sträuben mögen, durch und durch deutsch ist, wo hingegen die Polen beinahe ausschließlich aus französischen Autoren ihre Bildung schöpfen, und von dem Deutschen selbst das Wenige, was man ihnen in den Schulen Deutsches aufdrängt, mit Widerwillen annehmen, es nie in Saft und Blut verwandeln wollen.

Die polnischen Deputirten von der äußersten Linken — Dilewski und Machalski, zwei gleichfalls geniale Männer, Ersterer nebstdem ein Praktiker, wie Wenige sein mögen, gehörten nicht der Linken an, auch nicht der Rechten, auch nicht dem linken Centrum, sie gingen mehr ihren eigenen Weg, deshalb konnten wir sie, so gerne wir es wollten, nirgends einreihen — waren die Zierde des Reichstags in jeder Beziehung, sowohl in Betreff ihrer ausgezeichneten Intelligenz, ihrer politischen Kenntnisse, als auch ihrer Gewandtheit in den parlamentarischen Manövers; von ihrer Gesinnungstüchtigkeit, von ihrer Freiheitsliebe ein Weiteres zu sagen, erachten wir für unnöthig, da sie ohnehin der ganzen Welt bekannt sind.

Was uns an ihnen besonders freuete, war ihr Rechtsgefühl. Nicht wie der Czeche, dem das Recht nichts gilt, sondern dem nur seine Kniffe und Pfiffe das Höchste sind, halten sie streng am Recht, verabscheuen die Falschheit. Ihre Sympathien für Deutschland sind sehr groß; sie wissen sehr wohl zu unterscheiden zwischen dem Deutschen, der ein österreichischer Ministerialknecht ist, und dem, der sich zu solchen Diensten nicht herabwürdigt.

Wenn Polen, Deutsche und Magyaren einen Bund schlößen, wäre er das folgenreichste, segensvollste aller Völkerbündnisse. Der denkende Deutsche, der aber zu langsam in seinen Entschlüssen und Handlungen ist, würde durch den feurigen, schnellfassenden und schnellhandelnden Polen zu schnellerem Handeln angetrieben, und der Letztere wieder durch ihn vor Ueberstürzung bewahrt werden. Der Magyar würde Beide mit seiner genialen, ruhigen, und doch schnell entschlossenen Thatkraft umfassen, und da müßte das goldene Zeitalter kommen. Utopische Träume! Sie können noch erfüllt werden. Die Polen geben nicht nach in ihren Bestrebungen. Der Czar, der nicht gerne solche Sachen bekennt, sagt ja selbst in seinem jüngst erschienenen Manifest, daß, so lange es Polen giebt, die Revolution permanent ist. Füget durch euern Sieg über die Ungarn — wovor Gott die Ungarn und uns bewahren wolle — noch die Ungarn dem permanenten Revolutionsbunde bei, und ihr müsset desto früher erliegen. Wenn schon das: „Noch ist Polen nicht verloren" eure Staaten erschüttert, wie würden sie noch erschüttert werden, wenn sich dazu ge-

Sie leisteten ersprießliche Dienste — sich selbst oder ihrer Partei, so wie sie Bediente leisten können.

An der Spitze des Trosses sehen wir den konfusen Ordner des Reichstags, den großen Baumeister des Reichstagssaals in Kremsier, den er in die Farbe der Swornoströcke einkleidete, den unnöthigerweise viel geschäftigen Czechen Jelan. Große Verdienste um die Konfusion hat Jelan sich in Wien und Kremsier, und ganz gewiß überall, wo er noch bis dato war, erworben, in dem Maße, daß ihn das konfuse österreichische Ministerium Stadion zum Archivar des Reichstags ernannt hat. An der Ordnerstelle hielt Jelan sehr fest. Man ward seiner überdrüssig als Ordner, um desto mehr, weil gewisse Gerüchte über schmutzige Handlungen des Jelan im Schwange gingen. Selbst das Centrum klagte über Jelan, nicht allein in Beziehung auf Konfusion, sondern auch auf den Punkt in Betreff schmutziger Absichten. Dennoch gab es ihm die Stimmen, und er wurde bestätigt als Ordner. Was soll man von den Herren Centralisten denken, die einem Manne ihre Stimmen gaben, über den sie klagten, daß er sich schmutziger Handlungen schuldig gemacht habe, da er auf Rechnung des Reichstags für sich selbst Sachen eingekauft hatte! Sind die Centralisten nicht auch so schmutzige Seelen wie Jelan! Noch schmutziger, sie verkaufen dem Ministerium sich und das Volk.

Einer der Troßknechte, Makler zugleich, war im Reichstage der Deputirte Beck sen. Beck war Hofmeister bei Fürst Schwarzenberg, einem nahen Verwandten des Premierministers. Er war ein Troßknecht der Minister, der Centralisten und der Czechen, und des „Olmützer Korrespondenten" (trotz seiner Gegenerklärung in letzterer Beziehung), und ein Makler des Adels und des Ministeriums. Eine sehr falsche, bösartige Kreatur ist der Troßknecht und Makler Beck. Er versorgte höchst wahrscheinlich den unlöblichen „Olmützer Korrespondenten" mit piquanten Artikeln über die Permanenz des Reichstags, und über einzelne Mitglieder des Reichstags; er leistete dem Ministerium so manchen ersprießlichen Dienst, und ward zur Belohnung dafür als Ministerialkonzipist angestellt, um recht freisinnige Artikel über die Freunde der Revolution, und über Oesterreichs weise Regierung zu verfassen. Noch zwei andere Helden kamen mit ihm in das Ministerium als Konzipisten oder Kopisten des Ministeriums.

Es scheint uns, daß wir des ungeleckten Neufundländers Hawlischek schon erwähnten; seiner Doppelnatur als selbstständiger Deputirter, und als Troßknecht seiner czechischen Mitdeputirten, müssen wir ihm auch hierorts, wegen seiner ausgezeichneten Hausknechtsnatur, die Ehre geben. Hawlischek hat etwas, was wenige Menschen in dem Maße besitzen, eine außerordentlich häßliche Physiognomie. „Engel nur können lächeln; lachen aber, gefallene Engel," sagt ein überspannter Schriftsteller; da hat er recht; an Hawlischek gewiß. Das Lachen des Hawlischek war das eines Teufels. Die Häßlichkeit seiner Züge kontrastirte während seines Lachens noch mehr gegen die Süßigkeit, die der „ungeleckte Eisbär," wie ihn Jemand nannte, affektirte. Wenn die Deutschen durch die Niederträchtigkeit der Czechen im Reichstage eine Schlappe erlitten, da lachte Hawlischek aus des — Höllenschlundes Tiefe. Jetzt möge er lachen, da sie auf allen Seiten Schlappen erleiden, und zwar von Deutschen selbst, sie erleiden. Vielleicht ist ihm jedoch das Lachen vergangen wegen der Schlappe, die seine Vaterstadt abermals erhalten hat durch den zweiten Be-

aber einen der Mitknechte, welcher ihm nur wenige Groschen schuldig war, grausam behandelte, weil er ihn nicht bezahlen konnte. Zum Schlusse machte er davon die Anwendung sprechend: „Uns ist Robot, Zehent und andere Giebigkeiten nachgelassen worden, und jetzt, wo wir beweisen sollten, daß wir dessen würdig sind, sollten wir den armen Juden, die man auf das Schmählichste gequält, geknechtet hat, nicht die Fesseln wegnehmen! Meine Wahlmänner, die Bauern, wollen nicht die Judenemanzipation. Es ist allerdings wahr, daß wir auf unsere Kommittenten Rücksicht nehmen müssen, aber nur in solchen Fällen, wo nicht gerade das Recht verletzt wird, wo es sich blos um einen Vortheil handelt. Allein, wenn wir einsehen, daß Etwas das Recht fordert, und wir daher gescheidter sind, als unsere Kommittenten, so müssen wir so handeln, wie wir es vor unserm Gewissen verantworten können, mögen dann die andern Bauern sagen, was sie wollen." Es wirkte vortrefflich.

Diese Männer sind auch Märtyrer der Freiheit. Die Beamten, die Geistlichkeit waren schon während der Zeit, wo die Freiheit noch blühete, so keck, sie zu schmähen, zu verfolgen. Die Geistlichkeit predigte wider den Reichstag, wider sie, sie sagte auf öffentlicher Kanzel, in der Kirche von ihnen, daß sie mit denen halten und Hand in Hand gehen, welche die Religion zu Grunde richten wollen. Die Beamten erbrachen ihre Briefe, stellten Verhöre, Haussuchungen an. Wie mag es den braven Männern jetzt, wo die Säbel- und Beamtenherrschaft in höchster Blüthe steht, ergehen! Wer kann alle die vielen Unannehmlichkeiten, denen sie ausgesetzt sind, beschreiben!

Was den Punkt, die Religion betrifft, wäre zu wünschen, daß die Geistlichkeit so gesinnt wäre, als die Bauern, die an ihrem väterlichen Glauben streng festhalten, dessen Auswüchse abgeschafft wünschen, und praktisch das üben, was die Religion besiehlt.

Die belobten Deputirten aus dem Bauernstande haben den glänzendsten Beweis geliefert, daß der Mensch die Wahrheit leicht erfasse, daß sie ihm nicht so ferne liege, als es die gelehrten Herrn Juristen meinen, daß der Zeitgeist auch die untersten Schichten der Gesellschaft durchdringt, und die Menschen aus den niedersten Ständen vorbereitet, um die zeitgemäßen Reformen zu verstehen, zu lieben, sich nach ihnen zu bilden und zu leben. Der Grund, den man wider deren Einführung vorbringt: Die Menschen könnten es noch nicht tragen, noch nicht fassen, ist ein falscher Grund. Deutsche Bauern, die aus absolutistisch regierten Ländern in die vereinigten nordamerikanischen Staaten kommen, werden aus gehorsamsten Unterthanen über Nacht freie Bürger, aus Königsknechten Republikaner. Was der Mensch wahrhaft will, kann er; was er nicht will, kann er nicht, und besitze er dafür die höchste Bildung.

E. Der Troß.

Der Reichstag hatte auch seinen Troß; Lohnbediente ihrer eigenen Kollegen waren viele Mitglieder des Reichstags, sie waren da als Statisten und Sedisten, je nachdem die Herren Parteiführer es befahlen. Auch Makler befanden sich unter ihnen, Zwischenträger zwischen Reichstag und Ministerium, oder zwischen den einzelnen Parteien des Reichstags.

Friaul und aus Italien selbst verjagen, das Land für die Slaven in Besitz nehmen kann. Gleich und gleich gesellt sich gern. Das Ministerium Stadion wird, wenn es sich durchgehends mit so wackern Männern, als die Vorhergenannten, wird rekrutirt haben, gewiß Oesterreich — zu Grunde richten.

Der Deputirte Demel erscheint nicht als Troßknecht, da er ja selbstständig war, sogar sehr viel sprach im Reichstage, ja öfters sehr gut sprach, und Beifall erntete bald von der Linken, bald von der Rechten. Gerade durch sein Schwanken degradirte er sich selbst zum Troßnecht, ward er ein Bediente. Er bot seine Dienste beiden Parteien an; weil er aber endlich zur Einsicht gelangte, daß die Linke sie nicht gehörig würdigte, und auch nicht würdigen konnte, weil sie keine Stellen zu vergeben hatte — woran es dem jungen Manne, der erst von der Universität gekommen war, zu seiner Entschuldigung sei es gesagt, doch viel gelegen sein mußte — daß diese nur durch die Centralisten und Czechen vom Ministerium erlangt werden konnten, bot er ihnen seine Dienste an, trat in den Troß des Reichstags, ward aus einem Freien ein Knecht, aus einem Manne des Volkes ein Höriger des Ministeriums, verschrieb er seine junge Seele dem „Gott sei bei uns.“ Wenn er nur nicht zu seinem Ziele käme, dann könnte er noch seine Seele retten, und den Troß verlassen.

Smreker, der Mann, der einst im Sicherheitsausschusse so muthig gesprochen, und so viel gewirkt hatte zur Sprengung des Ministeriums Pillersdorf, der zur Zeit, als die Freiheitssonne in ihrer vollen Glorie schien, so freisinnig that, dessen die Linke sich annahm, um ihm wegen einer linkischen Handlung bei seiner Kandidatur um die Deputirtenstelle, aus dem Pech zu helfen, daß er nicht die Deputirtenstelle verlor — dieser Mann war doch so schwach, so wankelmüthig! Er lieferte den Beweis von der großen Macht der Revolution, da selbst ihn, das wankende Schilfrohr, das von jedem Hauche des Wechsels menschlicher Dinge hin und her bewegt wird, die Freiheit für einige Zeit aufrecht erhielt. Im Oktober ward das Schilfrohr furchtbar hin und her bewegt. Später gar nicht, denn es war zur Erde gesunken, gebrochen von der eigenen Wankelmüthigkeit. Niemand von Bedeutung verließ die Linke nach der traurigen Niederlage, die die Revolution, das Volk, daher die Linke, am 31. Oktober 1848 erlitten hatte, im Gegentheil, durch die Standrechtspolitik des Ministeriums kamen ihr noch neue Mitglieder zu — nur Einer war abtrünnig, Smreker. Er hat es gleich gebüßt. Er war in das Centrum übergegangen, wollte einen Centralsophisten spielen, und sank zum Centralesel, und dann gleich zum Troßknecht hinab. Selbst die eigene Partei, die sich des neuen Ankömmlings hätte freuen, ihn bei seiner ersten Rede durch Beifall ermuntern sollen, unterließ es, als wenn sie gefühlt hätte, daß ihr durch einen einzigen Abtrünnigen, durch ein Schilfrohr, keine Ehre erwachsen sei. Smreker möge uns dies, falls er dies liest, nicht übel nehmen. Wir waren ungeachtet dessen, daß er sich gegen uns sehr gefällig und freundlich bewiesen hat, schuldig, so schwer es uns fiel, es niederzuschreiben. Wir griffen seinen Privatcharakter nicht an, sondern nur den öffentlichen, das mußten wir thun, wir konnten ihn nicht mit Stillschweigen übergehen, weil er sich im Reichstage hervorgethan hatte, und zwar anfänglich im guten, später im schlimmen Sinne des Wortes.

Ein Schilfrohr von minderer Qualität als Smreker war im Reichstage der Deputirte

lagerungszustand, der ihr oktroyirt worden ist, trotzdem, daß viele Czechen, und auch er, gegen die oktroyirte Verfassung protestirten. „Lieber die russische Knute, als Deutschland angehören," sprach einst Hawlischek. Jetzt ist sein Wunsch in Erfüllung gegangen; denn deutsch will selbst das deutsche Haus Habsburg-Lothringen nicht sein — worüber die Deutschen sich sehr leicht trösten — wie sollte es Czechien sein! aber russisch will vielleicht keines sein, muß es jedoch sein. Hawlischek! freue dich über dein Makleramt, das du im Oktober in Olmütz ausgeübt zum Frommen der Czechen, zum Schaden der Deutschen, und zum Nutzen von Rußland!

Schuster. Der ebengenannte Deputirte hat sehr viel im Reichstage geschustert; er wollte einen Makler spielen, war aber von so erbärmlicher Geschicklichkeit, daß er nur der Reichstags-Schuster sein konnte. Einen Antrag billigen und dennoch dagegen stimmen, war ihm keine Kollision. Auch sehr muthig scheint Schuster zu sein, trotzdem, daß er sich trägt und einherschreitet, wie ein Dragonerofsizier. Als er den Verfasser dieser Schrift durch zweideutiges Lachen einst beleidigt, und durch einen Freund des Letzteren zur Rechenschaft gezogen, und im Auftrage des Beleidigten gefordert wurde, was freilich zum Theil auch scherzweise geschah, kroch er gleich zu Kreuz, und enthielt sich des zweideutigen Lächelns. Schuster stand im Dienste des Centrums, versah zu dessen Zufriedenheit Troßknechtdienste, wofür ihm sein Wahlbezirk, falls er es noch nicht gethan, wenigstens nachträglich eine Vertrauens- und Dankadresse votiren möge.

Ein im Ganzen nicht übelgesinnter, ja sogar ein menschenfreundlich scheinender Mann, der jedoch schon mit der Muttermilch den Beamtengeist eingesogen, ist der Kammerprokurator Fluck. Er machte sich auch sehr viel zu thun, ohne irgend was zu verrichten. Man hätte denken sollen, daß er sehr Vieles ausrichten könnte, da er mit den Ministern und Unterstaatssekretären auf freundschaftlichem Fuße stand. Von allem dem geschah nichts, außer etwa in Centralmaklerdiensten, oder im Verborgenen, welches Letztere uns nicht bekannt geworden ist.

Der Czeche aus Dalmatien, der mit czechischem Geiste erfüllte Dalmatiner Petranovich, war ein slavisch-italienischer Troßknecht und Makler. Er ist ein großer Verehrer des Banus, von dem er wenigstens die Stelle als Unterrichtsminister zu erlangen hofft, wenn durch den Sieg der Russen, durch die Patronanz der Czechen das dreieinige Königreich Kroatien, Dalmatien, Slavonien mit dem Vicekönig Jellachich, dem poetischen Heerführer der Kroaten an der Spitze, wird gebildet worden sein. Petranovich will in Dalmatien keine italienischen Einwohner finden, sondern durchaus nur Slaven, an der ganzen Küste sieht er nur Slaven, gar keine Italiener, höchstens nur italienisch sprechende Slaven. Daß zur Zeit der Römer daselbst römische Sprache und Kultur blühete, und mit den Römern auch die Bewohner der dalmatinischen Küste italienisirt wurden, das verstößt nicht wider die Behauptung Petranovich's, daß Dalmatien durch und durch slavisch ist. Durch seinen slavistischen Eifer, weil er die dem Ministerium verhaßten Italiener aus Dalmatien ausgemerzt hat, brachte er es bei der Patronanz seiner lieben Stammesgenossen, der Czechen, dahin, daß ihn das Ministerium zum Ministerialkopisten mit dem czechischen Uebersetzer Beck ernannt hat, wo er in das Reichsblatt Konzepte wider die Italiener liefern kann, ohne alle Beschränkung, und sie von der Küste von Istrien, aus

es besser gewesen wäre, daß sie geschwiegen hätten. Die beiden steierischen Deputirten Miklositsch und Wiesenauer leisteten auch Knechtdienste, der erstere dem Centrum und der Rechten, der andere dem Centrum und dem Ministerium. Der erstere erniedrigte sich zum Troßknechte aus slavistischen Absichten, der zweite aus Professoren-Weisheit.

Das war der Troß des Reichstags, das waren die Männer, die in der Stallburg in Wien und im Bischofssaale in Kremsir Hausknechtdienste versahen, ihren eigenen Collegen und dem Ministerium.

Der Reichstag ist nicht mehr; seine Verdienste bleiben; seine Mitglieder sind auch noch geblieben zum Muster und zur Warnung. Mögen sie nicht vergebens da sein, und möge man künftighin nur Männer zu Deputirten wählen, welche dem Volke nützen!

Aus dem Roman: Clemens Metternich

von

Sigmund Kolisch.

(Fortsetzung.)

Nach wenigen Stunden erwachte Metternich aus seinem nicht eben sehr ruhigen Schlummer. Die Aufregungen des schweren, verhängnißvollen Tages waren ihm auf das Lager gefolgt, hatten sich bis in seine Träume gedrängt. Er wäre niedergeschlagen gewesen, wenn er nicht durch seinen kräftigen, sieggewohnten Willen seine störenden Gedanken und unerquicklichen Einflüsse bemeistert hätte. Er scheuchte mit Hilfe des Morgens alle die Schatten, die auf seiner Seele lagen; er gab sich mit allem Fleiße, mit aller Sammlung, mit frischem Muthe den dringenden Geschäften hin, die ihre Erledigung von ihm erwarteten. Nach und nach kamen die Staatssekretäre, die Staatskanzleiräthe, die in der Staatskanzlei arbeiteten, um Befehle und Weisungen einzuholen; der Minister ertheilte sie. Depeschen, theils von Kourieren, theils auf ordentlichem Wege gebracht, las der Minister, er fertigte Verhaltungsbefehle an die verschiedenen Gesandten aus, oder ließ sie, wenn sie minder wichtig waren, nach seiner Angabe von den Beamten thun. Gegen 10 Uhr begab er sich in die Burg, um sich selbst nach dem Befinden des kranken Kaisers Franz zu erkundigen, wiewohl bereits mehrere abgesandte Boten Nachrichten hierüber eingeholt. Er bekam die Auskunft, daß Ihre Majestät des Nachts gebeichtet, und die heilige Kommunion empfangen, und hierauf ganz ruhig geblieben bis am Morgen; die Aerzte finden die Krankheit unverändert; sie ist nicht heftiger geworden; aber so verderblich geblieben, wie sie war.

Als der Minister aus der Burg in seine Privatkanzelei zurückkehrte, fand er den Polizeipräsidenten, den Grafen Sedlnitzky, der seiner harrte.

„Ich habe Sie erwartet, Graf," redete der Minister den Polizeipräsidenten an. „Was giebt es Neues?

Geier, dessen wir gar nicht erwähnen würden, wenn wir nicht durch ihn einige Andere berühren wollten, die von der Linken abfielen, aber nicht so wie Smreker in das Gegentheil umgeschlagen hätten, sondern nur aus Nationalitätssucht — zum Theil auch aus Furcht vor ihrer Nation, die der Linken sehr abhold war — zu den Stammgenossen, den Czechen, übergingen; es waren die Südslaven Kautschitsch, Ambrosch, Czerne, Krainz, Geier, Wojtech, Goriup, Sturm. Sie mußten sich mit den Nordslaven, den Czechen, alliiren, wie sie sagten, aus Nationalitätsrücksichten. Warum alliirten sie sich denn nicht mit den Polen, die auch Nordslaven sind? Da hätten sie ja auf der Linken bleiben können. Sie Alle bewiesen keine Charakterstärke, sie ließen sich durch die Dummheit ihres Volkes einschüchtern, und schlossen sich an Männer an, welche sie selbst nicht achteten. In einigen Fragen trennten sie sich völlig von der Linken. Gegen das Ende des Reichstags wurden sie ihrer Alliirten überdrüssig, und wollten einen eigenen Klub bilden. Kann man sie anders wohin als zum Troß rechnen? Haben sie sich selbstständig gezeigt, haben sie eine eigene Partei gebildet, ließen sie sich nicht von den Czechen, und mitunter auch noch von den Centralisten ins Schlepptau nehmen! Den Geier wählten wir als Aufschrift, weil wir ihnen zur Strafe ihres Wankelmuthes und ihrer Feigheit gerade den Unfähigsten, und wahrscheinlich auch den am wenigsten Reinen, als Obmann gaben. Man soll an der guten Ueberzeugung festhalten, wenn sich auch Alles verändert, wenn man auch die größten Unannehmlichkeiten deshalb zu befahren hat. Wer es nicht thut, ist kein Mann, er ist ein Schilfrohr.

Ein echter Troßknecht war Turko. Aus einem Lande abstammend, wo freisinnige Ansichten blüheten, aus Wälschtyrol, war er seinen politischen Gesinnungen nach ein Nordtyroler, d. i. ein Ministerialknecht. Turko sprach sehr oft im Reichstage die erste Zeit hindurch, späterhin gar nicht. Es scheint, daß er endlich zu einer bessern Ueberzeugung gekommen war, daß er endlich seiner saubern Gesellschaft überdrüssig geworden war. Im Privatgespräch war er so, wie die meisten Mitglieder des Centrums und der Rechten, er wollte politisch scheinen, machte Konzessionen der entgegengesetzten Partei, ja er sagte, daß er mit ihr gleiche Ansichten hege, und wenn es im Reichstage zur Abstimmung kam, stimmte er für das Entgegengesetzte, was er im Privatgespräche gesagt hatte. Was wir schon öfters bemerkt haben, wiederholen wir hierorts nochmals. Wer meint, daß es im österreichischen Reichstage an Männern, welche politische Kenntnisse besaßen, fehlte, irrt sehr; nicht an Intelligenzen, sondern an Charakteren fehlte es; und gerade deshalb sind unsere Hoffnungen für die Zukunft sehr herabgestimmt worden; denn Intelligenz läßt sich leichter erwerben, als vergiftete Charaktere, wovon namentlich nach dem Oktober eine Fülle zum Vorschein gekommen war, wieder gesund machen.

Ein solcher vergifteter Charakter schlimmster Art ist der Beamte Eckel, der treue Adjutant und Nachbar des Stadion im Reichstage. Ein böser Mann ist Eckel. Er stimmte immer nur für das Schlechteste; er repräsentirte so ganz das böse Prinzip des Reichstags, ungeachtet dessen, daß er sehr wenig sprach. Von der Art war auch Sieber. Ein Speichellecker des Ministeriums, ein Deutschböhme der Geburt, dem Wahlbezirke aber ein Czeche der Gesinnung, der Kriecherei nach. Die beiden Czechen Tomicek und Wieznicki waren zwei fleißige Troßknechte ihrer Partei. Sie sprachen immer, wenn

„Sie meinen," fuhr der Graf Sedlnitzky fort, „die Schattenhaftigkeit der Landstände sei lächerlich und entwürdigend, es sei an der Zeit, für diese Form ein Wesen zu finden. Man sollte ihn lieber abschaffen, den Adel, als ihn zum Gespötte der Kinder, zu einem eiteln Popanz werden zu lassen, sprach gestern der Fürst Friedrich Schwarzenberg an der Tafel des Fürsten Lobkowitz."

„Halten Sie diesen Narren für gefährlich, Präsident?" frug der Fürst.

„Nicht im Mindesten, Euere Durchlaucht; er treibt Krieg, Liebe und Schriftstellerei, und es ist die polnische Gräfin Revitzka, seine Liebe, die ihm so eine Idee, wie die geäußerte in den Kopf gesetzt haben mag; der Mann blamirt sich zu oft, um gefährlich sein zu können."

„Was hat der Fürst Lobkowitz auf diese Aeußerung erwidert?"

„Er hat den Fürsten Schwarzenberg zu einer Jagdpartie für die nächste Woche eingeladen, und dieser hat sie angenommen; darauf kam das Gespräch auf Pferde, Cigarren, Hunde, Schauspielerinnen und Tänzerinnen, welches so lange dauerte, als man beisammen blieb."

„Der österreichische Adel," sprach der Fürst höhnisch, „wird auch der künftigen Regierung nichts in den Weg legen. Die Alten kennen die Gefahr, von der sie bedroht werden, wenn einmal zu rütteln angefangen wird, die Jungen sind zu unfähig, zu frivol, von kleinen Leidenschaften zu sehr in Anspruch genommen, um irgend etwas durchsetzen zu können; es sind mit einem Worte zu unbedeutende Menschen, die viel zu gerne reiten, um irgend einen Einfluß auf den Staat zu gewinnen. Für diejenigen unter den Adeligen, welche zu arbeiten, zu dienen gezwungen oder geneigt sind, ist das Militär oder das Institut der Ueberzähligen da, wo sie untergebracht, und von der Regierung abhängig gemacht werden."

„Die Polizei hat also nach dieser Richtung nichts vorzunehmen?" frug Sedlnitzky.

„Nichts als wachsam zu sein," antwortete Metternich.

Und der Polizeimann setzte seine Berichte fort:

„Unter den bürgerlichen Offizieren und Unteroffizieren beim Militär tritt seit zwei Tagen die Hoffnung lebhafter, denn je hervor, daß die Bevorzugung der Adeligen bei Besetzung der Chargen und bei Avancements aufhören werde, und daß der Hofkriegsrath „„das Institut des befestigten Schlendrians,"" der, wie sie es allgemein nennen, in Kriegszeiten störend, und in Friedenszeiten ungerecht einwirkt, entweder ganz aufhören, oder vortheilhafte Veränderungen erfahren werde."

„Das ist ganz gut," versetzte Metternich. „Die Regierung hält dadurch einen großen Theil des Adels in ihren Händen. Was finge so ein verhätschelter Junker beim Militär an, wenn ihm die Protektionen beim Hofkriegsrath nicht unter die Arme griffen, daß sie ihren Nacken jedem Joche beugen, das man ihm auflegt. Wie steht es in den Bureaux aus, Graf?"

„Sehr gut, am Besten, Euer Durchlaucht, die Beamten ringen zumeist mit der Geldnoth, mit Mangel, und sind dadurch so gedrückt, so ängstlich, auch diese kleine Subsistenz zu verlieren, so für ihre Familien, für Frauen und Kinder besorgt, da die Bürgerlichen und die Adeligen nach entgegengesetzten Richtungen hin arbeiten; so ist die Rechnungsart

der Regierung eine einfache Subtraktion; sie werden von einander abgezogen, und es bleibt Null. Dazu sind sie sich, häufig durch die Noth dazu gebracht, einer kleinen Bestechlichkeit oder sonst eines Fehlers bewußt, und durch das häufige Sitzen so leberkrank, oder mit andern Leibesbeschwerden so behaftet, daß sie mit ihren todtgehetzten Gedanken niemals aus ihren häuslichen Verhältnissen und ihrer Kanzelei heraustreten. „„Beförderung!““ ist ihr einziger Weheruf. Ein Hofrath ist für den Beamten schon ein Gott: die Regierung ist für ihn ein unnahbares Fatum. Die Beamten thun Alles, was man von ihnen verlangt; die Regierung ist ihr Gewissen; nur die Praktikanten, diese jungen Proletarier, die noch nicht durchgeknetet wurden von der Bureaudisziplin, sind ein wenig revolutionär, und lesen in der Ausburger Allgemeinen die Reden von Thiers und Guizot, mit der ersten Aussicht auf Besoldung senkt bei Empfang der ersten Adjutanz sich ihr stolzer, hochfahrender Sinn zur tiefsten Bescheidenheit nieder; der revolutionäre Geist wird plötzlich loyal. Eines erfüllt die Beamten mit stiller Trauer, mit stummer Kränkung, und zwar die adeligen Ueberzähligen, die sich in den Bureau's einnisten, und ihre Dienstjahre gewissermaßen verschlingen; allein auch daran gewöhnen sie sich, und nur hie und da ein verdienter, mürrischer, im Staatsdienst ergrauter Regierungsrath, der von Sr. Majestät persönlich Zeichen der Anerkennung empfangen hat, was ihm mehr gilt, als die Gnade Gottes, wagt es, zu seinen intimsten Freunden ein Wort der Mißbilligung gegen diese Einrichtung laut werden zu lassen.“

„Gut, gut, das ist weiter nicht beunruhigend,“ versetzte der Fürst.

Der Graf fuhr fort: „Ich habe diese Tage mein besonderes Augenmerk auf die Literaten gerichtet; unnöthige Mühe, über die Freiheit, eine Tänzerin oder Sängerin zu verunglimpfen, reichen ihre Wünsche nicht hinaus; nach dieser Befriedigung jagen sie nun, die Helden der Feder; um so mehr, als sie ihnen nicht gegönnt wird, und ich ihnen bei diesem großen Streben überwindliche Hindernisse in den Weg schleudere.

Unsere Literaten denken gar nicht an den Staat und seine Leitung; sie haben Hunger und wollen essen; sie haben ein zu saueres Gewerbe, um Muth zu haben, einen Angriff zu wagen.

Grillparzer ist k. k. Archivar, und ist noch immer damit beschäftigt, die Ungnade des Hofes und seinen Ruf herabzuwürgen; er verbringt täglich eine Stunde mit seiner uralten Liebschaft, und ist ein Narr, der nicht weiß, was er will, und Alles verwirft; der ist so viel wie todt.

Bauernfeld braucht das Burgtheater und die Hofschauspieler, spielt viel Karten im kaufmännischen Vereine um hohes Geld, geht im Sommer aufs Land, und ist fortwährend im Begriff zu heirathen; wenn wir ihm einen beißenden, politischen Witz durchlassen, mehr versucht er nicht, so ist er vollkommen zufrieden, und glaubt Wunder, was er im Interesse der sogenannten Freiheit gethan hat; der Mann hat einen kleinen Appetit, und man kann ihn leicht satt machen; seine Intimität mit dem Baron Dobblhof ist das Einzige, das, wenn auch nicht bedenklich, doch zu berücksichtigen ist; Dobblhof, der Sekretär der niederösterreichischen Stände, ist ein praktischer Mensch, Bauernfeld ist ein Mann des Gedankens; sie bilden zusammen eine Person, die gefährlich werden könnte, denn sie sind etwas auszuführen und zur Opposition geneigt.“

„Machen Sie sich keine Sorgen, lieber Graf," äußerte der Minister. „Wenn man die Fähigkeiten Beider zusammenthut, so geben sie noch immer kein Element eines bedeutenden Mannes, keinen Anflug von Genie, keine halbe Größe, nicht einmal der Beobachtung sind sie werth. Bauernfeld wird Lustspiele schreiben, so lange er lebt, die gerade so viel liberalen Beigeschmack haben, als es uns ersprießlich und nöthig ist, um den modernen Geschmack des Publikums zu kitzeln; und Doblhoff kann nicht einmal Lustspiele schreiben. Seien Sie ganz außer Sorge; Schade für die Aufmerksamkeit, die Sie diesen Beiden zuwenden."

„Mit einzelnen Anstrengungen von obskuren, unbedeutenden Personen," nahm Sedlnitzky wieder das Wort, „von Studenten und Handwerksgesellen, von Bürgern beim Bier und Wein, verschone ich Euer Durchlaucht, und will die aus den Provinzen eingegangenen Berichte mittheilen."

„Ja, aus den Provinzen, Graf," sprach der Fürst, und seine Erwartung war sichtlich lebhafter, als vorher.

Der Graf zog aus seinem Portefeuille andere Blätter hervor und las:

„In Böhmen arbeiten die Czechen durch Schrift, Verbindungen und andere Mittel auf eine selbstständige Nationalität hin, und ansehnliche, hochadelige Häuser, wie Graf Leo Thun, Moritz Deym, Bouquoi, Nostitz und viele Andere betheiligen sich, zur Erreichung eigener Zwecke, an diesem Streben, das bereits, wie Euer Durchlaucht wissen, seine Schwärmer, seinen Fanatismus, seine Narren erzeugt hat."

„Sehr wichtig, Graf!" rief der Fürst Metternich, „und zugleich sehr vortheilhaft; der czechische Anstrich, den der böhmische Adel fälschlich seinen selbstsüchtigen Planen giebt, sichert uns die Mittel, ihm in den Deutschböhmen, in dem deutschen Adel überhaupt, ein mehr als hinreichendes Gegengewicht zu schaffen; diese böhmische Färbung bringt, wenn wir sie gehörig benutzen, eine Theilung unter dem Adel selbst hervor, und setzt die Regierung dadurch in den Stand, den getheilten österreichischen Adel in seiner Schwäche zu erhalten, und sich selbst dadurch zu stärken. Armselige Schwachköpfe, die nach etwas langen, und nicht wissen, wo sie es anfassen sollen. Jedenfalls ist die größte Aufmerksamkeit auf diese Angelegenheit zu wenden nöthig. Die Fanatiker müssen erspäht und — beseitigt werden; hören Sie, Präsident. Der Fanatismus ist ansteckend, und der Staatsgewalt als Gegner am Meisten gefährlich. Vermehren Sie die Augen und Ohren der Regierung in Böhmen um ein Bedeutendes."

„Es ist bereits die Ordre gegeben, Euer Durchlaucht, daß sich mehrere von unsern Agenten als acharnirte Panslavisten einkleiden lassen, und die Tollheit mitmachen."

„Gut, recht gut, lieber Sedlnitzky."

„Ich werde von jedem Schritt dieser nationalen Helden unterrichtet werden."

„Vergessen Sie nicht, Graf, noch den Befehl zu erlassen, daß bei den Zusammenkünften in allen dergleichen slavischen Gesellschaften Invektiven, Verläumdungen gegen die Deutschen von unsern Panslavisten vorgebracht werden, und daß man sie dann auf geschickte Weise zur Oeffentlichkeit bringe, und der ganzen Partei imputire, verstehen Sie?"

„Vollkommen, Euer Durchlaucht." Der Polizeichef notirte und las weiter:

der Regierung eine einfache Subtraktion; sie werden von einander abgezogen, und es bleibt Null. Dazu sind sie sich, häufig durch die Noth dazu gebracht, einer kleinen Bestechlichkeit oder sonst eines Fehlers bewußt, und durch das häufige Sitzen so leberkrank, oder mit andern Leibesbeschwerden so behaftet, daß sie mit ihren todtgehetzten Gedanken niemals aus ihren häuslichen Verhältnissen und ihrer Kanzelei heraustreten. „„Beförderung!““ ist ihr einziger Weheruf. Ein Hofrath ist für den Beamten schon ein Gott; die Regierung ist für ihn ein unnahbares Fatum. Die Beamten thun Alles, was man von ihnen verlangt; die Regierung ist ihr Gewissen; nur die Praktikanten, diese jungen Proletarier, die noch nicht durchgeknetet wurden von der Bureaudisziplin, sind ein wenig revolutionär, und lesen in der Ausburger Allgemeinen die Reden von Thiers und Guizot, mit der ersten Aussicht auf Besoldung senkt bei Empfang der ersten Adjutanz sich ihr stolzer, hochfahrender Sinn zur tiefsten Bescheidenheit nieder; der revolutionäre Geist wird plötzlich loyal. Eines erfüllt die Beamten mit stiller Trauer, mit stummer Kränkung, und zwar die adeligen Ueberzähligen, die sich in den Bureau's einnisten, und ihre Dienstjahre gewissermaßen verschlingen; allein auch daran gewöhnen sie sich, und nur hie und da ein verdienter, mürrischer, im Staatsdienst ergrauter Regierungsrath, der von Sr. Majestät persönlich Zeichen der Anerkennung empfangen hat, was ihm mehr gilt, als die Gnade Gottes, wagt es, zu seinen intimsten Freunden ein Wort der Mißbilligung gegen diese Einrichtung laut werden zu lassen.“

„Gut, gut, das ist weiter nicht beunruhigend,“ versetzte der Fürst.

Der Graf fuhr fort: „Ich habe diese Tage mein besonderes Augenmerk auf die Literaten gerichtet; unnöthige Mühe, über die Freiheit, eine Tänzerin oder Sängerin zu verunglimpfen, reichen ihre Wünsche nicht hinaus; nach dieser Befriedigung jagen sie nun, die Helden der Feder; um so mehr, als sie ihnen nicht gegönnt wird, und ich ihnen bei diesem großen Streben überwindliche Hindernisse in den Weg schleudere.

Unsere Literaten denken gar nicht an den Staat und seine Leitung; sie haben Hunger und wollen essen; sie haben ein zu saueres Gewerbe, um Muth zu haben, einen Angriff zu wagen.

Grillparzer ist k. k. Archivar, und ist noch immer damit beschäftigt, die Ungnade des Hofes und seinen Ruf herabzuwürgen; er verbringt täglich eine Stunde mit seiner uralten Liebschaft, und ist ein Narr, der nicht weiß, was er will, und Alles verwirft; der ist so viel wie todt.

Bauernfeld braucht das Burgtheater und die Hofschauspieler, spielt viel Karten im kaufmännischen Vereine um hohes Geld, geht im Sommer aufs Land, und ist fortwährend im Begriff zu heirathen; wenn wir ihm einen beißenden, politischen Witz durchlassen, mehr versucht er nicht, so ist er vollkommen zufrieden, und glaubt Wunder, was er im Interesse der sogenannten Freiheit gethan hat; der Mann hat einen kleinen Appetit, und man kann ihn leicht satt machen; seine Intimität mit dem Baron Dobblhof ist das Einzige, das, wenn auch nicht bedenklich, doch zu berücksichtigen ist; Dobblhof, der Sekretär der niederösterreichischen Stände, ist ein praktischer Mensch, Bauernfeld ist ein Mann des Gedankens; sie bilden zusammen eine Person, die gefährlich werden könnte, denn sie sind etwas auszuführen und zur Opposition geneigt.“

„Apropos Graf, haben Sie Recherchen über die Gräfin Roben gemacht?“ frug der Fürst.

„Wie Euer Durchlaucht befohlen. Unsere Agenten aus Petersburg berichten, daß die genannte Dame sich der auszeichnenden Gunst Ihrer Majestät des Kaisers von Rußland erfreute, daß aber aus Gründen, welche die Eingeweihtesten am Hofe nicht wissen, kein wirkliches intimes Verhältniß zwischen ihnen stattgefunden; sie erhält Briefe von zwei Freundinnen am Hofe, deren Inhalt von keinem Belang, und sich meist auf unwichtige Privatangelegenheiten beziehen; nur hie und da kommt eine leise, sehr zarte Anspielung auf die allerhöchste Eroberung vor; außerdem erhält die Gräfin von Zeit zu Zeit Briefe von Orloff, dem Vertrauten des russischen Kaisers, die Ergebenheit, Freundschaft, die tiefste Verehrung athmen; die Antworten der Gräfin hingegen sind abgemessen, höflich, nichts weiter. Orloff, das ergiebt sich so ziemlich deutlich, korrespondirt auf höhern Befehl.“

„So!“ versetzte der Fürst. — „Noch eins, Graf. Haben Sie nicht zufällig besondere Auskünfte über den Grafen Dippold?“

„Es ist ein lustiger Bruder, der überall zu finden ist, wo man recht tanzt, jagt, der den Weibern nachstellt, und sich um gar nichts kümmert, als um sich selbst; der in geordneten Verhältnissen und sehr friedlich lebt, eben so gesucht von Grisetten, wie von den ersten Künstlerinnen und den hochgestellten Damen. Er verschläft die Tage und verbraust die Nächte. Er hätte sich neulich duellirt, wenn sein Gegner ihm nicht Abbitte gethan hätte; er hatte, wenn man nicht polizeilich urtheilt, Recht.“

„Mit wem geht er am Meisten um?“ frug der Fürst.

„Mit den lustigsten Gesellen, mit den besten Reitern, mit dem Grafen Sandor, dem Fürsten Trautmannsdorf ꝛc. ꝛc. Er kommt in alle möglichen Häuser.“

„Das weiß ich,“ unterbrach der Fürst. „Wenden Sie diesem Manne besondere Aufmerksamkeit zu, Graf.“

„Zu Befehl, Euer Durchlaucht.“

Ein Diener trat ein und meldete, daß Ihre Durchlaucht am Hofe beim Erzherzog Ludwig erwartet werden, und daß der Graf Dippold im Vorsaal der Befehle Ihrer Durchlaucht harre.

„Lassen Sie den Grafen eintreten,“ befahl der Minister dem Diener.

„Leben Sie wohl, lieber Präsident,“ sprach er zu dem Anwesenden, indem er ihm die Hand reichte; dieser verneigte sich ehrerbietig und ging; er begegnete dem Grafen Dippold und betrachtete ihn mit einem durchdringenden Blick.

„Verzeihen Sie, Graf,“ redete der Minister den eintretenden jungen Gast an; „aber ich muß jetzt zu Hofe, wohin ich gerufen bin; Sie werden, wie ich hoffe, von dem einen Besuch nicht müde geworden sein. Ich erwarte Sie morgen gegen sechs Uhr Abends.“

„Zu dienen, Euer Durchlaucht!“ antwortete der Graf Dippold, und entfernte sich mit der gebührenden Reverenz.

Der Fürst Metternich kleidete sich um, und begab sich zum Erzherzog Ludwig; er fand ihn nicht; denn der Kaiser lag im Sterben, im letzten Todeskampfe; es wurde dem Minister gemeldet, daß die ganze kaiserliche Familie bei dem Sterbenden versammelt sei

und bete; der Minister begab sich ebenfalls dahin. Alle lagen auf den Knien, die Häupter gesenkt; der Minister that wie die Andern, er trauerte nicht, er betete nicht, sondern überdachte in heftiger Erregung die Größe des bevorstehenden Glückes, das Glück der bevorstehenden Größe. Er warf einen flüchtigen, verstohlenen Blick auf den Fürsten mit dem blassen, verzerrten Angesichte, und sagte zu sich selbst: „Tod, du bist mein guter Freund, ich danke dir, du grausamer Geselle." Der Kaiser, das war zu sehen, kämpfte mit sehr heftigen Schmerzen, rasche Athemzüge, ein krampfhaftes Winden des ganzen Leibes, der sich bisweilen über das Lager erhob, das Ballen der Fäuste, das Hervortreten der Augen, dann und wann ein schmerzliches Stöhnen verriethen, daß der Kaiser in seiner letzten Stunde viel zu leiden habe. Die Aerzte waren noch immer pflichtschuldigst bemüht, dem Unheilbaren Heiltränke zu reichen.

„Malvati hinweg!" schrie der sterbende Kaiser, als ihm der Baron Stifft Moschus den Todtentrank reichte, „hinweg Malvati! Was Sie den Kranken reichen — ist nicht gesund — nicht — gar nicht!" und er wandte mit der äußersten Anstrengung den Kopf ab von der hingereichten Medizin.

Der knieende Minister zuckte zusammen bei diesem seltsamen Ausbruch des nun der Besinnung beraubten Fürsten. Die kaiserlichen Familienglieder senkten tiefer die Häupter, als wollte Jeder den Blick des Andern vermeiden.

Das letzte Heilmittel, das niemals mehr wirkt, war eingenommen und zurückgegeben; der Kaiser kämpfte fort mit Bildern, Gedanken und Schmerzen.

„Ypsilanti!" schrie er, „sei verflucht, nein, sei gesegnet, fasse mich nicht an; Du erwürgst mich; Du bist so stark, und ich so schwach, schwach, nein, nein, nein, ich will nicht widerrufen, mein Enkel muß sterben, muß todt sein."

Der Minister wagte nicht emporzuschauen, er blieb wie in Andacht versunken, aber seine Seele erbebte.

„Zurück! zurück!" stöhnte der Kaiser, „was wollt Ihr mit den Dolchen unter den langen Mänteln, bleibt auf dem Spielberg, das Fleisch weggefressen bis auf die Knochen, sonst müßt Ihr sterben; ich will nichts widerrufen! Metternich zu Hilfe. Gift, Gift für sie, Metternich, schnell — es ist aus, es ist aus," sprach er nun, zur Besinnung zurückgekehrt, mit matter Stimme; „betet für meine Seele, ich glaube, sie ist verdammt. — — Er war verschieden. Der anwesende Beichtvater des Kaisers sprach laut ein Gebet, die Andern murmelten es nach.

„Nun bin ich Kaiser," jauchzte es im Innern des Fürsten, als er sich mit den Andern erhob, um den Ort des Todes zu verlassen.

Dieses geschah am 3. März des Jahres 1836. — — —

Proudhon's Banque du peuple

von

Josef Hrczka.

III.

Unsere jetzige Gesellschaft ist ein ganzes System von Widersprüchen. Unsere Gesellschaft hat Eltern und Kinder, Männer und Weiber, Herren und Diener, Kapitalisten und Arbeiter, Staatsbürger und Staatsbeamte, Lehrer der Wissenschaft und deren Jünger u. s. w., und in allen diesen Verhältnissen herrscht der Widerspruch. Die Aufgabe des Socialismus ist, diesen ganzen großen Widerspruch aufzuheben. Ob der Socialismus eine Berechtigung hat? Hat der Gedanke eine Berechtigung? Braucht er noch eine Berechtigung? Es gab allerdings eine Zeit, wo der forschende Gedanke rechtslos stand unter dem blinden Glauben, und wo der Widerspruch als heiliges Mysterium hingegeben wurde, es ist das die vorwissenschaftliche, die vorphilosophische Zeit; jetzt aber, Dank der ewigen Wahrheit, die ihren Sieg mit Blutströmen erkauft, jetzt hat nur der Gedanke Recht, ja er hat die Pflicht, sich der Erscheinungen, sie mögen auf welchem Gebiete immer hervortreten, zu bemächtigen, was an ihnen Unklares ist, aufzuhellen, was unbegreiflich, zu erklären, und was widersprechend, auszusöhnen. So ist der Sozialismus in seinem vollsten Rechte, im Rechte der Philosophie der Wissenschaft, welche, weil sie ja Alles zu ihrem Gegenstande machen kann, dieses Mal das System der Gesellschaft gewählt hat. Es fragt sich, ob all die Widersprüche, welche der Socialismus zu lösen hat, selbstständig sind, oder ob sie alle zusammen nur an einem einzigen hangen, ob ein Prinzip des Widerspruchs an ihrer Spitze steht, mit dem sie sich halten, und mit dem sie auch weichen müssen? Allerdings ist ein solches Prinzip obwaltend, das Prinzip des Vorrechts, des Privilegiums, und der Sozialismus hat damit anzufangen, ein anderes Prinzip an die Stelle zu setzen, das Prinzip des strengen Rechts, das Prinzip der Gleichheit. Der Socialismus ist also seinem Prinzip nach wahre Rechtsphilosophie.

Unter allen Widersprüchen in der Gesellschaft hat sich aber der, zwischen Reichen und Armen, zwischen darbenden Arbeitern und zwischen schwelgenden Müßiggängern am Stürmischsten hervorgedrängt, dieser Widerspruch schrie und schreit noch immer am Lautesten nach seiner Lösung, ja noch ehe die Wissenschaft Interesse nahm, ist die Humanität schon für diese Frage eingestanden, und darum hat man sich gewöhnt, den Socialismus mit der Lösung der Pauperismusfrage zu identifiziren, weil er ja bisher ganz vorzüglich an diesem Theil seiner ganzen Aufgabe gearbeitet hat, und weil er eben noch in dieser Arbeit begriffen ist, und vor der Hand bleiben wird. Was man bisher Socialismus genannt hat, ist fast immer nur ein Theil desselben gewesen. Der ganze Socialismus will alle Verkrümmungen der Gesellschaft wieder gerade drehen, der Socialismus in seinem eingebürgerten Sinne aber, will nur das Mißverhältniß zwischen Reichen und Armen, zwischen

„Im Erzherzogthum Oesterreich, Tyrol, Steyermark, Mähren keine Regung politischen Lebens. In Galizien sind die Hohen etwas bewegt, die Tiefen ruhig; die Bauern lieben fanatisch die österreichische Regierung aus Haß gegen den Adel; aber in Ungarn“ —

„In Ungarn, Graf?“ frug der Fürst mit Nachdruck.

„In Ungarn zeigt sich eine große Empfänglichkeit für die Ausfälle gegen die Regierung, für die patriotischen Ergüsse des Wesselenyi, und besonders des Kossuth, der, seitdem sein Blatt verboten ist, in Manuskripten seine Gedanken verbreitet. Hier ist der Aufsatz, der eine besonders große Wirkung nicht nur in Preßburg, sondern überall, wo er hin kam in Ungarn, und er wurde sehr verbreitet — hervorbrachte.“ Der Polizeipräsident langte die Abschrift des Artikels, den der Fürst Paul Esterhazy bereits im Salon des Ministers vorgelesen, hervor, und reichte sie dem Staatskanzler.

„Ist mir schon bekannt, Graf Sedlnitzky.“

„Sobald ich dieses Dokument und die darauf bezüglichen Berichte bekam,“ nahm wieder der Polizeichef das Wort, „erachtete ich es für nothwendig, ungesäumt einen Verhaftsbefehl gegen die Freiheitsmänner zu erlassen.“

„Sie thaten recht, sehr recht,“ fiel der Minister ein.

„Ich habe alle Vorsicht und strenge Vermeidung von Aufsehen anempfohlen. Der Befehl lautete dahin, daß sich ein Polizeikommissär, von einigen Polizeisoldaten gefolgt, des Nachts in die Wohnung der magyarischen Agitatoren begebe, sie in aller Stille aufhebe und ohne Verzug, nachdem ihnen die Augen verbunden worden, in einem geschlossenen Wagen sogleich nach Munkacz bringe. Zugleich ist den an dieser Exekution betheiligten Personen bei Verlust ihres Amtes und sonstiger harter Strafe das strengste Stillschweigen über diesen Vorfall aufgetragen. Der Befehl sollte in Ausführung gebracht werden.“

„Schön! Vortrefflich!“

„Allein man fand die Wohnung des Einen leer.“

„Wessen?“ frug hastig der Fürst.

„Kossuth war entwichen, Euer Durchlaucht, Wesselenyi ist festgenommen und in Verwahrung gebracht.“

„Verdammt, das ist nicht gut,“ äußerte der Fürst.

„Wünschen Euer Durchlaucht, daß der Hochverräther steckbrieflich verfolgt werde?“

„Nein, das ist nicht rathsam und nicht nöthig; geht er aus dem Lande, so ist er fern und nicht mehr schädlich, bleibt er in der Monarchie, so rechne ich darauf, daß Sie ihn bald gefunden haben.“

„Euer Durchlaucht werden sich darin nicht verrechnen. — — Mein Bericht ist zu Ende,“ sprach, sich verbeugend, der Graf Sedlnitzky.

„Sie sind ein höchst verdienstlicher Polizeipräsident, und Sie haben Anspruch auf den Dank Ihres Kaisers und des Staates. Verdoppeln Sie jetzt Ihre Aufmerksamkeit; der Tod eines Monarchen bringt immer eine Krisis, wie vorübergehend sie auch sein mag, hervor.“

„Zu Befehl, Euer Durchlaucht.“

bietet, als den beständigen Kampf um Freiheit, das heißt den Kampf um materielle und geistige Selbstständigkeit, das heißt den Kampf um Brod und Erkenntniß für Alle; auf die Statistik insofern, als sie die Brodlosigkeit und die geistige Verwahrlosung, das heißt den Zustand der empörendsten Unfreiheit des bei weitem größten Theils der Gesellschaft beweist. Die Souverainetät des Gedankens ist eine unbestrittene Wahrheit, die Geschichte ist eine unbestrittene Wahrheit, und die Statistik ist eine unbestrittene Wahrheit, deshalb muß auch der Socialismus eine unbestrittene Wahrheit und in vollster Berechtigung sein. — In Bezug auf die Statistik speziell haben wir folgende Thatsachen anzuführen: Schon vor funfzehn Jahren haben Tournon, de Villeneuve und Huerne de Pommeuse die Zahl der vollkommen Mittellosen in Frankreich auf zwei Millionen, oder auf den sechszehnten Theil der ganzen Bevölkerung angegeben. Eine Statistik für die Departements von 1832 giebt dieselbe Ziffer zum Resultat. Es ist schwer zu sagen, um wie viel diese Zahl seit jener Zeit angewachsen ist, aber so viel ist gewiß, daß man in Paris offiziell einen vollkommen Mittellosen auf sechs Einwohner zählt, an andern Orten aber, wie z. B. in St. Quentin, ist das Verhältniß noch trauriger, es ist 1 : 4. In Brüssel ist mehr als der dritte Theil vollkommen mittellos. In seinem berühmten Berichte an die Konstituante hat Larochefoucauld-Linaucourt die Zahl der vollkommen Mittellosen von damals auf 3,250,000 angegeben. Nach Schön existiren in Frankreich 7½ Millionen Individuen, welche durchaus kein Brod essen können, und sich nur von Gemüse und Kartoffeln ernähren. Pierre Leroux hat am 15. Juni und am 30. August 1848 in der Kammer erklärt, daß in Frankreich außer 4 Millionen unbeschäftigter Arbeiter noch 8 Millionen ganz Mittelloser leben. Nach einer jüngst (in der Revue de deux mondes, 15. September 1848) veröffentlichten Statistik leben in Frankreich 900,000 Familien, oder im Durchschnitte 5 Personen auf eine Familie gerechnet, 5,400,000 Menschen, welche gar nichts besitzen, und 800,000 Familien, oder 4,000,000 Menschen, die eine ganz unsichere Existenz haben, überdies aber noch 660,000 Familien oder 3,300,000 Menschen, deren Existenz in ganz prekärer Weise vom Staate abhängig ist. Endlich hat einer der ersten Statistiker Europa's, Balbi, im Jahre 1830, in der Revue de deux mondes eine Tabelle über die Vertheilung der Reichthümer Frankreichs entworfen, welche folgende Ziffern liefert: 1,100,000 Franzosen haben im Maximum nicht mehr, als 96 Centimen, also noch keinen Frank täglich zu verbrauchen; 2,000,000 haben nicht über 82 Centimen; 2,000,000 nicht über 69; 3,500,000 nicht über 55; 7,500,000 nicht über 41; 7,500,000 nicht über 33; und wieder 7,500,000 nicht über 25 Centimen = 5 Sous = 2 Silbergroschen täglich. Von 33 Millionen Einwohnern, welche damals Frankreich zählte, haben also 31 Millionen in der höchsten Zahl nur 19 Sous täglich, von welchen wieder 8½ Millionen nur zwischen 10—16 Sous, 23 Millionen aber theils 8, theils 6, theils nur 5 Sous, unter den übrigen 2 Millionen aber sind wieder 1 Million, welche nicht über 2¾ Frank täglich haben, und unter diesen wieder 300,000, deren tägliche Einkünfte 11 Frank nicht übersteigen, rechnet man dieses zusammen, und vergleicht es mit dem jährlichen Gesammtertrag Frankreichs, so erhält man folgendes Resultat: 7½ Millionen haben im Maximum täglich 5 Sous, also im gerechten Durchschnitt 3 Sous, das macht jährlich 400 Millionen Frank; 7½ Millionen haben im Maximum täglich 7 Sous, also

und bete; der Minister begab sich ebenfalls dahin. Alle lagen auf den Knien, die Häupter gesenkt; der Minister that wie die Andern, er trauerte nicht, er betete nicht, sondern überdachte in heftiger Erregung die Größe des bevorstehenden Glückes, das Glück der bevorstehenden Größe. Er warf einen flüchtigen, verstohlenen Blick auf den Fürsten mit dem blassen, verzerrten Angesichte, und sagte zu sich selbst: „Tod, du bist mein guter Freund, ich danke dir, du grausamer Geselle.“ Der Kaiser, das war zu sehen, kämpfte mit sehr heftigen Schmerzen, rasche Athemzüge, ein krampfhaftes Winden des ganzen Leibes, der sich bisweilen über das Lager erhob, das Ballen der Fäuste, das Hervortreten der Augen, dann und wann ein schmerzliches Stöhnen verriethen, daß der Kaiser in seiner letzten Stunde viel zu leiden habe. Die Aerzte waren noch immer pflichtschuldigst bemüht, dem Unheilbaren Heiltränke zu reichen.

„Malvati hinweg!“ schrie der sterbende Kaiser, als ihm der Baron Stifft Moschus den Todtentrank reichte, „hinweg Malvati! Was Sie den Kranken reichen — ist nicht gesund — nicht — gar nicht!“ und er wandte mit der äußersten Anstrengung den Kopf ab von der hingereichten Medizin.

Der knieende Minister zuckte zusammen bei diesem seltsamen Ausbruch des nun der Besinnung beraubten Fürsten. Die kaiserlichen Familienglieder senkten tiefer die Häupter, als wollte Jeder den Blick des Andern vermeiden.

Das letzte Heilmittel, das niemals mehr wirkt, war eingenommen und zurückgegeben; der Kaiser kämpfte fort mit Bildern, Gedanken und Schmerzen.

„Ypsilanti!“ schrie er, „sei verflucht, nein, sei gesegnet, fasse mich nicht an; Du erwürgst mich; Du bist so stark, und ich so schwach, schwach, nein, nein, nein, ich will nicht widerrufen, mein Enkel muß sterben, muß todt sein.“

Der Minister wagte nicht emporzuschauen, er blieb wie in Andacht versunken, aber seine Seele erbebte.

„Zurück! zurück!“ stöhnte der Kaiser, „was wollt Ihr mit den Dolchen unter den langen Mänteln, bleibt auf dem Spielberg, das Fleisch weggefressen bis auf die Knochen, sonst müßt Ihr sterben; ich will nichts widerrufen! Metternich zu Hilfe. Gift, Gift für sie, Metternich, schnell — es ist aus, es ist aus,“ sprach er nun, zur Besinnung zurückgekehrt, mit matter Stimme; „betet für meine Seele, ich glaube, sie ist verdammt. — — Er war verschieden. Der anwesende Beichtvater des Kaisers sprach laut ein Gebet, die Andern murmelten es nach.

„Nun bin ich Kaiser,“ jauchzte es im Innern des Fürsten, als er sich mit den Andern erhob, um den Ort des Todes zu verlassen.

Dieses geschah am 3. März des Jahres 1836. — — —

130,000 geschätzt, und ein Beamter von der Polizeipräfektur in Paris giebt die Zahl der Prostitutionshäuser auf 7000 an. Zum Schlusse endlich dieses kläglichen Registers noch ein Faktum: M. D. Browne hat im Parlamente zu Anfang des Jahres 1847 die Zahl der Irländer, welche vor Hunger sterben, auf 500 täglich angegeben.

Wer hat nun noch den Muth, den Socialismus nach seiner Berechtigung zu fragen? Wie, an dieser auffallenden Erscheinung soll der menschliche Verstand, an der herzzerreißenden Thatsache das menschliche Gefühl gleichgiltig und unbekümmert vorübergehen? Nein! Der Widerspruch muß gelöst, das Unglück so vieler Millionen muß gehoben, die geistige Nacht, in der sie vegetiren, muß zerstreut, mit Einem Worte, die Menschen müssen Alle wieder zu Menschen gemacht, und zum Menschenrecht gebracht werden.

IV.

Während im St. Simonismus noch kaum die spärlichsten Anfänge eines logischen Gebäudes des Socialismus anzutreffen sind, während der St. Simonismus durch seine Form nur indirekt auf die Nothwendigkeit aufmerksam macht, daß der Socialismus zur Wissenschaft der Gesellschaft werde, hat Fourier eine solche Wissenschaft wirklich geschaffen. Der Kommunismus war in der Auffassung der Gesellschaft ganz und gar subjektiv. Es that ihm wehe, in unserer jetzigen Gesellschaft den größten Theil der Menschen leiden zu sehen, und der Schmerz setzte ihn in Bewegung. Der St. Simonismus suchte, wenn auch seiner Seits noch vergebens, die Gesellschaft objektiv zu fassen, das heißt die Fragen und die Räthsel in derselben als ein rein wissenschaftliches Problem zu behandeln. Der Fourierismus endlich gewinnt wirklich diesen Standpunkt, nach welchem der St. Simonismus blos gesucht, ohne ihn gefunden zu haben. Fourier macht die Gesellschaft zum Objekt des Gedankens, und unterwirft sie seinen Gesetzen. Im Allgemeinen wird sich daher schon der Fourierismus vor dem St. Simonismus an Gründlichkeit, Bestimmtheit und an Umfang auszeichnen. An Umfang deshalb, weil der St. Simonismus noch immer das Verhältniß des Reichen zum Armen fast ausschließlich im Auge hatte, der Fourierismus aber alle gesellschaftlichen Verhältnisse umfassen mußte.

Streng wissenschaftlich, wie nun Fourier sein will, hat er dreierlei zu zeigen: 1) wie die Gesellschaft sein soll, 2) wie sie ist, 3) wie sie aus den gegenwärtigen logisch falschen in den logisch richtigen Zustand hinübergeführt werden kann. Um den Beweis zu führen, wie die Gesellschaft sein soll, muß Fourier ganz natürlich Grundsätze aufstellen, welche mehr als die Gesellschaft umfassen, denn beweisen ist ja nichts Anderes, als das Allgemeine am Besondern nachweisen, also irgend einen Zustand der Gesellschaft als den richtigen beweisen, heißt nachweisen, daß eben dieser Zustand der Gesellschaft irgend einem allgemeinen Grundsatze entspricht. In der That theilt Fourier das Universum in vier sich bewegende Gruppen, oder er sieht in der Gesammtwelt nur viererlei Bewegungen: die materielle, die organische, die animale und die sociale. Als allgemeine Bewegungsgesetze stellt er auf: ein Ziel, welches zu erreichen und erreicht werden muß; das beständige Annähern zum Ziele während der ganzen Zeit der Bewegung; endlich die Bewegungsursache, und in Folge dessen die unbedingte Berechtigung zur Bewegung.

Luxus und Elend ausgleichen, und hier zuerst das Unrecht mit dem Vorrecht zum Recht versöhnen.

Der Socialismus ist eine späte Philosophie. So lange lagen die Zustände der Gesellschaft in ihrer ganzen Verkehrtheit vor dem menschlichen Verstande, ehe es ihm ernstlich darum zu thun war, sich dieses Stoffes zu bemächtigen. Himmel und Erde, Gott und Natur, das Leben und der Tod waren bereits der Forschung unterworfen, dem Steine, der zur Erde fällt, dem System der Himmelskörper in ihrer ewigen Bewegung, den tiefsten Regungen unserer Seele, unserem Urtheile, unserem Wohlgefallen am Schönen, unserer Befriedigung durch das Gewissen, und tausend andern Erscheinungen hatte man schon längst Rechenschaft abgefordert, ehe man sich die einfache und natürliche Frage stellte: „Wie kommt es, daß Diejenigen, welche am Meisten arbeiten, und durch ihre Arbeit die meisten Genüsse des Lebens bereiten, sie in so überaus dürftigem Maße für sich in Anspruch nehmen dürfen, während Diejenigen, welche am Wenigsten oder gar nicht arbeiten, also gar nichts hervorbringen, dennoch in solchem Uebermaße, bis zur Ausgelassenheit und zum Uebermuthe genießen?“ Und diese Erscheinung lag doch so offen vor uns da, lag uns so nahe, daß wir ihr auf jedem Schritt und jeden Tag begegneten, daß wir uns sogar mit unserer Barmherzigkeit, mit unserer sogenannten Gerechtigkeit und mit unserer ganzen Civilisation daran stießen. Hatten wir nicht Armen-, Kranken-, Zucht- und Prostitutionshäuser errichtet? Sahen wir das Elend nicht, und die geistige und moralische Versunkenheit so vieler Millionen, haben wir denn ihr Jammergeschrei nicht gehört, haben wir ihren Schmerz nicht gefühlt, haben wir ihre Gefährlichkeit nicht erkannt, und waren wir nicht grausam genug, im Gebrauche der Schutzmittel gegen dieselbe? Wir waren barmherzig, und wo die Barmherzigkeit nicht auslangt, waren wir grausam, welch ein Widerspruch wieder hievon, und doch haben wir ihn nicht gefunden, doch wurde das philosophische Interesse zur Lösung nicht angeregt, doch wurden wir nicht wissenschaftlich, doch wurden wir nicht gerecht! Vielleicht hätten wir auf den Socialismus noch lange warten müssen, wenn das wissenschaftliche Interesse allein ihn hätte anbahnen sollen, vielleicht hätten wir noch lange nicht gesehen, daß ein gewaltiger Widerspruch die Gesellschaft durchzieht, hätten wir noch lange nicht gefragt, wie dieser Widerspruch sich hält, und wie er gelöst werden soll; aber äußerer Zwang drängte uns zu dieser Frage, die Noth lehrte hier abermals denken. Millionen und aber Millionen Menschen, ja der größere Theil der Gesellschaft schmachtet im bittersten Elend, Hunger, Durst, Kälte, Nacktheit, Obdachlosigkeit, und in Folge dessen Krankheit, Wildheit, Rohheit und Verworfenheit sind ihr Loos. Tausend gewaltsame Kämpfe sind geführt worden, um das Ende dieses Zustandes herbeizuführen, von Solon bis Babeuf wurde immer und immer nur um Brod gekämpft, und als alle Kämpfe sich unfruchtbar gezeigt, da stieg vom Jammer der Gesellschaft der letzte Schrei auf: „Schafft den Socialismus, schafft die W i s s e n s c h a f t d e s B r o d e s.“

Wer jetzt noch nach der Berechtigung des Socialismus fragt, den verweist er nicht nur auf den Kalender, wo das neunzehnte Jahrhundert, also das dritte Sekulum nach der Befreiung und nach der Souveränetätserklärung und Anerkennung des prüfenden und forschenden Gedankens angeschrieben steht, sondern auch auf die ganze Geschichte und auf die Statistik, auf die Geschichte, insofern sie bei genauer Betrachtung nichts Anderes dar-

bietet, als den beständigen Kampf um Freiheit, das heißt den Kampf um materielle und geistige Selbstständigkeit, das heißt den Kampf um Brod und Erkenntniß für Alle; auf die Statistik insofern, als sie die Brodlosigkeit und die geistige Verwahrlosung, das heißt den Zustand der empörendsten Unfreiheit des bei weitem größten Theils der Gesellschaft beweist. Die Souverainetät des Gedankens ist eine unbestrittene Wahrheit, die Geschichte ist eine unbestrittene Wahrheit, und die Statistik ist eine unbestrittene Wahrheit, deshalb muß auch der Socialismus eine unbestrittene Wahrheit und in vollster Berechtigung sein. — In Bezug auf die Statistik speziell haben wir folgende Thatsachen anzuführen: Schon vor funfzehn Jahren haben Tournon, de Villeneuve und Huerne de Pommeuse die Zahl der vollkommen Mittellosen in Frankreich auf zwei Millionen, oder auf den sechszehnten Theil der ganzen Bevölkerung angegeben. Eine Statistik für die Departements von 1832 giebt dieselbe Ziffer zum Resultat. Es ist schwer zu sagen, um wie viel diese Zahl seit jener Zeit angewachsen ist, aber so viel ist gewiß, daß man in Paris offiziell einen vollkommen Mittellosen auf sechs Einwohner zählt, an andern Orten aber, wie z. B. in St. Quentin, ist das Verhältniß noch trauriger, es ist 1 : 4. In Brüssel ist mehr als der dritte Theil vollkommen mittellos. In seinem berühmten Berichte an die Konstituante hat Larochefoucauld-Liancourt die Zahl der vollkommen Mittellosen von damals auf 3,250,000 angegeben. Nach Schön existiren in Frankreich 7½ Millionen Individuen, welche durchaus kein Brod essen können, und sich nur von Gemüse und Kartoffeln ernähren. Pierre Leroux hat am 15. Juni und am 30. August 1848 in der Kammer erklärt, daß in Frankreich außer 4 Millionen unbeschäftigter Arbeiter noch 8 Millionen ganz Mittelloser leben. Nach einer jüngst (in der Revue de deux mondes, 15. September 1848) veröffentlichten Statistik leben in Frankreich 900,000 Familien, oder im Durchschnitte 5 Personen auf eine Familie gerechnet, 5,400,000 Menschen, welche gar nichts besitzen, und 800,000 Familien, oder 4,000,000 Menschen, die eine ganz unsichere Existenz haben, überdies aber noch 660,000 Familien oder 3,300,000 Menschen, deren Existenz in ganz prekärer Weise vom Staate abhängig ist. Endlich hat einer der ersten Statistiker Europa's, Balbi, im Jahre 1830, in der Revue de deux mondes eine Tabelle über die Vertheilung der Reichthümer Frankreichs entworfen, welche folgende Ziffern liefert: 1,100,000 Franzosen haben im Maximum nicht mehr, als 96 Centimen, also noch keinen Frank täglich zu verbrauchen; 2,000,000 haben nicht über 82 Centimen; 2,000,000 nicht über 69; 3,500,000 nicht über 55; 7,500,000 nicht über 41; 7,500,000 nicht über 33; und wieder 7,500,000 nicht über 25 Centimen = 5 Sous = 2 Silbergroschen täglich. Von 33 Millionen Einwohnern, welche damals Frankreich zählte, haben also 31 Millionen in der höchsten Zahl nur 19 Sous täglich, von welchen wieder 8½ Millionen nur zwischen 10—16 Sous, 23 Millionen aber theils 8, theils 6, theils nur 5 Sous, unter den übrigen 2 Millionen aber sind wieder 1 Million, welche nicht über 2¾ Frank täglich haben, und unter diesen wieder 300,000, deren tägliche Einkünfte 11 Frank nicht übersteigen, rechnet man dieses zusammen, und vergleicht es mit dem jährlichen Gesammtertrag Frankreichs, so erhält man folgendes Resultat: 7½ Millionen haben im Maximum täglich 5 Sous, also im gerechten Durchschnitt 3 Sous, das macht jährlich 400 Millionen Frank; 7½ Millionen haben im Maximum täglich 7 Sous, also

im Durchschnitt täglich 6 Sous, und zusammen jährlich 640 Millionen; $7\frac{1}{2}$ Millionen haben im Maximum täglich 8, also im Durchschnitt 7 Sous, zusammen jährlich 750 Millionen; $3\frac{1}{2}$ Millionen haben im Maximum täglich 11, also im Durchschnitt 9 Sous, und zusammen jährlich 440 Millionen; 2 Millionen haben im Maximum 14, also im Durchschnitt täglich $12\frac{1}{2}$ Sous und zusammen jährlich 350 Millionen; 2 Millionen haben im Maximum 16, also im Durchschnitt täglich 15 Sous und zusammen jährlich 420 Millionen; 1 Million hat im Maximum 19 Sous, also im Durchschnitt 17 Sous täglich und zusammen jährlich 240 Millionen; 1 Million hat im Maximum $2\frac{3}{4}$ Frank, also im Durchschnitt 1 Frank und 16 Sous täglich und zusammen jährlich 640 Millionen. Endlich haben 300,000 im Maximum täglich 11 Frank, also im Durchschnitt täglich bis 8 Frank und zusammen jährlich 900 Millionen. Von dem Gesammtertrage Frankreichs, welcher heute über 10 Milliarden jährlich, und für das Jahr 1830 zu 9 Milliarden angesetzt werden kann, entfallen 4780, oder höchstens 5 Milliarden auf 32,300,000 Einwohner, während auf die übrigen 700,000 ganze 4 Milliarden vertheilt werden. Also nahe die Hälfte des jährlichen Gesammtertrages von Frankreich fließt 700,000 Franzosen zu, während in die andere Hälfte sich 32,300,000 theilen müssen. Frankreich aber ist noch nicht der höchste Ausdruck der sozialen Noth. Gehen wir nach Irland, wo im Jahre 1834 von einer Bevölkerung von 8 Millionen über 5 Millionen kaum 2 Sous täglich zu verzehren hatten. Dann Flandern, ein zweites Irland, wo beinahe die ganze Bevölkerung im Hunger und Elend stirbt. Im böhmischen Erzgebirge sind Spitzenfabriken, wo Frauenzimmer für 15—16 Stunden tägliche Arbeit nicht mehr als 3 Sous = 9 Kreuzer Wiener Währung verdienen. Enthalten aber diese Ziffern weiter nichts Trauriges? O, das, was in diesen Ziffern versteckt liegt, ist noch fürchterlicher, als das, was sie offen zeigen. Sie zeigen offen ein tägliches, an Entbehrungen reiches Leben so vieler Millionen Menschen, versteckt aber liegt in ihnen das Siechthum, die häufigen und grausen Krankheiten, die unverhältnißmäßig zahlreichen Sterbefälle, die unzähligen Formen von Lastern und Verbrechen, die erschreckliche geistige und moralische Verwilderung, welche unter diesen unglücklichen Geschöpfen wüthet. Die Konsequenz jener Armenstatistik ist die Statistik der Armen-, Kranken-, Zucht-, Findel- und Prostitutionshäuser. Dieser Statistik seien folgende Einzelheiten entnommen: Im Jahre 1847 wurden in Paris 500,000 Brodscheine von der Munizipalverwaltung ausgegeben. Schon im Jahre 1834 hat de Morogues die Zahl jener, welche von öffentlicher oder Privatunterstützung leben, in Paris auf 300,000 geschätzt. In Lyon sind 75,000 Menschen, welche gar nichts haben, und an Allem Mangel leiden, und 25,000 Gewerbsleute, die kaum zu leben haben. In Paris entfällt mehr als der dritte Theil der jährlichen Todesfälle auf die Spitäler, und drei Viertel von denjenigen, welche in ihrer Wohnung sterben, werden auf öffentliche Kosten beerdigt, so daß von der ganzen Zahl der jährlichen Todesfälle über $\frac{5}{6}$ auf die ganz Armen entfallen. In Paris, in Lyon und in Bordeaux ist der dritte Theil der Geburten illegitim, in Wien steigt ihre Zahl auf die Hälfte, und in Petersburg noch höher. Die Spitäler in Frankreich werden in der Mittelzahl immer von 600,000 bewohnt, die Gefängnisse zählen eine Bevölkerung von 200,000, und die Zahl der jährlich gerichtlich Verfolgten ist ungefähr 600,000. Schon im Jahre 1834 wurde die Zahl der Findelkinder in Frankreich auf

130,000 geschätzt, und ein Beamter von der Polizeipräfektur in Paris giebt die Zahl der Prostitutionshäuser auf 7000 an. Zum Schlusse endlich dieses kläglichen Registers noch ein Faktum: M. D. Browne hat im Parlamente zu Anfang des Jahres 1847 die Zahl der Irländer, welche vor Hunger sterben, auf 500 täglich angegeben.

Wer hat nun noch den Muth, den Socialismus nach seiner Berechtigung zu fragen? Wie, an dieser auffallenden Erscheinung soll der menschliche Verstand, an der herzzerreißenden Thatsache das menschliche Gefühl gleichgiltig und unbekümmert vorübergehen? Nein! Der Widerspruch muß gelöst, das Unglück so vieler Millionen muß gehoben, die geistige Nacht, in der sie vegetiren, muß zerstreut, mit Einem Worte, die Menschen müssen Alle wieder zu Menschen gemacht, und zum Menschenrecht gebracht werden.

IV.

Während im St. Simonismus noch kaum die spärlichsten Anfänge eines logischen Gebäudes des Socialismus anzutreffen sind, während der St. Simonismus durch seine Form nur indirekt auf die Nothwendigkeit aufmerksam macht, daß der Socialismus zur Wissenschaft der Gesellschaft werde, hat Fourier eine solche Wissenschaft wirklich geschaffen. Der Kommunismus war in der Auffassung der Gesellschaft ganz und gar subjektiv. Es that ihm wehe, in unserer jetzigen Gesellschaft den größten Theil der Menschen leiden zu sehen, und der Schmerz setzte ihn in Bewegung. Der St. Simonismus suchte, wenn auch seiner Seits noch vergebens, die Gesellschaft objektiv zu fassen, das heißt die Fragen und die Räthsel in derselben als ein rein wissenschaftliches Problem zu behandeln. Der Fourierismus endlich gewinnt wirklich diesen Standpunkt, nach welchem der St. Simonismus blos gesucht, ohne ihn gefunden zu haben. Fourier macht die Gesellschaft zum Objekt des Gedankens, und unterwirft sie seinen Gesetzen. Im Allgemeinen wird sich daher schon der Fourierismus vor dem St. Simonismus an Gründlichkeit, Bestimmtheit und an Umfang auszeichnen. An Umfang deshalb, weil der St. Simonismus noch immer das Verhältniß des Reichen zum Armen fast ausschließlich im Auge hatte, der Fourierismus aber alle gesellschaftlichen Verhältnisse umfassen mußte.

Streng wissenschaftlich, wie nun Fourier sein will, hat er dreierlei zu zeigen: 1) wie die Gesellschaft sein soll, 2) wie sie ist, 3) wie sie aus den gegenwärtigen logisch falschen in den logisch richtigen Zustand hinübergeführt werden kann. Um den Beweis zu führen, wie die Gesellschaft sein soll, muß Fourier ganz natürlich Grundsätze aufstellen, welche mehr als die Gesellschaft umfassen, denn beweisen ist ja nichts Anderes, als das Allgemeine am Besondern nachweisen, also irgend einen Zustand der Gesellschaft als den richtigen beweisen, heißt nachweisen, daß eben dieser Zustand der Gesellschaft irgend einem allgemeinen Grundsatze entspricht. In der That theilt Fourier das Universum in vier sich bewegende Gruppen, oder er sieht in der Gesammtwelt nur viererlei Bewegungen: die materielle, die organische, die animale und die sociale. Als allgemeine Bewegungsgesetze stellt er auf: ein Ziel, welches zu erreichen und erreicht werden muß; das beständige Annähern zum Ziele während der ganzen Zeit der Bewegung; endlich die Bewegungsursache, und in Folge dessen die unbedingte Berechtigung zur Bewegung.

Diese allgemeinen Bewegungsgesetze auf die Gesellschaft angewendet, so ist das allgemeine Glück oder das allgemein *befriedigte Bedürfniß* das *Ziel* der Bewegung; der *Akt der Befriedigung* selber, ist die beständige *Annäherung zum Ziele*, und der *Trieb* ist die Bewegungsursache, die als solche auch berechtigt ist. Der kurze Inhalt von all dem ist die Beweisführung, daß jeder Mensch in jedem seiner Triebe berechtigt, und zur Befriedigung desselben bestimmt ist. Hierauf geht Fourier zu einer Eintheilung der Triebe in drei Hauptklassen, und zu einer Unterabtheilung derselben über, welche im Ganzen zwölferlei Triebe giebt, und der erste Theil von Fourier's Aufgabe ist insoweit gelöst, als er zu dem Resultate gelangt ist, daß die Gesellschaft so eingerichtet sein soll, daß jeder Mensch alle seine zwölferlei Bedürfnisse befriedigen könne. Es ist meiner Absicht hier ferne, diesen Theil des logischen Gebäudes Fourier's sei es in seinen einzelnen Theilen, sei es auch nur im Allgemeinen einer Untersuchung zu unterwerfen, darum geh' ich alsogleich zum zweiten Theile von Fourier's Aufgabe über, die in einer Kritik des gegenwärtigen Zustandes der Gesellschaft besteht. Um den gegenwärtigen Zustand der Gesellschaft gehörig zu würdigen, hat sich Fourier um einen fixen Punkt umgesehen, an welchem er den Anfang des kritischen Fadens anknüpfen konnte. Er fand diesen Punkt in dem oben angeführten Resultate, so daß der zweite Theil seiner Aufgabe nur dadurch gelöst wird, daß er den logischen Prozeß, welcher zur Lösung des ersten Theils geführt hat, ununterbrochen fortsetzt. Die Gesellschaft soll so eingerichtet sein, daß jeder Mensch seinen Trieben folgend, seine Bedürfnisse befriedigen kann. Zur Befriedigung der Bedürfnisse aber gehören gewisse Mittel in einem gewissen Maße. Das auslangende Maß an Mitteln nennt man *Reichthum*. Also zur Befriedigung sämmtlicher Bedürfnisse gehört Reichthum, der Reichthum wieder erschafft sich nicht von selbst, sondern nur *die Arbeit* bringt ihn hervor. Wenn daher Alle ihre Bedürfnisse befriedigen sollen, muß Reichthum da sein für Alle, dann aber müssen Alle arbeiten, und zu dem Zustand der Gesellschaft, wie er sein soll, gehört eben so gut die *allgemeine Arbeit*, wie die allgemeine Befriedigung der Bedürfnisse. Hiermit ist über die Gesellschaft, wie sie jetzt ist, das erste Urtheil gefällt. Die jetzige Gesellschaft hat nicht Reichthum genug, weil nur ein kleiner Theil arbeitet, und weil ein großer Theil nur verbraucht. Dann geht Fourier auf die Hauptarbeiten der Gesellschaft ein, welche sich als Handel, Industrie und Ackerbau darstellen. Vom Handel zeigt er nun, wie er von seiner eigentlichen Bestimmung, der ganzen Gesellschaft durch Verbreitung und Vertheilung der Reichthümer zu dienen, abgebracht, und nur Kaufmannszweck geworden ist. In der Industrie stellt sich der Uebelstand heraus, daß gerade diejenigen, welche arbeiten, niemals zum Genusse des erschaffenen Reichthums gelangen, welcher ausschließlich von den Müßiggängern vergeudet wird. Endlich, was den Ackerbau betrifft, der die eigentliche Quelle des Reichthums ist, so ist der Boden derart vertheilt und zertheilt, daß dabei ein sehr großer Theil unnütz verloren geht, wodurch die Gesellschaft abermals um einen sehr großen Theil ihres Reichthums betrogen wird. — Hierin liegt Fourier's Kritik der Gesellschaft, die im Wesentlichen zwei Punkte umfaßt: 1) *Der Reichthum der Gesellschaft ist nicht groß genug;* 2) *dieser Reichthum wird gerade von denjenigen verbraucht, welche ihn nicht durch Arbeit geschaffen haben.*

Diese zwei Momente, welche über den jetzigen Zustand der Gesellschaft den Stab brechen, sind grundverschieden. Das erste ist nur ein Moment der Oekonomie, das zweite aber ist vorherrschend ein Moment des Rechts. Die Oekonomie der Gesellschaft fordert bessere Benutzung der Boden- und allgemeinere Anwendung der Menschenkraft; das Recht in der Gesellschaft fordert, daß die Arbeit genieße, was sie erschafft, daß Jeder für sich, und nicht für Andere arbeite. Uebrigens ist an dem zweiten Moment neben dem Recht auch die Oekonomie betheiligt. Der, welcher für Andere arbeiten muß, arbeitet nicht in Folge seines Arbeitstriebes, er arbeitet daher nicht mit Lust, und deshalb nicht mit der ganzen Kraft des Geistes und des Körpers, so daß ein Theil lebendiger Kraft für die Gesellschaft abermals verloren geht in demselben Augenblicke, wo sie das Rechtsprinzip vernachlässigt.

In der Kritik der jetzigen Gesellschaft liegt nach meiner Ansicht Fourier's Hauptverdienst um den Socialismus. Der Socialismus soll eine neue Gesellschaftsordnung gründen, wie hätte er das können, ohne die Mängel der alten Gesellschaftsordnung aufzudecken, die er eben doch nur verbessern soll? Indessen ist es nur zu klar, daß Fourier in dieser Kritik auf halbem Wege stehen geblieben ist. Wahr ist es zwar, daß in der jetzigen Gesellschaft nur ein kleiner Theil arbeitet, wahr ist es ferner, daß der Müßiggänger für den Arbeiter genießt, daß der Darbende für den Schwelgenden arbeitet; wahr ist es ferner auch, daß, wenn alle Menschen arbeiten würden, und wenn man mit dem Gebrauch des Bodens ökonomischer zu Werke ginge, der Reichthum der Gesellschaft vervielfältigt werden müßte; warum aber ist Fourier nicht weiter auf den Grund eben dieser Uebelstände eingegangen? Wenn es für den Socialismus nothwendig ist, die Ursache des jetzigen Gesellschaftszustandes zu erforschen, so ist nichts gewonnen, als bis man die Grundursache, die letzte Quelle gefunden, denn so lange diese verborgen ist, so lange wird man die ungeeignetsten Mittel zur Verbesserung finden. Fourier aber hat kaum angefangen, das Uebel gegen seinen Ursprung hin zu verfolgen. Fourier wollte nur den Ursprung finden, und meinte ihn gefunden zu haben, während er doch nach diesem Ursprung eigentlich gar nicht gesucht, sondern nur das Uebel selbst besser zusammengefaßt und bündiger ausgesprochen hat. Denn wenn er sagt, daß bei der jetzigen Gesellschaft weder Oekonomie noch Recht herrscht, daß die Oekonomie allgemeine Arbeit und das Recht, den Genuß der Arbeitsfrucht für den Arbeiter verlange, so hat er doch die erste sich aufdrängende Frage vergessen: Durch welche Grundeinrichtung der jetzigen Gesellschaft, durch welches herrschende Prinzip ist eben diese Vernachlässigung des Rechts und der Oekonomie bedingt. Ein solches Prinzip ist wirklich vorhanden, aus welchem sowohl die Verkennung des Rechts, und in weiterer Folge die Verwahrlosung der socialen Oekonomie, oder mit Einem Worte, der ganze jetzige Gesellschaftszustand hervorgeht. Auf dieses Prinzip werde ich später zurückkommen, wenn ich bei Proudhon angelangt bin, der Erste, der das letzte Wort des gesellschaftlichen Elends ausgesprochen hat. Jetzt will ich zu Fourier zurückkehren, zu dem dritten Theile seiner Aufgabe nämlich, dessen Lösung die schwächste Seite des Fourierismus ist, obschon gerade er den Knotenpunkt des Socialismus darstellt. Der Socialismus soll ja die Mittel angeben, wie man aus dem gegenwärtigen gesellschaftlichen Zustande in einen andern, den Gesetzen der Vernunft entsprechenden übergehen könne. Dieses ist der Zweck des

Socialismus, und als unentbehrliches Mittel dient ihm die gründlichste Erkenntniß des jetzigen gesellschaftlichen Uebels. Bei Fourier ist diese Erkenntniß, wie oben angeführt, höchst oberflächlich, und deshalb sind seine Grundsätze für die Bildung der neuen Gesellschaft falsch. Ein Arzt muß vor Allem die Krankheit in ihrer tiefsten Wurzel erkannt haben, wenn er nur die Hoffnung haben soll, die Mittel zur Hebung finden zu können. Der Fourierismus in seinem dritten und letzten Theil, welcher der eigentlich positive genannt werden kann, beruht auf drei Grundsätzen: 1) Auf dem Grundsatze der individuellen Freiheit im Gegensatze zum St. Simonismus, welcher diese zu Gunsten der Gesellschaft aufhebt, so daß nach Fourier einem Jeden das Seine von selbst gehört, während der St. Simonismus es ihm erst zumessen lassen will; 2) beruht der Fourierismus auf dem Grundsatze, daß der gewonnene Reichthum zwischen dem Talent, dem Kapital und der Arbeit im Verhältnisse von drei, vier und fünf zu theilen sei. Hierin ist der Fourierismus dem St. Simonismus zum Theil entschieden entgegen, denn der St. Simonismus findet gar keine Berechtigung für das Kapital, was aber das Talent betrifft, so ist es, wie oben gezeigt wurde, ganz unklar, wie es der St. Simonismus mit seinem „Jedem nach seiner Fähigkeit" verstanden hat, und deshalb ist es nicht möglich, den Fourierismus mit dem St. Simonismus in dieser Beziehung gehörig zu vergleichen. Der dritte Grundsatz endlich ist der der Oekonomie, auf welchem Fourier's „Phalansterium" beruht, durch welches einerseits reichlichere Ausbeutung der Boden- und Menschenkraft, andererseits Ersparniß im Verbrauche des Reichthums erzielt werden soll, insofern diese Ersparniß den Genuß des Reichthums nur zu vermehren geeignet ist. Von dem Werthe dieser drei Grundsätze hängt der Werth des Fourierismus in seiner praktischen Seite ab. — In dem Grundsatze der individuellen Freiheit ist Fourier vollkommen in der Wahrheit. Es giebt nur Individuen, und diese müssen frei sein, außer dieser giebt es keine Freiheit. Unbegreiflich aber ist, woher Fourier die Berechtigung für das Kapital abgeleitet hat, um so unbegreiflicher, als er doch andererseits den Reichthum der Natur nur für die Macht in Anspruch nimmt, die ihn erarbeitet hat. Es giebt aber nur geistige Kraft, das Talent, und physische Kraft, die eigentliche Arbeit; das Kapital hingegen ist keine schaffende Potenz, das Kapital ist keine Kraft, das Kapital hat daher keine Ansprüche auf den Genuß des Reichthums, den es nicht fördern geholfen. Ueberdies aber ist die Vertheilung der Produkte zwischen Kapital, Talent und Arbeit im Verhältnisse von drei, zu vier, zu fünf, ganz willkürlich und deshalb haltlos. Was endlich das „Phalansterium" betrifft, das ist das gemeinsame Haus, mit der gesellschaftlichen Arbeit nach freier Wahl und mit Abwechselung nach Lust und Trieb, so wie auch mit dem gemeinschaftlichen Genuß, mit der gemeinschaftlichen Erziehung, und mit noch hundert andern Gemeinschaftlichkeiten, ohne Zwang indessen für die Individualität, sondern nur einerseits zur Mehrerzeugung, und andererseits zur Verhinderung des unnützen Verbrauches, so wie zur freien Entwickelung jeder Kraft, jeder geistigen Anlage, zur freien Aeußerung jeder Willensregung, und in Folge all dessen zur vollkommensten Freiheit, so gehört dieses Ganze zu den phantastischen Märchen an und für sich, überdies aber scheint Fourier ganz vergessen zu haben, daß er es mit einer gegebenen Gesellschaft zu thun hat, aus welcher er eine andere schaffen soll. Wir haben jetzt Städte und Dörfer ohne Zahl, sollen

diese alle sich in Phalansterien verwandeln, und wie soll das geschehen? Oder kümmert sich Fourier gar nicht um das Wie? Dann hört er auf, praktisch zu sein, dann hört er auf, einen Werth zu haben. Doch nein! Fourier wollte ja sein System in die Praxis einführen, er wartete ja 20 Jahre lang auf den Mann, der ihm das Kapital zur Ausführung seines Planes geben sollte, und der Schüler Fourier's, Viktor Considerant, hat erst neulich in der Kammer 1600 Hektare Boden verlangt zu einem Versuche. Wenn nun Fourier seinen unbekannten Protektor, auf welchen er so lange vergebens gewartet, wirklich gefunden hätte, wenn dem Considerant die verlangten 1600 Hektare bewilligt worden wären, wenn wirklich irgendwo ein Phanlansterium schon gegründet wäre, ja noch mehr, wenn dieses die ausgezeichnetsten Erfolge für den Augenblick, und die besten Garantien für die Zukunft liefern würde, was könnte man aus all dem für einen praktischen Schluß ziehen? Soll die ganze Welt in lauter Phalansterien umgewandelt werden? Ist denn kein Unterschied, ob dort ein Phalanster eingerichtet wird, wo leerer, unbewohnter Boden ist, oder ob man aus bewohnten Städten und Dörfern mit dazu gehörigen vertheilten Feldern und sonstigen Besitzstücken Phalansterien zu machen hat? Noch mehr Widerstand aber, als in allen übrigen Verhältnissen, liegt im Geist des Menschen und in seinem gerechten Mißtrauen gegen einen neuen Zustand, der vor Allem den bisherigen in der Weise über den Haufen stürzen soll, daß, im wörtlichsten Sinne des Wortes, kein Stein auf dem andern liegen bleibt. Der Socialismus muß die jetzige Gesellschaft organisch umwandeln, er muß sie zu einer Metamorphose bringen, sie aber nicht gewaltsam umwerfen, um dann auf diesen rasirten Boden einen neuen Bau aufzuführen.

V.

Es giebt Grundwahrheiten, die nicht bewiesen werden müssen und nicht bewiesen werden können. Wer Alles bis in den letzten Satz bewiesen haben will, der wird nothwendig zum zügellosesten Skeptiker, für welchen am Ende auch die eigene Existenz noch zweifelhaft wird, und wer es unternimmt, Alles bis in den letzten Satz zu beweisen, der bringt ein leeres philosophisches Gebäude hervor, welches nichts mehr vermag, als nebst demjenigen, der es aufgeführt, auch noch manchen andern ungründlichen Kopf zu täuschen. So geschieht es, wenn man das Moralprinzip oder das Rechtsprinzip beweisen will, so muß es auch geschehen, wenn man erst beweisen will, daß jeder Mensch, weil er lebt, auch ein Recht hat zu leben. Diesen obersten Satz des Socialismus muß man hinnehmen, und ich glaube, man kann ihn leichter hinnehmen, als irgend einen Satz von der Monarchie und in der Religion, und wäre es auch der Satz von der Existenz und dem Wesen Gottes, oder von der Unsterblichkeit der Seele. Dieser socialistische Satz von dem Leben und der Erde hat doch wahrlich viel mehr Beweiskraft in sich, als alle Sätze von der Wiederauferstehung von Himmel und Hölle, und vom göttlichen Recht der Könige obendrein. Wem aber dieses socialistische Axiom von der Vollberechtigung aller Menschen zum Genuß der Lebensgüter nicht evident genug ist, der muß den Sozialismus konsequenter Weise aufgeben, und zu den Malthusianern zählen. Fourier war Socialist von dem Augenblick

an, wo er das Elend in der Gesellschaft und ihre Verkehrtheiten erkannt hatte. Es ward ihm alsbald klar, daß jeder Mensch einen gewissen Antheil am Lebensgenuß haben muß, und doch war er mit dieser, seiner innersten Ueberzeugung nicht zufrieden, und doch suchte er mit so vieler Anstrengung, mit so vielem Aufwand von Formeln nach einer Art mathematischen Beweises, den er wohl gefunden zu haben meinte, aber wahrlich nicht gefunden hat und nicht finden konnte, denn indem Fourier zur Beweisführung immer auf andere Sätze zurückgeht, bleibt er endlich bei den willkürlicheren, und noch mehr des Beweises bedürftigen Sätzen der „Analogie," der „Harmonie" und der „Attraktion" stehen, auf welchen seine „Lehre von den Trieben," und seine „quatre mouvements" sich stützen, die dann weiter seine übrige Theorie tragen sollen. Ja! der Socialismus mußte zur Wissenschaft werden, das heißt, die Uebelstände in unserer Gesellschaft durften nicht blos von ihrer Oberfläche betrachtet, sondern in ihre Tiefe und in alle ihre Verzweigungen in alle ihre Konsequenzen rückwärts bis zur gemeinschaftlichen Quelle hin erforscht, und von dort aus umgestaltet werden. All das bildet ja eben die Kategorie einer Wissenschaft; Fourier hingegen hat seine beste Arbeit darauf verwendet, um für die Vorfrage des Socialismus, die gar keine Frage sein sollte, ein weitläufiges, und am Ende schlecht gestütztes philosophisches Echaffaudage aufzuführen. Louis Blanc und Proudhon haben den Weg Fourier's, welcher an Ueberwissenschaftlichkeit leidet, vermieden. Der Mensch hat ein Recht zu leben und zu genießen. Das ist für Louis Blanc und für Proudhon eine feste Wahrheit, ein Grundsatz, und von diesem gehen sie ohne weiteres aus, auf diesen Satz berufen sie sich, er aber braucht sich weiter auf nichts zu berufen. Noch ein anderer Unterschied zwischen den socialistischen Systemen Louis Blanc's und Proudhon's einerseits, und dem Fourierismus, so wie auch zum Theil dem St. Simonismus und Kommunismus andererseits besteht darin, daß jene ihre ganze Aufgabe in der Lösung der industriellen Seite der socialistischen Frage gesucht, während diese mehr oder weniger einzelne Seiten herausgesucht, so daß man im ersten Augenblicke den Kommunismus, St. Simonismus und den Fourierismus für universeller halten könnte, in der Meinung nämlich, daß diese nicht nur dem hungrigen Brodgeber, sondern auch vieles Andere, und mitunter Alles, was in unserer Gesellschaft verschoben und verschroben ist, gerade drehen und ausgleichen wollen. Bei genauer Prüfung wird man aber finden, daß Louis Blanc und Proudhon nicht aus Einseitigkeit oder im Dienste des Materialismus, sondern im Sinne eines Prinzips ihre Systeme so gegründet haben. Louis Blanc und Proudhon haben erkannt, daß die vielfachen Gebrechen unserer Gesellschaft, wie groß auch ihre Zahl, und wie mannigfach ihre äußere Natur erscheinen mag, dennoch alle zusammen nur Folgeübel der materiellen Krankheit sind, und daß mit dieser der ganze Krankheitszustand der Gesellschaft aufgehoben werden kann und muß. Man gebe den Menschen nur materiellen Lebensgenuß genug, und alles Uebrige muß sich finden. Louis Blanc und Proudhon haben daher in doppelter Weise darauf hingearbeitet, den Socialismus zu einer ökonomischen Wissenschaft zu machen. Einerseits nämlich, indem sie zu verstehen gaben und zu beweisen suchten, daß alle Uebel in der Gesellschaft in ihrer Wurzel nur Eins sind, andererseits, indem sie die Quelle dieses Uebels aufzusuchen, mehr oder weniger Anstrengungen machten. Brodmangel für so viele Menschen ist von nun an das Grundübel, dem der Socialismus abhelfen soll, und

er wird es nicht eher im Stande sein, bis er die Grundursache dieses Grundübels ausgespürt hat.

Folgendes ist zuerst die Logik von Louis Blanc, die ihn zum Ziele, das heißt zur Grundursache des gesellschaftlichen Uebels führen soll. — Worin besteht das gesellschaftliche Elend? Nicht etwa darin, daß so viele Menschen überhaupt an allen Mitteln zur Befriedigung der natürlichen Bedürfnisse Mangel leiden, daß so viele Menschen hungern, frieren und obdachlos sind. Denn wer genießen will, muß sich darum bemühen, wer das Recht des Genusses haben will, muß die Pflicht der Arbeit auf sich nehmen, und der Socialismus ist nicht berufen, Müßiggänger zu protegiren und zu ermuthigen, sondern er ist vielmehr der unversöhnlichste Feind der Müßiggänger, und nur ein Sachwalter der Arbeit und der Arbeitenden. Worin also besteht denn das gesellschaftliche Uebel, insofern ihm der Socialismus wirksam entgegentreten soll? Darin 1) daß so viele Menschen bei der größten Arbeitslust und Arbeitsfähigkeit, doch keine Arbeit bekommen, also als gezwungene Müßiggänger gar nichts erwerben, und deshalb auch jeden Lebensgenuß entbehren müssen; 2) darin, daß wieder andere zahllose Menschen, wohl Arbeit finden, und viel und gut arbeiten, aber einen so geringen Lohn dafür bekommen, daß sie dafür die nothwendigsten Bedürfnisse nur mit aller Kargheit befriedigen können, so daß der karge Lohn sie krank macht, während die angestrengte, den ganzen Tag und noch einige Stunden darüber verschlingende Arbeit eben so sehr zur Zerstörung ihrer Gesundheit, als zur geistigen Verwahrlosung und Verwilderung und zur moralischen Versunkenheit führt. Unbezahlte Arbeit und unbeschäftigte Arbeitskraft sind die beiden Ausdrücke für das gesellschaftliche Elend; Hunger, Siechthum, Bettel, Laster und Schande hängen daran. — Louis Blanc fragt nun gründlicher Weise weiter: Woher kommt es denn, daß die Einen gar keine Arbeit, die Andern aber nur gegen so geringen Lohn, und nur unter den übrigen oben angeführten verzweifelten Bedingungen Arbeit finden können? Louis Blanc war nicht nur klar in der Frage, sondern auch richtig und treffend in der Antwort, die er in dem Worte K o n k u r r e n z formulirt hat. Louis Blanc hat nämlich erkannt, daß zu viele Arbeiter und zu wenig Arbeit vorhanden sei, daß daher jeder Arbeiter, um nicht arbeitlos zu bleiben — und viele müssen es doch bleiben — die Andern an Bescheidenheit der Ansprüche auf Arbeitslohn zu überbieten sucht, um seinerseits wieder von einem Dritten überboten zu werden, so daß endlich diejenigen, welche sich noch glücklich schätzen müssen, die Arbeit für sich behauptet zu haben, für ein Minimum von Arbeitslohn ihre ganze Zeit, ihre ganze Kraft und ihren ganzen Fleiß, das heißt ihr ganzes leibliches Leben, und dabei zugleich den ganzen geistigen und moralischen Menschen hingeben, während die andern minder Glücklichen, oder, um nicht schmerzlich ironisch zu sein, noch mehr Unglücklichen, ganz ohne Arbeit bleiben, um es im Hungern, Siechen, Betteln, im Laster und in der Schande noch weiter treiben zu müssen. Der Antheil Beider ist eine trockene Brodkrume, ein mit Lumpen halb bedeckter Körper, ein finsteres, nasses, von mefitischer Luft erfülltes Kellerloch, das Straßenpflaster, das Krankenhaus, der Kerker und das Prostitutionshaus. Bei der K o n k u r r e n z ist Louis Blanc, als bei dem letzten Grunde des gesellschaftlichen Elends stehen geblieben. Warum aber? Warum hat er nicht weiter gefragt, woher diese Konkurrenz rühre, oder mit andern Worten, woher es komme, daß mehr Arbeiter vorhan-

den sind, als die nöthige Arbeit erfordert? Genug, Louis Blanc hat mit der möglichsten Klarheit und in der überzeugendsten Weise die Folgen der Konkurrenz dargethan, aber nach ihrer Ursache zu fragen, hat er versäumt, und deshalb kann man schon im Voraus überzeugt sein, daß sein Mittel zur Heilung des Uebels nicht die schädliche Ursache treffen, und folglich sich als unbrauchbar erweisen werde. Die Prüfung seines Systems bestätigt den Beweis a priori. — Eigentlich hätte Louis Blanc, um konsequent zu sein, ein Mittel suchen müssen, um die Zahl der Konsumenten dadurch die Konsumtion selbst, dadurch die die Massen der nöthigen Produkte, und weiter die Arbeit zu vergrößern, und die Konkurrenz mit allen ihren schädlichen Folgen wäre aufgehoben. Sobald die Arbeit den Arbeiter suchen wird, anstatt daß bisher der Arbeiter der Arbeit nachlaufen mußte, und allzu oft ohne sie wirklich erreichen zu können, alsobald wird kein Arbeiter mehr arbeitlos sein, jeder Arbeiter wird sich seine Arbeit gehörig bezahlen, und sich dabei noch Zeit zur Erholung lassen in der Beschäftigung mit seiner geistigen Ausbildung. Im letzten Ausdruck hätte die Aufgabe für Louis Blanc also sein sollen, Konsumenten zu schaffen. Louis Blanc aber hat diesen Weg mit Recht vermieden. Louis Blanc wußte, daß man eigentlich keine Konsumenten erst zu suchen braucht, daß sie potentia schon da sind, daß sie die Konsumtionsmittel eben so sehr suchen, wie die Konsumtionsmittel die Konsumenten suchen. Es sind ja all die Millionen eben von Arbeitern mit und ohne Arbeit da, die bei den jetzigen Verhältnissen nur so äußerst wenig konsumiren können, die aber die Konsumtion vervielfachen würden, sobald sie nur die Mittel hätten, so daß man nicht erst Konsumenten suchen muß, um die Mittel der Arbeiter zu vergrößern, sondern man muß die Mittel der Arbeiter vergrößern, um sie zu Konsumenten zu machen. Das ist der Weg, den Louis Blanc auch wirklich eingeschlagen hat. Für alle Arbeiter soll der Tagelohn erhöhet, die Zahl der Arbeitsstunden herabgesetzt, und dadurch indirekt zum größten Theil, aber auch direkt zum Theil soll für alle Arbeiter Arbeit hergeschafft werden. Diese Aufgabe überweist Louis Blanc dem Staate, und wie er in der „Konkurrenz" den letzten Ausdruck für das gesellschaftliche Mißverhältniß gefunden zu haben glaubte, eben so stellte er als den letzten Ausdruck seines socialistischen Systems die „Associationswerkstätten" hin. Die Associationswerkstätten sind Werkstätten, welche der Staat im großen Style für alle Zweige der Industrie, und unter verändertem Namen auch für die Urproduktion errichtet, und welche mit allen Arbeitern bevölkert werden sollen, die in Privatwerkstätten keine Unterkunft finden. Nebst diesen Lokalitäten streckt der Staat den verschiedenen Arbeiterassociationen, welche sich in denselben bilden, auch noch die nöthigen Geldsummen vor, um Arbeitsmaterial und Arbeitsinstrumente anzuschaffen. Der Staat setzt ferner den Tagelohn für jeden Arbeiter in den Associationswerkstätten fest, und berücksichtigt dabei die Bedürfnisse des Arbeiters. Dieser Tagelohn ist für den Arbeiter das sichere Minimum seines Arbeitsertrags, denn was die Arbeit nach Abzug der Arbeitskosten an reinem Gewinn abwirft, wird noch in drei Theile getheilt, wovon Ein Theil an die Arbeiter über ihren fixen Tagelohn hinaus abgegeben wird, während der zweite Theil zur Tilgung der Interessen für die vom Staate aufgenommenen Kapitalien, und auch zur Tilgung der Schuld selbst verwendet wird, der dritte Theil aber zur Deckung etwaiger Verluste in der einen oder andern Association, und zur Gründung neuer oder zur Erweiterung der

alten Associationen, endlich zur Gründung einer Reservekasse für alte und kranke Arbeiter dient. Das Wesentliche dieses Systems besteht darin, daß der Staat den Arbeitern alle Mittel darbietet, damit sie für sich und unabhängig von Arbeitgebern arbeiten, daß von vorn herein der Tagelohn für jeden Arbeiter im Verhältniß zu seinen natürlichen Bedürfnissen berechnet, daß endlich der Arbeiter durch die Aussicht auf einen Theil des Reinertrags der Arbeit, so wie auf einen Versorgungsfond für seine alten Tage, oder für den Fall eines Unglücks, für das Gedeihen der Association interessirt, und zum Fleiß und Eifer aufgemuntert werde. Diese Associationswerkstätten verhalten sich daher zu Privatwerkstätten wie folgt: 1) In den Associationswerkstätten ist der Arbeitgeber zugleich der Arbeiter. Beides ist die Association selbst, während in der Privatwerkstätte Arbeitgeber und Arbeiter, so wie die Interessen Beider getrennt sind. 2) In der Associationswerkstätte hat die Association als Arbeiter neben dem hohen Tagelohn auch noch einen Theil des Reinertrages in Aussicht, während in der Privatwerkstätte der Arbeiter ausschließlich auf seinen kargen Tagelohn hingewiesen, an der Arbeit selbst weiter kein Interesse findet. 3) In der Associationswerkstätte hat die Association als Arbeitgeber doch wenigstens den Tagelohn als sichern Minimalgewinn einzustreichen, während in der Privatwerkstätte der Arbeitgeber nicht nur keine Garantie für irgend einen Gewinn, sondern auch noch die Gefahr eines Verlustes findet. 4) In der Associationswerkstätte ist der Association als Arbeitgeber nur ein Theil des Reinertrags zugedacht, während in der Privatwerkstätte dem Arbeitgeber der ganze Reinertrag zufällt. 5) Endlich in der Associationswerkstätte werden die Verluste der einen Association durch die Gewinnste anderer gedeckt, während in den Privatwerkstätten die Theilhaber im Verluste ganz verlassen und auf sich allein gewiesen sind. —

Man denke sich eine einzige große Kompagnie, welche ein weitläufiges System von Geschäften, sowohl im Gebiete der Landwirthschaft, als auch der Industrie und des Handels vertritt, daß ferner diese Kompagnie zum Betriebe ihrer ausgedehnten Geschäfte ein entsprechend großes Kapital erborgt hat, und sich daher genöthigt sieht, einerseits einen Theil des Gewinnstes zur Tilgung der Schuld und zur Abtragung der Interessen zu verwenden, andererseits den Verlust in Einem Geschäftszweige durch einen Theil Gewinn in einem andern auszugleichen, so daß erst der Ueberrest nach Abzug der beiden Gewinnsttheile zur Deckung einseitiger Verluste zur Abtragung der Schuld, und zur Zahlung der Interessen als Reinertrag für die Gesellschaft anzusehen ist. Man denke sich ferner, daß in dieser Kompagnie alle Mitglieder zugleich und die alleinigen Arbeiter sind, so hat man vollkommen die Idee, welche dem Systeme der Associationswerkstätten zu Grunde liegt, wobei jedoch noch der Staat hinzu zu denken ist, welcher jedem Arbeiter in der Association oder jedem Mitgliede der Kompagnie einen ziemlichen Verdienst als Tagelohn garantirt.

Sollte man nun glauben, daß dieses System noch etwas zu wünschen übrig läßt? Sind in diesen Associationswerkstätten nicht alle Arbeiter beschäftigt, sind sie nicht gut bezahlt, sind sie nicht aus abhängigen, auf den bloßen Tagelohn angewiesene Arbeiter zu freien, selbstständigen Geschäftsunternehmern geworden? Sind dabei aus Tagelöhnern nicht Arbeitsherrn gemacht worden? Können endlich dann, wo die Konkurrenz zwischen den Arbeitern aufgehört hat, nicht auch die Arbeitsstunden herabgesetzt werden, so wie der Tagelohn erhöhet wurde, und kann ein Theil der jetzigen Arbeitszeit nicht zur Ausbildung

des Geistes verwendet werden? Sind mit Einem Worte durch die Associationswerkstätten nicht alle wunden Stellen der Gesellschaft geheilt? Vielleicht, aber wenn nur die Associationswerkstätten schon eingerichtet daständen. Doch es handelt sich ja darum, sie zu errichten, hierzu gehört Geld, und zwar viel Geld, für Frankreich z. B. einige Milliarden, und es fragt sich vor Allem ernstlich, woher diese nehmen. Im Jahre 1848, am denkwürdigen 15. Mai hat der edle Barbès eine Milliarde als Steuer auf die Reichen verlangt. Als er ein halbes Jahr später für diesen 15. Mai vor dem unkompetenten Gerichtshof zu Bourges stand, beschränkte er seine Vertheidigung in edel trotziger Weise auf die Erklärung, daß er es bedauere, nicht zwei Milliarden verlangt zu haben. Ich für meinen Theil glaube, er hätte auch mit zwei Milliarden zu wenig gehabt, wenn er sie nach dem Plane von Louis Blanc hätte verwenden wollen, in jedem Falle aber stockt hier das System Louis Blanc's, denn es bleibt die große Aufgabe stehen, wie die etliche Tausend Millionen herbeigeschafft werden sollen. Im ersten Augenblick könnte man meinen, daß, da das ganze Wohl der Gesellschaft von dieser Summe abhängig ist, man ja durchaus um ihre Herbeischaffung nicht verlegen werden dürfe; aber wenn man sich erinnert, daß gar manches Menschenleben, das ganze Glück ganzer Familien oft an wenigen Franken zu Grunde geht, so wird man es begreifen, daß auch die Restauration der ganzen Gesellschaft, oder das Glück von Millionen an einigen Tausend Millionen Silberstücken scheitern kann.

Und so ist es auch. Wenn der Socialismus zu einem Baarvermögen von *einigen* Tausend Millionen seine Zuflucht nehmen müßte, so wäre er verloren. Denn auf welche Weise soll jene Summe aufgebracht werden vom Staate? Etwa durch eine Zwangssteuer auf die Reichen, wie Barbès verlangt hat? Dann begeht der Socialismus von vorn herein einen Akt der Gewalt, und geräth mit sich selbst in Widerspruch, da er in seinem Prinzipe die Freiheit zu erweitern hat. Ueberdies ist der Socialismus ja im Dienste der Gesellschaft, auf dem erwähnten Wege aber würde er alsogleich die halbe Gesellschaft gegen sich herausfordern, und er hat durch seine Gewaltmaßregel das gegen sich, was er als Kommunismus und St. Simonismus, so wie auch als Fourierismus gegen sich hatte, nämlich den Widerstand der Gesellschaft selbst. Dasselbe gilt von einer Zwangsanleihe. An eine freiwillige Anleihe aber, wie Louis Blanc wahrscheinlich meint, ist nicht zu denken, weil man ja eben den guten Willen der Kapitalisten dazu braucht, diese aber, wir kennen sie ja, haben oft bereitwillig ihre Geldsäcke geöffnet, wo es galt, die Freiheit zu unterdrücken und die Noth der armen Klasse noch zu steigern, niemals aber, wo es galt, auf ihre eigenen Kosten die Freiheit zu erweitern und den Hunger ihrer Mitbrüder zu stillen. Louis Blanc hat ganz gewiß vergessen, bei der Humanität des Hauses Rothschild nachzufragen.

Eine Nacht in Wien.

Durch zerriss'ne, schwarze Wolkenschleier
Blickt der Mond so traurig ernst herab'
Und sein Licht bescheint zur Todtenfeier
Einer kühnen Jugend frühes Grab.
Dicht gedränget ruhen hier die Leichen,
Eingescharrt von ihrer Mörder Hand,
Alle kämpften für den einen reichen
Schönen Heldentod um's Vaterland.

Ströme Lebens sind ins Licht geflossen,
Bis im Abendroth verhallt' die Schlacht;
Purpurn hat die Donau sich ergossen —
Doch das Alles birgt jetzt tiefe Nacht.
Durch die Gassen tönet des Kroaten
Und des Tschechen wilder Sieg'sgesang;
Dir, o Deutschland, gelten ihre Thaten,
Ihre Lieder deinem Untergang!

Feuer glimmen an der Donau Strande —
Deine Todesfackeln, schönes Wien!
Auf des Schlachtfelds blutgetränktem Sande
Ruh'n die Todten von des Kampfes Müh'n: —
Da erhebt ein Schatten sich so schaurig,
Groß und riesig, göttlich anzuseh'n,
Ein Phantom, so scheint es, ernst und traurig,
Prächtig in der Locken dunklem Weh'n;

Flatternde Gewänder sie umfließen,
Diese ernste, zürnende Gestalt,
Nieder von dem Haupt bis zu den Füßen
Ihr ein weißer, blut'ger Schleier wallt.
Freiheit ist's, die wandelnd unter Leichen
Ihrer liebsten Söhne Gräber sucht
Und mit Mienen, jammervollen, bleichen,
Also ihren Mördern schrecklich flucht:

„Weh' dir, Wütherich, und deinen Horden,
Dreimal weh' auf dein verfluchtes Haupt!
Nicht um ihrer Leiber blutig Morden,
Um die Zukunft, der du sie geraubt.
Sie ist mein und liegt in meinen Händen,
Diese da erzog ich ihrer That;
Gegen bessern Feind wollt' ich sie senden:
Vaterland, dir galt die junge Saat!

„Da erscheinst du, um in Staub zu treten
Meine Jugend sammt dem Vaterland,
Hast die Stadt, wo meine Banner wehten,
Freventlich verwüstet und verbrannt.
Aber zittre, Alba, deinem Lohne!
Selbst ein Kaiser schützt dich nicht vor mir,
Ungestraft faßt Keiner meine Krone,
Denn die Gottheit selbst trägt mein Panier.

„Darum ruhet sanft, ihr meine Söhne,
Eines Tags schon räch' ich den Verrath,
Strafe den Verräther und versöhne
Der Geschichte unerhörte That.
Dann aus eurem Blut will ich erwecken
Einen Mann, der das Jahrhundert führt,
Nicht zum Sieg durch Todesschrecken,
Der die Welt durch meinen Geist regiert.

„Und in euren Gräbern sollt ihr lauschen,
Wie verhallt der wilde Schwerterklang,
Und durch alle Wälder soll es rauschen
Von der Freiheit lieblichem Gesang." —
Sprach's und ging gesenkten Haupts vorüber,
Auf dem Felde nichts sich rührt und regt —
Nur der Nachtwind ist's, der hin und wieder
Eins der Schwerter klirrend noch bewegt.

Nikolaus Lenau.

Düster im stillen Kämmerlein
Sitzt er in trauriger Einsamkeit,
Starrt ins dämmernde Licht hinein,
Fühlt und ahnet nicht Raum und Zeit.

Furchig die einst so strahlende Stirn,
Krampfhaft der einst so lächelnde Mund,
Wirr, zerrissen das bebende Hirn,
Herz und Seele zu Tode wund; —

Also sitzt er in Einsamkeit
Schweigend im stillen Kämmerlein,
Fühlt und ahnet nicht Raum und Zeit,
Starrt ins dämmernde Licht hinein. —

Draußen aber im Ungarland —
Hei! da rasselt die Freiheitsschlacht, —
Wo seine Wiege einst friedlich stand,
Hält nun vielleicht der Czikos Wacht.

Wo er als Jüngling einst träumend schritt,
Ahnend der Freiheit künftigen Sieg,
Braust nun sein Volk mit ehernem Tritt,
Kämpfend in riesigem Freiheitskrieg.

Aber mit wahnsinnumfangener Stirn
Sitzt er in trauriger Einsamkeit, —
Wirr, zerrissen das bebende Hirn,
Fühlt und ahnet nicht Raum und Zeit. —

O wie schwäng' er nun flammenden Sang
Zündend ins brausende Volk hinein!
O wie wallte sein Freiheitsdrang
Jetzo glühend im Schwerterschein!

Schmetternd flöge sein Liedes-Ruf
Vor den Reihen der Kämpfer her,
Bis von der Ungar-Rosse Huf
Blutig der Feind zertreten wär'!

Sauste mit Lieder- und Waffenklang
Selbst wohl kühn in die wogende Schlacht,
Bis eine Kugel ins Herz ihm drang
Oder den Völkern der Sieg gebracht! —

Aber mit krampfhaft lächelndem Mund
Sitzt er im stillen Kämmerlein,
Herz und Seele zu Tode wund,
Starrt er ins dämmernde Licht hinein.

Hermann Rollet.

Inhalt des zweiten Quartals.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.





